Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Achtzehnter Jahrgang.

1891.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.
Franz Lipperheide.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Inhalts-Verzeichniß.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

Romane, Novellen und Skizzen.

Gabriele. Novelle von Otto Roquette. 1, 9, 17, 25.
Der kleine Punkt. Ein Märchen von O. Bertramin. 4.
Ein Tag aus meiner Ehe. Ein Brief-Fragment von C. Berg. 14.
Die Glocke von Poltawa. Eine Historiette von Leopold von Sacher-Masoch. 20.
Sie macht Gedichte. Humoreske von H. von Kahlenberg. 30.
Zwei alte Jungfern. Erzählung von A. Trinius. 33.
Schneewittchen. Aus der Kinderwelt von A. Noël. 37.
Ein Schlag. Novellette von A. von der Elbe. 41.
Zu spät. Skizze von M. Day. 46.
In den Zwölf-Nächten. Novelle von Claire von Glümer. 49, 57, 65.
Herbst-Sonnenschein. Skizze von Celeste von Hippel. 53.
Mynheer de nieuwe Doctor. Ein holländisches Dorfgeschichtchen von Wanda Bartels. 60.
Retouche. Eine Geschichte in der Luft von Gabriele von Lieres und Wilkau. 68.
Die Nachbarn. Ein Märlein von Marie von Ebner-Eschenbach. 71.
Aus Meister Rochus Gundlach's Merkbuche. Von L. Bürkner. 73.
Die Physiognomie des Arbeitstisches. Studienblätter von Egon von Feldern. 78.
Gigi's Vater. Ein Charakterbild von Richard Voß. 81.
Lohengrin. Aus dem Tagebuche einer höheren Tochter. Von H. von Kahlenberg. 84.
Ein Augenblick. Skizze von A. Her. 86.
Eine Seemanns-Mutter. Ein Bild von der deutschen Küste. Von Friedrich Meister. 89.
Die kleine Amazone. Skizze von A. Noël. 93.
Das Gut im Monde. Novelle von Marie von Olfers. 97, 105, 113, 121.
Die kleine Anita. Von A. von Klinckowstroem. 100.
Wie ich Münchhausen fand. Von Vincent St.-Lerche. 108.
Tschefika's Ausflug nach Gök-Su. Aus dem türkischen Frauenleben von Gottfried Albert. 116.
Eine Puppengeschichte. Novellette von Ella Berg. 118.
Klepper und Vollblut. Eine Fabel von Richard von Hartwig. 124.
Die Frau Lieutenant. Novellette von A. Godin. 129.
Die Anhänger. Ein Märlein von Marie von Ebner-Eschenbach. 135.
Die Madonna „del divino amore". Ein Stillleben von Richard Voß. 137.
Die drei Arten der Weiber. Eine Sansibarische Legende, nacherzählt von F. Meister. 142.
Zum Fenster hinaus. Eine hygieinische Novelle von Heinrich Steinhausen. 145, 153, 161.
Ein Jugendtraum. Novellette von L. Bürkner. 148.
Der neue Herr. Stoßseufzer eines alten Herrn. Von H. von Kahlenberg. 158.
Ehestands-Geschichtchen. Tausend Thaler. Von Fedor von Zobeltitz. 164.
„Wer hat dich, du schöner Wald . . .?" Eine Lieder-Erzählung aus dem Leben Felix Mendelssohn-Bartholdy's von Ernst Pasqué. 170, 177.
Die Rosen von Sanct Märten. Eine kleine Geschichte von Friedrich Nonnemann. 174.
Wer Recht hat? Von Marie Stona. 179.
Ein sprechendes Armband. Eine Weihnachtsgeschichte von Hermine Billinger. 185.
Die verlorene Seele. Ein Christnacht-Märchen von Max Hochberg. 190.

Gedichte.

In der Neujahrsnacht. Von Betty Paoli. 3.
Drei Sprüche. Von Betty Paoli. 3.
Gedankensplitter. Von Albert Roderich. 11.
Frauenhaar. Von Otto Julius Bierbaum. 27.
Der Bergsee. Von Martin Greif. 43.
Ich finde den alten Klang nicht mehr . . . . . Von Frida Schanz. 83.
Blumen am Wege. Von A. Godin. 99.
Am Ziel. Von Frida Schanz. 115.
Fang' ein den gold'nen Sonnenschein! Von Ernst Behrend. 139.

Biographisches.

Betty Paoli. 7.
Luitpold, Prinzregent von Baiern. Von Fedor von Köppen. 45.
Dr. med. Elisabeth H. Winterhalter. Von H. Lehnert. 83.
Emmy von Dincklage-Campe †. Von Helene Pichler. 119.
Die Mutter Giacomo Meyerbeer's. Ein Gedenkblatt zu Meyerbeer's hundertjährigem Geburtstage. Von Adolph Kohut. 135.
Die deutsche Sappho. Ein Gedenkblatt zum hundertsten Todestage von Anna Luise Karsch, am 12. October 1891. Von Arthur Hammer. 147.
Angelika Kauffmann. Zur einhundertundfünfzigsten Wiederkehr ihres Geburtstages. Von Georg Malkowsky. 166.

Reiseskizzen u. dergl.

Aus dem Corsenlande. Von Eugen von Jagow. I. 31. II. 46.
Aus der Petersburger Gesellschaft. Von C. Willms. 51.

Natur und Kunst, Altes und Neues.

Die Kunst des Essens. Gedanken über das Menu. Von Gregor Samarow. I. 6. II. 14.
Die Bekämpfung der Schwindsucht. Von Dr. Fr. Dornblüth. 7.
Ein Winterspaziergang im Walde. Von O. Altmann. 12.
Tolstoy's Heim und seine Bewohner. Von R. Löwenfeld. 19.
Musik in und außer dem Hause. Von F. Benefeld. I. 22. II. 39. III. 62.
Talisman. Canone a 4 voci uguali. Von H. Dorn. 24.
Zur Geschichte der Nähmaschine. Von Heinrich Theen. 27.
Literarische Plaudereien. Deutsche Literatur. Von Klaus von Rheden. 31.
Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. Von Jakob von Falke. I. 35. II. 51.
Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy und ihre „Letzten Gedichte". Von Eugen Baron d'Albon. 39.
Vom Carnevalsfest des Münchener Künstlerinnen-Vereins. Von A. Freund. 43.
Ein Blick in das Reich Lucull's. Von Detlev von Geyern. 48.
Literarische Plaudereien. Zur literarischen Bewegung in Italien. Von Siegfried Samosch. 54.
Eine Epistel über die Gefallsucht. Von Gustav Beyer. 60.
Das Reiten der Damen im Herrensitz. Von Victor Happrich. 63.
All Heil! Das Radfahren vom Standpunkt der Familie. Von Balduin Groller. 70.
Literarische Plaudereien. Englische Literatur. Von K. Schirmacher. 71.
Thee. Von Hanns von Spielberg. 79.
Wie man die Lebenslasten tragen sollte. Allerlei Gedanken von E. Zoeller-Lionheart. 84.
Die Ausstellung orientalischer Teppiche in Wien. Von Julius Lessing. I. 86. II. 94. III. 103.
Kieler Sprotten. Von Hasso Harden. 92.
Deutsche Weiblichkeit. Von Otto Neumann-Hofer. 94.
Literarische Plaudereien. Neue deutsche Romane. Von Klaus von Rheden. 102.
Sinnsprüche. Von Julius Grosse. 107.
Aus den Erinnerungen einer Theater-Garderobière. Von Anna Löhn-Siegel. 110.
Luxus und Eleganz. Von C. Schreiber. 110.
Edelsteine. Von Gregor Samarow. I. 111. II. 127.
Charlotte von Schiller und ihr literarisches Schaffen. Von Julius W. Braun. 116.
Wiener Kaffeehäuser. Von Balduin Groller. 123.
Erzieherinnen-Wesen in Paris. Ein Mahnwort für Alle, die es angeht. Von Marianne Hoernes. 126.
Ein Sommer-Ausflug zu Alphonse Daudet. Von Adolf Gerstmann. 131.
Theodor Körner. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstage. Von H. von Remagen. 139.
Kaiserin Augusta als Erzieherin. Von Adolph Kohut. 142.
Literarische Plaudereien. Zur literarischen Bewegung in Italien. Von Siegfried Samosch. 143.
Ibsens Dramen auf der englischen Bühne. Von einem Freunde nordischer Dichtung in London. 150.
Wo die Schwalbe baut. Von F. A. B. Heft 19. Beiblatt.
Sinnsprüche. Von Anna Gräfin Pongrácz. 155.
Franz von Lenbach's Heim. Von Wolfgang Brachvogel. 156.
Wendungen und Wandlungen in der italienischen Opernmusik: Aida, Othello, Cavalleria Rusticana. Von Heinrich Ehrlich. 164.
Die Frau im Kriege. Von Fedor von Köppen. 172.
Marci panis. Von Hasso Harden. 180.
Mozart und die Frauen. Eine Erinnerung an den 5. December 1791. Von F. Benefeld. 182.
Der Schlaf. Eine Plauderei von Ernst Koppel. 183.
Gesicht und Toilette. Von Ernst Schulz. 188.

Kunstgewerbliches.

Die Thierwelt als Verzierung. Von Max Haushofer. 15.
Rauchmalerei. Von M. Kossak. 144.
Bronzirte Siegellack-Malerei, als Imitation japanischer Metall-Auflagen. Von E. F. 152.
Neuheiten in Photographie-Rahmen. Von Olga Altmann. 168.
Spiegelrahmen und Windschirm. Heft 23, Beiblatt I.
Gemalte Gobelins. 192.

Verschiedenes.

Versuchter Ausgleich. 7.
Zwischen zwei Feuern. 7.
Unschlüssig. 15.
Die neue Favoritin. 15.
Junggesellen-Leiden. 23.
Abend an der See. 23.
Mignon. 32.
Die Verstoßene. 32.
Am Fasttage. 32.
Romantische Landschaft. 40.
Die Politiker. 55.
Quintett. 55.
Alte Freunde. 63.
Der Thee. Aus Wilhelm Hauff's „Mann im Monde". Im Beiblatte zu Heft 8.
Junge Liebe. 71.
Mondaufgang im Schwarzwald. 71.
Otto Roquette. 71.
Frühling. 80.
Nach dem Fischfang. 80.
Erstes Gebet. 80.
Milchmarkt in Amsterdam. 88.
Schlecht' Wetter. 103.
Bange Stunden. 104.
Großmutter liest. 111.
Antonie Schläger als Santuzza in Mascagni's Oper „Cavalleria rusticana". Im Beiblatte zu Heft 14.
Seemanns-Scherze. 120.
Rückkehr aus den Ferien-Kolonien. 128.
Sudan-Neger. 136.
Schutzengelfest. 136.
Abschied. 151.
Fischerdorf am Zuider-See. 151.
Die Schmollenden. 159.
Treue Kameraden. 167.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eine Gewissensfrage. 167.
Der Marktplatz zu Kassel. 175.
Prinz Friedrich August von Sachsen und seine Braut, Louise Antoinette, Erzherzogin von Toscana. 175.
Gaud, aus Pierre Loti's „Islandfischern". 176.
Anna Schramm als „Amme" in „Romeo und Julia." Im Beiblatte zu Heft 22.
Nicolo-Markt in Wien. 184.
Winterzauber. 191.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 254.—257. Blatt. Beiblatt zu Heft 1, 3, 10, 16.
Literarisches. Beiblatt zu Heft 1, 3, 7, 9, 11, 12, 13, 17, 18, 23 (II), 24 (II).

Practische Winke für die Reise.

Reise-Notizbuch. 63.
Reisekorb. 63.
Bergtouren. 71.
Nochmals Reise-Hygieine. 72.
Aufbewahrung von Geld. 80.
Eine Handtasche. 80.
Verschiedene kleine Rathschläge. 80.
Arbeits-Behälter. 88.
Mal-Utensilien. 88.
Reisekocher. 96.
Seekrankheit. 96.
Etwas zur Fußpflege auf Reisen. 96.
Schweizer Reisen. 104.
Höflichkeit auf Reisen. 111.
Reiseroute für die oberitalienischen Seen. 128.
Ein stiller Winkel. 128.

Aus der Frauenwelt.

Beiblatt zu Heft 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23 (II), 24 (II).
Zur Fest-Chronik. Beiblatt zu Heft 4.
Aus der Saison. Beiblatt zu Heft 5.

Die Mode.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23 (II), 24 (II).
Reit-Kostüme für das Reiten der Damen im Herren-Sattel. Beiblatt zu Heft 13.
Neue Herren-Moden. Beiblatt zu Heft 2, 4, 6, 9, 11, 15, 18.
Herren-Hut- und -Cravaten-Moden für Herbst und Winter. Beiblatt zu Heft 21.

Handarbeiten.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 22.
Weihnachtsmesse des Vereins Berliner Künstlerinnen. Beiblatt zu Heft 1.
Ein neues Malmittel. Beiblatt zu Heft 2.
Ungarische Bauern-Stickerei. Beiblatt zu Heft 5.
Windschirm mit Stickerei und Malerei. Der Rücken mit Goldbronze-Malerei. Beiblatt zu Heft 12.
Weihnachtsarbeiten. Beiblatt zu Heft 21, 23 (I).
Von der Künstlerinnen-Messe. Beiblatt zu Heft 24 (I).

Für's Haus.

Die Schularbeiten unserer Kinder. Von Adolph Schulze. 8.
Etwas vom Gürtel. Von H. Oehmke. 15.
Eine Wohlthätigkeits-Plauderei. Von Toni Grosse. 23.
Das Ei auf dem Küchenzettel. Von Tony Pauly. 32.
Aleuronat-Mehl und Aleuronat-Brod. Von Dr. Fr. Dornblüth. 40.
Vom Fleisch und seiner Verwendung in der Küche. Von Elisabeth Kaselowsky. 40.
Das Anrichten der Schüsseln. Von Antoinette von T. 47.
Kuchengebäck für die Osterzeit. 47.
Eis im Hause. Von Dr. O. Stein. 55.
Gastronomische Vornamen. Von E. M. Schranka. 63.
Allerlei Nachtisch. 72.
Maria vom rothen Kreuz. Von Zoë von Reuß. 79
Der Speisetisch. Von Luise Holle. 86.
Erfrischungen für heiße Sommertage. 86.
Sparsamkeit. 96.
Einmachen der Früchte. 96.
Silber-Service für den Nachtisch. 96.
Saccharin. 96.
Das fragende Kind. Von Margarethe Henke. 102.
Verwerthung der Erdbeeren. 104.
Fenstervorhang aus Cigarren-Bändchen. 104.
Kleine Blumen, kleine Blätter. Winke für sommerliche Handarbeiten. Von Pauline Doubberck. 111.
Unser armer Backfisch. Von Luise Holle. 120.
Hochzeits-Geschenke. 120.
Die Poesie der Farben. Von M. Kossak. 127.
Die Hausfrau als Chemiker. 136.
Die Industrie der Dörr-Gemüse. Von Dr. Max Vogel. 143.
Eine brennende Frage. Von P. G. Heims. 158.
Unsere Gesellschaftsessen. Größeres Abendessen für October. Von Luise Holle. 160.
Das Papier auf der Tafel. Von Elisabeth Kaselowsky. 167.
Die schleichenden Gifte im modernen Lebenshaushalte. Allerhand Warnungen von Heinrich Theen. 175.
Unsere Gesellschaftsessen. Einfaches Mittagessen für November. Von Luise Holle. 176.
Zum Feste. 176.
Der Ton im Hause. Von B. Marbeck. 184.
Eine neue Plättvorrichtung. 184.
Email-Malerei. 191.
Feine moderne Briefpapiere. 191.
Allerlei Weihnachtsgebäck. 191.
Zwei Weihnachtsgetränke. 191.

Gärtnerei.

Einige Winke über Blumenpflege im Winter. 16.
Einiges über Rasenpflege. Von Ad. von Drathen. 56.
Thomas-Töpfe. 64.
Potpourri. 88.
Blätter eines Rosenstocks. 88.
Der Maulwurf. 88.
Vermehrung durch Stecklinge. 88.
Alpenrosen. 88.
Gartenwege von Unkraut zu reinigen. 88.
Kalk für Steinobst. 143.
Abgeblühte, in Töpfen cultivirte Blumenzwiebeln. 143.
Schutz für Weintrauben. 143.
Veredlung der Pfirsichbäume. 143.
Die Zierkürbisse und ihre Behandlung für decorative Zwecke. 160.

Briefmappe.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Albert-Biscuits	XVII 192.	56.
Aquarium	184.	
Aschburg in Tirol	32.	40.
Atlas	80.	120.
Auffrischen alter Schriften	16.	56.
Bast-Seide	96.	151.
Behandlung von Würsten	40.	80.
Bekleidung einer Tischplatte	80.	112.
Bindfaden	184.	
Bohnenwasser	72.	120.
Borten, Goldene	XVII 136.	32.
Brumata-Leim	104.	160.
Cigarren-Asche	144.	168.
Einlaufen wollener Wäsche	XVII 176.	23.
Eisenwasser	88.	136.
Essig	120.	168.
Färben von Moos	144.	168.
Fischgeschmack, Unangenehmer	23. 64.	160.
Flecke auf Photographien	88. 136.	176.
Flecke in gemaltem Porzellan	151.	
Gänseleber-Pastete	16.	32.
Glacé-Handschuhe	176.	
Glasbilder	23.	56.
Glaskugeln	80.	120.
Goulasch	47. 64. 80.	128.
Grasflecke	56.	96.
Haar-Oel	168.	
Handschuhe, Seidene	136.	184.
Handschuhe, Schwedische	184.	
Handtücher	47.	72.
Holz-Parkett	136.	144.
Hühner, Junge	151.	184.
Humboldt's Kräuter-Suppe	40.	72.
Instrument für Schwerhörige	32.	56.
Karlsbader Oblaten	64.	88.
Katzen	XVII 112.	8.
Kautschukmantel	80.	151.
Keller-Asseln	XVII 184.	8. 16.
Kennzeichen der Leinewand	112.	136.
Kitt für ein Aquarium	96.	151.
Kitt für Bernstein	23.	64.
Kitt für Messerklingen	104.	160.
Klavierlehrerin	160.	
Knochengriffe	64.	104.
Korkteppich	64.	104.
Kulitsch	47.	64.
Leberknödel, Bairische	56.	88.
Maikäfer-Suppe	8.	47.
Makart-Sträuße	72.	112.
Nähschule	160.	
Nußbaum-Waschtisch	XVII 176.	8.
Nuß-Liqueur	XVII 120.	16.
Nußschalen-Extract	168.	
Obst-Essig	XVII 120.	16.
Obstflecke. 192.		
Oelgemälde reinigen	151.	176.
Petroleumbrand	112.	136.
Petroleumlampe, Niedrig geschraubte	168.	
Puten	72.	112.
Reinigen von weißen Spitzen	32.	80.
Rhabarber-Wein	72.	96.
Rothe Farbe der Wurst	104.	128.
Sammet	160.	
Schlagsahne	40.	72.
Schleier, Schwarze	XVII 24.	16.
Schrotbrod	176.	
Schuhwichse	128.	144.
Schwefeln	64.	88.
Sechsgespann	112.	192.
Seiden-Abfälle	XVII 192.	32.
Seidenrestchen	XVII 88.	24.
Seife, Grüne	XVII 152.	32.
Soda	96.	151.
Spiegel in Sammet und Plüsch	88.	136.
Spiegelgläser und Fensterscheiben zu putzen	120.	
Spitzwegerich	120.	168.
Staniol	32.	104.
Tabaksqualm	128.	192.
Tinte, Tiefschwarze	8.	47.
Uebermalen von Photographien	168.	
Veilchenduft	56.	96.
Vertilgung von Maulwurfsgrillen	112.	136.
Verwendung von Gratulationskarten	8.	23.
Vögel, Ausgestopfte. 192.		
Wasserflecke in Möbeln. 192.		

Rathschläge.

Blätter, Bunte herbstliche, als Tafel-Decoration. 160.
Briefpapiere, Neue elegante. 72.
Cakes, Zwei Arten. 32.
Charlotte russe. 55.
Cherry brandy. 120.
Chutney. 23.
Cognac-Kirschen. 112.
Curry mit Reis. 23.
Decorations-Fächer. 16.
Fleisch-Curry. 167.
Glaskirschen, Ausgesteinte. 112.
Glaskirschen, au bain Marie eingemachte. 112.
Hühner, Junge, mit Esdragon. 136.
Kalbfleischsuppe, Durchgeriebene. 23.
Kibitzeier. 72.
Kirschen, Saure, ungekocht einzumachen. 120.
Kirsch-Liqueur. 120.
Malerei mit Email-Farben. 64.
Maronen, Farcirte. 151.
Maronen, Glacirte. 151.
Melone, Falsche. 8.
Orangenschalen, eingemacht oder candirt. 64.
Paprika-Hühner. 136.
Pfirsiche, auf französische Art eingemacht. 32.
Platina-Stift. 80.
Quitten-Käse. 112.
Reste von gebratenen Hühnern zu verwenden. 136.
Salz-Cakes. 32.
Sandtorten-Recept, Ein gutes. 151.
Sicherheitskanne für Petroleum. 8.
Soufflée von Hummer. 55.
Strümpfe, Feine englische schwarze, zu waschen. 32.
Tauben à la tartare. 136.
Thee von Hopfen. 32.
Thee von Brombeer-Blättern. 80.
Tomaten. 112.
Wand-Decoration. 72.

Redactions-Post.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24 (II).

Illustrationen.

Portraits.

Betty Paoli. 8.
C. Sophie Gräfin Tolstoy. 20.
Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy. 40.
Luitpold, Prinzregent von Baiern. Von W. von Miller. 44.
Otto Roquette. 68.
Dr. med. Elisabeth H. Winterhalter. Von O. W. Roederstein. 81.
Alphonse Daudet. 136.
Die deutsche Sappho: Anna Luise Karschin geb. Dürbach. 148.
Prinz Friedrich August von Sachsen und seine Braut, Erzherzogin Louise Antoinette von Toscana. 172.

Aus der Gegenwart.

Jasnaja Poljana, der Wohnsitz des Grafen Leo Tolstoy. Von O. Günther-Naumburg. 20.
Antonie Schläger als Santuzza in Mascagni's Oper „Cavalleria rusticana". Heft 14, Beiblatt.
Anna Schramm als „Amme" in „Romeo und Julia". Heft 22, Beiblatt.

Land und Leute.

Neugierige holländische Mädchen. Von Hans Bartels. 61.
Milchmarkt in Amsterdam. Von Hans Herrmann. 85.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rückkehr aus den Ferien-Kolonien. Von Wilhelm Geißler. 125.
Schutzengelfest auf der hohen Rhön. Von Wilhelm Zimmer. 132, 133.
Fischerdorf am Zuider-See. Von Hans Herrmann. 149.
Der Marktplatz zu Kassel. Von H. Giebel. 169.
Gaud, aus Pierre Loti's „Islandfischern." Von Dora Hitz. 173.
Nicolo-Markt in Wien. Von W. Gause. 181.

Genre-Bilder.

Versuchter Ausgleich. Von Anton Müller. 1.
Zwischen zwei Feuern. Von A. Schröder. 5.
Unschlüssig. Von L. Alvarez. 9.
Die neue Favoritin. Von Martin Gimenez. 13.
Junggesellen-Leiden. Von O. Goldmann 17.
Abend an der See. Von Smith-Hald. 21.
Mignon. Von Anna von Wahl. 25.
Die Verstoßene. Von M. Stocks. 28.
Am Fasttage. Von G. Rosati. 29.
Romantische Landschaft. Von Fr. von Schennis. 37.
Die Politiker. Von Martin Wilberg. 49.
Quintett. Von S. Glücklich. 53.
Osterhäschen. Ein Bilderscherz von M. Ränike. 56.
Alte Freunde. Von Anton Müller. 57.
Junge Liebe. Von C. Hoff. 65.
Mondaufgang im Schwarzwald. Von Carl Ludwig Fahrbach. 69.
Frühling. Von Sophie Ley. 73.
Nach dem Fischfang. 76.
Erstes Gebet. Von Hubert Herkomer. 77.
In der Dorfschule. 89.
Schlecht' Wetter. Von P. Bauer. 97.
Bange Stunden. Von Otto Wolf. 101.
Großmutter liest. 105.
Seemannsscherze. Von C. Seeber. 113.
Sudan-Neger. Von Guido Schmidt. 129.
Abschied. Von Alfred Reuter. 145.
Die Schmollenden. Von Karl Emil Mücke. 157.
Treue Kameraden. Von A. von Heyden. 161.
Eine Gewissensfrage. Von August Holmberg. 165.
Winterzauber. Von Ad. Schweitzer. 189.

Verschiedenes.

Text-Illustrationen zu:
Der kleine Punkt. Von Aug. Mandlick. 4 (7).
Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. I. 33 (1), 36 (2) II. 52 (3), 56 (1).
Ein Blick in das Reich Lucull's. Von A. Stamer. 41 (1), 48 (3).
Vom Carnevalsfest des Münchener Künstlerinnen-Vereins. Von E. Mahler. 45 (3).
Der Thee. Aus Wilhelm Hauff's „Mann im Monde". Von Franz Amling. Im Beiblatte zu Heft 8.
Die Ausstellung orientalischer Teppiche in Wien. I. 87 (4), II. 95 (4), III. 103 (4).
Kieler Sprotten. Von Ludwig Dettmann. 92 (2), 93 (2).
Windschirm mit Stickerei und Malerei. Beiblatt zu Heft 12 (2).
Die kleine Anita. Von Karl Rickelt. 100 (1).
Wie ich Münchhausen fand. Von Vincent St.-Lerche. 108 (1), 109 (1), 112 (1).
Tschefika's Ausflug nach Gök-Su. Von T. von Eckenbrecher. 116 (1), 117 (1).
Wiener Kaffeehäuser. Von M. Ledeli. 121 (2), 124 (2).
Die Madonna „del divino amore". Von Kunz Meyer. 137 (2), 140 (2), 141 (1).
Wo die Schwalbe baut. Von M. Ledeli. Heft 19, Beiblatt.
Franz von Lenbach's Heim. Von H. E. von Berlepsch. 153 (1), 156 (2).
Marei panis. Von Ludwig Dettmann. 177 (1), 180 (2).
Ein sprechendes Armband. Von P. Bauer. 185 (1), 188 (2).

Kunstgewerbliches.

Zimmer-Gewächshaus 16.
Wandschrank aus Eichenholz geschnitzt. 32.
Servirschrank. Im Beiblatte zu Heft 5.
Theekesselständer. 64.
Theekesselständer. Im Beiblatte zu Heft 17
Rauchmalerei. 144 (3).
Bronzirte Siegellack-Malerei, als Imitation japanischer Metall-Auflagen. 152 (3).
Schreibmappe. Im Beiblatte zu Heft 20.
Neuheiten in Photographie-Rahmen. 168 (5).
Spiegelrahmen und Windschirm. Im Beiblatte zu Heft 23.
Gemalte Gobelins. 192 (3).
Wandmappe. Im Beiblatte zu Heft 24.

Die Mode.

Im Beiblatte zu Heft 1 (5), 2 (7), 3 (13), 4 (4), 5 (6), 6 (2), 7 (4), 8 (5), 9 (4), 10 (10), 11 (8), 12 (6), 13 (4), 14 (10), 15 (10), 16 (11), 17 (5), 18 (6), 19 (3), 20 (3), 21 (2), 22 (7), 23 II (8), 24 II (3).
Reit-Kostüme für das Reiten der Damen im Herren-Sattel. Im Beiblatte zu Heft 13.
Neue Herren-Moden: Im Beiblatte zu Heft 2, 4, 6, 9, 11, 15, 18.
Herren-Hut- und -Cravaten-Moden für Herbst und Winter. Im Beiblatte zu Heft 21.

Handarbeiten.

Im Beiblatte zu Heft 1 (4), 2 (2), 3 (4), 4 (2), 6 (11), 7 (3), 8 (2), 9 (4), 10 (2), 11 (1), 12 (1), 13 (5), 14 (3), 15 (3), 16 (5), 17 (4), 18 (5), 19 (2), 20 (4), 22 (2).
Die Weihnachtsmesse des Vereins Berliner Künstlerinnen. Im Beiblatte zu Heft 1 (9).
Ein neues Malmittel. Im Beiblatte zu Heft 2 (6).
Ungarische Bauern-Stickerei. Im Beiblatte zu Heft 5 (9).
Weihnachtsarbeiten. Im Beiblatte zu Heft 21 (9).
Weihnachtsarbeiten. Im 1. Beiblatte zu Heft 23 (20).
Von der Künstlerinnen-Messe. Im Beiblatte zu Heft 24 (29).

Für's Haus.

Sicherheitskanne für Petroleum. 8.
Decorations-Fächer. 16 (3).
Kasten zur Malerei mit Email-Farben. 64.
Wand-Decoration. 72.
Silber-Service für den Nachtisch. 96.
Silberbeschlagene Kannen. 96 (2).
Fenster-Vorhang aus Cigarren-Bändchen. 104.
Kleine Blumen, kleine Blätter. 112 (2).
Hochzeits-Geschenke 120 (2).
Zum Feste. 176 (2).
Eine neue Plättvorrichtung. 184 (2).

Gärtnerei.

Thomas-Töpfe. 64.

Practische Winke für die Reise.

Vignette von E. Unger. 63.
Vignette von M. Ränike. 71.
Handkoffer. 80 (2).
Vignette von M. Ränike. 88.
Arbeits-Behälter. 88 (2).
Vignette von E. Unger. 96.
Reisekocher. 96.
Vignette von M. Ränike. 104.
Vignette von E. Unger. 111.
Vignette von E. Unger. 128.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge.

254. Blatt. Armenierin aus Konstantinopel. Nach einem Aquarell von E. Rietschel. Beiblatt zu Heft 1.
255. Blatt. Helgoländer Trachten. Von A. Stamer. Beiblatt zu Heft 3.
256. Blatt. Hamals aus Konstantinopel. Nach einem Aquarell von E. Rietschel. Beiblatt zu Heft 10.
257. Blatt. Vierländerinnen. Beiblatt zu Heft 16.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft I. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. Januar 1891. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Gabriele.

Novelle von Otto Roquette.

Ach! Es war eigentlich ganz schauderhaft!“

„Ei, ei! Ich bin recht gespannt —“

„Und hinterher doch wieder ein bischen lächerlich.“

„Das ist ja eigen!“

„Ja, wenn ich daran zurück denke, hatte es auch etwas Rührendes!“

„Das ist die Möglichkeit!“ rief der alte Hausarzt nicht ohne ein Lächeln. „Schauderhaft, lächerlich und dazu rührend, — das giebt einen merkwürdig gemischten Eindruck! Aber nun möchte ich doch hören, — zuerst, worin lag das Schauderhafte?“

Die Herrin des Hauses, Frau Steinberg, eine stattliche und sehr feine alte Dame, wiegte ein wenig das Haupt und entgegnete: „Es lag für mich zuerst in dem Anblick eines Ausbruches von Leidenschaft, wie ich ihn nie gesehen, und bei meinem Pflegesohne nicht erwartet hatte. Es lag ferner in dem traurigen Zwiespalt zwischen meiner Schwester und mir, einem inneren Groll, den sie leider eigensinnig bis in ihren Tod bewahrt hat.“

„Das ist freilich betrübend!“ sagte der Arzt. „Aber nun, — worin fanden Sie das Lächerliche?“

„Nein, Doctor!“ warf die alte Dame ein, „so sollen Sie mir die Geschichte doch nicht abfragen! Lieber erzähle ich Ihnen die Hauptsachen davon im Zusammenhange, wenn Sie noch nichts davon erfahren haben. Sieben Jahre sind es her, — Sie waren doch damals schon unser Hausarzt!“

„Allerdings hatte ich damals schon die Ehre, aber ein eigentlicher Vertrauensposten, in anderen als ärztlichen Dingen, war mir noch nicht zugetheilt worden.“

„Ja, ja, ich kannte Sie eigentlich erst als einen argen Schelm und konnte nicht wissen, daß ich bald auch den hülfreichen Freund in Ihnen finden würde.“

Der Medicinalrath nickte und verneigte sich lächelnd.

„Ich wollte damals nicht zudringlich sein,“ sagte er, „und ließ die Gerüchte, welche über Ihre Häuslichkeit gingen, auf sich beruhen.“

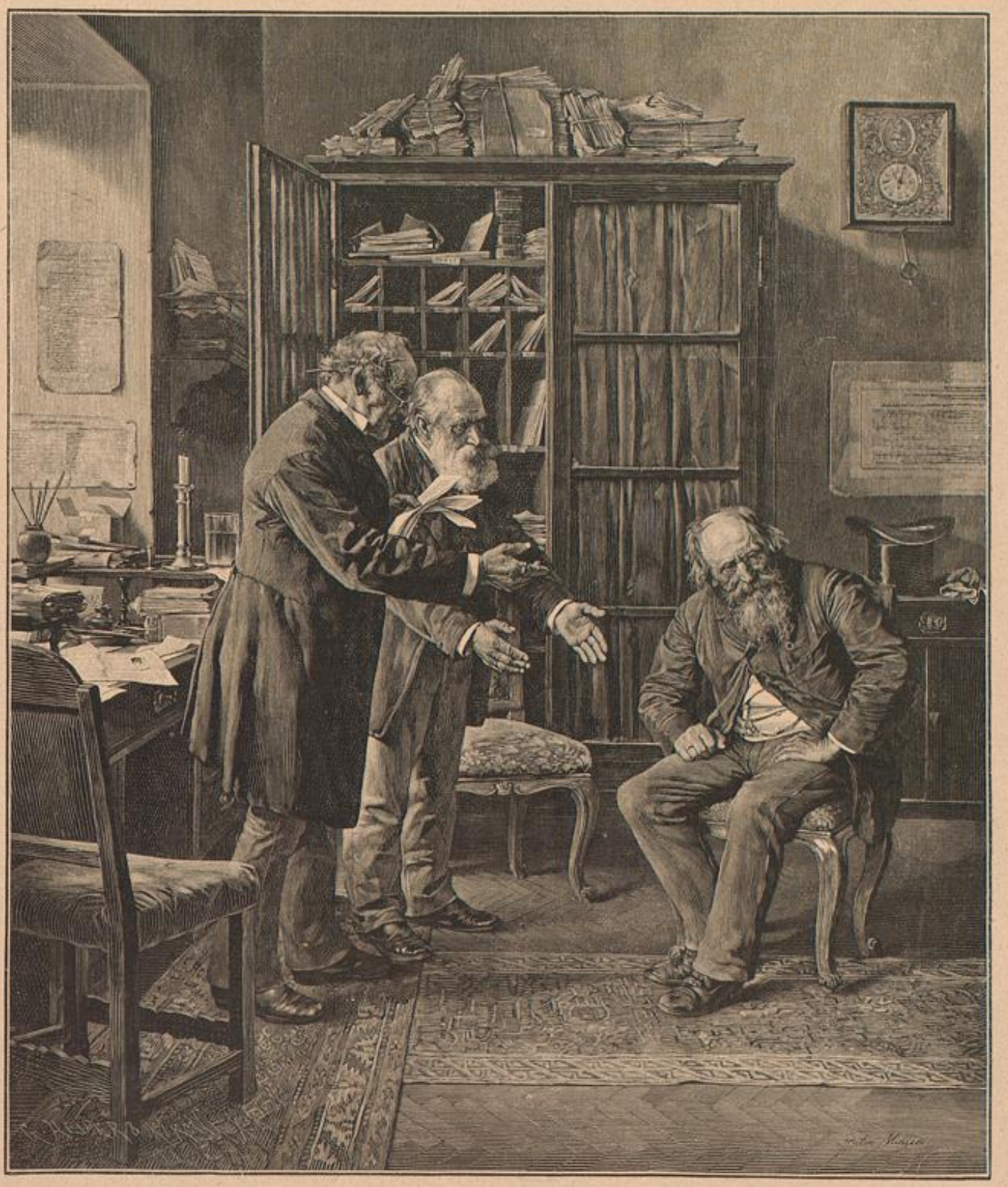
„Gerüchte? So? Was redete man denn?“

„Nun, daß der junge Mann dumme Streiche begangen und schnell aus Ihrem Hause entfernt werden mußte.“

„O, nein! Keineswegs!“ rief Frau Steinberg eifrig. „Das war nicht der Fall! Dumme Streiche, so im gewöhnlichen Sinne, hat Arno nicht gemacht, — wenngleich ihm zur Besonnenheit und Klugheit bei der Sache viel fehlte. Auch mußte er nicht aus dem Hause entfernt werden, sondern glaubte es verlassen zu müssen. Und weil er unbedingt darauf drang, — denn ein Trotzkopf war er freilich, — so gab ich mich darein, und er schied aus dem elterlichen Hause für eine Zeitlang, wie jeder andere junge Mann, wenn sein Tag gekommen ist, in die Welt zu gehen.“

„Aus dem elterlichen Hause!“ wiederholte der Doctor, die Worte betonend. „Sie haben dem jungen Fremdling Ihr Haus eröffnet, Sie vertraten Mutterstelle an ihm, — er war ja wohl ein Findling? Ist da nicht ein bischen Romantik dabei?“

„Keine Spur von Romantik, lieber Doctor. Ein Findling war er auch nicht. Ich habe seine Eltern beide gekannt. Sein Vater war ein junger Gärtner bei uns, da wir noch auf dem Gute lebten, seine Mutter die Tochter eines Lehrers aus der Nachbarschaft. Ich habe das junge Paar zur Hochzeit selbst ausstatten helfen. Der Gärtner, bis dahin rüstig und gesund, verfiel plötzlich in ein Nervenfieber, kurz bevor er Vater werden sollte. Die junge Frau, zum Tode erschreckt durch den Verlust, brachte einen Knaben zu früh zur Welt, und starb an der Geburt. Das ist der erste Theil der Vorgeschichte. Nun kommt der zweite, der mich betrifft. Ich lebte mit meinem Manne in zehnjähriger Ehe, ohne daß uns Gott ein Kind geschenkt hatte. Als nun der kleine Gärtnersjunge da war, regten mich Mitleid und der Wunsch, selbst etwas zu wiegen und zu warten, im Innersten auf, und ich bat meinen Gatten, das Kind zu mir nehmen zu dürfen. Er gab nach, ja er hatte sich nach einigen Jahren so an den Knaben gewöhnt, daß es sich für ihn von selbst verstand, den kleinen Arno Horst als seinen Pflegesohn zu erziehen. So wuchs dieser in unserem Hause auf, nannte uns Vater und Mutter und blieb in seinen Rechten auch unbeeinträchtigt, als uns spät noch ein Töchterchen geboren wurde, unser einziges Kind, unsere



Versuchter Ausgleich. Von Anton Müller. — Siehe Seite 7.

Original im Besitze der Kunsthandlung von Friedrich Schwarz in Wien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gisela. Die Kinder wuchsen als Geschwister heran. Mit der Zeit freilich konnte Arno über seine Herkunft nicht in Unwissenheit bleiben. Durch Untergebene empfing er die ersten Andeutungen, und so wünschte er von uns Auskunft darüber. Mein Mann verstand es vortrefflich, ihm die Sache klar zu machen, indem er sie leicht und heiter behandelte. Für's Erste machte diese Aufklärung denn auch keinen besonderen Eindruck auf den Knaben. Wenige Jahre darauf starb mein guter Mann, und ich zog in die Stadt. Schon um der Erziehung der Kinder willen schien es mir nothwendig. Arno war mir stets ein guter Sohn, er hat mir niemals Kummer bereitet. Freilich entwickelte sich sein Charakter eigenartig. Er wurde zurückhaltender, abgeschlossen, stolz, für Andere wohl nicht immer liebenswürdig. Sein Fleiß war rastlos, und ich merkte wohl, daß er alle Kräfte daran setzen wollte, sich sobald als möglich selbständig zu machen. Es war mir nicht lieb, daß sein Verhältniß zu mir ihn zu drücken anfing. Zwar sprach er es nicht aus, ich fühlte es aber doch, denn ich kannte ihn genau. Dabei war es mir doch wohlthuend, daß er Alles, was er sonst etwa auf dem Herzen hatte, mir anvertraute, wie seinem besten Freunde. So wußten wir uns gut in einander zu schicken. Arno konnte in sehr jungen Jahren zur Universität abgehen. Er hatte viel Talent zum Zeichnen, und man rieth mir, ihn Maler werden zu lassen, wozu er selbst auch eine Zeitlang Lust zeigte. Allein er selbst wurde anderen Sinnes und beschloß, gelehrte Wege zu gehen. Einer seiner Lehrer hatte ihn für die Alterthumsforschung gewonnen, und so wurde er Archäologe. Als er, neunzehnjährig, zuerst zu den Ferien nach Hause kam, war ich erstaunt über die Wandlung, die mit ihm vorgegangen. Die Universitätsstudien, so eifrig er sie betrieben, hatten nicht an ihm gezehrt, noch ihn zum Duckmäuser gemacht. Ein hochgewachsener, wirklich wunderschöner Bursche stand vor mir, in seinem Wesen freier, ausgiebiger, als ich ihn in seiner letzten Zeit zu Hause gesehen hatte. Ich war sehr glücklich über diese Entwickelung. Nun aber, — nähern wir uns der Katastrophe, lieber Doctor!"

„Die jetzt gar nicht anders, als romantisch werden kann!" entgegnete der Hausfreund schmunzelnd. „Ich vermuthe etwas wie eine Studentenliebe."

„Ja, leider! Aber nicht von der scherzhaften Art," sagte die alte Dame mit einem leisen Seufzer. „Ich muß dazu etwas weiter ausholen. Meine Schwester war an einen Grafen verheirathet, und der Name einer Gräfin hatte der sonst guten Frau den Kopf mehr verdreht, als mir und Anderen erwünscht sein konnte. Es war mit ihrer Vornehmthuerei manchmal nicht auszuhalten. Als sie Witwe geworden, zog sie mit ihrer Tochter Gabriele in unsere Stadt, hauptsächlich um meinetwillen, wie sie sagte. Es wäre zwischen uns auch Alles ganz gut und ordentlich gegangen, wenn meine Schwester nicht einen Widerwillen gegen Arno gefaßt hätte. Der Emporkömmling, wie sie ihn nannte, wurde ihr geradezu verhaßt. Sie zeigte ihm ihre Mißachtung in herausfordernder Weise und brauchte gegen mich Wendungen über ihn, die mich verletzten. Arno hatte bei seinem Fein- und Ehrgefühl den Gegensatz zwischen ihr und ihm von Anfang an verstanden. Ihrer verächtlichen Abweisung wußte er mit ruhigem Stolze zu begegnen, — obgleich der Zorn häufig in ihm kochte! Sie haßten einander auf das Bitterste. Arno that endlich aus freien Stücken, um was ich ihn gebeten haben würde, er vermied jede Begegnung mit ihr. — Gabriele aber theilte keineswegs den Widerwillen ihrer Mutter gegen meinen Studenten. Sie war und ist noch bis auf den heutigen Tag eine außergewöhnliche Schönheit. Damals neunzehnjährig, — nur wenige Monate jünger als Arno, — fesselte sie durch eine mädchenhafte Anmuth. Auf Arno wirkte ihre Erscheinung wie ein Zauber, um so mehr, da sie ihm verwandtschaftlich entgegen kam. Sie lebten in einer Art von geschwisterlichem Verhältniß. Da sie aber wußten, daß die Gräfin dergleichen würde mißbilligt haben, so sahen sie sich auf Geheimhaltung ihres Verkehrs angewiesen. Dergleichen ist für junge Leute meist interessant, aber immer gefährlich. Anfangs sahen sie sich bei mir und in meiner Gegenwart. Ich Ahnungslose wußte nicht, daß sie sich bald auch auf entfernteren Spaziergängen ein Stelldichein gaben, daß sie tägliche Briefe wechselten, daß sie eine bereits verheirathete Freundin Gabrielens zur Vertrauten hatten, die ihre Liebe begünstigte. Nun denken Sie sich meinen Schreck, lieber Doctor, als das junge Paar eines Tages Hand in Hand vor mich trat, mit dem Bekenntniß, daß sie einander unbedingt für das Leben angehören wollten, daß sie mit einander verlobt wären, daß sie auf meine Hülfe, der Gräfin gegenüber, rechneten!"

„Das ist psychologisch sehr merkwürdig!" warf der Doctor ein. „Eine junge Dame von neunzehn Jahren pflegt sonst mehr Geschmack an einem älteren und gereifteren Manne zu finden. Wenn ihr Herz auch einmal für einen gleichalterigen Studenten spräche; bei der Wahl eines Gatten kommt sonst doch eine höhere Altersstufe in Betracht. Und noch dazu bei einer jungen Gräfin, die in glänzenden Verhältnissen lebt, die also die Welt doch schon ein wenig kennen gelernt hat —!"

Frau Steinberg machte eine abwehrende Handbewegung und schüttelte den Kopf. „Das Letzte ist nicht richtig!" sagte sie. „Meine Schwester, obschon Gräfin, lebte nicht in glänzenden, sondern in sehr mäßigen Verhältnissen, die mit ihren persönlichen Bedürfnissen niemals ganz übereinstimmen wollten. Die Vorurtheile einer auserlesenen Lebensstellung, in welcher sie ihre Tochter zu erziehen gesucht hatte, waren auf diese ganz und gar nicht übergegangen. Was Gabriele vom Leben kennen gelernt hatte, war nicht eben erbaulich. Denn meine Schwester war mit achtunddreißig Jahren selbst noch eine Schönheit und wollte sich als solche geltend machen, daher sie dann die erwachsene Tochter möglichst zurück schob. Gabriele hatte mancherlei beobachtet, was ein herzliches Verhältniß zur Mutter nicht aufkommen ließ, und da die Mutter, meist mit sich selbst beschäftigt, ein solches nicht verlangte, so gingen sie in einer Art von Fremdheit neben einander hin. Was Sie, Herr Doctor, psychologisch merkwürdig nennen, wird dadurch ein wenig erklärt, — doch es sollte noch viel merkwürdiger kommen! — Ich stand also vor den Verlobten in einem Erstaunen, das mir eine Weile die Sprache raubte. Die Thorheit der Kinder, die Unmöglichkeit, ihre Wünsche zu begünstigen, die Gefährlichkeit ihres mit Ernst betonten Vorsatzes machten mich ganz rathlos. Aber ich bin nun einmal eine gutmüthige alte Seele! Als ich das junge Paar so bestechend schön vor mir stehen sah, da fand ich zwar die Worte: ‚Kinder, Ihr seid verrückt!' Aber ihren Umarmungen und Liebkosungen konnte ich mich nicht entziehen. Das war nun für sie so gut, als hätte ich die Sache gebilligt. Was ich nun Alles dreinredete, von Uebereilung abmahnte, von einer längeren Wartezeit sprach, das will ich nicht wiederholen. Und als ich mir dann im Stillen zu Gemüthe führte, wie diese jungen Leute, die mir Beide so lieb waren, geradeswegs einem Unheil zusteuerten, da überkam mich eine tiefe Traurigkeit. Arno war ja viel zu jung, Gabriele ihm nach mancher Seite geistig überlegen, — sie durften sich nicht schon für das Leben binden! Und nun sollte ich mit meiner Schwester zu Gunsten ihrer Wünsche sprechen, — ich wußte ja, was dabei herauskommen würde! Ein paar Tage ging ich sorgenvoll umher. Da geschah das Entscheidende ohne meine Mitwirkung. Ich komme in das Gartenzimmer und sehe Arno und Gabriele in Umarmung stehen, wobei ihre Lippen sich gefunden hatten, und erblicke durch die andere Thür meine Schwester, welche mich zu besuchen kam. Sie stand einen Augenblick sprachlos vor Entsetzen, dann aber rief sie in schärfstem Zornestone den Namen ihrer Tochter. Diese wandte sich um, ergriff Arno's Hand und stellte ihn ihr als ihren Verlobten vor. Die Gräfin stieß ein heiseres Lachen aus, warf einen höhnischen Blick auf Arno, und — fürchterlich zu sagen! — holte mit der Hand aus zu einer Geberde, die im nächsten Augenblicke zu einer Ohrfeige in Arno's Gesicht führen mußte. Dieser aber war schneller als sie, und ehe ihre Hand ihn berührte, ergriff er sie und schleuderte sie zurück. Die Gräfin wankte nach einem Sessel. Ich warf meinem Pflegesohne einen flehentlichen Blick und Wink zu, sich zu entfernen. Er that es, und Gabriele, in heftigster Erregung, machte Miene, ihm zu folgen. Da sprang die Gräfin auf, faßte ihre Tochter am Arme und rief gebieterisch: ‚Du gehst mit mir!' Was nun noch unter uns gesprochen wurde, wäre schwierig zu wiederholen, obgleich es nicht eben viel war. Meine Schwester beschuldigte mich der schmählichsten Hehlerdienste, verließ mit Gabriele mein Haus und hat es selbst niemals wieder betreten, auch meine Besuche in ihrer Wohnung abgelehnt. Die Liebenden wechselten noch einige Briefe, — durch welche Vermittelung, weiß ich nicht. Plötzlich hörten Gabrielens Briefe auf, und ich beobachtete mit Sorgen die wachsende Unruhe meines Pflegesohnes. So vergingen drei Wochen, da fuhr wie ein Blitzstrahl eine Nachricht in mein Haus. Meine Schwester schickte mir, wie allen ihren Bekannten, ohne ein Wort hinzuzufügen, die gedruckte Anzeige der Verlobung ihrer Tochter mit einem Grafen Erlach. Der Mann war nicht mehr jung, aber sehr reich und in angesehener Stellung bei einer Gesandtschaft. Von Gabriele keine Silbe zur Rechtfertigung ihrer inneren Wandlung oder der Nachgiebigkeit gegen ihre Mutter! Ich mochte, Alles in Allem, ihren Schritt nicht schelten, aber unbegreiflich war er mir doch!"

Der Zuhörer wiegte mit nachdenklicher Miene den Kopf und dachte: Vielleicht war die kluge junge Dame zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wenn ein Liebhaber noch so jung ist, daß man zu einer Ohrfeige gegen ihn ausholen kann, er zum Heirathen doch noch nicht geeignet sein möchte! So dachte der Medicinalrath, hütete sich aber, es auszusprechen.

„Arno's Zustand mag ich mir gar nicht vergegenwärtigen," fuhr die Hausherrin fort. „Wuth bis zur Raserei, Verzweiflung, Haß, Verachtung, das tobte Alles durch einander in seinem Gemüth. Es waren schreckliche Tage. Endlich sah ich seinen gerötheten Augen an, daß Schmerz und gedemüthigter Stolz in Thränen eine vorläufige Beruhigung gefunden hatten. Diese ganze Geschichte hatte sich im Verlaufe der akademischen Ferien zugetragen. Ich wollte meinem Pflegesohne rathen, einen etwas früheren Abschluß derselben zu machen und abzureisen, — obgleich ich ihn gerade jetzt ungern ziehen ließ, — aber er kam mir mit dem Entschlusse seiner Abreise zuvor. Es war am besten so. Das Uebrige ist kurz zu fassen. Er vollendete seine Universitäts-Studien, erwarb sich durch eine Preisarbeit ein Reisestipendium, um in Italien, Griechenland und an sonstigen klassischen Stätten Inschriften zu suchen und zu sammeln, und wer weiß was sonst noch für gelehrte Geschäfte zu betreiben. Sein Talent zum Zeichnen kam ihm dabei zu statten. Auch in Briefe an mich hat er die niedlichsten Blättchen eingelegt. Landschaften, Kinderscenen, ganz besonders Portraits, die ihm von jeher gelangen. Und in diesen Briefen stand niemals ein Wort über Gabriele zu lesen. Er hat, Gott sei Dank, mit diesen Erinnerungen abgeschlossen, und so erwarte ich ihn getrost und mit Freuden zurück."

„Schön, schön!" sagte der Doctor. „Aber nun die junge Gräfin Erlach, — wurde sie glücklich?"

„Das weiß ich nicht, lieber Freund, — nur daß sie nach dreijähriger Ehe schon Witwe wurde. Auch ihre Mutter starb, und sie schlug ihren Wohnsitz wieder in unserer Stadt auf, übrigens in den besten äußeren Verhältnissen. Sie besucht mich öfter, giebt sich ganz als meine Nichte, — wiewohl mit einigem Rückhalt. Ueber vergangene Dinge sprechen wir nicht, meines Sohnes wird unter uns niemals Erwähnung gethan. Ich glaube, sie ist eine kalte Natur, eine Gesellschaftsdame, ohne innere Bedürfnisse, wie man sie für die Gesellschaft verlangt."

„Hm! Und Sie meinen, daß die Geschichte wirklich ganz zu Ende sei?" entgegnete der Medicinalrath. „Herr Arno Horst kehrt zurück, Gräfin Gabriele ist wieder frei —"

„Aber ich bitte Sie, bester Doctor!" unterbrach ihn die Hausfrau beinahe lachend. „Nach solcher Erfahrung kann Arno doch nicht, — überdies höre ich, daß Gabriele bereits einen neuen Bewerber haben soll, den sie nicht ohne Hoffnung zu lassen scheint. Ach, sieh da, —!" rief sie plötzlich, durch das Fenster des Erdgeschosses nickend. „Da kommt meine liebe Gisela vom Eislauf! Wie geröthet ihr Gesicht ist von der Winterluft!"

Der Doctor erhob sich, und den Augen der Hausherrin folgend, sah er das anmuthige junge Mädchen durch den Vorgarten eilen, die Schlittschuhe am Arme, mit glänzenden Augen zur Mutter herauf grüßend.

Gleich darauf trat Gisela in das Zimmer, noch mit Hut, Pelzmäntelchen und Muff und, dem Doctor nur eben flüchtig zunickend, rief sie: „Denke Dir, Mama, der Arno ist ja schon zurück! Von verschiedenen Seiten habe ich es auf dem Eise erfahren. Die Einen haben ihn gesehen, Andere ihn sogar gesprochen."

Die Hausfrau sprach sich verwundert aus und wollte der Nachricht mißtrauen. Gisela aber fuhr eifrig fort: „Er ist bei einem Freunde abgestiegen und will sich eine eigene Wohnung suchen; so heißt es! Wie ist das zu verstehen? Nicht nach Hause kommt er, nicht zu uns, sondern quartiert sich bei anderen Leuten ein und treibt sich in der Stadt umher, ohne uns aufzusuchen!"

Auch die Mutter wußte nicht, was sie davon denken sollte. Vergeblich sann sie nach, mit wem Arno in der Stadt so befreundet sein könne, um seine Gastfreundschaft anzunehmen. Auch Gisela konnte keine Auskunft darüber geben. „Das ist mir ein sauberer Bruder!" rief das junge Mädchen. „Erst die schönsten Briefe schreiben, wie unendlich er sich auf die Heimkehr freue, und dann hinterrücks ankommen, Andere eher begrüßen, als uns, — nein, das ist abscheulich, das verzeihe ich ihm nicht!"

Da der Medicinalrath in das Gespräch der Frauen nicht weiter einzugreifen wußte, empfahl er sich nach kurzer Zeit. Er hatte seinen Wagen nach Hause geschickt, um in dem herrlichen Sonnenscheine, der auf der Schneelandschaft lag, zu Fuß nach der Stadt zurückzugehen. Man konnte die Umgebung, in welcher das Haus der Frau Steinberg lag, wohl eine Landschaft nennen. Am äußersten Rande der Stadt gelegen, in einer Reihe schöner neuer Gebäude, gegenüber dem öffentlichen Park, der sich auf Stunden weit zum Walde ausdehnte, hatte es den Vorzug, daß sich vor ihm eine der großen Alleen öffnete, die mit ihren alten Bäumen im Sommer wie im Winter einen prächtigen Ausblick gewährte. Daher war es zu verstehen, daß die Hausherrin ihren Lieblingsplatz am Fenster gern innehielt. Sonst war das Haus kleiner als die übrigen, aber zum Alleinbewohnen bot es mehr als nöthigen Raum.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Doctor Homann sah sich unwillkürlich noch einmal nach demselben um, obgleich er es so genau kannte. Was er erfahren hatte, beschäftigte ihn lebhaft. Er war ein etwas neugieriger alter Herr, der gern hinter die Geheimnisse der Familien kam, in welchen er ärztlich verkehrte. Keineswegs um Neuigkeiten umherzutragen, man konnte im Gegentheil auf ihn vertrauen; aber er neckte gern, suchte wohl auch als Mitwissender sich ein wenig geltend zu machen. Als er nun so seines Weges ging, um am Ausgange der Straße in die Stadt einzubiegen, wurde er beinahe umgerannt durch den Anprall eines Menschen, der ihm entgegen hastig um die Ecke bog. Der Doctor wäre zu Boden gefallen, wenn sein Gegenüber ihn nicht geschickt mit beiden Händen fest und umschlungen gehalten hätte. Der erschrockene alte Herr wollte ein unwirsches Wort des Vorwurfs über diese unvorsichtige Hast laut werden lassen, als der Andere lächelnd den Hut zog und höflich um Verzeihung bat. Herr Homann stutzte, als er ihm in das Gesicht sah und die fremde Gestalt musterte. Zu den ausdrucksvollen Zügen des jungen Mannes schien die verbrauchte Kleidung nicht recht zu passen. Der breite graue Filzhut mußte seit Jahren die Wetter aller Jahreszeiten erduldet haben, und das verschossene Ansehen des Ueberziehers, der noch dazu mehr für den Sommer als für den deutschen Winter berechnet schien, konnte in der eleganten modernen Hauptstadt für eine auffallende Tracht gelten. Allein darauf achtete der Doctor nicht sowohl, als er die Züge des jungen Mannes jetzt aufmerksamer betrachtete. Dieser aber begann in artigem Tone: „Um Vergebung! Ich irre wohl nicht, wenn ich die Ehre zu haben glaube, Herrn Doctor Homann zu begrüßen —?"

„Getroffen!" sagte der Medicinalrath. „Nun aber irre ich mich wohl auch nicht, oder —"

„Arno Horst —" entgegnete der junge Mann, sich vorstellend.

„Ist es die Möglichkeit!" rief der Doctor, den Jüngeren von oben bis unten musternd, und mit einer gewissen Besorgniß, da ihm die, wie es ihm schien, fast abgerissene Kleidung desselben bedenklich vorkam. „Ich hätte Sie kaum wiedererkannt. Aber wenn Sie schon seit einigen Tagen wieder in der Stadt sind, warum haben Sie sich noch nicht bei Ihrer Frau Mutter gemeldet?"

„Oh!... Weiß man schon, daß ich zurück bin?" fragte Arno Horst in bedauerndem Tone. Es drängte mich seit der Stunde meiner Ankunft, — aber es ging nicht. Mein Reisegefährte hat sich unterwegs schwer verletzt, ich mußte Tag und Nacht den Krankenpfleger spielen."

„Haben Sie einen Arzt für ihn?" fragte der Doctor schnell.

„Gewiß, und einen vortrefflichen, Doctor Beckmann mit Namen. Er hat mir vor einer Stunde erst Urlaub gegeben und einen geprüften Wärter für meinen Patienten mitgebracht."

Der Medicinalrath kannte diesen Collegen recht wohl, und beschloß, sich bei ihm zu erkundigen, wie die Geschichte sich verhielt. Dann aber sah er dem jungen Manne nach, der mit einem kurzen „Auf baldiges Wiedersehen!" eilig davonschritt, ja, je mehr er sich seinem Ziele näherte, in einen wahren Sturmlauf überging. „Scheint wirklich ein eigenartiger Charakter zu sein!" dachte der Medicinalrath.

Frau Steinberg saß allein in ihrem Zimmer, da Gisela ihr Gemach aufgesucht hatte, um ihren Anzug zu wechseln, als Arno hereinstürmte, den Hut noch auf dem Kopfe, wie er von der Straße kam, und sich mit lautem Freudenruf in ihre Arme warf. Die gute Frau that einen Schrei vor Schreck, der aber schnell dem Glücksgefühl des Wiedersehens wich. Sie betrachtete ihn näher, fand sein Aussehen ganz prächtig — seine Kleidung freilich in hohem Grade befremdlich. Doch ließ sie das vorerst auf sich beruhen, dagegen mußte doch gleich zur Sprache kommen, warum er mehrere Tage hatte vergehen lassen, ohne seine Familie aufzusuchen.

„Ich habe dabei mehr entbehrt, als Sie, liebe Mutter," sagte Arno, „denn Sie durften mich noch auf der Reise glauben, während ich Sie in meiner Nähe wußte, und mich doch durch eine ernste Pflicht zurückgehalten sah. Der Fall ist kurz erzählt. Auf meinen Wanderungen in Italien lernte ich einen jungen Maler kennen, der mir bald ein guter Kamerad wurde. Ich dächte, ich hätte in meinen Briefen seiner zuweilen erwähnt — Rambert, nicht wahr?"

Frau Steinberg erinnerte sich und nickte.

„Wir beschlossen, gemeinsam nach Deutschland zurückzureisen, zumal er in unserer Stadt seinen Aufenthalt nehmen will. Alles ging gut und schön, da, auf einem der letzten Anhaltepunkte, verspätet er sich, springt noch in den Wagen, aber so unglücklich, daß er sich eine lebensgefährliche Verletzung zuzieht. Ich fürchtete, den Bewußtlosen nicht lebendig an unser Ziel zu bringen. Es verstand sich doch nun, daß alle meine Sorge zuerst und allein ihm galt. Ich brachte ihn im Gasthofe unter. Der herbeigerufene Arzt nahm die Sache sehr ernst, und so, da Rambert ganz fremd am Orte ist, sah ich mich zu seiner Pflege berufen und an sein Krankenlager gefesselt. Er ist jetzt über die Gefahr hinaus, und der Arzt giebt uns die Hoffnung baldiger Genesung."

„So, so, — das ist freilich etwas Anderes!" entgegnete die Hausfrau. „Also nicht, wie es heißt, in der Wohnung eines hiesigen Freundes hast Du Dich einquartiert —?"

„Wie sollte ich? Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich mich bereits nach einer gemeinsamen Wohnung für Rambert und mich erkundigt habe —"

„Du willst nicht bei Deiner Familie, nicht bei uns wohnen?" rief Frau Steinberg fast erschreckt.

„Liebe Mutter, — Ihr Haus liegt etwas zu entfernt, — ich muß mehr im Mittelpunkte der Stadt wohnen, in der Nähe der Bibliothek und der Museen."

„Aber Arno, unser Wagen steht Dir ja doch stets zur Verfügung! Du brauchst nur anspannen zu lassen!"

Arno ergriff die Hand der Mutter und entgegnete lächelnd: „Liebe Mutter, — würde es sich für meine Jahre und für meine Lage schicken, wenn ich meine Geschäfte und Wege in Ihrem Wagen abmachte? Jeder dürfte es herausfordernd und lächerlich finden. Ich bitte Sie, mir darin meine Selbständigkeit zu lassen!"

„Deine Selbständigkeit! Wie werde ich die beeinträchtigen!" sagte Frau Steinberg. Aber seufzend fuhr sie fort: „Arno, — es ist in der letzten Zeit manches in Dir vorgegangen, was mich — betrübt, ich muß es sagen! Zuerst hast Du Dir in Briefen an mich das vertrauliche Du abgewöhnt, und dafür ein fremdartiges Sie in die Anrede eingeführt. Warum das? Warte, es kommt noch mehr! Seit Jahren hast Du nichts mehr von mir annehmen wollen, fast jede Geldsendung mit einer Entschiedenheit abgelehnt, die mich, — beinahe verletzen könnte! Deine wissenschaftlichen Arbeiten brächten Dir so viel ein, schriebst Du, daß Du recht gut leben könntest. Lieber Gott, was kann denn durch diese kleinen Aufsätze und Berichte zu erwerben sein, so gelehrt und vortrefflich sie auch sein mögen! Ich fürchte, in Deinem Stolze hast Du gedarbt, und eine Genugthuung darin gefühlt, Dir sogar das Angemessene zu versagen!" Frau Steinberg ließ ihre Blicke über seine Kleidung gleiten, deren Verfassung ihre Annahme nur zu sehr zu bestätigen schien. „Und nun kommst Du endlich nach Hause, aber nicht, um wieder bei den Deinen zu wohnen, sondern Dich mit einer trübseligen Miethswohnung zu begnügen. Soll ich erleben, daß Du Dich mir immer mehr entfremdest?"

„Entfremden! Ihnen, theuerste Mutter?" rief Arno in herzlichem Tone, indem er die Hand der Sprecherin ergriff und einen Kuß darauf drückte. „Nein! Sie bleiben mir nach wie vor der beste Freund, vor dem mein Herz offen liegt! Nicht in der ersten Stunde des Wiedersehens können wir schon Alles besprechen, aber bald, — und ich hoffe, Sie werden mir Recht geben und meiner Ansicht werden. Für jetzt, vermuthe ich, werden wir unterbrochen, denn da singt etwas im anderen Zimmer heran, und ich irre wohl nicht, wenn ich Gisela's Stimme vermuthe! Sie ist gewiß groß und hübsch geworden —"

Schon wurde die Thür geöffnet und, eine Melodie auf den Lippen, trat Gisela schnell herein. Aber stutzend blieb sie stehen, da sie einen Fremden bei ihrer Mutter erblickte. „Mein gnädiges Fräulein, darf ich hoffen, von Ihnen noch gekannt zu sein?" begann Arno, ihr lächelnd näher tretend. Ein plötzliches Erröthen überflog das Gesicht das jungen Mädchens. Gisela hatte sich das Wiedersehen des Bruders so anders gedacht, daß Verlegenheit, ja Mißmuth sie ergriff bei dieser förmlichen Begrüßung, zumal auch ihr beim ersten Anblicke seine wenig empfehlende Kleidung nicht entgangen war. „Nun, Fräulein Schwester," fuhr Arno näher tretend fort, „geben Sie mir nicht wenigstens die Hand?"

„Aber Arno —!" war Alles, was Gisela unwillig entgegnen konnte, indem sie zögernd ihre Hand in die seine legte.

„Nein, das geht zu weit, mein Herr Weltfahrer!" rief die Mutter. „Ich verbitte mir das überhöfliche Sie, meiner Tochter gegenüber! Ihr seid Bruder und Schwester und werdet Euch duzen nach wie vor!"

„Und das Erste soll sein, daß ich Dir gründlich den Text lese!" rief Gisela, von ihrer Befangenheit zurückkommend. „Wer ist denn der gute Freund, der uns so sehr vorgezogen wird, daß Du Deine Familie verleugnest, um bei ihm zu wohnen?"

Sie erhielt denn Aufschluß über die Vorgänge, ohne doch mit den Beweggründen recht einverstanden zu sein.

„Du bleibst jedenfalls bei uns zu Tische?" fragte die Mutter.

„Heute, — ja!" entgegnete Arno.

„Wie? Nur heute? Nicht morgen auch? Nicht täglich?"

„So oft als möglich, liebe Mutter. Genießen wir heute die gute Stunde des Beisammenseins! Es wird sich Alles finden!"

So ging man bald zu Tische, und bei Arno's unbefangenem Gespräch, seinen Erzählungen, fröhlichen Erinnerungen an häusliche Ereignisse aus der Jugendzeit, ließ Gisela ihr Vorurtheil schwinden und gab sich heiter und schwesterlich gegen ihn. Und er fand diese Schwester, die er zuletzt als fast noch ein Kind gesehen, sehr reizend, liebenswürdig und geistig angeregt, sodaß er sich ganz von ihr gefesselt fühlte. Der alte Familienton war wieder da, und Mutter und Kinder feierten einige glückliche Stunden zusammen. Nach Tische zog Arno einige kleine Päckchen aus der Tasche und überreichte den Frauen Geschenke, die er ihnen aus Italien mitgebracht hatte, Schmuckstücke von Mosaik, geschnittene Muscheln und Korallen. Gisela nahm vergnügt dankend ihr Theil hin und legte den Schmuck sogleich an, die Mutter war nicht weniger erfreut, daß er ihrer gedacht hatte, im Stillen aber ging die Frage durch ihr Herz: „Wie hat er es möglich gemacht, solche Geschenke mitzubringen? Er muß es sich abgedarbt haben, um uns zu erfreuen!"

Arno aber, während er Gisela den Kopf auf einer Gemme erklärte, schlug sich plötzlich vor die Stirn und rief: „Nein, wie vergeßlich hat mich die Freude des Wiedersehens gemacht! Laßt Euch erzählen! Ich bin ja ein Mann in Amt und Würden! Man hat mich zum Custos der hiesigen antiquarischen Sammlungen des Museums gemacht. Ich bekomme eine Unsumme an Gehalt, — jährlich achtzehnhundert Mark!"

Gisela klatschte freudig lachend in die Hände, die Mutter aber dachte mitleidig, daß das doch ein ganz jämmerliches Gehalt sei, mit welchem auszukommen man keinem Menschen zumuthen könne.

Nach Tische, da die Familie fröhlich plaudernd beisammen saß, fuhr ein Wagen vor. Gisela sprang an das Fenster. „Ach, Gabriele kommt!" rief sie. „Ich will ihr entgegen mit der frohen Nachricht, daß Arno zurückgekehrt ist!" Damit eilte sie hinaus. Sie wußte nichts von den früheren Beziehungen Arno's zu Gabrielen, denn vor sieben Jahren war sie noch ein Kind gewesen, dem man dergleichen vorenthalten mußte. Die Mutter aber stutzte, als sie Arno aufspringen sah. „Willst Du ihr aus dem Wege gehen?" sagte sie schnell. „Noch ist es Zeit! Dort durch das Speisezimmer!"

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Gedichte

von Betty Paoli.

In der Neujahrsnacht.

Weithin ertönt der Gruß der Glocken,
Von hundert Lichtern glänzt der Saal,
Die Menschen jubeln und frohlocken,
Vereint beim festlich heitern Mahl.

Sie bringen Wünsche sich entgegen
Und klingen mit den Gläsern an, —
Wie mag sie's nur so froh bewegen,
Daß abermals ein Jahr verrann?

Daß sie aus ihrer Freuden Mitte
Verhülltem Los entgegengeh'n,
Daß näher sie um so viel Schritte
Dem Ziel, vor dem sie schaudern, steh'n?

Wie? — oder sollen Spiel und Necken,
Der Scherz, der immer Toll'res wagt,
Das Wehgefühl nur überdecken,
Das leise an den Herzen nagt?

Das Wehgefühl, nicht zu versöhnen,
Daß eine Frist nun wieder um,
Und daß die Glocken nur ertönen,
Vergänglichkeit! zu deinem Ruhm?!

Drei Sprüche.

Was schmähest du voll Zorneswuth
Den Wicht, auf den du nie gebaut,
Wenn er das Schlechte wirklich thut,
Das du ja stets ihm zugetraut?

*

Sei an jedem neuen Tag
Neuen Kampfs gewärtig!
Meißelschlag auf Meißelschlag
Macht das Bild erst fertig.

*

Die Werke hoher Kunst und Dichtung
Sind Weiser, die am Wege steh'n;
Unfehlbar zeigen sie die Richtung,
Doch geben sie nicht Kraft zum Geh'n.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Der kleine Punkt.

Ein Märchen von O. Bertramin.
Mit Abbildungen von A. Mandick.

Dies Märchen ist für einen kleinen Knaben,
Der gern ein Märchen wollte haben.

„Bitte, liebe Tante, eine Geschichte!"

„Was für eine Geschichte?"

„Weißt Du, so eine, die ich noch nicht kenne; — von einer Familie mit vielen, vielen Kindern, die ich aber doch schon kenne."

„Also eine neue und doch eine alte Geschichte? das ist etwas schwer. Na, ich will ein wenig nachdenken, — so, nun hab' ich sie schon! Setze Dich hierher zu mir, auf den dreibeinigen Schemel, — ganz ruhig, — und dann wollen wir auch dabei auf die Aepfel aufpassen in der Ofenröhre."

„Wird die Geschichte lang?"

„Nein, beruhige Dich, nicht länger, als bis die Aepfel gebraten sind, Du kleiner Gargantua."

„Wer war denn das?"

„Das war ein Riese in Frankreich, der sehr gern sehr viele Aepfel und andere gute Dinge aß."

„Ist die Geschichte von diesem Riesen?"

„Ei bewahre! Von einem ganz kleinen Däumling, noch kleiner als der wirkliche."

„Oh, noch kleiner! Das glaub' ich nicht!"

„Und Du hast ihn doch gesehen und siehst ihn alle Tage mit Deinen eigenen Augen."

„Wann denn?"

„Nun, wenn Du Deine Schulaufgaben machst in Deinen Büchern und in Deinen Heften, und zwar bei Dir und anderen Leichtfüßen mehr zwischen, als auf den Linien."

„Zwischen meinen Linien? — da ist gar nichts, Tantchen, höchstens einmal ein Klex."

„Ja, der Klex ist auch so eine Art weitläufiger, ungerathener Vetter von unserem Däumling. Denke nur nach, wen ich meine."

„Ich weiß wirklich nicht."

„Ich will ihn Dir beschreiben. Es ist ein sehr ordentlicher kleiner Kerl, rund und dick, niedlich und appetitlich, wie ein Aepfelchen, — und weil er so klein, so ordentlich und so pünktlich ist, deshalb heißt er auch — der kleine Punkt . . . Hab' ich nun Recht, wenn ich sage, daß Du ihn gut kennst, ebenso wie seine Brüder und seine Schwestern und seinen Papa und seine Mama, kurz, die ganze Familie?"

„Hat denn der kleine Punkt auch eine Mama?"

„Natürlich! Und eine sehr schöne, schlanke, mit einer so feinen Taille; eine wahrhaft elegante Erscheinung, die überall Erstaunen und Verwunderung hervorruft, so daß ein Jeder denkt: ‚Ach, das ist 'mal eine schöne Dame!' Deshalb heißt sie auch Madame Ausrufungszeichen. Nur hat sie leider die Angewohnheit, auf dem Kopfe zu stehen. Das kommt aber daher, weil die Dinge in den Büchern manchmal so bunt hergehen, daß Madame Ausrufungszeichen sich sofort auf den Kopf stellen muß, denn sie hat ein sehr zartes, eindrucksfähiges Gemüth. Paß' mal' auf in Deinen Indianerbüchern, wenn die Wigwams brennen oder ein Indianer einen armen Weißen eben scalpiren will; dann kommt gewiß Frau Ausrufungszeichen herbeigerannt und stellt sich sofort vor Entsetzen auf den Kopf. Dieser Kopf ist nun aber genau wie derjenige ihres Sohnes, und daran sieht man die Familien-Aehnlichkeit."

„Hat der Papa auch Familien-Aehnlichkeit?"

„O ja, auch er hat gerade so einen runden Kopf, wie der kleine Punkt und seine Mama, nur hat der Papa einen langen Schlafrock an, der ihm bis über die Füße fällt und im Winde hin und her flattert, — sehr genial. Er ist aber auch ein gelehrter Herr und führt strenges Regiment im Hause. Wo seine Frau, Madame Ausrufungszeichen, erscheint, ist er gewöhnlich auch nicht weit, und weil nichts im Hause geschieht, ohne daß man den Papa befragt, so heißt er auch Herr Fragezeichen. Herr Fragezeichen ist ein sehr wißbegieriger Herr. Er ist furchtbar klug, und wenn die Gelehrten nicht wissen, was sie über eine Sache sagen sollen, dann rufen Sie den Professor Fragezeichen herbei, — der hat ihnen schon oft aus der Verlegenheit geholfen, — ja wohl, — sehr oft!

Also der kleine Punkt hatte eine elegante Mama und einen gelehrten Papa, und Beide liebten ihn auch sehr. Aber die Mama war doch ein wenig traurig, weil er gar nicht wachsen wollte. Alle seine Brüder und seine älteste Schwester waren viel ansehnlicher gerathen, namentlich seine Schwester. Die war lang wie die Mama, aber so schrecklich faul, daß sie sich immer hinlegte, wo es auch sei, — auf das Bett, auf das Sopha, sogar auf den Fußboden; dann stützte sie sich auf ihre Ellbogen und gab sich so ihren Gedanken hin. Deshalb nannte man sie auch einstimmig Fräulein Gedankenstrich.

Fräulein Gedankenstrich war sehr gefühlvoll, wie ihre Mama, und auch außerordentlich poetisch. Ihre Lieblingsbücher waren Gedichte, weil sie sich dort, fast auf jeder Zeile, selber wiederfand, — und das interessirt Einen doch am meisten in Büchern. Viele Dichter waren auch so sehr in Gedankenstrich verliebt, daß sie oft ganz vergaßen, Verse zu machen und nur noch ihr Portrait auf das Papier hinzeichneten, — drei — sechs — zwanzig Mal nach einander. Und das, sagten die Kenner, das wäre gerade das Schönste in ihrer Poesie, — das Unausgesprochene."

„Wie sehen denn die Brüder aus vom kleinen Punkt?"

„Ach, die sehen possirlich genug aus: wie lauter kleine Clowns, die durch den Reifen springen wollen! ‚Ich komme, ich komme!' rufen sie, und ich glaube, deshalb nannte man sie auch Komma's. Ganz bestimmt will ich es nicht behaupten, aber es ist wahrscheinlich, — vielleicht sogar ‚bestimmt gewiß', wie Tante Dalla sagt. Die Gebrüder Komma waren ein loses Volk, überall trieben sie sich umher, wo sie nichts zu thun hatten; aber, wo man sie brauchte, waren sie nicht da. Meistens drängten sie sich hinein, wo sie gar nicht hingehörten, so recht zudringlich, wie die Sperlinge. Nur einer unter ihnen war ein Bischen gescheidter und hatte mehr Kopf als die Uebrigen; er war auch schon Tertianer und hieß Semikolon. Er bildete sich ein, besser zu sein, als seine Brüder, die Kommas; besonders verächtlich aber schaute er auf seinen jüngsten Bruder, den guten kleinen Punkt. Er war eifersüchtig auf ihn und wollte ihn bei seinen Eltern anschwärzen. ‚Seht mich an, liebe Eltern,' sagte Semikolon zu ihnen, ‚ich reiche zwar nicht zu Eurer Höhe hinan, aber ich bin doch Euer würdiger Sohn; ich trage meinen Kopf immer hübsch oben, und das will was sagen bei diesen schlechten Zeiten. Hingegen, wonach sieht mein Bruder, Euer Sohn, der Punkt aus? Nach weniger als nichts. Was kann man von einem solchen Knirps erwarten? Er wird stets nur ein unscheinbarer Punkt in der Weltgeschichte bleiben. Dagegen wurde ich schon von den Griechen hochgeehrt und sogar an Deine Stelle, lieber Papa, gesetzt.'

‚Lieber Sohn,' sagte das würdige Fragezeichen, ‚vergiß nicht, mit wem Du sprichst, und daß die Spanier, das edle Volk, mir, Deinem Vater, sogar die erste Stelle einräumen, vor dem Anfange ihrer Sätze. Ich bin gleichsam die Schildwache des Gedankens, die da anzeigt: Paßt auf, — jetzt kommt eine Frage, — lest sie auch mit dem richtigen Tonfall! Die Spanier sind ein vernünftiges Volk, denn wie kann einer gleich das Ende eines ganzen Satzes überschauen und sehen, ob ich da stehe oder nicht? Ja, ja, die Spanier verstehen sich auf Rangordnung. Doch, um Dir, mein Sohn, ein Zeichen zu geben, daß ich Deine Frage verstanden, wie es von einem Fragezeichen nicht anders zu erwarten ist, erkläre ich Dir, daß, was meinen Sohn, den kleinen Punkt, betrifft, ich über denselben nicht streiten will.' Hierauf steckte sich Herr Fragezeichen eine Pfeife an und schritt würdevoll davon, während sein Schlafrock hinter ihm drein flatterte und Semikolon sich vor Aerger noch mehr krümmte. Er lief zu seiner Mama Ausrufungszeichen, die eine Schwäche hatte für diesen Sohn, weil er, sowohl was den Kopf, als auch die Schlankigkeit der Figur betraf, mit ihr übereinstimmte. ‚Was will mein Semichen? Was will mein Kolönchen?' (so nannte sie wegen der Abkürzung den Semikolon.)

‚O, liebe Mama, ich werde mir noch die Druckerschwärze an den Hals ärgern über diese Ungerechtigkeiten! Dein jüngster Sohn, dieser nichtige Punkt, der im Vergleiche mit mir nur ein Lump ist, steht überall an hervorragender Stelle, am Ende der Sätze, während ich nur eine Nebenstelle bekomme, in der Mitte, wo die Meisten mich nicht einmal bemerken. Ja, sobald dieser Punkt sich nur blicken läßt, so kommt gleich ein großer Buchstabe herbeigelaufen. Das will ich nicht länger ertragen! Ich will seine Stelle haben! Ich will vor den großen Buchstaben stehen! Bin ich nicht viel größer und länger als er? Ich gehöre an die Hauptstelle. Ich sehe Dir ja, liebe Mama, am meisten ähnlich, besonders wenn ich mich auf den Kopf stelle. Ich bin viel mehr berufen, unserer alten Familie der Interpunktionen Ehre zu machen, als jener Schwächling, der elende Punkt. Er ist ein entarteter Sohn, — Ihr sollt ihn auch enterben, — er soll nicht unseren Namen tragen. In England ist es auch so üblich, daß nur der älteste Sohn den Titel trägt, — also will ich allein Interpunktion heißen. Meine Brüder, die Kommas, können zur Marine gehen. Sie werden sich als Schiffsjungen sehr gut machen, und was den unscheinbaren Punkt anbetrifft, so machen wir ihn zum Landgeistlichen.

Er ist dick und rund und gehört unter die Bauern. Denke Dir nur, liebe Mama, wie schön es in den Büchern aussehen wird, wenn nur noch Du, Papa und ich drin stehen werden zwischen all' den vielen Buchstaben!'

Die eitle Madame Ausrufungszeichen, — sie war eigentlich von französischem Adel und hieß ‚la Marquise du Point d'Exclamation', — hörte leider nur zu sehr auf die Worte des bösen Semikolon. Sie sagte nichts von dem, was sie nun vorhatte, ihrem Manne, überlegte aber mit Semikolon einen schwarzen Plan, der in der folgenden Nacht zur Ausführung kommen sollte, wenn Alles in der Druckerei schlafen würde. Ich habe nämlich vergessen, Dir zu erzählen, daß die Familie in einem Setzerkasten wohnte, der in einer großen Zeitungsdruckerei stand. Jedes Mitglied hatte da sein eigenes Zimmer. Die Kommas schliefen alle in einem Zimmer; Semikolon mit einer Menge anderer, die alle nach ihm geformt waren, in einem zweiten; Mamsell Gedankenstrich, mit all' ihren Portraits, in einem dritten ꝛc. Es waren lauter kleine, offene Schachteln, die mit denen, in welchen all' die verschiedenen Buchstaben lagen, in dem großen Setzerkasten standen, aus welchem der Setzer die Buchstaben und Interpunktionen oder Lesezeichen, mit großer Geschwindigkeit herausgriff, in der Folge, wie der Schriftsteller es ihm in einem Manuscripte vorgeschrieben hatte, und welches nun hier gedruckt werden sollte. In einem solchen Zimmer saß nun Frau Ausrufungszeichen und konnte vor Aufregung nicht schlafen. Semikolon schlief schon längst nicht mehr und wartete auf den günstigen Augenblick, um seinen Streich auszuführen. Von seiner Schachtel aus konnte er seine Mama seufzen hören, denn das Ausrufungszeichen seufzte sehr gern, bald oh! bald ah! auch ih! und eh! und sogar uh! kurz alle Vocale.

‚Oh, diese Frauenzimmer!' brummte der böse Semikolon vor sich hin. — Nachdem er sich erst ordentlich umgeschaut, ob auch Alles ruhig sei, stieg er endlich aus seinem Kasten und schlich sich ganz leise, leise zu jenem, wo seine Brüder, die

„Ich will ihn Dir beschreiben. Es ist ein sehr ordentlicher kleiner Kerl . . ."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwischen zwei Feuern. Von Fr. Schröder. — Siehe Seite 7.

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, A.-G., München.

Kommas, friedlich neben einander lagen und schliefen. Leise faßte er sie an ihren Füßen, oder vielmehr an dem einzigen Fuße, den sie hatten und, — huh! flogen sie Alle, Einer nach dem Anderen, über Bord und lagen auf dem Boden, unter der Bank des Setzers. Dann ging Semikolon zu dem Kasten, in dem Punktchen, die treue Seele, süß schlummerte wie ein guter, kleiner Junge, der er war, mit reinem Gewissen und huh! — da flog auch er hinaus mit allen seinen Ebenbildern, sodaß nach kurzer Zeit gar kein Punkt und gar kein Komma mehr im Druckerkasten war. Damit noch nicht zufrieden, ging der Bösewicht zu seinem Kasten zurück, nahm eine Anzahl von Semikolons, die genau so aussahen wie er selbst, und legte sie an die Stelle der Punkte. Dort aber, wo die Kommas drin gewesen waren, trug er vorsichtig seinen Papa hin, mit vielen seiner Collegen, dazu legte er noch eine Menge Ausrufungszeichen, welche nach seiner Mama geformt waren. Diese selbst aber sträubte sich durchaus, von ihrer Stelle zu gehen, denn sie fürchtete sich, wenn ihr Mann aufwachen würde, daß es eine unliebsame Auseinandersetzung geben möchte.

Als dies Alles nun beendet war, stieg der Bösewicht Semikolon, voll Schadenfreude kichernd, in seine Schachtel zurück und verhielt sich ganz ruhig. Was nun geschah, kannst Du Dir denken. Als die Setzer in die Druckerei kamen, — die Zeitung wurde von 3 bis 5 Uhr Morgens gedruckt, — stellte sich jeder vor sein Pult, und die Druckmaschine fing an sich zu rühren. Zuerst räusperte sie sich, dann ächzte und krächzte sie, bis sie endlich in Gang kam und wie ein Ungethüm schnaufte. Manche sagen ‚die Presse, die Druckerpresse, sei auch ein Ungethüm, eine Art Fafner, der Feuer und Rauch schnaubt und den Menschen Verderben bringt.

Obgleich eine Hängelampe über jedem Pulte brannte, bemerkte doch keiner von den Arbeitern, daß die Kommas und die Punkte auf der Erde lagen, auch ahnte keiner, daß an ihrer Stelle andere Interpunktionen lagen. Sie setzten also ganz unschuldig weiter und waren bald mit ihrer Arbeit fertig. Es war ein Leitartikel, das heißt ein Aufsatz, der zu Anfang der Zeitung steht, auf der ersten Seite, und folglich am meisten die Aufmerksamkeit erregt. Nun denke, was die Leute für Augen machten, als sie beim Morgen-Kaffee die Zeitung aus einander falteteten. Hilf Himmel, wie sah es darin aus! Das wimmelte nur so vor den Augen von Frage- und Ausrufungszeichen, — schlimmer als in der Jahrmarkts-Anzeige eines Menagerie-Besitzers! Es war gerade Neujahrsmorgen. Der Redacteur, d. h. der Herausgeber der Zeitung, hatte einen prachtvollen Aufsatz oder Leitartikel geschrieben über den europäischen Frieden, weil er wußte, daß die Leute gern so etwas zum Morgen-Kaffee lesen, besonders am Jahres-Anfange. Deshalb hatte er auch einen solchen Aufsatz immer auf Lager und putzte ihn nur alle Jahre zu diesem Tage wieder von Neuem auf. Wie war er aber diesmal aufgeputzt! Der Redacteur traute seinen eigenen Augen nicht und dachte, die Leute müßten ihn für verrückt halten, denn was bekamen sie zu lesen!

‚Die allgemeinen? (Fragezeichen) aufrichtigen! (Ausrufungszeichen) Friedensversicherungen? (Fragezeichen) welche zur Jahreswende ihr harmonisches Glockengeläut zusammenklingen lassen? (Fragezeichen) lassen auch ihre Schallwellen in das Neue Jahr lieblich hinüber klingen; (hier hatte ein Semikolon sich eingeschlichen, obgleich ein großer Anfangsbuchstabe darauf folgte.) Die Botschaft hör ich wohl! (Ausrufungszeichen) allein es fehlt der Glaube; (Semikolon) Besänftigend? (Fragezeichen) beruhigend? (Fragezeichen) beglückend? (Fragezeichen) scheint das Leben sich in ruhigen Kreisen dahinziehen zu wollen; (Semikolon)' — und so ging es weiter, drei Spalten lang. Der Zeitung war auch ein Prospectus beigelegt worden, einer neuen Zeitung für Maler. Aber auch diese schöne Arbeit war auf's Greulichste zugerichtet durch die Bosheit des Semikolons. Der Prospectus fing mit einer Klage über den Verfall der Kunst, an? (Fragezeichen) und wie derselbe nur dadurch verhindert werden könne, wenn diese neue Zeitung käme, um eine Lücke auszufüllen? (Fragezeichen) die Jedermann empfunden hätte? (Fragezeichen) aber noch Keiner den Muth dazu gehabt hätte; (Semikolon.) Die Zeitung verspricht den Abonnenten umsichtige Leitung? (Fragezeichen) Original-Artikel? (Fragezeichen) und den besten Willen; (Hier prangte Semikolon am Schlusse.)

Von Kommas keine Spur. Von Punkten ebenfalls nicht. Alles Frage- und Ausrufungszeichen und am Schlusse ein einfaches Semikolon.

Semikolon triumphirte. Endlich stand er am Schlusse aller Sätze, ja, sogar am Schlusse eines Leitartikels! Das war ja sein größter Ehrgeiz gewesen. Aber ‚Hochmuth kommt vor dem Fall!' Hör', wie es weiter ging!

Es dauerte nicht lange, da kam der Redacteur in den Saal gestürzt, wo einige Setzer versammelt waren. Er fuhr sich wild in die Haare und donnerte die Setzer an: ‚Das Neue Jahr fängt schön an! Mein Leitartikel ist zu Grunde gerichtet, und wir sind es auch! Seid Ihr Alle verrückt! Habt Ihr über den Durst getrunken! Was habt Ihr mit den Kommas angefangen, Ihr Unglückseligen? Wie kann eine anständige Zeitung sich ohne Kommas, ohne viele Kommas, sehen lassen! Was fang ich denn mit meinen Adjectiven an, wenn Ihr keine Kommas mehr habt, und was ist eine Zeitung ohne einen Sack von Adjectiven! Ach, Kinder, Freunde, laßt Euch rühren! Gesteht, — es ist eine Verschwörung meines Todfeindes und Collegen von gegenüber, — der hat mir diesen teuflischen Streich gespielt! Er gönnt es mir nicht, daß ich zwei Abonnenten mehr habe, als er. Dieser Mensch, der nicht einmal weiß, was es heißt, ein Komma an seine richtige Stelle zu setzen, — und nun gar einen Punkt! Goethe rief: ‚Mehr Licht, mehr Licht!' Ich rufe: ‚Mehr Punkte, mehr Punkte!' Hinweg mit dem Zwitterdinge von Semikolon. Knappe Sätze, viele Punkte, — ein Punkt zu rechter Zeit, hat schon manchen Redner von einem Erstickungs-Anfalle gerettet. Der Punkt ist die Hauptsache in der Literatur!'

Als Semikolon das von seinem Kasten aus hörte, glaubte er vor Wuth bersten zu müssen. Wie viel mehr wuchs aber dieselbe bei dem, was nun folgte. Das war eine rührende Familien-Scene! Als der Redacteur nämlich rief: ‚Mehr Licht, mehr Licht!' glaubte ein Setzerlehrling, der noch sehr grün war, — er wolle noch eine Lampe haben und brachte geschwind aus der Redactions-Stube eine hellleuchtende Carcell-Lampe mit einem Sonnenbrenner. Beim Scheine dieser Lampe gewahrte nun der Redacteur allerhand glänzende, kleine Dinge auf dem Boden unter dem Setzerkasten. Er war nämlich weitsichtig, was ja für einen Zeitungsschreiber die Hauptsache ist. Er bückte sich und hob eins von diesen glänzenden Dingen auf, und was war es? — unser Freund, der kleine Punkt, in seiner Blei-Uniform. Das war mal ein Vergnügen von einem wirklichen Redacteur in die Hand genommen zu werden! Das ist für einen Buchstaben oder für eine Interpunktion dasselbe, als wenn der Kaiser einen Soldaten anredet. Auch glänzte der Punkt doppelt vor Befriedigung. Auf Befehl des Redacteurs wurden nun auch all' die anderen Punkte und Kommas aufgesammelt, und die Interpunktionen kamen nun wieder in ihre Kasten zurück, jeder in den seinen, nach der alten Ordnung. Die Kommas kamen sich wieder sehr wichtig vor und riefen: ‚wir kommen, wir kommen, — ohne uns werden die Menschen doch nicht fertig!' Der kleine Punkt hingegen blieb ganz bescheiden, ging ruhig an seine Arbeit und freute sich, daß er viele gute, kurze Sätze beenden durfte, die der Redacteur zum zweiten Neu-Jahrstag fertig gemacht hatte. Sie gefielen den Leuten auch sehr gut, gerade weil sie so kurz waren, und man sich nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte, und solche Sätze sind ja noch besonders gut in den kurzen Wintertagen. Das war nun alles das Verdienst unseres kleinen Freundes, des unscheinbaren Däumlings. Er wurde von nun an immer mehr geachtet in der Zeitungs-Druckerei, und es kamen immer mehr Leute, um sich auf die Zeitung zu abonniren."

„Tante, wie sieht abonniren aus?"

„Das sieht so aus: Tante schickt so und so viel Mark auf die Post, und dann bekommst Du die Kinderlaube, die Du so gern haben willst."

„Da will ich aufpassen, ob der kleine Punkt auch sehr oft darin vorkommt."

„Das thue Du nur und gewöhne es Dir selber an, ihn oft zu gebrauchen. Dann wirst Du einen klaren Stil bekommen."

„Tante, wie sieht Stil aus? Ist es ein Apfel- oder ein Birnenstiel?"

„Das kann ich Dir jetzt noch nicht erklären. Das Alte muß neu, und das Neue muß alt scheinen. Das ist Stil."

„Hat Deine Geschichte auch einen Stil?"

„O ja, einen sehr guten Birnenstiel, und die Birne ist die Moral davon."

„Tante, wie sieht Moral aus?"

„Ach, jetzt aber hör' auf mit Deinen Fragen, — Du wirst am Ende noch selbst ein Herr Fragezeichen!"

„Und Du, liebe Tante, wirst dann wohl ein Fräulein Gedankenstrich —?"

„Ja, das werde ich schon gewiß. Deshalb lieber — Punktum!"

Nachdruck verboten.

Die Kunst des Essens.

Gedanken über das Menu von Gregor Samarow.

I.

Die Vorgerichte und das „große Stück".

Groß ist die Literatur über die Frage, wie man kochen soll, um dem Körper gesunde, stärkende und anregende Nahrung zuzuführen und zugleich dem Geschmack einen harmonischen Genuß zu bereiten. Aber weit weniger ist über die nicht minder gastrosophisch wichtige Frage gedacht und geschrieben, wie man *essen*, und in welcher Folge man die einzelnen Bestandtheile einer Mahlzeit zusammensetzen soll.

Brillat-Savarin in seinem Buche über den Geschmack, Herr von Rumohr in seinem „Geist der Kochkunst" und der Hofmarschall von Malortie in seinem Buch über das „Menu" haben darüber wohl manche gute Gedanken hingeworfen, aber sie sind doch nicht bis zu einer begründeten Aufstellung bestimmter Regeln für die Reihenfolge der Speisen und die Art, sie zu serviren, gelangt.

Herr von Malortie giebt zwar als Muster ein Menu, das er für die Feier seines siebzigsten Geburtstages componirt, aber es ließen sich dagegen immerhin einige Einwendungen machen. Vor Allem giebt er die Regeln nicht an, nach denen ein jedes Menu componirt sein sollte, und doch scheint es uns, daß solche Regeln sich aus der Rücksicht auf die Gesundheit und den Geschmack, diesen beiden Hauptgesichtspunkten für die Kunst der Küche und der Ernährung, leicht und einfach ergeben, wenn man die Gesichtspunkte festhält, der Zunge möglichst vielseitigen, anregenden und harmonischen Genuß, dem Magen möglichst gesunde, wohlgeordnete und kräftige Nahrung zu bieten.

Bleiben wir zunächst einen Augenblick bei dem Namen „Menu" stehen, den man in unserer Zeit aus an sich wohl berechtigter, aber zuweilen über das Ziel hinausschießender Vorliebe für einen rein deutschen Ausdruck zu verbannen bestrebt ist.

Wir sind damit vollkommen einverstanden, nicht nur weil wir überhaupt der Meinung sind, daß Alles Deutsch ausgedrückt werden sollte, wofür die deutsche Sprache ein richtig treffendes und bezeichnendes Wort hat, sondern auch, weil das Wort „Menu" bei uns fast immer unrichtig gebraucht wird, selbst auf Karten, welche ganz und gar französisch gehalten waren.

Das Wort „Menu" bedeutet nur eine genaue Detailangabe. Eigentlich heißt es: „klein". Davon also auch die Zerlegung einer Sache in kleine Theile, z. B. menue monnaie, — kleines Geld, compter par le menu, — Etwas Stück für Stück zählen und genau rechnen. Das einfache Wort Menu hat also mit einer Mahlzeit absolut gar nichts zu thun, und es muß, um es darauf zu beziehen, ein anderer Zusatz gemacht werden. Es muß also heißen: Menu du diner an dem und dem Tage oder an dem und dem Orte, oder es muß über der Karte stehen: Diner an dem und dem Tage, bei der und der Person oder an dem und dem Orte, — und *dann darunter*: „Menu". Das heißt also: nun folgt die Reihenfolge der Speisen als einzelne Theile der Mahlzeit.

Schon wegen dieser mißbräuchlichen Anwendung des französischen Wortes, die auf den deutschen Karten fast immer stattgefunden, würden wir der Ersetzung durch ein deutsches Wort entschieden zustimmen, und dies Wort läßt sich, wie es uns scheint, auch sehr leicht finden, nicht durch „Speisezettel" oder Aehnliches, was etwas gewöhnlich klingt, sondern durch „Tisch-Ordnung" oder bei feierlichen Gelegenheiten „Tafel-Ordnung", wodurch der ursprüngliche Sinn des französischen Menus beibehalten würde. Man müßte also schreiben: „Mittagsessen oder Mittagsmahl am 10. Januar 1890." und darunter einfach: „Tisch-Ordnung" oder „Tafel-Ordnung". Das wäre gutes, reines und verständliches Deutsch und würde den Sinn treffend wiedergeben, was ja bei der Ausmerzung der Fremdwörter die wesentliche und nothwendige Bedingung ist, um den deutschen Ausdruck einzubürgern.

So viel über die äußere Form, und es ist nun die Frage: wie soll man eine Tisch-Ordnung in richtiger Reihenfolge der Speisen aufstellen?

Es ist dabei natürlich ein wesentlicher Unterschied, ob man eine größere Mahlzeit oder ein einfaches, sogenanntes bürgerliches Mittagsessen zu ordnen hat. Beide beginnen nach althergebrachter Sitte mit der Suppe, — ein Gebrauch, der von medicinischem Gesichtspunkte neuerdings zuweilen verworfen wird, der aber vom Standpunkte des Geschmackes aus ganz entschieden seine Berechtigung hat und auch medicinisch wohl nicht so viel Einwendung verdient, wenn man nur die *Masse* der Flüssigkeit beschränkt, die man beim Beginn einer Mahlzeit zu sich nimmt.

Es giebt nun außer den einfachen Fleischbrühen, bei denen dies oder jenes nur zur Nüancirung des Geschmackes hinzugefügt wird, mancherlei Suppen, welche sehr compacte Nahrungsstoffe enthalten, wie zum Beispiel die so ganz außerordentlich vortrefflichen russischen Uchas, welche in fast breiförmiger Form Fleisch, Fisch und compacte Gemüse enthalten, oder den in der bürgerlichen französischen Küche so beliebten Pot-au-feu, zu welchem so ziemlich Alles genommen werden kann, was genießbar ist, — oder die Hamburger Aalsuppe, welche in ihren Bestandtheilen alle Reiche der Natur vertritt. Derartige Suppen, von denen ein Teller schon fast allein eine Mahlzeit bildet, sollten, so vortrefflich sie auch sind, nur an einem einfachen bürgerlichen Haustisch vorkommen, da sie eigentlich ohne Ueberladung des Magens keine weitere Folgen von Speisen zulassen, und wenn sie auf solchem Tische erschienen, so sollte ihnen dann nur noch ein leichtes Fricassee, ein gebratenes wildes oder zahmes Geflügel und ein Nachtisch von Früchten und Käse folgen, während nach einer leichten Suppe, bei einem einfachen Hausessen, ein kräftiges Gemüse und ein energischer Rinder- oder Schweinebraten sich anschließen möchte. Bei einer großen Mahlzeit aus vornehmer Küche, deren einzelne Theile nicht zur vollständigen Sättigung dienen, sondern eben nur als „Menus" die mäßig und sparsam zu genießenden Theile eines Ganzen bilden sollen, scheinen uns nach Erfahrung und vernünftiger Erwägung die folgenden Regeln maßgebend zu sein:

Keine Mahlzeit, und fände sie an kaiserlichen und königlichen Höfen, in den reichsten und vornehmsten Häusern oder bei irgendwelchen feierlichen Gelegenheiten statt, sollte mehr als fünf bis höchstens sechs Gänge enthalten und die Zeit von einer Stunde nur wenig überschreiten. Ein Uebermaß von auf einander folgenden Speisen muß, statt wohlthätiger und anregender Ernährung, Ueberladung und Erschlaffung zur Folge haben; länger als eine Stunde bei Tisch zu sitzen, ist aber für jeden Menschen eine Unvernunft und eine Qual, — das Verständniß des Geschmackes geht verloren. Die bei jeder civilisirten Mahlzeit nothwendige und so unendlich wohlthätige und heitere, den Geist leicht prickelnde und freundlich anregende Unterhaltung erstirbt mit der zu langen Sitzung in derselben Gesellschaft und der allmälig nicht zu vermeidenden Ueberladung der Verdauungs-Organe.

Als allgemeine Regel möchten wir aufstellen, daß die Stunde der Tafelrunde, diese schönste Zeit des Tages, welche der heiteren Vergessenheit aller Mühen und Sorgen gewidmet sein soll, um dem Menschen nicht nur körperliche Nahrung und Stärkung, sondern auch geistige Erfrischung und Erholung zu bringen, in ihrer Eintheilung dem Entwickelungsgange des Menschenlebens ähnlich gestaltet werde.

Man soll also in der Tafel-Ordnung, den verschiedenen Menschenaltern gleich, vom Leichten zum Schweren steigen und dann wieder zu den milden Genüssen übergehen, wie auch der Mensch in der Kindheit der Anregung bedarf, dann die erwachende Kraft stählt und endlich wieder sanfte, freundliche Ruhe sucht, um sich gemüthlicher Beschaulichkeit hinzugeben.

Die Suppe, mit welcher nach dem Gebrauche aller gastrosophisch civilisirten Nationen die Tafel eröffnet wird, soll keine eigentliche Nahrung, sondern nur eine Anregung sein. Sie muß daher kräftig, aber doch leicht, so zu sagen, duftig sein; stark gewürzte oder compacte Suppen sind bei der Tafel-Ordnung einer größeren Mahlzeit ein grober Fehler, denn sie müssen entweder zu sehr reizen oder zu sehr sättigen. Beides darf bei Beginn einer Mahlzeit ebenso wenig geschehen, als man einem Kinde schwere philosophische Abhandlungen vortragen und einprägen wird. Die Suppe ist ein leichtes Spiel mit dem Geschmack, eine Erweckung der hungrigen Magen-Nerven zu kräftigerer Ausübung ihrer Functionen. Die sogenannten Juliennes- oder Frühlings-Suppen, in welchen die Arome verschiedener Gemüse in zarter Discretion der Bouillon beigefügt werden; die leicht legirten Suppen, auch eine wirkliche Schildkrötensuppe, nicht etwa die in Deutschland meist durch übermäßige Gewürze verdorbene Mockturtle-Suppe, das sind die empfehlenswerthesten Eingänge für eine größere Mahlzeit. Sehr richtig ist es, danach ein kleines Glas alten Sherry oder Madeira zu nehmen, einen Schluck nur, um die Anregung zu unterstützen, und unbedingte Regel muß es sein, die Suppenteller nur soweit zu füllen, daß dem Magen eben nur eine kleine Menge Flüssigkeit zugeführt wird. Vor der Suppe etwas zu geben, ist ein Fehler, — das Einzige, was erlaubt ist und immer vor der Suppe gereicht werden muß, sind Austern während der richtigen Jahreszeit, sie müssen dann aber vollständig appretirt und so frisch sein, daß man keinen Citronensaft dazu bedarf, denn die Säure ist für den hungrigen Magen und die erwartungsvolle Zunge ein medicinischer und gastronomischer Fehler der gröbsten Art. Nach der Suppe soll dann sogleich der Fisch folgen. Kleine Vorspeisen, sogenannte Hors d'oeuvres, wie kleine Pasteten, Croquets ꝛc., möchten wir nicht absolut verwerfen, weil sie auch noch mit zum Anregen dienen, aber wir würden sie, wenn wir eine Tafel zu arrangiren hätten, gewiß fortlassen, denn sie sind eine unnütze Spielerei mit dem Geschmack, eine Vergeudung der Zeit und ein ziemlich geringer Genuß. Selbst den Caviar während der Jahreszeit, der dann immer mit russischen Blinies servirt werden muß, möchten wir nicht auf die Tafel-Ordnung setzen. So sehr wir denselben auch schätzen, so hat er doch eigentlich bei dem Mittagsmahle keinen richtigen Platz und gehört ebenso, wie stark gewürzte Suppen, nur zu kleinen Frühstückstischen, bei denen es überhaupt mehr um pikante Anregung und Aufmunterung, als um eigentliche Sättigung zu thun ist.

Zum Fisch, der in allen möglichen Gestalten und Zubereitungsarten erscheinen kann, sollte niemals etwas Anderes gegeben werden, als ein leichter, duftiger, weißer Wein, entweder die leichteren Rheinweine, die edleren Moselgewächse und leichten weißen Burgunder und Bordeaux-Weine, wie Sauternes, Preignac, Chablis oder der duftige, moussirende weiße Saint Peray, der dann in schalenförmigen Gläsern servirt werden muß.

Dem Fisch soll folgen die sogenannte grosse pièce, — das große Stück, das dem erweckten und angeregten Appetit ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

energisches Object bietet und die eigentliche Grundlage der Sättigung bildet.

Da wir hier keine Küchenregeln geben wollen, so mag auch nicht weiter über die Art dieses großen Stückes gesprochen werden. Es kann ein Rinderfilet, ein Hammelrücken ꝛc. ꝛc. sein. Wir möchten dazu kein Wild empfehlen, außer etwa in der geeigneten Jahreszeit einen durch sechswöchentliche Behandlung vorbereiteten Wildschweinsrücken oder vielleicht ein Hirschfilet.

Das große Stück kann garnirt sein, — wir möchten dies sogar in den meisten Fällen empfehlen, — mit Gemüsen aller Art, kleinen, frischen, leicht gewürzten Salatköpfchen, Champignons ꝛc. ꝛc., mit einziger Ausnahme von Spargel, Artischocken und Cardi, welche niemals zur Garnitur benutzt werden dürften, sondern immer allein erscheinen sollten.

Das große Stück bildet gewissermaßen das zur Manneskraft heranreifende Jünglingsalter der Mahlzeit, es soll dem Körper die volle Kraft geben, den Hunger verschwinden lassen, ohne aber doch den Appetit und den Reiz am Genuß zu beseitigen.

Zu dem großen Stück darf unter allen Umständen nichts Anderes servirt werden, als ein alter leichter Bordeaux von jenen vortrefflichen Schloßgewächsen, die niemals in den Kopf steigen und das Blut mit angenehmer milder Wärme erfüllen.

Das Tischgespräch, welches bei der Suppe langsam und etwas schwerfällig begonnen hat und bei dem Fisch in leichten allgemeinen Bemerkungen sich fortsetzte, wird nun, meist zu ernsteren Dingen, Ereignissen des Tages und dergleichen übergehend, lebhafter und kräftiger werden, und dazu paßt gerade der Bordeaux am besten.

Nachdruck verboten.

Die Bekämpfung der Schwindsucht.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

Die neueste Erfindung Robert Koch's, durch Einspritzung einer von ihm hergestellten Flüssigkeit unter die Haut die Tuberkulose zur Heilung zu bringen, wird mit Recht von Aerzten und Nichtärzten als eine der größten Leistungen der Wissenschaft gefeiert. Denn die Tuberkulose oder Schwindsucht rafft in Deutschland nicht nur alljährlich an 150,000 Menschen dahin und ist in allen Culturstaaten ziemlich ebenso häufig, sondern jeder dieser Todesfälle beendigt eine lange Reihe von Befürchtungen, zerstörten Hoffnungen und großen Leiden und läßt die berechtigte Furcht zurück, daß andere Familienglieder dem gleichen Schicksal verfallen werden. Die Aussicht auf Heilung der Lungenschwindsucht war bekanntlich bisher sehr gering und fast nur unter besonders günstigen Umständen zu erfüllen. Durch denselben mikroskopischen Pilz, dessen Kenntniß wir ebenfalls Robert Koch verdanken, werden aber noch andere schmerzhafte, langwierige, häufig tödliche oder nur als Anfänge der eigentlichen Schwindsucht eintretende Krankheiten der Häute, der Drüsen, der Knochen und anderer Organe hervorgerufen.

Das von Robert Koch erfundene Mittel heilt nach seinen Angaben, die bei seiner anerkannten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gar keinen Zweifel zulassen, diese tuberkulösen Erkrankungen der Haut, der Knochen und Drüsen sicher, diejenigen der Lungen gleichfalls, wenn nicht schon zu große Zerstörungen in denselben angerichtet sind. Durch sein Mittel werden also voraussichtlich die Aerzte binnen Kurzem überall in den Stand gesetzt sein, die Tuberkulose mit Sicherheit zu heilen, wenn ihre Hülfe nicht zu spät in Anspruch genommen wird.

Da aber Krankheiten verhüten immer noch besser ist, als Kranke heilen, so überhebt uns diese segensreiche Erfindung nicht der Sorge und Verpflichtung, auf alle mögliche Weise der Entstehung und Verbreitung der Krankheit entgegen zu wirken, wozu in ganz hervorragender Weise gerade die Frauen berufen sind.

Die Tuberkel-Bacillen, welche diese Krankheiten verursachen, gelangen auf zweierlei Weise in den Körper, nämlich mit der Nahrung oder durch Einathmung, in verhältnißmäßig seltenen Fällen durch unabsichtliche Einimpfung bei Verletzungen.

Unser Schlachtvieh, namentlich Rinder und Schweine, ist sehr häufig tuberkulös oder perlsüchtig, und obwohl durch Siedehitze die Tuberkel-Bacillen getödtet werden, so ist doch die bei der Zubereitung vieler Fleischspeisen angewendete Hitze nicht groß genug, um diese Wirkung sicher zu erzielen, so daß die Krankheit doch sehr wohl durch den Genuß perlsüchtiger Theile übertragen werden kann. Weit häufiger geschieht die Uebertragung durch den Genuß der rohen oder nicht genügend gekochten Milch von tuberkulösen Kühen, und zwar, weil Milch als hauptsächlichste, wenn nicht ausschließliche Nahrung kleiner Kinder oder Schwächlicher und Kranker dient, die dem Eindringen und Vermehren der Tuberkel-Bacillen am wenigsten Widerstand zu leisten vermögen.

Abgesehen davon, daß selbstverständlich schwindsüchtige oder auch nur der Schwindsucht verdächtige Mütter und Ammen, keine Kinder nähren dürfen, was auch aus Rücksicht auf sie selbst, wie aus anderen Gründen durchaus unzulässig ist, dürfen Kinder und Kranke keine Milch genießen, die nicht durch starkes Kochen, am besten im Wasserbade oder durch heißen Dampf in den Apparaten von Soxhlet, Escherich und anderen, auf demselben Princip beruhenden, vollkommen sterilisirt ist, d. h. in welcher die Bacillen durch Hitze getödtet sind, und die bei der Aufbewahrung und Darreichung gegen das Hineingelangen neuer Bacillen, die sich gerade in Milch rasch vermehren, sicher geschützt ist. Die sogenannten skrophulösen oder tuberkulösen Erkrankungen des Darms, der Drüsen und Knochen entstehen wahrscheinlich hauptsächlich durch die Ernährung mit tuberkulöser Milch.

Weitaus häufiger und wohl auch gefährlicher ist die Einathmung von Tuberkel-Bacillen. Und zwar geschieht diese auf folgende Weise: Schwindsüchtige athmen zwar keine Bacillen aus, und die von ihnen ausgeathmete Luft ist deshalb nicht gefährlich, aber in ihrem Hustenauswurf sind oft, bei vorgeschrittener Krankheit wohl immer, Tuberkel-Bacillen enthalten, und zwar bei der Kleinheit dieser Geschöpfe in ganz kolossalen Mengen. Aus den feuchten Massen können die Bacillen sich zwar nicht in die Luft erheben, aber dies geschieht durch die leiseste Luftbewegung, wenn der Auswurf eintrocknet, sei es in dem Taschentuche, in welches derselbe aufgenommen war, sei es auf dem Fußboden, wo er bei jedem Schritt und Tritt verrieben, getrocknet und in Staub verwandelt wird, sei es von Wänden, Kleidern oder anderen Gegenständen, auf welche er achtlos oder absichtlich gehustet wird. Alsdann verbreiten sich die Bacillen mit anderen Staubtheilchen, wie wir sie als Sonnenstäubchen schweben sehen, lagern sich auf dem Fußboden, auf Möbeln, auf Vorhängen und Teppichen, auf Bildern und Büchern, auf Rauhigkeiten der Wände ꝛc. ab und werden durch jeden leichten Luftzug wieder in Bewegung gebracht. Auf allen solchen Staubplätzen, sowie in der Zimmerluft schwebend, sind Tuberkel-Bacillen nachgewiesen, namentlich von Dr. Cornet, der sich mit größtem Fleiße solchen mühsamen Untersuchungen gewidmet hat. Niemals aber sind sie, weder von Cornet noch von anderen Untersuchern, in der Ausathmungsluft Schwindsüchtiger gefunden worden, noch in den Zimmern, wenn Sorge getragen war, daß der Auswurf in geeigneten Gefäßen aufgefangen und vor dem Eintrocknen behütet wurde.

Von dem eingeathmeten Staube bleibt glücklicher Weise das Meiste in dem feuchten Schleime, welcher die Innenfläche der Luftwege in der Nase, die ganz besonders zum Staubfänger eingerichtet ist, im Rachen, im Kehlkopfe, in der Luftröhre und ihren Verzweigungen hängen und wird nebst den etwa in ihm enthaltenen Bacillen durch Niesen, Schnäuzen, Räuspern und Husten wieder herausbefördert. Finden die Bacillen aber in einer aufgelockerten oder verletzten Schleimhautstelle oder in den Lungenbläschen, den rundlichen Enden der Luftröhrchen, einen Ruheplatz, so können sie hier in der warmen Feuchtigkeit sich ansiedeln, vermehren und ihr Zerstörungswerk beginnen.

So erklärt es sich, daß der Umgang mit und die Pflege von Schwindsüchtigen nicht ansteckt, wenn die Verstaubung des Auswurfes verhindert wird, wie denn z. B. in dem größten Schwindsuchts-Spitale der Welt, in Brompton, weder Wärter noch Aerzte von der Krankheit befallen werden; so erklärt es sich aber auch, daß in vielen Familien, besonders in engen, unsauberen und schlecht gelüfteten Wohnungen, ein Glied nach dem anderen der Krankheit zum Opfer fällt, daß Gefängnisse Brutstätten der Schwindsucht sind und aufhören, es zu sein, wenn sie rein und staubfrei gehalten werden. Auch in Bureaux sind gleiche Beobachtungen gemacht worden, und für sie, wie für Schulen und andere Aufenthaltsorte vieler Menschen erwächst daraus die Vorschrift, daß der Staub in ihnen nicht blos gekehrt, d. h. von einem Orte zum anderen gejagt, sondern durch feuchtes Aufnehmen, Scheuern und Lüften wirklich entfernt werden muß.

Endlich sind, wie gegen die meisten Krankheits-Ursachen, so auch gegen die Tuberkel-Bacillen nicht alle Menschen gleich empfänglich. Schwächliche Leute, schlecht genährte und blutarme, solche, die häufig an Brust-Katarrhen nach Erkältungen, also an empfindlichen Schleimhäuten der Athemwerkzeuge leiden, Stubensitzer, die weder ihre Athemwerkzeuge, noch ihre Muskeln ordentlich ausbilden, sind empfänglicher, als die gut genährten, gegen Erkältungen abgehärteten, mit kräftigen Organen ausgerüsteten. Auch feuchte, dumpfe Wohnungen begünstigen die Empfänglichkeit, wie denn in ganzen Ortschaften eine erhebliche Abnahme der Schwindsucht beobachtet ist, nachdem durch unterirdische Entwässerungs-Anlagen ihr Boden getrocknet und gereinigt war.

Wenn also die Schutz- und Verhütungs-Maßnahmen gegen die Schwindsucht, durch Robert Koch's Entdeckungen nicht überflüssig geworden, vielmehr durch den Nachweis des Bacillus erst recht begründet sind, so bleibt darum seiner neuesten Entdeckung doch der Ruhm eines nicht durch Zufall, sondern durch strenge wissenschaftliche Gedankenfolge und Arbeit errungenen Sieges gegen eine der verderblichsten Krankheiten, eine wissenschaftliche Großthat, die in der ganzen Geschichte der Medicin nicht ihres Gleichen hat, und deren hohe Bedeutung nach allen Seiten hin so klar und überwältigend einleuchtet, daß dagegen Alles beschämt verstummen muß, was auch noch in unseren Tagen mit mehr Eifer als Verstand gegen die Aerzte und deren Forschungs- und Behandlungs-Methoden zu Tage gefördert ist. Der wissenschaftliche Versuch am lebenden Thiere hat Koch's Erfindung möglich gemacht, — die Einimpfung eines starken Giftes bewirkt die Heilung einer sonst fast sicher tödtenden Krankheit! —

Nachdruck verboten.

Betty Paoli.

Zu dem Portrait auf Seite 8.

„Wo nähme er die Zeit her, über das Alles zu sprechen, wenn er's auch noch anschaute?" sagt der Bildhauer Alfred in Wilbrandt's „Arria Leoni", und das satirische Wort gilt auch von unserer sogenannten gebildeten Gesellschaft und von ihrem Verhalten gegenüber den werthvollsten literarischen Hervorbringungen. Am 30. December des eben vergangenen Jahres beschloß eine Dichterin ihr fünfundsiebzigstes Lebensjahr, die mit Annette von Droste-Hülshoff das ewig-große Dioskuren-Paar deutscher Frauen-Dichtung bildet, eine Dichterin, deren Werke unstreitig und unbestritten zu dem Bedeutendsten gehören, das weiblichen Poeten auf dem besonders eifrig bepflügten Gebiete der lyrischen Poesie jemals gelungen ist, — eine Dichterin, welche nie mitgeredet hat in dem lärmenden Wortgeplänkel um die Emancipation und geistige Gleichberechtigung ihres Geschlechtes, aber in stillem Schaffen überzeugend durch Thaten erwies, daß die geistige Befähigung der Frau nicht zurücksteht hinter der des Mannes. Man nennt den Namen Betty Paoli überall mit Verehrung, und auch die strengsten Kritiker schätzen seine Trägerin als die hervorragendste Dichterin unserer Tage. Hieronymus Lorm wird ihr gegenüber sogar zum Hymnen-Sänger, preist sie als „weiblichen Adler" und erklärt sie schon auf den künstlerischen Werth ihrer ersten Gedichte hin für die größte deutsche Poetin. Und Niemand leugnet ihre Größe. Niemand, auch der nicht, der sie nicht kennt. Und das ist die große Mehrheit. Betty Paoli ist anerkannt, aber nicht gekannt. Man spricht von ihr, man rühmt und preist sie in den Salons, wo über Literatur geplaudert wird, man macht große Augen, wenn Jemand ihren Namen nennt, und sagt: „Ja, das ist eine Dichterin! der Besten eine," aber — man hat sie nicht gelesen und liest sie nicht. Was nicht leichteste Waare ist, das bleibt ungenossen.

Und Betty Paoli's Poesie ist kein leichter Nippes. Sie ist, wie sie Eduard Mautner bezeichnet, das „Ergebniß des Kampfes eines stürmisch bewegten, leidenschaftlichen Herzens mit den Schranken, die das Leben Allen, besonders aber den Frauen gegenüber, errichtet", und schwer und wuchtig drängen sich in dicker Poesie die Gedanken, kräftig und energisch sprechen sich da Empfindungen aus, die, immer warmem echten Fühlen entströmt, der Begeisterung oder dem Zorne, anregen, mit fortreißen. Betty Paoli ist die subjectivste deutsche Dichterin, und ihr Wesen ist zu tief, ihr Denken und Empfinden zu kühn und zu erhaben, um für die Popularität geeignet zu erscheinen.

Der Lebenslauf Betty Paoli's ist äußerlich ein nicht sonderlich bewegter. Am 30. December 1815 als Tochter des kaiserlichen Militär-Arztes Dr. Glück in Wien geboren, verlor sie bald den Vater und blieb mit ihrer Mutter in geordneten Vermögensverhältnissen zurück. Durch den Bankerott eines Kaufmannes, dem die Mutter ihr gesammtes Hab und Gut anvertraut hatte, gerieth das junge Mädchen, kaum fünfzehn Jahre alt, in die bedrängteste Lage. Sie mußte für sich und für die Mutter erwerben und betrat den Passionsweg des Kampfes um's Dasein. Als Erzieherin von Töchtern wohlhabender Familien wirkte sie durch Jahre in Schlesien, Rußland und endlich auch in Wien, wo sie, von frühester Jugend an zur Poesie hingezogen, nicht nur Anregung und Verständniß fand, sondern auch Gelegenheit, die Lücken ihrer früh unterbrochenen Erziehung zu ergänzen und ihr Talent zu entwickeln. Im regen Verkehr mit den Wiener Dichtern von Bedeutung, die sie im Salon einer ihr geneigten Dame kennen lernte, mit Grillparzer, Lenau, Bauernfeld, Anastasius Grün, Feuchtersleben u. A. fand sie den Maßstab für ihr eigenes Wollen und Können und gewann jenes Selbstbewußtsein, dessen der Künstler zum Schaffen ebenso, als zum Schritte in die Oeffentlichkeit bedarf. Auch ihre äußeren Verhältnisse besserten sich, ja, sie fühlte sich geradezu beglückt in ihrer Stellung als Gesellschafterin bei der Fürstin Schwarzenberg, der Witwe des Siegers von Leipzig, einer Frau von ungewöhnlichen Geistes- und Herzens-Eigenschaften. Betty Paoli sagt von ihr: „Was die Erziehung an mir versäumte, hat der Umgang mit diesem ganz großen und ganz reinen Charakter nachgeholt." Leider starb die Fürstin schon im Jahre 1848, und die Wanderjahre der Dichterin begannen von Neuem; sie wandte sich nach Deutschland, dann nach Frankreich, kehrte aber 1850 in ihre Vaterstadt zurück und hat sie seit jener Zeit nur für kurze Reisen oder Sommer-Aufenthalte verlassen, die ihr, — bis in die letzten Jahre, — oft von Verehrerinnen auf ihren Gütern geboten wurden. Als sie sich in Wien dauernd niederließ, war sie zu energischer Arbeit entschlossen; sie ertheilte Unterricht in der englischen, französischen, italienischen und spanischen Sprache und war mit Eifer und Erfolg journalistisch thätig. Dieser aufreibenden Thätigkeit um das tägliche Brod wurde sie durch die Liebe einer Freundin entzogen, der in ihren Geschichten oft genannten „Ida", die ihr im eigenen Hause ein behagliches Heim schuf.

Wie schlicht sehen sich doch die Umrisse dieses Dichterlebens an. Sie verrathen nicht, welche Stürme und Kämpfe dasselbe durchtobten, wie es erfüllt war von Leid und Lust, von Wonne und Weh, von Seligkeit und Verzweiflung. Diese Ergänzung des Bildes geben Betty Paoli's Dichtungen, nicht viele, nicht starke, aber durchaus bedeutsame Werke. Von ihrem vierzehnten Jahre ab dichtend, trat sie, — sechzehnjährig, — in einer vornehmen Wiener Zeitschrift mit einem „An die Männer unserer Zeit" betitelten Gedichte zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit, damals schon unter dem Namen „Betty Paoli", den sie für Leben und Dichten beibehielt. Aber erst neun Jahre später wagte sie, ihre erste Sammlung von „Gedichten" in die Welt zu schicken, in denen sich schon das Seelenleben einer großen Natur spiegelte, rein, wahr, ohne gewaltsame Schaustellung bewußter Vorzüge, ohne Verschminkung von Schwächen und Mängeln. Das Lenau gewidmete Buch erregte Aufsehen in der literarischen Welt; nie hatte ein Dichter so unbarmherzig gegen sich selbst sein Innenleben bloßgelegt, nie besonders eine Frau. Man staunte diesen beispiellosen Wahrheitsmuth an und kam erst gemach zur Bewunderung des inneren Rhythmus, der eigenthümlichen Melodik dieser Verse und zum Bewußtsein einer neuen Dichterkraft. Dem ersten Bande folgten seither noch fünf Bände Poesien, drei Bände Erzählungen und mehrere Schriften literarhistorischen oder kunstkritischen Charakters. Vor zwei Jahrzehnten erschienen ihre „Neuesten Gedichte" und zeigten die Dichterin frisch und kräftig, wie je; was sie darin in einem Sonett an Heinrich Anschütz, den berühmten Tragöden des Burgtheaters, von diesem sagte:

„Des innern Frühlings zaubervolle Blüthe.
Der Frost des Alters macht sie nicht erbleichen", —

das galt von ihr selbst, — und es gilt noch heute. Obgleich Betty Paoli seit vielen Jahren keinen Vers veröffentlicht hat, ist ihre Mappe doch nicht leer, und die Gedichte, welche wir unserem Leserkreise in diesem Hefte bieten, belegen die Schaffensfähigkeit der greisen Dichterin überzeugend genug.

Die Eigenart Betty Paoli's und ihre literarische Bedeutung für Gegenwart und Zukunft darzulegen, ist hier nicht der Ort; es muß uns genügen, die Dichterin in Bild und Wort den deutschen Frauen vorgeführt und diese angeregt zu haben, aus ihren Werken einen Schatz edlen, unvergänglichen Genusses zu schöpfen. Es wäre undenkbar, daß das Wirken einer dichterischen Kraft wie der Betty Paoli's, unbeachtet an ihrem Volke vorübergehen sollte, daß sie sich mit dem Ehrenplatze in der Literatur begnügen und auf den in den Herzen verzichten müßte. Es wird die Zeit kommen, da unsere Dichterin nicht nur anerkannt, sondern auch gekannt sein wird. H. G.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Versuchter Ausgleich. Von Anton Müller. Siehe die Abbildung, Seite 1. — Besser ein magerer Vergleich, als ein fetter Prozeß, — das ist die These, die das hübsche Genrebild Anton Müller's veranschaulicht. Die eine Partei, unter der Assistenz ihres Rechtsbeistands, scheint auch ganz damit einverstanden zu sein, — der anderen aber will der „magere Ausgleich" nicht recht behagen. Ob sich die Beiden doch noch einigen werden? — Vielleicht gelingt es der Redegewandtheit des gewiegten Juristen, den Schwankenden zu überzeugen, daß das Volkswort vom „fetten Prozeß" nicht so ganz unrichtig ist . . .

Zwischen zwei Feuern. Von Fr. Schröder. Siehe die Abbildung, Seite 5. — Ja, — das sind in der That zwei Feuer, zwei lodernde Brände, die schwarzen Augen der Brünette und die kecken braunen Leuchten der Anderen! Aber der Jonkheer van der Straaten, der Sohn des reichsten Tulpenhändlers zu Amsterdam, dem der Handel mit der dermalig gar seltenen, köstlich erblühenden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Knollenpflanze in Jahresfrist eine runde Million eingebracht hat, — der Jonkheer ist gewappnet gegen solch' lustiges Feuer! Lächelnd sitzt er am Tische und raucht seinen duftigen Kanaster und lauscht dabei dem frischen Geplauder seiner schönen Cousinen. Nur wenn die Kobolde der Neckerei einmal gar zu übermüthig aus den Wangengrübchen der Braunen und von den keck geschürzten Lippen der Schwarzen hervor kichern, dann wirft auch er ein scherzend Wort in die Unterhaltung hinein, das zuweilen wohl eine höhere Gluth auf die Gesichter der Mädchen zaubert, denn der Jonkheer hat jüngst einige Monde zu Paris verlebt und liebt es, seinem zierlichen Phrasenspiel dann und wann eine pikante Färbung zu geben. Das ist aber jedesmal ein neuer Brand, der zwischen die Feuer geworfen wird, — Jonkheer, gieb Acht, daß Du Dir nicht einmal das leicht entzündliche Herz versengst! —

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Die Schularbeiten unserer Kinder. — In einer Theegesellschaft bei der Frau Gymnasial-Director Riedeck kam die Rede im Verlaufe der Unterhaltung auch auf die Schularbeiten der Kinder. Die Frau des Commerzien-Rathes Menzel, eine Dame, die einen großen Theil ihrer Zeit der Veranstaltung von Vergnügungen für wohlthätige Zwecke opferte, klagte recht beweglich über ihren Arthur, weil der Junge nie seine Arbeiten ordentlich mache, trotzdem sie ihm jeden Tag die besten guten Worte gebe.

„Ja, liebe Freundin," meinte Frau Hauptmann von Stock, eine große, magere, etwas starkknochige Dame, „mit guten Worten werden Sie auch keinen Jungen zur Ordnung bekehren; machen Sie es doch wie ich. Bei mir heißt es einfach hin und wieder einmal: ‚Antreten mit Schularbeiten!' und wehe dem, der sie nicht ordentlich gemacht hat. Auf diese Weise brauche ich weder zu ermahnen, noch mich zu ärgern, und ich stehe Ihnen dafür, daß meine Buben sich ganz gewaltig zusammennehmen." — Frau von Stock spricht es mit dem ganzen Selbstbewußtsein einer starren, militärisch geschulten Natur, und verschiedene der anwesenden Damen bedauern im Stillen die armen Kinder der Gestrengen, die unter dem Druck einer harten Disciplin zu nervösen, schreckhaften Gliederpuppen geworden sind; aber keine getraut sich, ihr direct zu widersprechen.

Nur Frau Rechnungsrath Werner, eine zarte, schmächtige Blondine, wagt sich mit einer schüchternen Bemerkung hervor:

„Meine Alma und ich machen die Schularbeiten immer zusammen," sagt sie, zu Frau Menzel gewandt.

„Nun freilich, Alma und Sie haben ja auch noch jede eine Puppe für sich," fährt die Hauptmännin rücksichtslos dazwischen. „Wie soll denn das Kind selbständig werden, liebe Räthin, wenn Sie es trotz seiner fünfzehn Jahre noch wie ein Baby behandeln! Die Hauptsache ist, daß die Kinder so früh wie möglich selbst lernen, was sie zu thun haben, und das erreicht man am besten durch strenge Zucht!"

„In gewissem Sinne mögen Sie ja recht haben, liebe Freundin," erlaubt sich hier die Hausfrau, eine würdige alte Dame mit feinen, geistvollen Zügen, einzuschalten, „aber Sie vergessen nur, daß der Grund und Boden, in dem die Behandlung unserer Kinder wurzelt, die Liebe ist, und daß die Liebe nicht nur streng sein, sondern in erster Linie von Neuem Liebe erzeugen soll: Liebe zur Arbeit und Liebe zu den Eltern."

„Die Liebe," antwortet die Hauptmännin trocken, „kommt mit den Jahren, wenn die Kinder erst zur Einsicht gelangen, ganz von selbst. Fragen Sie nur Ihren Gatten, der uns schon mehr als zu lange stillschweigend zugehört hat. Er als Pädagoge wird mir jedenfalls Recht geben."

„Ach ja, bitte, Herr Director, Sie müssen uns ja den besten Rath geben können," rufen die Damen einstimmig und bestürmen den würdigen alten Herrn, der in der That schon lange mit stillem Vergnügen der Unterhaltung gefolgt ist, mit lebhaften Bitten.

„Die Antwort ist nicht so einfach, meine Damen," antwortet er lächelnd, „sie hängt gar zu sehr von der Gemüthsart und dem Temperament der Kinder ab. Im Allgemeinen," fährt er mit einem liebevollen Blick auf seine Gattin fort, „kann ich freilich sagen, daß meine Frau so ziemlich den Nagel auf den Kopf getroffen hat; es handelt sich nur darum, von diesem Gesichtspunkte aus bei dem einzelnen Kinde den seiner Individualität entsprechenden Weg einzuschlagen, und das ist nicht so leicht. Für gewisse Naturen mag ja der Stock allein ein ausgezeichnetes Hülfsmittel sein, aber ich möchte ihn doch bei Leibe nicht als Universal-Mittel empfehlen. Der beste Weg ist auch hier die goldene Mittelstraße. Strenge allein macht leicht pedantisch, allzu viel Hülfe unselbständig, und zu häufige Ermahnungen machen die Kinder gleichgültig und, — verzeihen Sie das harte Wort, — dickhäutig.

Vor allen Dingen dürfen wir uns die Schularbeiten unserer Kinder nicht selbst zu leicht machen. Sie, meine liebe Frau Werner, scheinen mir in dieser Beziehung ein wenig zu weit zu gehen, und die anderen beiden Damen gehen, glaube ich, nicht weit genug. Die große Kunst des Nichtigmachens besteht darin, den Kindern von frühester Jugend an ein möglichst starkes Pflichtbewußtsein einzuimpfen, und das erreicht man am besten dadurch, daß man ihnen bei aller Strenge doch auch einen gewissen Spielraum läßt, innerhalb dessen sie die aufgetragenen Arbeiten nach eigenem Belieben machen können. Wollte man z. B. täglich zu den Kindern sagen: ‚Jetzt macht Ihr Eure Schularbeiten,' so würden sie dieselben, wenn dieser Befehl einmal vergessen werden sollte, wahrscheinlich überhaupt nicht machen. Verfährt man dagegen wie Frau von Stock, so liegt die Gefahr nahe, daß die Kinder nicht aus Pflichtbewußtsein, sondern lediglich aus Furcht vor Strafe ihre Schuldigkeit thun. Um das Richtige zu treffen, muß man daher vor allen Dingen selbst an die Arbeiten denken und die Kinder gewöhnen, dies ebenfalls zu thun. Und nun kommt noch eine große Hauptsache: man helfe den Kindern bei der Arbeit selbst so wenig als möglich, aber man dispensire sich nie davon, die Arbeiten, wenn sie fertig sind, gewissenhaft zu prüfen und nachzusehen. Geht man dieselben solcherweise liebevoll mit ihnen durch und bemüht man sich, ihnen etwaige Fehler mit Geduld und Ruhe klar zu machen, dann lernen die Kinder, namentlich wenn mitunter ein klug abgewogenes Lob dabei abfällt, nach und nach sich selbst über die gethane Arbeit freuen und, Sie wissen, meine Damen, die Freude macht dankbar und Dankbarkeit erzeugt Liebe."

„Das ist Alles sehr schön, Herr Director," rief die Commerzienräthin, die schon lange ungeduldig auf die Gelegenheit gewartet hatte, zu Worte zu kommen, „aber wenn Sie uns nur auch sagen wollten, wo wir die Zeit hernehmen sollen, uns so

Betty Paoli

eingehend mit den Kindern zu beschäftigen. Das Leben bringt so viele Pflichten mit sich, daß man ohnehin nicht weiß, wie man allen gerecht werden soll."

„Sollte es nicht möglich sein," erwiderte der Director mit seinem Lächeln, „sich von einigen dieser ‚Pflichten' zu emancipiren? Bei den Damen der heutigen Gesellschaft liegt ja die Gefahr sehr nahe, daß ihnen ihre Pflichten über den Kopf wachsen; aber ich sollte meinen, für eine Mutter gäbe es keine heiligere Aufgabe, als die Erziehung ihrer Kinder. Dagegen müssen alle anderen Verpflichtungen zurücktreten, denn hier handelt es sich um ein uns von der Vorsehung anvertrautes Pfund, über dessen Verwaltung wir Rechenschaft ablegen sollen, und welche Mutter möchte dereinst vor ihren Kindern bestehen, wenn sie sich damit entschuldigen wollte, für die Erziehung derselben keine Zeit gehabt zu haben."

Der Director war bei den letzten Worten sehr ernst geworden, und die Commerzienräthin hatte ziemlich kleinlaut zugehört.

„Das ist freilich eine bittere Lehre, die Sie mir da geben," sagte sie nun nicht ohne eine leichte Verlegenheit in der Stimme, „aber ich will nicht noch den zweiten Fehler begehen und mich taub dagegen stellen. Sie haben in der That Recht, man muß einen Unterschied machen zwischen seinen Pflichten, und ich werde gleich morgen damit beginnen. Hoffentlich haben die anderen Damen ebenso viel von Ihren Ausführungen profitirt," fuhr sie fort, indem sie ihre Blicke nicht ohne eine leise Herausforderung im Kreise herumgehen ließ, um zu sehen, welchen Eindruck ihr freimüthiges Bekenntniß hervorgerufen hatte. Aber keine der Damen wagte eine Miene zu verziehen, denn es war ihnen Allen zum Bewußtsein gekommen, daß bei den Mutterpflichten selbst die Schadenfreude schweigen muß. — Adolph Schulze.

Kleine Rathschläge. — Durch unvorsichtiges Umgehen mit feuergefährlichen Flüssigkeiten sind leider sehr oft Unglücksfälle vorgekommen, und daher werden unsere Leserinnen uns Dank wissen, wenn wir sie mit einer Kanne bekannt machen, die jeglicher Gefahr in dieser Richtung vorbeugt. Kohlenwasserstoff explodirt bekanntlich, wenn er in fein zertheiltem Zustande und mit Luft gemischt der Flamme zu nahe gebracht wird. Dieses explosible Gasgemisch bildet sich nun durch Verdunsten des Stoffes und durch Vermischung der Luft in jeder Kanne. Beim Ausgießen fließt dann der Brennstoff durch den unteren Theil des Ausgußrohres, während durch den oberen die Luft eintritt. Kommt man hierbei einem Feuer zu nahe, so wird sofort eine Flamme entstehen, welche naturgemäß der in der Kanne eintretenden Luft folgend, das Gasgemisch in dieser entzündet und die

Explosion bewirkt. Bei den neuen Sicherheitskannen ist diesem Uebelstande auf einfachste Weise abgeholfen. Der Ausguß für das Brennmaterial ist durch eine Ergänzung aus Messing vervollständigt, welche so verengt erscheint, daß sich beim Ausgießen durch die Flüssigkeit selbst ein Verschluß bildet. Das Eintreten der zum Ausgießen jedoch nöthigen Luft geschieht durch ein besonderes dünnes Messingrohr, welches, gleich oberhalb des Ausgußrohres beginnend, wie ersichtlich oben in den Behälter geleitet ist. Beide Kanäle sind an den hinteren Theilen mit feinen Sieben versehen, welche wie z. B. bei der Davis-Sicherheitslampe für Bergleute keine Verbindung der Flamme mit dem Brennstoffe zulassen. Die durch Patent geschützte Kanne wurde von der hiesigen Feuerwehr geprüft und für gut befunden. M. St.

*

Falsche Melone (Kuchen). — Erforderlich sind zu diesem sehr hübsch aussehenden und vorzüglich schmeckenden Kuchen zwei halbe, gleich große Melonenformen von Zinn oder verzinntem Kupfer, wie man sie für Sandtorten häufig anwendet. Sollte nur eine derartige Form vorhanden sein, so muß man sie zweimal benutzen. Die Masse besteht aus zwölf Eidottern, die mit 210 Gr. feingesiebtem Zucker eine halbe Stunde gerührt, mit 240 Gr. geschälten, feingestoßenen Mandeln, der abgeriebenen Schale einer Citrone vermischt und dem festgeschlagenen Schnee von sechs Eiweißen verbunden werden; doch darf der Schnee nur leicht untergerührt werden. Nun werden die betreffenden Formen mit Butter ausgestrichen, mit feingeriebenem Weißbrod bestreut, gleichmäßig voll gefüllt und goldig gelb gebacken. Sobald der Kuchen abgekühlt, stürzt man ihn, schneidet in die flache Seite einer jeden Melonenhälfte einen Schrägschnitt und hebt, das Messer in umgekehrter Richtung zurückführend, ein dreikantiges Stück heraus, sodaß eine Höhlung entsteht. Diese füllt man mit einer guten Aprikosen- oder sonstigen Obst-Marmelade, bestreicht den Rand der beiden Hälften mit etwas dick eingekochtem Zucker, drückt sie fest auf einander, so, daß sie nun die Form einer ganzen Melone haben, wozu ein genaues Zusammenpassen erforderlich ist. Zum Guß schlägt man ein Eiweiß zu steifem Schnee, verbindet diesen mit 200 Gr. feinstem Puderzucker, fügt ein wenig Citronensaft hinzu und giebt die Masse, die dick und weißglänzend sein muß, in zwei Näpfchen. Den größeren Theil färbt man mit etwas Saffran gelblich, den kleineren mit Spinatmatte grün und überzieht den Kuchen zunächst mit dem gelben Guß. Ist dieser getrocknet, füllt man die grünliche Glasur in eine spitze Papiertüte, die unten eine kleine Oeffnung hat, und zieht, hin und her fahrend, Kreuz- und Querlinien, die das Netz der Melone darstellen sollen. Ein Stückchen Angelika-Wurzel, das in die Spitze gesteckt wird, bildet den Stiel der Frucht. — Spinatmatte bereitet man von Spinat, der, gewaschen, in einem Mörser feingestoßen wird. Den gewonnenen Saft, der durch ein Tuch gepreßt wurde, setzt man in einem flachen Teller auf ein Gefäß kochenden Wassers und wartet, bis er gerinnt und sich die fleischigen von den flüssigen Theilen trennen. Auf ein feines Sieb gegossen, läßt man das Wasser ablaufen und verwendet die zurückbleibende Spinatmatte als das beste und einzig unschädliche Mittel, das vielfach angewendet wird, zum Grünfärben. E. K.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Verwendung von Gratulations-Karten. — Kann vielleicht eine freundliche Leserin mir mittheilen, wie man alte Gratulations-Karten mit gemalten und gepreßten Blumen für Decorationen oder als Ersatz für kleine Malereien verwendet?

Langjährige Abonnentin in C.

Tiefschwarze Tinte. — Es wird um ein gutes Recept zu einer tiefschwarzen, möglichst giftfreien Tinte gebeten.

Abonnentin in Metz.

Maikäfer-Suppe. — In welchen Gegenden wird Maikäfer-Suppe gegessen, und wie bereitet man dieselbe?

G. G. in Wien.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Kellerasseln (XVII, 184). — Man setze eine oder zwei lebende Kröten in den Keller und sorge dafür, daß diese in einem niedrigen, flachen Gefäße immer Wasser finden. Es wird nicht lange dauern und alles Ungeziefer ist aus dem Keller verschwunden. Die Kröten sind harmlose Geschöpfe, die absolut keinen Schaden anrichten, sondern nur durch Vertilgung des Ungeziefers sich nützlich machen. Ist kein Ungeziefer mehr da, so setze man die Kröten wieder in Freiheit, da sie sonst verhungern. Ein Abonnent.

Nußbaum-Waschtisch (XVII, 176). — Diese Art Möbel sind sehr leicht zu behandeln: Die entstandenen Spritzflecke werden zunächst mit einem trockenen Tuche gut abgewischt, hierauf mit „Nuß-Oel", — welches man in der Apotheke zu kaufen bekommt, — mittelst eines Pinsels angestrichen und nach ungefähr drei Minuten, nachdem sich das Oel etwas eingesogen, mit einem Tuchlappen leicht abgerieben. Tintenflecke und etwaige Schrammen werden mit Glaspapier abgezogen und wie oben behandelt. Hernach läßt man die angestrichenen Stellen vier Stunden eintrocknen.

Ida v. L., Abonnentin in Görz.

Katzen (XVII, 112). — Auf meiner Besitzung bei Grünberg hausten früher so viel Katzen, daß man freilich keine Mäuse, aber auch kaum einen Singvogel wahrnehmen konnte, — und was ist ein Garten ohne Vogelgesang, — von dem überhand nehmenden Raupenfraße ganz zu schweigen. Ich mochte die Katzen nicht wegschießen, und auch das Aufstellen von Marder- und Fuchseisen mit Baldrian als Lockspeise wollte mir nicht behagen. Da wurde mir gerathen, sie durch Schrot-Patronen aus Teschings, Kaliber 9 mm, zu verjagen. Bei einer Entfernung von 15 Schritten verletzt das Schrot kaum die Haut; die Katzen aber erhalten einen so empfindlichen Denkzettel, daß sie das Wiederkommen wohl bleiben lassen. Sollten Sie keine Schußwaffen anwenden wollen oder dürfen, so versuchen Sie es vielleicht mit einer hölzernen Kastenfalle (zu beziehen durch Piper in Mörs a. Rh.) oder verjagen die Katzen durch Anschaffung eines bissigen Hundes, besonders von der Rasse der Fox-Terrier. Mitunter thut auch ein tüchtiger Wasserstrahl sehr gute Dienste. Die Katzen sind schlau und meiden den Ort, wo ihnen eine so unliebsame Abkühlung zu Theil wurde. Mir gelang es, durch Anwendung dieser Mittel der Katzenwirthschaft ein Ende zu machen. Nach und nach haben sich eine große Anzahl lieblicher Sänger im Garten niedergelassen, dessen Obstbäume seit jener Zeit viel weniger vom Ungeziefer zu leiden haben.

Ein alter Vogelfreund.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 2. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 18. Januar 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Gabriele.

Novelle von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

„Ich muß ja wohl bleiben," entgegnete Arno, „da Gisela ihr mein Hiersein meldet. Auch wüßte ich nicht, warum ich nicht ganz gelassen vor ihr stehen könnte, — gesetzt, daß sie sich durch meine Gegenwart nicht etwa abhalten läßt, bei Ihnen einzutreten. Aber, liebe Mama, Ihr Sohn wird sich vor der Gräfin recht schlecht präsentiren! Schon längst ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß meine Reisekleidung in Ihrem Salon sich ganz niederträchtig ausnimmt! Sie waren nachsichtig, die Gräfin wird es weniger sein. Ich will doch heute noch in eine Kleiderhandlung gehen und mich angemessener ausstatten." Die Mutter klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: „Das ist recht von Dir, mein Sohn! Wenn Du mir nur gestatten wolltest, auch etwas dazu beizutragen!"

Gleich darauf trat die Gräfin Erlach, gefolgt von Gisela, in das Zimmer. Arno erstaunte über die Leichtigkeit, mit der die vollendete Weltdame über das Wiedersehen hinwegkam. Wie man eine flüchtige Bekanntschaft begrüßt, warf sie ihm einen nicht unfreundlichen Blick zu, um sich mit großer Herzlichkeit der Hausfrau zuzuwenden und sogleich das Gespräch zu beginnen. Sie hatte Pelz und Kapuze draußen abgelegt, und erschien im auserlesensten Gesellschafts-Anzuge. Es sei bei ihr noch Vormittag, so berichtete sie, da sie erst um fünf Uhr einer Einladung zu Tische folgen wolle. Die Stunde bis dahin hoffe sie bei ihrer liebenswürdigen Tante zubringen zu dürfen. Arno mußte sich eingestehen, daß sie erst jetzt zur ganzen Entwickelung ihrer Schönheit gelangt sei. Aber es schien ihm zugleich, als ob hinter all der angenehmen Form und Sicherheit etwas von kalter Berechnung stecke, ja sogar, daß ihre rasche Führung der Unterhaltung einen Grad von Unsicherheit verbergen sollte. Er selbst hatte gar nicht die Absicht, in ihrer Gegenwart den bloß schweigenden Zuhörenden zu spielen, sondern mischte sich getrost in das Gespräch. Es kam sogar vor, daß er sie dabei einmal Cousine nannte, was sie nicht überhören konnte und leichthin gelten ließ. Auch seine ungesellschaftliche Reisekleidung schien sie nicht zu beanstanden. Die Gräfin war auf ihrer Reise durch Italien, an der Seite ihres Gatten, häufig mit jungen Künstlern in Verkehr getreten, und zwar in den Bergen, in abgelegenen, malerischen Gebirgsnestern, wo sie sich an manches verschossene Wanderkleid ihrer Gefährten gewöhnt hatte. Und wenn nun zwei Leute einander begegnen, welche beide in Italien gewesen sind, so wirken die Namen Rom und Florenz auf sie wie freimaurerische Erkennungszeichen, und das Gespräch zwischen ihnen wird lebhaft, rauschend, zuweilen in seiner Ausschließlichkeit rücksichtslos gegen die übrigen Anwesenden. So weit gingen Gabriele und Arno freilich nicht, wenn auch jedes aus seinem Hinterhalt mehr heraustrat, als Absicht gewesen war. Die Mutter und Gisela fühlten sich auf's Beste unterhalten, besonders das junge Mädchen, welches zuweilen aufjubelte, wenn Arno auf irgend einen komischen Zug aus dem Volksleben hinwies.

Da brachte die Hausfrau das Gespräch auf Arno's Freund, den Maler Rambert, sprach von dem Unglücksfalle, den derselbe erlitten, und von den Verpflichtungen, die ihr Sohn für ihn übernommen. Die Nennung dieses Namens übte eine für Arno erkennbare Wirkung auf Gabrielens Haltung aus. Doch that er, als ob er nichts bemerkt hätte, und auch die Gräfin zeigte gleich wieder ihre gefaßte Ruhe. Arno kannte die leidenschaftliche Verehrung Rambert's für Gabriele, er wußte, daß der Maler ihr Briefe nach Deutschland geschrieben, deren einige auch von ihr beantwortet worden waren. Gelesen hatte Arno sie nicht, aber aus dem Glücksgefühl des Empfängers konnte er auf den Inhalt schließen. Er

Unschlüssig. Von L. Alvarez. — Siehe Seite 15.

Original im Besitze Ihrer Majestät der Königin Christine von Spanien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wußte ferner, daß Rambert den Wohnort der Gräfin nur aus dem Grunde zum Aufenthalt gewählt hatte, um ihr Portrait zu malen, was ihm von ihr auch zugestanden worden war. Dies Alles verschwieg Arno, um nicht etwa in eine Vertrauensstellung zu gerathen. In Gabrielen aber stieg der Verdacht auf, — ja er wurde ihr zur Gewißheit, daß Arno von diesen Dingen unterrichtet sei. „Kennen Sie Herrn Rambert schon längere Zeit?“ fragte sie.

„Erst seit dem letzten Sommer, wo wir uns in den Sabiner Bergen fanden, nicht gerade um uns innigst zu befreunden, sondern unsere Mußestunden gemeinsam zu genießen.“

„Der arme junge Mann!“ sagte die Gräfin. „Ich habe nämlich vor zwei Jahren, da ich mit meinem Gatten in Italien war, seine Bekanntschaft gemacht. Mein Diener soll noch heute zu ihm gehen und anfragen, wie ich ihm etwa nützen könnte. In welchem Hotel sind Sie mit ihm abgestiegen?“

Arno nannte, ein wenig zögernd, den „Wilden Mann“, ein Hotel, dessen Namen weder die Gräfin noch Gisela je gehört hatten, welches Frau Steinberg aber als eine schmutzige Spelunke kannte, eine Ausspannung, in der ärmere Marktleute ein Unterkommen suchten. „Nein,“ rief sie, vor Erstaunen in die Hände schlagend, „das geht zu weit! Da muß ich dreinsprechen! Einmal, daß Du in einer solchen Wirthschaft absteigst, und gar, daß Du Deinen Kranken nicht besser untergebracht hast. Er gehört in das städtische Hospital, wo er zum Besten verpflegt werden wird. Ich nehme Dir den Kranken weg, und Doctor Homann wird mir dabei helfen. Keine Einwendungen, mein Sohn! Diesmal werde ich selbständig handeln, auch gegen Deinen Willen!“ Sie lächelte bei diesen Worten, obgleich sie eigentlich ärgerlich war. Auch in Gabrielens Gesicht war ein Zug von lächelnder Genugthuung zu lesen, als sie sich gleich darauf verabschiedete. —

Die Vermuthungen der Mutter über ihres Pflegesohnes entsagungsvolle Lebensweise waren begründet genug. Sein übermäßiger Stolz, in welchem er verschmähte, etwas zu empfangen, was er sich nicht durch eigene Arbeit verdient hatte, trieb ihn zu Entbehrungen, die seinen Umgebungen in Italien auffielen. Man schüttelte den Kopf über einen jungen Mann, der, wie Manche wußten, in wohlhabendem Hause erwachsen war und doch auf jedes Behagen verzichtete. Wovon lebte er eigentlich? fragten wohl diejenigen, die ihn näher kannten. Die kleinen Aufsätze, welche er in gelehrte Zeitschriften nach Deutschland schickte, konnten ihm doch kein genügendes Einkommen bieten! Und wie machte er es möglich, für besondere Fälle immer noch ein Scherflein zurückzulegen? Er lebte freilich sehr frugal. Wie dem italienischen Landbewohner, genügte ihm oft ein Stück trockenes Brod und eine Zwiebel, oder ein Apfel für den ganzen Tag. Wurde er beim Verzehren einer solchen Mahlzeit ertappt, dann lachte er und behauptete, diese Kost sage ihm am meisten zu. Es kam vor, daß wohlhabende Freunde, die das nicht länger mit ansehen mochten, ihm Anerbietungen machten, seine Lage zu verbessern. Aber in einer Empörung, die bis zu zornigster Abwehr wuchs, wies er ein solches Entgegenkommen zurück, und man mußte ihn eben laufen lassen. Nachdem er sich dann eine Reihe von Jahren im Süden so, man kann sagen durchgehungert hatte, mußte er an die Heimkehr denken. Dafür hatte er seit langer Zeit kleine Münzen, Stück für Stück, bei Seite gelegt, bis er das Reisegeld beisammen glaubte. Um Rambert's Kasse war es zwar besser bestellt, da er den Erlös für ein Portrait in der Tasche hatte, bei seinem körperlich elenden Zustande aber konnte er nichts dagegen einwenden, daß Arno den „Wilden Mann“ zum Unterkommen wählte. Der Maler war nun bereits durch Doctor Homann's und seines Collegen Hülfe in das Hospital aufgenommen, wo man ihn, wenn auch nicht so bald, als die jungen Männer erwartet, doch völlig herzustellen hoffte.

Als Arno Horst am Tage nach seiner Heimkehr in das Zimmer trat, sahen ihn die beiden Damen mit Befremden an, Gisela brach sogar in ein lautes Gelächter aus. „Was giebt es denn?“ fragte er. „Seid Ihr so erfreut über meinen neuen Anzug?“

„Wie der Tischlerlehrling bist Du angezogen, der manchmal zum Ausbessern in's Haus kommt!“ rief Gisela. „Nur daß der Jakob ein kurzer Bursche ist, bei dem man sich die Jacke gefallen läßt! Du aber, ein ausgewachsener junger Herr, — und in einer naturfuchnen Jacke!“ Das junge Mädchen sprang lachend um ihn herum und betrachtete ihn von allen Seiten.

„Mein lieber Arno,“ begann die Hausfrau ruhiger, „dies Kostüm kann unmöglich nach Deinem Geschmack sein! Gesteh' offen, Du bist in einer ganz untergeordneten und billigen Kleiderhandlung gewesen und hast Dir auch da wieder das Wohlfeilste ausgesucht, was zu finden war? Ich wünsche darin eine Aenderung und zwar zu Deinem eigenen Besten. Meinen Sohn will ich, weder in meinem Hause, noch unter den Leuten, der Lächerlichkeit ausgesetzt sehen.“

Arno gab die Annahme der Mutter etwas verlegen, aber mit einer heiteren Wendung, zu. Frau Steinberg verließ schweigend das Zimmer.

„Nein!“ rief Gisela, „wir wollen Staat mit ihm machen! Und ich will doch sehen, ob ich diesen Trotzkopf von Bruder, der im Lande der Schönheit alles Schönheitsgefühl preisgegeben hat, — ob ich den nicht herumkriege? Denkst Du denn, daß ich mit Dir so über die Straße gehen werde. Arno, Du siehst scheußlich aus, und wenn ich zu wählen hätte zwischen Deiner Reisetracht und der heutigen vom billigen Manne, ich würde der ersten den Vorzug geben. Und jetzt höre: Du brauchst einen hübschen Anzug für gewöhnlich, einen eleganteren Gesellschafts-Anzug und einen Ball-Anzug —“

„Ball?“ rief Arno lachend dazwischen.

„Allerdings! Denn wir werden zusammen auf Bälle gehen, und Du wirst höflich genug sein, mit mir zu tanzen. Gabriele geht damit um, einen Ball zu geben.“

„Gabriele? Wie? und ich auf ihrem Balle?“

„Das versteht sich! Mama liebt Bälle nicht mehr, und so mußt Du ihre Stelle als mein Ballvater vertreten. Du fühlst Dich hoffentlich dadurch sehr geschmeichelt?“

Frau Steinberg kam zurück. „Wenn Du mit uns zusammenleben willst, mein Sohn, so wirst Du Dich wenigstens einigen unserer Wünsche anbequemen müssen,“ so begann sie. Ich will, daß Du dieses zur Verbesserung Deiner äußeren Verhältnisse verwendest. Es ist mein mütterliches Recht, dies zu wollen, und es ist Deine Pflicht mir darin zu willfahren.“ Sie ergriff seine Hand und legte ein nicht leichtes Röllchen in dieselbe. Er zuckte zurück, schüttelte den Kopf, und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Dann ging er zum Tische und legte die Gabe nieder, mit einer Miene, als wäre ihm das kränkendste Unrecht geschehen. Die Mutter beobachtete ihn. Unmuth und zugleich ein schmerzliches Gefühl überkam sie. Schweigend ging sie zu ihrem Fensterplatze, um zu verbergen, daß ihre Augen feucht wurden. Gisela blickte etwas verwundert von Einem zum Anderen. Dann sprang sie zum Tische, ergriff das Röllchen und steckte es mit rascher Hand in Arno's Westentasche. Und, eine Walzermelodie singend, umschlang sie den Bruder, mit dem Bestreben, ihn tanzen zu machen. „Ohne Umstände!“ rief sie. „Hast Du das Tanzen verlernt, so übe ich Dich ein zu Gabrielen's Ball!“

Es wurde ihr nicht leicht, den Widerstrebenden nur von der Stelle zu bringen. Da plötzlich genügte ein Blick Arno's auf die Mutter, um die Scene zu verändern. Er eilte auf sie zu, sank vor ihr auf die Knie und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Sie aber, aufathmend vor Freude, griff mit beiden Händen in sein reiches Haar und drückte einen Kuß auf seine Stirn, während Gisela vergnügt in die Hände klatschte. Sie fühlten sich alle Drei sehr glücklich: die Mutter, weil sie sah, daß er nachgegeben und sie noch Einfluß auf ihn hatte; Arno, weil er seinen Trotz überwunden fühlte und Gisela, weil sie die beiden Anderen beglückt sah.

Es dauerte nicht lange, so ging Arno Horst nicht anders gekleidet einher, als alle übrigen jungen Herren und Jedermann, besonders die Frauen, fanden, daß er eine sehr gute Figur mache. Er selbst kam sich in kurzer Zeit wie ein neuer Mensch vor, wovon freilich die äußere Umwandlung nicht die Ursache war. Daß er seinen Stolz einmal niedergekämpft, daß er dem Wunsche der Mutter nachgegeben hatte, brachte ihm ein Gefühl innerer Erlösung, welches ihn auch seinen Umgebungen und Verhältnissen besser Rechnung tragen ließ. In manchen Augenblicken tadelte er sich bitter über seine Zurückweisung, weil sie die Mutter schmerzlich berührt haben mußte. Er sagte sich, daß die Schule der Entbehrung, die er sich in einer Reihe von Jahren selbst auferlegt hatte, ihm nicht schaden könne, daß er aber, wenn er in widerspenstiger Abgeschlossenheit verharrte, zum Sonderling werden mußte. Ja er fürchtete, es in manchen Stücken schon zu sein. Das durfte er aber nicht, wenn er, in die alten Verhältnisse heimkehrend, eine öffentliche Stellung einnehmen und von ihr aus künftig in größerem Kreise wirken wollte. Kannte er doch bereits manche gelehrte alte Vogelscheuche, die, bei anerkanntem Wissen, aber äußerlicher Vernachlässigung, als lächerliche Erscheinung unter den Leuten einherging. Er fühlte sich auch äußerlich freier, seitdem er sich innerlich nicht mehr verbergen mochte.

Das Zusammenwohnen mit Rambert, der inzwischen als geheilt aus dem Hospital entlassen worden war, hatte Arno aufgegeben, und der Maler hatte keinen Einspruch dagegen gethan. Ihre Gemeinsamkeit war eigentlich nur durch die italienischen Umgebungen bedingt gewesen. Jetzt sahen sie einander seltener, da Jeder für sich beschäftigt war und ein innerliches Bedürfniß sie nicht an einander fesselte. Doch wußte Arno, daß Rambert ein Atelier gemiethet und die Gräfin Erlach ihm die erste Sitzung zugesagt hatte. Inzwischen war Horst in seine kleine Stellung am Museum eingetreten und rüstete sich zu einer größeren Arbeit, zu welcher er reichliche Studien verwerthen konnte. Obgleich er nun nicht im Hause der Frau Steinberg wohnte, hatten sich die Seinen doch nicht über Vernachlässigung zu beklagen, denn täglich, — manchen Tag ein paar Mal, — zog es ihn dorthin, um Gisela's reizende Spötteleien auf sich zu locken, mit ihr über Kunst zu sprechen, sie darin zu belehren, ihr kluges Auffassen, ihren lebhaften Geist zu bewundern, — oder auch nur mit dem fröhlichen Mädchen zu plaudern und zu lachen. Die Mutter hatte ihre Freude an dem Verkehr der Kinder und lachte selbst dabei mehr, als sie seit Jahren gelacht hatte. Das junge Mädchen übte bald einen Zauber auf Arno, dessen er sich bewußt war. Und doch liebte er sie nur wie der Bruder die Schwester, ja das kundigste Auge hätte keine andere Beziehung zwischen ihnen wahrnehmen können.

Nun war aber nicht zu umgehen, daß er auch der Gräfin Erlach seinen Besuch machte. Mit der Mutter hatte er über sein früheres Verhältniß zu Gabriele nicht wieder gesprochen, und Frau Steinberg mochte auch an überwundene Dinge nicht rühren. Gisela jedoch, die in ihrer Arglosigkeit die schöne Gräfin bewunderte, drang darauf, daß er dem verwandtschaftlichen Verhältniß sein Recht gebe, denn Gabriele sei doch nun einmal seine Cousine.

Wirklich machte er sich eines Tages auf den Weg zu ihr, gerüstet mit allen Waffen des Stolzes, für den Fall, daß sie ihn allein empfangen, und ein Gespräch unter vier Augen über die Vergangenheit beginnen würde. Aber seine Waffen durften in Ruhe bleiben, denn sie war nicht zu Hause, und er konnte nur seine Karte abgeben. Dafür erhielt er einige Tage darauf bereits von der Gräfin eine Einladung zu einer kleinen Mittagsgesellschaft. Aergerlich wollte er ablehnen, allein die Voraussicht, daß er der Dame doch nicht völlig werde aus dem Wege gehen können, bewog ihn, anzunehmen. Er trat in einen auserwählt aristokratischen Kreis von etwa fünfzehn Personen, unter denen er auch seinen Kameraden von Italien her erblickte, den Maler, der hier als Herr von Zastrow seine Rolle spielte. Rambert war in der That der Träger eines alten Familiennamens, stammte aber von einer dunklen Nebenlinie, die ihm nichts als den Namen zu vererben hatte. Die schöne Wirthin kam Arno auf's Freundlichste entgegen und bot ihm die Hand zur Begrüßung. Dem Gaste aber konnte nicht wohl werden in dieser Gesellschaft; er fand die Unterhaltung fade, abgeschmackt, vielfach unverständlich, da er als Fremder all die persönlichen Beziehungen nicht kannte, auf welche man anspielte. Er wunderte sich über Rambert, der, obgleich eben so fremd, sich doch das Wort hin und wieder zu erobern wußte und keck mitsprach. Horst erkannte in ihm den Maler gar nicht wieder, den er nur in der vertragenen grauen Joppe und in den bescheidensten Verhältnissen gesehen hatte. Endlich überkam ihn die Langeweile bis zur Ungeduld, und er segnete den Augenblick, der den Aufbruch gestattete. Er sehnte sich nach Erholung, und wo war diese besser zu erwarten, als im Hause seiner Familie? Die Schilderung, die er den Frauen machte von den Genüssen, die er ausgestanden, den Unterhaltungen, die er angehört, erregten die Heiterkeit der Mutter, während Gisela, zwar auch lachend, doch immer wiederholte, so langweilig könne es in Gabrielens Gegenwart gar nicht gewesen sein. —

Die Carnevalszeit hatte inzwischen begonnen, ihre Fluth von Zerstreuungen über die Stadt zu verbreiten. Arno Horst spürte davon für's Erste nur wenig, er lebte bei seiner Berufsthätigkeit und Arbeit und im Verkehr mit seiner Familie glücklichere Tage als jemals. Als er an einem Vormittag am Rande der Anlagen nach der Wohnung seiner Mutter ging, bemerkte er aus einem der heranrollenden Wagen ein wiederholtes Winken. Gleich darauf hielt der Kutscher, und als Arno schärfer zusah, erkannte er die Gräfin Erlach, welche ausstieg, und ihm ein Zeichen gab, näher zu treten. Sie grüßte kurz, und indem sie sich zu ihrer Gesellschafterin in den Wagen zurück wendete, rief sie: „Fahren Sie nur allein nach Hause! Ich dränge mich meinem Vetter, Herrn Horst, zur Begleitung auf, da ich etwas mit ihm zu besprechen habe.“ Der Wagen rollte weiter, und Arno, erstaunt genug, konnte nur durch eine stumme Verbeugung entgegnen. Die Gräfin aber nahm seinen Arm, als wäre das etwas Selbstverständliches, und lenkte in einen Fußweg des winterlichen Parkes ein. Der so Begünstigte hätte nicht gedacht, daß er sich mit Gräfin Gabriele von Erlach jemals Arm in Arm öffentlich werde sehen lassen, und war gespannt auf das, was sie mit ihm zu besprechen haben wollte.

„Ich komme von einer Sitzung aus Zastrow's Atelier,“ begann sie, — „hoffentlich der letzten! Er kann sich nicht genug thun an der Ausführung des Portraits, obgleich es ja längst fertig ist, — so fertig, als er es zu Stande bringen kann.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ist es nicht ähnlich geworden?“ fragte Arno.

„Aehnlich mag es ja sein. Andere, die es bereits gesehen haben, finden es vortrefflich. Aber mir gefällt seine Manier nicht. Es ist so etwas Blutloses, Verhimmeltes darin, — ich kann mir nicht denken, daß ich so aussehe. Seine Manier mag immerhin Mode werden. Er hat bereits mehrere Bestellungen erhalten. Wenn ihm damit genützt ist, so soll meine Aufgabe erfüllt sein. War sie doch eine Art von Verpflichtung gegen meinen verstorbenen Gatten, und die Langeweile dabei will ich mit in den Kauf genommen haben.“

„Aber Zastrow gehört doch sonst zu den recht unterhaltenden Leuten!“ sagte Horst, an die letzten Worte anknüpfend.

„Das fand auch Graf Erlach, und ihm zu Gefallen fand ich es mit. Er hatte an den Späßen, lustigen Geschichten und Jodeleien des jungen Mannes seine Freude, und da der Graf damals schon viel leidend war, gönnte ich ihm diese Freude. Sie kennen ja Zastrow genauer, — finden Sie nicht, daß er in Italien eigentlich sozusagen angenehmer war, als er sich hier giebt?“ Gabriele wartete die Antwort nicht ab, sondern fuhr fort: „Ich verstehe nicht viel von der Malerei, aber ich bin überzeugt, er hat wenig Talent. Ihre Skizzenbücher, welche ich kürzlich bei Gisela durchblätterte, zeigen viel mehr wahres Talent.“

„Oh!“ rief Arno überrascht, „die Kleine hat Verrath geübt? Ich selbst würde Ihnen diese Scherze nie vorgezeigt haben . . .“

„Davon bin ich überzeugt! Sie haben genug andere Gaben, um dergleichen als Nebensache zu betrachten, bei Zastrow aber vermisse ich es als die Hauptsache. Nun, für ihn ist es immerhin ein Glück, daß er durch seinen Namen zur Gesellschaft gehört.“

Horst ließ unwillkürlich ein leises Räuspern vernehmen, welches Gabriele zu verstehen glaubte. Sie zog ihren Arm aus dem seinen und sah ihm in's Gesicht. „Ich irre mich hoffentlich!“ sagte sie. „Sie haben nichts Verletzendes in meinen Worten gefunden. Ein Mann, wie Sie, wird trotz seiner bürgerlichen Geburt stets zur Gesellschaft gehören, wenn, — er es in seinem Stolze nicht unter seiner Würde hält, zu ihr zu gehören. Es giebt aber Leute genug, die nur durch ihre Geburt das Recht haben, ihr zugeführt zu werden, und ihr Dasein dadurch zu fristen. Solche Elemente sind für die Gesellschaft oft lästig und beschwerlich, — ich weiß es nur zu gut. Aber sie machen zuweilen doch ihr sogenanntes Glück. Bin ich doch auch nicht viel anders, — zu diesem Glücke gelangt! Ich mußte in meiner Jugend viel, — ja Alles opfern, um eine Stellung in der Gesellschaft zu behalten. Wenn alte Erfahrungen noch nicht völlig in Ihrem Herzen erloschen sind, — so werden Sie das verstehen.“

Arno stutzte, da sie mit rascher Wendung freiwillig auf ein Thema gekommen war, das er nicht mehr berührt wünschte. Und schnell, mit einem leichten Ausdruck von Spott in seinem Tone, entgegnete er: „Aber Frau Gräfin, wie sollten wir Beide uns über alte Erfahrungen unterhalten? Was ich in unreifer Jugend etwa erfahren habe, gehört mehr den humoristischen Erinnerungen an. Vergangen ist eben vergangen! Ich bin überzeugt, Sie sind ganz derselben Meinung.“

Gabriele schwieg einige Augenblicke. „Nicht so ganz!“ entgegnete sie darauf. „Doch für's Erste, — wie Sie wollen! Es ist auch wohl nicht die Stunde, — meine Meinung auszusprechen. Aber es muß noch geschehen, als Rechtfertigung oder Selbstanklage, — kurz, ein ander Mal! Aber sehen Sie, da sind wir schon in der großen Allee angelangt, die geradeswegs auf das Steinberg'sche Haus zuführt!“

Arno war nun doch beinahe neugierig auf die Bekenntnisse, die Gabriele ihm in Aussicht stellte. Sie aber hatte bereits wieder seinen Arm genommen und eine leichte Unterhaltung über den Ball, den sie geben wollte, angeknüpft, dazwischen lachend, daß sie in den tiefsten Schnee gerathen waren, da die Allee vorwiegend als Reitweg benutzt wurde. —

Zu derselben Stunde saß Frau Steinberg auf ihrem Fensterplatze bei einer Stickerei. Da blickte sie auf und fuhr fast zusammen vor Schreck. Es war keine Täuschung! Da kamen Arno und Gabriele die Allee herauf, Arm in Arm, dem Anschein nach in vergnügtester Stimmung, — ja, Arm in Arm, wie sie Beide vor sieben Jahren vor sich gesehen hatte! Was war vorgegangen? Es war nicht Freude, mit der sie die Näherkommenden betrachtete. Da aber sprang Gisela lachend aus dem Nebenzimmer, wo sie gezeichnet hatte. „Mama!“ rief sie, „laß Dir den kostbaren Anblick nicht entgehen! Gabriele und Arno, — sie treten Bahn im Reitwege! Wer hätte den Beiden diesen Uebermuth zugetraut? Nein, sieh doch Arno stampfen! Ach, und Gabrielen's zartgewöhnte Füßchen knöcheltief im Schnee!“ Sie gab vom Fenster aus lachend Zeichen ihres Beifalls, während die Mutter ihnen in ernster Spannung entgegen sah.

Die Abenteurer traten bald darauf ein, und ließen sich von Gisela's guter Laune mitnehmen. Auch die Hausfrau verwarf ihren Argwohn, als sie erfuhr, daß Gabriele nur komme, um sie persönlich zu ihrem Balle einzuladen. —

Die Vorbereitungen zu diesem Balle wurden von Mutter und Tochter nun eifrig betrieben. Gisela tanzte wohl gern, gelangte aber nur selten zu diesem Vergnügen, trotz der günstigen Verhältnisse ihrer Mutter. Frau Steinberg war nicht mehr in den Jahren, wo man rauschende Geselligkeit liebt, und auch um ihrer Gesundheit willen zu einer ruhigen Lebensweise verpflichtet. Sie lebte mit ihrer Tochter, mehr abseits des geselligen Treibens, in einem engeren Kreise, in welchem sie Gisela doch alle gewünschte Freiheit gönnte. Außer bei kleinen Familientänzchen, zu welchen das junge Mädchen auch wohl allein fahren und wieder abgeholt werden konnte, hatte Gisela den Tanzplan noch nicht kennen gelernt. Sie war bescheidenen Sinnes, nahm fröhlich hin, was sich an geselligen Vergnügen bot, ohne nach solchen begehrlich zu sein, welche durch die Verhältnisse des Hauses schwer zu erringen gewesen wären. Um so größer war ihre Freude, jetzt einen vornehmen Ball kennen zu lernen, und zwar unter dem Schutze brüderlicher Begleitung. Auch Frau Steinberg war überzeugt, daß gegen diese Begleitung nichts einzuwenden sei, denn die Kinder waren ja Bruder und Schwester. Der Einzige, der dem Balle gegenüber bedenklich blieb, und nicht ohne Kopfschütteln an seine Aufgabe denken konnte, war Arno. Es erschien ihm, wenigstens für sich selbst, höchst abgeschmackt, in einer ihm völlig fremden Gesellschaft sich unter den Tänzern sehen zu lassen, auch traute er sich für diese Kunst keine Befähigung zu, so sehr auch Mutter und Schwester ihn des Gegentheils versicherten. Dennoch beschloß er, den Seinen zu Liebe, Alles über sich ergehen zu lassen, und seufzte dem festlichen Abend entgegen. —

Die Gräfin Erlach hatte nicht übermäßig viele Einladungen ergehen lassen, dafür aber eine auserlesene Ballgesellschaft versammelt, welche sich durch die schönen, erhellten Räume bequem vertheilen und bewegen konnte. Als Horst und Gisela eintraten, letztere doch mit einigem Herzklopfen vor all den fremden, musternden Blicken, eilte Gabriele ihnen mit Herzlichkeit entgegen. Arno konnte nicht umhin, die Wirthin des Festes außerordentlich schön und ihre Kleidung höchst geschmackvoll zu finden, so einfach dieselbe in ihrem schimmernden Weiß seinen Laienaugen auch erscheinen mochte. Gabriele nahm Gisela bei der Hand, um sie in den Tanzsaal zu führen, und winkte Horst, ihr zu folgen. „Aller Augen warten auf Sie!“ flüsterte sie lächelnd zurück, als eine Gruppe von Tänzerinnen den noch unbekannten Gästen neugierig entgegen sahen. Es war manch' hübsches, aber auch manch' herausforderndes Gesicht darunter, ja auch glänzende Ballfeen, welche schon seit mehr als zehn Jahren ihr Tanzrecht beharrlich festhielten und es, vermöge ihres Namens und der Stellung ihrer Familie, noch länger zu vertreten hofften. Als die Gräfin ihnen das in Jugend und Anmuth strahlende, mit Rosen geschmückte Mädchen zuführte, richteten sich viele kritische, musternde, auch mißbilligende Blicke auf Gisela, die hier Niemand kannte und sich selbst unter lauter ihr Fremden sah. Von den Veteraninnen des Ballsaales schien die Parole unbedingter Ablehnung auszugehen. Dafür war Gisela aber sofort von einem Kreise von Tänzern, in Uniform und Frack, umgeben und ihre Tanzkarte füllte sich schnell von oben bis unten. Doch war es für Gisela ein Trost, daß die Gräfin sie in der Obhut ihrer Gesellschafterin, einer älteren Dame zurückließ. — Nicht so zurückstoßend wurde Horst von der tanzbaren Schar betrachtet, als er vorgestellt wurde. Einige Augen blickten ihm sogar mit recht keckem Wohlwollen entgegen, und man schien seine Aufforderung zu erwarten. Als er aber mit stummer Verneigung zurücktrat, verflog das Wohlwollen, und die Chorführerinnen wendeten ihm den Rücken.

Nun begann der Tanz. Gabriele, als Wirthin, trat nicht mit an, wollte es aber ab und zu einem Tänzer nicht versagen, sie einmal durch die Reihen zu führen. Sie ging durch alle Räume, von Gruppe zu Gruppe, überall mit kundiger Art die Unterhaltung fördernd. In einer Pause fand sie Horst, allein und müßig in den Wirbel der Tanzenden starrend. „Nein, das dulde ich nicht, werther Cousin, daß Sie mir so im Hintergrunde bleiben!“ begann sie. Wollen Sie nicht tanzen, so sollten Sie mir helfen, ein wenig den Wirth zu machen!“

„Den Wirth? Ich? In Ihrem Hause?“ rief er. „Nein, Gräfin, das sind complicirte Pflichten, von welchen ich nichts verstehe!“

„Dann sollen Sie sich wenigstens unterhalten. Nachher tanzen wir einmal zusammen. Aber jetzt kommen Sie!“ Sie nahm seinen Arm und machte mit ihm plaudernd einen Rundgang durch alle Zimmer. Viele Lorgnons wurden bei ihrem Vorüberschreiten zu den Augen erhoben, neugierige Blicke folgten, und hier und da steckte man flüsternd die Köpfe zusammen. Die Bevorzugung der Gräfin fiel auf, und — sollte vielleicht auffallen. „Ich werde Sie zuerst der alten Excellenz von P. vorstellen,“ sagte Gabriele. „Seien Sie ein bischen artig gegen die Dame, und reden Sie mit ihr von Italien. Ihr Mann war eine Zeitlang Gesandter in Rom.“ Sie blieb mit Horst bei einer Gruppe älterer Damen stehen, stellte ihn vor und überließ ihn seinem Schicksale. Mit der alten Excellenz kam er dann in eine Art von Unterhaltung, und wenn die Dame von dem, was man sich in Rom ansieht, nur wenig wußte und vorwiegend von Personen aus der damaligen römischen Gesellschaft sprach, so hielt sie Horst doch für einen recht angenehmen jungen Mann, und auch die übrigen alten Damen schienen dieser Ansicht. Nach einer Weile war die schöne Wirthin wieder bei der Gruppe. „Meine Damen,“ begann sie, „ich muß Ihnen meinen Vetter schon wieder entführen. Da ist die Baronin von W., welche ganz ungeduldig wird, ihn kennen zu lernen. Sie müssen mit dem Bruder der Baronin, Legationsrath v. S. zu gleicher Zeit in Athen gewesen sein, lieber Horst, kommen Sie und erzählen Sie der Schwester etwas von Ihrem damaligen Verkehr!“ Sie nahm Arno's Arm und führte ihn fort.

„Aber ich habe keinen Legationsrath v. S. in Athen kennen gelernt,“ entgegnete Horst.

„Ist auch nicht nöthig! Erzählen Sie der Baronin nur von gemeinsamen Ausflügen durch Griechenland. Der Legationsrath kann Sie nicht widerlegen, da er vor einem Jahre gestorben ist.“

„Aber wozu denn eine solche Komödie?“ fragte Arno, beinahe lachend.

„Nun, um der Unterhaltung willen! Sie müssen mir darin zu Hülfe kommen!“

Als die Gräfin mit ihrem Cavalier das Zimmer verlassen hatte, wurde in der Gruppe eine Stimme laut: „Wer ist eigentlich dieser Herr von Horst? Er erscheint, so viel ich mich erinnere zum ersten Male in der Gesellschaft.“

„Ja, und es ist ein wenig auffallend, daß die Gräfin ihn mit Auszeichnung und wiederholt ihren lieben Cousin nennt, sowie sie auch das junge Mädchen, seine Stiefschwester, als ihre Cousine bevorzugt. Wer ist eigentlich dieses Fräulein von Steinberg?“

„Die Steinbergs sind eine bürgerliche Familie!“ sagte plötzlich eine tiefe Stimme. „Sie gehörte einer hochgewachsenen, sehr entschieden blickenden Dame, Frau Generalin v. Z. genannt, welche eben vom Saal zurück kam, wo sie sich überzeugt hatte, daß ihre beiden Töchter auch wirklich tanzten. „Wir waren mit den Steinbergs eine Zeitlang Gutsnachbarn und standen in recht gutem Vernehmen mit ihnen,“ fuhr sie fort, indem sie Platz nahm. „Aber dieser, — von Horst, ein Stiefbruder des jungen Mädchens? Nicht doch! Die Frau Steinberg war nur einmal verheirathet. Doch da fällt mir ein, — richtig, der verstorbene Steinberg hatte ja einen kleinen Gärtnerjungen so gut wie adoptirt! Das muß dieser Herr Horst sein!“

„Wie? Was? Ist es möglich?“ riefen verschiedene Stimmen.

„Und dann, — wie war das doch?“ fuhr die Generalin fort. „Es muß sogar einmal so etwas wie einen kleinen Roman gegeben haben zwischen Horst und Gräfin Gabriele, da sie noch ein junges Mädchen war!“

„Die Gräfin Erlach? Ein Roman? Mit einem Gärtnerjungen? Erzählen Sie!“ so tönte es im Flüstertone um die Generalin. Diese legte den Finger auf den Mund und wendete sich prüfend um. Als sie sich überzeugt hatte, daß die Wirthin das Zimmer verlassen hatte, hielt sie im Flüstertone einen Vortrag, der die aufmerksamsten Zuhörer fand. Nicht lange darauf trennte sich dieser Kreis, und jedes Mitglied fühlte das Bedürfniß, das eben Erfahrene, verändert, ausgeschmückt und übertrieben, mit Genugthuung weiter zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Gedankensplitter.

Ein Glück, das Dir nicht zugewandt,
Willst Du gewaltsam nun erjagen?
Das heißt, Du willst mit Deiner Hand
Aus einem Kiesel Funken schlagen.

Albert Roderich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ein Winterspaziergang im Walde.

Von O. Altmann.

Wer kennt nicht den vielbesungenen Zauber des Waldes zur schönen Sommerszeit, wenn die goldenen Sonnenstrahlen kaum das dichte Laubdach zu durchdringen vermögen, wenn es aus allen Zweigen singt und klingt und Schmetterlinge und Bienen um würzige Kräuter und duftende Blumen spielen!

Es wölbt sich stolz der Buchen Krone,
Und über Kiesel rollt der Bach;
Die Drossel pfeift aus grünem Throne,
Es spielt der Wind im Orgeltone
Im dicht verschlung'nen Blätterdach.

Doch wie Wenige haben eine Ahnung von der wunderbaren Herrlichkeit des Waldes im glitzernden Winterkleide, von der schimmernden Pracht und märchenhaften Schönheit, die über dem schneebedeckten Forste ausgebreitet ruht, von dem vielfältigen Leben, das sich auch jetzt in den scheinbar erstorbenen Waldeshallen regt!

Es ist heute ein herrlicher Wintertag; siegreich hat die Sonne die Nebel zerstreut und blickt nun heiter und lachend vom blauen Himmel hernieder, als freue sie sich über die winterliche Landschaft und die unvergleichliche Schönheit, die der Frost hervorgezaubert.

Wir durchschreiten den kleinen Vorgarten, dem man es freilich jetzt nicht ansieht, welche reiche Blumenfülle er später entfalten wird. Die gütige Mutter Natur hat über unsere Pfleglinge, die wir schon vorsorglich dicht eingehüllt hatten, noch eine weiche Schneedecke gebreitet; sie liegen warm und wohlig in tiefer Ruhe und träumen von künftiger Lenzespracht. Aber dort, fast verborgen unter handförmigen, glänzend grünen Blättern, schimmern uns große weiße Blumen entgegen. Christ- oder Weihnachtsrosen sind's, die diesmal ihrem Namen Ehre machen und gerade zum Feste ihre herrlichen Blumen erschlossen haben. Welch' lieblicher Anblick! Mitten in kalter Winterszeit, wenn die letzten Herbst-Astern schon längst verblüht sind und die zarten Frühlingskinder noch nicht daran denken, ihre Köpfchen hervorzustecken, öffnen die schönen Blumen ihre weißen, rosa angehauchten Kelche; goldgelb leuchten die zahlreichen Staubgefäße, denen sich noch ein Kranz zierlicher, grüner Honiggefäße anschließt. Will uns die Blume schon an den kommenden Lenz mahnen oder an jenen unvergänglichen Frühling, der für die Welt in der Geburt des Heilandes anbrach, an die frohe Botschaft, die der fromme Glaube früherer Jahrhunderte in die Worte kleidete:

Es ist ein' Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart;
Wie uns die Alten sungen
Von Jesse war die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Auf dem Straßendamme tummeln sich zahlreiche dreiste Spatzen; dazwischen trippeln zierliche Haubenlerchen, um hier und da ein Körnchen aufzupicken, denn eben hat ein mitleidiges Menschenkind der darbenden Vögel gedacht und ihnen etwas Futter hingestreut. Wenn doch recht viele große und kleine Kinder dem Beispiele folgen wollten! Dabei fällt uns die liebliche Sitte ein, die in Schweden herrscht, auch den Vögeln einen Weihnachtsbaum aufzustecken. Der Landmann holt aus der Scheune eine Garbe mit vollen Aehren und befestigt sie unter dem Jubel der Kinder an einem langen Stocke, den er in den beschneiten Boden des Feldes steckt. Auf den Märkten der Städte aber sieht man zur Festzeit große, mit Korn beladene Wagen; und die Leute eilen herbei und kaufen viel oder wenig, je nach Vermögen; aber auch der Aermste opfert willig sein Scherflein und befestigt das erstandene Aehrenbündel an seinem Fenster oder vor seinem Hause. Wenn dann Scharen von hungrigen Gästen herbeikommen und lustig schnabeliren, freut sich Jung und Alt; die Vöglein aber zwitschern so munter, als wollten sie sagen: Habt Dank, habt Dank!

„Zerr, zerr!" klingt es da plötzlich vernehmlich an unser Ohr, und dann folgen langgezogene, pfeifende Töne, bis das Liedchen mit einem fröhlichen Triller endet. Wer ist der wohlgemuthe Sänger, der auch bei Winterkälte nicht verstummt? Dort sehen wir ein winziges Vöglein auf einem hervorragenden Zweige einer Gartenhecke: ein Zaunkönig ist es, der lustig mit seinem in die Höhe gerichteten Schwänzchen wippt und seine Stimme so voll und laut ertönen läßt, als wollte er uns sagen:

Ein König bin ich vom Zaune,
Weiß nichts von Leid und Weh,
Hab' immer gute Laune,
Frag' nichts nach Frost und Schnee.

Eben hat er sein Lied geendet, da ist er spurlos verschwunden; er ist behend in die Hecke geschlüpft und so flink und rastlos in seinen Bewegungen, daß wir vergeblich versuchen, ihm mit den Augen zu folgen, und daß nur das leise Abstäuben des zierlichen Reifbehanges der Zweige die Nähe des drolligen Zwerges verräth. Der Morgennebel hat diese schimmernde Pracht erzeugt und Alles rings um uns mit funkelndem Geschmeide überschüttet. Jeder Zweig, jeder dürre Grashalm, selbst jedes Spinnengewebe, ist über und über mit feinen Silbersternen behängt. Das leuchtet und glänzt im Lichte der Sonne, das blitzt und strahlt gleich kostbaren Edelsteinen. Die weißstämmigen Birken, die den Weg zu beiden Seiten einfassen, sehen märchenhaft schön aus; Millionen von glitzernden Eiskrystallen sind über die feinen, niederhängenden Zweige ausgestreut. Die Bäume vermögen kaum die blendende, duftige Herrlichkeit zu tragen, denn beim leisesten Lufthauche fallen die zierlichen Eisnadeln zu Boden. An den Spitzen der schlanken Zweige sehen wir schon die Anfänge der gedoppelten Blüthenknospen. Sie harren festgeschlossen geduldig dem Frühling entgegen. Die Kälte kann ihnen und all' den anderen Blatt- und Blüthenknospen, die sich schon im Sommer und Herbst an Baum und Strauch gebildet haben, nichts schaden; mögen sie auch äußerlich von Eis überzogen sein, der zarte Keim ist durch zahlreiche dichte Hüllen geschützt, zu denen Mutter Natur vorsorglich Seide, Wolle, Gummi, Harz, — lauter schlechte Wärmeleiter, — gewählt hat. So tragen die Pflanzen tief verborgen und sicher bewahrt in unscheinbarer Hülle eine reiche Lebensfülle in sich, die zu rechter Zeit von der Sonne wach geküßt, zu herrlicher Entfaltung kommen wird.

Der Feldweg, den wir eingeschlagen haben, führt uns allmälig etwas bergan, dem Walde entgegen. Unser Blick schweift über die glänzende, weißschimmernde Landschaft, aus der hier und dort, wo der Wind sein Spiel mit dem Schnee getrieben hat, das frische Grün der Saat hervorguckt. Nein, der Schnee ist kein Leichentuch, unter dem die Natur todt und starr begraben liegt; er ist eine weiche, warme Decke, unter deren Schutz sie wohlgeborgen schlummert und dem Frühlingsmorgen entgegenträumt:

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Vor uns liegt jetzt der Wald in wunderbarer Pracht und schweigender Majestät. Wir betreten die gewölbten Hallen, die von hochragenden, schlanken Stämmen wie von Säulen getragen werden, mit einem Gefühle frommer Ehrfurcht, denn unwillkürlich erheben sich unsere Gedanken zu dem erhabenen Baumeister des stolzen Domes. Bald leise flüsternd, bald anschwellend zu starkem Orgeltone rauscht der Morgenwind in den Kronen, deren dunkles Grün einen wundervollen Gegensatz zu dem schneeigen Weiß bildet. Auch in den Rissen der röthlichen Stämme hat sich der Schnee abgelagert und zieht sich an der Wetterseite wie ein Schleier bis zur Erde nieder, mit deren weißem Gewande er zusammenfließt. Hier und dort stehen graugrüne Wachholderbüsche mit stechend spitzigen Nadeln und schwarzen, blaubereiften Beeren zwischen den Kiefern, oder Brombeergesträpp rankt sich über den Weg. Aus der Ferne klingt das heisere Gekrächz vorüber ziehender Krähen, die gierig nach Beute suchen; dann herrscht wieder feierliches Schweigen im Walde. Da tönt ein leiser Lockruf an unser Ohr, gleich darauf ein zweiter, und bald vernehmen wir auch antwortende Stimmen. Sie schallen aus einem Kieferbaume, aus dessen grünen Zweigen es uns roth entgegenleuchtet, bald hier, bald dort, bald leuchtender, bald schwächer. Wahrlich, man könnte meinen, es stände hier mitten im Walde ein Weihnachtsbaum, mit prächtigen rothen Aepfeln behängt, wenn uns die Vogelstimmen und die flatternde Bewegung nicht eines Besseren belehrte. Wir verhalten uns ruhig und betrachten das liebliche Bild näher, froh, daß sich die schönen Vögel, in denen wir Kreuzschnäbel erkennen, nicht durch uns in ihrem harmlosen Treiben stören lassen. Hier klettert ein hochroth gefärbtes Männchen von Zweig zu Zweig, indem es den Schnabel wie ein Papagei geschickt zu Hülfe nimmt; dort putzt ein Weibchen sein graugelbes Federkleid; andere sind eifrig mit den Vorbereitungen zu einer Mahlzeit beschäftigt. Wohl ist ihnen der Tisch reichlich gedeckt, denn Zapfen giebt's in Hülle und Fülle, doch dürfen sie sich nicht die Mühe verdrießen lassen, die reifen Samen herauszulösen. Dabei leistet ihnen ihr seltsamer Schnabel, dessen Spitzen sich kreuzweise über einander legen, vortreffliche Dienste. Sie bohren die hakenförmig gebogene Spitze des Oberkiefers unter die Schuppe, schieben dann den Unterschnabel nach und sprengen sie dadurch ab. Da die Samen der Kiefer im Winter ihre Reife erlangen, ist das scheinbare Wunder erklärlich, daß die schönen Strichvögel oft einen Hausstand gründen zu einer Zeit, wo die gefiederten Sänger sonst ein kümmerliches Dasein fristen, wenn sie nicht fern von der Heimath weilen. Gar kunstvoll bauen die Kreuzschnäbel ihr napfförmiges Nest und füttern es so weich und warm mit Nadeln, Moos und Flechten, daß dem Weibchen und der jungen Brut weder Schnee noch eisige Stürme etwas anhaben können. Freilich darf das Weibchen wochenlang das Nest nicht verlassen; doch trägt der Gatte ihr und den Kleinen treulich und unverdrossen Nahrung herbei und findet doch noch müssige Augenblicke, um ein fröhliches Lied erschallen zu lassen. Einer frommen Sage nach begleitet der Segen des sterbenden Erlösers die Vöglein durch's Leben und schützt sie noch im Tode vor der Verwesung; denn mitleidige Kreuzschnäbel sollen einst auf Golgatha sich eifrig bemüht haben, dem dornengekrönten Heiland die Nägel aus den Händen und Füßen zu ziehen und seine Stirn von den Dornen zu befreien. Mit der Unverweslichkeit hat es insofern seine Richtigkeit, als die Vögel, infolge ihrer harzreichen Nahrung, nach dem Tode mumienartig zusammentrocknen. Wir können uns kaum von dem freundlichen Anblicke losreißen, der nicht Vielen zu Theil wird, denn die Kreuzschnäbel kommen nicht alljährlich, sondern nur, wenn ein besonders reicher Segen an Zapfen sie zum Ansiedeln bestimmt. Und wahrlich, überreif sind die Kiefern mit den harzigen Aepfeln beladen; wir sehen sie in allen Größen und Stufen ihrer Entwickelung neben einander, klein und grün, fest geschlossen und bereits geöffnet, und das kann uns nicht Wunder nehmen, denn die holzigen Zapfen bedürfen achtzehn Monate, um zu reifen.

Rechts vom Wege zieht sich jetzt eine junge Kiefernschonung hin und gewährt uns ein neues reizvolles Bild. Zwar ist der feenhafte Reifbehang schon sehr geschwunden, aber der weiße Flaum des Schnees lagert noch auf den schön gewachsenen Bäumchen und giebt ihnen oft ein abenteuerliches Ansehen. Manche tragen nur weiße Kappen, andere kurze Jäckchen oder lange, wallende Mäntel, doch alle blicken gar drollig und neckisch aus der weißen Hülle hervor. Zugleich drängt sich uns recht augenfällig der Gegensatz zwischen den knorrigen, unregelmäßig sich verzweigenden alten Stämmen mit ihren flach gewölbten, lichten Kronen und zwischen dem kerzengeraden jungen Holze auf. Kann man sich etwas Regelmäßigeres denken als diese jungen Föhren mit ihrer quirlförmigen Aststellung und dem schlanken, pyramidenartigen Wuchse? Sie werden etwa zehn Jahre alt sein, denn alle Nadelbäume tragen ihren Taufschein bei oder auf sich; wir brauchen nur die Anzahl der Astquirle zu zählen und bei älteren Bäumen etwa drei bis vier Jahr am unteren Stammende hinzuzurechnen, um das Alter zu bestimmen. Gar viele von diesen jungen Kiefern würden hübsche Weihnachtsbäume gegeben haben; sie eignen sich prächtig dazu durch ihren schönen, ebenmäßigen Wuchs und sehen mit ihren langen, blaugrünen Nadeln, die immer gepaart stehen, recht stattlich aus. Aber wem die Wahl vergönnt ist, bevorzugt doch meist die kurznadeligen Verwandten der Kiefer, die Fichte oder Tanne, zum Weihnachtsbaum.

Unser Spaziergang hat uns jetzt gerade in einen vorherrschend mit Fichten bestandenen Theil des Waldes geführt. Kerzengerade ragen die durch dichtes Gezweig oft verborgenen Stämme empor; sie tragen eine pyramidenförmige, zugespitzte Krone; unter der Last des Schnees sind manche der langen, dünnen Aeste tief niedergebogen. An einer sonnigen Stelle im Nadelwerk sitzt ein allerliebstes Goldhähnchen, das emsig die Ritzen der Baumrinde nach allerlei Larven und Insecten durchsucht. Aber auch sonst fehlt es den grünen Fichtenzweigen nicht an Winterbewohnern. Wir vernehmen das leise Wispern und Pfeifen der Meisen, sehen Kleiber, Baumläufer und Finken, die sich oft zu buntgemischten Gesellschaften zusammenthun, weil sich gemeinsam die Nahrungssorgen besser überwinden und Hülfsmittel auffinden lassen. Findet dann einer aus der Schaar einen reich mit Beeren besetzten Strauch, dann ruft er neidlos seine Kameraden und Schicksalsgenossen herbei, um mit ihnen die Mahlzeit zu halten.

In dem Fichtenbestand, durch den wir auf beschneitem Pfade dahinschreiten, stehen einzelne junge Weiß- oder Edeltannen eingesprengt. Da haben wir die beste Gelegenheit, die Bäume, die gar oft mit einander verwechselt werden, zu vergleichen. Wir brechen einen Tannenzweig ab, dessen breite, glänzend dunkelgrüne Nadeln kammförmig nach zwei Seiten gerichtet und an der Spitze deutlich ausgerandet sind; wenden wir unser Zweiglein, so bemerken wir auf der blaugrünen Unterseite der Nadeln zwei weiße Streifen. Die Fichte oder Rothtanne dagegen hat schmale, fast vierkantige Nadeln mit scharfer, einfacher Spitze; sie sind auf beiden Seiten glänzend grün und stehen meist fast gleichförmig rings um den Trieb. An dem Fichtenzweige, den wir uns eben zum Vergleich gepflückt haben, hängt ein großer, glänzend brauner Zapfen, wie solche viele hier am Boden verstreut umherliegen. In einem Tannenwalde würden wir vergeblich nach Zapfen suchen und keinen gefahrlos brechen können; denn dieselben ragen nur hoch oben in den Baumkronen wie aufgesteckte Kerzen am Weihnachtsbaume empor, und bei der Reife fallen die Samen mit den Schuppen ab, sodaß nur die nackte Zapfenspindel stehen bleibt. Fänden wir in der Nähe einen alten Tannenbaum, so könnten wir noch deutlicher sofort einen charakteristischen Unterschied zwischen beiden Nadelbäumen wahrnehmen. Die Fichten verhüllen oft ihren röthlichen, nach oben hin stark abfälligen Stamm völlig durch sehr dicht benadelte, bis zum Boden herabhängende Aeste; sie machen dadurch einen schwermüthigen Eindruck, während die Tannen, ein Bild kühner männlicher Kraft, an der Spitze des silbergrauen Stammes die starken Aeste fast wagerecht in die Luft recken und eine unregelmäßige, schöne, dichte Krone von blaugrüner Farbe bilden.

Bei einer Biegung des Weges liegt ein kleiner, leicht überfrorener Waldsee vor uns; er ist von Erlen und Birken eingefaßt, aus denen eben, von unseren Schritten aufgescheucht, ein Zeisigschwarm emporflattert. Schade, daß es uns nicht vergönnt war, die niedlichen, lebhaften Thiere zu beobachten. Dafür gewahren wir aber nicht fern von uns ein Rudel Rehe, die auf einen Augenblick ihre Ohren spitzen, dann aber fortfahren, an den Baumknospen zu knuppern; trauen sie uns nichts Böses zu, oder hat die Zeit der Noth und Entbehrung sie dreister und zutraulicher gemacht?

Außer Erlen und Birken mischen sich hier noch mancherlei andere Laubbäume in den Fichtenwald; sind sie auch ihres Blätterschmuckes beraubt, so erkennen wir die verschiedenen Arten doch leicht an ihrem Stamme, ihrer Ast- und Knospenbildung. Nur eine alte, knorrige Eiche hat ihr welkes Laub, allen Herbststürmen zum Trotz, noch mit zäher Ausdauer festgehalten, als wolle sie auch hierin ein Bild der Kraft und Treue darstellen. Aber was ist denn das? Hoch oben in der malerisch zerrissenen, vielzackigen Krone schimmern es gelbgrün, als hätte sich ein Ast schon vorzeitig in ein Maiengewand gehüllt. Da fällt unser Auge auf ein gelbgrünes Zweiglein zu unseren Füßen, das wie aus starkem Leder gearbeitet scheint. Wir betrachten den seltenen Fund mit seiner gabeltheiligen Verzweigung, den knotigen Gelenken, den ganz randigen, etwas sichelförmigen Blättern, die in spärlicher Zahl einander gegenüber sitzen, und nun haben wir die Lösung des Räthsels gefunden, nun wissen wir, daß sich eine Mistel dort oben angesiedelt hat. Nur selten wählt sie sich eine Eiche zum Wohnsitz; häufiger finden wir sie auf Tannen und Kiefern, Ahorn und Pappel oder auf den Obstbäumen im Garten. Unsere alten heidnischen Vorfahren würden in scheuer Ehrfurcht zu dem Baume emporgeblickt haben, denn die auf Eichen wachsenden Misteln waren dem Wodan geheiligt und standen in besonders hohem Ansehen. Sie galten als Mittel gegen Zauberei, Gift und Krankheit und wurden unter besonderer Feierlichkeit von weißgekleideten Priestern mit goldener Sichel abgeschnitten; die heilige Pflanze sollte nicht den unsauberen Erdboden berühren und mußte deshalb in einem weißen Tuche aufgefangen werden. Einst aber hatte ein Pfeil aus dem Holze der Mistel den Tod des freundlichen, Segen spendenden Gottes Baldur herbeigeführt! — Noch lange bewahrte die Mistel ihren Ruf als Arzenei, ja noch heute wird sie in manchen Gegenden als Volksheilmittel angewendet. Ihr außergewöhnliches Wachsthum auf den Zweigen der Bäume, ihr eigenartiges Ansehen machen es erklärlich, daß eine kindliche Phantasie sie mit Staunen und Ehrfurcht betrachtete, meinte, ihr Same fiele vom Himmel hernieder und würde von den Göttern gepflanzt. Unsere nüchterne Zeit hat den Strauch seines Ruhmes entkleidet; wir wissen genau, auf welche prosaische Weise er auf seinen hohen Wohnsitz gelangt. Manche Vögel, besonders die Misteldrosseln, gehen den weißen Beeren nach und tragen die Samenkörner auf die Zweige der Bäume, wo sie unter günstigen Verhältnissen keimen, ihre Wurzeln durch die Rinde in das Mark hineinsenden und sich mit der Zeit zu einem ansehnlichen Busch entwickeln. Aber weder der Förster noch der Landmann sehen ihn gern; sie erblicken vielmehr in der Mistel eine zudringliche Schmarotzerpflanze, die sich auf Kosten Anderer ernährt und ihrem edlen Gastgeber ein trauriges Siechthum bereitet, wenn man sie nicht bei Zeiten mit allen Wurzeln aus der Holzschicht des Baumes ausschneidet oder als Radicalkur den kranken Ast mit seiner Wucherpflanze absägt, aus deren Rinde und Beeren Vogelleim bereitet wird. Nur in England ist der Mistel etwas von ihrem Ansehen geblieben; noch jetzt hängt man in der Weihnachtszeit einen Mistelzweig in dem mit Stechpalmen geschmückten Hause auf. Aber hüte Dich, schönes Mägdelein, unter den Zweig zu treten, damit nicht ein kühner Jüngling das Recht in Anspruch nimmt, Dir einen Kuß zu rauben, denn diese Freiheit ist ihm dann nach alter Sitte gestattet!

Eben gedachten wir noch der Stechpalme und ihrer sinnigen Verwendung in England; da treffen wir sie, gleich dem Wolf in der Fabel, auf unserem Wege. Der stattliche Strauch gewährt einen gar schönen Anblick. Wie prächtig nehmen sich die lederartigen, glänzend grünen, welligen Blätter aus, die am Rande dornig gezähnt sind und wie ein Spiegel die Sonnenstrahlen zurückwerfen; wie leuchten die hochrothen Beeren und locken manche Vögel, besonders die Turteltauben, herbei, denen sie willkommene Nahrung bieten! Wir fügen einen Zweig der Stechpalme unserem kleinen weihnachtlichen Strauße hinzu und treten dann frohen Muthes den Heimweg an. Zu Hause wartet unser ein trauliches Zimmer, in dem der Weihnachtsbaum noch würzigen Tannenduft verbreitet und dessen behagliche Wärme uns nach dem Aufenthalt in der frischen, kräftigen Winterluft doppelt wohlthun wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die neue Favoritin. Von Martin Gimenez. — Siehe Seite 15.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ein Tag aus meiner Ehe.

Ein Brief-Fragment von C. Berg.

Es soll dies die Beweisführung sein, Liebling, daß es noch Frauen giebt, auf deren Wort man bauen kann, — schon heute erhältst Du den versprochenen Bericht, versprochen in jenen sonnigen, fernen Tagen unserer gemeinsamen Mädchenzeit. „Fern?“ rufst Du aus; ja, Mary, drei Monate bedeuten oft ein Leben, sie können uns wechseln und bilden und umgestalten . . .

Entsinnst Du Dich noch des letzten Julitages im Garten? Ich lag in der Hängematte, Du im Grase; wir plauderten, wie immer, wenn wir zusammen waren, von meiner demnächstigen Verheirathung, und Du meintest wieder, wie stets, daß dann unsere Freundschaft ihr Ende haben oder doch nicht mehr im Zenith stehen werde. Ich bestritt dies mit aller mir zu Gebote stehenden Ueberzeugung; ich sagte, daß Freundschaft gleiche Rechte mit der Liebe habe, daß ich als Frau nicht anders wie als Mädchen fühlen würde, — ich wolle mir meine Individualität wahren, geistig unabhängig sein, nicht demüthig und voll Entsagung, — meine Devise heiße in allen Fällen Gleichheit.

So sprach ich und war doch gewiß eine glückliche Braut, die den Mann ihrer Wahl liebte. Erinnere Dich einmal der Situation: ich war erregt und docirte wie eine Philosophin, als plötzlich Großmütterchen neben uns stand. Ihre sonst so milden Augen hatten einen fast strengen Ausdruck, aber ihre weiche Stimme zitterte wie von verhaltener Angst. Ihre Worte brauche ich Dir nicht zu wiederholen, sie werden Dir so unvergeßlich sein, wie sie es mir sind. So ernst, Mary, hatten wir uns noch nicht gefühlt, als zu dieser Stunde, da Großmama uns würdigte, ihre Geschichte zu hören.

Wir waren Beide stumm geworden und konnten nicht fassen, daß unsere gütige, kluge Großmutter einst so ganz anders gewesen: wild und trotzig, und daß auch sie nicht hatte einsehen wollen, daß die Frau entsagen und dulden müsse, und daß sie daran beinahe gescheitert wäre für Lebenszeit . . .

Ich mußte sie ansehen und dann an den geliebten, verstorbenen Großvater denken; wie trug er seine Frau auf Händen, wie ehrerbietig und liebevoll war er, wie nachsichtig, feinfühlig und opferwillig sie, und wie war bei Beiden doch Alles so theuer erkauft!

Ich kam nicht zum Verständniß; Großmutter bat mich noch inständig, mich zu ändern, dann ging sie. In dieser Stunde war es, wo ich Dir das Versprechen gab, das ich heute erfülle.

Ich wollte Dir einen Tag aus meiner Ehe beschreiben, und Du solltest zwischen Großmama und mir entscheiden. Du solltest zwei Ehen sehen, die eine, in der beide Theile ihrer Rechte und Pflichten vollbewußt sind, und die andere, in der sich die Frau als der unfreiere Theil fühlt.

Ich komme nun zu Dir, mein Herz, — ich will objectiv schildern, Du selbst sollst die Lichter aufsetzen.

Noch einige Worte, bevor ich beginne.

Unsere Reise nach B. war sehr schön. Du weißt, daß meine Idee war, die Hochzeitsreise zu verlängern, doch Paul, der als Arzt während des ganzen Jahres angestrengt arbeitet und mit Menschen zusammenkommen muß, hatte kein Verlangen nach dem bunten Treiben einer langen Fahrt, und so reisten wir denn nach dem stillen, traulichen B. Man sagt, es sei sterbenslangweilig dort; ich muß gestehen, ich weiß es nicht, sogar die Zeitung, die Paul ziemlich gewissenhaft las, hätte ich gern entbehren können. Die Fahrt war herrlich, erzählen jedoch läßt sich wenig darüber; wir plauderten, lachten, lasen uns vor und fühlten, daß wir uns lieb hatten. Manchmal dachte ich an unser Gespräch und wunderte mich, daß ich so wenig Gelegenheit hatte, meine Ansichten über die Ehe zur Geltung zu bringen, trotzig, wie ich es doch gewollt, auf meine Rechte zu pochen. Es ging absolut nicht; mein Mann war so lieb, beanspruchte so wenig und war dankbar für Alles; ich hätte gern tausendmal mehr gethan, um von ihm zu hören, daß er mit mir zufrieden sei. Ich hatte ihn gebeten, mir dies jeden Abend zu sagen.

Wer mir prophezeit hätte, Mary, daß ich mich jemals einer Censur, sie sei auch welche sie sei, unterstellen würde! — —

Von B. ging es in das neue Heim, und nun begann mein Wirken als Hausfrau. Leicht wurde es mir nicht gemacht. So eine neue Häuslichkeit ist wie eine Maschine; sie muß erst geölt und dann ununterbrochen beobachtet werden, sonst steht sie still.

Mein Mann war, nach seinen eigenen Worten, von den Talenten seiner kleinen Frau entzückt; nach wenigen Tagen begann schon ein geregeltes Leben. Paul ging ab und zu Abends ein Stündchen zu seinen Freunden, — unter uns: ich glaube, die Abneigung vor dem Junggesellenleben war nicht völlig so groß, als wir immer meinten, — und kam dann gewöhnlich angeregt und heiter heim.

Aber, so sehr wir uns auch sonst stets ergänzten, — Paul traf mich verstimmt und heimwehkrank, wenn er zurückkam. Ging er, so unterhielt ich mich zuerst ganz gut, bald aber fühlte ich mich einsam, ich glaubte, sein fröhliches Lachen unter den Genossen zu hören, und mir kamen böse Gedanken. Ob ihm denn niemals einfiel, daß ich mutterseelenallein in der Wohnung saß, Heimweh nach dem Elternhause hatte und mich nach einem Liebesworte sehnte? —

Ein Wort von mir, und er wäre nicht gegangen; ich selbst trieb ihn fort und hatte doch nicht die Kraft, die Consequenzen meines Thuns zu tragen. Trotz aller Mühe, es zu verbergen, merkte Paul meine Verstimmung, und so verbitterte ich ihm die Erholungsstunde des Tages, welche ich selbst für nöthig nach all seiner Arbeit hielt und doch so schwer ertrug.

Ich will Dir auch sagen, warum ich glaubte, ihm in solchen Momenten nicht genug zu sein. Meine Liebe schien mir tiefer, ich konnte die Liebe des Mannes von der des Weibes noch nicht unterscheiden. Was waren mir die Menschen, — die Welt, was galt sie mir! Gab es denn etwas, was ich nicht mit Freuden geopfert hätte für ein Lächeln von ihm! Und er fühlte es nicht, er bedauerte meine Verstimmung und ging ein anderes Mal nicht minder vergnügt von mir fort. Auch unter Menschen mit Paul zusammen litt ich; mein Glück vertrug noch keine Zuschauer, Alles schien mir trivial außerhalb meiner Häuslichkeit. Ach, und tausend kleine und kleinliche Dinge kamen dazu, die mir das Leben verbitterten und die Paul nervös machten; er war oft grenzenlos erregt über derartige Störungen, und dann mußte ich ihn beruhigen. Nichts ging mir nach Wunsch, Mary! — —

Als Braut hatte ich mir Pauls Einmischung in Haushaltungs-Angelegenheiten verbeten, ihm gesagt, er solle niemals in die Küche kommen, — jetzt holte ich nur zu gern seinen Rath ein und war glücklich, wenn ich sein Gesicht hinter der Küchenthür hervorlugen sah.

Kurz, Mieze, der Tag, den ich Dir beschreiben will, bereitete sich vor, ja, er warf gleichsam, wie alle großen Ereignisse, seine Schatten voraus . . .

Am Abend des gestrigen Tages schon sagte mir Paul, daß ich heute sehr früh aufstehen müsse, da Handwerker in das Schlafzimmer kämen, um Jalousien anzumachen. Nun kennst Du ja meine krankhafte Abneigung vor dem Frühaufstehen; ich war einfach entsetzt und weigerte mich auf das Entschiedenste so lange, bis — — ja, bis ich eben nachgab.

Ich mußte also früh heraus. Zur Belohnung ging mein Gatte eine halbe Stunde mit mir spazieren; früher würde ich eine derartige ‚Belohnung‘ als tödtliche Beleidigung angesehen haben, — tempi passati. Nach dem Frühstücke wurde Paul zu einem Kranken über Land geholt, und er meinte, es könne wohl vier bis fünf Uhr Nachmittags werden, ich möchte das Mittagbrod nur um diese Zeit einrichten . . .

Hast Du begriffen: von acht Uhr bis fünf Uhr, — Kind, ist das nicht zum Rasendwerden, allein in der heißen Wohnung, und zur Gesellschaft nur das Mädchen und das Heimweh?! —

Zuerst stürzte ich mich in sämmtliche Zimmer! Es blitzte Alles, so hatte ich sie geordnet; alsdann hatte ich Zank mit Handwerkern und Betteljungen, und gegen Mittag ging ich in die Küche.

Wie unangenehm, kochen zu müssen, ohne eine Ahnung zu haben, wann servirt werden soll!

Hu, und die Hitze und die Sehnsucht nach meinem Manne, und dann, ach, dann kam die Angst um ihn! Wie er sich quält und wie wortlos und selbstverständlich er es thut! Jeder liebt und schätzt ihn, meinen Herzensmann! Ob er nicht tödtlich ermattet ist von seiner Fahrt, und wie kann ich ihm nur helfen?

Halt, — ich wende seine eigene Medicin an, ich bin leichtsinnig und hole die letzte Flasche Champagner, für einen ganz anderen Fall bestimmt, aus dem Keller und stelle sie kalt.

Was er wohl sagen und ob er sein Frauchen loben wird?

Wenn er nur erst käme, — dann wollen wir aber plaudern, den ganzen langen Abend . . .

Plötzlich zucke ich zusammen. Ich habe ja den heutigen Abend vergessen, — es gilt den Abschiedsschmaus eines alten Freundes zu feiern, und Paul geht hin, muß hin, wie er sagt . . .

Nun, dann gehe, denke ich, und werde förmlich bitter; ich bin es ja jetzt gewohnt, den ganzen Tag allein zu sein, da werde ich ja auch den Abend hinbringen können! Bin ich schon so uninteressant, daß ich mich selbst langweile? — ich war mir doch früher genug!

Ich hänge weiter diesen Gedanken nach, ich sage mir, daß ich anders handeln würde, als er, daß ich fühlen würde, wie elend mein Weib sei und tausend Freunde, — o Mary, verzeihe mir, aber ich habe es gedacht, verzeihe mir erst dann, wenn Du selbst Frau bist, — tausend Freunde lassen würde, wenn er es wünschte! . .

Was kann ihm an diesem Abend liegen; matt kommt er heim, neue Bestellungen harren seiner, er muß sich abmühen, und doch, — ich weiß es, er wird gehen.

Warum denkt er nicht daran, wie trostlos es ist, fremd an einem Orte zu sein, nur auf das Dienstmädchen angewiesen, und Beschäftigungen zu haben, die dem Geiste vollauf Zeit lassen, sich unnützen Grübeleien hinzugeben! . .

Ich bin so unruhig und wechselvoll, — wie kann mir ein solches Leben erträglich scheinen! Da aber kommt meine Rettung, mein Verstand, das einzige Unbestechliche an mir, ermuntert sich und sagt entrüstet: ‚Du dummes, albernes Ding, rede nicht so ungereimtes Zeug! Unerträglich erscheint Dir das Leben? Denke doch ’mal nach: warst Du denn jemals so glücklich, ahntest Du auch nur ein solches Glück! Daheim sehntest Du Dich nach einem Wirkungskreise, da faseltest Du von selbstloser Aufopferung, und nun jammerst Du wie ein Schulmädchen und zeigst Dich elend egoistisch! Weißt Du nicht, daß Dein Mann müde und abgespannt heim kommt und wahrlich lieber bei Dir gewesen wäre als draußen bei den Elenden und Siechen? Und Du willst schmollen, weil er einem alten Freunde ein paar Stunden schenken will, einem, der ihm Freund war, längst ehe er Dich kannte? Ich meine, Du warst es, die stets der Freundschaft große Rechte einräumte und sie neben die Liebe stellte! Gleichheit, mein Herz, Gleichheit ist die Devise, die ich anzuerkennen bitte! . .‘ Noch viel, viel härtere Dinge sagte mir mein Verstand, und ich wurde ganz still und dachte nur: wenn Paul doch erst da wäre, ich möchte ihn nur sehen, dann soll er fort und vergnügt sein, und ich will es eben so sein! Meine Strafe soll darin bestehen, daß ich gerade dieſen Tag aus meinem Eheleben für Mary schildere, — er demüthigt mich wie kein anderer, und doch bin ich stolzer denn je! Ich will eine echte Frau werden, denn ich kenne jetzt den rechten Weg! —

Spät Nachmittags kam mein armer, müder Mann heim. Meine kleine Ueberraschung erfreute ihn sehr. Wie rührend ist es, wenn ein Mann dankbar ist, — Du glaubst es nicht, — mich machte es ganz stumm.

Nach Tisch ruhte er, und dann war er so freundlich, mich noch ein halb’ Stündchen in die Luft zu führen. Flüchtig kam ihm sogar der Gedanke, bei mir zu bleiben; ich duldete es aber nicht, sondern sorgte dafür, daß er pünktlich zu seinen Freunden kam. Ich setzte mich dann an meinen Schreibtisch und begann meine Beichte . . . Inzwischen ist es spät geworden. Vielleicht kommt Paul bald, vielleicht noch lange nicht; ich hoffe, er ist heiter und bleibt als guter Freund bis zuletzt . . .

Wie dem auch sei: ich werde ihm ein fröhliches Gesicht zeigen, und das soll das Ende sein dieses einsamen und doch denkwürdigen Tages aus meiner Ehe.

Nachdruck verboten.

Die Kunst des Essens.

Gedanken über das Menu von Gregor Samarow.

II.

Die Zwischengerichte und der Nachtisch.

Auf das große Stück soll eine warme Entrée folgen. Mit dem Wort Entrée sind wir etwas in Verlegenheit. Es paßt eigentlich nicht für die Stelle, die es in der Tafel-Ordnung einnimmt. Wir möchten es deutsch lieber „Zwischengericht“ nennen. Die Mannigfaltigkeit der Auswahl ist hier unendlich und jedes Kochbuch bietet die warmen Zwischengerichte in großer Zahl. Hier sind stärkere Würzen am Platze; die eigentliche Sättigung ist vorüber, der complicirtere Reiz des Geschmackes tritt in sein Recht, wie im kräftigen Mannesalter das Leben nach Vielseitigkeit und verschiedenen neuen Anregungen sich sehnt. Das Gespräch spitzt sich zu, wird schärfer, geistvoller und wendet sich zu jener feinen attischen Polemik, welche einem leichten, zierlichen Fleuretspiel mit blitzenden Degen gleicht, deren schlanke Klingen nur ritzen, aber niemals verwunden dürfen.

Auf das warme Zwischengericht folgt das kalte, wie zum Beispiel Straßburger Pasteten, Aspics aller Art und dergleichen; auch Hummer mögen erlaubt sein, aber sonst nichts von Fischen.

Zu den beiden Zwischenessen sollte höherer weißer Bordeaux, wie Château d’Yquem, schwerer Rheinwein und herber Ungar servirt werden; auch jener wunderbar kräftige aromatische, leicht perlende Anjou-Wein, der in Deutschland so wenig bekannt ist, und der in den königlichen Weinbergen von Württemberg in so hoher Vortrefflichkeit gezogene Muskateller.

Das Gespräch wird nun lebhafter und bewegter, es wendet sich zum Theater, zur Literatur, zur Kritik der Gesellschaft und findet in den edleren Aromen der schweren Weine die nöthige Anregung der geistigen Spannkraft.

Den Zwischenessen folgt der Braten. Zu diesem sollte bei größeren Mahlzeiten vorzugsweise Geflügel gewählt werden; Poularden, Truthühner, Schnepfen, Becassinen, Rebhühner. Höchstens ein Rehrücken mag erlaubt sein. Dazu erscheint der Salat, dieses so vernachlässigte und so selten auftretende Meisterwerk der culinarischen Kunst.

Die verschiedenen süßen, scharfen und sauren Beigaben wechseln nach dem Geschmackston des Bratens.

Zu dem Braten sollten stets schwere Burgunderweine servirt werden. Der Geschmack ist allmälig gesteigert und verlangt einen vollen Ton mit ausgeprägtem Erdarom. Wir würden mit dem Truthahn den edlen duftigen Chambertin, mit wildem Geflügel den rothen moussirenden Saint Peraix, mit Schnepfen und Becassinen den poetisch duftenden Ermitage, mit Wassergeflügel den schweren warmen Romanée serviren.

Von der Höhe des Bratens herab senkt sich die Mahlzeit und daher müssen noch einmal alle kräftigen Genüsse zusammengefaßt werden, wie dies auch im Menschenleben an den Abhängen des kräftigen Mannesalters geschieht, wo noch ein letzter Hauch der feurigen Jugend-Poesie im Herzen aufglüht.

Nun geht es abwärts zum leichten freundlichen Genuß der letzten Etappe, wie auch das Alter immer mehr zu den einfachen Freuden der Natur, zu mildem Wohlwollen gegen Welt und Menschen zurückkehrt.

Dem Braten folgt noch das Gemüse in seiner reinen Gestalt, während es vorher schon seine Rolle in der Verbindung mit Fleischspeisen gespielt hat.

Zu diesem Schlußgemüse sind wesentlich zu wählen: Spargel, Artischocken, entweder ganz oder nur die Fonds, die allerfeinsten Kohlarten, wie der so vortreffliche, den Spargel überbietende Seekohl, Cardi ꝛc., Alles nach der Saison.

Alle diese Gemüse dürfen nur mit Salz und Wasser gekocht sein, müssen wohl abgeträuft und heiß servirt werden, und wenn man auch, diesem oder jenem Geschmack oder Gebrauch nachgebend, irgend welche Sauce dazu servirt, so ist doch die eigentliche Beigabe nur frische Butter. Es ist eben der reine Naturgenuß des beruhigten und sozusagen für diese Mahlzeit alternden Gaumens.

Nach diesem Gange sollte in kleinen Gläsern das Edelste servirt werden, was der Keller aufweist, weil es eben hier nicht mehr um die Sättigung sich handelt, sondern nur um eine letzte Anregung des Geschmackes, welchem nur das Feinste und zugleich auch das Leichteste geboten werden soll. Wir würden zu dem Genußgange immer einen Château Lafitte oder einen Château la Rose grand cru wählen, dessen Duft sich ganz besonders harmonisch mit den zarten und reinen Geschmackstönen der frischen Gemüse verbindet. Wir wollen damit durchaus nicht manche vortrefflichen Gerichte: Kohl mit Hammelfleisch, Sauerkraut mit Eisbein ꝛc. zurückstellen; aber Alles zu seiner Zeit und an seinem Platze, — jene ausgezeichneten Dinge gehören zu einem einfachen, häuslichen Mittagessen und nicht für eine zusammengesetzte Mahlzeit in großem Stil. Freilich lassen sie sich auch in der verfeinerten Küche herstellen, — so wurden z. B. am hannoverschen Hofe, der sich sowohl durch seine vortreffliche Küche, als durch seine Arrangements der Diners auszeichnete, häufig solche Versuche gemacht. Das Irish Stew z. B., diese Nationalspeise der Irländer: Hammelfleisch, Kartoffeln und Zwiebeln, wurde in einer Pastetenform in der Weise gedünstet und in derselben servirt, daß kreisförmig in regelmäßigem Wechsel thalergroße und vollkommen gleichmäßig geschnittene Stücke Rindfleisch, Kartoffeln, Hammelfleisch und Zwiebeln arrangirt waren, wodurch das sonst wenig ansehnliche, aber außerordentlich wohlschmeckende Gericht in eleganter, hoffähiger Form erschien.

Außerdem lassen sich auch andere Gemüse in der Form der Macédoine in elegantester Erscheinung auf die Tafel bringen, dann aber gehören sie an die Stelle der warmen Zwischenessen und müssen auch dort auf der Tafel-Ordnung erscheinen.

Streitig ist die Frage, ob Butter und Käse nur nach dem Gemüse vor allen süßen Sachen oder ganz zuletzt am Schlusse der vollen Mahlzeit folgen soll. Wir möchten uns für die französische Sitte erklären, nach welcher alles Gesalzene zuvor abgeschlossen wird, bevor man zum Süßen übergeht. Butter und Käse wird also dort nach dem Gemüse servirt. Dann wird das ganze Service geändert, und die süßen Schüsseln beginnen.

Es ist dies folgerichtiger, da, wenn einmal der Geschmack zum Süßen übergegangen ist, das Scharfe und Gesalzene sich nicht mehr harmonisch anfügt, umsoweniger, als man zu dem Käse, und ganz richtig, kleine pikante Beigaben zu geben pflegt, wie Radieschen, englischen Sellerie und dergleichen, die sich vorzugsweise den süßen Geschmackstönen nicht mehr anreihen lassen.

Die süßen Speisen sollen wenig zahlreich sein, ein Eis, vielleicht eine warme Schüssel, Früchte und Confect.

Zunge und Magen bedürfen hier schon der Ruhe und das Dessert bedeutet eigentlich nur noch einen freundlichen Abschied von der schönen Tafelstunde, diesem Sonnenblick in dem Tage voll Arbeit und Sorge. Man soll dazu einen leichten Champagner oder auch die jetzt so vorzüglichen deutschen Schaumweine, ein kleines Gläschen Portwein, Alicante oder Lacrimae Christi serviren, um das Fruchtaroma, das bei dem Dessert vorherrscht, zu unterstützen.

Mit dem Champagner wird, was wir noch bemerken möchten, in Deutschland ein großer Mißbrauch getrieben, indem er als ein Paradewein fungirt und lange vorher, bevor seine Zeit gekommen ist, auf der Tafel erscheint.

Wir wollen nichts weiter dagegen sagen. Es giebt ja

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

manche Tischgäste, die in dem prickelnden Mousseux einen Reiz finden, und besonders die Damen schlürfen den köstlichen Schaum gern. Darum mag man mit dem Champagner früh beginnen und ihn denen geben, die Freude daran finden.

Die Franzosen nennen den Champagner nicht einen Wein, sondern ein „Getränk", und serviren immer nur die allerleichtesten Marken, während die schwereren für Deutschland, die noch stärkeren für England und die allerschwersten für Rußland präparirt werden.

Aber man sollte durch diese Spielerei mit der für die Verdauung unbedingt schädlichen Kohlensäure die rechte Reihenfolge der Weine nicht unterbrechen und stören, damit diejenigen, welche zu essen verstehen, auch ihr Recht finden.

Was nun endlich die kleine Tasse Kaffee betrifft, welche einen vortrefflichen Abschluß der Tafelstunde bildet, so sollte der Kaffee unbedingt in der Atmosphäre des Diners, also am Tische selbst, genommen werden, wenn man den wahren Genuß davon haben will. Bei größeren Mahlzeiten ist das allerdings meist nicht ausführbar, dann aber sollte man den Kaffee in kleineren Salons, am brennenden Kamin im Winter, oder im Sommer in Gartenzimmern mit lauschigen Blumengruppen serviren, damit die Gesellschaft sich theilen und in behaglicher und ungezwungener Plauderei mit einander verkehren kann.

Die Sitte, Liqueur zum Kaffee zu serviren, ist eigentlich irrationell, da der Alkohol unmittelbar nach der Mahlzeit eine lähmende und hemmende Wirkung ausübt, während er etwa eine Viertelstunde vor Tisch die Magen-Nerven anregt und stärkt. Aber es ist eine angenehme und freundliche Gewohnheit, durch einen guten Liqueur den Mund zu parfümiren, wie Monselet sagt, nur sollte man die süßen Liqueure ausscheiden, oder ausschließlich den Damen überlassen, — ein edler Cognac oder ein Curaçao sec bieten in ihrer kräftigen Reinheit allein einen wirklichen Genuß, wie eine letzte duftige Erinnerung an die gute Stunde, in welcher die Harmonie der Ernährung und des Geschmackes den Körper und den Geist durchtönt und beide wieder für die Arbeit des Lebens erfrischt und gekräftigt hat.

Die großen, endlosen Tafel-Ordnungen, die man im Mittelalter aufstellte, und die auch noch in späteren Zeiten vorkommen, wie z. B. ein Fastendiner Ludwig's XVIII. ein Menu von zwei Druckseiten aufwies, sollten gänzlich verschwinden, — sie ermüden und erschlaffen den Geist und den Körper, verwirren und verderben den Geschmack, während am Schluß einer Tafel-Ordnung, wie wir sie eben skizzirt haben, ganz gewiß jeder Gast mit voller Ueberzeugung und aufrichtiger Dankbarkeit seinem Wirth eine „gesegnete Mahlzeit" wünschen wird.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Unschlüssig. Von L. Alvarez. Siehe die Abbildung, Seite 9. — „Was zögern Sie noch, Jaqueline?" fragt Jouvert und hascht nach der Hand der Geliebten; „bin ich Ihnen denn gar nichts werth? Ich, der ich seit Jahresfrist um Sie werbe? Oder steckt Ihnen immer noch jener feile Soldschreiber im Köpfchen, den man am sechsten Thermidor zum Schaffot geführt hat? — Er verdiente Ihre Liebe nicht, Jaqueline; er war nicht nur ein Verräther des Vaterlandes, sondern, was noch entwürdigender, ein Verräther an seiner eigenen Ueberzeugung. Vergessen Sie ihn, Jaqueline, — er war Ihrer nicht werth . . . Schauen Sie mir einmal in's Auge, schauen Sie mich ehrlich an! Ich liebe Sie aufrichtig, — wie oft soll ich es Ihnen sagen! Ich bin zwar kein reicher Mann, aber ich habe als Secretär Treilhard's mein gutes Auskommen. Und Treilhard läßt mich nicht wieder los; er schätzt mich, weil ich es war, der am achtzehnten Fructidor Barthélemy die Pistole aus der Hand schlug, die er gegen Treilhard erhob . . . Jaqueline, geben Sie mir Ihre liebe kleine Rechte, — — für's Leben, — ja?! . ." Und das erröthende Mädchen, das klopfenden Herzens dem Rendezvous gefolgt ist, streckt zögernd das zierliche Händchen über die Marmorplatte des Tisches, und ihre kirschrothen Lippen bewegen sich dabei leise und sacht. Ob sie das „Ja" wiederholen? —

Die neue Favoritin. Von Martin Gimenez. Siehe die Abbildung, Seite 13. — Es ist ein bedeutungsvolles Ereigniß für den ganzen großherrlichen Harem; die offizielle Einführung der neuen Favoritin in die Frauengemächer des Bey's. Seit Tagen schon geht ein geheimnißvolles Flüstern von Mund zu Mund, — man raunt sich Wunderdinge zu über die blendende Schönheit der jungen cirkassischen Sklavin, die Se. Hoheit der Bey am Neujahrstage von den Aeltesten des Stammes Ouëd N'Amir als Geschenk erhalten hat . . . Und nun tritt sie ein unter dem betäubenden Tamtam und der Blechmusik der Scharwache, und über ihr dunkles Haupt einen sich zu einem flatternden Kranze die dressirten Tauben des Harems. Aller Augen richten sich auf sie; sie aber steht wie gebannt unter dem Portikus, als fürchte sich ihr Fuß, in diese fremde, goldstrotzende, von schweren Düften durchhauchte Welt einzutreten . . .

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten.

Die Thierwelt als Verzierung. — Das Thier, wie es in der Natur vorkommt, ist stets ein lebendiger Beweis vom Schönheitsgefühle der Natur. Auch daß es Thiere giebt, die unser menschlicher Schönheitssinn als entschieden häßlich bezeichnet, thut der Meisterschaft der Natur keinen Eintrag.

In rohen Culturzuständen werden einzelne haltbare Bestandtheile der Thiere als Zierath verwendet: Klauen, Zähne, Hörner, Federn und dergleichen. Der Wilde schmückt sich mit Klauen und Zähnen, selbst mit ganzen Thierschädeln, er reiht Muscheln an Schnüre und hängt sie um den Hals; das Fell und die Hörner seiner Jagdbeute hängt er in seiner Hütte auf. In gesitteten Zuständen wird man etwas wählerischer; da schickt sich's nur für den Jäger, höchstens Eberzähne und Geierklauen als Schmuck zu tragen; das Hirschgeweih erscheint als ästhetisch vollberechtigt nur noch in einem Försterhause oder Jagdschlosse; das Raubthierfell muß als Teppich dienen, wenn es im Hause Platz finden soll. Das ganze Thier als Leiche, auch wenn es noch so kunstvoll ausgebälgt ist, gehört nicht in's Wohnhaus, sondern in ein Museum; nur ausgestopfte Vögel dürfen allenfalls noch eine Ausnahme machen. Von unbearbeiteten thierischen Stoffen sind heutzutage nur wenige noch als Zierat vollberechtigt, wie etwa Vogelfedern, Muscheln, Perlen. Dagegen hat es der schöpferische Trieb des Menschen schon vor Jahrtausenden gelernt, in freier Nachbildung, im Ornament, das Thier zu einem Gegenstande der Verzierung, des künstlerischen Schaffens zu machen.

Wenn wir die Thierwelt als Fundstätte ornamentaler Motive betrachten, so muß uns zunächst auffallen, daß die Höhe der Entwickelung, auf welcher die verschiedenen Thiergattungen stehen, gar keinen Einfluß auf ihren ornamentalen Charakter hat. Die niedrigsten wie die höchsten Thiergattungen sind unter Umständen zum Ornament geeignet. In den reichsten und feinsten Ornamenten der Renaissance finden wir Affen und Vögel, Schlangen und Löwen, Rosse und Fische und noch vieles Andere als Ornament verwendet, kurz, die verschiedensten Thiergattungen. Eine Grundbedingung der Verwendbarkeit des Thieres als Ornament ist nur eine gewisse Gliederung seines Körperbaues. Thiere, bei welchen diese Gliederung weniger hervortritt, eignen sich deshalb auch weniger zum Ornament. So wird kein Mensch z. B. im Zweifel sein, daß unter den Vierfüßlern ein Bär viel weniger zum Ornament geeignet ist, als die winzige Spitzmaus, weil der Bär immer etwas Formloses ist, während die Maus schon allein in ihrem Schweifchen ein ornamentales Object bietet. Unter allen Hunde-Racen findet man keine öfter als Ornament verwendet, als das Windspiel, das unter allen die feinste Gliederung des Körperbaues aufweist. Wegen ihrer unkünstlerischen Erscheinung wird man auch Kamele, Schweine, Robben, Walfische vergeblich unter den ornamentalen Thieren suchen, dagegen hat die Gothik z. B. das Wiesel in höchst eleganter Weise als Ornament verwendet; sie hat auch aus dem Hasen und aus dem Geisbock Etwas zu machen gewußt, ebenso wie die altägyptische Kunst aus ihrem einheimischen Schakal.

Sehr großen Einfluß auf die Verwendung der Thiere zum Ornament hat aber auch ihre symbolische Bedeutung, ihre Verwendung in Sage und Dichtung. Darum kehren gewisse Thiergattungen in allen Ornamenten wieder: Löwen, Pferde, Schlangen, Adler, Enten und Delphine. Sie sind für alle Stilgattungen die Lieblingsthiere geblieben, wie in der Sage und der Dichtung. Aus dem Reiche der Vögel dürften der Adler, der Schwan, der Falke, die Eule, der Pfau, der Haushahn, die Schwalbe, der Storch und die Taube zu nennen sein; bei all' diesen ist schwer zu entscheiden, ob sie mehr ihrer charakteristischen Gestalt oder ihrer charakteristischen Eigenschaften zu Liebe ornamental verwendet wurden. Letzteres ist wohl wahrscheinlicher; denn man findet in Ornamenten auch Vögel, die uns ihres sonstigen Wesens wegen ziemlich gleichgültig wären. Doch muß hier noch an die reizende Erscheinung des Fasans erinnert werden, wie an die barocken Gestalten des Wiedehopfes und des Kranichs.

Die Reptilien sind, — wenigstens die bekannteren derselben, — sämmtlich und sogar mit Vorliebe im Ornament verwendet worden. Wie häufig Schlangen, Eidechsen und Krokodile als Verzierung erscheinen, ist wohl allgemein bekannt; die Kröte dagegen, das ehrwürdige Wappenthier des merowingischen Königshauses, ist seit den Tagen der romanischen Kunst etwas in Mißkredit gekommen, während sie einst besonders als Säulensockel ungemein beliebt war.

Unter den Fischen wurde der Delphin schon erwähnt, welcher zwar naturhistorisch betrachtet gar kein Fisch ist, sondern ein Säugethier, aber dessenungeachtet hier als Fisch gelten mag. Die alten griechischen Fischermärchen haben dieses von der Natur schon drastisch genug ausgestattete Thier mit einem reichen Kranze von Mythen umgeben, und alle Stilgattungen haben es freundlichst in ihre Ornamente aufgenommen. Es giebt zwar noch monströsere Fische; z. B. der stachelnasige Drachenfisch, der Mondfisch oder der Hornrochen; aber keines dieser Ungeheuer kann sich an Popularität mit dem Delphin vergleichen.

Auch der Krebs und seine Verwandten zählen zu denjenigen Thieren, die im Ornament häufig Verwendung finden. Daß der Skorpion bei aller Bosheit ein elegantes Thier sei, wußten schon die alten Griechen und, wenn wir nicht irren, auch die Aegypter. Ihn übertreffen aber noch weit die verschiedenen Abarten der Krabbe. Unter diesen sind einzelne von einer Phantastik des Baues und der Zeichnung, die in der ganzen Thierwelt unerreicht bleibt. Es ist, als hätte die Natur mit diesen kleinen Seeungeheuern dem Menschen geradezu zeigen wollen, wie ein stilvolles Geschöpf aussieht.

Unter den Insecten wirken Käfer und Schmetterlinge hauptsächlich durch ihre Farbe. Erstere sind bekanntlich der Einfachheit ihrer Form und ihrer glänzenden Farben wegen Lieblingsgegenstände der Email-Arbeiten geworden. Die Heuschrecke, die sich auch nicht selten verwendet findet, wirkt mehr durch ihre burleske Form; Bienen und Ameisen haben zugleich eine symbolische Bedeutung. In der Regel sollten Insecten mit Blumen-Ornamenten vereinigt sein; denn ohne die Pflanze macht das Insect immer den Eindruck von etwas Hungrigem, das sich verflogen hat.

Je tiefer man in der Stufenreihe der Organismen hinabsteigt, um so mehr nähern sich die animalischen Gebilde dem wirklichen Ornament. Das sehen wir an den Mollusken. Hier ist der eigentliche Thierkörper fast durchgängig ein formloser, mißgestalteter und mißfarbiger Klumpen; aber der Kunstsinn der schöpferischen Natur hat diesem Klumpen ein Gehäuse verliehen, das an Glanz und Farbenpracht nicht selten mit den Edelsteinen, an zarter Schönheit und Phantastik der Form mit den Blumen wetteifert. Man könnte eine ganze Reihe von Schalthieren nennen, von welchen jedes als ein vollendetes, künstlerisch anmuthendes Gebilde erscheint: Die Turriliten, die Wendeltreppen, die verschiedenen Arten Turbo, die Kreiselschnecken, Stachelschnecken, Ohrschnecken, Pilgermuscheln und dergleichen. Ein Paar dieser Gebilde müssen indessen besonders hervorgehoben werden. Das eine ist die Riesenmuschel, deren Schale mitunter ein Gewicht bis zu fünfhundert Pfund erreicht. Das gediegene, solide Material, aus dem diese Muschel besteht, ihre Verwendbarkeit als Gefäß, der weiße, warme Porzellanglanz ihrer Höhlung, und die schöne Symmetrie des stark ausgeprägten Reliefs auf ihrem Rücken gestatten es, sie ohne Weiteres als Ornament in ein architektonisches Kunstwerk einzusetzen. Noch höher steht vielleicht die Murex genannte Muschel, welche einer ganzen Stilgattung als unerschöpfliches Hauptmotiv dient. Auch eines leider ausgestorbenen Schalthieres ist hier zu gedenken, des Ammoniten. Edler in den Formen als alle Uebrigen, zeigt er selbst in seinen versteinerten Resten eine bewunderungswürdige Zartheit seiner Farben und reizenden Perlmutterglanz, sowie in den Räthen seines Gehäuses eine merkwürdig reiche Zeichnung.

So bietet uns die Thierwelt in allen ihren Gattungen eine reiche Fülle von ornamentalen Motiven. Den Gesetzen einer geläuterten Kunstanschauung entsprechend, müssen aber diese Motive durch das Stilgefühl veredelt werden, wenn sie Verwendung finden sollen. Wie stilisirt man nun ein Thier?

Man stilisirt es, indem man alles Gemeine, Niedrige, Gedrückte, Verkümmerte aus seiner Erscheinung hinwegläßt oder merkbar abschwächt; dagegen Alles hervorhebt, was einen großen Zug hat, was auf Leben und auf diejenigen Eigenschaften hindeutet, die man an einem Thiere hochschätzt. Man vergleiche z. B. den Löwen in einer Menagerie mit einem stilisirten Löwen. Keinem Künstler, der einen Löwen stilisiren soll, wird es einfallen, etwa seinen Wanst dicker, seine Beine plumper zu machen, seine Mähne zu verkürzen oder seine Krallen verschwinden zu lassen. Im Gegentheile. Er wird das Thier schlanker, seine Glieder eleganter, seine Krallen grimmiger, seinen Schweif länger und seine Mähne zottiger machen. Und wenn der Löwe schlank würde wie ein Windspiel, so würde das dem Stilgefühle weniger schaden, als wenn er um ein Pfund zu fett würde. Und ebenso wird man, wenn ein Adler stilisirt werden soll, niemals daran denken, an der einzelnen Feder, — auch wenn der Adler die Größe eines Scheunenthores haben sollte, — all' ihre Fäserchen darzustellen, sondern jede einzelne Schwungfeder wird ein breiter, wie mit dem Zirkel gezeichneter Streifen werden. Und wenn das eigene Stilgefühl unzureichend ist, so hilft zur Stilisirung immer die Geometrie, die Umschreibung des Thieres mit Lineal und Zirkel.

Sobald man aber, — und das war ja schon in den frühesten Zeiten der Kunstgeschichte der Fall, — die künstlerische Berechtigung der stilisirten Thiergestalt erkannt hatte, war es auch berechtigt, noch weiter zu gehen, die Thiere nicht nur umzugestalten, sondern auch zu combiniren, verschiedene Thiergattungen zu verschmelzen. Man setzte auf den Leib eines Löwen den Kopf eines Adlers, und es entstand ein ganz neues Thier: der Greif. Man verlieh dem Krokodile einen Geierschnabel, Fledermausflügel und Panthertatzen, — und man hatte einen Drachen. Und als man erkannte, daß alle diese Veränderungen, mochten sie auch der Naturgeschichte noch so sehr in's Gesicht schlagen, dem Ornament nicht schadeten, wenn sie nur schön waren, fing man auch an, das Thier mit der Pflanze zu verbinden. Man ließ Thiergestalten statt der Staubfäden aus Blüthenkelchen herauswachsen: die Blumenknospe wurde zum Thierkopfe, der Schweif des Drachen zum reich gegliederten, schön geschwungenen Gezweige.

Und immer höher stieg man empor im Stufengange künstlerischer Freiheit. Man verband auch den Menschen mit dem Thiere. Die geheimnißvolle Sphinx ist das älteste dieser Menschenthiere; ihr folgten Centauren und Minotauren, Faune und Tritonen, Najaden und Sirenen. Ob bei diesen kühnen und anmuthigen Schöpfungen die bildende Kunst oder die Poesie voranging, wissen wir kaum mehr zu entscheiden. Aber sie sind da; wir erfreuen uns an ihnen, sie werden immer wiederkehren, wenn auch in mancherlei, durch das wechselnde Stilgefühl bedingten Umformungen; sie werden auch immer vollberechtigt sein, sobald man sagen kann, daß nichts Anderes besser an ihrer Stelle wäre.

Max Haushofer.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Etwas vom Gürtel. — Zu den Toiletten-Requisiten, welche sich vom fernsten Alterthume her bis zu unseren Tagen ihre Stellung gesichert und in historischer, wie in legendärer Beziehung eine Rolle gespielt haben, gehört neben dem Fächer in allererster Linie jedenfalls der Gürtel. Schon in der alten griechischen, römischen und asiatischen Welt war derselbe ein ebenso nothwendiges, wie beliebtes Toiletten-Object. In besonders hohem Ansehen stand der Gürtel im alten Hellas, wenn auch nicht allein als ein überaus nützlicher und zierender Bestandtheil der Bekleidung. Der geheimnißvolle Nimbus, der ihn zu jenen Zeiten umgab, war die Veranlassung, daß ihm die übernatürlichsten Kräfte und Eigenschaften zugeschrieben wurden, sowohl in dämonologischer wie in legendärer Bedeutung. So bekamen Menschen, welche nach dem heidnischen Volksglauben in Ungeheuer umgewandelt wurden, diese Gestalt vermittelst eines Zaubergürtels. Der Wolfsmensch, ein in ein solches gespensterhaftes Ungethüm verzauberter Mensch, erhielt diese Thiergestalt durch das Ueberwerfen des sogenannten Wolfsgürtels.

Hera, die Stolze, schlang sich den güldenen Gürtel über das ambrosische, von Athene gewirkte Gewand, um Zeus von Neuem durch ihre sieghafte Schönheit zu berücken. In dem wunderköstlichen Gürtel der Aphrodite waren alle, Herz und Sinne bethörenden Zauber vereinigt.

„Dort war schmachtende Lieb' und Sehnsucht, dort das Geländel, dort die schmeichelnde Bitt', die auch den Weisen bethört" —

Welch' hohen Rang der Gürtel in der Toilette der griechischen Frauen einnahm, davon giebt schon das Attribut „die Schöngegürteten", welches ihnen von den hellenischen Dichtern beigelegt wurde, beredtes Zeugniß.

Der Gürtel wurde gefertigt aus edlen Metallen, Silber und Gold, und mit köstlichen Steinen, schimmernden Perlen, seltenen Muscheln, Federn, Thierzähnen u. s. w. besetzt. Auch wurde er schon in frühester Vorzeit mit allen nur erdenklichen Stickereien, Borden und Schnüren verziert, so kostbar und prächtig, wie es den damaligen Trägerinnen nur irgend zu Gebote stand. „Dann schlang sie den Gürtel, mit hundert Quasten umbordet" — singt schon Homer.

Auch bei den römischen Schönen, von denen ja Alles, was griechisch war, nachgeahmt wurde, hatte der Gürtel seine Stellung und Bedeutung in der Toilette. Römische Beamte, vor Allem Militärbeamte, trugen einen rothen, aus Leder gefertigten Gürtel als ein Abzeichen ihres Ranges. Ebenso sieht man auf den altägyptischen Wandgemälden die Könige mit dem Gürtel geschmückt. Von ganz besonderer Wichtigkeit als Toiletten-Object war und ist der Gürtel bis auf den heutigen Tag im Orient.

Der jüdische Priester gürtete sich mit der Leibbinde von Byssus und Wolle, die eine Länge von 32 heiligen Ellen haben mußte. Der erste Hohepriester Aron trug „den gestickten Gürtel von gezwirnter weißer Seide, gelber Seide, Scharlaken und Rosinroth", wie der Herr Mose geboten hatte.

Die ersten Christen, die als Symbol ihrer Weltentsagung einen einfachen, grobwollenen Mantel trugen, hielten diesen in der Taille durch eine Schnur zusammen. Aus dieser einfachen Schnur entstand dann später der Gürtel (cingulum), das mit Stickereien versehene und manchmal auch mit goldenen Schnürchen besetzte Band, welches die Alba der katholischen Priester zusammenhält. Ein Gürtel, bestehend aus einer breiten Goldborte mit hineingewebten grotesken Thiergestalten und silbervergoldetem, kleeblattförmigem Schlosse befindet sich auch nebst der seidenen Alba unter den Krönungs-Insignien der deutschen Kaiser, welche noch in der Schatzkammer der Hofburg in Wien aufbewahrt werden.

Wenn nun der Gürtel im klassischen Alterthume nicht nur als ein Gegenstand der Bekleidung, sondern auch als Schmuck für Männer und Frauen einen hohen Werth hatten, so war die Schätzung dieses Zierats nicht minder hoch im Mittelalter.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Zärtlichen Zorn und sanfte Weigerung, muthwilligen Zwist und frohen Frieden, Lächeln, Wörtchen und süße Thränentropfen, abgebrochene Seufzer und feuchte Küsse: all' diese Dinge, denen sie Körper gab, obgleich sie keinen hatten, schmolz sie zusammen, härtete sie langsam an einem gelinden Feuer und bildete den so wundersamen Gürtel daraus, der sich um ihre schöne Seite schlang", heißt es in Tasso's befreitem Jerusalem von der zauberisch schönen Armida.

Bei den alten Germanen bildete der Gürtel ebenfalls eines der nothwendigsten Bestandtheile ihrer Tracht. Der Gürtel war es, welcher das einfache Gewand unserer Vorfahren, den Mantel oder Rock aus Linnen oder Thierfellen, zusammenhalten mußte. Es war dies anfangs zwar nur eine einfache Schnur oder ein Lederriemen. Doch es währte nicht allzulange, so entwickelte sich auch bei unseren Vorfahren aus dem einfachen Leibgurte eines der luxuriösesten Toiletten- resp. Schmuckstücke.

Diese Prunkgürtel waren von Leder, Brocat, Sammet, Seide und anderen kostbaren Stoffen gefertigt. Man verzierte sie ebenfalls reich mit Stickereien, Glasflüssen, Perlen und Edelsteinen. Später wurden sie aus Erz oder Silber getrieben, reich vergoldet und mit Schellen und Glöckchen versehen. In den Gräbern hat man verschiedene solche Metallgürtel aus der Bronze-Zeit aufgefunden.

Eine besondere Art dieser aus viereckigen Platten zusammengesetzten Gürtel war der „Dusing" oder „Duchsing", der, mit Glöckchen und Schellen übersät, fast bis an die Knie herabhing, und an welchem die Frauen im Mittelalter wie auch während der Renaissance, Fächer, Spiegel, Riechfläschchen, ferner auch Taschen, Schlüssel, Kreuze, eine Schere oder Spindel sowie einen kleinen Dolch zu befestigen pflegten.

„Ein Gürtel golden umschloß den dunklen Scharlachrock, der weit umwallte die Holden —" liest man im Parzival. Ebenso erzählt Hartmann von Aue in seiner Dichtung „Erec" von der liebreizenden Enite: „Dann Frau Eniten ward ein spanischer Gurt herumgelegt, den jede Frau so gern trägt —"

Der Kunst des Goldschmiedes boten diese Gürtel, sowie die Gürtelketten und Gürtelschnallen reiche Gelegenheit, sich selbstschöpferisch zu entfalten. In den Truhen und Kasten lagen diese werthvollen Gürtel neben den Spangen (Baugen), Halsketten und „Maydiglen" reihenweise aufgeschichtet. Nicht selten diente der Gürtel auch als Geschenk für gute Bewirthung oder treue Ritterdienste. Doch nicht blos als Bestandtheil des Frauenschmuckes stand der Gürtel damals in großem Ansehen, sondern er war zugleich ein sehr wichtiges Object der ritterlichen Kleidung. Die Männer trugen ihn als Wehrgehenk, ebenfalls mit Schellen und Glocken verziert, bis dann später das eigentliche Degengehenk, die Degenkoppel, welche über die Schulter gelegt wurde, an seine Stelle trat.

Die Geschmacksrichtung des überfeinerten achtzehnten Jahrhunderts mit seiner wiedererstandenen neugriechischen Frauentracht rief auch in dem Dasein des Gürtels noch einmal eine Glanzperiode hervor. Dann trat er für einen größeren Zeitabschnitt, wenigstens als dominirender Bestandtheil der Damen-Toiletten, mehr in den Hintergrund. In der Armee hat sich der Ledergurt bis auf den heutigen Tag erhalten, ebenso wie das Dienstabzeichen der Offiziere, die aus Silber und Seide in den Landesfarben gewirkte Schärpe. In der Mitte unseres Jahrhunderts verschaffte die lamnische Tyrannin Mode dem Gürtel wieder eine bedeutendere Stellung als Bekleidungsstück oder vielmehr Schmuckstück der Frauen und besonders der Kinder, aus deren Trachten er sich dann nicht wieder verdrängen ließ.

So hat der Gürtel, wenngleich er sich durchaus nicht von dem strengen Gesetze der Mode zu emanzipiren vermocht hat, doch durch alle Jahrhunderte hindurch vom klassischen Alterthume bis zur Gegenwart seine Stellung zu behaupten gewußt, ebensowohl als ein wichtiges Requisit der Damen-Toilette, wie als ein solches der geistlichen und ritterlichen Tracht. In unseren Tagen vorzugsweise beginnt seine Herrschaft im Reiche der Mode wieder bedeutend ausgedehnter zu werden, nicht nur in Gestalt der nie ganz verschwundenen Schärpe von kostbarem Seidengewirk, sondern ebensofehr als fester Leder- und Metallgürtel.

H. Oehmke.

Kleine Rathschläge. — Die Decoration größerer Flächen, Pfeiler oder Nischen ist eine schwierige, aber auch eine lohnende Aufgabe, für welche man sich gern einer geringen Mühe unterzieht. Große japanische Schirme und Fächer sind stets sicher, Beifall zu ernten, warum sollte dies nicht auch bei einem Decorations-Fächer eigener Arbeit der Fall sein? Zu seiner Herstellung bedarf man eines 68 Cent. hohen, 196 Cent. breiten Stückes braunen Packpapieres, welches man mit größeren und kleineren Resten eleganter Tapeten beklebt; goldgemusterte, mit Streublumen verzierte, mit graziösen Ranken überdeckte Stücke lassen sich in wirkungsvoller Weise zu einem gefälligen Ganzen ordnen. In 24 Cent. Höhe vom unteren Rande klebt man einen Streifen schwarzen Percal über das Papier. Dicht über diesem Stoffrande wird der Fächer mittelst einer durch die 7 Cent. tief gelegten Falten geleiteten Seidenschnur zusammen gehalten. Zum Anhängen des Fächers dienen drei Bandschlingen, welche auf der Rückseite der ersten, mittelsten und letzten Falte angebracht sind. Ein bronzirter Palmenzweig, Farrn und eine Sonnenblume nebst mächtiger, auch aus Tapeten gewonnener Schleife vollenden das Arrangement. E. F.

Gartenlust.

Nachdruck verboten.

Einige Winke über Blumenpflege im Winter. — Sehr oft hörte ich schon die Klage: „Wie krank und traurig sehen meine Zimmerpflanzen aus und doch gebe ich mir so viel Mühe mit ihrer Pflege! Ich gieße regelmäßig alle Tage, aber trotzdem werden die Blätter gelb und fallen die Blüthen ab. Ich weiß nicht, woran es liegt; ich habe eben kein Glück mit Blumen." — Woran es liegt, gnädige Frau? Verzeihen Sie meine Offenheit, gerade an Ihrer gewiß sehr gut gemeinten, aber unrichtigen Behandlung, an der zu reichlichen Kost, die Sie ihren Pfleglingen im Winter zu Theil werden lassen. Die meisten Pflanzen bedürfen dann der Ruhe und einer nur sehr geringen Ernährung. Anstatt die Pflanzen täglich zu bewässern, sollten Sie dies nur thun, wenn die Oberfläche des Erdballens vollständig trocken geworden ist. Wird derselbe immer feucht gehalten, so findet die Luft nicht genügenden Zutritt, die Erde versauert und die Pflanze erkrankt. Deshalb muß man dafür Sorge tragen, daß das Gießwasser schnell abziehe und die Erde recht locker sei. Dies wird dadurch befördert, daß man ihr eine Beimischung von kleinen Stückchen Ziegel- oder Kalksteinen giebt, welche außerdem den Pflanzen Nährstoffe zuführen. Auch ist es sehr vortheilhaft, wenn man von Zeit zu Zeit die Oberfläche mit einem kleinen, stumpfen Nummerholze oder Elfenbeinspaten auflockert, dabei die grünen Algen entfernt und die Erde mehr nach der Mitte zu anhäuft. Das Wasser fließt dann nach den Topfrändern hin und tränkt die dort befindlichen zarten Wurzelspitzen.

Eine kleine Gießkanne mit Kniebrause ist zum Begießen am geeignetsten. Die Temperatur des Wassers sollte stets der Wärme des Zimmers, in welchem die Pflanzen stehen, angemessen sein. Treibgewächse können sogar mit bis zu 24° R. erwärmtem Wasser begossen werden. Die Bewässerung darf nicht nach der Schablone geschehen, sondern muß sich nach dem Bedarf der Pflanzen, der ja ein sehr verschiedenartiger ist, richten. Erst wenn die dargebotene Nahrung verbraucht ist, gießt man wieder, dann aber reichlich, damit das Wasser zum Abzugsloche hinausläuft, läßt es aber nicht in dem Untersatze stehen, sondern entfernt es nach etwa einer Stunde. Eine Ausnahme machen alle Sumpfpflanzen wie Calla, Papyrus u. a., die einen großen Wasserbedarf haben, den man ihnen auch am besten durch die Untersätze zuführt. Bei denjenigen Gewächsen, welche einziehen, wie bei Caladeen, Gloxynien, ebenso wie bei den meisten Cacteen, stellt man das Gießen nach und nach vollständig ein. Oft werden die Zwischenräume bei einem Blumentische mit Moos ausgefüllt; das ist auch den Pflanzen insofern zuträglich, als große, plötzliche Schwankungen in der Wärme, wie sie in geheizten Räumen zuweilen eintreten, dadurch gemildert werden; doch muß man dann doppelt vorsichtig beim Begießen sein, da das Moos die Feuchtigkeit hält, und damit warten, bis die Blätter anfangen, schlaff zu werden.

Auch die große Wärme und Trockenheit der Zimmerluft ist ein Grund, weshalb viele Pflanzen in Wohnräumen kränkeln. Viele Gewächse, z. B. die meisten immergrünen mit steifen, harten Blättern, vertragen die Ofenwärme überhaupt nicht und wollen im frostfreien Nebenzimmer überwintert werden. So lange milde Witterung und Sonnenschein es gestatten, suche man den Pflanzen möglichst viel frische Luft zuzuführen, die für ihr Gedeihen eine wesentliche Lebensbedingung ist. Doch muß man Vorsorge treffen, daß sie nicht unmittelbar dem Zuge ausgesetzt werden, der ihnen wie den Menschen schädlich ist.

In den Wohnräumen hat man auch stets gegen den Staub, einen sehr lästigen und zudringlichen Feind, anzukämpfen; daß er die Schönheit und das elegante Aussehen der Pflanzen beeinträchtigt, ist noch sein geringster Fehler, aber er verstopft auch die Poren und erschwert dadurch das Athmen und Verdunsten. Es ist deshalb für die Gesundheit und das Gedeihen der Pflanzen sehr wichtig, daß man die Blätter immer frei von Staub hält, besonders auch die Unterseite, wo sich die meisten Spaltöffnungen befinden. Doch es genügt nicht nur ein trockenes Abwischen, man muß auch oft eine größere Reinigung mit warmem Wasser vornehmen und sich dazu eines Läppchens oder weichen Schwammes, einer feinen Bürste oder eines Pinsels bedienen. Solche häufigen Waschungen sind zugleich das einfachste Mittel zur Fernhaltung oder zur Bekämpfung von Ungeziefer aller Art. Sehr wohlthätig und erfrischend wirkt auch ein womöglich tägliches Bespritzen; durch den bekannten kleinen Verstäuber wird den Pflanzen das Wasser fast in nebelartiger Zerstäubung zugeführt. Damen, denen das längere Hineinblasen lästig fällt, können den Gewächsen doch die Wohlthat des Bespritzens mühelos erweisen, wenn sie einen Thauspender mit Gummischlauch und Ball zum Drücken benutzen. — Die Sauberkeit und Reinhaltung der Pflanzen muß sich auch auf die Töpfe erstrecken, von denen man von Zeit zu Zeit die sich ansetzenden Algen zu beseitigen hat, damit die Luft auch von dieser Seite aus ungehindert Zutritt finden kann.

Wahrlich nicht eine glückliche Hand ist zur Pflege der Pflanzen erforderlich, sondern Kenntniß ihrer Natur, eine aufmerksame Beobachtung und ein liebevoller Sinn, welcher danach strebt, den bescheidenen Bedürfnissen der Pflanzen Rechnung zu tragen und es ihnen auch unter der Ungunst der Wohnräume im Winter behaglich zu machen. Wie willig und dankbar lohnen sie dann die auf sie verwendete Mühe und Sorgfalt! — A. N.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Gänseleber-Pastete. — Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir ein Recept zu einer feinen, aber nicht zu schwierig zu bereitenden Gänseleber-Pastete mittheilen wollten.

Nathalie v. B. in Köln.

Auffrischen alter Schriften. — Giebt es ein Mittel, um verblichene alte Schrift wieder leserlich zu machen? E. K. in Regensburg.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Schwarze Schleier (XVII, 24). — Folgendes Verfahren, schwarze Schleier aufzufrischen, kann ich aus mehrfacher Erfahrung bestens empfehlen. Ich löse etwas Ochsengalle in warmem Wasser auf, drücke die Schleier leicht durch und spüle sie kalt nach. Hierauf werden sie durch Gummiwasser gezogen, um sie steif zu machen; dann klopfe ich sie zwischen den Händen halbtrocken und spanne sie mit Stecknadeln zum völligen Austrocknen auf einem Plättbrett aus; denn das Bügeln erscheint mir nicht zweckmäßig, weil die Schleier dadurch an frischem Ansehen verlieren.

Elisabeth S. in M.

Kellerasseln (XVII, 184). — Man gießt ein wenig Liqueur in eine Weinflasche und schwenkt dieselbe hin und her, daß das Innere der Flasche damit überzogen ist. Dann legt man die Flasche so auf den Boden des Kellers, daß die Thierchen bequem hineinkriechen können. In kurzer Zeit wird die Flasche mit Asseln gefüllt, welche so betäubt sind, daß sie nicht mehr im Stande sind, die Flasche zu verlassen. Frau Dr. W. in Zw.

Nuß-Liqueur (XVII, 120). — Da mein Mann gern zum Frühstück ein Gläschen Nuß-Liqueur trinkt und stets behauptet, derselbe schmecke nicht nur gut, sondern sei auch bei allen Magenbeschwerden von ausgezeichneter Wirkung, lasse ich es mir nicht nehmen, alljährlich einige Flaschen Nuß-Liqueur zu bereiten. Die Nüsse werden am besten vor Johanni, spätestens aber bis Anfang Juli gepflückt. Auf einen Liter guten Spiritus rechne ich etwa 20 Nüsse; ich schneide dieselben in einige Scheiben, thue sie in eine Flasche mit weitem Halse, füge Gewürznelken und in Stückchen gebrochenen Zimmet hinzu und gieße den Spiritus darüber. Die festgeschlossene Flasche bleibt einige Wochen an einem warmen Orte, möglichst der Sonne ausgesetzt, stehen, muß aber häufig umgeschüttelt und zuletzt geklärt werden. Zum Filtriren kann man recht starkes Flanelltuch oder einen Filzbeutel oder Fließpapier benutzen. Hierauf koche ich etwa ½ Kilo Zucker mit einem Liter Wasser (nach Geschmack mehr oder weniger) recht klar und gieße es zu dem Spiritus. Der erkaltete und gut durchgerührte Liqueur wird dann auf Flaschen gefüllt, die fest verkorkt und versiegelt werden: Er kann zwar gleich getrunken werden, gewinnt aber durch die Länge der Zeit sehr an Wohlgeschmack. Nach einem französischen Recept bereitet, schmeckt der Nuß-Liqueur noch viel feiner und kräftiger, ist aber ungleich theurer. Da nehme ich statt des Spiritus guten Cognac, verfahre im Uebrigen wie angegeben, setze aber nach dem Klären einige Stangen Kandiszucker hinzu.

Frau Henriette an der Isar.

Obstessig (XVII, 120). — Es ist bekannt, daß die billigeren Essigsorten vielfach in einer für die Gesundheit höchst nachtheiligen Weise verfälscht werden; ich ziehe es daher vor, den für unsere Wirthschaft erforderlichen Essig selbst anzufertigen, wozu es mir nie an Material fehlt, da unser Garten reich an Obstbäumen ist. Doch wende ich zur Herstellung des Essigs nur minderwerthiges Fallobst an, — das bessere dient zur Bereitung von Wein, Backobst, Gelées, und selbst die Schalen des Obstes können dem zu diesem Zwecke angesammelten Vorrath noch beigefügt werden. Nachdem die ganze Masse fein zerstampft oder zerrieben ist, wird sie mit Zusatz von Wasser ausgepreßt. Der Saft muß in einem offenen Gefäße an einem warmen Orte 8 bis 10 Tage stehen bleiben und täglich umgerührt werden. Der sich bei der Gährung oben absetzende unreine Schaum wird von Zeit zu Zeit vorsichtig abgenommen. Hierauf gieße ich den klaren Most durch ein reines Tuch in ein Essigfaß und lasse ihn wieder an warmer Stelle stehen und abermals gähren. Erst nach vollendeter Gährung bedecke ich das Spundloch mit einem Stück Leinewand; doch bleibt das Faß noch längere Zeit liegen, ehe ich den Essig auf Flaschen fülle, der dann von angenehmer Säure, klar, wohlschmeckend und der Gesundheit zuträglich ist.

Frau Ida B. in B.

Zimmer-Gewächshaus.

Die Seitenwände von Glas, die Längswände des Daches aus dem gleichen Material, die Querwände aus gewelltem Blech mit ovalem Glaseinsatz. Die unteren Längswände zum Ausziehen, um Luft-Zutritt und Reinigung zu ermöglichen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 3. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. Februar 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Gabriele.

Novelle von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte Horst einer anderen Gruppe Einiges über Athen erzählt. Aber nach zehn Minuten holte die Gräfin ihn auch von hier ab, um ihn einem alten Oberstkammerherrn aus irgend einem Grunde zu präsentiren. Der Mann war sehr schwerhörig und Horst höchst ärgerlich, daß, während er die Stimme stark erheben mußte, um sich verständlich zu machen, man sich von allen Seiten aufmerksam näherte. Dreimal hatte er das Wort „Hissarlik“ bereits förmlich schreien müssen, als der alte Herr entgegnete: „Habe von ihm gelesen, er war ja wohl ein Compagnon von dem, — dem — dem Schliemann?“

Horst wurde von der Gräfin erlöst, welche seinen Arm nahm, um ihn dem amerikanischen Gesandten vorzustellen.

„Nein, nicht weiter, Frau Gräfin!“ rief er. „Wenn Sie es darauf abgesehen hätten, mich für ein Verbrechen abzustrafen, so konnten Sie nicht gründlicher verfahren! Dieser Menschentrödel ist zum Verzweifeln langweilig und oberflächlich!“

Gabriele lachte. „Nun, weiß Gott, Sie sind aufrichtig!“ rief sie. „Aber ich will Sie nicht strafen, oder Ihnen schaden, sondern Ihnen nützen! Es giebt für die Beurtheilung auch noch andere Gesichtspunkte —“

„Ja, schätzen Sie denn diese Gesellschaft?“ fiel Horst ihr in die Rede.

„Nicht im Geringsten!“ entgegnete sie ruhig. „Sie hören, ich bin auch aufrichtig. Doch ich brauche solche Leute.“

„Wozu denn aber?“

„Zum Studium, — wenn auch nicht immer der guten oder anregenden Gesellschaft.“

„Aber wie kommen Sie dabei über die Langeweile hinweg, Gräfin?“

„Das ist bei Unsereinem nicht so schlimm, wie bei Euch Gelehrten! Wer weiß, wie es mir erginge, wenn ich einen ganzen Abend lang von griechischen Inschriften hören müßte, — obgleich ich aufrichtigen Respect vor solchen Dingen habe. Sie freilich haben keinen Respect vor dem Material zu meinen Studien, — ich auch nicht, aber vielleicht respectiren Sie künftig einmal den Erfolg meiner Studien.“

„Wie darf ich das verstehen?“

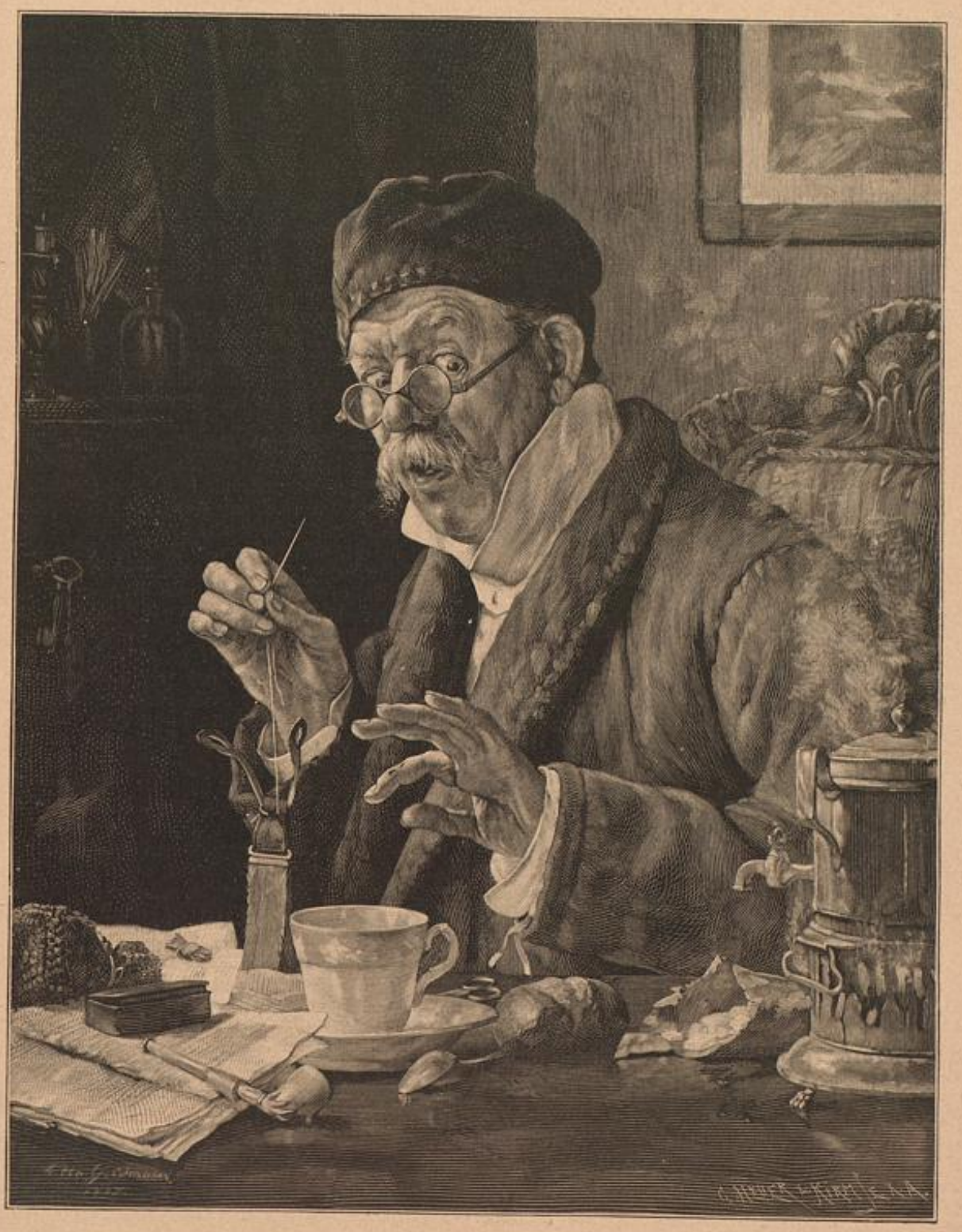
„Es giebt in Rußland, oder in Asien, oder sonst wo, wilde Völkerschaften, welche ihre Götzen ordentlich mit Ruthen streichen und hauen, wenn sie ihre Gebete nicht erhört haben oder ihnen sonst nicht zu Willen gewesen sind. Trotzdem behalten sie ihre Fetische, oder wie man das sonst nennt, ganz getrost, weil sie dieselben doch noch brauchen zu können glauben, und — weil sie sonst nichts an ihre Stelle zu setzen haben. Wie ich mit meinen Götzen verfahre, das wird Ihnen einst klar werden.“

„Für den Augenblick sind mir Ihre Worte freilich noch sehr dunkel.“

„Das ist mir ganz recht so. Wenn Sie denn also nicht weiter vorgestellt zu werden wünschen, so haben Sie nur noch ein freundschaftliches Opfer zu bringen, nämlich einmal mit mir herum zu tanzen. Beim nächsten Walzer holen Sie mich zu einer Extratour!“ Sie verließ ihn, um den Pflichten der Wirthin nachzugehen.

Arno schüttelte den Kopf über Gabrielens Art und Weise, die er immer unverständlicher fand, obgleich er für den Glanz ihrer Erscheinung nicht blind war. Gern hätte er die Gesellschaft verlassen, aber er blieb, aus Rücksicht für Gisela, welche tanzte und sich dabei sehr gut zu unterhalten schien.

Wie reizend sah sie aus! Mit wie fröhlichem Lächeln warf sie ihm beim Vorübertanzen hin und wieder einen Blick zu! Als er selbst sie einmal, seinem Versprechen gemäß, durch die Reihen geführt und sie gefragt, ob sie zufrieden sei, hatte sie freilich geantwortet: „Die Herren Tänzer reden recht wunderliches Zeug!“ So ganz zufrieden fühlte sich Gisela doch nicht, obgleich sie tanzte und tanzte. Das Gefühl des Fremdseins in diesem Kreise blieb ihr, zumal die jungen Herren ihre Gespräche von Voraussetzungen herleiteten, die ihr unbekannt waren. Als Rambert von Zastrow sie dann holte, freute sie sich, nun einmal freier reden zu können. Aber sie täuschte sich sehr, seine Nähe wurde ihr sogar unangenehm. Er sagte ihr mehr schöne Dinge, als sie jemals gehört hatte, und versicherte wiederholt, er werde sie malen. Er brauche Schönheiten, um seinen Ruf zu begründen! Endlich war auch dieser Tanz, welcher Gisela länger als alle übrigen erschien, vorüber, und sie trat zum Walzer an mit einem blutjungen Lieutenant, der erst vor Kurzem aus dem Kadettenhause gekommen war. Freiherr Guido von S. fühlte sich eigentlich ebenso fremd im Saale, wie Gisela, und feierte in Gesellschaft seiner Mutter seinen ersten Ball. Zu sagen hatte er so gut wie nichts, dafür lächelte er verlegen freundlich; aber er tanzte gut, und so ließ sich Gisela seine schweigende Gesellschaft gefallen. Um so lebhafter flogen die Bruchstücke der Ballunterhaltung von allen Seiten an ihr Gehör: von dem überfahrenen Affenpinscher der Baronin P., dem entzückenden, armen Geschöpf; von der fürstlichen Saujagd und dem Schnitzelreiten des Jockey-Clubs; daß Rittmeister N.'s Agrippina gestürzt sei, Fräulein von B. aber, die kühne Amazone, die erste beim Halali gewesen sei. Dann wieder hörte sie Lachen über einen gelungenen Witz aus den „Fliegenden Blättern“, bis plötzlich eine Baßstimme, wie tiefes



Junggesellen-Leiden. Von O. Goldmann. — Siehe Seite 23.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Summen, das Wort „Götterdämmerung" aussprach. Schnell aber wurde es abgelöst durch den im Clarinettenton näselnden Freudenruf: „Mikado, — ach himmlisch! Meine Lieblings-Oper!"

In diesem Augenblicke tanzte die Wirthin des Hauses mit Horst vorüber. Sie waren fast allein auf dem Plan und Aller Augen auf sie gerichtet. Gisela war so erfreut darüber, daß sie die Bewegung des Händeklatschens machte, worin ihr Tänzer ihr sofort nachahmte. Da vernahm Gisela hinter sich zwei Männerstimmen. „Ein schönes Paar, ganz recht. Was früher nicht vereinigt werden konnte, findet sich jetzt wohl ohne Schwierigkeit."

„Wie das? Früher nicht —?"

„Die Gräfin war als junges Mädchen verlobt mit ihm, — die Sache ließ sich damals nicht machen. Jetzt ist sie Wittwe, es liegt also nichts mehr im Wege."

„So, so! Nun, seine Bevorzugung zeigt sie der Gesellschaft ganz offen. Sie weiß demnach vorzubereiten und einzuleiten! Wenn sie noch will, wie es scheint, wird er nicht Nein sagen. Eine so schöne und so reiche Frau! Aber, — ist er nicht bürgerlich?"

Die Musik brach plötzlich ab, und der Walzer war zu Ende. Gisela war von dem, was sie vernommen, so im Innersten aufgeschreckt und ergriffen, daß es ihr gleich war, wohin ihr Tänzer sie führte. Sie glaubte zu schwindeln und suchte nach Gabrielen's Gesellschafterin, um sich ihren Arm auszubitten. „Was haben Sie, liebes Kind?" fragte die Dame besorgt. „Ich weiß nicht, — ich habe wohl zu viel getanzt, — mir ist ganz wirr!"

„Kommen Sie mit mir aus dem Saale! Es ist auch wirklich sehr warm hier." Die Dame führte Gisela durch den Gang in ihr eigenes Zimmer und hieß sie kurze Zeit allein ausruhen.

Das junge Mädchen ließ sich erschöpft in einen Sessel nieder und versank in ein Gefühl tiefer Bangigkeit. Was sie nie gedacht hatte, daß Arno und Gabriele ein Paar werden könnten, war, nicht als eine Möglichkeit, sondern wie eine Thatsache ausgesprochen worden. Ihre Herzen hatten sich in jüngeren Jahren schon gefunden, man trennte sie für lange Zeit, nun waren alle Hindernisse überwunden, sie fanden sich wieder, sie liebten sich noch immer, sie durften sich vereinigen! Gisela empfand erbebend, daß ihr Herz auch dabei mitsprechen wollte. Aber es mußte ja schweigen, es durfte sich nicht verrathen. Zum ersten Male wurde ihr klar, daß sie in Arno nicht blos den Bruder gesehen, verehrt, geliebt habe. Aber sie begriff nicht, warum man ihr bisher keine Andeutung des Verhältnisses zwischen Arno und Gabriele gegeben? Ein Kind war sie selbst mit neunzehn Jahren doch nicht mehr! Ganz unbekannte Empfindungen stürmten mit solcher Heftigkeit auf ihr junges Herz ein, daß sie den Thränen nicht wehren konnte. Aber sie erschrak zugleich über sich selbst und suchte sich zu fassen. Sie durfte nicht länger zurückgezogen bleiben, Gabriele, Arno konnten nach ihr fragen, auf ihre Bewegung aufmerksam werden, sie mußte, wenn auch schaudernd, in das Balltreiben zurück. Gisela kannte die Räumlichkeiten in der Wohnung ihrer Cousine genug, um sich allein durch den Gang zurecht zu finden. Die Thür eines Zimmers stand offen, und aus derselben trat ihr Arno Horst entgegen. Gisela fuhr überrascht zurück und legte die Hand unwillkürlich auf das pochende Herz.

„Was hast Du denn, Kleine?" fragte der Bruder. „Du erschrickst doch nicht vor mir?"

„Verzeih'!" stammelte sie: „Ich war etwas ermüdet und abgespannt —"

„Ermüdet und abgespannt?" Er beugte sich näher zu ihr und fuhr flüsternd fort: „Liebe Gisela, wenn Dir zu Muthe wäre, nach Hause zu fahren, ich begleitete Dich mit Vergnügen!"

„Du? Nein, Arno, Du mußt bleiben! Gabriele würde Dich vermissen."

„Darauf wollte ich es ankommen lassen! Die Komödie, die sie mit mir spielt, ist mir mehr als lästig. Diese Vorstellungen alle! Ich glaube, sie will mich in die Welt einführen, womöglich mir dadurch nützen. Als ob ich jemals einen Vortheil durch dieses Gelichter suchen würde. Ich weiß nicht, was die Gräfin noch sonst im Schilde führt —"

„Deshalb mußt Du bleiben, Arno, bis der Ball zu Ende ist."

„Gisela, ich ginge lieber heimlich mit Dir davon! Hast Du Freude genug am Tanzen, um bis zum Schlusse auszuharren?"

„Ich? Nein, gar nicht. Ich tanze lieber nicht mehr."

„Dann machen wir uns aus dem Staube. Es folgt nur noch ein Tanz, der freilich als letzter etwas lange währen kann, — die Wagen sind vielleicht schon da. Ich sehe zu und finde ich den Deinigen, so lassen wir sie hier tanzen und fahren nach Hause!" Er eilte davon, um in zwei Minuten mit der Nachricht zurückzukehren, daß der Wagen bereit stehe. Gisela meinte zwar, er sollte sich doch von Gabrielen noch verabschieden, er aber entgegnete: „Den Ueberrock ziehe ich darum nicht wieder aus! Du aber, hülle Dich in Dein Pelzchen recht dicht ein! Bist Du auch warm genug um den Hals? Den Fußsack hat der Johann wohl im Wagen. Also, auf und davon!"

Sie kamen unentdeckt hinunter, da der Cotillon mit seinen Ueberraschungen schon begonnen hatte. Gisela saß ziemlich schweigsam neben ihrem Begleiter im Wagen, während Arno, froh, dem inhaltlosen Treiben entronnen zu sein, ganz gesprächig war. Er brachte mit einem „Gute Nacht, liebe Gisela!" die Schwester in das Haus und trat den Heimweg zu Fuß an.

Es war eine sternenhelle Januarnacht, deren Glanz ihn verlockte, noch einen Umweg durch die Parkanlagen zu machen. Die feierliche Winterstille ließ ihn den Gegensatz zu den geräuschvollen Umgebungen, die er kürzlich verlassen hatte, nur tiefer empfinden. Die Welt, in welcher Gabriele sich bewegte, war nicht die seine, und doch konnte er nicht umhin, auf diese glänzende und räthselhafte Frau innerlich aufmerksamer zu werden. Daß sie ihm die Treue gebrochen, wollte er ihr nicht mehr nachtragen. Kam ihm doch das frühere Verhältniß und seine einstige Leidenschaft für sie wie eine jugendliche Verirrung vor. Aber die kalte Verstandes-Natur, für die er sie seit lange gehalten, konnte sie doch nicht sein, denn er glaubte aus Worten und Wendungen etwas wie Gemüthstöne vernommen zu haben. Eine berechnende Natur aber war sie trotzdem jedenfalls. Aus Andeutungen, und besonders aus ihrem heutigen Entgegenkommen, glaubte er zu erkennen, daß sie noch etwas Besonderes im Schilde führe, denn sie hatte ihm Rechenschaft und Genugthuung in Aussicht gestellt. Was sie aber auch vorhaben mochte, er fühlte sich durchaus gegen sie gesichert, trotz ihrer strahlenden Schönheit, und glaubte, sich Glück wünschen zu können, einer dauernden Verbindung mit ihr entgangen zu sein. Aber eine wohlige Empfindung überkam ihn, wenn er die Gestalt seiner Schwester mit Gabriele verglich. Wie war an Gisela Alles reine Mädchennatur und frische Anmuth! Und wie reizend sah sie heute Abend in ihrem weißen Gewande und im Rosenschmuck aus! Noch empfand er mit Freude vor seinem Gehör die mancherlei Bemerkungen im Saale, daß, abgesehen von der glänzenden Wirthin, Gisela heute die Schönheit des Balles sei. — In dieser Weise innerlich beschäftigt, hatte er die Parkanlagen verlassen und schritt durch die Straßen der Stadt. Da hörte er lebhaftes Gespräch näher kommen, und bald vernahm er die Stimme Rambert's, der mit einem anderen jungen Mann, von dem eben beendeten Balle kam. Auch Horst wurde erkannt und festgehalten. Man drang in ihn, in eine große Brauerei mit einzutreten und sich nach all dem Champagner an einem Glase Bier zu laben. Er hatte zwar keine Lust und widerstrebte, endlich aber gab er doch nach, in der Hoffnung, an Ort und Stelle den Lästigen bald zu entschlüpfen.

Der Saal, in welchen sie eintraten, war bei der späten Stunde fast leer. Nur an einem kleinen Tische saß noch eine Gruppe von Herren, zum Theil in weißen Halsbinden. Zastrow erkannte in ihnen einige Ballgäste der Gräfin. Da er ihnen aber nicht näher getreten war, nahm er mit Horst und dem Dritten an einem Tische auf der anderen Seite Platz. Nicht lange hatten sie gesessen, als sie aus Gesprächsbrocken und unterdrücktem Lachen entdeckten, daß man sich über den Ball, sogar über die Person der Gräfin lustig machte. Zastrow wollte aufspringen vor Ingrimm, Horst aber hielt ihn fest mit den Worten: „Nichts verfrüht! Noch ist kein Wort gefallen, das uns zum Eintreten berechtigte. Warten wir ab!" Sie brauchten nicht lange zu warten. Ein kleiner, kecker, junger Herr, — Rambert nannte ihn einen Gesandtschafts-Secretär, — führte sehr lebhaft das Wort und rief plötzlich: „Nie einen Roman gehabt? Das weiß ich besser! Unsere Gräfin hat vor einigen Jahren ein Verhältniß gehabt mit einem Gärtnerjungen! Ja, ja, mit einem ihr an Jahren gleichen Gärtnerjungen!" Man lachte laut auf und wollte Eingehenderes erfahren.

Das war zu viel für Horst. Er erhob sich, ging mit starken Schritten zu dem anderen Tische hinüber und rief mit lauter Stimme, aber in gelassenem Tone: „Meine Herren! Ob es anständig ist, von einem Feste zurückkehrend die Person der Wirthin zu schmähen, gebe ich Ihrem eigenen Urtheil anheim. Der Gärtnerjunge aber, von dem sie sprechen, bin ich. Mein Vater war Gärtner, ich aber war Student, als ich mich vor sieben Jahren mit Gräfin Gabriele verlobte. Daß die beiderseitigen Verwandten ein solches Verlöbniß, bei unserer Jugend und aus anderen Gründen, nicht gelten ließen, braucht nicht erklärt zu werden. Wir wurden getrennt. Wer aber auf dieses Verhältniß hin den Ruf der Gräfin Erlach antastet, hat es mit mir zu thun. Entweder Abbitte oder eine Kugel!" Er wollte aus seinem Notizbuche eine Karte ziehen, riß aber in der Hast eine ganze Hand voll heraus, die er über den Tisch verstreute.

Eine tiefe Stille folgte seinen Worten. Auf ein solches Dazwischentreten war man nicht gefaßt gewesen. Mehrere Hände langten nach den Karten, um den Namen zu lesen, aber kein Mund öffnete sich zu einer Entgegnung. „Ich gebe Bedenkzeit bis morgen Vormittag um zehn Uhr!" so fuhr er fort, nahm darauf ruhig Ueberrock und Hut, und verließ den Saal.

Zastrow war mit wenigen Schritten hinter ihm her. „Was sagen Sie?" rief er draußen; „Sie, — verlobt mit der Gräfin? Sie sind es wohl noch? Heute auf dem Balle bei ihr —"

„Beruhigen Sie sich!" entgegnete Horst. „Das gehört nur noch der Vergangenheit an. Ihre eigenen Hoffnungen werden durch mich nicht beeinträchtigt. Bleiben Sie nur da! Vielleicht werden Sie als Unterhändler zwischen mir und jenen Leuten nöthig sein." Er schritt schnell davon, selbst überrascht durch den jähen Abschluß dieses Abends. Oder war es schon Morgen? Freilich, er hörte die Thurmuhr Zwei schlagen, als er seine Wohnung betrat. —

Frau Steinberg wunderte sich, ihre Tochter am Tage nach dem Balle so wenig gesprächig zu finden. Wenn Gisela sonst aus einer Gesellschaft kam, oft nur aus dem engsten Kreise, wußte sie so viel zu erzählen, daß die Mutter den Tag über genug zu hören, auch wohl zu lachen hatte. Heute aber, nach dem ersten großen Balle, den sie erlebt, und von dem es doch genug zu berichten geben mußte, war sie nur wenig angeregt. Zwar gab sie Auskunft über ihre Tänzer, auch daß Arno sie einmal durch die Reihen geführt, und wie gut es ausgesehen habe, als Arno und Gabriele tanzten; sonst aber schien Gisela nichts Erwähnenswerthes erlebt zu haben. Die Mutter meinte, es sei wohl Ermüdung, welche Gisela heute etwas stiller machte. Sie hoffte, Arno werde sich zu Tisch einfinden und die Unterhaltung in lebhafteren Gang bringen. Als er aber nicht erschien, und Gisela Nachmittags etwas Kopfweh eingestand, wurde Frau Steinberg doch ein wenig unruhig und hätte am liebsten nach ihrem Sohne geschickt. Es ging bereits in die Dämmerung hinein, als, — nicht Arno, sondern der Medicinalrath Doctor Homann erschien.

Nach einigen allgemeinen Wendungen des Gespräches begann der Hausfreund: „Nun, — und was haben Sie denn schon über den gestrigen Ball der Frau Gräfin gehört?"

„Nichs, als was Gisela mir erzählt hat," entgegnete die Hausfrau, „und das ist diesmal nur wenig. Das liebe Kind hat sich Kopfweh geholt."

„Kopfweh? Ei, ei!" entgegnete der Doctor.

„Es ist kaum der Rede werth!" rief Gisela; „übrigens auch fast vorüber."

„Um so besser. Ein Brausepulver würde immer noch gut thun. Herr Horst ist doch heute schon bei Ihnen gewesen?"

„Nein, Doctor, — es wundert mich!"

„So, — so! Dann wissen Sie wohl auch noch nicht?"

„Was denn? Ist etwas vorgefallen?"

„Nun dann — ist es am besten, Sie erfahren es durch mich. Ja, es ist etwas vorgefallen —"

„Spannen Sie uns nicht länger auf die Folter!" rief Frau Steinberg; „er ist doch nicht krank?"

„Darüber weiß ich bis jetzt nichts, aber seien Sie immerhin darauf gefaßt! Kurz, gestern nach dem Balle hat es in einem öffentlichen Local Streit gegeben. Einige Herren machten üblen Leumund gegen die Gräfin Erlach. Horst trat mit Entschiedenheit für sie ein und forderte die ganze Gesellschaft heraus. Er soll sieben Karten auf den Tisch geworfen haben, das giebt sieben Duelle! Man sagt, Alle hätten die Herausforderung angenommen."

„Um Gotteswillen!" rief die Hausfrau. „Als ob es nicht an einem genug wäre! Was ist dabei zu thun?"

„Gar nichts, verehrte Freundin! Abwarten! Zumal wir über die Hauptsache eigentlich noch nicht genau unterrichtet sind."

„Von wem haben Sie es gehört?"

„Von Diesem und Jenem. Man flüstert es in der Stadt umher, und Jeder flüstert es anders. Es schien mir am gerathensten, Ihnen Mittheilung von der Sache zu machen. In Herrn Horst's Wohnung bin ich gewesen, ohne ihn zu Hause zu treffen. Niemand weiß Auskunft über ihn zu geben."

Die Mutter saß sprachlos, und Gisela fand kein Wort, ihre Angst, ihr Entsetzen auszusprechen. Daß Arno für Gabriele eingetreten, fand sie schön, heroisch, aber eigentlich selbstverständlich. Allein die Gefahr, die ihm jetzt von seinen Gegnern drohte, versetzte sie in eine namenlose Angst, in welcher sie irgend etwas hätte thun und leisten mögen. Da dergleichen nun nicht möglich war, saßen Mutter, Tochter und Hausfreund in ihrer Rathlosigkeit bei mühsam fortgeführtem Gespräch beisammen, wobei sie doch das Anfahren eines Wagens überhörten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Was weiß man über Horst? Wer von Euch hat ihn gesehen, gesprochen?“ Mit diesen Worten trat Gabriele in's Zimmer. Die Frauen fuhren vor Schreck über ihr unvermuthetes Eintreten zusammen, zugleich in Besorgniß, ernstere Nachrichten durch den Gast zu empfangen. Schnell berichtete Frau Steinberg, was sie eben erfahren, von den sieben Duellen, und was damit zusammenhing.

„Sieben?“ sagte Gabriele. „Das ist jedenfalls Uebertreibung. Ich habe nur von zwei Herausforderungen gehört. Vielleicht sind auch diese nur Gerücht. Eine aber wird wohl stattgefunden haben, und Horst ist nicht der Mann, etwas, das er begonnen, unerledigt zu lassen.“ Die Gräfin sprach in ruhigem Tone, dem die Erregung doch anzuhören war. „Daß Horst für meine Ehre eingetreten ist, dafür weiß ich ihm Dank,“ so fuhr sie fort. „Ich habe es nicht um ihn verdient, — um so höher rechne ich es ihm an, und es soll ihm unvergessen bleiben. Was jetzt unter den jungen Männern vorgeht, können wir nicht hintertreiben. Der Conflict muß ausgefochten werden. Daß ich aber der unwürdige Gegenstand bin, um den sich der Streit erhoben, ist mir peinlich, — bis zum Aeußersten peinlich!“

Es entstand eine kurze Pause. Da öffnete sich die Thür, und in das Dunkel des Zimmers erklang Horst's Stimme. „Guten Abend! Man ist zu Hause, höre ich, aber wo steckt man denn eigentlich?“ Ein lauter Gegenruf der Frauen antwortete ihm. „Die Frau Gräfin ist auch da?“ fuhr er fort, „und, wie es scheint, auch der Herr Medicinalrath? Aber, liebe Mama, wollen wir nicht die Lampe bringen lassen, damit ich erkenne, wer sich sonst noch hier im Finstern verbirgt?“

Gisela eilte hinaus, um Licht zu bestellen, mehr noch, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Lieber Arno,“ begann die Mutter, „wir waren und sind noch in Bestürzung über eine Nachricht, — Du willst einen ernsten Ehrenhandel ausfechten, oder hast ihn wohl schon, —“

„Horst!“ rief die Gräfin dazwischen: „In meinem Schuldbuch bei Ihnen steht Ihr gestriges Auftreten für mich als ein neuer, gewichtiger Posten. Stolz, wie Sie sind, wird Ihnen mein Dank nur gering erscheinen!“

„Was muß ich sehen?“ rief Horst, als die Lampe gleich darauf die Gesichter beleuchtete. „Lauter beängstigte Mienen! Nun wahrhaftig, wenn es mir nicht am Herzen läge, alle diese Augen heiter blicken zu sehen, — ich könnte über die tragische Situation lachen!“

Da begann Doctor Homann, durch Arno's gute Stimmung schon beruhigter: „Sagen Sie uns, junger Freund, wie Viele haben Sie heute schon umgebracht?“

„Umgebracht?“ rief Horst lachend. „Bin ich so ein Heißsporn, daß Sie die Späße des Prinzen Heinz gegen mich anwenden müssen? Es ist Niemand umgebracht worden, — und, wie Sie sehen, ich auch nicht.“

„Gott sei Dank!“ sagte die Mutter. „Aber beruhige uns vollends! Wie hat die Sache abgeschlossen?“

„Ich beklage sehr,“ entgegnete Arno, „daß die Gerüchte über diese Albernheiten bis zu Euch gedrungen sind. Da Ihr aber doch davon, — und vermuthlich falsche Berichte, gehört habt, will ich kurz erzählen. Gestern Abend nach dem Balle gab es in irgend einem Local einen unangenehmen Auftritt. Ein kleiner unternehmender Gesandtschafts-Secretär machte sich vorlaut über Dinge, die mich angingen, sodaß ich Einsprache thun mußte. Ich bekenne, daß ich wirklich glaubte, die Sache würde ohne Waffen nicht zu schlichten sein. Als nun aber zu der für die Verhandlung anberaumten Stunde, nämlich heute früh um zehn Uhr, Niemand erschien, rüstete ich mich, in das Museum zu gehen, indem ich meinem Wirthe hinterließ, wohin ich den Weg genommen. Ich war nicht eine Viertelstunde im archäologischen Saale, als ich einen feierlichen Zug herankommen sah. Rambert von Zastrow voran, mit ernster, sehr wirksamer Miene, neben ihm unser gestriger Zeuge, auch von Wichtigkeit erhöht. Ihnen folgte der kleine Gesandtschafts-Secretär mit verbindlichem Ausdruck, hinter ihm zwei seiner Zeugen. Man gruppirte sich um mich. Der Kleine begann eine wohlgesetzte Anrede. Er bedauere aufrichtig, — wäre falsch unterrichtet gewesen, — vom vielen Getränk ein wenig erhitzt im Kopfe, — wisse selbst nicht mehr recht, nehme zurück, was er etwa gesagt, — bäte um Verzeihung — und so weiter. Die Sache war damit beigelegt. Nun aber kam eine Einladung zu einem gemeinsamen Frühstück, bei welchem der Gesandtschafts-Secretär den Wirth machen wollte. Es war nicht gut abzulehnen. Dieses Frühstück hat von zwölf bis sechs Uhr gedauert. Und nachdem wir den glücklichen Gastgeber nach Hause und zu Bette gebracht, und ich, — um mit dem Herrn Medicinalrath in der Rolle des Prinzen Heinz zu bleiben, — den tiefsten Ton der Leutseligkeit angegeben, eilte ich sofort hierher. Sie sehen, mein Tagewerk war eine Nachfeier des gestrigen Balles.“

Die Mutter sprach ihre Befriedigung aus über den Verlauf der Sache, die Gräfin aber erhob sich und reichte Arno die Hand, die er kräftig schüttelte.

Da machte sich etwas vernehmlich, wie krampfhaftes Weinen, und Gisela eilte aus dem Zimmer. „Was ist das?“ rief Horst. „Gisela, warum weinst Du?“ Er that einen Schritt gegen die Thür zu, allein Gabriele vertrat ihm den Weg. „Nicht Sie, Horst, werden ihr folgen!“ rief sie. „Ich gehe und hoffe Gisela bald beruhigter zurück zu bringen.“

„Das liebe Kind war den ganzen Tag nicht so fröhlich wie sonst!“ rief die Mutter. „Wenn nur nicht ein ernstliches Unwohlsein —“

„Nicht doch! Ein Brausepulver!“ sagte der Doctor, indem er aufstand und sich empfahl. —

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Tolstoy's Heim und seine Bewohner.

Von R. Loewenfeld.

Mit dem Portrait der Gräfin Tolstoy und einer Abbildung.

In dem großen Roman Graf Leo Tolstoy's „Anna Karenina“, den die deutsche Frauenwelt, seitdem er in unsere Muttersprache übertragen worden, so lieb gewonnen hat, wird eine merkwürdige Liebeserklärung geschildert, eine Aussprache Zweier, die ihre Gedanken halb errathen können, in Anfangsbuchstaben unausgesprochener Worte. Ljowin, diejenige Gestalt der an Personen und Ereignissen reichen Erzählung, in welche der Dichter am meisten von seinem eigenen Wesen hineingelegt hat, sitzt mit Kitty an einem aufgeschlagenen Spieltische. Sie haben sich von der geräuschvollen Gesellschaft in den anderen Zimmern zurückgezogen und blicken sich einander schweigend in die Augen. Ljowin ergreift die vor ihm liegende Kreide und schreibt die Anfangsbuchstaben des folgenden Satzes nieder: „Als Sie mir sagten, es könne nicht sein, — bedeutete das niemals oder nur damals?“

Es schien unmöglich, daß sie diesen Satz begreife, aber er blickte sie so an, als ob sein Leben davon abhinge, daß sie die Worte zu enträthseln verstände . . .

„Ich habe verstanden,“ sagte sie erröthend.

„Was bedeutet dies Wort,“ fragte er und wies auf das N hin, welches „Niemals“ bedeuten sollte.

„Das soll ‚Niemals‘ heißen,“ sagte sie, „aber das ist nicht wahr.“

Er wischte es schnell wieder aus und reichte ihr die Kreide. Sie schrieb: „D. k. i. n. a. a.“ . . .

Plötzlich flammte sein Auge auf; er hatte begriffen, die Buchstaben bedeuteten: „Damals konnte ich nicht anders antworten“ . . .

„Und — und jetzt?“ fragte er.

„Nun, so lesen Sie. Ich schreibe, was ich sehr, sehr wünsche.“ Sie schrieb die Anfangsbuchstaben von: „Ich bitte, daß Sie mir verzeihen und das Geschehene vergessen.“

Er ergriff die Kreide, zerbrach sie mit erregt zitternden Händen und schrieb: „Ich habe Nichts zu vergeben und zu vergessen; ich habe nicht aufgehört, Sie zu lieben.“

Sie sah ihn mit verhaltenem Athem an. „Ich habe begriffen,“ flüsterte sie.

Er setzte sich und schrieb einen langen Satz. Sie verstand Alles, nahm die Kreide und antwortete sofort.

Er konnte es lange nicht entziffern und sah ihr oft in die Augen. Es überkam ihn wie eine Verfinsterung von lauter Seligkeit; in den reizenden, von Glück strahlenden Augen las er Alles, was er wissen wollte. Und nun schrieb er drei Buchstaben. Aber er hatte sie noch nicht zu Ende geschrieben, als sie sie schon enträthselt hatte und zur Antwort schrieb: „Ja.“

Wie Tolstoy hier die Verlobung Ljowin's erzählt, so spielte sich seine eigene mit Sofia Andrejewna Börs ab.

Die junge Dame war mit ihrer Mutter und drei Geschwistern unmittelbar vorher auf dem Gute des Dichters zu kurzem Besuche gewesen. Sie reisten zu ihrem Großvater nach Iwizy, fünfzig Werst hinter Jasnaja Poljana gelegen, und da zwischen der Moskauer Familie und dem jungen Gutsherrn seit langen Jahren freundschaftliche Beziehungen bestanden, konnte man nicht gut an seinem hübschen Herrensitze vorüberfahren. Zudem war die Schwester Tolstoy's, die Gräfin Marie, bei ihm, und die Damen waren durch innige Freundschaft verbunden.

Als die Moskauer Gäste abgereist waren, ritt ihnen der Gutsherr nach Iwizy nach, und hier verlobte sich Sofia Andrejewna Börs mit Leo Tolstoy. In der ganzen Umgebung der Braut wußte Niemand um ihr Herzensgeheimniß; ja, Alle glaubten, die Wünsche des Grafen gingen auf die älteste Tochter des Hauses, Marie. Man war erstaunt, sogar ein wenig erschrocken, als Tolstoy eines Tages auf der Villa in Pokrowskoje Glebowo, wo die Familie seiner Braut seit zwanzig Jahren im Sommer zu wohnen pflegte, erschien und bei dem Vater um die Hand seiner zweiten Tochter anhielt. Er schlug die Bewerbung des jungen Grafen aus; er mochte die Siebzehnjährige nicht aus dem Hause geben, ehe die Aeltere verheirathet war, und erst nach einem stürmischen Drängen des Bewerbers willigte er in das Verlöbniß.

Sofia Andrejewna Börs ist die Tochter eines deutschen Arztes in Moskau, der sowohl in seinem Beruf wie in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnahm und um die Zeit, von der wir sprechen, im Jahre 1862, das hohe Amt eines militairärztlichen Ober-Inspectors bekleidete. Er war Protestant und seine Muttersprache war die deutsche. Durch seine Heirath mit einer orthodoxen Russin war er gesetzlich genöthigt, seine Kinder in der Religion des Landes zu erziehen, und der gesellschaftliche Verkehr in der alten Hauptstadt des Zarenreiches führte neben der Muttersprache des Hausherrn als gleichberechtigt auch die der Herrin ein.

In dem Hause des bürgerlichen, hochgeachteten Arztes war stets ein lebhafter Verkehr gewesen, und als die Töchter heranwuchsen wurde es in dem gastfreundlichen Kreise noch lebhafter. Leo Tolstoy war seit frühester Zeit ein Freund und häufiger Gast des deutschen Arztes. Denn schon zwischen seinen Eltern, die er selbst kaum gekannt hatte, und der lange bereits in Moskau ansässigen deutschen Familie hatten Beziehungen bestanden. Seine zukünftige Gattin war noch ein kleines Mädchen, das nicht mitsprechen durfte, wenn die Großen um den Tisch herum saßen und plauderten, als Tolstoy schon der erste Dichterruhm umgab. „Ich erinnere mich noch genau einer rührenden Scene aus unserer Kindheit,“ — erzählte mir die Gräfin; — „Lew Nikolajewitsch hatte damals die ‚Kosaken‘ geschrieben. Wir bewunderten und liebten den Dichter; wir freuten uns mit der Anerkennung, die ihm wurde, als gälte sie uns. Da machte er uns eines Tages die Mittheilung, er habe das neue Werk an Katkow für eine verhältnißmäßig kleine Summe verkauft, weil er Spielschulden zu decken hatte. So jung wir waren, — die Mittheilung Lew Nikolajewitsch's berührte uns so schmerzlich, daß wir uns in unser Zimmer zurückzogen und bitterlich weinten . . .“

Die Theilnahme des heranwachsenden Mädchens war mehr als eine kindliche Zuneigung für den beliebten Gast des Hauses. Von der ersten Stunde ihrer Verbindung an führte sie ein Tagebuch. Jedes noch so geringfügige Ereigniß trug sie ein, wenn es ihr bedeutungsvoll für die Entwickelung des Talentes ihres Gatten oder bezeichnend für sein Schaffen erschien. Auch Leo Tolstoy hat ein ausführliches Tagebuch geführt. Aber die Aufzeichnungen der Gräfin sind sorgfältiger und in manchem Sinne gesichteter. Sie sind gewissermaßen ein Spiegel, in dem Thatsachen und Stimmungen eines ganzen, bedeutungsvollen Lebens der Reihe nach aufgefangen und festgehalten wurden.

Am 23. September (russischen Kalenders) 1862 fand die Hochzeit des jungen Paares statt. Seit diesem Tage haben der Graf und die Gräfin sich nur selten auf kurze Zeit getrennt. Die großen Auslandsreisen Tolstoy's fallen vor diese Zeit. Seit 1862 hat er Rußland nicht mehr verlassen. Er lebt abwechselnd auf seinem Gute Jasnaja Poljana und in Moskau und entfernte sich auch innerhalb der Grenzen des Reiches nicht oft von diesen beiden Orten.

Gräfin Sofia Andrejewna ist jetzt 45 Jahre alt; eine stattliche, noch immer schöne Frau. Sie hat das Aussehen einer Dame der deutschen Aristokratie. Das blonde Haar und die blau schimmernden Augen deuten auf ihre Abstammung. Sie spricht unsere Sprache nicht mehr mit der vollen Geläufigkeit der Muttersprache, auch nicht ohne einen fremden Anklang, aber richtig und mit Geist. Der Deutsch-Russe ist immer leicht kenntlich an der harten Aussprache gewisser Consonanten. Die Gräfin schreibt deutsche Briefe kaum minder gewandt als russische. Das Französische und Englische beherrscht sie vollkommen. Bei der Correspondenz in diesen Sprachen ist sie ihrem Gatten behülflich. Mit liebender Sorge pflegt sie ihn und achtet auf seine Gesundheit. Graf Tolstoy hat schon in frühen Jugendjahren Befürchtungen für seine Gesundheit gehegt. Im Jahre 1873 hatten die Sprachstudien, die er mit glühendem Eifer betrieb, seine Körperkräfte erschöpft, und er suchte nun Heilung in einer Kumyß-Kur. Er kaufte sich im Gouvernement Ssamara an, weil die Kirgisen am besten die Bereitung der Stutenmilch verstehen, und die Gräfin begleitete ihn in die kirgisische Steppe.

Hier fand sich für ihre Umsicht und ihren weiblichen Mildthätigkeitssinn ein ganz neues Feld der Bethätigung. „Wir wohnten dort,“ — erzählte sie mir, — „ich kann sagen, von menschlicher Ansiedelung fern und führten ein ganz zurückgezogenes Leben, nur der Gesundung meines Mannes hingegeben. Wir hatten Muße, das Leben des Volkes zu beobachten und kamen zu der Ueberzeugung, daß die Unergiebigkeit des Bodens und die verhältnißmäßig große Zahl der Einwohner zu einem furchtbaren Unglück führen müsse. Ich veranlaßte meinen Mann, der Sache auf den Grund zu gehen. Er nahm nun statistisch die ganze Gegend auf. Er verzeichnete die Zahl der Bauernhäuser, die Zahl der Esser in jedem Hause und die Summe des vorhandenen Getreides. Daraus ergab sich, daß auf den Kopf ein so Geringes kam, daß die Hungersnoth unausbleiblich war. Da veröffentlichte mein Mann den ‚Brief über die Hungersnoth von Ssamara‘. Die Kaiserin gab das erste Geld, und nachdem die vornehmste Frau im Lande ihr Scherflein beigetragen hatte, flossen Tausende und Abertausende ein.“

Der Graf hat inzwischen, besonders im letzten Jahre, ernste Krankheiten überstanden. Stets war Sofia Andrejewna ihm die sorgsamste Pflegerin und Wärterin. Die Gräfin ist religiös, wenn auch nicht buchstabengläubig. Sie hat ihre Kinder vortrefflich erzogen und wird von ihnen geehrt und geliebt.

Wenn die Gräfin von ihrer Familie spricht, rühmt sie sich im Scherz, Mutter dreier Generationen gewesen zu sein. Ihre neun lebenden Kinder sind in der That in den Jahren weit auseinander.

Sergej, der älteste, zählt 27 Jahre. Er ist Magister der Naturwissenschaften und Beamter der Gefängniß-Verwaltung; früher war er in einer Agrarbank beschäftigt. Jetzt tritt er ein neues Amt an, das eines Zemskij Natschalnik, d. h. eines Landvorstehers. Es sind dies neugeschaffene Posten, die ungefähr unseren Landraths-Aemtern gleichkommen, nur daß mit ihnen auch eine Gerichtsbarkeit über die Bauern verbunden ist. Sergej ist ein Mann von scharfem Verstande, mit großer musikalischer Befähigung. Er kennt die deutsche Musik in ihrem ganzen Umfange und componirt selbst. Auch der Graf und die Gräfin sind sehr musikalisch.

Der zweite Sohn des Hauses, Ilja, lebt auf seinem eigenen Gute Grinjowka im Gouvernement Tula. Er ist der einzige Verheirathete von den Kindern des gräflichen Paares. Während meines Aufenthaltes in Jasnaja Poljana (im August 1890) war er nicht dort.

Lew Lewowitsch war bisher Student der Medicin und geht jetzt zur Philosophie über. Er ist 21 Jahre alt.

Die beiden Töchter des Hauses, Tatjana und Maria, sind wie ihre Eltern reich begabt. Die ältere, die in ihren Anschauungen der Mutter näher steht, als dem Vater in seiner letzten Phase, ist eine Freundin der Künste und malt mit Talent.

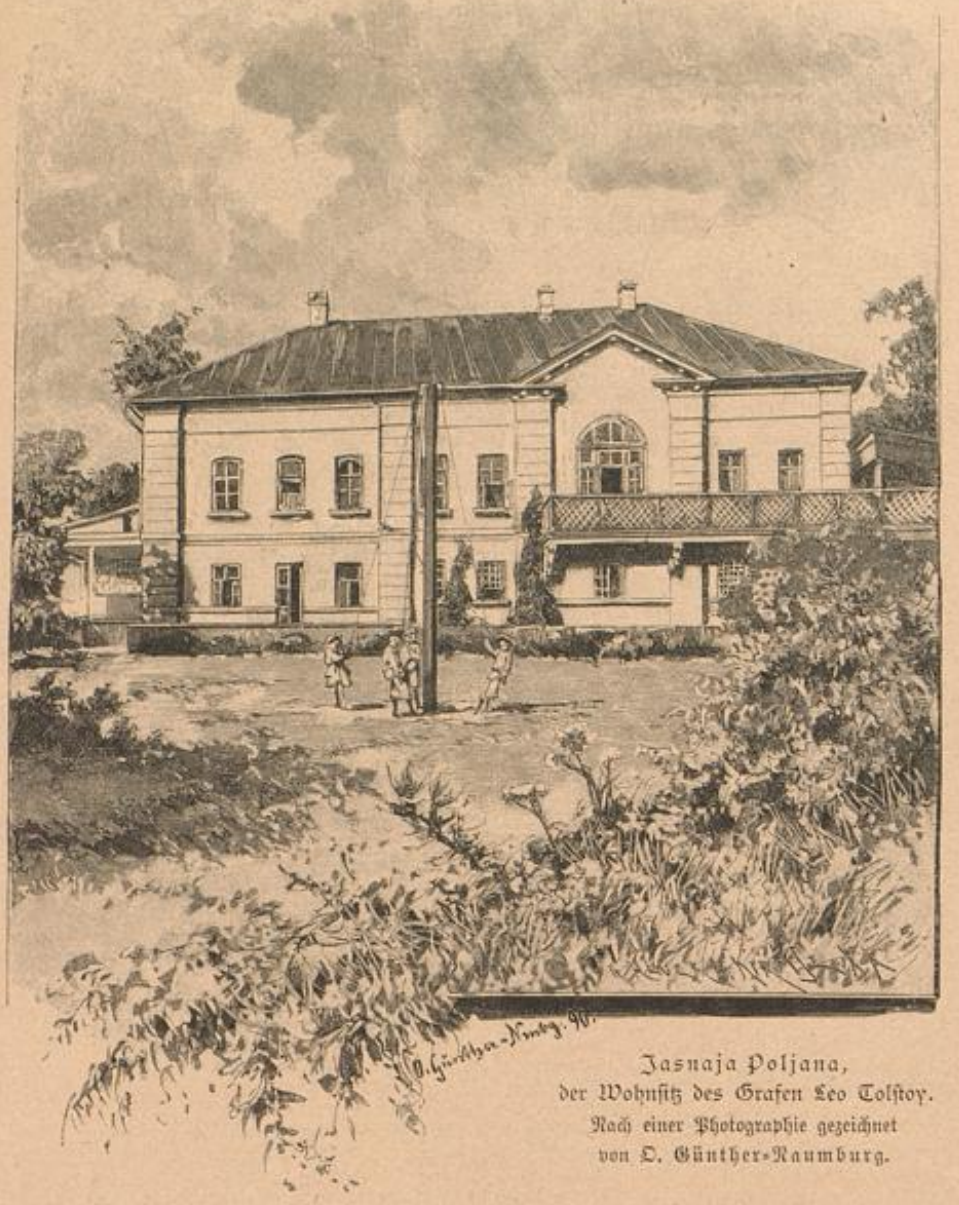
Mascha (Mariechen) lebt ganz das Leben des Vaters. Sie arbeitet in der Tracht einer Bäuerin stundenlang auf dem Felde und giebt sich völlig der Pflege der Wohlthätigkeit und der Hebung der Sittlichkeit unter der Landbevölkerung hin. Beide Töchter unterstützen den Vater in der Erledigung seines ausgebreiteten Briefwechsels.

Nach den Töchtern kommen noch: Andrej und Michaël, zwei Knaben von dreizehn und elf Jahren, Ssascha (Alexandra), ein sechsjähriges, reizendes Mädchen, und Wanja, am 31. März 1888 geboren, ein hübsches Bübchen, das als Nesthäkchen von Allen verhätschelt wird.

Seit 1862 lebt das gräfliche Paar auf dem Erbgute des Grafen, Jasnaja Poljana, das heute, dank der geistigen Bedeutung seines Besitzers, über ganz Rußland und darüber hinaus einen Ruf bekommen hat.

Jasnaja Poljana ist fünfzehn Werst von Tula entfernt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Jasnaja Poljana,
der Wohnsitz des Grafen Leo Tolstoy.
Nach einer Photographie gezeichnet
von O. Günther-Naumburg.

Vierzehn Werst fährt man auf einer vortrefflichen Kunststraße, dann biegt man rechts ab und hat etwa noch eine Werst Landweg vor sich. Ein schlichter, weiß getünchter Stein in Form einer gestutzten Pyramide bezeichnet die Grenze des altadligen Besitzes. Wenige Minuten von dem Grenzstein entfernt liegt Dorf und Gut. Bei der Einfahrt fallen dem Reisenden die Ueberreste früherer herrschaftlicher Größe auf: zwei runde, eisengedeckte Thürme, welche jetzt das Thor von Jasnaja Poljana bilden; sie sind vom Alter auf die Seite gebeugt und von Moos und Gras überwachsen. Eine dichte, schattige Birkenallee, die einen vernachlässigten Obstgarten durchschneidet, führt zu dem Wohnhaus des Gutsherrn. Künstlich angelegte Teiche und ein Park schließen den bescheidenen Herrensitz ein, der einst der Theil eines stolzeren Ganzen war.

Im vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hatte ein Brand den herrschaftlichen Palast des Gutes zerstört. Nur zwei zweistöckige Flügel des großen Baues sind stehen geblieben. Der eine bietet den zahllosen Gästen des jetzigen Besitzers Aufenthalt, der andere ist seine und seiner Familie bescheidene Wohnung. Dieser Flügel, das jetzige Herrenhaus, hat in den letzten Jahrzehnten viele Wandlungen durchgemacht. Im Jahre 1862 war Graf Tolstoy genöthigt, den kleinen Bau zu erweitern, denn die wachsende Familie erheischte mehr Raum und Bequemlichkeit. Kunstlos wie der Haupttheil war auch dieser Ausbau. Nur das Bedürfniß entschied, der Schönheitssinn hatte kein Wort mitzureden. Drei Fenster breit nach links wuchs der alte Bau, und noch heute sieht man an der unsymmetrischen Form des Ganzen genau die Grenze zwischen der unscheinbaren Vergangenheit und der Ergänzung der jüngeren Zeit. Ebenso kunstlos und bescheiden ist die Erweiterung nach der rechten Seite, die aus dem Jahre 1888 stammt, ein Holzbau von noch kleinerem Umfange und noch geringerer Schönheit. Im Frühjahr 1890 ist nun an der linken Seite des Hauses eine große Veranda aufgeführt worden: in den Sommermonaten der Hauptaufenthalt des gräflichen Paares, seiner Familie und seiner zahlreichen Gäste. Die Gräfin begriff gar nicht, wie man bisher ohne diese Veranda hatte auskommen können. Vor dem Hause auf einem grünen Wiesenplatze steht ein großer Rundlauf, an dem die Kleinen mit Lachen ihre Geschicklichkeit zeigen, und da, wo zu Anfang des Jahrhunderts der große Mittelbau des alten Schlosses stand, locken Turngeräthe jeglicher Art auch die Erwachsenen zur Uebung ihrer Kräfte an.

Das Innere des einstöckigen Hauses ist von ausgesuchter Einfachheit. Im Erdgeschosse liegen das Arbeitszimmer Leo Tolstoi's, die reiche Bücherei und die Schlafzimmer. Im oberen Stockwerke befinden sich die Wohnzimmer der Familie und der große Musiksaal. Nirgends deutet etwas auf Reichthum und überkommenen Glanz. Nur die wenigen Ahnenbilder, welche die langen Wände des Saales schmücken, erinnern uns daran, daß der jetzige Herr des Hauses der Sohn einer von Alters her verdienten und begüterten Familie ist.

Das Arbeitszimmer Tolstoy's unterscheidet sich wenig von dem Studirstübchen eines jungen Hochschülers. Ein einfacher Tisch, auf dem einige Bücher umherliegen, einige Stühle, ein Sopha, ein kleiner Schrank, — das ist das ganze Mobiliar. In einer Nische steht die Büste des verstorbenen Bruders Tolstoy's, Nikolaj Nikolajewitsch, an der Wand hängen einige Bilder. Bemerkenswerth unter denselben ist das Bildniß Schopenhauer's mit der eigenhändigen Unterschrift des Philosophen und eine Gruppe russischer Schriftsteller aus dem März 1856.

In diesen bescheidenen Räumen lebt der Mann, der heute als Mittelpunkt aller geistigen Bewegung in Rußland gilt, als das Haupt einer Familie, deren Mutter den Beruf der Gattin im höchsten Sinne erfüllt, indem sie den Gatten durch die Theilnahme an seiner weitreichenden Arbeit fördert und ihren Kindern in Treue und Tapferkeit ein Muster ist.

Nachdruck verboten.

Die Glocke von Poltawa.

Historiette von Leopold von Sacher-Masoch.

Seit April lag Karl XII. mit seinen noch niemals besiegten Schweden und den rebellischen Kosaken unter Mazeppa vor Poltawa, ohne es erobern zu können. Russische Truppen waren der hartbedrängten Stadt zu Hülfe gezogen und lagerten in der Nähe. Täglich fanden Scharmützel statt. In einem derselben war der König von Schweden, der sich tollkühn mitten unter eine Schar treugebliebener Kosaken warf, soeben ernstlich am Fuße verwundet worden, als es plötzlich hieß, der Czar Peter selbst eile herbei, um Poltawa zu retten und den Schweden eine Schlacht zu liefern.

Ueberall verließ das Volk seine Hütten und stand an der Straße, um den geliebten Herrscher zu sehen. Je mehr er sich der Stadt näherte, um so größer wurde das Gedränge. Da standen auch Apostol, ein junger Bauer, und seine Verlobte Wassilissa mitten unter den Anderen und reckten die Hälse.

Mit einem Male erschollen laute Rufe, eine Staubwolke wälzte sich heran, Reiter sprengten vorüber in grünen Kaftanen mit funkelnden Piken, dann folgten schöne Wagen mit Offizieren in goldstrotzenden Uniformen. Jedesmal schwenkten die Landleute die Mützen, aber es war nur das Gefolge des Kaisers. Er selbst kam in einem einfachen, mit drei Pferden bespannten Bauernwagen heran, mit Staub bedeckt, ließ plötzlich halten und blickte um sich.

Die Leute drängten sich bis an die Räder heran, er aber, ihnen freundlich zunickend, ließ seinen Adlerblick über die Ebene schweifen. Die Wiesen, voll farbiger Blumen, wogten im linden Sommerwinde, Lerchen stiegen aus denselben jubelnd in den Himmel, Trappen erhoben sich schwerfällig, und auf dem mit hohem Schilf umrahmten Flusse schwammen Schwäne und wilde Gänse. Ein üppiger Duft erfüllte die warmen Lüfte.

Der Czar verlangte Blumen. Wohl ein Dutzend Mädchen lief fort, sie zu pflücken; indeß sprang Peter aus dem Wagen, schüttelte den Staub von seinem dunkelrothen Seidenkaftan und zündete seine Pfeife an. Dann begann er mit den hübschen Frauen zu scherzen. Nun kamen die Mädchen, die Schürzen voll Blumen. Wassilissa aber hatte rasch ein Sträußchen gebunden und bot es dem Czaren. Dieser nahm es, sog den Duft ein und dankte ihr lächelnd. Und dann deutete er auf die Stadt und einen uralten, halbverfallenen Thurm, der sich in der Nähe erhob und dunkel von dem goldigen Abendhimmel abzeichnete.

„Das ist Poltawa?" fragte der Czar,

Apostol bejahte.

„Und dort?"

„Die Kirche Sanct Georg, welche schon die heilige Olga gegründet hat, und welche die Ungläubigen zerstört haben."

Peter der Große sann einen Augenblick nach. „Ist mir doch, als knüpfe sich irgend eine Legende an diesen Thurm?"

„So ist es, großmächtiger Czar," erwiderte Apostol, „in diesem Thurme hängt eine riesige Glocke, die Niemand zu bewegen vermag, und es geht die Sage, daß, wenn die alte Glocke von Poltawa wieder läuten wird, der große Tag für Rußland anbricht, der Tag des Ruhmes und der Auferstehung."

„Ein gutes Omen," erwiderte Peter, mit dem Kopfe nickend.

Eben sprengte ein Adjutant heran und meldete, daß die Zaparoger sich auch an Mazeppa, den Verräther, angeschlossen und unter den Mauern Poltawa's mit seinen Scharen vereinigt hätten.

Peter der Große biß sich auf die Lippen. „Ist es denkbar, daß rechtgläubige Russen mit den Schweden gemeinsame Sache machen?" rief er zornig; im nächsten Augenblicke aber lächelte er wieder, wie durch ein Wunder besänftigt.

Ganz nahe, ihm zur Seite, stand eine Bäuerin, die einen Knaben auf dem Arme hatte. Dieser hatte plötzlich mit beiden Händchen nach dem Degen des Czaren gegriffen, als ob er ihn aus der Scheide ziehen wollte. Peter nahm das Kind auf den Arm, liebkoste es und sagte sodann: „Du auch bist mir ein Zeichen! Wenn wir durch Verrath unterliegen sollten, wird mir ein neues Geschlecht heranwachsen und uns rächen!"

„Weshalb willst Du erst abwarten, bis die Kinder heranwachsen?" rief Apostol, „wir sind Alle bereit, Dir zu folgen! Rufe Dein treues Volk auf, und Du hast Soldaten genug!"

Der Czar sah ihn überrascht an. „Wie nennst Du Dich, Bursche?"

„Apostol Welkowko."

„Und Du hast Courage, die Schweden anzugreifen?"

„Mit Gottes Hülfe, Czar, wenn Du mir nur eine Flinte geben willst!"

„Die sollst Du haben."

Es währte nicht lange, so rückten die Truppen an, die der Czar selbst gegen Poltawa geführt hatte. Während die Regimenter im langsamen, schweren Schritt beim Klange der Trommeln vorüberzogen, hatte Peter gleich einem der ersten Grenadiere das Gewehr fortgerissen, es Apostol in die Hand gegeben und begann nun selbst, dem neuen Rekruten die Griffe und die Bewegungen zu zeigen. Da der junge Bauer schnell auffaßte und Alles, was er sah, sofort geschickt nachmachte, so nickte der Czar wiederholt, um seine Zufriedenheit zu bezeugen, und rief endlich aus: „Ja, Mentschikoff hat recht, — der Russe ist ein geborener Soldat!"

Als nun mehrere Offiziere und unter ihnen Repnin, der Liebling des Kaisers, vorüberkamen, übergab dieser ihnen seinen neuen Rekruten und hieß ihn in das eben vorbeimarschirende Regiment einreihen.

„Und mich, großmächtiger Czar," fragte Wassilissa, „mich kannst Du zu nichts brauchen?"

Peter begann laut zu lachen. „Wer bist Du denn, Mädchen, und was kannst Du?"

„Ich bin die Verlobte Apostol's."

„Dann soll Euch der Priester morgen nach der Schlacht trauen. Für heute magst Du mitlaufen; es sind noch mehr Soldatenweiber beim Regimente!"

Wassilissa that, wie ihr der Czar geheißen; unbekümmert um Pferde und Kanonen drängte sie sich durch und lief die Straße hinab, bis sie Apostol's Regiment erreicht hatte; und als dieses sein Lager bezog, gesellte sie sich zu ihm, half ihm und einigen Soldaten, an die er sich anschloß, ein Biwakfeuer anzünden, holte ein Huhn und Brod aus ihrem Dorfe und kochte eine herrliche Suppe, welche sich Alle zusammen wohlschmecken ließen.

Es war unterdessen Nacht geworden. Die Sterne zogen herauf, und ringsum in den kleinen Büschen begannen die Nachtigallen zu singen. Ein schwerer Duft lag auf der weiten Ebene. Ueber dem Flusse brodelte Nebel.

Bald schlief Alles ringsum an den verglimmenden Lagerfeuern, und man hörte nichts, als von Zeit zu Zeit den Ruf der Feldwachen. Mitten durch diese heilige Stille der herrlichen Sommernacht erklang plötzlich Hufschlag. Der Czar mit seinen Generalen, von wenigen Kosaken begleitet, an seiner Seite den Fürsten Mentschikoff, ritt durch das Lager. Die Herren machten rechts bei den äußersten Vorposten Halt und suchten von einem kleinen Hügel aus die Stellungen der Feinde zu überblicken, die Absichten des Schwedenkönigs zu errathen.

Bei seiner Rückkehr wurde der Czar von einer Wache angerufen. Es war sein Rekrut, der ihm bereits ganz soldatisch das Gewehr entgegenhielt.

„Wer da?"

„Gut Freund!" erwiderte Peter.

„Losung?"

„Rußland!"

„Die Parole?"

„Narwa."

Ja, an Narwa, an die schwere Niederlage, welche sie durch Karl XII. und seine Schweden erlitten hatten, dachten in dieser denkwürdigen Nacht der Czar und seine Soldaten! . .

* * *

Als am 8. Juli 1709 der Morgen graute, hörte Peter der Große mit seinen Generalen in der Kirche des Dorfes Nestorowo die Messe und las selbst vor dem versammelten Volke aus den Aposteln vor.

Dann begab er sich zu seinem Heere, das ihn ruhig, aber vertrauensvoll begrüßte. Ein Jeder war von der Bedeutung des Tages erfüllt und entschlossen, nicht nur seine Pflicht zu thuen, denn das verstand sich von selbst, sondern alle seine Kräfte aufzubieten und sein Leben für den Czaren und für das heilige Rußland hinzugeben.

Langsam stellten sich die Regimenter in Schlachtordnung.

Auch im schwedischen Lager wurde es lebendig. Die Infanterie trat an, die Dragoner und die Kosaken saßen auf.

Karl XII. ließ sich in seiner offenen Sänfte durch die Reihen seiner Soldaten tragen. Stunde auf Stunde verrann unter kleinen Scharmützeln.

„Die Russen wagen es nicht, uns anzugreifen!" rief endlich der Schwedenkönig, und von seiner Ungeduld fortgerissen, gab er den Befehl zum Vorrücken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abend an der See. Von Smith-Hald. — Siehe Seite 23.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schon fochten Reiterschwärme hier und dort gegen einander, und die Schützen, die man vorgeschickt hatte, wechselten Kugeln. Nun begannen auch die Kanonen zu dröhnen, und die beiden Heere erblickten sich, in dunklen Colonnen und Vierecken marschirend, durch den grauen Schleier des Pulverdampfes.

Man hatte die Frauen zu dem Troß gewiesen. Hier hörte man das Schießen, aber man sah nichts vom Gange des Gefechtes.

Die arme Wassilissa saß in einem Straßengraben, die Hände um die Kniee geschlungen, und starrte vor sich hin.

Plötzlich sprang sie auf und lief der Ruine von Sanct Georg zu. Dort hoffte sie einen Ausblick zu haben. Sie lief, bis ihr der Athem ausging, und kam mit klopfendem Herzen an dem alten, grauen, moosbewachsenen Thurme an. Nachdem sie Athem geschöpft hatte, stieg sie langsam und vorsichtig empor, nicht ohne Gefahr, denn das Holzwerk war morsch geworden, und die Steine gaben unter ihren Füßen nach und stürzten mit dumpfem Donner in die Tiefe. Doch die Herzensangst machte sie tollkühn, die Aufregung gab ihr die Behendigkeit einer Katze, und so erreichte sie endlich glücklich das Glockenhaus, von dem sich ihr ein weiter Blick über das ganze Schlachtfeld bot.

Was verstand das arme Mädchen von Attacke und Vertheidigung, von Carrés und Batterien? Sie sah im Anfange nur eine Art großes Schachbrett vor sich, auf dem die verschiedenen Menschenmassen hin- und herzogen, zuckende Blitze, wogenden, grauen Qualm und hörte das Schießen und das Feldgeschrei; und mit einem Male wurde ihr klar, daß die Schweden immer mehr vordrangen und die Russen sich nur noch begnügten, Stand zu halten.

Wo war Apostol's Regiment? Sie suchte es lange vergebens; da entdeckte sie es endlich ganz vorn, in eine Wand von Rauch eingeschlossen, und jetzt sah sie auch, daß die Russen zu weichen begannen.

Sie verstand die Größe der Gefahr, den Ernst des Augenblickes mit dem Herzen, das um den Geliebten bebte, und schrie laut auf in ihrem Jammer, als jetzt, von Staub eingewickelt, die schwere schwedische Reiterei gegen die halbgebrochenen russischen Vierecke ansprengte.

Schon hatten sich die ersten Schwadronen auf das Regiment geworfen, in welchem Apostol die Feuertaufe empfing, — Alles löste sich in einem wilden Durcheinander auf.

Die Russen schienen verloren.

Verzweifelt und laut weinend sank Wassilissa in die Kniee und hob betend die Arme gen Himmel empor; dann sprang sie auf, wie von einer höheren Macht getrieben, ergriff den Strang der uralten Glocke und hing sich mit übermenschlicher Kraft an denselben.

„Die Schlacht ist verloren!" sagte Repnin, der mit einer Meldung gekommen war, leise und dumpf zum Czaren. Dieser gab keine Antwort, sondern starrte auf das Feld vor sich hin, auf dem seine Regimenter mehr und mehr zurückwichen.

Eben hatte eine schwedische Kugel Peter's Hut durchlöchert. Seine Suite drang in ihn, sich aus dem Feuer zurückzuziehen.

„Niemals wird ein Czar das Signal zur Flucht geben," erwiderte Peter kaltblütig.

Schon kamen schwedische Dragoner heran.

Die russische Linie war durchbrochen.

Da zog ein seltsamer Ton durch die Luft, und dumpf, langsam, feierlich klang es über die Ebene.

„Was ist das?" fragten mehrere Stimmen.

„Das ist die Glocke von Poltawa," erwiderte der Czar, sprang vom Pferde, nahm den Hut ab, machte das Zeichen des Kreuzes und warf sich dann auf die Kniee.

„Die Glocke von Poltawa!" ging es wie ein Lauffeuer durch das ganze russische Heer, — ein Jeder verstand die Bedeutung ihres ehernen Grußes, Alle stürzten auf die Kniee und neigten die Stirnen zur Erde.

Dann stieg der Czar rasch wieder auf, zog den Degen und rief dem Regimente, das hinter ihm in Reserve stand, zu: „Mit Gott an's Werk!"

Eine namenlose Begeisterung ergriff die Truppen; Alle stürzten dem Feinde entgegen mit flatternden Fahnen und wirbelnden Trommeln . .

Wohl sauste eine zweite Kugel durch des Czaren Hut, wohl fielen Tausende seiner braven Soldaten, aber in zwei Stunden war der glänzendste Sieg entschieden.

Ueber neuntausend gefallene Feinde bedeckten das Schlachtfeld, sechzehntausend Schweden wurden gefangen, darunter viele Offiziere und Generale.

Als die Letzteren dem Czaren vorgeführt wurden, begrüßte er sie, dann ließ er sich ein Glas Wein reichen und trank es auf ihre Gesundheit, auf die Gesundheit seiner Lehrmeister.

* * *

Die Nacht brach an, schon loderten wieder in der weiten Runde die Wachtfeuer der Russen, aber die arme Wassilissa hatte noch immer den Geliebten nicht gefunden. Sie irrte auf dem Schlachtfelde umher, blickte jedem Verwundeten in's Gesicht, wendete die Todten um, befragte die Lebenden, — Alles vergebens.

Der Czar saß im freien Felde vor einer Trommel und dictirte seinem Adjutanten, der auf derselben schrieb. Zur Seite brannte ein Feuer, über ihm spannte sich das funkelnde Sternenzelt aus, und ringsum sangen in den blühenden Büschen die Nachtigallen.

Da erblickte Peter der Große plötzlich ein Mädchen, das in einiger Entfernung stand und ihn mit großen Augen anstarrte. „Was willst Du?" rief er ihr zu.

„Ich bin die Braut Deines Rekruten, großmächtiger Czar!"

„Wo ist Dein Verlobter?"

„Das frage ich Dich, großer Czar!"

Peter rief Repnin herbei, welcher sich sofort zu Pferde setzte und davon eilte.

Es währte lange, bis er wieder kam, aber er war nicht allein. Neben ihm schritt Apostol, den Kopf verbunden, eine Standarte in der Hand.

„Wer hat dies Feldzeichen genommen?" fragte der Czar.

„Ich, mit Deiner Erlaubniß," erwiderte Apostol.

„Und wer hat Dich über den Kopf gehauen?"

„Ein schwedischer Dragoner," gab Apostol zur Antwort, „der hat aber nicht erst um Erlaubniß gefragt."

Der Czar lachte und dictirte weiter. Dann stand er auf und gab Apostol das Blatt, das noch feucht war.

„Was ist das, gnädigster Czar? Ich kann es nicht lesen."

„Das ist ein Freibrief für Euch Beide, ein Adelsbrief zu gleicher Zeit und eine Schenkung von Haus und Land!"

Apostol und Wassilissa fielen Peter zu Füßen.

„Und Soldat darf er auch nicht weiter sein?" fragte das Mädchen, strahlend vor Glück.

„Nein," rief Peter, „er ist verabschiedet bis zur großen Heerschau, die Gott der Herr selbst abhalten wird. Der erste beste Priester soll Euch trauen, heute noch, — und wenn Ihr einen Taufpathen braucht, dann erinnert Euch an mich!"

Nachdruck verboten.

Musik in und außer dem Hause.

Von F. Benefeld.

I.

Ernst ist das Leben, heiter die Kunst," sagt ein deutsches Dichterwort, und aus dem Empfindungsbedürfniß desselben heraus hat die Menschheit von Alters her Arbeit und Plage bei Seite geschoben, und der Mühe Lohn in dem das Dasein verklärenden Genusse der Kunst und deren Uebung gesucht. Es wäre wahrlich ein großer Irrthum, zu glauben, die Kunst sei um ihrer selbst willen da. Solchen Gedanken kann nur das in einseitiger Ueberhebung erkaltete Gemüth eines Menschen zu Tage fördern, der sich als Künstler fühlt, ohne auch nur irgend wie mit Recht beanspruchen zu können, es wirklich zu sein. Die Vorsehung hat uns Allen den Sinn und die Empfänglichkeit für das Schöne verliehen, und nur durch die Wechselwirkung des Gebens und Nehmens gedeiht das künstlerische Schaffen zur vollen Entfaltung des Erhabenen und Schönen. Das findet auf jegliche Kunstübung Anwendung, und doch möchte ich glauben, daß in keiner diese Gegenseitigkeit ein so nothwendiges Bedürfniß ist, als gerade in der Musik.

Das Gebilde des Malers nimmt in erster Hand den äußeren Sinnenreiz durch das Auge gefangen, ebenso wie das Kunstwerk, welches der Meißel des Bildhauers plastisch vor uns hinzaubert, — „doch die Seele spricht nur Polyhymnia aus". Die Musik eben ist's, die sich ohne Umweg direct an unser Gefühl wendet. Empfinden und Genießen ist Eins bei ihr, und so ist sie die stete Genossin unserer Freuden und Leiden. Das Schlummerlied der Mutter wiegt den kleinen, aufsprießenden Weltbürger in sanfte Träume, und wenn er am Morgen die lebensfrohen Aeuglein öffnet, lallt es von den frischrothen Lippen der jungen Lebensknospe: „Alle Vögel sind schon da", — Mütterchen hat's ihn gelehrt! „Er, der Herrlichste von Allen" jubelt es im Herzen der Jungfrau, die von der Schwelle des Vaterhauses in's Leben hinaustritt, „Wohl auf noch getrunken" braust es im Kreise froher Zecher in überschäumendem Lebensmuth. Im Wechsel von Dur und Moll geht es weiter durch das Leben, bis im unerbittlichen, aber versöhnenden Dur-Accorde das Ave verum dem müden Erdenpilger an der Stätte ewiger Ruhe als letztes Lied erklingt. So ist unser Lebensfaden mit Musik durchwoben von der Wiege bis zum Grabe.

Wir suchen die Musik nicht auf, wie eine Arbeit, wie die Lektüre eines wissenschaftlichen Werkes, um Belehrung zu finden. „Ich kann mir bei der Musik nichts denken", soll Hebel einmal gesagt haben, und mancher Andere sagt wohl heutzutage ebenso. Sicher werden Sie, meine verehrte Leserin, die Antwort bereit haben: „Das sollen Sie auch nicht, mein Bester, Sie sollen nicht denken bei der Musik, sondern fühlen und genießen! Glauben Sie mir, ich als Frau empfinde das ganz besonders." Wird man denn nach Anhören eines schönen Musikstückes vernünftiger Weise sagen: „Da habe ich etwas gelernt", oder: „ich bin überzeugt worden"? O nein. Es heißt: „Es hat mir gefallen, es hat mich entzückt." Damit ist auch der Zweck der Musik vollkommen bezeichnet. Natürlich soll nicht behauptet werden, daß die Musik nur freudigen, heiteren Inhalts sei. Keineswegs! Das tragische Ende des Don Juan, der Trauermarsch auf Siegfried's Tod wird von uns als ein hoher Genuß empfunden, etwa mit demselben Gefühl, mit dem wir uns an eigene, ernste Erlebnisse und Schreckensstunden zurückerinnern. Die Geister-Chöre im „Heiling", die Wolfsschlucht-Musik im „Freischütz" werden unsere liebenswürdigen Leserinnen mit ähnlichem Gefühle genießen, als wenn sie sich im Dämmerstündchen einmal mit Gespenster-Geschichten ein wenig angruseln, oder wenn sie vom warmen Zimmer in Sturm und Schneegestöber hinausschauen in's Freie. Ist das nicht auch ein Genuß? Frau von Staël's Worte können gewissermaßen als Bejahung dieser Frage gelten. Die geistreiche Frau sagt: „Il ne peut être question dans les jouissances des arts, ni de complaisance, ni d'effort, ni de réflexion, il s'agit là de plaisir et non de raisonnement."

Es würde hier zu weit führen, wollten wir die Zwecke, Ziele und Grenzen der Musik als Kunst eingehender erörtern. Es handelt sich für uns an dieser Stelle darum: wie fangen wir es an, um den rechten Weg zu finden, der uns zu einem reinen, herzerquickenden Genuß der Musik führt? Wie sollen wir diese Kunst hegen und pflegen?

Wir empfangen naturgemäß die Anregung von außen her, denn der Künstler schafft für die Oeffentlichkeit, für alle Welt. Die draußen empfangenen Eindrücke aber für Herz und Gemüth zu verwerthen, bleibt dem häuslichen Kreise überlassen, und hier blüht die draußen jeglichem Unwetter ausgesetzte Pflanze zur herrlichsten Farbenpracht auf, wenn sie mit verständnißvoller, geschickter Hand gepflegt wird.

Es ist zweifellos, daß die menschliche Stimme im Gesange zuerst den Reiz der Musik auf die Menschen erprobte, und auf dieser von der Natur selbst gegebenen Grundlage möge man im Kreise der Seinen aufbauen. Selbst das einfachste, schlichteste Kinderlied weckt zuerst im Herzen das Empfinden für Klang, Ton und Rhythmus. Das Lied der Mutter muß somit ernster genommen werden, als es meist geschieht; es ist keine bloße Tändelei, und jedes Kind, dem nicht ein neidisches Geschick die Empfänglichkeit für Musik gänzlich vorenthalten hat, wird den Klang treu im Herzen bewahren, sobald er wirklich aus dem reichen Schatze dessen entnommen ist, was wir Volkslied im wahren, edlen Sinne des Wortes nennen. Damit ist zugleich die Grundlage für weitere Ausbildung gegeben. Das im Volke gleichsam von selbst entstandene, aus ihm gewissermaßen emporgewachsene Lied ist nach und nach zur Kunstform erweitert worden und somit die Urform, aus der selbst die größten und complicirtesten musikalischen Kunstwerke hervorgegangen sind. Gerade wir Deutschen haben eine so unermeßliche Zahl von Liedern in endloser Mannigfaltigkeit des Gefühlsausdruckes aufzuweisen, wie wohl keine andere Nation. Nicht einmal ein Wort haben die Fremden für den Begriff Lied, wie es unsere Dichter und Componisten ausgebildet haben. Die Franzosen z. B. empfinden es selber, daß der Begriff chanson denjenigen für unser Lied nicht deckt, und so sagen sie denn, und zwar ziemlich ungeschickt: le lieder. Die deutschen Lieder entspringen unserem Gemüth, — übrigens auch ein Begriff, für den keine andere Sprache ein entsprechendes Wort hat, — und sind so recht der echte, wahre Ausdruck unseres Fühlens und Empfindens; in ihnen liegt die Grundlage für alle weitere musikalische Entwickelung. Nicht mit lehrhafter Dressur, sondern spielend, von Mund zu Mund, lernt das Kind ein schönes Liedchen nach dem anderen, und bei weiterer Fortentwickelung wird man auch die Geschwister leicht zu zweistimmiger Wiedergabe anregen können. Solche Versuche, wie sie bis jetzt nur hier und da in Kindergärten und sogenannten Spielschulen gemacht worden sind, müssen in den Kreis der Familie übertragen werden. Das eine Gute ist aber doch schon bewirkt worden: daß eine musikalische Literatur für Kinder in's Leben getreten ist. Da haben wir z. B. für den ersten Anfang: Karl von Boeld, op. 2, „Buben und Mädels". Siebzehn Lieder aus dem A-B-C für's Haus von O. Pletsch (Eulenburg's Verlag, Leipzig). Will man zu zweistimmigen Liedern fortschreiten, so bieten u. A. die in Quedlinburg bei Vieweg in hübscher Ausstattung, mit einem Anhange von Reigen, Tänzen und Spielen versehenen Werkchen von Seibe: „Singsang" und „Vom Fels zum Meere" treffliche Anleitung. Für einigermaßen Fortgeschrittenere brachte der diesjährige Weihnachts-Büchertisch eine überaus schätzbare Gabe für häusliche Musik in L. C. Wolf's „Christfeier" für zwei Frauen- (Knaben-)Stimmen und eine Männerstimme mit Begleitung des Harmoniums oder des Pianoforte (Leipzig, Gebrüder Reinecke). Es mag hier genügen, auf die Menge des Guten und Brauchbaren nur durch obige Beispiele hinzuweisen.

Halten wir nun aber einmal Umschau, wie im Hause und in der Familie die Musik in allgemein herkömmlicher Weise gepflegt wird. Sobald die Kinder sprechen, laufen und ein klein wenig lesen und schreiben können, muß Papa ein Klavier kaufen, und damit hat er in erster Hand seiner Erziehungspflicht nach dieser Richtung hin genügt. Gleichzeitig schlägt er dadurch zwei Fliegen mit einer Klappe, denn er ist auch seiner Repräsentations-Pflicht, wie sie die heutige moderne Zeit verlangt, nachgekommen. In jedem „anständigen" Hause muß doch ein Klavier sein! Das ist nicht nur unbedingtes Erforderniß für die musikalische Ausbildung der Kinder, sondern nöthig für die Pflege der Kunst im Hause. Betrachten wir uns einmal die Sache etwas genauer mit der Frage: Ist dem wirklich so? Verehrte Leserin! In dem Augenblicke, in dem ich mich durch meine Antwort mit der Allgemeinheit in Widerspruch setze, sehe ich mich nach einem festen Stützpunkte um und finde ihn in Geibel's Worten:

Das ist der Bildung Fluch, darin wir leben,
Daß ihr das Beste untergeht in Vielen,
Mit jedem Elemente will sie spielen
Und wagt sich keinem voll dahinzugeben.

Das findet auf das Klavier seine unzweideutige Anwendung. Dies Instrument, das vom Erdgeschoß bis zur Dachstube hinauf rasselt und klappert, wie die Maschine in einer großen Fabrik, ist so recht ein Symbol für die allgemeine Oberflächlichkeit, auf die wir überall stoßen, wo sogenannte Bildung zur Schau getragen wird. Das Klavier kann Vieles, aber nichts ganz und recht. Es repräsentirt den höchsten Triumph der musikalischen Mechanik und hat zudem über alle Maßen dazu beigetragen, die Musik mechanisch und seelenlos zu gestalten. Das liegt vor Allem darin, daß die überraschende mechanische Fertigkeit, die eine gute Dressur auf dem Klavier zu erzielen vermag, blendet. Durch die geisttödtenden Fingerübungen aber gehen Geist und Gemüth für die Musik verloren. Ueber die Literatur für das Klavier, wie sie sich zur Zeit darbietet, äußert sich mein hochverehrter Freund Leopold Carl Wolf an anderer Stelle so treffend, daß ich nichts Besseres weiß, als ihn hier wörtlich zu wiederholen. Er sagt mit Hindeutung auf das Klavier als „universellstes Instrument der Gegenwart": „Jede Gattung, von der seichtesten bis zur nobelsten, wird gepflegt von den Componisten. Kein Wunder, wenn bei einem Durcheinander von Gutem und Schlechtem der interessirte Spieler ein neu erschienenes Werk nur nach dem Autoren-Namen prüft, und klingt ihm der nicht gut, das Heft ungespielt bei Seite legt."

Es geht daraus hervor, wie schwierig es schon für den Sachverständigen wird, das Rechte herauszufinden, — wie viel mehr für den Laien! Hier kann nur ein erfahrener, wirklich musikalisch gebildeter Lehrer helfen. Ein solcher wird von vornherein jene oben erwähnte, äußerlich blendende mechanische Fertigkeit nur insofern zu erzielen suchen, als sie unbedingt nöthig ist. Dadurch wird auch alles Das von dem zu Spielenden ausgeschlossen werden, welches der verblüffenden Finger-, Hand- und Arm-Gymnastik, also mehr dem modernen Virtuosenthum Vorschub leistet. So wird man zunächst auf die älteren Werke unserer großen Meister zurückgewiesen. Weber, Mendelssohn u. A. waren bedeutende Klavierspieler, haben aber nie den Anspruch erhoben, als Virtuosen glänzen zu wollen, und in diesem Sinne schrieben sie ihre Werke. Ich möchte nun nicht den Zweifel wachrufen, als ob ich das Klavier aus dem Hause werfen wolle. Ich will nur warnen, dasselbe zum einzigen musikalischen Unterrichts-Gegenstande zu machen. Sieht man von der übertriebenen Pflege der mechanischen Technik ab, so wird Zeit gewonnen, auf der eben in zarterem Alter gewonnenen Grundlage die Kinder zu lehren, was Musik ist und sein soll. Im Kreise der Familie bestrebe man sich, daß Jeder von seiner Stimme oder von irgend einem Instrument Gebrauch machen kann. Wenn man sich lediglich auf das Klavier beschränkt, so wird der Sinn für einfache, getragene Melodie und deren Gefühlsausdruck allmälig verloren gehen, weil das Klavier für diesen Fall uns gänzlich im Stich läßt. Würde man nicht aus jedem Kinde möglichst einen Klavier-Virtuosen machen wollen, sondern mit bescheideneren Ansprüchen an die Kunst herantreten, so würden die Meisten mit mehr Lust und Liebe bei der Sache sein, die ihnen jetzt durch geisttödtende Uebungen verleidet wird. Man wird sich dadurch wieder mehr auf die anspruchsloseren, aber inhaltsvolleren Werke unserer älteren Meister hingewiesen sehen, und so sich angeregt fühlen, im häuslichen Kreise den Streich-Instrumenten erhöhtere Pflege angedeihen zu lassen. Bei nicht allzu großen Ansprüchen bietet solche Hausmusik tausendmal mehr Genuß, als alle einseitige Etüden- und Impromptu-Klimperei auf dem Pianoforte. Dieses aber wird als ein wichtiger Mittelpunkt in dem gemeinschaftlichen musikalischen Wirken seinem Spieler reiche Entschädigung bieten, auch dann, wenn er nicht alle technischen Saltomortales der modernen Virtuosität inne hat, denn statt mit solchen seine Zeit auszufüllen, hat er sich, richtig geleitet, in Geist und Wesen der Musik hineingefunden, weil er versteht, was er spielt. Und im Verständniß allein liegt der wahre Genuß. Die Freude aber, ein möglichst schwieriges Stück spielen zu können, möchte ich gleichstellen mit der Genugthuung, die der Turner oder Akrobat empfindet, wenn ihm eine halsbrecherische Uebung gelungen ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Junggesellen-Leiden. Von O. Goldmann. Siehe die Abbildung, Seite 17. — Das kommt davon, wenn man die Jugendzeit vorüberstreichen läßt, ohne sich nach einem warmen und mitfühlenden Herzen umzusehen! Sehen Sie, das kommt davon, mein lieber Herr Registrator! Warum haben Sie damals die Grete Bergemann nicht zum Altar geführt, trotzdem Sie wußten, daß sie Ihnen gut war? Da sprachen allerhand egoistische Gründe dagegen, — da wurde überlegt und überlegt, bis sich's auch Fräulein Grete noch einmal überlegte und ihre niedliche kleine Hand statt Ihnen dem reichen Bäckermeister am Rathhaus reichte! Die Grete ist so glücklich geworden wie sie es verdient hat, und Sie, Herr Registrator? . . Schauen Sie sich nur einmal Ihren blutenden Finger an, — so Etwas passirt nicht, wenn man eine emsig schaltende Hausfrau zur Seite hat! Nun ist's natürlich zu spät, — oder nicht? Sie schütteln den Kopf, — — ei, ei, Herr Registrator, sollte der Nadelstich grünende Johannistriebe in Ihrem Herzen erwecken?! —

Abend an der See. Von Smith-Hald. Siehe die Abbildung, Seite 21. — Es geht nichts über die Abendstimmung am Meeresstrande, wenn die Sonne bereits unter dem Horizont verschwunden ist, und ein matter, duftiger Nebel über dem graublauen Wasser wogt. Mit seltener Virtuosität hat der Maler dieses Zur-Ruhe-Gehen der Natur veranschaulicht, in das freilich noch immer das Hasten und Treiben der Menschheit in ihrer rastlosen Arbeitsamkeit hineinklingt.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Eine „Wohlthätigkeits"-Plauderei. — Es ist Ende Januar, und in einem kleinen Fache meines Schreibtisches befindet sich bereits ein ganz stattliches Archiv von gedruckten und geschriebenen Acten, die sämmtlich auf die verschiedentlichsten „Wohlthätigkeits"-Unternehmungen Bezug haben: Lose, „Lawinen"-Sendschreiben, diese raffinirteste Veranstaltung. Einladungen zu Bazaren, Concerten und Vorlesungen . . .

Das geht natürlich nicht mir allein so. Berlin hat seine „Wohlthätigkeits-Saison", wie es seine Theater-, Ball- oder Ausstellungs-Saison hat; böse, hartherzige Menschen reden sogar von einem „Wohlthätigkeits-Sport", von Uebertreibung, Mißgriffen, von „Landplagen", aber von allen Sports ist dieser doch wohl der erfreulichste, und — lieber des Guten zuviel als zu wenig, lieber einmal ein Mißgriff, als — Gleichgiltigkeit!

„Schon wieder ein Bazar!" huscht es von manchen Lippen wohl im ersten Augenblicke, wenn abermals so ein verdächtiges, sich schon im Aeußeren verrathendes Aktenstück erscheint. Man wird fast ein wenig ärgerlich, — es ist auch zu viel, was von solch' armer Frau verlangt wird! Aber die Berlinerin, — die acclimatisirte, wie die „geborene", — hat Nerven ganz eigener Art! Natürlich schlechte, vermöge deren sie jedoch all das hören, sehen, lesen und mitmachen kann, was man gehört, gesehen, gelesen und mitgemacht haben muß, wenn man nicht blos „verstehen" will, was „kluge Männer sprechen", sondern tapfer sich am „Streite der Klugen" betheiligen, beträfe er nun wissenschaftliche, künstlerische oder was immer für Dinge zwischen Himmel und Erde! Kein Wunder also, wenn eine neue Nummer des Programms zuerst etwas mißtrauisch begrüßt wird!

Diesmal handelt es sich freilich um etwas ganz Besonderes, — um einen Bazar, der unter Allerhöchstem Protektorat steht und bei dem sich die ganze Hof-Gesellschaft betheiligt hat! Es ist ein Drängen, Schieben, Wühlen und Handeln, daß die feinen aristokratischen Finger, die mit der „Branche" doch noch nicht so ganz vertraut sind, alle Noth haben, die kauflustigen Kunden zu „bedienen". Man schlägt gemeiniglich den Bazardienst der thätigen Nächstenliebe nicht allzu hoch an und meint, die Damen thäten es zumeist zu ihrem — Vergnügen. Ich aber muß gestehen, daß ich allen Respect habe vor der Opferfreudigkeit, die immerhin dazu gehört, stundenlang hinter dem Verkaufstische zu stehen, durch persönlichste Liebenswürdigkeit aufzuwiegen, was der „Ware" an anziehenden Vorzügen mangelt, an fremde Menschen die gewinnendsten Lächeln, das beflissenste Entgegenkommen zu wenden, oft zu — verschwenden und mit unverändert freundlicher Miene die oft recht unverfrorene Musterung neugieriger Blicke auszuhalten. Wie die große Menge nun einmal ist, gewährt es ihr stets ein ganz eigenartig prickelndes Vergnügen, sich in einer Gesellschafts-Sphäre, die ihr sonst, als über der ihren stehend, verschlossen ist, zu bewegen und Persönlichkeiten, die sie bisher nur dem Namen nach oder aus respectvoller Entfernung gekannt, in gemüthlicher Nähe beobachten zu können!

Wie viel vornehme Erscheinungen, wie viel bekannte Gesichter! Rechts vom Eingange grüßt uns aus seinem wunderbaren natürlichen Rahmen glänzend weißer Locken das jugendlich frische, eigenartige Gesicht einer bekannten Dichterin, in der sich geniales Künstlerthum mit dem liebenswürdigsten Menschenthum zu einem bezaubernden Ganzen vereinen. Ihr gegenüber waltet die junge Erbprinzeß von F. als anmuthige Gärtnerin, unterstützt von der schönen Gräfin B., und nicht weit davon hat Frau von P.-G. sich unter einem mächtigen japanischen Schirm etablirt. Sie ist eben eifrig dabei, einem jungen Herrn von der japanischen Gesandtschaft die Vorzüge eines — Näh-Necessaires, das in sinnreicher Weise Scheren, Fingerhut und alles sonst Nöthige in Gestalt eines — Gnomen vereint, aus einander zu setzen. Die Japaner sind bekanntlich ganz außerordentlich galante Cavaliere, und so ersteht denn der junge Diplomat das „originelle" kunstgewerbliche Product und wird sofort an einen nächsten Tisch gelotst.

Um vier Uhr muß „ausverkauft" sein, dann schließen sich die gastlichen Räume und in kurzer Zeit herrscht darin wieder die gewohnte, feierliche Stille, — bis sie nächstes Jahr sich hoffentlich dem gleichen Zwecke wieder freundlich öffnen werden.

Ein ganz anderes Gepräge trug der vor einiger Zeit im großen Saale unseres vornehmsten Kunst-Instituts abgehaltene Wildthätigkeits-Bazar. Auch hier hatte man sich nicht mit dem traditionellen Hergange begnügt, sondern neue Hilfstruppen geworben, und diese, im Verein mit den alten, thaten glänzend ihre Schuldigkeit: Bazar mit Abendunterhaltung! Wohlthätigkeits-Concert mit Bazar! Berühmte Künstler hören zu können für verhältnißmäßig geringes Entrée, der Anblick reizender Arrangements von Buden und Zelten mit ihren noch reizenderen Verkäuferinnen, an krystall- und silberfunkelnden Tischen ein Imbiß servirt von „weiblicher Bedienung" im edelsten Sinne des Wortes und — zu verständigen Preisen, der Reiz, in einem vornehmen und interessanten Kreise sich zu bewegen, wie in einer geladenen Gesellschaft, — dies Alles führte ein Publikum zusammen, wie es zahlreicher, animirter und deshalb — gebelustiger nicht gewünscht werden konnte! Das Ganze hatte den intimen Charakter einer Privat-Festlichkeit und das verlieh ihm einen eigenen Reiz. Frau von R. credenzte den Thee mit einer Liebenswürdigkeit, als ob sie die Honneurs ihres eigenen Hauses machte, und die musikalischen Vorträge wirkten, bei aller Vortrefflichkeit des Gebotenen, nur wie eine improvisirte Unterbrechung des heiter geselligen Treibens.

Man hat angefangen, die „Bazare" zu fürchten, denn dem Sturm, welchem man da oft ausgesetzt ist, können selbst die wohlthätigsten Gemüther und gefülltesten Börsen nicht immer Stand halten; — hier aber war nichts von einer lästigen Aufdringlichkeit, sondern nur vornehme Zuvorkommenheit, die tactvoll jedes „Zu viel" in der Bethätigung ihres Eifers zu Gunsten des guten Zweckes vermied, und das sei ganz besonders zur Nachahmung empfohlen.

Schon sehr viel ernsthafter als die Bazare mit oder ohne Concert treten die aus England hier eingeführten „Thee-Abende" für die Sache ein, der sie dienen. Man trinkt Thee, ißt Kuchen und Butterbrot zum Besten von Kinder-Bewahranstalten, von Krankenhäusern, gemeinnützlichen Vereinen ꝛc. Wer sich davon keine rechte Vorstellung machen kann, der folge mir in den herrlichen, neugeschaffenen Saal eines eleganten Conzerthauses, der kürzlich eine solche Gesellschaft versammelt sah.

Eine Karte, die uns von irgend einem Bekannten zugeschickt worden war, und für welche wir ihm sechzig Pfennig schulden, berechtigt zum Eintritt. Den ganzen weiten Raum füllen weißgedeckte, kreuz und quer aufgestellte Tafeln, sodaß nur der nöthigste Platz zum Circuliren bleibt. Bald war der zwölfhundert Personen fassende Saal gefüllt, vorherrschend mit Damen, — dazwischen hier und dort ein schwarzer Rock oder eine Uniform. Man plaudert, begrüßt Bekannte, — selbst Handarbeiten werden sichtbar! — Jeder Tisch bildet eine kleine Gesellschaft für sich, bis der gemeinsame Gesang eines Liedes den offiziellen Theil der Zusammenkunft einleitet. Der Präsident des Vereins begrüßt die Anwesenden, legt Rechenschaft ab über den Stand der Vereins-Angelegenheiten und erläutert für die Fremden Zweck und Ziel derselben, um ihr dauerndes Interesse dafür zu gewinnen. Es handelt sich um „Kinderbewahr-Anstalten", — darum, Müttern, die von Morgens bis Abends dem Broterwerbe nachgehen müssen, die Sorge für ihre noch nicht schulpflichtigen Kleinen abzunehmen, um die Weiterführung und Neugründung von Schulen, in welchen die Kinder von zwei Jahren an den ganzen Tag über verpflegt werden.

Eine solche Schule aus dem fernen Osten Berlins, — jener Gegend, welche mancher „Westender" nur vom Hörensagen kennt, erscheint denn auch mit ihren beiden Lehrerinnen, oder besser, — Pflegerinnen: einer Pastoren-Witwe und ihrer Tochter.

Ein freundliches, rührendes Bild! Die kleine Gesellschaft, — Büblein und Mägdlein, — prangt in ihrem festlichen Staate, in ihrem schönsten: dem rother Backen, dicker Aermchen, strammer Waden! Es ist eine Freude, sie zu sehen und zu hören: ihre kindlichen Productionen, ihre munteren Spiele, ihren frischen Gesang! In der Schulstube an der Weißenburger Straße mag es wohl nicht immer so manierlich hergehen, nicht immer werden die Haare so glatt, die Schürzen, Höschen und — Näschen so sauber erscheinen, und es muß kein leichter Beruf sein für die beiden Frauen, die wie zwei stille gute Engel die kleine Schar begleiten, sie mit leisem Wink und Wort regieren, — an diesem Abende wenigstens! Aber man braucht nur an die Verwahrlosung zu denken, welcher die Kinder der Armuth gerade in den jüngsten Jahren oft ausgesetzt sind, an den nie wieder gut zu machenden Schaden, den Körper und Seele nehmen, wenn alle Pflege fehlt, um den ganzen Segen solcher Anstalten zu begreifen! Sind die Eindrücke der frühesten Jugend doch meist maßgebend für das ganze spätere Leben; sie können zum Segen oder zum — Fluche werden.

Die „Collecte" während der Theepause, in welcher sich der ungezwungen heitere Ton einer geselligen Vereinigung entwickelt, ist selbstverständlich, und, da die kleinste Gabe willkommen ist, braucht sie uns nicht zu erschrecken!

So tritt die „Wohlthätigkeit" in den verschiedensten Gestalten an uns heran. Immer neue Wege sucht sie, das „Bitten" in liebenswürdige, das „Geben" in angenehme Formen zu kleiden, etwas zu bieten, indem sie nimmt und sich die Herzen und — Börsen auf allerlei listigen Umwegen zu erschließen. Diese Bestrebungen sind zu einem wichtigen Factor des hauptstädtischen Lebens geworden, denn, giebt es schon Noth und Elend neben Reichthum und Ueberfluß überall da, wo Menschen in einem Gemeinwesen zusammen wohnen, so werden diese grausamen Gegensätze doch am schärfsten fühlbar in der großen Stadt. Man braucht nicht selbst darunter zu leiden, sondern nur mit offenen Augen durch's Leben zu gehen, um zu begreifen, daß Bitterkeit und trotziges Auflehnen gegen alles Bestehende schließlich das gefährliche Erbtheil des Elendes werden.

Dem Manne, der mit harter Arbeit kaum so viel verdient, um mit Weib und Kind in einem dumpfen Kellerraume die kärglichste Existenz zu fristen, — ist mit der philosophischen Weisheit von dem höheren Ausgleich aller Erdengüter schlecht gedient; — er glaubt nicht an das Evangelium, daß die „Reichen" auch ihre Sorgen, ihren Kummer und ihre Plage haben, die oft gar noch schlimmer sind, als die seinen! — er hält sich an das Positive und bleibt dabei, daß die „Sorge", mit der man spazieren fährt, in prächtigen Villen wohnt, und hinter hell erleuchteten Fenstern Feste giebt, um ein Bedeutendes angenehmer sei, als — Hunger und Kälte! Aber ist die Armuth nun einmal ein unaustilgbarer Fluch des Menschenthums, kann man sie nicht aus der Welt schaffen, so läßt sie sich doch lindern und — versöhnen. Dieser Pflicht ist sich der Reichthum in unserer Zeit fühlbarer denn je bewußt geworden; aus der willkürlich zersplitterten Armenpflege hat sich immer mehr die systematisch organisirte Wohlthätigkeit heraus gebildet, und — Frauen vor Allem sind es, die sich ihrer werkthätig fördernd angenommen, die an dem großen socialen Ausgleichungs-Prozesse ernsthaft mitarbeiten, indem sie ihre freie Zeit und ihre Kraft, statt irgend einem zwecklosen Dilettantismus der echtesten „Frauen-Kunst", — der Sorge für Andere widmen!

Toni Grosse.

Kleine Rathschläge für die Küche. — Chutney. — $^3/_4$ Kilo angefeuchteter Zucker, $^1/_4$ Kilo englisches Salz (das bekanntlich sehr schwach salzt; bei deutschem Salze muß man knapper messen), 125 Gr. Knoblauch, 125 Gr. Zwiebeln, 375 Gr. pulverisirter getrockneter Ingwer, 125 Gr. spanische Pfeffer-Schoten, 375 Gr. Senfkörner, 375 Gr. Sultana-Rosinen, 2 Flaschen guter Weineffig, 30 große, nicht ganz reife Aepfel.

Der Zucker wird mit Wasser gekocht. Knoblauch, Zwiebeln und Ingwer werden im Mörier feingestoßen, die Senfkörner in kaltem Essig gewaschen und in der Sonne getrocknet. Die Aepfel werden geschält, ausgekernt, zerschnitten und in $1^1/_2$ Flaschen Essig weich, fast zu Mus gekocht. Wenn sie kalt sind, vermische man sie mit den anderen Ingredienzen (den spanischen Pfeffer feingeschnitten), und thue den Rest des Essigs dazu, rühre Alles tüchtig durch einander und verwahre es wie Eingemachtes.

Es erübrigt, nochmals ausdrücklich hervorzuheben, daß von sämmtlichen Zuthaten nur Zucker, Wasser, Aepfel und Essig mit dem Kochofen Bekanntschaft machen dürfen.

Durchgeriebene Kalbfleischsuppe (Kalbspurée-Suppe). — Derbes Kalbfleisch aus der Keule kocht man mit Selleriewurzel eine halbe Stunde. Dann nimmt man es aus der Brühe, wiegt es recht fein und thut es mit Zeilsemmel, von der man zuvor die Rinde abschnitt, wieder in die Brühe hinein. Wenn dieses zusammen gehörig durchgekocht ist, schlägt man es durch ein nicht zu grobes Blechsieb, zieht es mit geschwitztem feinen Mehle ab, kocht es noch einmal auf und rührt dann Eidotter und Rahm, die zusammen gequirlt wurden, daran; kochen darf es mit letzteren nicht mehr. Zwei Kilo Kalbfleisch, für 10 Pf. Semmel, drei Eidotter und eine Tasse süßen Rahm ist für eine Terrine, die sechzehn Teller faßt, genügend. Als Gewürz dazu paßt am besten eine Muscatblüthe. — Wenn man noch Hühnerfleisch en filet geschnitten, hineinthut, so wird die Suppe dadurch verbessert.

Curry mit Reis (ostindisches Gericht). — Geflügel (Hühner oder Tauben am besten, sonst Kalbfleisch) wird mit Butter und Wasser gedämpft und klein geschnitten. Mehl, in viel Butter geschwitzt, wird mit einem knappen Eßlöffel Curry-Pulver, einem fein geriebenen Apfel, einer Messerspitze geriebener Zwiebel, einer halben Obertasse süßer Sahne mit obiger Butterbrühe verkocht und über das Fleisch gegossen. Der Reis, der im Verhältniß zur Fleischschüssel reichlich sein muß, darf, wenn man sich streng nach dem Original richten will, nur in Dampf gequollen werden; doch wird im Allgemeinen ein deutscher Gaumen ihn in Bouillon gekocht vorziehen. Beides, Fleisch und Reis, wird in tiefen Gemüseschüsseln angerichtet und nach dem Braten gegeben. Man stellt Dessert-Teller dazu hin, sowie Dessert-Gabeln und -Löffel (keine Messer, das Fleisch muß klein genug geschnitten sein). Die Essenden nehmen die Gabel in die eine, den Löffel in die andere Hand und rühren Fleisch, Reis und Saucen auf dem Teller gründlich durch einander.

Für Anfänger in der edlen Kunst des Curry-Essens empfiehlt sich ein etwas geringeres Quantum des wohlschmeckenden, aber sehr scharfen Pulvers, das in allen größeren Delicatessen-Handlungen zu haben ist. Ein Päckchen zu 60 Pf. reicht etwa zu zwölf Gerichten aus. Das Pulver bewahre man in einer verschlossenen Glasbüchse, weil es sonst an Aroma einbüßt. E. G. K.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Glasbilder. — Ich habe einige Glasbilder für die Laterna magica mit Anilin-Lackfarbe colorirt, bin aber mit dem Erfolg nicht sehr zufrieden. Kann mir eine freundliche Leserin einen Rath in Bezug auf die Behandlung der Farben geben?

Else M. in K.

Unangenehmer Fischgeschmack. — Manche Fische haben einen unangenehmen moorigen Geschmack, den ich trotz aller Zuthaten nicht beseitigen konnte. Vielleicht weiß eine erfahrene Hausfrau für solche Fälle Rath. Anna G. in Wiesbaden.

Kitt für Bernstein. — Läßt sich eine Cigarrenspitze aus Bernstein gut und dauerhaft kitten? F. G. in Halle.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Verwendung von Gratulations-Karten (8). — Aus derartigen Karten läßt sich, wie eine große Anzahl liebenswürdiger Leserinnen einstimmig mittheilt, ein sehr hübscher Wandschmuck herstellen, indem man sie schuppenartig auf ein entsprechend zugeschnittenes dünnes Brett oder Pappe nagelt, sodaß die Reißnägel, welche sich am besten zu diesem Zwecke eignen, immer wieder von den nächstfolgenden Karten bedeckt werden. Ueber die oberste Reihe der Karten nagelt man hierauf ein etwa vier Centimeter breites Atlasband und hängt das Brettchen dann als Wandschmuck auf, wobei der zum Aufhängen verwandte Nagel durch eine Bandrosette verdeckt wird. Die Anordnung der einzelnen Karten muß natürlich dem persönlichen Geschmack überlassen bleiben; auch die Form des Brettchens kann eine verschiedene sein; — sehr hübsch läßt sich z. B. auch die Fächerform zu diesem Zweck verwerthen. — Eine andere, ebenfalls sinnige Art der Verwendung wird von Fräulein L. R. in Berlin mitgetheilt: Dieselbe empfiehlt ein Holz-Tablett zu kaufen, von dem sich der Boden abschrauben läßt. Nachdem man die Karten auf diesem Boden so hübsch wie möglich arrangirt hat, werden sie festgeklebt, dann läßt man vom Glaser eine Glasplatte darüber legen und schraubt nun das Tablett wieder zusammen. Auf diese Weise läßt sich mit geringer Mühe ein reizendes Geschenk anfertigen. Viele Leserinnen.

Einlaufen wollener Wäsche (XVII, 176). — Im Laufe der Jahre habe ich in meinem Haushalte die verschiedensten Waschmittel angewendet und die Reinigung der wollenen Zeuge mit kaltem, heißem und lauwarmem Wasser versucht. Nach meiner Erfahrung hat sich die von Professor Jäger gegebene Anleitung vorzüglich bewährt, sodaß ich sie Ihnen für alle wollenen Stoffe,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

TALISMAN.

Aus dem West-östlichen Divan von Goethe.

Canone a 4 voci uguali*) in modo quasi orientale.

H. DORN.

Tempo moderato.

mf
Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und südli-ches Ge-län-de ruht im Frieden
mf
Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und süd-li-
mf
Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der
mf
Got-tes ist der
ff tr sempre piano
sei-ner Hän-de. Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frie-den
p mf mf
ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hän-de. Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und süd-li-
Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hän-de. Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der
O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frie-den sei-ner Hän-de. Got-tes ist der
sei-ner Hände.
ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hände.
Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hände.
O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hände.
ff tr

*) Für gleiche Stimmen (nur Frauen oder nur Männer) also nicht für gemischten Chorgesang.

gewebte wie gestrickte, bestens empfehlen kann. Man macht ein gutes Seifenwasser (auf einen Eimer rechne ich etwa 100 Gramm Kernseife) und legt die zu waschenden Gegenstände in das warme Seifenbad, das eine Temperatur von 30—34° R. haben muß. Gut zugedeckt läßt man das Zeug eine halbe Stunde ruhig liegen, damit die Wärme zusammengehalten wird, und der Schmutz sich löst; dann erst streicht und staucht man die Wäsche tüchtig durch; doch muß ein Reiben unbedingt vermieden werden, weil alle wollenen Stoffe danach filzen. Mit dem Stauchen fährt man so lange fort, bis das Seifenbad schäumt, ein Zeichen, daß die Seife den Schmutz gelöst hat. Sehr fettige und unreine Stellen bestreiche ich mit Seife und bürste sie mit einer weichen Bürste, immer in gleichem Strich, nicht hin und her fahrend. Meist genügt ein einmaliges Bad zur Reinigung der Wäsche, anderenfalls muß man das Verfahren nochmals wiederholen. Das ebenso warme zweite Seifenbad kann etwas schwächer sein. Nachdem das Zeug abermals eingeweicht und dann getaucht ist, wird es in reinem, lauwarmem Wasser ausgespült, aber nicht gewrungen, sondern nur leicht ausgestrichen. Hausfrau in der Altmark.

Seidenresten (XVII, 88). — Aus alten und neuen Läppchen von Seidenstoff lassen sich sehr dauerhafte Decken herstellen, die sich durch Feinheit und Weichheit auszeichnen und deshalb besonders für das Bett und die Chaiselongue, wie für die Reise geeignet sind. Ein großer Vorzug dieser seidenen Decken besteht darin, daß sie im Winter bedeutend wärmer, im Sommer aber leichter und kühler sind, als Decken aus anderem Material. Die Seidenteppich-Weberei von Anton Herrmann in Donauwörth ist in Deutschland die einzige, die derartige Decken fertigt. Die Länge der gezupften Fäden, nach Belieben gemischt oder nach Farben geordnet, muß 3—6 Cent. betragen. Wenn Sie die Mühe des Auszupfens sparen wollen, so können Sie die Abfallstückchen auch ungezupft einsenden, doch wird dann für das Zupfen von Seidenflicken 1,20 Mark für $^1/_2$ Kilo berechnet. Daraus erhalten Sie eine Decke von 1 Meter Länge und 1 Meter Breite, deren Herstellungskosten 7 Mark betragen. Bei größerer Breite stellen sich die Preise entsprechend höher. M. v. P. in Regensburg.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 4. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 15. Februar 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Gabriele.

Novelle von Otto Roquette.

(Schluß.)

Wie es vorkommt, daß Jemand mit Fassung durch eine Gefahr schreitet und erst im Augenblick, da sie vorüber ist, wie betäubt steht in der Vorstellung von Allem, was ihm hätte begegnen können, — so fühlte Gisela ihre Haltung plötzlich erschüttert. Arno hatte nichts mehr zu befürchten, er nahm Alles leicht, sie aber erlag jetzt der Nachwirkung ihrer Angst, und ein Strom von Thränen brach sich Bahn aus ihren Augen.

Gabriele folgte ihr in ihr Gemach. „Wir wollen einmal allein reden, Gisela!“ begann sie, den Riegel vorschiebend. „Nicht wahr, — sei ganz ehrlich gegen mich, — Du liebst Arno Horst? Nicht nur wie einen Bruder, sondern —“

„Gabriele! Um Gotteswillen, — sage das nicht!“ schluchzte Gisela, an der Gräfin niedersinkend und das Gesicht an ihren Knieen bergend.

„Warum soll ich nicht aussprechen, was Dir doch bewußt und laut im Herzen spricht?“

„Nein, Gabriele! Nein! Dir soll er gehören, Dir! Ihr liebt Euch! Ihr seid für einander geschaffen!“

„Wir Beide? Horst und ich? Jetzt noch?“ rief die Gräfin etwas überrascht. „Ist es etwa diese Vermuthung, die Dich quält? Nun so gebe ich Dir gleich die Versicherung, daß Du Dich täuschest! Horst liebt mich nicht und soll es auch nicht mehr, und ich liebe ihn auch nicht, — nicht so wie Du!“

Gisela sah mit verwunderten Kinderaugen zu ihr auf. „Ihr — liebt Euch nicht? Und nicht von langen Jahren her —?“

„Steh auf und setze Dich zu mir!“ entgegnete Gabriele. „Dein Herz ist reif, denn es liebt, und so will ich Dir erzählen, was zwischen Horst und mir einmal vorgegangen ist.“ Sie berichtete darauf kurz von ihrer Jugendliebe und Verlobung, von ihrer Trennung bis zu ihrer schnell darauf folgenden Vermählung mit dem Grafen Erlach.

Mignon. Von Anna von Wahl. — Siehe Seite 32.

Gisela hörte mit Erstaunen zu. Dann begann sie: „Aber, — verzeih' mir, Gabriele, — wenn Du Arno liebtest, wie konntest Du ihm die Treue brechen?“

„Ich litt und wußte, wie sehr auch er litt, denn er fühlte in Allem leidenschaftlicher als ich. Ich aber bin ein Weltkind, — das stellte sich damals heraus und jede spätere Erfahrung hat es bestätigt. Meine Mutter würde die Verbindung mit Arno niemals zugegeben haben, das stand mir fest. Sollte ich nun möglicherweise zehn Jahre auf günstigere Umstände warten? Auf Glücksfälle, die unsere Heirath gestattet hätten? Und gesetzt, sie trafen ein, — dann war ich unterdessen eine alte Person geworden, — und hatte die Jugend verloren, die ich doch zu genießen wünschte! — Und welche Stellung konnte Horst meinen Ansprüchen bieten? Denn Ansprüche machte ich, wenn sie damals auch noch bescheidener auftraten. Und dann überkam es mich, — Horst war von bürgerlicher, sogar von sehr geringer Herkunft, — ich eine Gräfin! Das Leben in der Gesellschaft mußte mir an seiner Seite verloren gehen. Ich habe die Gesellschaft früh kennen, sogar hassen und verachten gelernt, und doch kann ich nicht ohne sie leben. Das war schon damals so. Ein kurzer Trotz gegen sie, berauscht durch eine Herzensneigung, — er mußte anderen Forderungen weichen. Gleichwohl, glaube mir, Mädchen, ich kämpfte hart in mir, selbst noch über die Entscheidung meines Schicksals hinaus! Diese Entscheidung kam mir durch die Werbung des Grafen Erlach. Damals erschien sie mir wie eine Art von Erlösung, obgleich ich wußte, wie unrecht ich gegen Horst handelte.“

„Aber war das eine Liebe, wenn Du mit vollem Bewußtsein demjenigen ein Unrecht anthatest, der Dich liebte?“

„Eine Liebe, wie Du sie fühlst, Gisela, war es nicht. Ich zweifle auch, ob ich so lieben könnte. Einer Leidenschaft zu unterliegen, — ich schaudere davor zurück, obgleich ich es durchaus verstehe und zuweilen schon eine Art von Neid empfunden habe gegen die Unglücklichen, die es dahin brachten. Ich verstehe, ich anerkenne das Alles, aber die Reflexion kommt bei mir immer dazwischen. Ich vermuthe, die Leute halten mich für eine kalte Natur. Es ist mir ganz recht so. Und nun denke Dir, was aus Horst geworden wäre, wenn er sich an mich gekettet hätte? Er, bei seinem Stolz, dazu bei seiner Warmherzigkeit! Ich hätte sein Unglück werden müssen. Doch das sind so Gedanken, die erst später in mir zur Reife kamen. Meine Schuld gegen ihn mag darum doch dieselbe bleiben, und ich verarge ihm nicht, wenn er sie mir schwer genug anrechnet.“

„Und habt Ihr Euch über diese Dinge später ganz ausgesprochen?“ fragte Gisela schüchtern.

„Nein! Wozu sollte das führen? Ich schätze ihn sehr. Und daß er sich ritterlich für mich betragen hat, steigert meine Achtung, ja meine Freundschaft für ihn.“

„Aber,“ — begann Gisela zögernd, — „wenn er nun vor Dich träte und Dir sagte, daß seine Liebe zu Dir ungewandelt geblieben, wenn er Dich bäte, — ihm dennoch für das Leben die Hand zu reichen —?“

„Dann würde ich ihm sagen: Horst, Sie sind nicht gescheidt! Und ich würde ihm in's Gesicht lachen, so lange, bis er über solche Thorheit mitlachte. Aber für solche Thorheit ist er doch zu gescheidt! Denn er liebt mich nicht, sondern eine Andere, er liebt Dich!“

Gisela fuhr zusammen vor einer Wendung, die so beglückend in ihr Herz klang und glaubte durch ein „Nein! Nein!“ ihrem Zweifel Worte geben zu müssen.

„Es ist, wie ich sagte!“ fuhr Gabriele fort. „Ich habe es genau beobachtet, Dich liebt er, Gisela, Dich! Es ist möglich, daß er es selbst noch gar nicht weiß. Es muß ihm aber eines Tages zum Bewußtsein kommen, und dann — wird er es Dir gestehen. Euer geschwisterliches Verhältniß hat noch einige Wandlungen, — vielleicht sogar eine Prüfung durchzumachen, aber sei getrost, Ihr werdet glücklich werden!“

Gisela bebte vor Erregung und konnte nur die Worte hervorbringen: „Aber Du, Gabriele? Du —?“

„Ich —? Was meinst Du, Gisela?“

„Du willst — einsam durch das Leben gehen?“

„Einsam? Ich bin es eigentlich immer gewesen, sogar inmitten des gesellschaftlichen Treibens. Ich will es nicht verschwören, daß ich mich noch einmal verheirathe. Selbstverständlich würde ich keinen Mann nehmen, der mich tyrannisiren wollte, oder den ich nach Belieben gängeln könnte. Er müßte im Leben hochgestellt sein, dazu gebildet und freidenkend genug, um mir meine Lebenspläne nicht zu stören. Denn ich habe noch besondere Lebenspläne. Du hörst wohl gelegentlich davon. Nun aber komm und laß uns die Familie wieder aufsuchen! Dein Kopfweh ist hoffentlich vorüber?“

Seit diesem Tage wurden Gabriele, Gisela und Horst häufig zusammen gesehen, sodaß beobachtende Leute die Ueberzeugung aussprachen, die Verbindung der Gräfin mit Horst sei so gut wie sicher. Gisela hörte davon nichts und hätte es jetzt auch nicht mehr geglaubt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie fühlte sich im Stillen beglückt. Dieser Ausdruck lag in ihren Augen und in ihren Zügen, und es gesellte sich dazu eine gewisse Scheu und Zurückhaltung, Arno gegenüber, welche die Aufmerksamkeit desselben mehr und mehr erregte. Er war, wenn Gabriele nicht zu etwas Anderem lockte, jeden Abend im Hause der Mutter, und meist zog es ihn schon Morgens dahin. Er fragte sich wohl, was unter solchen Umständen aus seiner gelehrten Arbeit werden sollte? Die Wichtigkeit derselben und die Nothwendigkeit, sie bald zu vollenden, traten, ohne daß er es bitter empfand, mehr und mehr in seinem Denken zurück.

Sollte dieses Werk für's Erste noch nicht zu Stande kommen, so machte dafür ein anderes damals die Runde durch alle Leserkreise. Selbst in der Gesellschaft, wenigstens von solchen, die sich überhaupt um Bücher, wären es auch nur Romane, bekümmerten, wurde es gelesen und brachte Aufregung, Aerger, Widerspruch, auf der anderen Seite Schadenfreude und lachende Zustimmung hervor. Dieses Rumoren, Schelten, Lachen und Fragen nach dem Verfasser war nun schon Wochen lang im Gange, ohne daß die drei freundschaftlich Verbundenen etwas davon bemerkt zu haben schienen.

Und dieses Buch, einen Roman in nur einem Bande, zog der Medicinalrath Homann eines Tages aus der Tasche und reichte ihn Frau Steinberg mit den Worten: „Das Ding müssen Sie lesen' Es ist niemals eine boshaftere Satire gegen die Gesellschaft geschrieben worden. Eine Kenntniß derselben bis in's Kleinste! Eine Kühnheit der Bezeichnung all ihrer Nichtigkeiten, bei alledem eine Vornehmheit des Tones, — ich habe mich daran ergötzt, wie nicht leicht an einem anderen Roman, obgleich die Composition desselben an sich nicht viel sagen will. Das Hauptgewicht liegt auf der Schilderung der Gesellschaft."

Frau Steinberg wendete das sehr vornehm ausgestattete Buch gleichgültig hin und her und sagte: „Doctor, ich habe eigentlich keine Lust, das Zeug zu lesen. Um die Gesellschaft bekümmere ich mich nicht, und der Klatsch, der vermuthlich in diesen Blätter zusammen getragen ist —"

„Keineswegs!" fiel ihr der Doctor in's Wort. „Nicht eine Spur von Klatsch, — wenn auch in der ersten Hälfte eine Anlehnung an gegebene Verhältnisse da ist. Dieselben sind jedoch mehr in's Große umgedichtet."

„Von wem ist denn der Roman?" fragte Frau Steinberg. „Statt des Verfassernamens stehen auf dem Titelblatte nur drei Sterne."

„Ja, von wem ist der Roman? So fragt man aller Orten, muthmaßt, verwirft, streitet, forscht, — ohne dem Verfasser auf die Spur zu kommen. Hier und da ist man der Meinung, der Roman müsse von einer Frau geschrieben sein, weil nur eine solche in weibliche Geheimnisse so genau eingeweiht sein könne. Das wird andererseits, — und auch von mir, — bestritten. In Frauenromanen pflegt die Heldin ein erhabenes, rein ideales Wesen zu sein, der Held aber ein Schwächling, trotzdem er die Fähigkeit gehabt hat, ihr das Herz zu brechen. Ganz anders ist es hier. Der Held ist eine männliche, tüchtige Natur, in knappen Zügen groß angelegt, die Heldin ein halb unbegreifliches Wesen, Gutes und Böses in ihr gemischt, dabei psychologisch nicht unrichtig gezeichnet. Es fallen aber so viele Schatten auf sie, der Verfasser selbst nimmt das Urtheil über sie so streng, ja hart, daß er sie zum tragischen Ausgang führt, — was freilich nicht nöthig gewesen wäre. Eine weibliche Feder würde dergleichen über ihre Heldin nicht verhängt haben. Alles in Allem, — lesen Sie! Es wird Einiges darin erzählt, — vielleicht kommen Sie, eher als Andere, auf den Namen des Verfassers."

„Ich? Was weiß ich denn von solchen Dingen?" rief die Hausfrau lachend.

„Lernen Sie nur erst den Inhalt kennen. Sie werden das Buch, bei diesem herrlich großen Druck, mit Leichtigkeit an einem Abend durchlesen. Gisela und Herr Horst gehen, wie ich höre, in die Oper. Sie kann lange dauern, und so haben Sie reichliche Zeit. Also lesen Sie! Ich verspreche Ihnen eine nicht gewöhnliche Unterhaltung."

Wirklich nahm Frau Steinberg, nachdem Gisela und Horst sich verabschiedet hatten, das Buch zur Hand und begann zu lesen. Sie las und las, mit einem Eifer, wie sie seit lange nicht gelesen hatte, es trieb sie fort von Blatt zu Blatt, bis zur Mitte des Buches. Da mußte sie, halb vor Erschöpfung, halb vor Erstaunen, eine Pause machen. Denn sie hatte nichts Anderes gelesen, als die Jugendgeschichte ihres Pflegesohnes und Gabrielens, bis zu deren Verheirathung. Kam sie selbst, die Mutter, doch auch in dem Buche vor! Freilich in starker Idealisirung. Die Namen waren verändert, an den äußeren Verhältnissen sonst wenig umgestaltet, Held und Heldin mit verstärkten Zügen ausgeprägt. Was sollte denn nun die zweite Hälfte des Romans enthalten? Der Verfasser konnte doch nicht in die Zukunft sehen! Jetzt trieb Neugier die Leserin vorwärts. Allein was nun kam, erregte ihre Theilnahme nicht mehr so sehr. Die Führung der Handlung, die als reine Erfindung nichts mehr mit den gegebenen Dingen gemein hatte, mißfiel ihr, und nach dem jähen Ausgange legte sie ärgerlich das Buch weg. Gerade das, was Doctor Homann besonders gerühmt, die satirische Schilderung der Gesellschaft, machte gar keinen Eindruck auf sie, hatte sie eher etwas abgestoßen. Wer aber, fragte sie, konnte eine so genaue Kenntniß ihrer Familienverhältnisse haben, um sie für diesen Roman zu benutzen?

Schon Tags darauf war der Medicinalrath wieder da und sah nach der Begrüßung die Hausfrau schmunzelnd und fragend an. „Nun? Wie hat Ihnen der Sensationsroman gefallen?"

„Eine schlaflose Nacht hat er an mir verschuldet!" rief sie. „Stecken Sie das abscheuliche Buch nur schnell wieder in die Tasche, daß es Niemand bei mir findet!"

„Aber nun, verehrte Freundin, — ist Ihnen nicht irgend ein Verdacht aufgestiegen, wer der Verfasser sein könnte?"

„Nein, gar nicht! Aber er muß die Nase etwas tief in unsere Hausangelegenheiten gesteckt haben!"

„Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich einen Namen nenne, — übrigens ganz unter uns! Könnte nicht Herr Arno Horst —?"

„Was —?" rief Frau Steinberg fast empört gegen einen solchen Argwohn. „Da kennen Sie meinen Sohn schlecht! Der wird alte Geschichten auch in dieser Manier aufwärmen! Und dazu seine eigene Person so in Pose stellen, noch abgesehen von der Art, wie er die Heldin behandelt!"

Frau Steinberg wollte mit dem Doctor durchaus nicht weiter über den Roman sprechen. Aber die Frage, ob Arno das Buch wohl gelesen haben möge, beschäftigte sie in den nächsten Tagen immer wieder. Sie beobachtete, daß Horst seit einiger Zeit ernster erschien und durch Kleinigkeiten aufgeregt werden konnte, — sie merkte es, wenn er sich auch zu beherrschen wußte. Ganz besonders schien ihn die Frage zu verstimmen, ob Rambert von Zastrow die Gunst erfahren solle, ein Portrait von Gisela zu malen?"

Der Maler war seit dem Balle der Gräfin Erlach ein nicht seltener Gast im Hause der Frau Steinberg. Der Hausfrau gefiel der junge Mann eigentlich nicht so übel, da derselbe klug genug war, sich ihr nur als fröhlicher Künstler zu geben, über dessen Anekdoten und Geschichten aus Italien sie oft lachen mußte. Daß er Gisela etwas den Hof machte, daß er sie gern malen wollte, erschien der Mutter nicht eben als sträflich. Der Wunsch, ein hübsches Bild von ihrer Tochter zu besitzen, machte sich mehr und mehr geltend. Dagegen suchte Gisela immer neue Ausflüchte und konnte sich zu einer Einwilligung nicht entschließen. Nun sollte Horst versuchen, sie zu überreden. Der aber verwahrte sich durchaus dagegen, wollte in der Sache überhaupt nicht mitsprechen. Unter vier Augen zwar theilte er der Mutter mit, daß Rambert alle Gesichter „lila und die Schattentöne violett" male, wodurch Frau Steinberg denn etwas abgeschreckt und zurückhaltender wurde; der Maler aber kam immer häufiger, und sprach er nicht von einem Portrait Gisela's, so unterhielt er sich um so eifriger mit dem Originale. Horst fühlte sich dadurch verstimmt und immer verstimmter. Dazu kam seine Bemerkung, daß Gisela nicht mehr so schwesterlich unbefangen gegen ihn war, daß sie ihm mit einer gewissen Scheu begegnete, mit einer Zurückhaltung, über die er zu stutzen anfing. Und eines Tages überraschte ihn ein Gefühl gegen Rambert, über das er selbst erschrak, da er es als erbitterte Eifersucht erkannte. Die Mutter bemerkte, daß die „Kinder" nicht mehr wie bisher mit einander standen, daß die sonst so lebhafte Unterhaltung jetzt nicht selten stockte, und sie sah Eins um das Andere besorgt fragend an, was denn nur zwischen ihnen vorgegangen sein könne?

Eines Abends war Horst gekommen, um die Stunden bei der Familie zuzubringen. Er hatte einen gedruckten Vortrag über ein künstlerisches Thema mitgebracht, der, von einem berühmten Historiker herrührend, wie er hoffte, den Frauen gefallen würde. Da erfuhr er, daß Zastrow Nachmittags wieder dagewesen sei und nochmals von dem Portrait zu sprechen angefangen habe. Plötzlich begann Gisela mit einer gewissen Schärfe: „Und ich werde ihm um keinen Preis sitzen! In sein Atelier kann ich allein nicht gehen, und selbst in Begleitung möchte ich es nicht. Ja, selbst wenn er mich bei uns im Hause malen wollte, ich ginge nicht darauf ein!" Arno fühlte sich in der angenehmsten Weise einverstanden und gab durch ein Nicken seinen Beifall zu erkennen. Gisela aber fuhr fort: „Ich weiß überhaupt nicht, Arno, wie Du zu einer Freundschaft mit diesem Herrn kommen konntest! Die Verpflichtungen, die Du bei Deiner Heimkehr gegen ihn übernommen, waren jedenfalls übertrieben. Ich vermuthe, er dankt es Dir nicht einmal, denn er spricht niemals davon."

„Wer wird auch auf Dank rechnen?" entgegnete Horst. „Meinst Du nicht, daß ich auch für einen mir völlig Unbekannten in gleichem Falle dasselbe hätte thun müssen?"

Gisela schwieg. Eigentlich bereute sie ihre Rede. Die Mutter aber begann: „Arno, weißt Du, — Du könntest mir etwas recht Liebes anthun! Zeichne Du mir ein Portrait von unserer Gisela! Du warst immer so geschickt darin, trafst alle Gesichtszüge so vortrefflich!"

„Ich?" rief Horst überrascht. „Ich bin aber ganz aus der Uebung. Und dann, Sie haben ja die gute Photographie —"

„Ach, Photographie! Es ist doch etwas ganz Anderes, die Züge meiner Tochter, gezeichnet von meinem Sohne, zu besitzen! Und ich schlage vor, Du beginnst gleich, hier bei der Lampe, und ich lese Euch dabei die Abhandlung über Kunst vor. Was können wir Besseres thun?"

„Nun, wenn es denn sein soll," entgegnete Arno, „so will ich es versuchen. Aber nur in kleinstem Format. Etwa in das Skizzenbüchlein aus Italien, — das heißt, wenn Gisela ihre Einwilligung giebt?"

Gisela lächelte und stand auf, das Skizzenbuch zu holen, und die Mutter war sehr zufrieden, eine ansprechende Unterhaltung in Gang gebracht zu haben. So saßen, während die Hausfrau vorlas, Gisela und Arno einander schweigend gegenüber, dieser seinen Zeichenstift führend, das junge Mädchen nicht ohne Befangenheit vor seinen Augen. Aber in Horst's Mienen stand zu lesen, daß er sich nicht Genüge leistete und eigentlich an seiner Aufgabe verzweifelte. Ob die Mutter als Vorleserin recht aufmerksame Zuhörer hatte, steht dahin, denn Beide schienen innerlich anders beschäftigt. Das währte eine gute halbe Stunde, als die Hausfrau durch das Stubenmädchen mit einer wirthschaftlichen Frage unterbrochen wurde. Frau Steinberg war unzufrieden, entschloß sich aber doch, selbst nach dem Rechten zu sehen. Eine Minute lang saßen Gisela und Arno schweigend allein; da warf Horst den Zeichenstift auf den Tisch mit den Worten: „Gisela, — es geht nicht! Während ich meine dürftige Kunstfertigkeit probire und dabei Deine lieben Augen stets vor mir habe, — möchte ich etwas ganz Anderes ausdrücken, was in meinem Herzen spricht. Liebe Gisela, — theures, geliebtes Mädchen, — ich hatte vergessen, daß Du nur meine Schwester sein sollst, — ich muß Dir etwas, — muß Dir viel sagen. Aber es kann nur unter vier Augen sein —."

Gisela fühlte ihr Herz pochen und einen wonnigen Schauer durch ihre Brust gehen. „Ach, — lieber, guter Arno," — stammelte sie, — „die Mutter muß ja gleich zurückkehren, — ich bitte Dich —!"

„So komme ich morgen früh! Willst Du mich anhören?"

Gisela nickte hoch erröthend. Die Hausfrau trat wieder ein, um ihren Platz einzunehmen. Da fiel ihr Blick auf die noch nicht ganz vollendete Zeichnung, und es war fast ein Freudenschrei, mit dem sie die Aehnlichkeit und die Feinheit der Ausführung begrüßte. „Nun, ist es noch nicht fertig," rief sie darauf, „so vollende es, während ich meinen Vortrag zum Abschluß bringe, damit morgen mein erster Blick auf das liebe Geschenk falle!"

Horst hatte in sich erfahren, daß er Gisela liebe, und gerade die aufkeimende Eifersucht gegen einen Anderen hatte ihm zugleich das Gefühl erweckt, wie tief Gisela mit seinem ganzen Wesen verwebt war. Er konnte die geeignete Tagesstunde nicht erwarten, um dem geliebten Mädchen sein Herz zu eröffnen. Als er aber in das Haus seiner Mutter trat, sagte diese ihm, daß sie ihre Tochter mit einem Auftrage in die Stadt geschickt habe. Sie selbst brauche noch einige Minuten für den Haushalt, er möge inzwischen hinein spazieren. Etwas enttäuscht ging er in den Salon. Aber es zog ihn, in das anstoßende Wohnzimmer Gisela's wenigstens hinein zu blicken, und da er es durfte, betrat er den Raum, der ihm heute wie ein Zauberkreis erschien. Ein wohliges Gefühl durchschauerte ihn, er nahm vom Nähtische eine kleine weiße Stickerei, die ihre Hände berührt hatten, und drückte hastig einen Kuß darauf. Da sah er auf dem Schreibtische ein Buch, dessen Anblick ihn nicht angenehm berührte. Es war der vielbesprochene Roman aus der Gesellschaft. Die Mutter trat ein, und schnell zu ihr gewendet, fragte er: „Hat Gisela dieses Buch wohl gelesen?"

„Ach, das abscheuliche Buch!" rief Frau Steinberg nach einem Blick auf den Titel. Wie kommt denn das auf Gisela's Tisch? Sie muß es von Bekannten mitgebracht haben."

„Sie nennen es ein abscheuliches Buch, liebe Mutter, — demnach müssen Sie selbst es gelesen haben?"

„Nun, ja doch! Der Doctor hat es mir gebracht, — er konnte es den Tag darauf schon wieder mitnehmen. Also Du kennst es auch?"

„Ja, es wurde auch mir von einem Bekannten zugesteckt, weil es Mode macht. Nicht wahr, Mama, es ist recht eigenthümlich belustigend, sich selbst' so portraitirt zu finden?"

„Aber sage mir, Arno, wer kann denn nur der Verfasser sein?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Den habe ich sehr bald erkannt. Es ist Niemand anders als Gabriele!"

„Was? Um Gotteswillen, — Gabriele? Sie schreibt Romane?"

„Diesen wenigstens wird sie nicht ableugnen können. Die Composition ist freilich sehr mangelhaft, aber darauf kam es ihr auch wohl wenig an. Sie hat nur einmal ihre Götzen durchprügeln wollen, trotzdem sie ohne sie nicht leben kann.

„Aber was soll denn das heißen?"

„Als kluge und geistreiche Frau steht sie über der Nichtigkeit der Gesellschaft, ärgert sich an ihr und verspürte endlich Lust, ihren ganzen Spott darüber zu ergießen. Alle diese Schilderungen, Satiren und Karikaturen sind prächtig, ein wahres Brillantfeuerwerk von Laune, Witz und vernichtendem Hohn. Ich finde darin Bemerkungen wörtlich wieder, die ich aus ihrem Munde gehört habe, und ich finde in dem ersten Theile der Erzählung Gespräche, die wir als junge Leute einst geführt haben. Das konnte kein Anderer niederschreiben, als Gabriele!"

„Aber ich kann mich noch gar nicht darein finden!" rief die Mutter. „Es ist doch sehr indiscret! Hast Du mit ihr darüber schon gesprochen? Oder, — hat sie selbst es eingestanden?"

„Wie sollte ich sie darauf hin anreden? Ich werde ihr gegenüber am besten thun, wenn ich von dem Romane gar nichts zu wissen scheine."

„So will ich mit meinem Bekenntniß entgegen kommen!" rief plötzlich Gabriele, hinter dem Thürvorhang hervortretend. Die Mutter erschrak, Horst aber trat mit einer stummen Verbeugung zurück. „Ich habe dort nicht lauschen wollen!" fuhr die Gräfin fort. „In den Salon tretend, höre ich Gespräch in Gisela's Zimmer, will näher kommen, — da vernehme ich, daß ich der Gegenstand der Unterhaltung bin. Einen Augenblick schwankte ich, ob ich mich nicht leise wieder entfernen sollte, — doch es ist besser, ich rede mit und gebe selber Aufschluß. Ja, Tante! — ja, Horst! ich habe das Buch geschrieben, über das so Viele lachen, das andererseits so Vielen unangenehm ist, — Ihnen Beiden auch! Aber nun es heraus ist, lassen Sie uns auch offen darüber sprechen."

Sie nahm neben der Hausfrau Platz und schlug in der Rede einen Ton an, dem man eine innere Bewegung anhörte, die sie auch nicht zurückdrängen zu wollen schien. „Horst irrt sich doch in der Annahme," fuhr sie fort, „ich hätte nur meine Götzen einmal abstrafen wollen. Dieses Gelüst kam erst später. Nein, ich folgte dem Drange, eine Schuld zu bekennen. Das Gefühl dieser Schuld drückte mich im Innersten, Jahre lang, es verbitterte mir auch das Gute, das mir im Leben begegnete. Da kam mir plötzlich der Einfall, die Geschichte meiner Schuld aufzuschreiben, nur für mich, an fremde Augen dachte ich dabei nicht. Aber indem ich schrieb, gestaltete sich Manches doch anders, und als ich an die Katastrophe kam, sah ich mich rathlos, denn ich hatte, als ich zu schreiben begann, noch keine Ahnung, wie die Geschichte, über das eigene Erlebniß hinaus, zu Ende gehen werde. Da erst fiel mir ein, mir durch eine satirische Darstellung des Gesellschaftslebens eine Güte anzuthun, und damit mußte eine neue Fassung und Niederschrift beginnen. Die Composition ist mißlungen, — ich weiß es ja, die Satire aber, die sich als Arabeske durch das Ganze zieht, bereue ich doch nicht. Das Manuscript war nicht nur fertig, sondern sogar schon im Druck, als Horst vor fünf Monaten aus Italien zurückkehrte. Was ich in dieser Zeit von Ihnen, lieber Freund, über Kunst und künstlerische Form gelernt habe, konnte ich leider nicht mehr darauf anwenden."

„Aber liebe Gabriele," begann die Hausfrau, — „wenn Dein Name als der der Verfasserin bekannt werden sollte, — hast Du auch wohl bedacht, daß Du dann in der Gesellschaft, so zu sagen, unmöglich wirst?"

Die Gräfin lächelte. „Unmöglich? Ich glaube nicht. Heftiges Zungenspiel wird es geben, aber das giebt es ja immer und über Alles, und es dauert immer nur bis zum nächsten sensationellen Falle. Wenn ich zum nächsten Winter hierher zurückkehren sollte, — ich weiß, ich brauche nur zu winken, und Alle, die ich haben will, sind lächelnd wieder da. Was sie denken, ist gleichgültig. Demnächst aber will ich verreisen, mir an der Riviera irgend einen hübschen Ort aussuchen und — lachen Sie mich immerhin aus, Vetter Horst! — und die Feder zu einem neuen Roman, der mir durch den Kopf geht, ansetzen. Ich habe etwas in mir entdeckt, was mich angenehm beschäftigen kann. Und da Sie mir nachgewiesen haben, daß selbst ein Homunculus sagen konnte: „Dieweil ich bin, muß ich auch thätig sein," — so ist es über mich gekommen, mich auch als eine Homunculoide zu fühlen. So beginne ich mit dieser Thätigkeit, vielleicht findet sich künftig einmal eine bessere. Nun aber, Horst, sagen Sie ganz ehrlich, sind Sie mir böse, daß ich ein Erlebniß unserer Jugend, unter welchem wir Beide gelitten, so — zu einer eigentlichen Beichte für mich, behandelt habe?"

„Nein!" rief Horst. „Nach diesen Eröffnungen könnte ich es nicht mehr, selbst wenn es mich früher unbehaglich berührt hätte. Von jetzt an können wir gute Kameraden werden!"

„Nun erst kann ich Ihnen ganz danken!" sagte Gabriele. „Sie haben den letzten Druck von meiner Seele genommen!" Sie reichte ihm die Hand, die er, — nicht an seine Lippen drückte, sondern herzhaft schüttelte.

„Ah, da kommt Gisela nach Hause!" rief Gabriele, nach einem Blick durch das Fenster, welchem Horst's Augen hastig folgten. Dann aber, zur Hausfrau gewendet, fuhr sie fort: „Ich habe im Vorübergehen bemerkt, daß Deine Azaleen im Glashause in schönster Blüthe stehen. Laß sie mich doch in der Nähe betrachten, liebe Tante! Gehen Sie mit, Vetter Horst?"

„Ich bedauere —!" entgegnete er. „Ich will Gisela erwarten, — habe ihr etwas zu sagen."

Die Gräfin warf ihm einen glänzenden Blick zu, in welchem etwas Aufforderndes lag. „Vortrefflich. — sagen Sie es ihr!" Sie warf die Worte nur eben hin und fügte halb gleichgültigen Tones hinzu: „Ich bleibe bei der Tante, bis — Sie es ausgesprochen haben."

Horst fühlte, wie ihm die Röthe des Unwillens in's Gesicht stieg. Gabriele mußte erkannt haben, was in ihm vorging, und er glaubte in ihrer letzten Wendung etwas wie überlegenen Spott gehört zu haben. Aber der Groll dauerte keine Minute. War es ja doch seine Absicht gewesen, dem geliebten Mädchen sein Herz zu öffnen. Er hörte ihre Stimme, ihren leisen Schritt im Vorsaale, — jetzt ging die Thür auf, und sie stand vor ihm. Gisela blieb, vor Schreck erröthend, stehen, als sie ihn in ihrem Zimmer fand. Er aber ergriff schnell ihre Hand, mit den Worten: „Gisela, es geht nicht anders, — ich muß Dir sagen, daß ich nicht mehr Dein Bruder sein kann! Ich liebe Dich von ganzer Seele, aber wie ein Mann, der Dich zu seinem Weibe begehrt —!"

Die Azaleen in dem kleinen Gewächshause neben dem Speisezimmer standen wirklich in herrlichster Farbenblüthe. Aber die Hausfrau und Gabriele schenkten ihr nur eine kurze Beachtung. Die Gräfin behauptete, ihrer Tante einmal das Herz ganz ausschütten zu müssen, und da das seit jener unglücklichen Trennung vor sieben Jahren noch nicht geschehen war, fand sie in Frau Steinberg eine willig theilnehmende Zuhörerin. Was gab es nicht Alles zu bekennen, auszusprechen, aus der Vergangenheit wieder zu beleben! Die Frauen bemerkten kaum, daß darüber eine halbe Stunde verging. Da wurden Tritte hörbar, und Gisela und Arno näherten sich Hand in Hand.

„Ach, Mama, — liebe, gute Mama!" rief Gisela mit verlegenem und doch glücklichem Gesicht: „Arno sagt, — es geht nicht anders!"

„Nein!" fiel Horst ein, — „es geht in der That nicht anders! Deine Tochter und ich müssen Mann und Weib werden!"

Die Mutter fühlte, daß ihr vor Ueberraschung die Kniee wankten, und in der Verwirrung konnte sie nur das eine Wort aussprechen: „Geschwister —!"

Gabriele aber applaudirte und lachte: „Bruder und Schwester wie Horst und Gisela dürfen Mann und Frau werden!"

„Mutter!" fuhr Arno fort: „Willst Du mich noch einmal als Deinen Sohn annehmen, um mich für immer zu behalten?"

Das Du klang wie ein Herzenston in das Gemüth der Mutter, und mit offenen Armen umfing sie ihre Kinder.

Nachdem der erste Glücksrausch sich in eine ruhigere Freudenstimmung gewandelt hatte, begann Gabriele: „Vetter Horst! Mit der Composition und Technik dieses meines zweiten Romans sind Sie jedenfalls zufriedener als mit der des ersten? Nun aber beeilt Euch und kommt mir bald auf der Hochzeitsreise nach, an die Riviera, — die Tante mit! Da wollen wir einmal alle zusammen ganz glücklich sein!"

Nachdruck verboten.

„Frauenhaar".

Von Otto Julius Bierbaum.

„Frauenhaar" trag' ich am Hute,
Wie Flachs so weich, wie Seide so fein,
Flirrfädelnd spinnt's im Sonnenschein,
Flott flattert's in den Wind hinein,
Ich trag' es mit fröhlichem Muthe,
Und denke dein,
Mein Seidenhaar,
Die meine Sonne, mein Sehnen war,
Mein Leben im bebenden Blute,
Du Weiche, du Feine, du Gute!

Nachdruck verboten.

Zur Geschichte der Nähmaschine.

Von Heinrich Theen.

Keine Maschine der Erde hat in so kurzer Zeit eine solche Verbreitung gefunden, und selten hat eine wesentlicher zur Verbesserung des Loses einer zahlreichen Menschenklasse beigetragen, als die Nähmaschine, die jetzt sowohl im Palast als in der Hütte zur unentbehrlichen Gefährtin geworden ist. Wie gar manchen Dingen und Erscheinungen aber, so ergeht es auch der Nähmaschine: wir erfreuen uns ihres Besitzes und der Vortheile, die sie uns bietet, benutzen sie Tag für Tag, ohne jemals zu fragen, wie sie entstanden, wie sie allmälig erwachsen sind, wem wir sie verdanken. Es ist uns Menschenkindern genug, daß sie eben existirt, zu wissen aber, welche Mühe und Arbeit es gekostet hat, diesen wichtigen Apparat zu solch' hoher Vervollkommnung zu bringen, in welcher er sich jetzt in unseren Händen befindet, ist uns so ziemlich gleichgültig. Von den Millionen von Menschen, die in der flinken, kleinen Maschine ihre emsige Helferin verehren, werden sicherlich nur ganz wenige der interessanten Geschichte derselben nachgeforscht haben, ja, wir wetten Hundert gegen Eins, nicht der zehnte Theil weiß, wann und von wem die Nähmaschine erfunden wurde, und welche Männer sich hauptsächlich um die Vervollkommnung und Verbreitung derselben verdient gemacht haben. Wir hoffen daher, die verehrten Leserinnen, von denen wohl keine auf die Dienste der getreuen Hausfreundin verzichten möchte, werden uns Dank wissen, wenn wir ihnen im Nachstehenden berichten, wie diese kleine Maschine ersonnen ward, welche Schwierigkeiten ihre Erfinder zu überwinden hatten, und welche Phasen sie durchlaufen mußte, bevor sie sich zu ihrer gegenwärtigen Leistungsfähigkeit entwickelte.

Gewöhnlich wird die Nähmaschine als eine „amerikanische" Erfindung angesehen; genau genommen stimmt diese landläufige Ansicht jedoch mit der Wahrheit nicht überein. In Wirklichkeit sind es vielmehr England und Frankreich, die sich in den Ruhm der Erfindung theilen, da die erste, einigermaßen in Betracht kommende Nähmaschine von einem Engländer in Frankreich hergestellt und in letzterem Staate patentirt wurde. Es war nämlich im Anfange dieses Jahrhunderts, als ein gewisser J. Stone in Paris allerlei Versuche anstellte, um einen Apparat zu construiren, der die mühsame Arbeit des Nähens erleichtere. Stone war ein geschickter Mann, grübelte Tag und Nacht, bis er endlich eine Maschine ersonnen hatte, welche „die Segments-Seiten von allen gewebten Stoffen zusammenfügte und insbesondere bei der Kleider-Anfertigung für Armee und Marine verwendbar wäre". Der Erfinder beantragte auf seinen Apparat ein Patent, welches er denn auch im Februar des Jahres 1805 erhielt. Einem damals veröffentlichten Zeitungsberichte zufolge sollte die Maschine so viel leisten, wie hundert Menschen mit der Nadel liefern können. Wie jedoch aus der durch Zeichnungen erläuterten Beschreibung des Apparates erhellt, war dieser ein in hohem Grade complicirter und darum leicht allerhand Störungen und Beschädigungen ausgesetzt. Ueberdies konnte die arbeitende Nadel, die in Gestalt ganz der gewöhnlichen Handnähnadel glich und nach jedem Stiche umgewendet werden mußte, auf ein Mal keinen längeren Faden fassen, als die letztere, sodaß man die Maschinerie fortwährend anzuhalten hatte, um eine neue Quantität Zwirn einzufädeln. Allerdings verfügte man über eine Anzahl zu gleicher Zeit thätiger Nadeln, allein das wog die sonstigen Mängel und Unzulänglichkeiten des Apparates nicht auf, und deshalb scheint derselbe auch rasch wieder außer Gebrauch gekommen zu sein, wenn er überhaupt jemals zu practischer Benutzung gelangte.

Die erste eigentliche Nähmaschine war, wie die verehrte Leserin aus Vorstehendem ersieht, im Ganzen noch ein recht unvollkommenes Ding, sagen wir: ein todtgeborenes Kind. Allein der immerhin recht gewaltige Gedanke war einmal angeregt und ging nicht wieder verloren. Er wuchs fort und fort in den Geistern der Menschen, wandelte, erweiterte sich, reifte, bis seine Verwirklichung die Form gefunden hatte, die ihr die Lebensfähigkeit verbürgte. Sowohl in der alten wie in der neuen Welt bildeten sinnende Köpfe die Idee weiter aus, und die Frage blieb nur, wem es schließlich gelingen würde, die ursprüngliche Erfindung bis zur practischen Brauchbarkeit zu vervollkommnen. Und recht sonderbar! Dieser Ruhm gebührt im Grunde drei Männern, die zur nämlichen Zeit an der Erfindung arbeiteten, ohne daß Einer von den Bestrebungen des Anderen etwas wußte, und die alle Drei den rechten Weg zum rechten Ziele einschlugen. Freilich wurden auch von anderen Geistern vor ihnen und zu ihrer Zeit allerlei Versuche in dieser Beziehung angestellt, — wir erinnern an den Wiener Schneidermeister Madersperger, an den Engländer Henderson und an die Amerikaner Dodge, Greenough, Corliß und Rogers, — allein die von ihnen ersonnenen Apparate waren nicht viel practischer, als Stone's Maschine, weshalb wir hier nicht näher auf sie eingehen wollen. Hören wir vielmehr jetzt etwas Näheres von den erwähnten drei Männern und ihren Thaten, die die Welt in Erstaunen setzten.

In den zwanziger Jahren unseres erfindungsreichen Jahrhunderts lebte in Saint-Etienne in Frankreich ein ehrsamer Schneider, Namens Barthélemy Thimmonier, dem es recht kümmerlich erging, da es mit seinem Geschäfte nicht recht vorwärts schreiten wollte und seine Kundschaft von Tag zu Tag abnahm. Freilich war der Mann auch ein recht sonderbarer Kauz, denn anstatt auf dem Werktische zu hocken und emsig darauf los zu nähen, saß er stundenlang müßig da und sann und sann und brütete vor sich hin, als wenn er nicht recht bei Sinnen wäre. Doch letzteres war glücklicher Weise nicht der Fall; es war vielmehr nur ein Gedanke, der ihn vom Morgen bis zum Abend beschäftigte und ihn oft genug auch Nachts keine Ruhe finden ließ. Und dieser Gedanke war der: ‚Ist keine Möglichkeit vorhanden, die langwierige und langweilige Arbeit des Nähens auf mechanischem Wege zu vollbringen'? Es wurden die verschiedenartigsten Versuche angestellt und die wunderlichsten Apparate construirt, allein es kam nichts Gescheidtes heraus. Jeder Franken, den er noch einnahm, fiel der ihn beherrschenden Idee zum Opfer: der sonderbaren Maschine mit dem hölzernen Mechanismus, die in der Ecke seiner ärmlichen Dachstube stand, und über die Alle den Kopf schüttelten, denen das ungeschlachte Geräth vor Augen kam. Doch endlich, im Jahre 1829, ist aus diesem Apparat etwas Ordentliches gediehen, und Thimmonier vermochte mit seiner Hülfe zwei Stücke Zeug zusammenzunähen. Unser Schneider sprang drei Fuß hoch, als er das schwierige Problem gelöst hatte, und die Maschine die schönsten Kettenstiche von der Welt vor seinen Augen zu Wege brachte. Alle Leute, welche von diesem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wunderdinge hörten, pilgerten nun zu unserem Schneidermeister und beschauten sich die Maschine, voller Verwunderung zusehend, wie sie zwar langsam und mühevoll, aber doch geschickt und ordentlich die Arbeit verrichtete, zu deren Vollbringung bisher so viele Finger erforderlich gewesen waren. Auch der Regierungs-Ingenieur Beaunier bekam Kunde von diesem Wunderdinge, reiste nach St. Etienne, ließ es sich zeigen und begriff sofort die außerordentliche Tragweite der Erfindung. Er veranlaßte daher den hochglücklichen Schneider, mit seinem Apparat nach Paris zu gehen und wirkte ihm dort das nöthige Patent aus, sorgte auch dafür, daß sich einige bemittelte Geschäftsmänner zusammenfanden, um unter der Firma „Ferrand, Thimmonier, Germain, Petit u. Comp." die Erfindung auszubeuten und zunächst für das begründete eigene, größere Schneider-Etablissement die erforderlichen Maschinen anzufertigen. Das Unternehmen gedieh prächtig, sodaß der Erfinder seine überschwenglichsten Träume noch überboten sah. Mit Lieferungen für die Montur-Depots des Heeres betraut, hatte die Firma allein für diesen Zweck 1841 in der Rue de Sèvres nicht weniger als achtzig hölzerne Nähmaschinen im Betriebe. Leider erlosch der Glücksschimmer bald wieder. In den Arbeiter-Unruhen des genannten Jahres zertrümmerte ein Haufe fanatisirter Schneidergesellen die sämmtlichen Maschinen des Geschäftes, und Thimmonier selbst entging nur mit knapper Noth den mörderischen Angriffen der wüthenden Bande. Die Firma gerieth in Verfall, und unser Schneidermeister mußte Paris den Rücken kehren, fast ebenso arm, wie er einst in die Hauptstadt eingewandert war. Das Glück wollte ihm nicht wieder lächeln, auch später nicht, als er sich mit einem gewissen Magnin verband, der für ihn ein Patent in England erwarb, das hernach an eine Gesellschaft in Manchester verkauft wurde. Der Gewinn war ein karger. Als im Jahre 1851 die große Weltausstellung in London war, sandte er auch seine Maschine dorthin, leider kam sie aber zu spät, und sein Apparat wurde in einem Winkel des Industrie-Platzes untergebracht, wo derselbe unbeachtet verstäubte. Nach sechs Jahren fernerer Noth und Bedrängniß starb Thimmonier — im Armenhause zu Amglepuis am 5. August 1857. Ein trauriges Leben, ein ein echtes Erfinderleben, war ihm beschieden, und dennoch dürfen wir es kaum ein unglückliches nennen. Die Maschine, das Dichten und Trachten seines Lebens, nähte, sie vollbrachte den „Kettenstich" mit einer hakenförmigen Nadel und einem einfachen Faden. Ihr größter Mangel aber bestand darin, daß sie nicht automatisch arbeitete, sondern mit der Hand in Bewegung gesetzt werden mußte.

Wenden wir uns nun nach jenem mächtigen Reiche der westlichen Hemisphäre, das in seinem jungen Leben für die Entwickelung der Industrie schon so Bedeutendes geleistet hat. Vor siebzig Jahren lebte in Massachusetts ein nur wenig bemittelter Müller und Farmer, Namens Howe, der am liebsten mit Maschinen und Räderwerk herumhantirte. Seinem Sohne Elias Howe ging es ebenso, und als derselbe erwachsen war und schon frühzeitig ein ausgesprochenes mechanisches Talent offenbart hatte, wurde er Techniker in den Fabriken von Lowell. Als er hier eine Zeit lang gearbeitet hatte, trat er als Gehülfe bei dem durch sein excentrisches Wesen in der ganzen Stadt bekannten Instrumentenmacher Ari Davis in Boston ein. Dem umsichtigen Meister wurde eines guten Tages des Jahres 1839 das Modell einer Strickmaschine vorgelegt. „Warum baut Ihr nicht lieber eine Nähmaschine?" erwiderte Davis den beiden Bekannten, die ihm ihre Erfindung erklärten. „Eine Nähmaschine!" rief der Eine derselben aus. „Ja, wer die herstellen könnte, der würde ein Millionär!" Das hörte der Gehülfe Elias Howe, der müßig hinter dem Ladentische stand, und von diesem Tage an wollte ihm die Idee einer Nähmaschine nicht wieder aus dem Kopfe. Er grübelte und brütete, allein er vermochte das Problem nicht zu lösen. Erst drei Jahre später, als die Armuth an seine Thüre pochte, ging er ernstlich an den Versuch, den Gedanken, der ihn so lange beschäftigt hatte, zu verkörpern. Er stellte eine an beiden Enden gespitzte Nadel her, war jedoch nicht im Stande, damit etwas auszurichten. Nach langem Hin- und Her-Experimentiren sah er endlich ein, daß er auf falscher Fährte war. Er versuchte von Neuem, indem er zwei Fäden in Anwendung brachte, den einen unter, den anderen über dem zu nähenden Stoffe, und alsdann für den unteren Faden noch eine Art Webeschiffchen beifügte, — und seine Mühe war nicht vergeblich gewesen, das große Werk war in der Hauptsache vollendet. Das geschah im October des Jahres 1844.

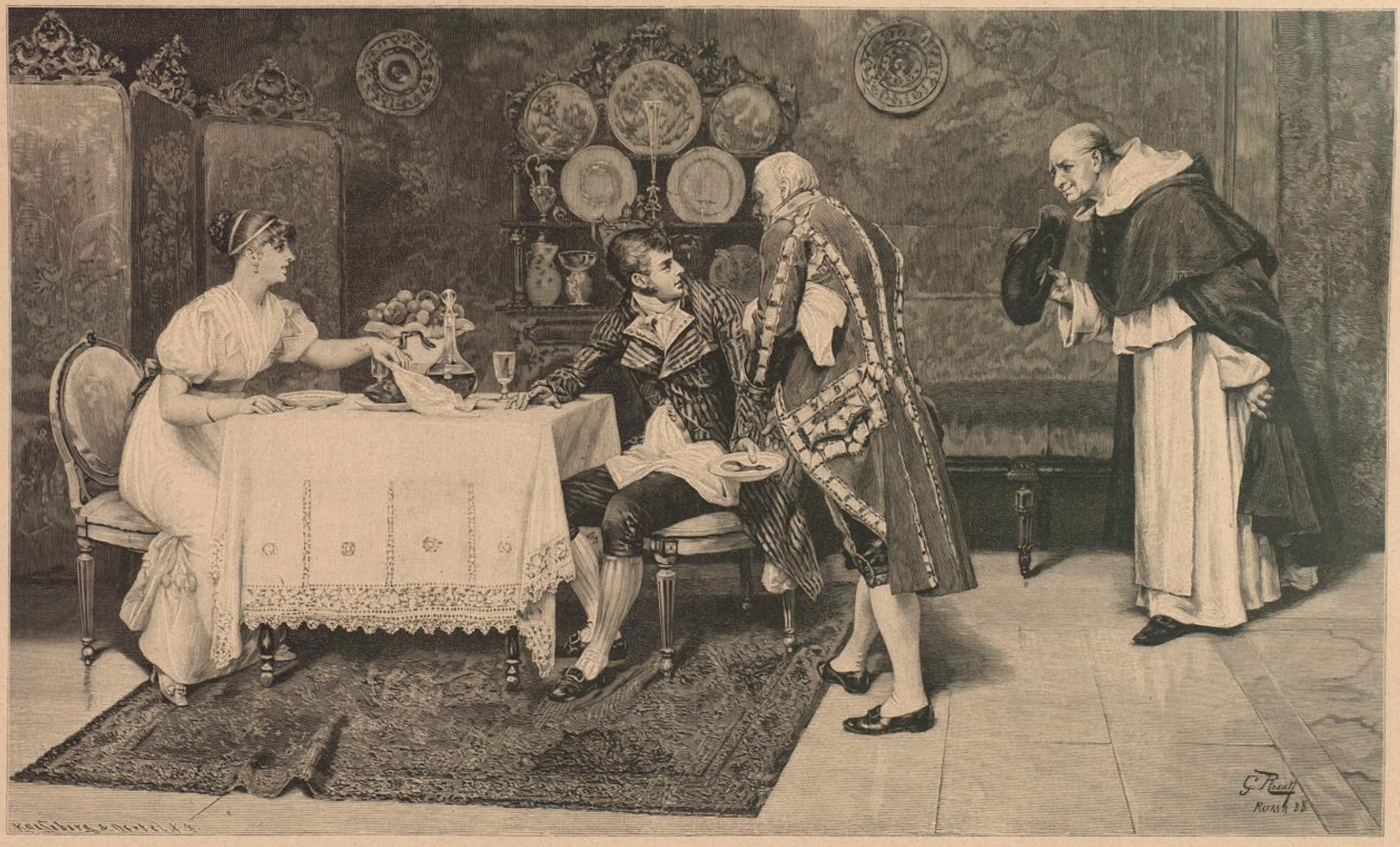
Was aber nun anfangen? Zur Vervollkommnung der Maschine, die im Ganzen noch von ziemlich roher Beschaffenheit war, gehörte Geld, und von diesem besaß unser Howe das Allerwenigste. Er wandte sich an seine Verwandten, allein sie hielten ihn für einen unheilbaren Pläneschmied und behielten ihr Geld hübsch in der Tasche. Endlich zeigte sich einer seiner Freunde, George Fisher, geneigt, eine kleine Summe an die Maschine zu wagen. Er übernahm den Unterhalt von Howe's Familie, aus der Frau und drei Kindern bestehend, bis dieser ein verbessertes Modell hergestellt hatte, mit dem zwei Röcke genäht wurden, der eine für den guten Freund, der andere für Howe. Das Ding war also wirklich practisch, und nun hieß es: vor die Oeffentlichkeit mit der Erfindung, um die Millionen einzuheimsen, von denen man bei dem alten Bostoner Meister gesprochen hatte! Allein zu solchem Ziele schien der Weg noch endlos weit zu sein. Kein Schneider mochte ein solch' gefährliches Ding betrachten, geschweige denn kaufen. Denn was sollte nun weit und breit aus all' den Arbeitern und Arbeiterinnen werden, wenn ein solcher Mechanismus ihre Hände entbehrlich machte? Und wie mußten die Arbeitslöhne im Preise sinken? Das waren gar bedenkliche Fragen, die man sich stellte; das Beste blieb darum schon, man ließ die Sache ganz auf sich beruhen. Auch das Patent für die Erfindung zu erlangen, hatte seine Schwierigkeit, und als er es schließlich 1846 durchgesetzt hatte, da besaß Howe keinen Cent mehr in der Tasche, seine Maschine zu verwerthen. In seiner Noth nahm er jetzt die Stelle eines Locomotivführers an, konnte jedoch die Anstrengungen dieses Berufes nicht lange ertragen. Da er in Amerika mit seiner Erfindung nichts mehr

Die Verstoßene. Von M. Stocks. — Siehe Seite 32.

Photographie-Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Am Fasttage. Von G. Rosati. — Siehe Seite 32.

werden konnte, wollte er sein Glück nun einmal in England versuchen. Das hierzu erforderliche Geld wurde zusammengebettelt, sein Bruder Amasa mit der Mission betraut, und dieser verkaufte die Maschine an einen Corset-Fabrikanten in London, Namens W. Thomas, mußte ihm aber für zweihundertfünfzig Pfund Sterling auch alle Rechte der neuen Erfindung abtreten.

Nachdem die Maschine in andere Hände übergegangen war, wurde die Fabrikation derselben energisch vorgenommen. Da die Erfindung aber noch allerlei Mängel aufzuweisen hatte, wurde Howe veranlaßt, persönlich nach England zu kommen, um dort zu versuchen den etwaigen Fehlern abzuhelfen und die erforderlichen Verbesserungen vorzunehmen. Dafür sollten ihm die Reisekosten erstattet und wöchentlich drei, später vier Pfund Sterling als „Arbeitslohn" gewährt werden. Howe leistete diesem Ansinnen Folge und war redlich bemüht die Maschine noch wesentlich zu verbessern. Diese bürgerte sich nun rasch in England ein, — freilich nicht als Howe's, sondern als Thomas' Erfindung, der später allerdings an dem Apparat noch einige Verbesserungen vornahm. Zwei Jahre stand Howe in den Diensten des Londoner Corset-Fabrikanten, dann geriethen Beide in Uneinigkeit, und die Folge davon war, daß Ersterem gekündigt wurde und er seiner Wege gehen konnte. Er wandte sich jetzt wieder seiner Heimath zu, wo man während seiner Abwesenheit seine patentirte Maschine nachzubauen versucht und ihr eine rasche Verbreitung zu verschaffen gewußt hatte. Erst auf dem Rechtswege vermochte Howe diese Ausbeuter seines Gedankens sich steuerpflichtig zu machen und sich dadurch aus bitterer Noth zu befreien. Zudem associirte sich 1849 ein reicher Kapitalist, Namens Bliß mit ihm, und es währte nicht lange, so stand das Etablissement im Flor, das Howe wirklich die Millionen einbrachte, deren Erwähnung dem jungen Mechaniker-Gehülfen jedenfalls den ersten Anstoß zu seiner bedeutungsvollen Erfindung gegeben hatte.

Von den amerikanischen Fabrikanten war es namentlich Isaac Singer, der bedeutende Verbesserungen mit der Howe'schen Maschine vornahm, und seine Fabrik schwang sich durch vorzügliche Herstellung und fortgesetzte Vervollkommnungen der Construction bald zur größten Nähmaschinen-Fabrik der Welt empor. Und doch, wie klein fing dieser Fabrikant an! Er hatte im Jahre 1850 eine von Howe's Maschinen zu Gesicht bekommen und sorgfältig betrachtet. Nach Hause zurückgekehrt, setzte er sich hin und entwarf eine Zeichnung derselben, die, wie er behauptete und wie es auch der Fall war, verschiedene Verbesserungen aufzuweisen hatte. Nachdem es ihm nach einer Reihe vergeblicher Versuche gelungen war, einen Apparat herzustellen, der seinen Anforderungen genügte und eine tadellose Naht hervorbrachte, reiste er nach New-York und erwarb sich auf seine Maschine das Patent. Als Howe hiervon Kunde bekam, war er außer sich vor Wuth, ging hin und verklagte ihn wegen widerrechtlichen Eingriffes in seine Erfinderrechte. Singer jedoch war ein echter Yankee, der sich durch kein Hinderniß von dem Wege abdrängen ließ, den er zu wandeln sich vorgenommen hatte. Um Howe's Ansprüche zu entkräften, mußte er indessen darthun, daß dieser nicht der erste Erfinder der Nähmaschine war, dieselbe vielmehr schon vor Howe existirt hatte. Und diesen Nachweis führte er. Zufälliger Weise kam ihm ein aus dem Jahre 1832 datirter Brief in die Hände, in dem von einer Nähmaschine die Rede war, die ein gewisser Walter Hunt bereits im Jahre 1832 erfunden haben sollte. Es wurden Nachforschungen angestellt, aus denen sich ergab, daß die Sache ihren Grund hatte; Hunt aber, der immer von einer Idee zur anderen übersprang, ohne die Ausdauer zu besitzen, eine einzige zur Ausführung zu bringen, hatte freilich ein Patent auf die von ihm construirte Maschine erhalten, diese war jedoch noch zu unvollkommen, um einer Verbreitung fähig zu sein, und so hatte er dann die Sache auf sich beruhen lassen. War somit gewiß, daß die Erfindung in Amerika schon vor Howe gemacht war, so steht doch ganz ebenso fest, daß dieser von dem Vorhandensein derselben keine Kenntniß hatte, und daß von Hunt's Maschine auch nicht die kleinste Naht jemals genäht worden ist. Allein der schlaue Singer gewann den Prozeß, und er war es, welcher dem Publicum die Erfindung gewissermaßen aufzwang. Unablässig stellte er seine Maschine aus, machte Reclame dafür, wo und wie er konnte, sann und arbeitete Tag und Nacht, bis sie endlich über den ganzen Erdkreis verbreitet und bei Arm und Reich das unentbehrlichste Hausgeräth geworden ist, als welches wir sie jetzt kennen. Insofern darf Singer's Name niemals unerwähnt bleiben, wenn die Geschichte der Nähmaschine vor Augen geführt wird.

Von dem dritten Manne, der mit der Erfindung der Nähmaschine eng verknüpft ist, nur noch wenige Worte. Erfand er doch die Maschine, ohne daß er es wollte und wußte. Es war ein gewisser Fisher in Nottingham in England, der im December 1844 ein Patent auf die Herstellung „ornamentaler Dessins in Spitzen und Filet auf mechanischem Wege" nahm und in der That einen Apparat erfunden hatte, der im Wesentlichen auf den nämlichen Principien beruhte, wie Howe's Nähmaschine. Als die letztere in England in Aufnahme zu kommen begann, modificirte er seine Erfindung in einigen geringfügigen Stücken und schuf sie dergestalt zur wirklichen Nähmaschine um, der von den competenten Behörden die Priorität zugesprochen wurde, sodaß mit ihr Howe's oder vielmehr Thomas' englisches Patent theilweise erlosch.

Nach der Howe'schen Erfindung wurden alsbald überall Nähmaschinen-Fabriken gegründet, und eine Verbesserung folgte der anderen, sodaß es vollständig gerechtfertigt erscheint, wenn man Howe als den eigentlich bahnbrechenden Geist auf diesem Gebiete betrachtet. Während sich nun in Amerika die Nähmaschine rasch in Fabrik und Haus Eingang verschaffte, sodaß schon im Jahre 1863 etwa drei Viertel aller Näharbeit in New-York auf Maschinen angefertigt wurde, folgte Europa nur langsam nach, und noch in dem zuletzt genannten Jahre wurden in Deutschland nur in kleinen Werkstätten wenige Nähmaschinen gebaut, welche die Concurrenz mit den nordamerikanischen nicht auszuhalten vermochten. In dem genannten Jahre errichteten Pollack und Schmidt die erste deutsche Nähmaschinen-Fabrik in Hamburg, und aus dieser Schule sind zahlreiche kleinere Fabrikanten hervorgegangen. Gegenwärtig ist auch bei uns die Nähmaschinen-Industrie hoch entwickelt und liefert zum Theil bessere Maschinen als Amerika, wenn auch von dort noch viele nach Deutschland eingeführt werden.

Dies ist in flüchtigen Umrissen die merkwürdige Geschichte einer Erfindung, deren Urheber mit vollem Recht den Wohlthätern des Menschengeschlechtes beigefügt zu werden verdienen.

Nachdruck verboten.

Sie macht Gedichte!

Humoreske von H. von Kahlenberg.

Es ist kein Zweifel mehr. Meine entsetzlichsten Vermuthungen haben sich bestätigt, meine fürchterlichste Ahnung hat mich nicht betrogen. Cilly Liephold, meine Cilly macht — Gedichte! Da schlagen doch gleich Apollo und alle neun Musen drein und die 20,000 deutschen Dichter dazu! — Oder haben sie sich seit der letzten Volkszählung wieder um 10,000 vermehrt? — Meine Verzweiflung ist grenzenlos, nur derjenige kann sie begreifen, der, wie ich, noch nie „Herz" auf „Schmerz" gereimt hat, der den Pegasus im gewöhnlichen Leben als eine ziemlich unbrauchbare Abart der Gattung Pferd betrachtet, — nur ein Barbar versteht mich, ein plumper Erdensohn, dessen rohes Gemüth sich zu den höheren Sphären nicht erheben kann! Komm an mein Herz, du treuer Wilder, Bruder in Prosa, und weine mit mir: Cilly, dies Idealbild einer wirthschaftlichen Jungfrau, dies harmlose Lämmchen, dies fleißige Haushühnchen, Cilly birgt in ihrem rabenschwarzen Innern den Dichtenteufel: Beelzebub, den Obersten der Höllengeister, in Person!

Cilly dichtet. Wie ich die Thatsache entdeckt habe? Ach, seit lange schon fühlte ich ein schwarzes Unheil mit Fledermausfittichen in der Luft herumschweben, wieder und wieder zog mich mein warnender Schutzgeist mit magnetischer Gewalt zu dem Lauscherplätzchen am Zaune, von welchem aus ich die Fliederlaube so genau bewachen konnte, in der Cilly des Nachmittags zu sitzen pflegt!

Zuerst handarbeitet sie stets ganz fleißig, aber dann werden die flinken Fingerchen immer müder, — langsam, — langsam geht die Nadel, und schließlich sinkt die Stickerei ganz in den Schoß, das blonde Köpfchen legt sich zurück, und die blauen Augen versenken sich so recht träumerisch und sehnsuchtsvoll in den blauen Himmel. Was sie da oben wohl sehen mögen? — Vielleicht einen gewissen, nicht allzu fernen Hans Bürger. Ich möchte es fast glauben, man glaubt so etwas ganz gern. — Etwas verdächtig ist mir aber dies schwärmerische Himmelanblicken doch! Wenn sie mich doch 'mal so verzückt ansehen wollte wie das geheimnißvolle Etwas da oben!

Das Betreffende muß ihr außerordentlich wohl gefallen! Wie sie lächelt! Und jetzt bewegt sie sogar in höchst verdächtiger Weise ihre Lippen . . . Alle Wetter! — Sollte da etwa? — Ein schauderhafter Verdacht steigt in mir auf. Ich will ja gern glauben, daß sie an mich denkt, wie sich das gehört unter Liebenden, aber so verzückt braucht sie doch bei dem Anblick nicht gerade auszusehen! Gewiß, ich bin ein recht guter, braver Kerl, und einen besseren Mann soll's in der ganzen Welt nicht geben. . . Wenn ich nur nicht so peinlich genau wüßte, daß an meiner Wiege diese verwünschten Frauenzimmer, die Grazien, nicht mit Pathe gestanden haben! Selbst Cilly, auch wenn sie noch so verliebt ist, kann sich darüber keine Illusionen machen. — Aber — wie schwärmerisch sie lächelt, wie begeistert sie aussieht! — Vielleicht bin ich doch hübscher als ich dachte. Die Mädchen haben ja oft einen ganz anderen Geschmack als der Spiegel.

Ich glaube, du bist bis jetzt zu bescheiden gewesen, Hans Bürger, du hast deine Reize etwas zu sehr unterschätzt in deinem Wahrheits-Fanatismus. Etwas Besonderes muß doch an dir dran sein, wenn ein junges Mädchen von Cilly's vorzüglichem Geschmack so entzückt aussehen kann bei dem Gedanken an dich. — Der neue Frack neulich Abend stand mir aber auch vorzüglich, sagte der Schneider, — in dem sieht das liebe Ding mich gewiß da oben in den Wolken herumspazieren.

Das soll jetzt anders werden, ich will mich als Mann von angenehmem Aeußeren fühlen. Nur die Lumpe sind bescheiden, sagt Goethe. Meine selige Mutter meinte schon immer: der Hans ist ein Prachtjunge. Man sieht's nur gar nicht so recht, wie niedlich er eigentlich ist. O, er wird es der Welt schon klar machen! — — —

Heute geschah das Unglaubliche, Unerhörte. Langsam und zögernd, aber doch mit einer gewissen herausfordernden Würde zieht Cilly plötzlich ein roth eingebundenes Büchelchen aus der Tasche. Ein Roman, denke ich, das kann vorkommen an einem so heißen Sommernachmittag. Wie liebkosend sie den rothen Einband streichelt. Gewiß „Die Irrlichter" oder gar „Werther's Leiden". Das wird sie sich bei mir schon abgewöhnen.

Da — ich hätte beinah laut aufgeschrieen vor Ueberraschung. Ein Bleistift! — Gott sei Dank, sie steckt ihn blos in den Mund. Die armen Mädchen haben ja keine Cigarren.

Nein, sie schlägt das Büchelchen auf und fängt an zu schreiben. — Ein schwacher Hoffnungsstrahl will noch in mir aufglimmen: Vielleicht ihr Tagebuch? Aber ich weiß ganz genau, es ist etwas Anderes, Schrecklicheres.

Von meinem Lauscherplätzchen kann ich deutlich sehen, daß es Verse sind, die sie schreibt. Lauter Verse, — die ganze Seite ist schon voll, und wie sie lächelt, wie ihre Wangen glühen! Immer vier Zeilen hinter einander, dann ein Zwischenraum und dann wieder vier Zeilen. Selbst die Einmaleins-Tafel seligen Angedenkens ist mir in ihrer geisttödtenden Regelmäßigkeit und Unerbittlichkeit nie so trostlos, so freudelähmend erschienen, wie diese vielbeinigen Vierzeiler.

Cilly dichtet. Das steht fest. Giebt es denn keinen Milderungsgrund, um die vernichtende Schwere dieser Thatsache abzuschwächen! — Sollte sie dich andichten, Hans Bürger? flüstert die liebe Eitelkeit. Die Schwäche wäre verzeihlich. Wenn man verliebt ist und allein, — einige Menschen rauchen, — andere träumen, — aber die meisten dichten, wenigstens bei uns im lieben Deutschland. — Unsinn, entgegnet eine andere Stimme hart und scharf (das ist wieder einmal mein Alles verneinender Wahrheits-Fanatismus. Ich muß ihn mir doch abgewöhnen). Unsinn, Hans Bürger. Wohin verirrst du dich? Bist du etwa zum Andichten? Gestehe selbst . . .

Ich mußte zugeben, daß die meisten Dichter sich ihre Ideale wohl anders gedacht haben mögen, aber, — trotzdem, liebe Ehrlichkeit, — bedenke doch, Cilly ist verliebt und neulich in dem Frack . . .

Macht der Frack dich etwa schlanker oder größer? sagte die strenge Stimme wieder. Nennen dich nicht alle deine Freunde: Dicker, und behauptete nicht neulich Fritz Bunker unter allseitigem Beifall, daß du dem Kameruner mit seiner Tabaksdose auf ein Haar glichest? . . . Dieser abscheu . . . . Fritz mit seinen Aehnlichkeiten!

Aber das Gesicht, wandte ich wieder ein, meine selige Mutter behauptete doch: . . . Deine selige Mutter war —

Sind diese borstigen Haare, diese Couleur de Mischmasch-Augen und der trotz Migargee noch immer sehr dürftige Bart etwa zum Andichten? Das ist zu stark, brauste ich auf, — ich behaupte gar nicht, ein Adonis zu sein, aber ein angenehmes Aeußeres. . . .

Angenehmes Aeußeres! Schau dich doch nur in dem Spiegel, du Narr! Macht ein junges Mädchen Gedichte an so Einen?

Aber wenn sie mich nicht andichtet, — wen sollte sie denn andichten? Ja — wen? — — —

Von den gräßlichsten Zweifeln gefoltert, schleiche ich wieder an mein Lauscherplätzchen. Richtig, da sitzt auch schon Cilly und schreibt mit glühendem Köpfchen und bebenden Fingern. Natürlich wieder Verse an Ihn. O dieser Er! Eine finstere Entschlossenheit bemächtigt sich meiner. Komme was da will, heute muß es klar werden zwischen ihr und mir. Ich muß diese höchst verdächtigen Verse lesen, ich muß ihn ausfindig machen, an den sie gerichtet sind, und wehe dir, Cilly, wenn mein Verdacht sich bestätigt!

Der schadenfrohe Zufall ist mir günstig. Vom Hause her ruft ihre Mutter. Cilly springt eilends auf und läßt das Buch vertrauensvoll liegen. Mit drei Sätzen bin ich über den Zaun in der Laube. Wie ein Tiger stürze ich mich auf das Buch: Ah, meine Ahnung! —

Natürlich: an Ihn. Weshalb schreibt sie nicht einen vernünftigen Namen! Hans Bürger klingt ihr wahrscheinlich nicht poetisch genug!

„Seit jenem Tage weiß ich's,
Da Du mich zuerst gegrüßt, —

Das ist gelogen, denn damals war sie erst acht Jahre alt.

Daß Du nur und kein And'rer
Der einzig Erkor'ne bist.

Hm, hm. Mir ist's, als ob ich dasselbe schon 'mal irgend wo anders gelesen hätte. Wahrscheinlich so eine allgemeine dichterische Redensart. Der zweite Vers wird schon deutlicher:

Aus Deinen tiefblauen Augen
Ein helles Leuchten drang,
Von Deiner holden Lippe
Tönt süßer Zaubergesang.

Also blaue Augen hat der Cujon und holde Lippen! Meine Augen sind ja wohl Couleur de Mischmasch und der Stoppelbart, — ob man den wohl „hold" nennen kann? — Falsche Katze, die du bist, Messalina, Lucretia Borgia! — — Aber laß doch sehen, was der blauäugige Laffe noch weiter für Vorzüge besitzt:

Durch Deine blonden Locken
Fließt goldnes Himmelslicht,
Aus Deinen edlen Zügen
Die größte Seele spricht. —

Ha, jetzt weiß ich's! Es ist der schwindsüchtige Candidat aus der Johanniskirche. So ein Duckmäuser, natürlich, der gefällt dem poetischen Dämchen! Sie schielte mir auch am vorigen Sonntag schon so verdächtig nach den ‚edlen Zügen':

Wie ich Dich vor mir sehe
So männlich, stolz und frei,
Ich weiß, wie Du ist Keiner
So stark, so fest, so treu.

Scheint ihn ja schon sehr genau zu kennen! Na, da haben wir's endlich:

D'rum muß ich Dich stets lieben,
Mein König sollst Du sein,
Bei Tag und auch in Träumen,
Geliebter, denk' ich Dein!"

Diese Unverfrorenheit! Daß sie sich überhaupt nicht genirt, dergleichen auszusprechen! Kein sittsames, deutsches Mädchen würde so etwas eingestehen. Mag sie ihm doch nachlaufen, die scheinheilige Schlange, die Natter, die —"

„Aber Herr Bürger! . . . Mein Buch! . . . Sie haben es gelesen? — — O Gott!"

Das ist Cilly, — sie ist zurückgekommen, und ich stehe immer noch da, mit ihrem Buch in der Hand. Mir ist's auch ganz egal, daß sie mich dabei ertappt, mir ist überhaupt Alles egal, — ich empfinde sogar eine gewisse Freude, daß sie gekommen ist. In's Gesicht will ich's ihr schleudern, daß sie die raffinirteste Kokette ist, daß ich sie verachte, — sie selbst soll mir Alles gestehen! —

Ich nicke also nur mit dem Kopfe und werfe ihr einen Blick zu, der beim jüngsten Gericht genügt hätte, um die Verdammten in den Tartarus zu schleudern: „Ich weiß Alles!" — Wie roth sie geworden ist. Ich sehe es wohl, sie möchte vor Scham und Verlegenheit in die Erde sinken. — Jetzt fängt sie gar an zu weinen, natürlich, — sie kann sich ja nicht vertheidigen, ich halte den Beweis der Schuld in der Hand, und sie ist entlarvt! —

„Fräulein Cilly!" fange ich wieder an im strafenden Grabeston. „Sie haben ein falsches, unwürdiges Spiel mit mir getrieben, als Sie Hoffnungen erweckten, die Sie nicht erfüllen wollten. Mein Herz ist tief, sehr tief verwundet und gekränkt. Aber ich vergebe Ihnen, Fräulein Cilly, werden Sie glücklich mit jenem Andern, den Sie so sehr lieben." Noch einen zermalmenden Blick auf die zerknirschte Sünderin, und mit der Pose eines Coriolan, der in die Verbannung zieht, näherte ich mich dem Ausgang. . . . Da geschah etwas völlig Unerwartetes, durchaus Unprogrammäßiges für eine derartige hochtragische Scene. Cilly lachte nämlich plötzlich auf, ganz laut und silberhell, und konnte sich durchaus nicht wieder fassen. „Warum gehen Sie denn nicht, Herr Bürger?" Das klang wie das Spottgelächter von tausend Kobolden.

Ich blieb starr stehen in versteinerter Verdutztheit.

„Aber wenn Sie es so genau wissen, so sagen Sie mir doch, an wen das Gedicht ist, Herr Bürger?" Dabei drohte sie fast zu ersticken vor Lachen. „O Sie närrischer Mensch! Was für ein urkomisches Gesicht Sie machen. Es ist zum Todtlachen, — ach, ach! Du bist doch auch ein zu dummer, dummer Hans!"

Dem dummen Hans war nämlich plötzlich ein sehr helles Licht aufgegangen, und er that das Klügste, was er in dieser Situation thun konnte, er stürzte sich auf die lachende Verbrecherin, und dann lag sie in seinen Armen, und sie küßten sich und redeten den tollsten Unsinn, jene verrückte, wunderliche Ursprache der Liebe, für die der Philister kein Lexikon findet, während die Nichtphilister aller Nationen sie von selbst verstehen.

Gedichte macht Cilly nicht mehr, weil sie mit Recht fürchtet, daß ihr Gatte, der sich schon ohnehin sehr viel auf seine tiefblauen Augen und edlen Züge zu gute thut, sonst gar zu eingebildet würde. Nur das eine, bewußte: „An Ihn" hängt unter Glas und Rahmen in meinem Zimmer, und jedesmal, wenn Cilly zu einer kleinen Gardinenpredigt ausholen möchte, halte ich ihr den Talisman entgegen, und sie verstummt vor der Fleckenlosigkeit ihres selbstgezeichneten Heldenbildes.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Aus dem Corsenlande.

Von Eugen von Jagow.

I.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die Corsin zu beneiden sei. Es geht ihr zwar nicht so schlecht, wie den armen Kabylen-Frauen, die man während der Pariser Weltausstellung nicht ohne inniges Mitleid in einem fensterlosen, stallartigen Raume hinter ihrem Webstuhle stumm und in sich gekehrt hocken sah, aber der Corse ist doch weit entfernt, den Deutschen nachzuahmen, der seine kleine Frau nicht selten auf Händen trägt und im Schweiße seines Angesichtes ihr Brod erwirbt. Die Corsin muß alle Arbeit verrichten und alle Lasten auf ihren Schultern oder vielmehr auf ihrem Kopfe tragen. Sie steht nicht nur dem Haushalt, sondern oft auch dem Geschäft vor; sie ist es, die auf dem Felde der heißen Gluth der südlichen Sonne trotzen muß, wenn die Familie zu arm ist, um sich italienische Lohnarbeiter zu dingen, sie hütet die Schweine, sie geht neben dem mit Fruchtkörben beladenen Maulthiere her, oder man sieht sie auch wohl auf diesem oder auf dem flinken corsischen Rosse sitzen und im Trabe Dorf und Stadt durcheilen, mit den nackten Füßen die Thiere anfeuernd, immer thätig, ein weibliches perpetuum mobile, das zum Beharrungs-Vermögen des trägen Gatten in wundersamem Gegensatze steht. Sie theilt da das Los der Spanierin, aber ohne wie diese für ihre harte Arbeit entschädigt zu werden. Wer den schwarz gelockten Sohn Andalusiens nicht nur aus dem Schiller'schen Worte „Stolz lieb' ich den Spanier" kennt, der weiß, daß nicht er, sondern die Frauen die Zügel der Herrschaft in der Hand halten, selbständig und streitbar, wie die Amazonen. Etwas Amazonenhaftes haben die corsischen Frauen freilich auch, besonders wenn es sich um die Vendetta handelt, aber sie sind dem Manne dennoch unterthan; sie werden von ihm sogar nicht selten brutalisirt, sie verrichten Sklaven-, nicht Herren-Arbeit, wie die Spanierin.

In der That ist mir beim Durchstreifen der an Banditen nicht eben armen Insel der schwermüthige Ausdruck in den Gesichtszügen der corsischen Frau als typisch aufgefallen. Der Blick der Sitzenden ist träumerisch zur Erde gerichtet, und der ovale Schnitt des Antlitzes vollendet die Illusion, daß sie und nicht die lebhafte, gluthäugige Italienerin das Vorbild der Rafael'schen Madonnen gewesen sei. Man hat Neapel, — nicht mit Unrecht, — die Stadt der Freude genannt. Von Ajaccio beispielsweise, wo einst der „große Corse", wo Napoleon das Licht der Welt erblickte, möchte ich nicht dasselbe behaupten. Es ist weit eher eine Stadt der Trauer oder, wenn der Ausdruck zu viel sagt, doch wenigstens eine solche, in der man weniger lacht, weniger liebelt und weniger singt, als in Süditalien oder gar in Südfrankreich, gar in Marseille, dieser lebensfrohesten, ausgelassensten Stadt des Erdenrundes, diesem Eldorado aller Flunker-Genies.

Die Corsin gleicht in ihren Zügen und auch in ihrer Tracht der italienischen Schwester, aber sie empfindet anders als diese, und in ihrem Wesen gleicht sie eher der anderen lateinischen Verwandten, der Spanierin. Es fehlt in der That nicht an Gegensätzen zwischen der Italienerin und Corsin, trotzdem diese fast dieselbe Sprache spricht wie jene, und sie so lieb hat, daß sie sich ihrer stets bedient, wenn sie nicht gerade französisch sprechen muß. Gegensätze ferner schon rein äußerlich, in der Tracht! Beide tragen, — natürlich nur in den unteren Klassen der Bevölkerung, — das Kopftuch, das man in Corsica früher die faldetta, heute viel prosaischer mouchoir nennt. Bei der Italienerin ist es so bunt wie deren übrige Tracht, und das Purpurroth herrscht darin vor. Die Corsin dagegen wählt mit Vorliebe ein einfarbig weißes oder gar ein schwarzes Tuch. Letzteres verleitete mich eines schönen Tages in Ajaccio zu einem seltsamen Irrthum. Ich hatte die im italienischen Stil aufgeführte Kathedrale betreten, um mich im Geiste in die Zeit zurück zu versetzen, wo Napoleon hier getauft wurde und um die lange Reihe geschichtlich bedeutsamer Jahre an mir vorüberziehen zu lassen, welche von der Wiege des großen Staaten-Vernichters zu dem Sarge dessen führt, welcher das deutsche Reich neu errichtete. Es war gerade Gottesdienst, und es handelte sich, so schien es mir wenigstens, um einen besonders feierlichen Anlaß, da eine ganz ungewöhnliche Zahl von Nonnen vor mir kniete, die ihre stille Klosterkirche nur selten mit einer städtischen zu vertauschen pflegen. Ich fragte einen neben mir stehenden jungen Mann nach der Ursache ihres Kommens. Der aber sah mich erstaunt an: „Das sind ja keine Nonnen, mein Herr; das sind Frauen und Mädchen aus Ajaccio!" —

Das schwarze Kopftuch, welches auf die dunkle Tracht der dicht an einander Gedrängten tief herabwallt, hatte mich irre geführt. Es erinnert in der That ungemein an die klösterliche Tracht und giebt der Corsin etwas, ich möchte sagen Weltfernes, Weltabgewandtes, was mit ihrem Lose und ihrer Resignation auch ganz im Einklange steht. Es giebt für sie in der That nicht viel Abwechselung, selbst in der Stadt und selbst für die vornehmere Damen-Gesellschaft nicht. Ajaccio besitzt nur ein Theater, das überdies nur kurze Zeit geöffnet ist. Auch die Bälle sind selten, und nun gar in den Dörfern gehört das Tanzvergnügen so sehr zu den Ausnahmen, daß man kaum davon sprechen kann. Es kommt hinzu, daß der Corse durchaus keine musikalische Begabung besitzt, sodaß nicht einmal der Gesang, der doch wie der Wein des Menschen Herz erfreut, den vereinsamten Frauen das einförmige Leben zu versüßen vermag.

Doch kommen wir auf unseren Vergleich mit der Italienerin zurück. Nicht „die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz allein", um mit Hamlet zu reden, „noch die gebeugte Haltung des Gesichtes" ist es, was die Corsin „wahr kundgiebt"; der bedeutsame Unterschied, welcher über allen Schein, ist in den Sitten zu suchen, auf deren einige ich schon soeben hinwies.

Die eheliche Untreue ist in Corsica außerordentlich selten, was man für Rom oder Paris leider nicht behaupten kann, und die Herren Dumas und Sardou würden ihre Zeit verlieren, wenn sie auf dem mittelalterlichen Felsen-Eilande, wo sich zum Theil geradezu patriarchalische Sitten erhalten haben, für ihre Ehebruchs-Dramen nach einem Stoffe suchen wollten. Vielleicht ist diese Thatsache von so hohem sittlichen Werthe, daß manche andere Unsitte, die der Vendetta beispielsweise, durch sie aufgewogen wird.

Eine Frau, die ihren Gatten nach bekannten Pariser Mustern täuschte, würde schwerlich die Zeit übrig behalten, in den drei oder vier letzten Akten eines Dramas mitzuspielen, und die öffentliche Meinung Corsica's würde den Rächer der Familienehre um seiner Blutthat willen einstimmig loben und vielleicht gar einen Poeten zur Abfassung eines vocero begeistern. Unter dem Wenigen, was die Dichter Corsica's auf dramatischem Gebiete geleistet haben, findet sich auch ein „Sampiero", der vielleicht noch mehr als Bonaparte oder Paoli der corsische National-Held ist und den Dolch unbarmherzig in die Brust seines Weibes stieß, weil es, aus zärtlicher Sorge für die Zukunft der Kinder, zu den Genuesen, zum Erbfeinde, geflüchtet war. Es versteht sich ganz von selbst, daß Sampiero der glorreiche Held des Dramas ist. Ein anderer, wohl verstanden nicht corsischer Dramaturg, würde freilich in dem seelischen Widerstreite der Gemordeten zwischen ihren Pflichten gegen Gatten und Vaterland einerseits und gegen ihre Kinder andererseits einen dankbaren Vorwurf finden, — aber in Corsica dürfte er sein Werk nicht zur Aufführung bringen.

Niemand ist gastlicher als der Corse, und der Tourist reist auf der Insel unendlich sicherer, als etwa in der nächsten Umgebung von Palermo oder Cagliari. Aber man will von jenem, gleichviel ob französischen oder nicht französischen Eindringling nichts wissen, der als Colonisator auftritt, oder mit dem Einheimischen in der Beamtenlaufbahn in verhaßten Mitbewerb tritt. Man giert in Corsica so sehr nach Aemtern, daß man sie auch in Frankreich eifrig sucht, aber man mißt mit ungleichem Maße. Man gönnt den Fremden nimmermehr das, was man doch für sich selbst so reichlich in Anspruch nimmt. Die Fälle sind zahlreich, in denen die vornehme Corsin einen Franzosen vom Continent heirathet und in Marseille oder Paris in der Gesellschaft eine Rolle spielt. Aber man sieht es höchst ungern, wenn die Französin durch ihre Verbindung mit einem reichen Erben der uralten corsischen Familien, der Signori und Caporali, ihren europäischen Einfluß in den inneren politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Insel geltend macht. So bekannte mir ein Corse, — um nur ein Beispiel anzuführen, — daß er mit Leib und Seele Bonapartist gewesen sei, daß er aber Victor Napoleon nicht mehr für einen Bonapartisten ansehen könne. Derselbe sei durch seine Abstammung ja ein Italiener, und von den Italienern will man auf der Insel bekanntlich noch sehr viel weniger wissen, als von den „hochmüthigen" Franzosen.

Die Corsin ist fast durchweg ehrbar und sittsam, aber die Ursache dafür ist mehr in den patriarchalischen Sitten zu suchen, als in einer überreichen Liebesfülle ihres Herzens. Soviel ich beobachtet und gehört habe, sind die meisten Ehen sogenannte Vernunftehen, deren Vergleich mit den auf unseren Bühnen verherrlichten Heirathen aus Liebe für den Culturhistoriker gewiß sehr fruchtbar wäre. Man ist in Corsica nichts weniger als romantisch. Die Insel ist zwar überaus fruchtbar, Oliven, Feigen, Citronen und Mandeln spenden ihren Reichthum auch ohne die Pflege der Menschenhand, aber der Anblick der rauhen Felsenwildniß, die jahrhundertelangen Kämpfe gegen die Tyrannei Genua's und Pisa's, die noch heute beliebte Nomadenwirthschaft und das Banditenthum haben jegliche sentimentale Anwandlung von der Bevölkerung ferngehalten. Für diese giebt es in der That nur practische Gesichtspunkte, es sei denn, daß es sich um die Befriedigung gewaltig wuchernden Familien-Ehrgeizes oder eines damit in ursächlichem Zusammenhange stehenden unversöhnlichen Rachebedürfnisses handelt. Und so würden denn auch die jungen Dichter, welche, angelockt durch das romantische Wort „Vendetta", in Corsica den Stoff für eine neue Romeo und Julia-Tragödie suchen, schwerlich auf ihre Reisekosten kommen.

Allerdings ist die Entführung, — und eine kecke, als sie Shakespeare's Held gewagt, — auf der Insel durchaus gang und gäbe. Aber es handelt sich dabei, wie gesagt, meist um eine recht materielle Berechnung. Der böse Vater beispielsweise will mit seiner Tochter höher hinaus, und da es dieser, trotz ihrer Sklavenstellung und dank ihrer energischen Thätigkeit im practischen Leben, nicht an Willenskraft und Stolz fehlt, so nimmt sie eben gegen die Familie und deren ehrgeizige Pläne für den Curmacher Partei und verschwindet eines schönen Tages mit ihm. Nach diesem Akt der Selbsthülfe, der zugleich ein Akt der Erpressung ist, tritt sie mit dem zukünftigen Gatten vor den Richterstuhl des Vaters, der dann meist, um Aufsehen zu vermeiden, nicht nur seinen Segen, sondern auch die von dem eigennützigen Schwiegersohn geforderte Mitgift giebt. Je höher diese ist, um so mehr Aussichten, zu Aemtern und Ehren zu kommen und, — seltsam genug! — das Weib besitzt ein so großes Anpassungsvermögen, daß es, statt darüber verletzt zu sein, daß es bei jener Ehebereckung so zu sagen nur das Mittel zum Zweck war, sich ganz in die Empfindungsweise des Gatten oder Bräutigams hineindenkt, in dessen Interessenkreise lebt und webt und sich so ganz mit dessen Idealen von Macht und Familienobmacht erfüllt, daß sie als Witwe mit bewunderungswürdiger Energie die Familien-Ueberlieferung fortführt, die Kinder mit männlicher Strenge erzieht und sie, wenn es nöthig ist und kein Verwandter für sie Partei ergriff, zur heiligen Pflicht der Rache anhält. Sobald aber der älteste oder begabteste der Söhne herangewachsen ist, so tritt sie, mit nicht minder bewunderungswürdiger, in Europa vielleicht etwas seltenerer Selbstverleugnung demüthig zurück, um sich ihm, als dem „chef" der Familie, unterzuordnen.

So verhielt es sich früher, und so will es die corsische Sitte noch heute. Charakteristisch dafür ist das, was uns die Geschichte aus der Jugend Napoleon's übermittelt hat. Da er in jeder Beziehung bedeutender war, als sein älterer Bruder, so wurde er als der Chef der Familie angesehen. In den von ihm im jugendlichsten Alter geschriebenen und an seinen Onkel, den Cardinal Fesch, gerichteten Briefen entwickelte er in einem wahrhaft väterlichen Tone seine Ansichten über die für seine Geschwister nöthige Erziehung, ohne daß seine doch echt corsische und energische Mutter, die schöne Lätitia, darin auch nur erwähnt wäre. Er war der Stolz seiner Familie, seiner Erziehung hatte man alle Opfer gebracht, und so geschieht es, ich wiederhole es, noch heute. Die ärmste Familie darbt es sich oft unter tausend Opfern ab, um aus dem Lieblinge einen berühmten Mann zu machen, dessen sie sich rühmen darf, einen Offizier, einen Geistlichen, einen Advokaten oder gar einen Regierungsbeamten. Tant pis für die anderen Geschwister. Die mögen sehen, wie sie in ärmlicher Hirtenstellung oder als Tagelöhner oder als Landstreicher das Leben fristen; man opfert sie dem Familiennamen und dem Familienstolze. Unwillkürlich kommen einem da die englischen Majoratsverhältnisse in den Sinn, und in der That, an Beziehungen dazu fehlt es nicht, nur daß man in Corsica minder reich ist. So geschieht es nicht selten, daß sich nur eines der Geschwister verheirathet, damit der Familienbesitz, um den dann die Uebrigen wie Trabanten kreisen, in einer Hand vereint und die Familie mächtig bleibe. Die Casabiancas, welche unter der Republik gegenwärtig die erste Rolle spielen, sind nur durch diese selbstsüchtige und unnatürliche Familienpolitik groß und einflußreich geworden und zur Geheimregierung der Insel gelangt.

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Deutsche Literatur.

Von Klaus von Rheden.

Wenn man den Titel des neuesten Romans von Karl Emil Franzos liest, kann man sich, ohne daß man besonders scharfsinnig zu sein braucht, schon denken, was kommen wird. Der Roman heißt „Judith Trachtenberg" (Breslau, Verlag von Eduard Trewendt), — das ist ein jüdischer Name, und das Judenthum ist nun einmal die literarische Domäne von Franzos, die Quelle, aus der er immer und immer schöpft. Durch seine „Juden von Barnow" hat er seinen Ruf begründet, und von seinen späteren, halb novellistischen, halb culturgeschichtlichen Werken haben stets diejenigen das meiste Interesse gefunden, in denen er jüdische Verhältnisse schildert, die freilich kaum Einer mit so charakteristischer Schärfe und gleichzeitig so poetischer Kraft darzustellen weiß, wie gerade er. Er geht tiefer als Kompert, Bernstein und Mosenthal, die das jüdische Familienleben nur von seiner lichtesten Seite kennen wollten; er zergliedert mit großem Geschick die mannigfachen Ursachen, die das Judenthum, namentlich in den Donauländern und in Süd-Rußland, noch bis in die neuere Zeit hinein in fast völliger Absperrung von ihrer andersgläubigen Umgebung hielten. Durch den culturhistorischen Boden, auf dem seine Erzählungen sich aufbauen, erhöht er den Reiz der Lectüre; es sind keine Liebesgeschichten gewöhnlicher Art, in denen Hans und Grete sich kriegen oder nicht kriegen, sondern Sittenbilder, deren hohe Bedeutung, ganz abgesehen vom rein Künstlerischen, gerade in unseren Tagen nicht zu unterschätzen ist.

Als solch ein Sittenbild aus dem jüdischen Leben zu Anfang unseres Jahrhunderts giebt sich auch „Judith Trachtenberg". Die Erzählung spielt in einer kleinen Stadt Ost-Galiziens, im Hause des reichen Nathan ben Manasse. Judith, seine schöne, rothblonde Tochter, hat das Unglück, dem neuen Gutsherrn Grafen Agenor Baranowski, von dessen Gunst viel für die Bürgerschaft abhängt, zu gefallen, und das noch größere Unglück, den Grafen wieder zu lieben. An eine Vereinigung der Beiden ist natürlich nicht zu denken; der junge Edelmann ist als Judenhasser bekannt, und brächte er es auch wirklich über sich, um die schöne Judith zu werben, — der alte Nathaniel würde dem Grafen in weiser Voraussicht die Hand seiner Tochter ohne Weiteres abschlagen. Der Conflict ist da. Allen Vorurtheilen zum Trotz können die Beiden nicht von einander lassen. Im Taumel seiner Liebe entschließt sich Graf Agenor, von gewissenlosen Burschen unterstützt, zu dem Schurkenstreich einer Scheinehe und Scheintaufe, aber er wird seines, durch ein Verbrechen erkämpften Glückes nicht froh. Ein Zufall enthüllt Judith, die von ihrer Familie und ihrem Stamme verstoßen worden, im fernen Italien die ganze grausame Wahrheit, und gebrochen an Leib und Seele flieht sie in die Heimath zurück. Nun aber erwacht in Agenor bitterste Reue; in Sachsen-Weimar ist derzeitig gerade das neue Civil-Gesetz eingeführt worden, das Juden und Christen ohne Glaubenswechsel die Ehe gestattet, — er läßt sich mit Judith in Weimar trauen, und es gelingt ihm auch, mit Hülfe Metternich's, vom Kaiser von Oesterreich die Anerkenntniß dieser Ehe im Interesse seines Kindes zu erlangen. Weiter wollte Judith nichts; sie wählt freiwillig den Tod, weil sie nach dem, was sie erlitten, nicht Muth noch Kraft zum Weiterleben hat.

Das ist die knappe Skizzirung des Inhalts von „Judith Trachtenberg". So schlicht aber auch die Handlung erscheint, so künstlerisch ist sie verarbeitet. Man kann das Buch nicht ohne tiefgehende Empfindung aus der Hand legen. Einzelne Schilderungen, wie das Begräbniß des alten Nathan und die Heimkehr Judith's aus Italien, wirken in ihrer mächtig zu Gemüth sprechenden Anschaulichkeit geradezu erschütternd. In der Charakteristik erscheint uns die Gestalt des Grafen Agenor, der, — im Grunde seines Herzens eine ehrliche Natur, — im Kampfe zwischen seiner Leidenschaft und den Pflichten, die seine Geburt an die Makellosigkeit seiner Lebensführung stellt, vollkommen die Kraft des Entsagens verliert, — erscheint uns gerade diese Figur am feinsten ausgearbeitet. —

Ebenfalls als ein Sittenbild ist der Roman aus dem elsässischen Leben „Heinrich Farel" von Ludwig Spach (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zu bezeichnen. Der Roman ist nicht im eigentlichen Sinne des Wortes eine Novität, denn er ist fünfzig Jahre alt, aber er erschien ursprünglich in französischer Sprache, und bisher hatte sich merkwürdiger Weise noch Niemand gefunden, dieses bedeutsame Werk, das an meisterhafter psychologischer Vertiefung Flaubert's vielbesprochener „Madame Bovary" zur Seite gestellt werden kann, der deutschen Leserwelt zu übermitteln; — merkwürdiger Weise, denn „Heinrich Farel" ist trotz seines französischen Urtextes ein ganz deutsches Buch, wie es auch deutsche Erde ist, auf der die Erzählung sich abspielt.

Ludwig Spach, der Verfasser, — er starb 1879 in Straßburg, — war ein bekannter elsässischer Geschichtsforscher, der sich unter dem Pseudonym Louis Lavater auch vielfach mit schöngeistiger Thätigkeit beschäftigte. Unter dem gleichen Namen erschien 1834 „Henri Farel", un roman alsacien, in Paris und wurde u. A. durch Girardin und die Sand als eines der besten Bücher der Gegenwart gepriesen. Der Verfasser selbst hatte ursprünglich die Absicht, seinen Roman in das Deutsche zu übertragen; es blieb indessen bei der Absicht. Um so dankbarer müssen wir dem Uebersetzer, dem bekannten Elsaß-Forscher Hermann Ludwig von Jan, für seine ausgezeichnete Verdeutschung sein.

„Heinrich Farel" ist kein Roman für die Freunde der Leihbibliotheken-Lectüre. Es fehlt ihm das, was man gemeinhin unter „Spannung" versteht: eine aufregende, sich überhastende Handlung. Er ist auch kein Roman für junge Mädchen, für die es ja eine eigene und zum Theil ganz vortreffliche Literatur giebt. Er ist, wie wir schon sagten, ein Sittenbild und will als ein solches betrachtet werden. Freilich, — Spach ist kein Sittenschilderer im Sinne des vorgeschrittenen Naturalismus; sein ausgeprägtes Schönheitsgefühl und sein künstlerisches Empfinden mußten ihn auch in den Schilderungen sittlicher Verirrung stets den Weg weiser Mäßigung finden lassen. Und gerade deshalb, — gerade, weil der Verfasser von „Heinrich Farel" es so meisterlich verstanden hat, Abgründe des Lebens aufzudecken, ohne das ästhetische Gefühl in widriger Weise zu verletzen, weil er mit wunderbar sicherer Hand das Menschenherz zu anatomisiren vermochte, ohne uns an das Grausen des Secirsaales zu mahnen, — sei sein Buch auch der deutschen Frau wärmstens und bestens empfohlen. Sie wird in ihm den Genuß finden, den das Werk eines echten Dichters dem, der den Dichter zu verstehen trachtet, immer bereitet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Mignon. Von Anna von Wahl. Siehe die Abbildung, Seite 25. — Kann die reizende Phantasiegestalt Goethe's duftiger und poetischer verkörpert werden als hier, und ist sie nicht die sinnigste Illustration zu dem Duo der lieblichen Mignon und des greisen Harfners:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt,
Ist in die Weite,
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide —!?

Die Verstoßene. Von M. Stocks. Siehe die Abbildung, Seite 28. — Die arme Puppe! — Einstmals war sie gar schön gekleidet und hatte rothe Backen und wundervolle blonde Haare und ein Gesicht wie Milch und Blut. Aber das ist lange her. Da kam zuerst Baby und rupfte die blonden Locken mit den Patschhändchen aus, und dann kam Ami, der Mops, und kostete, ob die rothen Backen wohl etwas recht Leckeres seien, — da hielt natürlich die schöne Farbe nicht stand. Und schließlich gerieth die arme Puppe zwischen Katzen und Hund, und nun ist es ganz um sie geschehen. Welch' tragisches Schicksal, welch' verhängnißvolle Fügung! — Aber der Mensch soll nie verzweifeln, und eine Puppe auch nicht. Vielleicht kommt sie noch einmal in bessere Hände, wird frisch gewaschst und „auf neu" gearbeitet und spielt dann wieder eine Rolle in der Kinderstube, wie vorher! —

Am Fasttage. Von G. Rosati. Siehe die Abbildung, Seite 29. — Bedarf das lustige Bild noch einer Erklärung? — Die Scene spricht für sich, und wer nur ein wenig Phantasie besitzt, wird die Entwickelung der kleinen Komödie sich selbst ausmalen können. Denn eine Tragödie entspinnt aus der Situation sich sicher nicht; dazu hat der Herr Abbate ein zu gutmüthiges Gesicht und, — eine zu feine Zunge. . . .

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Das Ei auf dem Küchenzettel. — Die Osterzeit ist für den Haushalt die eigentliche Eier-Saison, und das gackernde Huhn, als sorgliche Schaffnerin der Hausfrau, ist fleißig dabei, Körbe und Eierständer in der Vorrathskammer füllen zu helfen. Das mehr und mehr sich einbürgernde Frühstück à l'anglais, das durch seinen belebenden Imbiß die Arbeitskraft, die der laufende Tag beansprucht, wirksam erhöht, ebenso das entsprechende Souper im engsten Familienkreise haben das weichgesottene Ei dahin gebracht, nahezu ein Kosmopolit für diese Nebenmahlzeiten auf dem Küchenzettel zu werden. Nicht minder haben sich von der Hütte bis zum Palast die Spiegel- und Rühreier eingebürgert, und dem kleinsten Manne backt heute seine bessere Hälfte ganz leidlich, ohne besondere Kochbuch-Studien, den sogenannten Speck-Eierkuchen. Geduldig fügt sich das Zwillingspaar, — Dotter und Eiweiß, — ob gemeinsam oder getrennt, den willkürlichsten Zusammenstellungen mit anderen Stoffen. Wie könnte man sonst die Recepte zu Omeletten, Soufflés, Puddings, Klößen, Crêmes und Eis-Arrangements, sowie dem embarras de richesse an pikanten Saucen nach hunderten und aber hunderten zählen? „Ein Ei mehr verdirbt nichts!" meint die erfahrene Köchin mit Recht und setzt dabei stillschweigend voraus, es sei die Rede von völlig frischen Eiern, denn sie kennt auch einen zweiten landläufigen Spruch, welcher lautet: „Ein einziges schlechtes Ei verdirbt den ganzen Brei!" Die Doppelfirma, Herr Dotter und Frau Eiweiß, leben, das weiß man, in ihrem engen Häuschen recht friedlich; aber sie sind, gleich allen zartbesaiteten Naturen, ungemein empfindsam. Niemand darf sie schief ansehen oder gar rütteln oder, — was sie noch mehr verletzt, — sie schädlichem Einflusse von außen her aussetzen. Die tüchtigen Hausfrauen wissen das längst zur Genüge. Sie überbieten sich förmlich, ihren Eierbestand im Frühling und Sommer recht fest und geschützt vor der Außenluft, zu umkleiden und zu verpacken. Manche legen aus übergroßer Sorglichkeit die Eier gar in ein Kalkwasserbad; aber, — wehe, — das nimmt Frau Eiweiß ihnen sehr übel. Zwar verträgt sie die Haft in der Flüssigkeit so lange man es will, doch sie schmollt und grollt in der Stille um die eingebüßte Jugendfrische. Befreit man sie nun, und soll sie ihre sonstige Fähigkeit darthun, die feinsten Dunstspeisen und Backwerke aller Art durch die Umwandlung in Eierschaum oder, wie es im Küchenlatein heißt, in „steifen Schnee" wohlgerathen zu lassen, so rächt sie sich gern. Denkt sie doch mit Recht: Ich lasse mir schon viel, sehr viel von Euch gefallen. Ist meine Hingabe z. B. an den Teig mit völligem Aufgeben meines „Ich" noch nicht genug? Ihr habt mich durch das scharfe Kalkbad, in dem Ihr mich gefangen hieltet, gar zu schlecht behandelt; nun lasse ich mich dafür nicht, wie Ihr wollt, in brauchbaren Eierschnee verwandeln.

Wie dem auch sei, immerhin besitzt die Hausfrau im Hühnerei einen Gehülfen, den sie mit Recht „wie ein rohes Ei" anfassen und dem sie zugleich dankbar sein soll, daß er ihr zu Erfolgen reichster Art, zu Ruhm und Ehre auf culinarischem Gebiet verhilft. Allerdings wird auch sie gerade jede Wahlverwandtschaft, die zwischen dem Ei und anderen Stoffen zu Stande kommt, peinlich erwägen und rücksichtsvoll behandeln müssen. Flüchtigkeit mit dem Rührholz, Fahrlässigkeit beim Gewicht oder mangelnde Sauberkeit in den Gefäßen sind allen Erzeugnissen der feinen Küche und Backkammer, welchen das Ei geopfert wird, verhaßt, und dieses übt in solchen Fällen oft grausame Rache. Welche Hausfrau wüßte nicht von mißrathenem Pastenteig oder geronnenem Chaudeau oder zerfallenem Pudding zu erzählen? Kommt aber das Ei durch Schicksalsfügung dazu, seine eigentliche Bestimmung zu erfüllen, und ersteht aus seiner Hülle zum Licht des Daseins ein Küchlein, so vermag uns diese seine Fähigkeit abermals, trotz der gerügten Empfindsamkeit, wohl mit ihm auszusöhnen. Wir genießen den Vorzug, den Küchenzettel, den das Ei ohnehin schon unterstützte, durch die ersten Küken, die wir braten, und welche mit ihrem Duft die ganze Tafel überziehen, um einen Gang zu bereichern.

Nach dem Gesagten empfiehlt es sich daher wohl, daß die Hausfrau beim Ei weniger den besonderen Nährgehalt, als die Vielseitigkeit, mit der es sich den Zwecken der feinen Küche dienstbar machen läßt, — namentlich für die kommende Osterzeit, — als saisongemäß in's Auge fasse, damit sie die Genüsse für Familientisch und Gasttafel dadurch erhöhe! Tony Pauly.

Kleine Rathschläge. — Es sind in letzter Zeit zum Nachtisch, mit Butter und Käse gereicht, kleine Salz-Cakes Mode geworden, die, unter dem Namen „Bismarck" käuflich, mit wenig Mühe auch selbst bereitet werden können. Ein halbes Kilo feines Mehl, 250 Gr. Butter, 32 Gr. Salz, einige Körnchen Cayenne-Pfeffer werden mit einem gut geschlagenen ganzen Ei oder einigen Eßlöffeln Bier verknetet. So fein als irgend möglich ausgerollt, sticht man mittelst eines Ausstechers kleine runde Plätzchen, durchsticht diese gleichmäßig mit einer Gabel, und bäckt sie, bis sie sich ganz hellgelb färben, — etwa 10 Minuten, — in einem mäßig heißen Ofen.

Eine andere Art guter Cakes bereitet man von 32 Gr. Butter, ½ Kilo bestem Mehl, einer guten Prise Salz und 32 Gr. Hefe, die in ¾ Liter lauwarmer Milch vollständig aufgelöst, der Masse zugesetzt und mit verknetet wird, bis das Ganze einen glatten Teig bildet. Mit einem reinen Tuche bedeckt und in einen Napf gethan, bleibt dieser an einer warmen Stelle stehen, bis die Masse aufgegangen ist und sich gut gehoben hat. Auf ein Brett geschüttet, schneidet man mit einem sehr scharfen Messer kleine Streifen, bepudert sie leicht mit Mehl und bäckt sie im mäßig heißen Ofen, bis sie sich ein wenig färben und knusperig geworden sind.

Für eine dritte Art süßer Cakes schlägt man 250 Gr. feinen Zucker mit drei Eidottern und dem zu Schnee geklopften Eiweiß gut durch, giebt ½ Stange feingestoßene Vanille, 6 Gr. pulverisirtes Hirschhornsalz, eine kleine Tasse lauwarme Milch, 250 Gr. Mehl hinzu und läßt den Teig über Nacht stehen. Am Morgen knetet man ihn mit weiteren 250 Gr. Mehl, rollt ihn messerrückendick, sticht ihn zu kleinen Plätzchen aus und bäckt diese wie die vorher angegebenen Arten hellgelb. v. G.

Pfirsiche, auf französische Art eingemacht. Nicht ganz reife Pfirsiche werden geschält, in eine Terrine gepackt und mit kochendem Wasser übergossen, in dem sie vier Stunden liegen bleiben. Auf ½ Kilo Frucht klärt man ebenso viel Zucker, läßt die Pfirsiche in demselben weichkochen, zieht sie vom Feuer und legt sie einzeln in ein Glas. Sobald der wieder zum Kochen gebrachte Zucker ausgeschäumt ist und sich syrupartig verdickt hat, gießt man ihn über die Früchte und fügt ein halbes Glas Rum, Kirschwasser oder Cognac hinzu. J. K.

Ein großer Theehändler Londons hat nach dem Vorbilde der Theefabriken von Ceylon und Assam eine neue Industrie eingeführt. Er fabricirt einen Thee von Hopfen und findet so viel Absatz, daß er nicht im Stande ist, allen Nachfragen zu genügen. Uebrigens ist dies neue Product durchaus nicht billig, im Gegentheile doppelt so theuer, als ein guter chinesischer Thee. Indessen soll ein kleiner Zusatz schon den Geschmack wesentlich erhöhen, und außerdem besitzt der „Hopfen-Thee" keine jener nervenerregenden Eigenschaften, die dem beliebten Getränk sonst nachgesagt werden. F. v. P.

Feine englische schwarze Strümpfe wäscht man am besten auf folgende Art: Man bereitet ein heißes Seifenwasser, wobei der wesentlichste Punkt der ist, daß die benutzte Seife frei von Soda sei, läßt das Wasser erkalten und giebt ihm einen ganz kleinen Zusatz von Bleizucker. Jetzt wäscht man die Strümpfe schnell, wringt sie leicht, spült sie sofort in gesalzenem Wasser, drückt sie zwischen reinen Tüchern trocken und hängt sie, — die Füße nach oben, — zu vollkommenem Trocknen auf. Sie werden so vorzüglich conservirt. E. K.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Instrument für Schwerhörige. — Es soll ein Instrument in Fächerform existiren, welches an den Mund gehalten wird, um das Hören zu erleichtern. Kann mir eine freundliche Mitleserin Auskunft geben, wo man dasselbe kaufen kann?

Frau Commerzienrath E. in M.

Aschburg in Tirol. — Existirt in Tirol eine Aschburg, und wie könnte ich deren Wappen erlangen?

Kamilla S. in J.

Reinigen von weißen Spitzen. — Auf welche Weise lassen sich weiße Spitzen am besten reinigen?

E. St. in Lübeck.

Staniol. — Ich habe eine Menge Staniol gesammelt und möchte dasselbe gern verkaufen, um den Erlös einer hiesigen Suppen-Anstalt zuzuwenden. Würde eine Mitleserin so freundlich sein, mir mitzutheilen, wo man dasselbe am besten bezahlt bekommt?

Clara M. in München.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Goldene Borten (XVII, 136). — Bei sorgfältiger Behandlung lassen sich goldene Borten und Tressen sehr gut reinigen. Nachdem sie abgetrennt worden, legt man sie über Nacht in verdünnten Salmiakgeist (etwa 10 Gramm auf ¾ Liter Wasser). Am anderen Morgen kocht man venetianische oder eine andere gute milde Seife, mit Regenwasser und einer frischen Ochsengalle zu einem dünnen Brei, bestreicht die nassen Borten damit und drückt und zieht sie in der Seifenlauge hin und her, wobei sie noch einige Male mit Regenwasser angefeuchtet und mit dem Seifenbrei bestrichen werden. Tressen behandelt man am besten auf einem Rollholz zwischen zwei nassen Tüchern. Nach genügender Reinigung erhalten sie Farbe und Glanz durch eine Appretur, die man aus pulverisirtem Gummi Arabicum, etwas Safran, ¼ Liter Wasser und ¼ Liter Branntwein herstellt. Diese Theile werden in einem Topfe heiß gemacht und durch ein Tuch gepreßt. Nach dem Erkalten streicht man die Flüssigkeit mit einem feinen, zarten Bürstchen auf die Tressen und Borten und hängt sie dann zum Trocknen auf. Frau Selma v. K. im Elsaß.

Grüne Seife (XVII, 152). — Bei uns im Hause werden alle alten Fettabfälle, Talg, Schwarten, Schinkenknochen und dergl., angesammelt, um daraus Seife zu kochen. Und was für eine schöne, feste weiße Seife liefern diese unansehnlichen Abgänge! Ja selbst aus der rückständigen Lauge gewinnen wir noch unter Zusatz von Talg, Seifenstein und Kolophonium eine sehr nutzbare braune Seife! Früher wurde auch grüne oder Schmierseife in unserer Wirthschaft bereitet, sodaß ich Ihnen einige Andeutungen über ihre Herstellung machen kann. Im Unterschied von den harten Seifen werden zu den Kali- oder Schmierseifen flüssige Fette, wie Thran, Hanf-, Rüb-, Lein-, Mohnöl und Pottasche benutzt. Die gute grüne Seife erhält ihre eigenthümliche Farbe durch Hanföl, das zu ihrer Bereitung gebraucht wird; im Handel müssen's freilich oft Färbemittel, wie Indigo, thun, ebenso wie da häufig die kleinen weißen Krystallkörnchen, die das Kennzeichen einer guten Schmierseife bilden, auf künstliche Weise durch Stärke hervorgerufen werden. Im Allgemeinen verwendet man auf zwei Theile Hanföl einen Theil Pottasche. Je nach dem Zusatz von Kali und dem stärkeren oder schwächeren Abdampfen bekommt die Seife mehr oder minder Consistenz. Durch Erfahrung lernt man bald, welcher Grad von Dichtigkeit am zweckmäßigsten ist, damit sie recht weich und geschmeidig wird, ohne flüssig zu sein. Da kein Salz hinzugefügt wird, so ist die grüne Seife wegen ihres großen Glyceringehaltes auch als Waschmittel für spröde, rauhe Haut vortheilhaft zu verwenden.

Pfarrfrau in Pommern.

Seiden-Abfälle (XVII, 192). — Es ist eine gute Idee, Abfälle von seidenen Stoffen zu wohlthätigen Zwecken verwenden zu wollen, und es bedarf vielleicht nur der Anregung, um andere Damen zu ähnlichem Thun zu veranlassen. Wie viel Stückchen schöner, werthvoller Seide werden achtlos bei Seite geworfen oder wandern in den großen Lumpenbeutel, wo sie kaum einige Pfennige einbringen, während sie bei richtiger Verwerthung einen viel höheren Ertrag ergeben könnten! Wenn Fecht-, Frauen- und andere wohlthätige Vereine die Sache in die Hand nähmen, zur Sammlung aufforderten und überall Sammelstellen errichteten, ließe sich gewiß eine recht hübsche Summe zusammenbringen. Wie bedeutende Erfolge sind im Laufe der Zeit durch den Erlös von mannigfachen, an sich unbedeutenden und für werthlos gehaltenen Dingen erreicht worden! Wie manches Kind hat zu Weihnachten eine Festfreude erhalten durch den Ertrag von gesammeltem Cigarren-Abschnitten! Welche Einkünfte haben sich ergeben aus der Ansammlung und Verwerthung von gebrauchten Stahlfedern, Briefmarken, Fahrscheinen, Korken, Staniol ꝛc. ꝛc. — Was die Seidenreste betrifft, so können dieselben vielfache Verwendung finden; ich erinnere nur an die aus gezupften Seidenfäden gewebten Decken (siehe Antwort „Seidenrestchen" in voriger Nummer), an kleine Deckchen aus achteckigen Stücken in mosaikartiger Zusammenstellung, an die Verwendung zu Puppen-Anzügen ꝛc. In England hat der Verein deutscher Lehrerinnen Seidenläppchen zur Anfertigung von Hampelmännern benutzt, und durch den Verkauf dieses niedlichen Spielzeuges eine nicht unerhebliche Summe für die Vereins-Krankenkasse zusammengebracht. Sammel-Biene in Magdeburg.

Gänseleber-Pastete (16). — Von schönen, weißen Lebern wird der dritte Theil mit ebenso viel Speck zwei bis drei Mal durch die Fleischmaschine getrieben; die beiden anderen Drittel werden in schöne, nicht zu dicke Scheiben geschnitten und, mit Salz und weißem Pfeffer bestreut, eine Weile stehen gelassen. Zuvor setzt man frische Trüffeln (auf ein Pfund Leber eine Trüffel in der Größe einer kleinen Kartoffel), die natürlich von allen Erdtheilen gesäubert und geschält sind, mit französischen Chalotten, etwas Nelken, englisch Gewürz, Pfeffer und soviel Rothwein, daß Alles bedeckt ist, an, und läßt es ganz allmälig kochen, bis der Wein vollständig verdunstet ist. Sodann werden die Trüffeln vom Gewürz befreit, in kleine Stücke geschnitten, die Leberschnitten damit gespickt und der Rest mit den feingewiegten Chalotten in die Farce gethan. Nachdem letztere genügend gepfeffert und gesalzen ist, wird dieselbe mit den Leberschnitten schichtenweise in die dick mit Butter ausgestrichenen Büchsen gelegt und zwar so, daß zuerst und zuletzt Farce kommt, und 1½—2 Stunden, je nach der Größe, im Marienbade gekocht. Die Büchsen dürfen nur ¾ voll gelegt werden und müssen, wenn das während des Kochens heraufsteigende Fett die Oberfläche nicht ganz deckt, zum Aufbewahren nach vollständigem Erkalten mit Schweinefett vergossen werden.

H. S. in Dresden.

Wandschrank aus Eichenholz geschnitzt.
Von J. A. Eyssler in Nürnberg. 88 Cent. hoch, 69 Cent. breit, 58 Cent. tief. M. 50.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Str. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 5. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. März 1891. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Zwei alte Jungfern.

Erzählung von A. Trinius.

Es ist eine alte Geschichte, und wohl Jeder hat sie schon am eigenen Herzen erfahren, daß die Eindrücke der Jugendzeit am treuesten und unverwischbarsten sich uns erhalten, daß Alles, was die Kindheit an Wolken und Sonnenschein uns brachte, uns als Erinnerung durch's ganze Leben begleitet, ja mit dem zunehmenden Alter an Schärfe und Klarheit gewinnt, während alles Dazwischenliegende mehr und mehr mit einem grauen, die Umrisse verhüllenden Schleier sich umspinnt. Denn das Kindesgemüth ist noch ein reines, unbeschriebenes Blatt. Was hier das Schicksal einträgt, hat dauernden Bestand, denn es vermag noch feste, tiefe Wurzeln zu fassen auf jungfräulich unberührtem Boden. Die Bilder unserer Jugendzeit, mögen sie noch so eng umrahmt, noch so farbenarm sein, uns dünken sie nicht nur ein Ausschnitt aus der großen Welt, sondern die Welt selbst; die Menschen, die unseren frischen Lebensweg durchkreuzen, sind uns Vertreter der ganzen Menschheit, und nach ihnen formen wir uns im Stillen ein Urtheil, wägen wir mit feinstem Empfindungsvermögen Haß und Liebe, Abneigung und freudige Begeisterung ab. Der beste Menschenkenner bleibt das Kind; alle später angeeignete Philosophie und Seelenkunde leiht uns nicht mehr die Treffsicherheit, mit welcher ein Kind blitzartig in seinem Urtheile über Gut und Böse entscheidet. Die Jugendzeit ist der wahre und ergiebigste Nährboden der Phantasie, aus welchem der spätere Dichter und Künstler seine Kraft saugt und, sich oft wohl selbst unbewußt, seine besten Anregungen, Stimmungen und Gestalten schafft. An die unscheinbarsten Dinge, oft nur an eine Farbe, einen Geruch, eine Bewegung, knüpft sich für uns bis an's Lebensende die Erinnerung an Menschen und ganz bestimmte Vorgänge aus unserer Jugendzeit. Von einer solchen Erinnerung möchte ich hier erzählen.

Ich mochte ungefähr acht Jahre alt sein, als ich eines Tages begann, die meisten unserer deutschen Classiker und Componisten mit Haut und Haaren aufzuessen. Freilich muß ich sofort kleinmüthig hinzufügen, — nur im Bilde. Es waren nur thalergroße, runde, weiße Zuckerscheiben, die stark nach Pfefferminze dufteten und auf der einen Seite das wohlgetroffene Brustbild irgend einer Zierde unserer Literatur oder Musik in plastischer Wiedergabe zeigten und darunter den Namen des betreffenden Opfers meines Vernichtungsdranges. Auf diese Weise, die sich mir ebenso wohlfeil als einschmeichelnd gab, gewann ich verhältnißmäßig früh einen nicht zu verachtenden Einblick in die Welt der schönen Künste, und ich darf, ohne in Ruhmredigkeit zu verfallen, wohl versichern, daß ich mich, trotz des starken Pfefferminzduftes, mit Ernst und Eifer der gestellten Aufgabe unterzog.

Für immer verknüpft aber mit diesen Zuckerscheiben bleibt für mich das Doppelbild zweier alten Jungfern, von denen die eine mich liebenden Herzens so früh in das Studium der Classiker einführte. Sie wohnte mit ihrer Schwester im zweiten Stockwerke des Häuschens, in das wir kurz vorher eingezogen waren. Schon wenige Tage darauf, es war ein Sonnabend, brachte ich im Triumph das erste Zuckerbild mit herab in unsere Wohnung, um fortan jeden Sonnabend Abend mit gleicher Gabe das Altjungfernheim zu verlassen.

Erfurt bot damals noch nicht das geräuschvoll moderne Bild wie heute. Der ganze süße Dämmer mittelalterlicher Poesie lag noch auf den Plätzen, Straßen und über dem Gewimmel seiner krummen Gäßchen mit ihren Winkeln, Ecken, Giebeln und den tausend Heimlichkeiten. Noch galt die Stadt als eine achtunggebietende Festung. Umwehrt von Mauern, Wällen, Thürmen und Thoren, schlang sich ein doppelter Wasser- und Wallkranz um die vielthürmige, alte deutsche Reichsstadt, mit schattigen Wandelgängen und malerischen Ausblicken. Das flotte, fröhliche, täglich sich wiederholende Schauspiel militärischer Uebungen und Aufzüge schuf einen eigenartigen Gegensatz zu der damals noch mit aller Pracht und Herrlichkeit sich entfaltenden Macht der katholischen Kirche und war jedenfalls dazu geeignet, der kindlichen Phantasie einen Strom von farbenschillernden Eindrücken zuzuführen.

Das Haus, das wir mit noch zwei Familien theilten, lag unweit des Hirschgartens, einem schattigen Kinderspielplatze, auf der einen Seite von dem stattlichen Regierungsgebäude begrenzt, in dem 1808 der corsische Welteroberer einige Zeit sein Hoflager aufgeschlagen hatte, und in dem er auch Goethe zu jener merkwürdigen Unterredung empfing. Unser Wohnhaus war mit dem des Nachbars, eines ehrsamen Lohgerbers, durch düstere Höfe und lange, dunkle Fachwerkräume verbunden. In den mit Lohe angefüllten Cisternen der Höfe lagen die zum Gerben bestimmten Felle, die Lagerräume enthielten die frisch eingebrachten Lohkuchen. Ganz am Ende dieser weitläufigen Anlagen gurgelte ein Nebenarm der Gera vorüber. Die sehnigen Gestalten der Gerber, das ärmliche, barfüßige Volk der Lohkuchentreter, das ganze Gewirr der düsteren Anbauten, das Alles erschien mir damals in märchenhafter Beleuchtung und gab zu manchen Phantasien willkommensten Anlaß. Die Kehrseite dieses Bildes bot der Hof des anderen Nachbars, eines warmherzigen Pfefferküchlers und Conditors. Wie Nacht und Tag schieden sich für mein Empfinden diese beiden Höfe. Und wie ich mich dort so oft in die Unterwelt mit ihren Höllengestalten versetzte, so schaute ich hier mit innigster Theilnahme und vorschmeckender Wonne dem Meister zu, wenn er aus der durchlochten Spitze einer Papiertüte mit Schwung und Geschmack den Zuckerguß zu anmuthigen Ranken und Gebilden über eine Torte hinpustete.

Aber stillfroh und selig war mir's um's Gemüth, wenn ich gegen Abend, nach beendeten Schularbeiten, an regnerischen Tagen die winkeligen Treppen hinansteigen konnte, um den alten Damen meinen Besuch zu machen. Des Sonnabends aber that und durfte ich dies immer. Wie der Soldat sein Kommißbrod, so empfing ich da regelmäßig meinen verzuckerten Classiker. Gewöhnlich ließ ich ihn noch unter dem Einfluß der Stimmung einen Tag leben. Aber Sonntag Abend war er dann gewiß seinem Schicksal verfallen.

Die bescheidene Wohnung der beiden alten Jungfern hatte für mich etwas Anheimelndes und Geheimnißvoll-Trautes. Ein ganz eigener Duft, wie nach Aepfeln und würzigen Kräutern, erfüllte die beiden Stübchen, in denen Wände, Tische und Kommoden dicht mit Bildern, Figuren, Porzellansächelchen und verwelkten Sträußen mit verschossenen Schleifen bedeckt waren. Alles sah so sauber und gemüthlich aus und athmete sorgende Liebe, Ordnung und Sinnigkeit. Ein Hauptbrennpunkt meiner jugendlichen Neugier bildete Anfangs der an drei Seiten mit Glasscheiben ausgelegte Schauschrank, die „Servante" geheißen. In dem Spiegelglase der Rückwand leuchtete da noch einmal dem staunenden Kinderauge zurück, was innerhalb der vier Fächer an kleinen Kunstgegenständen aus Edelmetall,

Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. Alttürkischer Beg. Nach einer Photographie. — Siehe Seite 35.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Elfenbein, Glas, Porzellan, Holz und Alabaster in buntester Mannigfaltigkeit Aufstellung gefunden hatte. Da konnte ich bewundernd gar lange davor stehen, bis dann, gewöhnlich an Feiertagen, die jüngere der beiden Schwestern lächelnd den Schrank öffnete und nun behutsam dieses oder jenes Stück herausnahm und mir vor die staunenden Augen hielt.

Ein anderes Schmuckstück der „guten Stube" war auf dem Kirschholz-Tischchen am Fensterpfeiler eine stattliche Uhr. Sie zeigte einen Aufbau, ähnlich wie der Eingang zu einem Tempel oder Erbbegräbniß. Zwei weiße Marmorsäulchen begrenzten die Vorderseite, dahinter erhob sich eine Art Nische aus dunklem Holz, von Spiegelfeldern und vergoldeten Metallrahmen unterbrochen. Ueber diesem Tempelbau, zu dem einige Stufen hinanführten, thronte die Uhr. Hin und wieder fand ich bei meinen Besuchen diese Uhr mit Blumen und Blattwerk bekränzt, und sowohl hieraus, wie aus noch manchen anderen Anzeichen schloß ich bald, daß diese Uhr eine besondere Rolle nicht nur in der Stube, sondern auch wohl im Leben der Schwestern gespielt hatte und noch spielen mußte. Als ich einmal mit kindlicher Sorglosigkeit ein wenig an der Uhr mir zu schaffen machte, da sprang plötzlich die ältere der Schwestern von ihrem Fenstersitze auf und riß mich mit heftigen Worten zurück, sodaß ich mich erschrocken zur Thür wandte. Erst das versöhnende Dazwischentreten der Jüngeren brachte mich wieder in's Gleichgewicht, und ich blieb. Aber von Stund' an war eine Scheu vor der Aelteren in mir aufgekeimt.

Dieser geringfügige Vorgang hatte mir schon die Verschiedenheit beider Naturen gezeigt, die nicht nur innerlich, in ihrem Empfinden und Wesen, sondern auch äußerlich so sehr von einander abwichen Beide waren hohe, hagere Gestalten und mochten ungefähr im Alter von fünfundsechzig und siebzig Jahren stehen. Das Angesicht Beider hatte noch einen letzten Schimmer einstiger Schönheit bewahrt. Saubere Häubchen bedeckten stets die Häupter; an den Seiten legten sich über die Ohren sorgfältig gewickelte Löckchen; aber während das Haar der Jüngeren sich noch braun zeigte, nur hier und da leicht von grauen Fäden durchzogen, rahmte das Haar der Aelteren silberweiß das scharf geschnittene, stolze Gesicht ein. Diesem Ausdruck entsprachen auch die Bewegungen. Sie waren gemessen, besonnen, voll gewisser Hoheit und etwas herber Schönheit. Nur selten habe ich „Tante Lene", wie ich sie nennen durfte, lachen sehen. Wie anders „Tante Hannchen", die Jüngere! Da war Alles Leben und Bewegung, Güte und Hingabe. Sie plauderte wie ein Mühlrad und konnte so hell und fröhlich lachen, daß es warm durch Stube und Herzen ging.

Ihr Vater war einst ein höherer Offizier gewesen, aber längst gestorben. Seit über vierzig Jahren hausten sie allein zusammen, und wie verschiedenartig auch ihr Charakter sich in Allem offenbarte, wie oft vielleicht Wolken über ihren häuslichen Himmel jagten, eine Trennung hätten sie nicht mehr überstanden. Erinnerungen, Gewohnheiten und die ganze Schatzkammer ihrer aufgespeicherten tausenderlei Sächelchen ketteten sie an einander. Die ihnen zustehende Pension und ein kleines Vermögen deckten die Kosten ihres schlichten Lebensunterhaltes. Wenn ich heute zurückdenke, so faßt es mich mit Rührung, daß vielleicht das Studium der Classiker, zu dem mich Tante Hannchen damals fürsorglich anhielt, ihr so manches Kopfzerbrechen angesichts der durchsichtigen Kassenverhältnisse erzeugt haben mag. Als einmal Jemand Tante Hannchen frug, warum ihre Schwester denn nicht geheirathet habe, da antwortete sie ausweichend: „Den sie liebte, der starb in den Befreiungskriegen, und da ist sie denn ledig geblieben!" Warum aber sie selbst nicht einem Manne die Hand gereicht hatte, darnach frug Niemand. Die immer Fröhliche, Heitere hatte wohl niemals die Schmerzen und Wonnen der Liebe durchgekostet.

Wie so manchmal mußte ich ihr erzählen von meinen frühen Streifzügen im dichten Steigerwalde, von dem ersten Hüttenbau am Ufer der Gera, eine nothwendige Folge der Robinson-Lectüre, und von all' den losen Streichen auf Markt und Gassen. Und wenn ich's dann einmal gar zu bunt gemacht hatte, dann hob sie wohl drohend den Finger, aber es blitzte dabei so schelmenhaft um Augen- und Mundwinkel, daß ich sie doppelt lieb haben mußte. Sobald aber die Schwester eintrat, wurde es stiller im Stübchen und gesetzt, und ehrbar schaute ich d'rein, bis die Thür der Wohnung hinter mir lag.

Einmal, als mir Tante Hannchen auf mein Klopfen öffnete, und ich jungenhaft an ihr vorbeisprang, geraden Weges nach der guten Stube, erblickte ich durch die nur halb angelehnte Stubenthür Tante Lene vor der mit frischem Grün geschmückten Säulenuhr stehen. Sie hatte beide Hände, leicht gefaltet, herabgesenkt, und auf ihrem sonst so ruhigen, schönen Antlitz lag ein eigener Schimmer von Weichheit und Milde. Ich mochte wohl ein wenig die Thür berührt haben, sie wandte sich nach dem Störer um, doch in demselben Augenblicke hatte auch schon Tante Hannchen die Thür geschlossen. Sie zog mich nebenan in das Wohnstübchen und ließ sich am Fenster nieder. Es dämmerte bereits, und die ersten Sterne zogen herauf.

„Was hat Tante Lene?"

„Nicht so neugierig fragen, kleiner Bursche!" erwiderte sie.

„Aber sie schien doch zu beten? Ihre Hände waren gefaltet. Ich habe es gesehen, Tante Hannchen!"

Die alte Jungfer legte ihren Arm um meine Schultern und zog mich dichter an sich heran. Dann wies sie mit der Linken zum Abendhimmel empor.

„Siehst Du, wie die ersten Sterne schimmern? Wer hier unten stirbt, der kommt dort oben hinauf und wird ein schöner Stern. Und," so fuhr sie wie im Selbstvergessen fort, „wer sein Liebstes verloren hat, der schaut wohl gern hinauf zu seinem Sterne und betet. Aber das verstehst Du noch nicht!"

„O, gewiß, Tante Hannchen!" betheuerte ich.

Sie wandte sich halb ab von mir und wischte sich über die Augen. Es war mir nicht entgangen. Nun war's an mir. Ich schlang meinen Arm um ihren Hals und küßte sie auf die Wange.

„Tante Hannchen, betest Du auch zu einem Stern? Sag' mir's! Du mußt mir's sagen. Ich habe Dich dann auch noch einmal so lieb!"

Aber sie wehrte ab.

„Kinder und Narren fragen mehr, als ein Weiser beantworten kann. Du wirst mich auch so weiter lieb haben. Oder nicht, neugieriger kleiner Mann?"

Sie nahm mich beim Kinn, hob meinen Kopf empor und schaute mich mit ihren braunen, guten Augen freundlich an.

„O gewiß, Tante Hannchen, immer!" Und der Friedensbund war auf's Neue besiegelt. Freilich, das Geheimniß hatte ich doch nicht gelöst, und es sollten noch viele Jahre vergehen, ehe es sich mir enträthselte. Da aber war es zu spät, die alte Tante noch einmal so lieb zu haben, denn sie war inzwischen auch ein schöner Stern geworden. Aber im Altjungfernheim selbst sollte sich wenige Monate später ein ungeahntes, tiefes Geheimniß entschleiern.

Es war wieder einmal ein Sonnabend Abend. Ich saß vor der Hausthür auf den blankgescheuerten, mit weißem Sande bestreuten Steinstufen und starrte hinauf in die goldblaue Abendluft. Die Schwalben kreisten zwitschernd durch die Gasse, und über die Dächer fort klang das volltönige, tiefe Geläut der Kirchenglocken. Schon als Kind gab ich mich gern dem Zauber dieser Zwielichtstunde hin. Was der Tag gebracht, was der nächste verhieß, Weltsehnsucht und unbestimmtes Dämmerträumen der Kindesseele, dies Alles floß zusammen in einem Empfinden, welches das Herz weit und voll machte.

Aus diesem Traumleben wurde ich durch das Klingeln der Hausthür aufgestört. Es war die Aufwärterin der beiden alten Jungfern.

„Na, da bist Du ja," sagte sie freundlich. „Hier hast Du Deinen Zuckermann, und Fräulein Hannchen läßt Dir sagen, Du brauchtest heute Abend nicht hinauf zu kommen."

Verwundert schaute ich auf.

„Ja," nickte sie, „das Fräulein Lene ist kränker geworden. So, da nimm! Ich muß in die Apotheke!" Sie drückte mir einen Klassiker in die Hand und eilte über die Gasse fort.

Mir war die Lust am Genusse der deutschen Literatur vergangen. Ich steckte den deutschen Dichter in die Brusttasche meines Kittels und schlenderte in Gedanken die Gasse hinab bis zum Ufer der Gera, wo ich mich unter eine Weide setzte und dem geschäftigen Hantieren einiger Fischer zuschaute.

Droben im Altjungfernheim sah es in der That trübe aus. Schon seit einer Woche hatte es im Hause geheißen, daß Tante Lene sich durchaus nicht wohl fühle. Heute Abend aber war es recht über sie gekommen. Der herbeigerufene Arzt hatte nach alter Gewohnheit ein Tränkchen verordnet, im Uebrigen aber der ihn bis zur Corridor-Thür begleitenden anderen Schwester wenig fröhliche Aussichten eröffnet. „Sie kann es überstehen," hatte er gemeint, „aber es kann auch ebenso gut rasch kommen. In solchem Alter entzieht sich die Natur eines Kranken bereits zu sehr der Kunst eines Arztes. Hoffen wir das Beste!" Und dann war er gegangen. Tante Hannchen war sich über die Augen gefahren, dann aber richtete sich ihre hohe Gestalt wieder auf, sie versuchte zu lächeln und trat so in die gute Stube, wo man auf einen Wunsch der Kranken letztere auf das buntgemusterte Sopha gebettet hatte.

Als Tante Hannchen eintrat, wandte die Kranke den Kopf und blickte ihr scharf in's Gesicht, auf das der helle Schein der Lampe fiel.

„Nun, was meint er?" forschte sie gespannt.

„Hat nichts zu bedeuten, — es ist bald besser!"

„Hat er das gesagt? Einer von Euch Beiden spricht da nicht die Wahrheit. Ich selbst fühl's am besten, daß es nicht mehr lange währen wird."

„Lene, das sollst Du nicht sagen —"

„Warum nicht? Einmal muß es doch kommen, und dann —" sie stockte.

Tante Hannchen war neben ihr auf einen Stuhl gesunken und ergriff ihre Hand.

„Lene, habe das Leben lieb, wie ich, — wenn Du gehst, was soll ich noch allein hier?"

„Ich hatte auch einmal das Leben lieb," murmelte die Kranke, „aber als die Kugel den traf, der mir Leben und Licht war, da war es aus. Ich habe nie um den Tod gebeten, aber auch nicht um Verlängerung meines Daseins. Gott weiß es!"

„Lene!"

„Laß es gut sein, Schwester, wir haben über vierzig Jahre zusammen gelebt, und soll es sein, so wollen wir es auch noch weiter. Aber ich glaube nicht mehr daran."

„Versündige Dich nicht, Lene!"

Die Kranke hob sich ein wenig in die Höhe.

„Was sagst Du mir?" stieß sie hervor. „Du weißt nicht, was ich getragen habe seit jenem Schreckensmorgen, an dem die Nachricht seines Todes eintraf. Du kannst noch heute lachen, ich habe es längst verlernt. Mir gab das Schicksal zu tragen auf, Dich aber ließ es unberührt und ging achtlos vorüber!"

„Achtlos vorüber!" wiederholte Tante Hannchen leise und senkte tief das Haupt.

Eine Pause entstand. Es war ganz still im Zimmer. Nichts vernahm man, als das schwere Athmen der Kranken und das einförmige Ticken der Uhr am Fenstertischchen. Auf einmal fuhr die Kranke auf. Sie ergriff die Hand der Schwester und drückte sie heftig.

„Bist Du mir böse, Hanne?" frug sie.

„Wie könnte ich das sein? Ich bin es Dir nie gewesen, Lene, niemals, wie hart wir auch so manchmal wohl an einander geriethen. Uns hat das Schicksal für einander bestimmt, sagte ich mir immer, und da habe ich versucht, mich mit Dir einzuleben. Und es ist ja auch gegangen, Lene, vierzig Jahre lang, in Treue und Ehren, Lene. Und mein Lachen hat Dich doch oft ergötzt und alle trüben Gedanken verscheucht. Ist's nicht so? Gelt?"

„Ja, ja, Hanne, so ist's. Ich war oftmals nahe daran, Abbitte zu thun für mein herrisches Wesen, aber ich hab's nicht über die Lippen gebracht, es ging nicht, Hanne. Gieb mir noch einmal Deine Hand, — so, — so, — und nun laß es vergessen sein."

„Ich habe nichts zu vergessen, Lene!"

„Alte, gute Seele! Vierzig Jahre, — eine lange Zeit. Wer hätte das gedacht!"

Tante Hannchen nickte mit dem Kopfe, während über ihr Antlitz ein wehmüthig-freudiges Lächeln glitt. Wieder entstand eine kleine Pause. Da sagte die Kranke:

„Hanne, willst Du mir einen Gefallen thun? Hol' die Uhr herüber und stelle sie hin vor mich auf den Tisch. Hier mag sie stehen bleiben. Sie hat einen so schönen Klang, wenn sie anschlägt."

„Ja!" sagte Tante Hannchen.

„Ihr freundliches Ticken hat mich schon manche schlummerlose Nacht unterhalten. Es klingt wie ein Gruß aus unserer Jugend, dem Elternhause!"

„Ja, Lene, das thut's!"

„Und erinnert mich an jenen Abend, wo ich ihn zum letzten Male sah, ehe er über den Rhein zog, um niemals wieder zurückzukehren."

„Niemals!"

„Er stand mit dem Rücken gegen das Tischchen gelehnt, auf dem, wie bei uns, schon im Elternhause die alte Uhr ihren Platz hatte. Der Vater hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, die Mutter schaffte draußen mit Dir und den Mädchen zum Abendessen. Zum letzten! . . . Sollte es doch am anderen Morgen fortgehen. Nun war ich mit ihm allein. Die ganze Schwere und Bedeutung dieses Augenblickes war über uns gekommen. Wir standen uns gegenüber, doch kein Wort kam über unsere Lippen, kein Blick hob sich, den anderen zu suchen, von Tiefe zu Tiefe zu schauen in die Seelen, welche sich suchten, weil sie für einander geschaffen und bestimmt waren. So vergingen Minuten; — sie dünkten mich Jahre. Als ich einmal rasch meine Augen aufschlug, da hob er auch das seine. Er schien sprechen zu wollen, aber plötzlich senkte er betreten den Blick wieder, und ein Zittern lief über seinen Körper. Endlich faßte ich mir ein Herz.

‚Herbert,' sagte ich leise, ‚wir nehmen Abschied, vielleicht für immer!'

‚Ja,' wiederholte er, ‚vielleicht für immer!'

‚Haben Sie mir noch irgend etwas zu sagen? Dieser Augenblick entscheidet über Vieles, und die nächste Zukunft verzeiht Alles.'

Da hob er seine großen blauen Augen voll zu mir

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auf und ergriff meine Hand. Sie bebte wie die seine. Dann sprach er:

„Wer in die Schlacht geht, muß erst daheim Abrechnung halten. Sie fragen mich, ob ich Ihnen noch etwas anzuvertrauen habe? Ja, Fräulein Helene, das habe ich. Wenn ich morgen gehe, so lasse ich etwas in diesem Hause zurück, das mir mehr werth ist, als mein eigenes Leben. Wenden Sie sich nicht ab! Warum soll ich Ihnen nicht gestehen, was mir längst das Herz abdrückt, seitdem ich hier ein- und ausgehe? Fräulein Helene, es giebt ein Geschick, welches bindet und trennt zugleich. Dies ist auch über mich gekommen —'

Er wollte weiter reden, — da tratest Du ein, Hanne. Das Wort blieb ungesprochen!"

„Blieb ungesprochen!" wiederholte Tante Hannchen mit tonloser Stimme.

„Wir sind nicht wieder vor seinem Scheiden allein zusammengekommen," fuhr die Kranke fort. „Als er zum letzten Male mir am nächsten Morgen die Hand drückte, da sah er mich still und tief an. Da fühlte ich, daß meine heftige Neigung zu ihm erwidert wurde. Ich habe diesen Blick nie wieder vergessen, — bis heute nicht, — er hat mich oft, wenn ich zu unterliegen glaubte, aufrecht gehalten. Er hat Dich geliebt, sagte ich mir, und ist so in den Tod für's Vaterland gezogen. Dieser Gedanke war mein Trost, meine Erhebung. An ihn habe ich mich geklammert all diese vierzig Jahre, und mit ihm werde ich sterben. Es ist schön, zu wissen, daß vielleicht sein letzter Gedanke die Geliebte war!"

„Ja, Lene!" murmelte die Schwester.

„Und da mir nichts zur Erinnerung geblieben ist, so habe ich diese alte Uhr, die einzige Zeugin jener Abendstunde, seinem Angedenken geweiht. Tick-tack, tick-tack! Ja, ja, derselbe Ton wie damals, — derselbe, — und ich höre seine Stimme wieder —"

Die Kranke schloß müde die Augen und schien in einen Halbschlummer zu versinken.

Tante Hannchen saß dem Bette seitwärts zugewandt, die Hände gefaltet in den Schoß gelegt. Ueber ihr altes, liebes Gesicht zuckte es wie tiefer Schmerz. Ein paar große Thränen stahlen sich hervor und rannen langsam über die eingefallenen Wangen. Nun drückte sie die Hand auf die Brust, und ihre Lippen bewegten sich wie im Selbstgespräch. Dann aber wandte sie den Kopf zur Kranken hin, und als sie diese mit geschlossenen Augen schlafend liegen sah, da nestelte sie heftig am Brustschlitze ihres grauen, faltigen Gewandes und zog ein kleines, ovales, in Gold gefaßtes Pastellbildchen hervor, das den Kopf eines jungen, blonden Offiziers zeigte. Mit zitternder Hand führte sie es an den Mund und küßte es innig. Dann flüsterten die Lippen:

„Das Schicksal ließ Dich unberührt und ging achtlos an Dir vorüber. Meinst Du, Lene? Wer von uns Beiden hat mehr getragen? Die ihn besaß, oder die ihn glaubte zu besitzen?"

Ihre Augen hefteten sich auf das Bild, und vergessend Ort und Stunde, verharrte sie so im süßen Gedenken längst entschwundener Tage.

„Hanne!" so tönte es plötzlich schrill aus den Kissen.

Die am Bette Sitzende schrak zusammen, aber es war bereits zu spät, das Bildniß noch zu bergen. In aufwallender Kraft legte sich schon im nächsten Augenblick die Hand der Kranken wie ein eiserner Schraubstock auf die Linke der Schwester, welche das Bild noch immer hielt.

„Hanne, was hast Du da?"

Die Angeredete war unter dem Schreck des jähen Ueberfalles zusammengebrochen.

„Nichts, — nichts!" stammelte sie und versuchte matt, sich der Umklammerung der Schwester zu entziehen.

„Zu spät, — Du täuschest mich nicht mehr!" Ein heftiger Ruck, und dann hielt die Kranke das Bild in ihrer Hand. Sie warf einen Blick darauf und sank mit einem wehen Schrei in das Kissen zurück. „Verrathen, — betrogen!" ächzte sie. Da schlug Tante Hannchen beide Hände vor ihr Gesicht und schluchzte bitterlich.

Minuten verrannen. Endlich richtete sich die Kranke im Bette auf. Mit der rechten Hand hielt sie noch immer das Bild umfaßt, als wolle sie es nicht wieder freigeben, mit der Linken aber riß sie beide Hände von dem zuckenden Antlitz der Schwester.

„Sieh' mich an, wenn Du mich noch ansehen darfst!" stieß sie mühsam hervor. „Wer gab Dir dieses Bild, sein Bild! Steh' mir Rede, — bald ist's zu spät!"

Langsam wandte Tante Hannchen ihr Gesicht der Kranken zu. Ein Schimmer himmlischer Güte lag über ihm gebreitet.

„Ich fand es einst," sprach sie leise.

„Das ist nicht wahr, — Du lügst! Sag' mir die Wahrheit, — bei seinem Angedenken, — seinem! — sag' mir die Wahrheit! Wer gab Dir dieses Bild?"

Es kämpfte schwer im Innern der am Bette sitzenden Schwester. Endlich kam es stockend, bebend aus ihrem Munde:

„Wenn Du es denn wissen willst, — bei seinem Angedenken! — er selbst!"

„Er selbst? Das ist nicht wahr! Du lügst!"

„Ich sprach die Wahrheit, — Gott ist mein Zeuge! Lene, warum hast Du das einzige und letzte Geheimniß, das uns heimlich schied, mir entrissen? Ich habe Dich in Deinem stillen Glück gelassen und habe auf mich genommen das tiefste Weh meines Herzens. Ich habe wieder lächeln gelernt, Dich zu täuschen, Dich zu trösten; Du bautest ihm Altäre und schmücktest sein Erinnern, — ich stand abseits und zwang die Thränen zurück, die sich einen Ausweg suchten, lachte, wo mein Herz blutete. Lene, glaub' es mir, nimmer wäre ein Wort über meine Lippen gekommen! Ich hätte mein Geheimniß mit in's Grab genommen, und wir wären in Frieden von einander geschieden. Nun ist's aus! Was ich getragen diese vierzig Jahre, — es war umsonst!" Sie beugte sich zum Bette nieder und barg ihr thränenüberströmtes Antlitz in der Decke.

„Er selbst!" murmelte die Kranke, „er selbst! So war alles Wahn! Ein Schattenglück hat mich getäuscht. O Gott!"

Wieder entstand eine Pause. Dann fuhr die Kranke fort:

„Ich will es Dir glauben, Hanne. Aber sage mir: liebte er mich?"

„Als eine Freundin, — eine Schwester!"

„Als eine Schwester! Und jene Abschiedsstunde, — Aug' in Aug' mit mir, — war alles Gaukelspiel meiner Phantasie? Was zitterte auf seiner Lippe, was leuchtete in seinem Auge so warm auf? Hanne, sprich! Was für ein Glück ließ er in unserem Hause zurück, das mehr als sein eigenes Leben ihm galt?"

„Seine Braut!"

„Hanne!" Die Kranke schüttelte die noch immer über das Bett Hingeworfene auf. „Hanne!" schrie sie noch einmal, und dann brach endlich auch über ihr blasses, eingefallenes Antlitz ein Thränenstrom.

„Seine Braut, Lene! Wir waren seit zwei Monaten heimlich versprochen. Aber die Unruhe der Zeit, Gerüchte eines bevorstehenden Kampfes gegen Frankreich, dies alles behinderte uns, öffentlich mit unserem Herzensbunde hervorzutreten. Dann verließ uns Herbert einige Wochen, um erst zum Abschied für immer zurückzukehren. Er wollte sich den Eltern offenbaren, — da, — da hielt ich ihn von diesem Schritte zurück. Hätt' ich's doch nimmer gethan! Aber die Zeit seiner Abwesenheit hatte mich mit steigendem Angstgefühl gelehrt, wie glühend Dein sonst so stolzes Herz an dem Manne meines Herzens hing. Es war Mitleid, Lene, Erbarmen! Der Krieg vor der Thür, so meinte ich, da wollen wir warten. Wer weiß, was die Zukunft bringt. Er willigte ein, schweren Herzens. Und so ist er von uns gegangen und mit ihm mein ganzes, armes, verfehltes Leben. Mir gehörte er, — aber ich ließ ihn Dir, da ich ihn doch nicht mehr auf Erden besitzen durfte. Ein Zufall hat den Schleier zerrissen, der mein Geheimniß umhüllte. Du aber sage mir jetzt, ob ich an Dir gesündigt habe."

Still war's im Raume. Nur die Uhr tickte. Dann tasteten die Hände der Kranken über die Bettdecke, bis sie den Kopf der Tante Hannchen erfaßt hatten. Auge in Auge schauten sich die Schwestern an.

„Nicht Du hast gesündigt, Hanne, ich nur allein! Vergieb, Hanne, wie Du es so oft gethan. Hanne, Du hast größer als ich gehandelt. Das möge Dir Gott dereinst lohnen. Gieb mir Deine Hand, so, — so. Meine Tage sind gezählt. Aber so lange ich noch bei Dir bin, laß mich denken, er sei mein gewesen, und ich dürfte ihn noch weiter lieben. Laß mich's so, Hanne. Du bist gut, Du bist edel. — Tick-tack! Ja, ja, — die alte Uhr, — es war eine schöne Zeit und wir jung, — so jung. Tick-tack! Noch höre ich seine Stimme, — laß mich sein Bild küssen, Hanne, nur noch einmal! Ach! Tausend Dank! — Tick-tack, tick-tack! — — —"

Ihre Augen schlossen sich, die Hände lösten sich von dem Nacken der Schwester. Sie sank zurück. Sie war todt. Die erschütternde Wendung in ihrem heimlichen Liebesleben hatte sie getödtet.

„Lene!" schrie die Schwester, von banger Ahnung erfaßt, auf. Doch Alles blieb still. Sie erwachte nicht wieder. Da beugte sich Tante Hannchen über das in heiterer Verklärung ruhende Antlitz der Todten und küßte es unter heißen Thränen.

Seit dem Tode ihrer Schwester war es wie innerer Frieden über Tante Hannchen gekommen. Sie blieb fröhlich und gesellig, aber in ihren Augen leuchtete ein eigener Glanz, der sie bereits jetzt schon über das Irdische zuweilen emporzuheben schien zu jenen Fernen, wo die guten Menschen sich in schöne Sterne wandeln. Mehr wie je durfte ich jetzt hinauf zu ihr die Stiegen klimmen, und was früher unantastbar und heilig mir erschien, das gab sie jetzt freiwillig oft mir in die Hand zum Schauen und Spielen. Die alte Uhr stand wieder auf dem Fenstertischchen, auf ihren Tempelstufen aber lag jetzt immer ein kleines, mattfarbiges Bildchen, das ich niemals bemerkt hatte. Als ich eines Tages neugierig forschte, wer der hübsche Offizier sei, da wies, wie an jenem Abend, die alte Jungfer hinauf zum Himmel und erwiderte: „Ein schöner Stern!"

Das Studium der Klassiker war inzwischen fleißig fortgesetzt worden. Allsonnabendlich empfing ich weiter einen Heroen unserer Literatur. Von der Gründlichkeit meiner Studien zeugt der Umstand, daß ich im Laufe dieses Jahres manchen dieser Herren zwei- bis dreimal verschlungen habe. Erst mit dem Tode der guten Tante Hannchen nahm das Alles ein Ende. Sie sollte die vorangegangene Schwester nicht lange überleben. Noch ehe der Winter in's Land kam, schlief sie eines Abends ein, ohne wieder zu erwachen. Keine Krankheit noch Siechthum hatte sie berührt. Als die Aufwärterin früh zur gewohnten Stunde in das Schlafzimmer trat, fand sie das alte Fräulein todt.

Wie in einer Vorahnung des bevorstehenden Abschiedes, hatte sie noch am Tage zuvor, ganz gegen ihre Gewohnheit, der Aufwärterin eine Zuckerscheibe für mich zum Sonnabend eingehändigt. Nun schritt ich, wie immer, am Sonnabend Abend hinan, diesmal aber, um der guten Tante Hannchen Lebewohl zu sagen. Ich küßte ihre kalte Hand und schaute ihr lange in das gütige Gesicht, das so schön lachen konnte und nun so still und stumm vor mir lag. Dann nahm ich meinen Classiker in Empfang und schlich in mich gekehrt die Treppen hinab, durch den Hausflur, hinaus auf die Steinstufen.

Da saß ich lange und starrte in den Abendhimmel und dann auf meinen deutschen Dichter. Es war Kotzebue. Ich aber dachte in dankbarer Liebe derer, die nun nicht mehr war, und deren Seele sich hinauf geschwungen hatte als ein schöner Stern. Und ich darf versichern: nie sind ehrlichere Thränen auf das Bildniß eines deutschen Lustspieldichters niedergeflossen.

Das Studium der deutschen Klassiker aber hatte mit diesem Tage vorläufig für mich ein Ende.

Nachdruck verboten.

Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien.

Von Jakob von Falke.

I.

Mit drei Abbildungen nach Photographien.

Ein ganz ungewöhnliches Bild ist es, welches das Oesterreichische Museum in Wien während dieser Monate seinen Besuchern bietet. Statt der weißen Antiken, deren Anblick sonst den Eintretenden im schönen Säulenhofe empfängt, sind die Intercolumnien geschlossen, und an diesen Zwischenwänden hängen reichgeschmückte Kleider, goldgestickte Gewänder, silberbeschlagener Brustschmuck, Wehr und Waffen von orientalischer Art. Auf einem Podium ringsum vor den Säulen befinden sich Gruppen fremdartig gekleideter Figuren, dem Schmuck der Wände entsprechend, in mannigfacher Situation. Von hier aus gehen wir zur Linken in einige der unteren Säle hinein und finden sie gefüllt mit Bekleidungs-Gegenständen barbarischer und halbbarbarischer Völkerschaften, dann mit Sammlungen von Hüten, Hauben, Handschuhen, Schuhen, Gürteln, Taschen und vielen anderen Einzelheiten der Tracht, Alles noch so ziemlich der Gegenwart oder erst kurz vergangenen Volkstrachten angehörend. Ein benachbarter Saal führt uns in verflossene Jahrhunderte hinein und bringt uns die Landsknechte, die Moden der Spanier, die flotte Tracht aus dem dreißigjährigen Kriege, die Damen im Reifrocke oder mit hoher Taille, die feingezierten Herren der Rococo-Zeit in die Erinnerung herauf. Ueberaus reich in Gold und Silber geschmückte ungarische Kleidung weist uns mit ihrer Pracht auf den Orient hin, der uns zunächst in einer großen Auswahl chinesischer und japanischer Kostüme in all dem Glanz und der Lebhaftigkeit seiner Farben entgegentritt.

Den Orient weiter zu verfolgen, begeben wir uns in den ersten Stock, wo wir rings um die oberen Arkaden des Säulenhofes Figuren in mannigfachster Tracht, eine dicht an der anderen, aufgestellt finden. Wir kommen rechts nach Asien, wandern an den verschiedenen Bewohnern desselben vorüber und enden auf dieser Seite mit Kleinasien. Weiter um die Ecke biegend gelangen wir zu den Mohammedanern Afrika's, von ihnen zu den Griechen, den Albanesen, Montenegrinern, Bocchesen und mustern dann in langer Reihe die bunten Kostüme aller jener Völkerschaften, welche die österreichisch-ungarische Monarchie bewohnen. Ein weiterer großer Saal, welcher sich gegen die Arkaden zu öffnet, giebt uns Ergänzungen nach allen Richtungen in ganzen Kostümen, sowie in Einzelheiten.

Wir haben somit, wie der Leser ersieht, eine vollständige Kostüm-Ausstellung, lauter Originale, keinerlei Nachbildungen, keinerlei Phantasie-Kostüme. Die Ausstellung umfaßt die ganze Welt und die Geschichte der Moden und Trachten, so weit überhaupt noch Originale bei ihrer Vergänglichkeit und ihrer früheren Mißachtung sich erhalten haben. Es ist die erste Ausstellung ihrer Art. Kostümkunde und Kostümgeschichte sind heute ein Gegenstand der Wissenschaft geworden; sie haben in aller Welt Beachtung gefunden, ein Literaturzweig ist durch sie entstanden; was noch vorhanden ist von alter Tracht, wird in Museen gesammelt. Bis jetzt aber haben die Weltausstellungen wie die Landesausstellungen nur vor Augen geführt, was noch Landesart war, niemals aber ist versucht worden, das Vergangene und das Gegenwärtige, die früheren Moden, die nationalen und die Volkstrachten und Alles, was ethnographisch interessant ist, zusammenzustellen.

Selbstverständlich bietet ein erster Versuch Lücken dar, und nicht bloß ein erster Versuch, sondern jeder Versuch, jede Ausstellung dieser Art. Denn erstens ist das nationale und ethno-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. — Bosnien und die Herzegovina. Nach einer Photographie.

Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. — Bosnien und die Herzegovina. Nach einer Photographie.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

graphische Material so ungeheuer, daß es nicht erschöpft werden kann, und zum Zweiten, im Gegensatze, ist das historische Material so selten, von Lückenhaftigkeit gar nicht zu reden, und geht über eine gewisse, durchaus nicht ferne Zeit gar nicht hinaus, sodaß man mit einer mäßigen Zahl von Gegenständen, die echt und interessant sind, zufrieden sein muß.

In dieser Lage befand sich das Oesterreichische Museum bei der Vorbereitung dieser Ausstellung: den nationalen Gegenständen gegenüber glücklich situirt, sind sie doch im eigenen Lande in hellen Massen vorhanden, mußte sich das Museum in der historischen Abtheilung bescheiden. Wo sind überhaupt noch mittelalterliche Kostümstücke zu finden, dasjenige ausgenommen, was in der Kirche erhalten geblieben? Von einer bürgerlichen Tracht, von einstigen Moden aus dem Mittelalter ist Alles verschwunden bis auf Fetzen, stoffliche Ueberreste, welche uns allenfalls über Gewebe und Muster und Farben belehren. Erst aus dem sechzehnten, höchstens vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sind noch vollständig erhaltene Kleidungsstücke vorhanden, und auch diese sind von großer Seltenheit. So verhält es sich auch auf der Ausstellung im Oesterreichischen Museum.

Die geschichtlichen Gegenstände beginnen mit dem Ausgange des Mittelalters, werden zahlreicher, mannigfacher mit dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert und schließen mit den Moden der Revolution und der Kaiserzeit. Weiter wollte man überhaupt herwärts nicht gehen.

Wenn wir eine wohlerhaltene Tunika ägyptischen Ursprunges aus der späteren römischen Kaiserzeit, ein Stück jener berühmt gewordenen Funde von Akmim, ausnehmen, so ist das älteste Kleidungsstück ein Rock des Königs Matthias Corvinus, eine Art weiter Schaube von rothem, gemustertem Damast mit ganz mittelalterlicher Zeichnung: ein gepufftes Wams von schwarzem Sammet mit weißem Atlas, ein rothes Atlaswams mit feinen Schlitzen (beide Eigenthum des Grafen Wilczek), erwecken lebhaft die abenteuerlich gekleideten Gestalten der Landsknechte in unserer Vorstellung. Wir ergänzen leicht das Uebrige, zumal auch die „Pumphose", der weite Ueberzug nicht fehlt. Der Landsknechts-Tracht, den flotten, bunten, weitflatterigen Kleiderformen, folgten die steifen spanischen Moden in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Sie finden sich in einer Menge einzelner Kostümstücke vertreten, in Hüten von schwarzem und rothem Sammet, in einem Lederwams mit „Gänsebauch", in dem bekannten spanischen Mäntelchen von schwarzem Sammet, und was die Frauen betrifft, in einer von Kopf zu Fuß echten, als Dame wohlgekleideten großen Puppe, wahrscheinlich eine von denen, welche statt der heutigen Mode-Journale und Schnittmuster damals nach den Hauptstädten der eleganten Welt gesendet wurden. Mit der Stuart-Haube, mit dem silberbestickten, weiten, über der Vertugalla, dem ältesten Reifrocke, ausgespannten seidenen Kleide bringt die Ausstellung uns die französischen Damen der Mignonzeit, die Spanierinnen am Hofe Philipp's II. in die Erinnerung; wir denken an die Königin Elisabeth und an ihre mit Gold, Silber, Perlen und Steinen überdeckten Kleider, deren sie dreitausend hinterlassen haben soll. Es war die Zeit der größten, reichsten, aber auch der steifsten Kleiderpracht.

Mit vollen und ganzen Kostümen ist erst das siebzehnte Jahrhundert vertreten, und fast mehr noch die erste Hälfte, welche die freien, malerischen Moden des dreißigjährigen Krieges gebar, als die zweite Hälfte, die Epoche Ludwig's XIV., die Epoche des eisernen Corsets mit der langen Taille und der langen Schleppe. Mehrere Kostüme, Wams und Beinkleid (Eigenthum des Grafen Wilczek und des Malers Flüggen in München) führen uns mitten in jene wildbewegte Zeit hinein. Eine ganze Reihe Lederkoller und Röcke von gelber Büffelhaut, die einen dick und hart, die anderen weich und biegsam (einiges davon Herrn Lipperheide gehörig), mögen den Mitkämpfern der großen Schwedenschlachten von Leipzig, Nürnberg und Nördlingen angehört haben; sie gleichen dem Lederkoller Gustav Adolf's, das die tödtliche Kugel durchbohrte. Mächtige Stiefeln mit breiten Stulpen, breitkrempige, schlaffe Hüte, weite, wallende Spitzenkragen vervollständigen das Bild der Kriegsgenossen Wallenstein's und Tilly's. Fast derselben Zeit und noch denselben Modeformen gehören ferner eine Reihe Schwarzenbergischer Trabanten-Kostüme an, alle von schwarzem Sammet und reich mit goldener Tressenzierde besetzt. Sie sind noch Eigenthum des fürstlichen Hauses Schwarzenberg.

Während in der Hoftracht und in der bürgerlichen Welt zur Zeit Ludwig's XIV. die Schuhe wieder angelegt wurden, verwandelten sich bei den Reitern die weiten, schlaffen Stulpenstiefel in die steifen, schweren „Kanonen", welche die Stulpen ablegten und in der Kniebeuge den Ausschnitt erhielten. Mehrere Exemplare dieser mächtigen Stiefel sind vorhanden, so starr und steif und schwer, daß man nicht weiß, wie sie getragen werden konnten, und nicht das leichteste Paar darunter gehört, als später Abkömmling, fast noch unserer Zeit, wenigstens dem Anfange unseres Jahrhunderts an. Es sind die Stiefel eines fürstlich Schwarzenbergischen Postillons, der in ganzer Glorie, von Kopf zu Fuß, in seiner reichen, silbergeschmückten Tracht vor uns steht. Er hat ein Seitenstück in einem federgeschmückten Liechtensteinischen „Läufer", wie er die Praterfahrten zu begleiten pflegte, — auch ein Pracht-Exemplar, aber mit Kniehosen und Strümpfen, erinnert er schon an eine spätere Zeit, der Entstehung nach, denn er selber ist bereits ein Geschöpf des neunzehnten Jahrhunderts.

Eine überreiche Menge von Kostümfiguren bieten jene Abtheilungen der Ausstellung, in denen die Trachten des Balkans und der Donauländer untergebracht worden sind. In bunten Gruppen stehen die Figuren vor uns, wohlbekleidet von Kopf zu Fuß: Türken Europa's, Griechen, Albanesen, Montenegriner, Dalmatiner, dann Siebenbürger und Ungarn, Ruthenen, Kroaten, Polen, Mährer, Böhmen, Rumänen ꝛc. Mustern wir sie mit kritischem Blick, so scheiden sich alle diese, scheinbar so überaus mannigfaltigen Kostüme, in zwei große Gruppen. Die einen bilden die mehr südlichen Völkerschaften, die Türken (was noch von ihnen echt und alt ist), die Griechen, die Albanesen, Montenegriner und Dalmatiner. Was diese gemeinsam haben, das ist die Soutache-Stickerei, die Verzierung mit aufgesticken goldenen Schnüren, eine Kunst der Stickerei, welche bei diesen Völkerschaften mit außerordentlicher Geschicklichkeit und mit dem höchsten, dem edelsten Geschmack in der Zeichnung geübt wird. Unsere Ausstellung zeigt männliche und weibliche Kostüme dieser Art von unvergleichlicher Schönheit. Natürlich giebt es auch Unterscheidungszeichen; so trägt der Grieche noch seine weiße, massig faltenreiche Fustanella.

Die andere Gruppe, die nördliche, ist wesentlich bunter, minder edel, dabei mannigfacher und so voller Unterschiede, wie die deutschen Volkstrachten. Wie vielerlei giebt es deren nicht allein unter den Magyaren, die Deutschen, Slovaken, Rumänen, Serben Ungarn's nicht mitgerechnet! Es giebt Pracht-Kostüme in dieser reichen Abtheilung, von denen ein goldgewebtes rumänisches Frauenkostüm der Königin von Rumänien und die ächten Kleider des alten Serbenfürsten Milosch und anderer serbischer Fürsten und Fürstinnen von ehedem hervorgehoben seien.

Zwischen diesen beiden Gruppen der Donauländer, der südlichen und nördlichen, liegen die beiden von Oesterreich occupirten Provinzen Bosnien und die Herzegowina. Sie nehmen auch im Kostüm die Mitte ein, oder vielmehr Antheil an beiden Arten, denn ihre Bewohner sind theils Türken, theils Slaven, der Religion nach theils mohammedanisch, theils katholisch. Dies giebt sich auch in den Kostümen zu erkennen. Der Zufall hat es gefügt, oder vielmehr nicht der Zufall, sondern die bosnische Regierung hat es gemacht, daß die nationalen Trachten dieser beiden Länder in einer ganz ausgezeichneten und hervorragenden Weise vertreten sind. Der Minister von Kallay, stets sorglich bemüht, das aufblühende Land und seine erneute Industrie bekannt zu machen, hat die Gelegenheit benutzt, um hier die Trachten, die Waffen, den Schmuck, man kann auch sagen, die Menschen Bosnien's zu glänzender und charakteristischer Darstellung zu bringen. Siebenunddreißig Figuren, deren Köpfe plastisch nach photographischen Portraits der verschiedenen Bewohner gemacht worden, zum Theil von reichster und vornehmster, zum Theil von ländlicher Art, sind zu lebensvollen, genrehaften Gruppen geordnet und füllen so ringsum den großen Säulenhof. Die stattliche Figur eines alttürkischen Beg mit seiner ganzen Ausrüstung steht in der Mitte; an den Wänden, welche die Intercolumnien schließen, hängen reiche Kostümstücke, prachtvolle Mäntel und andere Kleider, Wehr und Waffen von Silber und schöner Arbeit und so vieles Andere.

Romantische Landschaft. Von Fr. von Schennis. — Siehe Seite 40.

Nachdruck verboten.

Schneewittchen.

Aus der Kinderwelt von A. Noël.

Alljährlich giebt es auf jedem Eisplatze eine Eiskönigin. Die schönste Mädchenblüthe, wenn bei einer so winterlichen Angelegenheit diese Sommerbezeichnung gestattet sein soll, diejenige, der die Blicke der Zuschauer am ausdauerndsten und mit dem größten Maße der Bewunderung folgen, die das hübscheste Eiskostüm trägt und am gewandtesten die vielfach verschlungenen Linien auf dem durchsichtigen Tanzboden beschreibt, die behendeste, zierlichste, eleganteste und anmuthigste von den täglichen Besucherinnen des Eislaufplatzes erntet diese Würde. Ihr Scepter dürfte da etwa aus einem langgezogenen Eiszapfen bestehen, aber auf ihrem Haar zittern statt des Brillanten-Diadems nur Krystallsterne, große, weißglänzende Schneeflocken, die sich auch sehr hübsch machen und weniger kosten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

In diesem Jahre war die Eiskönigin sehr klein gerathen, denn es war keine junge Dame mit einer tannenhaft schlanken Gestalt, sondern eine winzige Liliputanerin von etwa sieben Jahren, aber so außerordentlich hübsch anzusehen, als ob sie eigens zum Vergnügen der Zuschauer erfunden worden wäre. Niedlicher hätte man sich den Winter nicht versinnbildlicht denken können, als in diesem Dreikäsehoch mit dem großen weißen Belvethute, über dessen Rand eine prachtvolle Straußfeder nickte, als sei sie selbst neugierig, das darunter Befindliche zu sehen, und mit den schwärzesten aller schwarzen Haare, die ihr gleichgeschnitten und straff bis auf die Augenbrauen fielen. Eingehüllt war die kleine Schlittschuhläuferin gewöhnlich in einen weißen Mantel mit Verbrämung von weißem Astrachan, wozu ein gleicher, winziger Muff gehörte, und aus dieser Umrahmung blickte ein höchst modernes, daher unregelmäßiges, hochmüthiges, selbstbewußtes und launenhaftes Gesichtchen hervor, in welchem nicht ein hübscher Zug war und welches man doch reizend finden mußte mit seinen funkelnden schwarzen Augen, die bestimmt schienen, später einmal große Verheerungen anzurichten.

Zu ihren stummen Bewunderern gehörte ein ihr etwa gleichaltriger, rundlicher kleiner Knabe, dessen dunkles, seidenweiches, dem Felle des Maulwurfes ähnliches Haar unter einer grauen Pudelmütze hervorsah, während seine hellbraunen, fast gelben Augen, deren Farbe an die edler spanischer Weine erinnerte, beharrlich der kleinen Fee folgten. Seine Füßchen aber hafteten fest am Boden. Trotz seiner Schlittschuhe blieb er ängstlich und unbehülflich am Rande des Beckens stehen, wie ein kleiner Gänserich am Ententeiche, und duckte das Köpfchen in den Rockkragen hinein. An einer Schnur um seinen Hals hingen seine plumpen Tuchhandschuhe, aber blos als leere Hülsen, die Hände selbst waren heraus geschlüpft und in die Rocktaschen gekrochen, wo sie sich behaglicher fühlten. So stand der kleine Bube und gaffte, statt sich Bewegung zu machen. Unweit von ihm trieben sich einige größere Jungen umher. Einer von ihnen, an der Pudelmütze als des Kleinen älterer Bruder erkennbar, hatte sich desselben wahrscheinlich gerade als lästigen Ballastes entledigt, und als ihm der Jüngere nun ein klägliches „Willy! Willy!“ nachrief, wandte er sich um und rief beschwichtigend zurück: „Lauf' jetzt ein bischen allein! Ich komme gleich wieder, Dich zu holen!“

Und fort waren die Knaben, wie vom Schnellzuge entführt. Der Kleine blickte unzufrieden d'rein, und um den hübschen, rosigen Mund zuckte es ein wenig, als nähme er sich vor, „es“ Mama zu sagen. Doch eben jetzt hielt die wirbelnde, lebendige Schneeflocke einen Augenblick dicht vor ihm, und seine goldbraunen Augen leuchteten auf. Sie sprach eifrig, mit einer wichtigen, koketten Miene, die ihr sehr drollig stand, mit einem größeren Knaben in einem braunen Sammetgewande und sah sehr unnahbar und vornehm aus; dennoch zog der Verlassene ungenirt sein Händchen aus der Rocktasche und streckte es gegen das kleine Mädchen aus.

„Du,“ sagte er, sie mit dem röthlichen Zeigefingerchen gerade in die Mitte der Brust tupfend, „willst Du ein wenig mit mir laufen?“

Er hatte das naiv zutraulich gefragt, und die lichten Augen blickten sie dabei aus seinem ehrlichen, herzigen Jungengesicht gar bittend an, allein der im Sammetgewande, ein schlankes Bürschchen mit blonden Locken, denen das Lockenholz nicht ganz fremd sein mochte, lachte verächtlich auf.

„Mein Gott, wie komisch!“ sagte er, sehr von oben herab. „Was dem nicht einfällt!“

Die kleine Schwarze wandte sich um und maß das Büblein mit einem erstaunten, fast beleidigten Blick; sie mochte aber doch einsehen, daß er noch nicht ganz verantwortlich war und sagte daher nur gelassen zurechtweisend:

„Ich kenne Sie ja nicht!“

„Geh', lauf mit mir!“ bat der Kleine angelegentlich. „Ich kann's noch nicht recht!“

„Eben deshalb!“ fiel der Andere hochfahrend ein. „Nimm Dir einen Dienstmann, der Dich führt!“ Und seine Begleiterin bei der Hand fassend, entführte er sie hocherhobenen Hauptes mit den Worten: „Kommen Sie! Geben Sie ihm keine Antwort!“

Die kleine Dame ließ sich wirklich wegführen, warf aber im Entschweben doch einen neugierigen Blick auf den Verschmähten zurück, der ihnen schmollend und hülflos nachschaute.

„Denken Sie sich, Leo, ich kenne ihn gar nicht, und er hat Du zu mir gesagt!“ lachte sie verwundert.

„Dummer Kerl!“ brummte Leo. „Er sah gar nicht fein aus. Vielleicht ist er gar nicht 'mal von Familie.“

„Kann sein!“ meinte Fritzi gedankenvoll und mit einer Beimischung von Bedauern. Erstens stellte sie sich das sehr schrecklich vor, nicht von Familie zu sein, und dann wußte sie eigentlich nicht, was das bedeute, und die unbekannten Schrecknisse erscheinen uns immer am ärgsten.

„Der kleine Junge ist wohl ganz allein hier,“ sagte sie, im Schleifen wieder einen Blick zurückwerfend, wobei sie bemerkte, daß derselbe noch immer in sich hineinfröstelnd auf demselben Flecke stand.

„Ja, er hat nicht einmal ein Fräulein,“ bestätigte Leo, der die Fräuleinlosigkeit wohl als niederste Stufe der Culturentwickelung betrachtete, in wegwerfendem Tone.

„Ich habe eine Engländerin,“ beeilte sich Fritzi, sich herauszustreichen, denn die Engländerin stellte ohne Zweifel die oberste Spitze des Fräuleinthums vor. „Sie ist die Nichte eines Bischofs und die Groß-Cousine eines Lords.“

„Meine Schwestern haben auch eine Engländerin, aber ich habe jetzt einen Hofmeister bekommen, weil ich schon Gymnasium lerne,“ erzählte Leo.

„Gymnasium? Ist das schwer?“ fragte Fritzi achtungsvoll.

„Oh sehr,“ versetzte Leo wichtig. „Ihr Mädchen könnt froh sein, daß Ihr das nicht braucht.“

„Aber wir müssen stricken lernen,“ warf Fritzi ein, als läge die ganze Bitterkeit des Frauenloses in dem einen Worte.

„Stricken!“ versetzte Leo mit einer Miene, als koste er etwas, was ihm nicht schmecke. „Was ist das gegen Lateinisch! Dr. Hoff giebt mir so viel auf.“

„Sie gehen nicht in die Schule?“ frug jetzt Fritzi mit einem Anflug von Schüchternheit, denn sie fühlte, es sei viel gewagt, einem so vornehmen jungen Manne diese Frage zu stellen.

„Nein,“ sagte er abweisend. „Barone gehen nicht in die Schule.“

„Mein Bruder Oscar geht aber doch in die Schule!“ wandte Fritzi ein.

„Ihr Papa ist nicht Baron, sondern nur Ritter von —,“ belehrte sie Leo. „Das ist ein großer Unterschied.“ Fritzi senkte ein wenig das Köpfchen. Es gefiel ihr gar nicht, zu erfahren, daß ihr Gefährte für sich einen höheren Rang in Anspruch nahm.

„Meine Tante hat auch einen Baron geheirathet!“ entgegnete sie schnippisch, die Lippen aufwerfend. „Sagen Barone nie Du zu anderen Kindern?“ fragte sie hierauf wieder bescheidener.

„Oh doch,“ antwortete Leo zögernd, „wenn man mit einander sehr gut bekannt ist! Wollen wir zu einander Du sagen?“ fragte er nun seinerseits herablassend, da er wohl verstanden hatte, daß seiner kleinen Gesellschafterin die fremde Anrede doch beschwerlich falle.

„Ja, wenn es nicht shocking ist, sonst zankt Miß Norton,“ wahrte sich Fritzi.

„Nein, es ist nicht shocking,“ versicherte der Knabe mit einer Spur von Eifer auf seinem hübschen, runden Gesichtchen. „Ich gebe Dir mein Wort darauf. Mit mir darfst Du Dich schon duzen. Das erlaubt Miß Norton gewiß.“ Man sah ihm an, daß er im Grunde dem kleinen Mädchen eine hohe Ehre zu erweisen glaubte.

„Also gut,“ sagte diese ganz vergnügt, es auch so aufnehmend.

„Leo, Leo!“ rief jetzt eine helle Frauenstimme, und eine vornehm gekleidete Dame mit einer unendlich langen, grauen Boa, einer wahren boa constrictor, winkte den Knaben zu sich heran.

„Entschuldige! Mama ruft!“ sagte Leo höflich. „Aber warte auf mich, ich bin gleich wieder da!“ Er flog davon.

Wer aber nicht wartete, war seine kleine Dame. Kaum hatte er ihr den Rücken gedreht, so setzte sie sich in Bewegung und langsam, beinahe willenlos und blos von den Schlittschuhen, wie von einem einmal rollenden Gefährt, welches man nicht mehr aufhalten kann, getragen, landete sie plötzlich vor dem Kleinen von vorhin, der noch immer dort stand, wo sie ihn verlassen hatte. Er sah jetzt aus wie eine Statue des Fröstelns. Schneeflocken glitzerten auf seinen Stirnhaaren und auf seinen langen Wimpern, und seine Nasenspitze glich einer Rosenknospe. Fritzi kam so nahe, daß sie fast an ihn stieß; er betrachtete sie groß und traumhaft mit einem Blick, wie ihn Kinder haben, wenn ihre Vorstellung unbekannte Reiche durchfliegt, und fragte dann leise und zaghaft: „Bist Du Schneewittchen?“

Das kleine Mädchen lachte laut und lustig auf: „Ich? Schneewittchen! Warum denn?“

„Mama hat mir gestern das Märchen erzählt, und dann hab' ich mir im Buche das Bild angesehen. Weißt Du, sie liegt in einem gläsernen Sarge und sieht gerade so aus wie Du.“

Die kleine Weltdame nahm es für ein Compliment und lächelte geschmeichelt.

„Ich bin keine Königstochter,“ sagte sie dann bescheiden, „und ich heiße gar nicht Schneewittchen.“

„Wie heißt Du denn?“ frug der Kleine, die Lippen weit öffnend, wie um gleich die Antwort einzusaugen.

„Das fragt man eine Dame nicht!“ unterwies ihn sein Märchen-Ideal mit milder Weisheit. „Erst muß man sich vorstellen. Also, stelle Dich vor!“

Der kleine Mann blickte sie rathlos, mit großen, runden Augen und offenem Munde an. Er hatte sichtlich nicht die geringste Ahnung von dem was von ihm verlangt wurde, oder wie er es anstellen solle.

„Ich will mit Dir laufen,“ sagte er endlich klar und deutlich, um jedem Mißverständniß ein Ende zu machen.

Fritzi kniff spöttisch die Mundwinkel ein. Er war auch noch gar zu kindisch.

„Wie heißt Du?“ ließ sie sich nun zu fragen herab.

„Matz Kluge,“ antwortete der Kleine sehr rasch und so undeutlich, wie Kinder eben ihren Namen auszusprechen pflegen.

„Max wahrscheinlich!“ berichtigte Fritzi sehr erhaben. „Du mußt nicht Matz sagen,“ belehrte sie ihn wieder. „Das ist ja lächerlich.“

„Mama sagt Maxerl zu mir,“ ergänzte Max mit Genugthuung.

„Ich heiße Fritzi von Reidnitz,“ stellte sich Schneewittchen vor, das „von“ ein wenig betonend. Aber diese feine Nüancirung war an ihren Hörer vollkommen weggeworfen. Von, auf und zu, es wäre ihm Alles ein und dasselbe gewesen.

„Ich will mit Dir laufen!“ wiederholte er flehentlich.

„Das schickt sich nicht!“ erklärte Fritzi stolz. „Miß Norton erlaubt nicht, daß ich mit fremden Herren laufe.“

„Matz“ starrte sie verständnißlos an. Wenn er älter gewesen wäre, würde es ihm geschmeichelt haben, so gefährlich zu sein, wie die Sache aber stand, war es ihm gar nicht recht.

„Ich bin doch nur ein kleiner Junge,“ wandte er sehr vernünftig, aber bereits etwas weinerlich ein.

„Einerlei! Du bist doch ein Mann!“ entschied Fritzi in bestimmtem Tone. „Und dann kenn' ich Dich gar nicht. Mit wem bist Du denn hier?“

„Mit meinem großen Bruder,“ versetzte Max sehr stolz. „Mama kommt nach.“

„Ach, Du hast einen großen Bruder? Was ist er denn? Meiner ist Lieutenant bei den Husaren!“

„Mit goldenen Schnüren?“ fragte Maxerl mit einem Aufleuchten des Entzückens in seinen Augen.

„Ja! Wo ist denn Dein großer Bruder?“

„Dort!“ zeigte Max, gegen alle Regeln der Schicklichkeit den Zeigefinger weit ausstreckend und in die Luft bohrend.

„Wo?“ frug Fritzi, den kleinen kalten Zeiger rasch wieder hinabdrückend. „Wie sieht er aus?“

„Der ist es, der gerade dem Anderen eine lange Nase macht!“ lachte Maxerl unbefangen belustigt. Fritzi dagegen rümpfte ihr Näschen sehr verächtlich. „Und das soll ein großer Bruder sein! Der ist ja selbst noch ein Junge!“

„Schon dreizehn Jahre alt!“ erklärte Max voll Ehrerbietung für dieses ganz unwahrscheinlich hohe Alter.

„Alles eins! Das ist kein großer Bruder! Ein großer Bruder muß ganz groß sein!“

Das war wieder Etwas, was über Maxerl's Begriffe ging. Ihm war sein großer Bruder gerade groß genug. Er flößte ihm eine unmenschliche Achtung und bedeutend mehr Furcht ein als Papa, und daß Fritzi ihn nicht gelten lassen wollte, kränkte den kleinen Kerl so tief, daß er die Unterlippe in verdächtiger Weise hängen ließ.

„Willst Du nicht mit mir laufen?“ fragte er mit zuckenden Lippen. Fritzi zögerte noch immer. Sie fürchtete den spöttischen Blick aus Leo's Augen gar sehr.

„Was ist denn Dein Papa?“ fragte sie forschend nach einem mißtrauischen Blicke auf Maxerl's einfachen Tuchwinterrock und seine Mütze von weißgrauem Krimmer.

„Ich weiß nicht,“ versetzte Max mißmuthig.

„Ja, was thut er denn den ganzen Tag?“ erklärte Fritzi ihre Frage genauer.

„Er geht in's Bureau!“

In's Bureau? Das klang ja ganz annehmbar. Ihr Papa, der ein Sections-Chef im Ministerium war, ging doch auch in's Bureau.

„Hat Dein Papa einen Pelzkragen auf seinem Rocke?“ fragte sie noch rasch, um ihre letzten Zweifel zu beseitigen, denn der Pelzkragen war für sie der Stempel des Standesgemäßen.

„Ja,“ beeilte sich Max mit freudig aufleuchtendem Blicke zu versichern. „Einen sehr schönen! Er ist so glatt, wenn man darüber fährt! Gerade, als ob man die Mieze streichelt!“

Das war sein Glück!

„Weißt Du was?“ sagte Fritzi nun vertraulich. „Ich führe Dich zu Miß Norton und frage sie, ob ich mit Dir laufen darf!“

Sie wollte ihn nun schwesterlich bei der Hand nehmen, bestand aber darauf, daß er erst seine Handschuhe anziehen müsse. Allein das war ein schweres Geschäft, welches selbst mit Fritzi's Hülfe nicht leicht zu Stande kam, denn immer glitten zwei von den runden, ungelenken Fingerchen in die Abtheilung, welche nur für einen einzigen bestimmt war, und es dauerte eine Weile, bis jeder der zehn unbeholfenen kleinen Gesellen gehörig unter Dach und Fach gebracht war. Als sie endlich die Finger-Einquartierung beendet hatten, faßte Fritzi ihren kleinen Verehrer an der Hand und steuerte ihn vorsichtig in die Gegend des Eislaufgebäudes, wo Mütter und Gouvernanten in langen Reihen das wechselvolle Bild betrachteten oder Romane lasen.

„Aber Du mußt Sie zu mir sagen, hörst Du?“ trichterte sie ihm ein. „Miß Norton, meine Erzieherin, kann es nicht leiden, wenn ich fremde Kinder Du nenne.“ Max hätte sich gern gegen diesen Befehl aufgelehnt, denn er duzte noch die ganze Welt, in Stunden der Selbstvergessenheit sogar jene achtunggebietende Persönlichkeit, die ihn mit der Teufelserfindung, Alphabet genannt, bekannt machte, allein er besaß doch schon so viel „Welt“, seine Abneigung gegen gespreizte Umgangsformen jetzt zu verschweigen.

„Und dann mußt Du vor Miß Norton die Mütze abnehmen!“

„Ich kann ja nicht!“ klagte Max. „Ich habe ja ein Gummiband daran.“

Fritzi's Lippen kräuselten sich wieder ein wenig verächtlich. Sehr begreiflich! Wer wäre auch stolz auf eine „Eroberung“ mit einem Gummibande unter dem Kinn? Uebrigens war sie zu vernünftig, Unmögliches zu verlangen.

„Dann mache mindestens eine schöne Verbeugung!“ empfahl sie. Max versprach dies bereitwillig. Es zeigte sich aber, daß er unter einer schönen Verbeugung ein plötzliches Zusammenknicken verstand, welches so aussah, als habe ihm Jemand einen Stoß in die Magengegend versetzt. Miß Norton, eine lange Engländerin, der man so genau als nur irgend möglich ansah, daß sie die Nichte eines Bischofs und die Groß-Cousine eines Lords war, betrachtete das Büblein von der Höhe ihres steifen Obergestelles herab durch ihren an einer goldenen Schnur hängenden Zwicker, welcher Maxerl ein wahres Ehrfurchtsgruseln verursachte, und gab dann achselzuckend die erbetene Erlaubniß. Infolge dessen führte Fritzi ihren Verehrer im Triumph davon, und Max war äußerst glücklich, der jungen Dame mit den lachsfarbigen Wangen und den mehr grünen als meergrünen Augen den Rücken zuwenden zu dürfen.

„Weißt Du, ich möchte keine Engländerin haben!“ äußerte er seine Empfindungen sogleich freimüthig und mit einer Beimengung von Mitleid für die mit dem unerwünschten Uebel Behaftete.

„Das verstehst Du nicht!“ schnitt ihm Fritzi streng das Wort ab. „Man muß heutzutage Englisch können. Und nur bei einer Engländerin kann man essen lernen.“

Diesmal riß Maxerl Augen und Mund sperrangelweit auf. Essen lernen! Es schien ihm unglaublich, daß man dazu eines besonderen Unterrichtes bedürfe.

„Bist Du denn so dumm, daß Du erst essen lernen mußt?“ frug er glücklich, endlich auch seine Ueberlegenheit zeigen zu können.

„Drücke Dich nicht so unfein aus,“ warnte Fritzi, „sonst laß' ich Dich stehen!“

„Nein, nein!“ bat Maxerl, geängstigt nach ihrer Hand fassend. „Ich will mit Dir laufen.“

„Nun gut,“ sagte Fritzi, der seine Anhänglichkeit schmeichelte, „aber sei doch artig, Kleiner!“

„Ich bin gar nicht mehr klein,“ antwortete Maxerl, etwas beleidigt, in ernstem Tone. „Ich gehe schon in die zweite Klasse.“

„Ich mache auch die zweite Klasse, aber zu Hause!“ erzählte Fritzi erfreut, und nun begannen die Kinder, einander gegenseitig über ihre Kenntnisse auszuholen. Fritzi leitete dabei den unbeholfeneren Knaben und half ihm glücklich über alle Fährnisse hinweg.

Plötzlich aber blickte sie das außer Acht gelassene Standesbewußtsein aus Leo's Augen, der das kleine Paar schon seit einiger Zeit beobachtend umkreiste, höhnisch an. Mit verächtlichem Zucken der Mundwinkel sah er auf den rundlichen kleinen Jungen mit dem Theeblüthen-Teint, mit welchem sich Fritzi so gut unterhielt. Schnell entfachte Eifersucht verzehrte ihn sichtlich. Ja, die Eifersucht! Sie sucht alle Lebensalter heim. Fritzi schämte sich ein wenig vor dem kleinen Baron, Hand in Hand mit einem Knaben gesehen zu werden, der ihr nicht ordnungsgemäß vorgestellt und vielleicht nicht einmal von Familie war. Aber sie hielt doch aus.

„Komm, Leo, laufe mit uns!“ rief sie den Knaben etwas verlegen an. Und Maxerl flüsterte sie mit wichtigem Ausdruck zu: „Er ist ein Baron!“

„So?“ sagte Maxerl gedehnt, aber nicht gerade sehr von Ehrfurcht durchdrungen. „Ein so kleiner Junge und schon ein Baron? Papa hat einen Freund, der ist jetzt erst Baron geworden und hat schon graue Haare.“

Eben glitt Leo, ganz blaß vor Aerger, an Fritzi's Seite und flüsterte ihr eifersüchtig zu: „Wie kannst Du den kleinen Dicken denn so an der Hand führen. Du weißt ja gar nicht, wer er ist! Laß ihn los und komm' mit mir. Hörst Du?“ Und er zerrte sie beim Arme. „Es schickt sich nicht, daß Du mit einem so gewöhnlichen Jungen Schlittschuh läufst. Komm mit mir!“

Allein Fritzi liebte den Befehlshaberton nicht.

„Ich kann ihn jetzt nicht mitten auf dem Eise stehen lassen!“ antwortete sie vorwurfsvoll. „Warte doch ein wenig!“

„Nein! Gleich sollst Du ihn loslassen, ich will es haben!“ rief Leo gebieterisch und sein hübsches Kindergesicht entstellte ein Zug von Bosheit und Eigensinn. Es hatte seine Eitelkeit befriedigt, der Begleiter des niedlichsten kleinen Mädchens auf dem ganzen Platze zu sein, und jetzt kam der kleine Wicht und schnappte sie ihm weg. Darunter litt sein Stolz: „Laß ihn los! Du mußt mit mir gehen!“ rief er nochmals.

„So? Ich muß?“ wiederholte Fritzi empört, aber kaltblütig. „Jetzt gerade nicht! Komm, Maxerl!“ Und sie drehte dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zudringlichen mit einer raschen Wendung den Rücken zu und zog Max mit sich fort. Leo aber folgte den Beiden wie das Unglück. Er brütete offenbar Rache, er ärgerte sich sehr. Es dauerte auch nicht lange, so schien er das Mittel gefunden zu haben, die seiner kleinen Person angethane Schmach in gebührender Weise zu ahnden, denn ein böses Lächeln spielte um seinen Mund. Plötzlich nahm er einen Anlauf und rannte dem kleinen Nebenbuhler elegant und scheinbar ganz absichtslos in den Rücken hinein, sodaß derselbe von dem heftigen Stoße eine halbe Drehung um seine Axe machte und dann rücklings zu Boden fiel, Beine und Arme himmelwärts von sich streckend. Beinahe hätte er sein liebes Schneewittchen mit sich gerissen, dazu stand sie aber doch zu fest auf ihren strammen Beinchen. Aber jetzt bückte sie sich und half dem Kleinen, der sehr erschrocken war, jedoch keinen Schaden genommen hatte, eigenhändig in die Höhe. Dem armen Maxerl standen die Thränen in den Augen, nur hatte er eine zu hohe Meinung von seiner Männerwürde, als daß er sich zu weinen erlaubt hätte. Heldenmüthig behauptete er, er habe sich gar nicht weh gethan und faßte seine Führerin wieder bei der Hand, um weiter zu laufen. Diese wußte ihm Dank für seine tapfere Haltung, sie wischte ihn mit ihrem feinen Leinentüchelchen den Schnee vom Rocke und als Leo nun, ingrimmig süß und harmlos herankam, rief sie ihm mit unterdrücktem Zorne in der Stimme zu: „Du bist ein garstiger Bub', Leo, und ich werde mit Dir nie wieder laufen, hörst Du?"

Leo grinste hämisch und zuckte die Achseln, als ob ihm spottwenig daran läge, aber man weiß ja, was man von solchen Grimassen der Füchse, denen die Trauben zu sauer sind, halten darf. „Dort ist Comtesse Ida!" rief er, den Kopf in den Nacken zurückwerfend. „Ich laufe mit der!" Und er drehte den Kindern den Rücken.

Fritzi zuckte ebenfalls die Achseln mit einer wundervoll verächtlichen Miene. „Sie ist strohdumm, seine Comtesse!" sagte sie herablassend zu Max.

Hand in Hand, in stummer Verachtung für den boshaften Uebelthäter, schlissen Fritzi und Max weiter und unterhielten sich noch besser als früher.

„Dort ist Mama!" rief jetzt Maxerl freudig, nach einer Dame deutend, die soeben das Eis betrat. Da es ihm eilte, zu Mama zu gelangen, trennte er sich freiwillig von Fritzi.

„Aber morgen läufst Du wieder mit mir, nicht wahr?" bat er treuherzig.

„Ja, alle Tage!" versicherte Fritzi gönnerhaft. „Und mit Leo nie, nie wieder. Jetzt kenne ich ihn!" Sie schüttelten einander kräftig die Hand, dann kehrte Fritzi zu ihren Schwestern zurück, während Maxerl mit begreiflichem Stolze auf die Mama zulief, um sein Abenteuer zu berichten.

Welcher Moment konnte besser gewählt sein, unsere kleinen Menschen ihrem Schicksale zu überlassen, als der, wo die Einfalt über die Tücke siegt? Später könnte vielleicht der umgekehrte Fall eintreten.

Nachdruck verboten.

Musik in und außer dem Hause.

Von F. Benefeld.

II.

Von außen her erhält die Musik im Hause ihre belebende Anregung. Sie kann aber auch arg verstümmelt im Hause als Carikatur auftreten, wenn die rechte Gelegenheit draußen nicht ausgenutzt und aus der falschen Quelle geschöpft wird. Was uns außerhalb des Hauses an musikalischen Gaben geboten wird, vertheilt sich auf die Gebiete der Oper und der Concertmusik, und in ähnlicher Weise, wie in der Klavier-Literatur, wird es dem Laien bei der Unmenge des Dargebotenen, speziell in Berlin, unendlich schwer, das Rechte herauszufinden.

Die Kritik in den Tagesblättern ist eine recht unverläßliche Stütze, denn unter den Vielen, die berufen sind zu schreiben, sind nur Wenige auserwählt. Nicht ganz mit Unrecht sagt Börne einmal: „In Deutschland schreibt Jeder, der die Hand zu nichts Anderem brauchen, kann, und wer nicht schreibt, der recensirt". Ich möchte diesen Ausspruch auch noch über die Grenzen unseres Vaterlandes ausgedehnt wissen. Bei der in den meisten Tageszeitungen aus „redactionell-technischen Gründen" beliebten Anonymität der Recensenten ist man nie sicher, ob sich nicht in den Spalten des Feuilletons irgend ein kritischer Wegelagerer verbirgt, der den arglos in die Oeffentlichkeit tretenden Künstler aus dem Hinterhalte mit dem seichten Ueberschuß an billigen Späßen und geistreich scheinenden Phrasen meist abfällig beurtheilt. Es ist daher sicher das Beste, nur dann diese öffentliche Kritik zum Gegenstande eigenen Nachdenkens zu machen, wenn man der Person des Schreibenden volles Vertrauen entgegen zu bringen im Stande ist, und man wird so um so mehr auf das Selbststudium angewiesen.

Im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht zunächst die Oper, und ich will zugeben, daß diese als das complicirteste aller musikalischen Kunstwerke die mannigfachste Anregung zu geben vermag. Aber fast mehr noch wie auf anderen musikalischen Gebieten, hat man sich hier vor Beeinflussung des Empfindens und des Verständnisses zu bewahren, da gerade der Oper gegenüber, je nach den lokalen und persönlichen Verhältnissen, die große Menge sich am leichtesten von dem Urtheile Einzelner willenlos leiten läßt. Das klingt vielleicht ein wenig hart; aber, verehrte Leserin, Hand auf's Herz! Glauben Sie ernstlich, daß unter hundert Personen, die in Ihrer Nähe im Theater sitzen, mehr als zehn bis zwölf sich befinden, denen es um etwas Anderes, als um eine augenblickliche Zerstreuung zu thun ist? Ich weiß sicher, daß Sie „nein" antworten. Man hat Gelegenheit, neue Toiletten zu zeigen, im Foyer angenehm zu plaudern, und wenn man seine Tageszeitung zu Hülfe nimmt, so kann man auf dem nächsten Balle etwa während der Quadrille sehr verständnißvoll reden, da man ja, wie sich's gehört, auch dabei war. Es macht sich doch vortrefflich, wenn man auf die Frage: „Verehren Sie Wagner?" so recht mit dem Brustton inniger Ueberzeugung antwortet: „Seit ich ihn kenne, läßt mich alle andere Musik kalt". — Es ist aber auch das eine wahrhaft unvermeidliche Frage geworden, und ich selber weiß ihr nicht mehr zu entrinnen. Wo ich mich blicken lasse, wo man Musik macht, und sei es auch nur die jüngste Tochter des Hauses, die „auf allgemeines Verlangen" das Gebet der Jungfrau zum Besten giebt, sie giebt damit das Signal zu einer Abhandlung über Wagner. Wie oft versuche ich, festgenagelt zwischen Suppe und Braten, leider meist vergeblich, der jungfräulich neugierigen Elsa oder der „fragenden Frau" zu entschlüpfen! Fast könnte es scheinen, als ob dieses Interesse ein ganz selbstverständliches sei, denn die großartigen Schöpfungen des Bairenther Meisters ziehen in ungleich bedeutenderem Maße die Menge in's Theater, als die früheren Opern älterer Componisten. Wir haben das ja alle Tage vor Augen. Ich war am Schlusse der letzten Saison in der Lage, meinen Lesern an anderer Stelle auf Grund offizieller statistischer Ermittelungen die Thatsache mitzutheilen, daß gerade das am schwersten verständliche Werk Wagner's, die Götterdämmerung, hier bei uns in Berlin die relativ größten Kassen-Erfolge erzielt hat. Und doch kann ich unmöglich annehmen, daß der weitaus größte Theil der Zuhörer an solchem Abend wirklich im Herzen und im Gemüth etwas mit nach Hause genommen hat.

Ich verwahre mich übrigens ausdrücklich dagegen, dem Bairenther Meister in irgend einer Weise nahe treten zu wollen. Ich erkenne willig und gern an, daß er in unserer Zeit das Größte vollbracht hat und wie ein Recke alle Uebrigen um eines Hauptes Länge überragt. Schon daß Wagner Handlung und Wort so innig mit der Musik verschmilzt, daß der geistige Gehalt des Ganzen sich in früher nie geahnter Weise vertieft, — das ist im Wesentlichen sein eigenstes Verdienst. Wer nun aber seinen Spuren andächtig folgen will, muß sich auch dazu bequemen, sich mit dem textlichen Inhalt seiner Werke ganz vertraut zu machen, und dafür giebt eine zweckentsprechende Literatur die beste Gelegenheit. Wilhelm Tappert's „Leitfaden durch den Ring des Nibelungen" ist beispielsweise bei aller Gründlichkeit doch so allgemein verständlich gehalten, daß er dem Laien den richtigen Anhalt zu geben vermag. Das Studium des Musikalischen nach dem Klavierauszuge ist nur ganz außerordentlich fertigen Dilettanten möglich. Weit einfacher und nützlicher dürfte es sein, sich H. von Wolzogen's „Leitmotive" anzueignen, um den zielbewußten Absichten des Meisters auf vielfach verschlungenem Pfade folgen zu können. Wer aber sich nicht um diese Dinge kümmert und den Siegfried oder die Götterdämmerung an sich vorüberziehen läßt, wie etwa den Trompeter von Säkkingen, der kommt gerade so klug aus dem Theater wieder heraus, als er hineingegangen ist, und das dürfte wohl bei den Meisten der Zuhörer einstweilen der Fall sein. Die geistige Vertiefung der Dichtungen Wagner's an und für sich gewährt nicht nur der Phantasie und Empfindung, sondern auch der verstandesmäßigen Reflexion weiten Spielraum. Daher kann man beobachten, wie geradezu unmusikalische Leute oft zu ihrer eigenen Verwunderung sich angezogen fühlen, während sie anderen musikalischen Werken gegenüber kalt bleiben. Bei ihnen eben regt der geistige Gehalt den Verstand an, die Musik ist es nicht, denn diese soll und kann doch nur auf das seelische Empfinden wirken. So hoch der Genuß Wagnerischer Werke nun auch ist, für das private Musikleben im häuslichen Kreise wird dadurch kein wesentlicher Factor gegeben. Von Einzelnem, mehr auf dem Althergebrachten und nicht gänzlich in der sogenannten unendlichen Melodie Daherschreitendem abgesehen, wie das Gebet Rienzi's, Wolfram's Gesang an den Abendstern, allenfalls noch Elsa's Mahnung (Lohengrin, zweiter Akt), wird der Dilettant, und sei er noch so fortgeschritten, wenig Lohn durch den Versuch der Wiedergabe am Klavier ernten. Es sähe also doch in dieser Beziehung schlimm für ihn aus, wenn wirklich nur noch Wagner auf der Bühne möglich wäre, wie seine blinden Verehrer tagtäglich behaupten.

Anknüpfend an die Unzuträglichkeiten älterer Texte hört man immer und immer wieder aussprechen, Wagner habe erst der Darstellung zu ihrem vollen Rechte verholfen. Das ist einfach nicht wahr. Mögen meine verehrten Leserinnen doch einmal in Wagner's Schriften nachlesen, welche Bewunderung er gerade u. A. den schauspielerischen Leistungen einer Schröder-Devrient zollt! — Auch unsere älteren Meister, Gluck, Beethoven, Weber, Meyerbeer u. A. haben den Sängern große schauspielerische Aufgaben zu stellen vermocht, theilweise in einer psychologischen Vertiefung, die von Wagner nicht übertroffen wird. Sie legten dabei allerdings fast ausschließlich den Schwerpunkt des Ausdruckes in die Singstimme, und wer von einer Marianne Brandt einmal im Fidelio in der Kerkerscene die Worte: „Tödt' erst sein Weib", die Beethoven bei gänzlich schweigendem Orchester im entscheidenden dramatischen Wendepunkte der Leonore in den Mund legt, hörte, der wird sich der ganzen Allgewalt des Ausdruckes, dessen die menschliche Stimme fähig ist, bewußt geworden sein. Daraus dürfte sich denn auch zur Genüge ergeben, daß es außer den Wagner'schen Musikdramen doch noch viele Opern giebt, die uns zu fesseln und anzuregen vermögen. Wagner selber hat auch keineswegs daran gedacht, mit seinen reformatorischen Prinzipien, die im Grunde genommen doch nur zum Theil neu sind, alles Uebrige bei Seite setzen zu wollen. Das thun in einseitigem Parteifanatismus nur seine Anhänger sans phrase; Wagner selbst dagegen warnt sogar vor allzu enger Anlehnung an seine Schöpfungen, denn er fühlte, daß seine in sich gefestigte, eigenartige Künstlernatur, die sich selber eine eigene Methode schuf, in ihrer Originalität nur ihm eigen bleibt und Anderen nicht als Muster oder gar als Schablone dienen kann und darf.

Die Wagner-Vergötterung ist ein Krankheits-Symptom unserer Zeit, vor der wir uns recht hüten müssen, ohne dabei das Große und Herrliche zu verkennen, das uns der Meister geschaffen hat. Wenn aber eine etwa vor zwei Jahren in Leipzig erschienene „Bairenther Fest-Betrachtung" in dem Satze gipfelt: „Wagner ist der Luther unseres Jahrhunderts", wenn ein religiöses Kinder-Büchlein für Kinder Wagnerischer Eltern erscheint, Wagner also gewissermaßen als Messias hingestellt wird, da ist denn doch zu befürchten, daß der Meister sich noch im Grabe umdreht und fleht: Gott schütze mich vor meinen Freunden!

Wenn wir also in die Oper gehen, verehrte Leserin, so wollen wir nicht achtlos die Werke Gluck's, Mozart's, Beethoven's, Weber's, Marschner's, Meyerbeer's ꝛc. übersehen, wollen nicht vergessen, daß auch Welschland uns manches Gute bietet, von Rossini bis Verdi, um so weniger, als sich in allen diesen Opern für unsere häusliche Musik manches Passende findet. Fortgeschrittene Sängerinnen werden beispielsweise mit dem „Wenn Du fein fromm bist" aus Don Juan oder mit dem Briefduett aus Figaro's Hochzeit, sich und die ihrigen wahrhaft erfreuen, zumal dann, wenn sie sich an dem im Opernhause Gehörten ein anregendes Muster nehmen.

Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Opernwerke näher zu besprechen, die der Beachtung nach dieser Richtung hin mehr oder minder werth sind. Aus dem oben Angedeuteten werden die verehrten Leserinnen sich wohl selber eine Richtschnur für das Selbststudium zusammen weben können.

In einem letzten Plauder-Artikel werde ich auf den zweiten Factor unseres öffentlichen Musiklebens, auf die Concerte, zu sprechen kommen.

Nachdruck verboten.

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy und ihre „Letzten Gedichte".

Von Eugen Baron d'Albon.

Am 22. Januar vorigen Jahres hat in Gries bei Bozen, im sonnigen Süd-Tirol, eine der besten deutschen Frauen ihre edle Seele ausgehaucht. Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almasy, deren liederreicher Mund an diesem Tage für immer verstummt ist, hat durch ihr unerwartet jähes Ableben nicht allein ihrem schwergebeugten Gatten und ihren Kindern herbes Herzeleid verursacht, — nein, uns Allen, die wir uns an den golden schimmernden Gaben ihres reichen Geistes erquickten, war die Kunde von dem Heimgange der edlen Dichterin eine wehmuthsreiche Trauerbotschaft ... Wer hätte aber auch nur im Entferntesten daran gedacht, daß die allgütige Erde, welche Wilhelmine Wickenburg so sehr geliebt hat, und von welcher die Dichterin einstmals, in glücklichster Stimmung, gesungen, daß sie nie und nimmer der „schlechteste der Sterne" sei, sich so bald aufthun werde, um die Poetin, deren ganzes Wallen hinieden dem Sterne des Glückes anvertraut zu sein schien, in ihren dunklen Schoß aufzunehmen?! — Schön an Geist, Seele und äußerer Erscheinung, glücklich als Gattin und Mutter, bewundert, verehrt und gefeiert von Allen, die sie kannten und umgaben, war die theure Todte, deren dichterische Arbeiten getrost an die Seite der geistesstarken Schöpfungen unserer greisen Betti Paoli gestellt werden können, eher alles Andere, denn eine empfindsame, anklagende Weltschmerz-Poetin. Durch ihre Gedichte weht jener Hauch warmer Zufriedenheit und stillen Glückes, der so unendlich wohl thut und uns Welt und Leben in rosigstem Tageslichte erscheinen läßt. Elegische Töne waren ihr fremd, und von elegischen Stimmungen ließ sie sich nur sehr selten gefangen nehmen. Es erschien uns darum auch sonderbar, als wir vor etwa sieben Jahren das folgende wehmüthige Gedicht der nun Heimgegangenen lasen:

„Fragst du die Kinder, ob sie glücklich wären,
Sie seh'n dich an mit staunendem Gesicht,
Und können sich die Frage nicht erklären, —
Sie wissen's nicht.

Beneidest du den Todten in der Truhe
Um seinen Frieden, fern vom Tageslicht?
O, laß das sein, — wie friedlich er auch ruhe,
Er weiß es nicht.

Du weißt es nur, vom Schmerz um ihn gepeinigt,
Vom Trennungsschmerz, der dir das Herz zerbricht,
Und wenn der Tod dich einst mit ihm vereinigt, —
Dann weißt du's nicht ...."

Wurde die Seele der Dichterin, als sie diese prächtigen Verse niederschrieb, von einer Ahnung beschlichen? Wir wissen's nicht ...

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy wurde als die Tochter des als tüchtiger Staatsmann bekannten Präsidenten der ungarischen Hofkammer und späteren Gouverneurs der allgemeinen österreichischen Boden-Credit-Anstalt, Geheimen Rathes Moritz Grafen von Almasy und der Gräfin Rosa, geb. Festetics de Tolna, am 8. April 1845 in Ofen geboren. In ihrem neunten Jahre kam die Comtesse mit ihren Eltern (die Mutter, eine rüstige alte Dame, erfreut sich völliger Geistesfrische in Wien) nach der Kaiserstadt am Donau-Strande, welche der bleibende Wohnsitz der Dichterin wurde. Frühzeitig lernte die Gräfin in ihrem Elternheime, das in damaliger Zeit vielfach von berühmten Zeitgenossen aufgesucht wurde, zwei Persönlichkeiten kennen, welche auf die dichterische Entwickelung der jungen Gräfin von nachhaltigstem Einflusse waren: die geniale, unvergessen fortlebende Rettich und den Dichter Friedrich Halm. Der großen Tragödin bewahrte die Dichterin allzeit ein liebevolles Angedenken, ihr widmete sie auch die schöne Strophe:

„Ein Loblied drängt's mich, dir zu singen:
Wie aber könnt' ein Lob ich bringen,
Ein Lob, das würdig Dich erhebt?
Hin auf Dein Grab die Harfe legen
Laß mich, bis sich die Saiten regen,
Von deiner Seele Hauch belebt." —

Kaum zwanzig Jahre alt, publicirte die Gräfin, deren tieflyrische Empfindung in intimem Kreise bekannt war, ihren ersten Band Gedichte. Dieselben waren jedoch nicht für die Oeffentlichkeit, sondern lediglich für die Freunde des Hauses bestimmt. Nichtsdestoweniger drangen sie bald in immer weitere Kreise und erregten eine solche Sensation, daß sich die Gräfin schon nach zwei Jahren entschloß, mit ihren Arbeiten offen vor die literarische Welt zu treten. Ihre 1865 der allgemeinen Beurtheilung zugänglich gemachten Gedichte fanden durch die Reinheit der Form und die Reife und den ethischen Ernst ihrer Gedanken ungetheiltes Lob. Einen besonderen Genuß bereiteten ihre Poesien zumal einem jungen österreichischen Kavalier, dem feinsinnigen und als Dichter gleichfalls hervorragenden Grafen Albrecht Wickenburg, der, in der schönen Gräfin alsbald eine verwandte Seele entdeckend, nach kurzer Bekanntschaft mit Erfolg um die Hand Wilhelminen's anhielt. Unsere moderne Gesellschaft hat wohl nur selten eine Ehe aufzuweisen gehabt, welche musterhafter, harmonischer, schöner, ja, wir möchten behaupten, idealer gewesen wäre, als jene unseres Dichterpaares ... Der ersten poetischen Gabe der Gräfin folgten noch mehrere andere, größere Dichtungen lyrischen, dramatischen und epischen Inhaltes, u. A. die epischen Gedichte „Der Graf von Remplin", „Marina" und „Emanuel d'Astorga", dann die geschichtlichen Dramen „Das Document" und „Radigundis", welches letztere durch Zeitfarbe und Localität an Grillparzer's „Weh' dem, der lügt" gemahnt und, ungemein wirkungsvoll aufgebaut, große dramatische Kraft verräth. Eine kleinere Arbeit „Ein Abenteuer des Dauphin" fand bei ihrer am 7. October 1882 erfolgten Aufführung im Burgtheater rauschenden Beifall. Ihrer sonstigen mannigfachen literarischen Thätigkeit, in welche sie sich gewöhnlich mit ihrem hochbegabten Lebensgenossen theilte, könnte noch so mancher Aufsatz gewidmet werden. Es genüge hier, zu erwähnen, daß Gräfin Wickenburg an Lewinsky, dem großen Tragöden des Burgtheaters, einen Interpreten gefunden, der wesentlich dazu beitrug, ihren Namen zu popularisiren und zu einem gefeierten zu gestalten, und daß die unvergeßliche Frau sogar vor dem knorrigen und sehr gestrengen Johannes Scherr, der sicherlich kein Gönner und Freund der schriftstellernden Frauenwelt war, Gnade gefunden, d. h. von ihm in schmeichelhaftester Weise in einem gelegentlichen literarischen Essay gelobt worden ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Für die große Gemeinde der Verehrer der früh in's Grab gesunkenen Dichterin bilden die „Letzten Gedichte“ (Wien, Carl Gerold's Sohn), welche der congeniale Gatte aus dem Nachlasse der hochbegabten Frau im December herausgegeben hat, eine weihevolle Christgabe. Das köstliche, von der Verlagsbuchhandlung würdig ausgestattete Büchlein liefert uns abermals den Beweis, wie vielfach das poetische Talent der Verstorbenen geartet war, und noch etwas zeigen uns diese „Letzten Gedichte“, eine werthvolle Perle, die nicht alle deutschen Poetinnen ihr eigen zu nennen vermögen: einen feinen, liebenswürdigen, herzerquickenden Humor, der, mit wahrhaftem Frauentakte gepaart, wie würzige Gebirgsluft erfrischt und Niemand verletzt und verletzen kann.

Eröffnet wird das Buch mit einem Lieder-Cyklus aus der unvollendet gebliebenen romantischen Erzählung „Margarethe und Oswald“. Von dem erzählenden Theile derselben sind leider nur wenige Fragmente vorhanden, die sich in ihrer Zusammenhanglosigkeit nicht zur Veröffentlichung eigneten. Dagegen glaubte der Herausgeber einunddreißig Lieder, die als lyrische Einlagen für dieses Epos bestimmt waren, dem Lesepublicum nicht vorenthalten zu dürfen. Daran hat Graf Wickenburg wohlgethan, da diese Lieder ja, auch aus ihren Bahnen herausgenommen, einen in sich abgeschlossenen Cyklus bilden und durch ihren dichterischen Gehalt von dem Geiste zeugen, in welchem das Ganze gedacht war. Ein tief und innig empfundenes Poem ist gleich das erste „Mailied“, das sich die Tondichter gewiß nicht entgehen lassen werden, wie sicher noch manch anderes Lied aus dieser Sammlung auf den Schwingen des Gesanges den Weg zu deutschen Herzen finden wird. Diesen Gedichten folgen „Balladen, Sagen und Legenden“, dann das hübsch erfundene „Märchen aus dem Winterlaub“, „Uebersetzungen“ und fünfzig „Ungarische Volkslieder“. Unter den Uebersetzungen ragen jene aus dem französischen des Gustav Nadaud besonders hervor, es sind kleine Meisterstücke der Uebersetzungskunst.

Wilhelmine Wickenburg war auch eine stimmbegabte, meisterhaft geschulte Sängerin (eine Schülerin der Marchesi), deren Erscheinen in den Concertsälen der Residenz jederzeit mit Freuden begrüßt wurde. Und dieses unvergleiche Wesen, diese gute deutsche Frau, — sie wurde ungeachtet ihrer Abstammung eine warmherzige, ja begeisterte Deutsche, — mußte uns der grausame Tod so früh entreißen! Wenn es jedoch für die große, zahlreiche Gemeinde derer, die sie liebten, schätzten und werth hielten, einen Trost giebt, so ist es der, daß Wilhelmine Wickenburg-Almasy nicht umsonst gelebt, und daß sie sich in ihren Arbeiten ein bleibendes Ehrenmal errichtet hat.

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Romantische Landschaft. Von Fr. von Schennis. Siehe die Abbildung, Seite 36. — Unser Zeitalter der Realistik hat die Romantik noch nicht ganz vertreiben können; Tieck's „Mondbeglänzte Zaubernacht“ ist noch nicht völlig verschwunden, — sie taucht doch noch dann und wann in der Poesie und in der Malerei, wie auch mitten im modern fluthenden Leben „herauf in alter Pracht“ ... Ach, und wie gern berauschen wir uns zeitweilig wieder einmal an den romantischen Bildern der Vorzeit, da noch stolze Burgen auf den Höhen thronten und im dampfenden Thale der Hufschlag der Reisige erklang, unter dem Fenster der lieblichen Frawe der Troubadour zur Laute sang, und vom Thurme herab das Banner wehte, den ritterlichen Kreuzfahrer zu seiner Rückkehr zu begrüßen! In dieses sinnig-minnige, heroisch-romantische Zeitalter führt uns auch das Schennis'sche Bild hinein, das in mancher Einzelheit an Böcklin's phantastische Landschaften erinnert.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Aleuronat-Mehl und Aleuronat-Brod. — Wenn man Weizenmehl mit Wasser zu einem Teige knetet und fortfährt, ihn in reichlich fließendem Wasser auf einem feinen Siebe oder in einem Musselin-Tuche zu kneten, bis das Wasser klar abfließt, so behält man eine zähe, klebrige Masse, den Kleber zurück, während aus dem Wasser sich allmälig weißes Stärkemehl absetzt. Der Kleber gehört zu den eiweißartigen Stoffen, die aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff bestehen, die Stärke enthält nur die erstgenannten drei Grundstoffe in dem Verhältniß von Kohle und Wasser, daher Kohle-Hydrate genannt. Unser Körper besteht neben Wasser, Fett und Salzen aus Eiweißstoffen, von denen durch die Lebensvorgänge beständig ein Theil zersetzt und in nicht weiter für den Organismus brauchbaren Stoffen ausgeschieden wird. Da wir nun Eiweißstoffe im Körper nicht bilden können, so müssen wir eine gewisse Menge derselben, die für den arbeitenden Mann auf 120 Gramm wasserfreies Eiweiß berechnet wird, mit unserer Nahrung aufnehmen.

Dies thun wir mit dem Genuß von Fleisch, Eiern, Milch, Käse, in denen Eiweiß in bedeutender Menge und in leicht verdaulichem Zustande, sowie Brod und anderen Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche, worin meistens weniger, häufig auch weniger verdauliche Eiweißstoffe enthalten sind. Da nun Eiweiß ein unentbehrlicher und zugleich der theuerste Nahrungsstoff ist, so hat man sich längst bemüht, in Mehl und Brod möglichst viel davon zu erhalten. Und weil ein beträchtlicher Theil des im Korn enthaltenen Klebers sich in und an der Hülle desselben befindet und beim Mahlen größtentheils verloren geht, so hat man sich bemüht, durch Mitverbacken der Kleie im Schwarzbrode und im Weizen-Schrotbrode diesen werthvollen Bestandtheil zu erhalten. Aber unsere Verdauung vermag nur sehr wenig von diesem in festen Hüllen eingeschlossenen Kleber herauszuziehen, und da die Kleientheile den Darm zu stärkeren Absonderungen und rascheren Bewegungen veranlassen, so kommt uns in Wirklichkeit nur äußerst wenig von jenem werthvollen Nahrungsstoffe zu Gute.

Bei der Fabrikation der Weizenstärke werden große Mengen von Kleber gewonnen, — 100 Gr. Mehl enthalten durchschnittlich 12 Gr. Kleber, — der meistens als Viehfutter und zu technischen Zwecken verwendet werden muß, weil man ihn bisher nicht in eine zur Nahrung geeignete Form zu bringen wußte. Das Kleberbrod ist unschmackhaft, und die mit Kleberzusatz hergestellten Maccaroni haben keine große Bedeutung. Nun scheint es aber dem Herrn Hundhausen in Hamm gelungen zu sein, diese Schwierigkeit zu besiegen, indem er ein stark kleberhaltiges Weizenmehl (mit 50 bis 80 Procent Kleber) erzeugt, welches sich zu haltbarem und schmackhaftem Brod und verschiedenen Mehlspeisen verarbeiten läßt. Die Preise sind allerdings höher, als diejenigen gewöhnlichen Mehles und Brodes, dafür aber wird der Nahrungswerth durch den großen Reichthum an Pflanzen-Eiweiß so bedeutend erhöht, daß der Preis im Verhältniß zu anderen eiweißreichen Nahrungsmitteln als wohlfeil bezeichnet werden muß. Von dem griechischen Worte für Weizenmehl, Aleuron, sind die Bezeichnungen dieser Erzeugnisse als Aleuronat-Mehl und Aleuronat-Brod hergeleitet worden.

Das Aleuronat-Mehl hat eine gelbliche Farbe, die beim Kochen dunkler wird; das Aleuronat-Brod, von dem mir vier verschiedene Proben vorgelegen haben, ist gelbbräunlich, feinem Roggenbrod ähnlich und erinnert in dem mir angenehmen Geschmack etwas an Schrotbrod. Alles dies rührt von dem Kleber her, der durch Erhitzen dunkel gefärbt wird, sodaß auch andere Mehlspeisen eine etwas dunklere Farbe annehmen.

Da dieser Kleber nach den in Professor Voit's Laboratorium angestellten zuverlässigen Versuchen des Herrn Constandinidi völlig ebenso gut verdaut und ausgenutzt wird, wie thierische Eiweißstoffe, so kann er diese vertreten und nach seinem Werthe mit ihnen verglichen werden. Ein Hühnerei, welches durchschnittlich 50 Gr. wiegt und 6,5 Gr. trockene Eiweißstoffe enthält, kann durch $8^1/_2$ Gr. Aleuronat-Mehl mit 80% oder 6,8 Kleber vertreten werden, die nur wenig über einen Pfennig kosten, oder mit anderen Worten, ein Pfund Aleuronat-Mehl zu 60 Pf. enthält soviel Eiweißstoffe wie 60 Eier; oder da 500 Gr. Fleisch 120 Gr. Eiweiß enthalten, so könnten dafür 150 Gr. Aleuronat-Mehl eintreten. Daß hierdurch sehr bedeutende Ersparnisse im Haushalt zu machen sind, liegt zu sehr auf der Hand, um weitere Empfehlungen nöthig zu machen, und daß durchaus schmackhafte Speisen aus dem Aleuronat-Mehl zu bereiten sind, wird jeder Versuch mit den von Herrn Hundhausen angegebenen Recepten überzeugend beweisen.

Dr. Fr. Dornblüth.

*

Vom Fleisch und seiner Verwendung in der Küche. — Eine wie wichtige Rolle das Fleisch in dem Haushalte spielt, weiß jede Frau, die sich um Beschaffung und Verbrauch desselben kümmert und zu ihrem Aerger erlebte, daß ihre Bemühungen nicht von dem gewünschten Erfolge gekrönt waren. Sehr wichtig ist es zunächst, daß das Fleisch die zu seiner Verwendung nöthige Reife, die ihm erst seinen wahren Werth verleiht, erreicht habe, d. h., daß es nicht zu früh geschlachtet in die Küche kommt, ein Fehler, der nur zu oft begangen wird. Es ist ferner eine durchaus irrige Meinung, daß das Fleisch der Kuh unbedingt schlechter sei, als das des Ochsen; im Gegentheil, das einer jungen Kuh ist schmackhafter und feiner, nur schlachtet man eine solche selten; das eines alten, oft schlecht ernährten und vollkommen ausgenutzten Thieres ist allerdings hart und zähe.

Als bestes Rindfleisch gilt das eines drei- bis vierjährigen Ochsen von schön rother Farbe und weißem Fett. Gemeinhin wird das Kalbfleisch für das Gesundeste gehalten, doch ist sein Nährwerth unbedeutend; geradezu schädlich aber, — weil unreif, — ist das Fleisch eines sehr jung geschlachteten Thieres, denn ein gutes Kalb, das treffliche Braten liefert, soll mindestens 4—6 Monate zählen. Das beste Hammelfleisch kommt von einem vierjährigen Hammel, das beste Schweinefleisch von einem $1^1/_2$ Jahr alten Thiere; auch ist letzteres Fleisch, ebenfalls einer weit verbreiteten Ansicht zuwider, durchaus nicht schwer verdaulich, und wird in neuester Zeit von vielen Aerzten als besonders nahrhaft empfohlen. Allerdings muß es gut gebraten werden und darf nicht zu lange aufbewahrt worden sein, da sein Fett leicht eine Säurenbildung erzeugt.

Was nun die Aufbewahrung des frischen Fleisches bis zum Verbrauch betrifft, so ist diese, — namentlich im Sommer und bei unausreichenden Wirthschaftsräumen, — keine leichte, und dennoch sollten Frauen, denen es darum zu thun ist, gute, saftige Braten zu haben, Mühe und Umstände nicht scheuen, denn unsere Schlächter sind nur zu geneigt, recht frisches Fleisch zu verkaufen, einmal um rascheren Umsatz zu erzielen, andererseits weil dasselbe durch längeres Liegen an Gewicht verliert. Das freie Hängen der Stücke an einem Haken, in kühler Zugluft, ist allem Anderen bei Weitem vorzuziehen; benutzt man einen Eiskeller, so ist größte Vorsicht und Reinlichkeit zu empfehlen; das Fleisch darf nie direct auf das Eis gelegt werden und wird am besten in Pergament-Papier gewickelt, sonst nimmt es leicht einen multrigen Geschmack an. Als Aufbewahrungsort ganz zu verwerfen bleibt ein gewöhnlicher Keller; auch darf das Fleisch ebenso wenig in Näpfe gelegt werden, da die aufliegenden Stellen feucht bleiben und leicht in Fäulniß übergehen, und ebenso hänge man nie ein Wild in der Haut mit anderen Braten zusammen. Hauptbedingung bleibt ein tägliches Besichtigen, ein Abwischen mit trockenem Tuch, Abschneiden der kleinen, grün werdenden Fettstellen; auch ist ein dickes Bestreuen mit gepulverter Holzkohle, die die äußere Luft abschließt und vor dem Gebrauch abgeschabt oder gewaschen wird, von Nutzen. Ein Roastbeef wird erst nach circa vierzehn Tagen saftig und weich, Hammelfleisch muß bei mittlerer Temperatur wenigstens acht Tage hängen, für Kalb- und Schweinefleisch genügt eine etwas kürzere Zeit.

Elisabeth Kaselowsky.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Behandlung von Würsten. — Verschiedene geräucherte und halbgeräucherte Wurstsorten haben die unangenehme Eigenschaft, daß sich die Schale nicht ablösen läßt. Es ist oft sehr mißlich, sich damit abzufinden, namentlich, wenn die Würstchen gekocht auf den Tisch kommen. Giebt es kein Mittel, diesem Uebelstande abzuhelfen?

J. G. in Cassel.

Humboldt's Kräuter-Suppe. — Ich habe irgendwo gelesen, daß sich Humboldt stets im Frühjahr eine Suppe von wildwachsenden Kräutern bereiten ließ, deren Auswahl er selber getroffen hatte. Weiß vielleicht Jemand mir Auskunft über die betreffenden Kräuter und ihre Zubereitung zu ertheilen?

Adele Sch. bei Prag.

Schlagsahne. — Was kann man thun, wenn Schlagsahne nicht steif werden will.

Frau von F. in B.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Aschburg in Tirol. (32). — Eine Burg oder ein Schloß dieses Namens existirt in Tirol nicht; wohl aber führen im Sprengel der k. k. Bezirkshauptmannschaft „Umgebung Bozen“, Ortsgemeinde Flaas, zwei einzeln stehende große Bauernhöfe den Namen Ober- und Unter-Aschburg. Bekanntlich war der Bauernstand in Tirol im 16. und 17. Jahrhundert sehr wohlhabend, für damalige Begriffe sogar reich. Aus dieser Zeit stammen jene mit Erkern und Giebeln geschmückten Bauernhöfe, die ein ganz herrschaftliches Aussehen haben und den Vergleich mit den ungarischen Schlössern, — gemeiniglich Castells genannt, wohl aushalten können. Ein solcher Tiroler Bauernhof barg innen meist kostbare Vertäfelungen, und aus diesen Ansitzen stammen auch jene prächtigen Schränke, jene reichgeschnitzten Truhen, welche gegenwärtig die Wohnungen unserer Großen oder aber die Ateliers bedeutender Künstler schmücken, und die Freude aller Sammler und Kunstliebhaber bilden.

Neben diesen beiden Höfen erscheint noch ein Dorf Asch in der Nähe von Anras im Gerichtsbezirk gleichen Namens (Pusterthal); in diesem Dorfe liegt ein adeliger Ansitz, der zum Bezirksgericht Ennenberg gehört. Es mag nun wohl dieser Ansitz unter der dortigen Bevölkerung den Namen „Burg“, also Aschburg führen, wie denn der gemeine Mann im Sprachgebrauch nicht leicht einen Unterschied zwischen Herrenhaus, Ansitz, Schloß und Burg macht. Dieser Besitz gehörte der Familie Prack von Asch, welche aber schon zu Ende des 14. Jahrhunderts, wie der Chronist bemerkt „durch schlechte Heirathen und ähnliche dumme Streiche mehr“, ganz in Verfall und Armuth gerathen ist. Die Prack von Asch führten als Wappen ein goldenes Dreieck im blauen Felde und zwar in der Weise, daß das rechtwinklig-gleichschenklige Dreieck mit dem Scheitel den oberen Schildrand berührt, die Hypothenuse horizontal zu stehen kommt und ihrerseits mit den Endpunkten den rechten und linken Schildrand trifft; es erscheint also das goldene Dreieck, — geometrisch gesprochen, — in den Schild eingeschrieben.

Dieses Wappen dürfte sich auf dem Edelansitz der Prack von Asch wohl finden, doch steht ein Wappen niemals zu dem Gebäude, sondern immer nur zur Familie in Beziehung. Die Heraldik kennt nur Familien-, Orts- und Landeswappen, Schloßwappen giebt es nicht und hat es nie gegeben. Wenn über dem Portale oder sonst an passender Stelle eines Schlosses ein Wappen erscheint, so ist dies stets ein Familienwappen und damit jeder Aenderung durch etwaigen Besitzwechsel unterworfen. Anders verhält es sich mit den sogenannten Hausmarken, das sind wappenähnliche Zeichen, die am Hause, nicht aber an dem Besitzer haften. In ihrer äußeren Form erinnern die Hausmarken mehr an die Steinmetzzeichen, verbreitet sind dieselben über ganz Deutschland, Oesterreich, Schweden, Dänemark ꝛc. Die Literatur über Hausmarken ist eine ziemlich umfangreiche; vollständig erklärt ist der Gegenstand bis heute nicht. Während im nördlichen Deutschland die Hausmarke ehemals große Bedeutung hatte, auf allen zum Hause gehörigen Gegenständen angebracht war und von der Hand des Hausherrn gezeichnet auch als dessen rechtskräftige Unterschrift galt, gerieth sie im Süden fast ganz in Vergessenheit. Der bekannte Forscher Leopold von Beck-Widmanstädter hat an zahlreichen Beispielen nachgewiesen, daß die Hausmarke auch auf Grabmonumenten sich befindet, in einem interessanten Falle sogar gezeigt, daß die gestürzt dargestellte Hausmarke das Ableben des letzten Hofbesitzers anzeigte, ganz ähnlich, wie man das gestürzte Wappen über der Gruft des letzten männlichen Sprossen eines adeligen Geschlechtes anbrachte, zum Zeichen, daß diese Familie erloschen sei.

So weit mir bekannt ist, kommt die Hausmarke nur einfarbig vor, wodurch sie sich von dem stets polychromen Wappen sofort unterscheidet.

Professor Lychdorff in Innsbruck.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Str. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 6. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 15. März 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Von der fünften deutschen Kochkunst-Ausstellung in Berlin: Empfang der Protectorin, Prinzessin Friedrich Karl, durch das Comité. Zeichnung von A. Stamer. — Siehe Seite 48.

Nachdruck verboten.

Ein Schlag.

Novellette von A. von der Elbe.

Erna stand im Gastzimmer des Schlosses am Fenster. Sie stützte sich leicht mit der Hand auf die Fensterbank, und ihr Blick schweifte hinaus über den herrlichen Park zu ihren Füßen und das Gebirge, welches in schönen Linien den Horizont einfaßte. Sie sah aber von alledem wenig, denn ihre ganze Seele war bei dem, was sie hörte.

Hinter ihr schritt ein stattlicher Mann mit grauem Haar und wohlgepflegtem weißen Vollbart im Zimmer auf und ab und sprach zu ihr. Vater und Tochter waren beide gleich sehr von dem Inhalt ihrer Unterredung gefesselt.

„Du kannst es nicht leugnen, Papa," sagte Erna, sich halb umwendend, „daß unser hiesiger Besuch mit einer Absicht verbunden ist. Du hältst mich für zu arglos, wenn Du glaubst, daß ich nichts gemerkt hätte. Auch bin ich zu selbständig und zu offen, um mich dumm zu stellen und den Kopf geduldig in die Schlinge zu stecken."

Der alte Baron war stehen geblieben und sah seine Tochter mit schlau-fröhlichem Lächeln an, das seine seidigen Bartwellen kräuselte: „Kind, ereifere Dich nicht, da wir einmal so weit gekommen sind, will ich Dir ja gutwillig Rede stehen. Ja, Graf Bennomar und ich wünschen Euch zu verbinden, wir sind alte Freunde und wissen Beide den Vortheil zu schätzen, den die Ehe unserer einzigen Kinder für alle Betheiligten bringen wird. Paul ist ein schneidiger Reiteroffizier, hübsch, flott, auch nicht ohne gute Eigenschaften des Geistes und Gemüths; was in aller Welt kannst Du thörichtes Mädchen gegen ihn einzuwenden haben?"

Erna warf den Kopf auf: „Ich wende ein, daß ich nicht über mich verfügen lassen will, daß ich nicht beliebiger Vortheile halber heirathen werde, und daß Graf Paul mir vollständig gleichgültig ist. Und irre ich nicht sehr, Papa, so geht es Deinem Günstlinge ebenso. Zwischen uns hat von Anfang an ein Ton bestimmtester Abwehr geherrscht."

„Ihr seid eigensinnige Kinder," grollte der alte Herr und blieb vor seiner Tochter stehen.

Erna zuckte die Schultern: „Man hat uns bis jetzt immer den Willen gethan."

Vom Park herauf erschallten junge, fröhliche Stimmen; auf der mit Blumen besetzten Freitreppe erschien eine zum Spaziergange gerüstete Gesellschaft; Blicke und Winke flogen herauf, und gleich darauf trat ein Diener ein und meldete, man erwarte die Herrschaften.

Vater und Tochter folgten der Aufforderung; vielleicht war es ihnen nicht unangenehm, ihre Unterhaltung, die ernster und schärfer zu werden gedroht, als Beide wollten, abgebrochen zu sehen.

Auf dem unweit der Stadt gelegenen Gute des Grafen Bennomar waren seit einigen Tagen außer dem Baron Falkenstein und seiner Tochter noch einige andere Freunde als Hausbesuch anwesend. Der Sohn befand sich mit einigen Kameraden auf Urlaub bei den Eltern, und so entwickelte sich in dem reichen, gastfreien Hause ein heiterer, geselliger Verkehr. Graf und Gräfin machten die liebenswürdigsten Wirthe, und die muntere Therese, die Tochter einer entfernten Verwandten der Gräfin, gab durch heitere Laune, unbefangene Formen und gesellige Talente der Jugend einen angenehmen Mittelpunkt.

Man schlenderte durch den Park nach einer nahen Höhe hinaus, von der sich ein schöner Blick in die Gebirgsgegend bot.

Paul und Erna hielten sich geflissentlich einander fern; es schien, als wögen sie sich jeden Blick und jedes Wort zu, sie wollten nicht gerade unhöflich sein, sie wollten sich keine Absichtlichkeit merken lassen und waren in dem ängstlichen Bemühen, nicht zuviel zu thun, innerlich mehr mit einander beschäftigt, als sie sich eingestanden. Paul neckte sich mit dem behenden, blonden Cousinchen, und Therese nahm sein Entgegenkommen fröhlich und dankbar auf.

Die schlanke, stolze Erna hielt sich zu dem Rittmeister Wildung, von dem man längst meinte, daß er sich um die junge Baroneß bewerbe.

Die Aussichtshöhe war erreicht, ein entzückender Rundblick belohnte die Anstrengung des Aufstiegs. Die älteren Personen ruhten auf den Bänken, die jüngeren Leute standen und gingen plaudernd umher.

„Sehen Sie drüben das malerische Kirchlein," sagte Erna zum Rittmeister, „wie das Kreuz im Abendsonnenschein funkelt, wie kühn der kleine Bau auf dem Felsenvorsprunge steht; wie zum Greifen nahe heben sich die Umrisse vom zarten blauen Gewölk des Himmels ab."

„Die St. Annen-Kapelle, meine Gnädige," erwiderte Wildung, „liegt viel weiter von hier, als es den Anschein hat."

„Die Aussicht von dort in's Thal und auf den Fluß hinunter muß zauberisch schön sein," sagte Erna, in den Anblick verloren. „Lassen Sie uns der Gesellschaft vorschlagen, einen Ausflug dahin zu unternehmen."

„Ich weiß nicht, ob ein Fahrweg hinaufführt."

„Dann werden wir gehen!" rief die Baroneß ungeduldig.

„Das würde für die zarten Füße unserer Damen ein zu beschwerlicher Weg sein," mischte sich Graf Paul ein, der unbeachtet dem Gespräche gefolgt war.

„Sie trauen uns gar zu wenig zu, Graf Bennomar," meinte Erna mit einem fast feindseligen Blick.

Paul schüttelte den Kopf. „Ich kenne die Gegend hier ganz genau, gnädigste Baroneß; die Kapelle liegt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

von unserem Gute mindestens vier Stunden entfernt, — es ist ein steiler, steiniger Holzweg, der manchmal sogar an Abgründen vorüber nach oben führt."

„So lassen Sie uns doch reiten, Cousin," sagte Therese, mit ihrem süßesten Lächeln zu dem jungen Manne aufblickend. „Ich habe schon mehrfach gehört, daß es ein sehr lohnender Ausflug ist."

„Schlagen Sie Anderes vor, Therechen," erwiderte Paul freundlich, „es giebt ja noch allerlei Hübsches hier in der Umgegend."

„Das Meiste kennen wir, und man möchte doch seinen Gästen etwas Neues bieten."

„Unsere guten, feurigen Pferde," meinte Paul sinnend, „auf diesen halsbrechenden Gebirgswegen abzunutzen, wird uns wenig Vergnügen machen."

„Doch, doch," riefen die beiden jungen Mädchen wie aus einem Munde.

Die übrige Gesellschaft fragte, wovon die Rede sei, gab guten Rath, ereiferte sich für und wider, überstimmte den jungen Schloßherrn und kam endlich zu dem Entschlusse, die Partie an einem der nächsten Tage zu unternehmen.

Abends nach dem Souper, zu dem sich noch einige Familien aus der Umgegend eingefunden, tanzte die junge Welt nach dem Klavier im Gartensaale. Erna und Paul vermieden sich wieder, wie auf Abrede, wo sie konnten. Das schöne Mädchen fand es nicht schwer, dem Unbequemen auszuweichen, wurde sie doch, ebenso wie in der Stadt, von den anderen jungen Männern umworben.

Paul glaubte sich vortrefflich mit der kleinen Therese zu unterhalten, auch die blühende Adele, die Tochter des Gutsnachbarn, zeichnete er aus. Wie kam es nur, daß sein Blick dennoch suchend zu Erna hinüberflog, wenn er sich geflissentlich um jene Beiden bemühte? Und wie kam es, daß auch die Augen der Baroneß, während sie lebhaft mit den anderen jungen Männern sprach, unwillkürlich Graf Paul aufsuchten? Sie hatten wohl im Grunde Beide das Verlangen, dem Anderen zu beweisen, daß sie sehr gut ohne einander fertig werden konnten.

„Baroneß müssen den Max reiten," sagte der junge Lieutenant von Baum.

„Graf Bennomar wird es sich zur Ehre rechnen, Ihnen den Goldfuchs zur Verfügung zu stellen."

Es wurde im Kreise der Herren ausgemacht, daß der Max ein ganz ruhiges und zuverlässiges Damenpferd sein werde. Die Baroneß sollte das Thier in den nächsten Tagen ein paar Mal reiten und dann darauf den beabsichtigten Ausflug nach der St. Annen-Kapelle unternehmen.

Unter den Herren befand sich ein Fähnrich, der entfernt mit Erna verwandt und ein Jahr jünger als sie war. Alfred hatte in der Stadt kaum die Ehre genossen, mit seiner Cousine zu tanzen, hier hielt er sich in ihrer beglückenden Nähe und hoffte, es werde nun endlich auch die Reihe an ihn kommen.

Paul hatte es längst als seine Pflicht erkannt, einmal mit Erna zu tanzen.

Das ältliche Fräulein am Klavier intonirte einen neuen Galopp. Graf Paul trat auf Erna zu, verbeugte sich förmlich und bat um den Tanz. Erna erröthete, sie hatte es schon längst in ihrem verwöhnten Mädchenherzen rücksichtslos und unartig genannt, daß der Sohn des Hauses sich ihr bis jetzt noch nicht genähert.

„Bedauere sehr," entgegnete sie, den Kopf aufwerfend, „ich habe diesen Tanz Vetter Alfred versprochen."

Paul zog sich unter stummer Verbeugung zurück. In dem frischen Gesichte des Fähnrichs leuchtete freudige Ueberraschung auf, beflissen und Dankesworte stammelnd umfaßte er Erna und tanzte mit ihr davon.

Erna triumphirte im Stillen; war es ihr doch endlich gelungen, der Abwehr gegen die schwebenden Pläne der Eltern einen deutlichen Ausdruck zu geben. Und wenn dieser übermüthige Graf auch noch zehn Mal schöner und liebenswürdiger wäre, so sollte er sich doch nicht einbilden, daß sie sich blindlings den etwa getroffenen Verfügungen unterwerfen werde. Nun gerade nicht! Keine Macht der Erde sollte sie bewegen, sich in dieser wichtigsten Entscheidung ihres Lebens nach einem anderen, als ihrem eigenen Willen zu richten.

Paul hielt sich überzeugt, daß Erna ihn aus Laune abgewiesen, er gelobte sich in seinem Innern, daß nichts auf der Welt ihn zwingen sollte, die Wünsche seiner Eltern, die auch er recht gut kannte, zu erfüllen. Mit einem fast leidenschaftlichen Eifer machte er Adelen den Hof und erwärmte sich sogar derart, daß er der artig Entgegenkommenden fast mit einer Liebeserklärung gedankt hätte. Bei all diesem Bemühen verlor er aber Erna nicht aus den Augen, und mehr als einmal ertappte er sich auf dem Gedanken: wäre sie noch viel schöner, edler, begehrenswerther, nie würde ich mich so weit herablassen, der Spröden und Stolzen zu huldigen!

Als die Kameraden Paul mittheilten, daß man seinen Fuchs für Baroneß Falkenstein ausersehen habe, schüttelte er unwillig den Kopf: Max ist viel zu empfindlich im Maule, um von einer ungeübten Hand geführt zu werden."

„Sie können doch der zarten Hand einer Dame keine harte Zügelführung zutrauen, Bennomar?" fragte der Lieutenant von Baum, und der Rittmeister fügte hinzu:

„Bekanntlich geht ein empfindlicher Gaul nie besser, als unter einer Dame."

Nach noch einigen schwachen Versuchen der Gegenwehr, mußte Paul, wollte er nicht unhöflich erscheinen, sich bequemen, der Baroneß Erna zu erklären, daß es ihm eine große Ehre sein werde, wenn sie morgen seinen Fuchs versuchen wolle. Ein Erbieten, das Erna mit der ihr eigenen Hoheit gnädigst annahm.

Erna war eine Reiterin, die auf ebener Erde sich überzeugt von ihrem Muth und ihrem Können hielt, eine von jenen, bei denen Theorie und Praxis nicht Hand in Hand gehen. Sie besaß viel zu viel Selbstbeherrschung und einen zu großen Stolz, um, wenn sie im Sattel saß, ihre Furcht zu zeigen. Es war aber etwas in ihr, was ihr die Luft beengte, das sie aus dem Gleichgewicht brachte und ihr die Lust am Reiten hätte verleiden können, wenn es ihr nur nicht zu Fuß gar so wunderschön erschienen wäre. Namentlich hier, vor Graf Paul's Augen, hätte sie um alles in der Welt nicht Unbehagen oder Bangen merken lassen mögen.

Der Max wurde für sie gesattelt, sie ließ sich mit dem Anschein vollster Unbefangenheit hinaufheben, hatte für den Herrn des Pferdes und seine Warnung, das weichmäulige Thier ja mit leiser Hand zu führen, ein geringschätziges Lächeln und trabte in anscheinender Sicherheit mit dem Rittmeister die Allee hinunter.

Nachdem die Reitversuche und kleinen Ausflüge während einiger Tage zu allseitiger Befriedigung unternommen worden waren, beschloß man die große Parthie nach der St. Annen-Kapelle zur Ausführung zu bringen.

Man sandte auf steilen Waldpfaden Träger mit Erfrischungen zu der fernen Höhe hinauf. Die berittene Gesellschaft selbst aber, bestehend aus Erna, Therese, Adele, und fünf Herren, schlug den zu Holzfuhren benutzten Waldweg ein. Der Tag war sehr schön, bei milder Sonnenwärme fächelte ein kühles Lüftchen die frischgerötheten Wangen der Reiter. Durch hohen Wald ging es auf theilweise schlechten, ausgefahrenen Holzwegen, dann wieder über saftig grüne Waldwiesen bergan.

Nach ein paar Stunden erreichte man den letzten, unbequemsten Theil des Weges, der an einer Felswand sich hinziehend, so schmal war, daß kaum zwei Pferde neben einander auf demselben dahin schreiten konnten. Aber wenn dies auch möglich gewesen wäre, so verbot es die Vorsicht, weil rechts von dem Bergpfade ein schroffer Hang in die Tiefe ging. Die Wipfel uralter Tannen ragten aus dem Abgrunde, aus Geröll und Felsspalten heraufsteigend, bis zu den Füßen der Reiter empor. Die Pferde hatten sich also möglichst links an der Felswand zu halten.

Der Rittmeister nahm die Führung, ihm folgte Erna, der Paul sich anschloß, dann kamen Therese, Adele und die übrigen Herren.

Erna, schwindelnd vom langen Reiten, sah mit Schreck den Abgrund zu ihrer Seite. Sie begann sich zu ängstigen, daß der Max sich nicht weit genug links halten werde, nahm die Zügel fester in die Hand als bisher und zerrte ungeschickt daran.

Der ihr folgende Paul bemerkte mit aufsteigender Sorge, daß ihr Pferd stutzte und zurückdrängte, er erkannte sofort, daß die Reiterin die Zügel zu fest hielt, und an dem jetzt erfolgenden Zurücktreten des Fuchses somit Schuld hatte. Voll Angst gewahrte er, wie ein paar Schritte der Rückwärtsbewegung die Hinterbeine des Thieres dem Abgrunde so nahe bringen mußten, daß ein Sturz erfolgen konnte. Diese Wahrnehmung stieg blitzschnell in ihm auf, und da wirklich Max in diesem Augenblicke wieder einen Schritt zurücktrat und sich fast quer über den Weg stellte, rief er:

„Die Zügel los, Baroneß! Geben Sie Ihrem Pferde Luft!" Zugleich hieb er mit der Reitgerte über die Kruppe des Thieres, sodaß dieses im Sprunge vorschoß.

Der Schreck über die unerwartete Hülfe erschütterte Erna's Gleichgewicht, sie klammerte sich mit der Rechten an die Gabel und zog, um den Fuchs an weiteren Sprüngen zu verhindern, die Zügel stärker an. Die natürliche Folge war, daß das empfindliche Thier sich vorne etwas hob, und deutlicher als zuvor auf den Hinterbeinen zurückbalancirte.

Der Graf sah die Hufe des Pferdes unmittelbar am Rande der steil abfallenden Tiefe, schon rollten ein paar Steine in polternden Sprüngen die Wand hinab; im Geiste sah er die Reiterin verloren. Ließ sie die Zügel nicht los, so würde in der nächsten Secunde ihr Roß sich überschlagend abstürzen. Es galt Leben und Tod. Nur ein rascher Entschluß konnte retten. Um jeden Preis mußte die krampfhaft geschlossene Hand der ängstlichen Reiterin die Zügel fahren lassen! Nur ein unwillkürlicher Schreck oder Schmerz konnte dieses noch jetzt bewirken, für ein vernünftiges Wort gab es weder Zeit noch Besinnung mehr. Gedanke und Ausführung waren eins: ich muß sie über die Hand schlagen. Er drückte sein Pferd vor und hieb zu, in der Erregung des Augenblicks vielleicht fester als er gewollt.

Erna hatte eben in unwillkürlicher Rathlosigkeit den Kopf gewandt, und so sauste der Schlag seiner Reitgerte, der ihrer Hand gegolten, mit aller Wucht über ihre Wange. Sie schrie auf, ließ die Zügel fahren und griff mit beiden Händen nach dem Kopfe.

Das von dem peinlichen Zügeldruck befreite Thier schoß vor, die gefährliche Stelle war überwunden, und nach wenigen Secunden langte die Gesellschaft auf dem freien Platze neben der Kapelle an. Durch Erna's Schrei waren alle Gemüther erschreckt worden. Einige der Nachfolgenden hatten die verzweifelte Lage der jungen Baroneß bemerkt, der volle Zusammenhang des Ereignisses war aber kaum Jemandem klar geworden.

Mit einem fast körperlichen Schmerz des Bedauerns, ja mit wahrem Entsetzen hatte Graf Paul die Wirkung seines Schlages erkannt.

Erna's Wange zeigte eine tiefe Wunde, das Blut rann auf ihr Reitkleid. Als er herbei eilte, sie vom Pferde zu heben, hing sie einen Augenblick mit geschlossenen Augen in seinem Arm. Ein unsägliches Verlangen, sie an sich zu drücken und ihr blasses, verletztes Gesicht mit seinen Küssen zu bedecken, durchströmte ihn.

Gleich darauf war er von der erschrockenen, fragenden und bedauernden Gesellschaft umringt. Therese eilte herzu und stützte die Freundin, welche sich jäh aus Paul's Arm emporrichtete.

Der junge Graf erklärte, unter augenscheinlicher tiefer Ergriffenheit, sein Thun, welches von dem Drange der gefährlichen Lage eingegeben, ein Unheil angerichtet, das ganz außer seiner Absicht gelegen.

Die Herren begriffen vollständig, um was es sich gehandelt. Der verhängnißvolle Schlag, so übel er ausgefallen, war nothwendig gewesen, um die Reiterin vor dem drohenden Absturz zu bewahren. Man erkannte an, daß Graf Bennomar mit großer Geistesgegenwart und den Umständen angemessen gehandelt habe.

In Erna's verwirrtem und gekränktem Gemüth und bei den brennenden Schmerzen ihrer Wunde wollte sich dagegen noch nichts von versöhnlicher Stimmung finden. Allen Erklärungen des Vorfalles setzte sie Schweigen entgegen, und da es sehr natürlich erschien, daß sie augenblicklich ganz von der Pein ihrer Lage hingenommen war, so begriff man allerseits, daß man sie mit Entschuldigungen verschonen, und nur auf ihre Pflege bedacht sein müsse.

Sie lag unter einem Baum auf rasch ausgebreiteter Decke, Therese wusch ihre Wunde mit kaltem Wasser, Adele reichte ihr Wein, die Herren standen bedauernd etwas abseits.

„Wie fühlst Du Dich?" fragte Therese, über Tiefe und Breite der Wunde erschrocken, theilnehmend.

„Schlecht, erbärmlich schlecht," seufzte die Baroneß und fügte bittend hinzu: „oh, wäre ich doch zu Hause, aber wie komme ich dorthin, auf dem Fuchs kann ich mich jetzt nicht halten."

Mittlerweile hatten Graf Bennomar und Alfred mit der Dienerschaft berathschlagt, wie man von dem vorhandenen Material am besten einen Tragsessel herstellen und darin die Leidende auf kürzestem Wege nach dem Schlosse schaffen könne. Es fand sich hierzu die Möglichkeit. Erna ließ stumm mit sich geschehen, was angeordnet wurde, und so war man bald bereit, mit ihr den Rückweg anzutreten.

Graf Paul bat, unter wiederholt hervorgestammelten Entschuldigungen, sie zu Fuß begleiten zu dürfen. Im Grunde waren alle Herren, die herzutraten und die Scheidende umringten, zu jenem Ritterdienste bereit.

Mit einer stolzen Handbewegung wies Erna die übrigen ab und bat nur den jungen Alfred, an ihrer Seite zu bleiben. Dann stützte sie den Kopf erschöpft gegen die Rücklehne ihres mangelhaften Sessels. Als die Träger sich mit ihr in Bewegung setzten und bergab stiegen, gewahrte Paul mit einem letzten Blick, wie ihr das Blut durch das Batisttuch drang, welches Therese ihr um den Kopf gebunden.

In verzweifelt unmuthiger Stimmung, indeß sich selbst und dem Geschehenen nach wie vor Recht gebend und doch im Gewissen belastet, als habe er etwas Abscheuliches gethan, wandte Paul sich von dem Anblick des leidenden Mädchens ab und versuchte, unter möglichster Selbstbeherrschung, bei dem übrigen Theil seiner Gäste den artigen Wirth zu spielen. Es gelang ihm aber schlecht; vielleicht waren sie auch allesammt über den Vorfall zu verstimmt, um froh sein zu können, und eher als man es beabsichtigt, bestieg man die Rosse und trat den Rückweg an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erna traf erschöpft und tief verstört im Schlosse ein. Mit einem Angstruf eilte Baron Falkenstein seiner Tochter entgegen. Auch Graf und Gräfin Bennomar kamen erschrocken die Treppe herabgelaufen.

„Mein Kind, mein armes Kind, was ist mit Dir geschehen?“ rief der Vater, Erna umfassend. Sie konnte nur wenige unzusammenhängende Worte stammeln; Alfred mußte den unglücklichen Vorfall erklären. Die alten Herrschaften vermochten in der Geschwindigkeit kaum den Zusammenhang zu begreifen. Die Leidende wurde unter Beihülfe des Kammermädchens in ihr Zimmer hinaufgetragen.

Während die alte Gräfin mit der Zofe Erna zu Bett brachte, begannen die Männer des Fähnrichs Erklärungen zu verstehen, und sandten, Beide gleich sehr erschrocken, einen reitenden Boten zum Arzt.

In einer Allee des Parkes auf und abschreitend, sagte Graf Bennomar zu seinem alten Freunde, dem Baron:

„Dieser unvorsichtige Schlag meines armen Jungen hat uns einen schönen Plan zerstört.“

Der Andere zuckte die Achseln und erwiderte niedergeschlagen: „Ja allerdings, nun ist alle Hoffnung zu Ende.“

Als Graf Paul mit der Gesellschaft zurückkam, galt seine erste Frage dem Ergehen der Baroneß. Es sah nicht gut im Krankenzimmer aus, und der junge Graf war tief davon bewegt.

Der rasch eingetroffene Arzt fand für nöthig, Erna's Wunde mit zwei Fäden zu nähen, sie ward dabei ohnmächtig, und der Doctor machte die Gräfin darauf aufmerksam, daß die junge Dame ganz ungewöhnlich schwach und angegriffen sei und wohl einiger Zeit besonderer Ruhe und Pflege zu ihrer Erholung bedürfen werde.

Vorläufig war also nicht daran zu denken, daß außer den Frauen Jemand die Kranke besuchen könne. Allein, wenn Paul sie auch nicht sehen durfte, so beschäftigten sich seine Gedanken doch unausgesetzt mit ihr. Sein ritterliches Empfinden war im höchsten Grade durch das Geschehene erregt und verletzt. Mochten Anlaß und Zusammenhang sein, wie sie wollten, die Thatsache, daß er eine Dame so hart geschlagen, bohrte mit wahrer Pein in seinem Gemüth. Er konnte innerlich nicht von ihr los, er sah sie mit ihren edlen und stolzen Bewegungen unausgesetzt vor sich, er sann, wie er wieder gut machen, wie er sie versöhnen und sich entschuldigen könne. —

Während man Erna die Ruhe, die ganz nach ihrem Wunsche war, gönnte, stieg die Erinnerung an das Geschehene wieder und wieder in ihrem Geiste auf. In Gedanken erlebte sie mit Grauen auf's Neue den schrecklichen Eindruck, als sie, sich umblickend, die Hinterbeine ihres Pferdes dem Abgrunde nahe gesehen. Ja sie gestand sich, daß sie völlig hülflos, und ohne des Grafen Dazwischenkommen verloren gewesen.

Und dennoch, wie roh, wie unverzeihlich, sie so furchtbar zu schlagen! Aber, erhob sich eine leise Stimme der Vertheidigung in ihr, hatte er sie so hart schlagen wollen? War er in jenem verhängnißvollen Augenblicke im Stande gewesen, mit voller Selbstbeherrschung zu handeln? Durfte man das von den erregten Nerven eines Menschen verlangen, der den sicheren Tod eines anderen Menschen vor Augen sah? Hatte er ihr nicht mit seiner großen Geistesgegenwart und seinem kraftvollen Einschreiten das Leben gerettet?

Und dann jener Augenblick, als er sie vom Pferde gehoben und sie bleich, angsterfüllt, ja fast mit einem leidenschaftlichen Ausdruck an sich gezogen und angeblickt hatte. Wie kam es nur, daß sie Alles dies immer wieder durchdenken, neu erleben und sich ausmalen mußte? War denn ihre eigene Auffassung dieses peinlichen Vorfalls nicht berechtigter Zorn und ein tief verletztes Gefühl? Ja, zuerst gewiß; aber woher rührten jetzt die süßen, träumerischen Empfindungen, die sie erfüllten, wenn sie sich ihre Begegnung mit Graf Paul in's Gedächtniß zurückrief? Hatte sie ihm den Schlag, der sie gewiß lebenslang entstellen würde, denn wirklich verziehen?

Wie war es nur möglich gewesen, daß sie während der Tage ihres Krankseins, wenn er Morgens und Abends an ihrer Thür erschien, sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, mit Spannung auf seine Stimme gelauscht? War denn nicht ihr erstes Empfinden damals bei der St. Annen-Kapelle bitterer Haß gewesen? Und jetzt konnte sie sich über die Blumen, Früchte und Bücher, die er ihr hereinschickte, freuen? Ach, es war eine Verwirrung, eine Unklarheit der Gedanken und Regungen in ihr, über die sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte!

Endlich war Erna's Wunde geschlossen, der Arzt hatte die Fäden entfernt und ihr erlaubt, wieder Besuch anzunehmen.

Es war ein herrlicher Sommertag, als die Baroneß in ihrem blaßrosa, mit Spitzen und Schleifen besetzten Morgenkleide, im Lehnstuhl ruhend, neben der offenen Thür ihres blumengeschmückten Balcons saß. Sie war noch bleich, und die eben verharschte Wunde zog sich als dunkelrother Streif über ihre zarte Wange.

Während sie sich wieder jenen unbegreiflichen Träumereien hingab, die sie in der letzten Zeit so oft beschäftigt, trat leise die Dame des Hauses zu ihr herein.

Gräfin Bennomar, die täglich auf Stunden ihren jungen Gast besucht und ein immer wärmeres Interesse für Erna gefaßt hatte, erschien heute mit einem fast verlegenen Ausdruck bei ihrem Pfleglinge.

„Ich komme, liebes Kind, als Abgesandte meines Sohnes,“ sagte sie bittend. „Paul hegt das lebhafteste Verlangen, Sie endlich wiederzusehen und Ihnen sein schmerzliches Bedauern über den Unfall persönlich auszusprechen. Wenn Sie erlauben, lasse ich ihn eintreten?“

Erna hatte sich erglühend etwas aufgerichtet, die widerstreitendsten Empfindungen jagten sich in ihrer Seele. Sie sollte sich ihm gegenüber sehen, dessen sie mit so wunderlich gemischten Gefühlen während der letzten Zeit gedacht. Ihm, der sie während der ganzen Wochen vor dem Ritt absichtlich gemieden. War denn jetzt nicht der Augenblick gekommen, ihn ihre volle Abwehr fühlen zu lassen?

Die alte Dame hatte sich leise zurückgezogen, und der Sohn stand vor Erna. Wie bewegt er aussah, und mit welchen strahlenden Augen er sie anblickte!

„Endlich, Baroneß!“ rief er mit leise bebender Stimme und zog ihre Hand an seine Lippen.

Erna's Herz klopfte lebhaft, ihr schwindelte; wie dieses Mannes Nähe sie erschütterte! Seltsame Regungen wogten und kämpften in ihr.

„Oh, wie unsäglich bedauere ich,“ stammelte er, — „aber ich mußte, — Ihre Rettung —“

Noch einmal bäumte sich Erna's eigensinniger Wille gegen seine bittende Weichheit auf: „Meine Rettung?“ fragte sie stolz, „Sie waren wohl besorgt um Ihren Max, und weil ich den nicht nach Ihrem Sinne führte, erhielt ich die Züchtigung?“ — Sie glaubte ja selbst nicht, was sie sagte, aber unwillkürlich versuchte sie diese letzte Gegenwehr.

„Erna! — Baroneß! — Ist es möglich, daß Sie Derartiges wirklich denken?“ Und dann sich straff aufrichtend, zischte er aus zusammen gebissenen Zähnen hervor: „Ich werde als Gegenbeweis sofort den Fuchs unter Ihrem Fenster erschießen lassen.“

Erna lehnte sich blaß und erschrocken durch die Kraft und Wildheit seines Wesens im Sessel zurück: „Um Gottes Willen, Graf Bennomar! Ich glaube Ihnen ja! — Sie sind meinem Ungeschick zu Hülfe gekommen. — Sie haben mich gerettet, und ich muß Ihnen eigentlich danken. — Lassen Sie es mich nur gestehen, daß ich in dieser ganzen Zeit freundlich Ihrer gedacht habe.“

„Oh und ich, Erna,“ rief er und sah sie leuchtenden Blickes an, „ich habe mich endlich gefangen gegeben! Ich habe erkannt, daß alle Gegenwehr umsonst ist. — Ich habe keinen anderen Gedanken gehabt, als Sie, Erna. — Ich bin endlich inne geworden, daß ich Sie liebe und immer liebte, und daß nur eigensinniger Trotz mich verhinderte, dieses Gefühl zu erkennen.“ Er lag zu ihren Füßen, hatte ihre beiden Hände ergriffen und sie mit Küssen bedeckt.

„Graf Paul,“ stammelte sie, sich zu ihm neigend: „Ist es möglich?“

„Ja, Erna und Du? Oh ich lese es in Deinen Blicken, auch Dein Widerspruch ist gebrochen, Du erhörst mich, Du liebst mich!“

Er sprang empor, zog sie in seine Arme und flüsterte, indem er vorsichtig und zärtlich die rothe Narbe auf ihrer Wange küßte: „So ist denn mit ‚einem Schlage‘ unser thörichter Eigensinn gebrochen. Wir sind glücklich, und es soll unser Glück erhöhen, daß unsere Eltern es mit uns theilen werden.

Nachdruck verboten.

Der Bergsee.

Von Martin Greif.

Zwischen Wäldern eingebettet,
Traf ich seinen Wellenschooß,
Mehr gekräuselt als geglättet,
Und er ließ mich nimmer los.

Wohl bestürzte mich sein Schweigen,
Bis ich tiefer mich besann,
Und die Stille, die ihm eigen,
Mich auch zog in ihren Bann . . .

Nachdruck verboten.

Vom Carnevalsfest des Münchener Künstlerinnen-Vereins.

Von A. Freund.

Mit drei Abbildungen von E. Mahler.

Die hängenden Gärten Babylons!

„Semiramis ladet die Völker,“ — so lautet das stolze Wort des Abends, die vielversprechende Einladung auf der Eintrittskarte. Willst du mir auf ein paar Stunden folgen, geneigte Leserin, in die Säle, allwo die assyrische Herrscherin ihren Thron wieder aufgerichtet hat?

„Babel!“ Freilich, das Wort hat einen so sündhaften Beigeschmack. Allein fürchte dich nicht, du befindest dich bei den alten Herrschaften in guter Gesellschaft, ich würde sagen: der besten! wenn nicht — — meine Wenigkeit dir als Führerin zur Seite wandelte!

Wir treten unter Palmen und Cypressen, denn ein Garten ist's, in dem verschwenderisch die Blüthenpracht aus allen Zweigen quillt, Magnolien und Rhododendren, Lorbeerrosen und Lilien, Alles in wunderbarer Ueppigkeit. Und vor Allem Rosen, ein Meer von Rosen, von der dunkelsten Gluth bis zum zartesten Gelb, in entzückender Farbenharmonie zusammengestellt. Ganze Geflechte solcher Blumen hängen von den Gallerien hernieder, schlingen sich um die Säulen, entblühen den Bäumen. Dazwischen drängt sich fremd' Gethier, wiegen sich bunte Vögel, nicken schillernde Pfauen, — erschrick nicht zu sehr über die große Schlange! Das Ungeheuer thut uns nichts, sondern ist froh, wenn es nicht selbst zu viel getreten wird.

Die Fabelthiere im Hintergrunde spreizen die Flügel und erheben in grimmer Ruhe das Menschenhaupt über dem Stierleibe; sie bewachen den Eingang zum Königspalast, zu welchem teppichbelegte Stufen hinanführen. Seitwärts erschauen wir die gesegnete Ebene des Stromlandes der Mitte; weit spannt sich der tiefblaue Himmel über die fernen chaldäischen Berge, über die Wipfel der Palmen und über die weißlich schimmernden Bauten Babylons, aus welchen das Grabmal des Ninus und die Terrassen des Belustempels emporragen.

Der Festzug naht. Wir müssen Platz machen, schon bahnt man die bekannte hohle Gasse. Ein rauschender Tusch, — der Zug der Semiramis betritt den Saal.

Assyrische Priesterinnen schreiten voran, um ihre Häupter winden sich goldene oder silberne Schlangen, über den emporgehobenen Armen schwankt eine ungeheure Mondsichel. Auch Götterbilder tragen sie, und die Mädchengestalten sehen wunderbar schön aus in ihren langen, faltenlosen Gewändern.

Bannerträger folgen, geschart um das Panier der Derketaden mit den Taubenflügeln, — unterworfene Fürsten, assyrische Große in reicher Tracht und steifen, kohlschwarzen Lockenbärten . . .

„Das sollen Frauen sein? Diese grimmigen Gesichter? Unmöglich!“

Unmöglich ist nichts, Liebe, wir sind auf einem „Damenball“! Haben die Künstler ihre Herrenkneipe im Fasching, so haben die Künstlerinnen ihren Abend auch, heuer durch einen drolligen Zufall gar am selben Tage, — und es wäre nicht übel, wenn, wie ein Spaßvogel wünschte, Prinz Carneval um Mitternacht beide Gesellschaften durch einander schüttelte! — —

Die Längsten hat man wohl für die Gruppe der Assyrer herausgesucht, und die Herren Gemahle — haben daheim ihr Vergnügen gehabt, an den Wangen der Gattin kleben und malen zu helfen. Schau' 'mal diesen da! Ist das nicht ein ganzer Kerl! Wie aus den alten Reliefs herausgestiegen, — als ob die seligen Assyrer stets mit gesteiften Gliedmaßen einhergewandelt wären! Aber das sieht echt aus. Nur die weichen, runden Arme —

„Das kommt vom Salbenschmieren, denn wir sind ein im Luxus erschlafftes, entnervtes Volk!“ erklärt er gelassen, und in steifer Würde schreiten sie vorüber in ihren engen Gewändern und mit langen vergoldeten Stäben, und hinter ihnen, mit hundertstimmigem Jubelrufen begrüßt, erscheint der goldene Wagen mit der Königin, der schönen Gattin eines hiesigen Künstlers, auf ragendem Throne. Hätte man wohl eine prächtigere Verkörperung jener Heldin der orientalischen Mythe finden können, als diese königliche Gestalt im Prunk ihrer gold- und silberdurchwirkten Gewandung?

Assyrische Hofbeamte und Krieger beschließen diesen Theil des Zuges, der inzwischen an den Stufen des Thrones angelangt ist. Semiramis verläßt ihren Wagen und steigt hinan, ihre Gäste in schwungvoller Ansprache zu begrüßen. Umflattert von den durch die göttliche Mutter ihr gesandten Tauben, den Herrscherstab in der Rechten, steht sie hoch aufgerichtet, und nun nahen die Völker der Erde, der Siegesgewaltigen zu huldigen. Voraus der Hebräer Scharen, mit Psalter und Harfe; singende Kinder, dann biblische Gestalten, die Patriarchen, Deborah, Ruth mit den Aehren, ziehen vorüber. Die Inder schließen sich an, unter denen sich manch leichtfertiges Bajaderchen eingeschlichen, — des Lebens frischer Puls neben Bildern wie aus indischen Tempelgrotten. Es folgt die wunderschöne Gruppe der Aegypter, der Kinder der „reinen Erde“; in engen Byssusgewändern schreiten sie gemessen heran, mit unbeweglichen Gesichtern, Papyrusrollen, Prunkgefäße und Geräthschaften mannigfacher Art tragend. Der Sohn des Pharao erscheint im leichten Wagen, die Prinzessin folgt mit ihren Sklavinnen. Aegyptische Gauklerinnen mit Schlangenstäben führen vor der Königin einen Tanz auf, dessen langsamer Rhythmus die Grazie der jugendlichen Gestalten herrlich zur Geltung kommen läßt.

Und Alles das sollen Frauen erdacht und ausgeführt haben?

Es ist nicht anders. Man muß es gesehen haben, das geniale Völkchen, wie es wochenlang vorher für „seinen“ Ball beschäftigt ist. Da wird Alles, Alles selbst angefertigt, von den Wand-Decorationen bis zum Wagen der Semiramis und der letzten Schaftspitze. Wie es da eifrig zuging, wie Jung und Alt beisammensaß, — hier wurden riesige Blätter geschnitten und gemalt, dort Blumen gewunden; ganze Haine aufgefiederter Palmenwedel erwuchsen in den Ecken. Und dazwischen ward geklopft und gehämmert, und unter den geschickten Fingerchen der Hauptleiterin, die Alles aus Nichts hervorzuzaubern schien, entstanden metallene Armringe, Helmzierathen, Schulterspangen, mit Keil-Inschriften und sonstigen geheimnißvollen Zeichen bedeckt, von solch alterthümlich echtem Ansehen, daß sie einem Museum Ehre gemacht hätten! Die funkelnde Königskrone der Semiramis mit der hoch sich aufbäumenden Schlange thronte auf dickleibigen Bänden altorientalischer Geschichte und Kostümkunde. Denn umfassende Studien liegen einem solchen Mummen-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Luitpold, Prinzregent von Baiern. Von W. von Miller. — Siehe Seite 45.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Semiramis begrüßt ihre Völker.
Vom Carnevalsfest der Münchener Künstlerinnen

schanz zu Grunde. Maler mit bedeutendem Namen haben es nicht verschmäht, sich die ausgelegten Kostümskizzen anzusehen, um ihre Damen nach diesen Vorlagen zu kleiden, und nicht zum Mindesten sind es die Erscheinungen dieser Letzteren, welche den Glanz des Festes erhöhen. Kaum ein Ball des kostümfrohen Münchens hatte der kostbaren Trachten so viele aufzuweisen, als dieser nur von Damen besuchte . . .

Infolge der für den Abend ausgegebenen Kostüm-Parole trägt das ganze Fest orientalisches Gepräge, doch haben sich „Völker" der verschiedensten Zeit und Art eingefunden und drängen in Scherz und Spiel durch einander. Welch' tolle und dabei so harmlose Fröhlichkeit! Dort drängt ein Studentlein mit gewichstem Schnurrbärtchen sich an die stolze Herrscherin Babylons heran; schier könnt' sie es in die Tasche stecken, wenn sie nämlich eine hat in dieser prächtigen Gewandung, worüber ich nicht unterrichtet bin; dort beschaut sich ein würdevoller Chaldäer kopfschüttelnd eine Pierrette à la Piglhein, die umflattert wird von einem roth befrackten Gigerl, ganz fin de siècle, und die Helden der entgegengesetzten Enden der Culturgeschichte reichen sich die Hände. Das klassische Griechenland, — durch einige Gestalten von großer Schönheit vertreten, — muß stets auf seinen Faltenwurf bedacht sein. Ein bischen rasch wird man zuweilen angefaßt und mitgenommen. Wie der Blitz fahren die muntern Gesellen durch den Saal, hier eine schlanke Taille ein paar Walzertakte lang umschlingend, dort einen schnellen Kuß auf eine schöne Schulter applicirend, — ja, hier wird auch Cour geschnitten, mehr vielleicht als anderswo, jedenfalls — unverschämter! Dafür kann man auch seinen Korb in andere Formen kleiden, als die Bücher des „guten Tones" es gestatten würden. O, er tröstet sich schnell, der Abgeblitzte, wie es die „Wirklichen" eben auch zu machen pflegen; weist ihn Diese schnöde ab, zieht eine Andere ihn kokett lächelnd zu sich heran. Ist er denn nicht hübsch, der Kleine im Pagenkostüm? Wie er die blonden, natürlichen Locken schüttelt und die quecksilbernen Beinchen so zierlich stellt! Drolliger freilich ist's, wie sich drüben ein Paar sanfte Augen vergeblich bemühen, unter dem Räuberhute eines Schnapphahns entsprechend fürchterlich hervorzublicken, und dabei guckt nur ein schmales Kinderhändchen aus dem ungeheuren wattirten Wamsärmel hervor.

Eine Bogenschützin.
Vom Carnevalsfest der Münchener Künstlerinnen.

Welche Einzelbilder von prickelndem Reiz! Und welch eine Menge amüsanter Intermezzos! Was schiebt sich dort herein an schwanker Stange? Eine plärrende Stimme verkündet die „Morrithat", die da gemalt zu sehen, die Schauergeschichte, wie Lohengrin seine Elsa sitzen läßt und mit einem unglaublichen Schwan das Weite sucht; und daß man auf diesem Damenfest nicht Männerhaß predigt, das beweist die Moral von der Geschicht': drum wenn Einer kommt,

„So hei— —rat'n nur gla—ich
vom Flä'—k weck,
Und frag'n nöt lang, wer er i—s!"

die mit jubelndem Gelächter aufgenommen wird.

Der Miesbacher Bauer mit den nackten Knieen und der Spielhahnfeder hat jetzt lange genug mit offenem Munde alle Herrlichkeiten bestaunt; er schlingt beide Arme um die feinen Schultern einer jungen Dame im eleganten Gesellschafts-Anzuge des neunzehnten Jahrhunderts. Aha, eine Fremde, die noch nicht recht gewagt hat, mitzuthun, aber sie wird schon zutraulicher, sie legt das blonde Köpfchen an die Schulter des Gebirgssohnes und lächelt ihm zu, — richtig! „You are very nice indeed —".

Die Fremdenkolonie Münchens ist besonders stark vertreten, denn jeder will dies originelle Fest, das zu einer Berühmtheit der Isarstadt geworden ist, einmal gesehen haben, und nicht umsonst steht der Thurm von Babel wie ein Wahrzeichen dort hinten in der Landschaft!

Ueber fünfhundert Gäste, aus Nah und Fern, darunter viele Trägerinnen glänzender Namen, sah der Festsaal im „BayerischenHof". In früheren Zeiten wurden die Einnahmen zu milden Zwecken verwendet. Jetzt braucht der Verein das Geld selbst.

Die Sache hat nämlich auch ihre ernste Seite. Die Ateliers der Schule, welche zu den bunten Vorbereitungen zum Feste benutzt werden, sehen die Malerin auch bei ernster, ehrlicher Arbeit vom ersten bleichen Strahl der Wintersonne bis zum Ausdrehen der Gasflamme nach dem Weggang des Aktmodells am vorgerückten Abend.

Erst ein paar Jahre sind es her, daß diese „Schule" den Lernenden geschaffen werden konnte durch die private Thätigkeit des Künstlerinnen-Vereins. Seitdem findet die oft aus weiter Ferne der Kunststadt München zugeeilte begabte Schülerin, was sie sonst hier nicht finden konnte: Unterricht! Unterricht nämlich zu erschwinglichem Preis! Denn das Malen lernen ist für Damen theuer, sehr theuer! —

Kein Schatten trübt die harmlose Freude des Festes der Grazie und des Humors. Sie können zufrieden sein, die genialen Gastgeberinnen, es ist glänzend verlaufen; sie haben bewiesen, daß unter dem doppelten Scepter der Kunst und des Carnevals das Weib das Dichterwort zu durchbrechen und die liebenswürdigste Freiheit mit der feinsten Sitte zu vereinen weiß.

Gigerl und Pierrette.
Vom Carnevalsfest der Münchener Künstlerinnen.

Nachdruck verboten.

Luitpold, Prinzregent von Baiern.

Von Fedor von Köppen.

Der Prinzregent Luitpold von Baiern, welcher am 12. März 1891 seinen siebzigsten Geburtstag feiert, gehört gegenwärtig zu den ältesten regierenden Häuptern im deutschen Reiche. Geboren (12. März 1821 zu Würzburg) als der dritte Sohn des hochsinnigen, kunstbegeisterten Königs Ludwig I. und seiner Gemahlin Therese, geborenen Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, genoß der Prinz in seinem königlichen Vaterhause eine einfache, aber sorgfältige Erziehung, in welcher Geist und Herz zu einer gleichmäßigen, harmonischen Entwickelung kamen. König Ludwig richtete an den zweiundzwanzigjährigen Jüngling zu seinem Geburtstage die nachfolgenden Hexameter:

„Nie, mein Luitpold, habe auf Dich ich jemals gedichtet,
Und gedichtet ist nicht, heiße fürtrefflich ich Dich;
Zweiundzwanzig Jahre sind Dir schon geworden, doch niemals
Hast Du die Eltern gekränkt, Freude bereitend allein.
Wie ein Bach, sanft fließend durch blumige, liebliche Auen,
Floß Dein Leben bis jetzt milde und heiter zugleich.
Möge kein Sturm ihn trüben, den klaren, krystallenen Spiegel,
Bis zu der Ewigkeit rinne er freundlich dahin!"

Der Prinz widmete sich von früh an vorzugsweise militärischen Studien und dem militärischen Berufe, wurde an seinem vierzehnten Geburtstage von seinem königlichen Vater zum Hauptmann im ersten baierischen Artillerie-Regiment, und 1839 zum Obersten und Inhaber desjenigen Regiments ernannt, welches seit 1886 den Namen „Prinzregent Luitpold" führt.

In demselben Jahre erhielt Prinz Luitpold den Ritterschlag des königlich baierischen Hausordens vom heiligen Georg und wurde 1843 zum Komthur dieses Ordens ernannt.

Unser Bild zeigt den Prinzregenten in der altburgundischen Rittertracht, in welcher die Ritter dieses Ordens zu dem jährlich am St. Georgstage (24. April) abgehaltenen Ordenskapitel erscheinen, nämlich: ein Waffenrock von weißem Atlas mit reicher Silberstickerei; darüber schlingt sich eine gleiche Schärpe; auch die Beinkleider sind von demselben Stoffe. An der Hüfte wiegt sich ein mächtiges Schwert an reichem Gehänge, und über den Rücken herab fließt der blausammetne, weißgefütterte Mantel unter breiter Halskrause hervor.

Das äußere Zeichen des Ordens, dessen Schutzpatron der heilige Georg ist, besteht in einem achtspitzigen, weiß und goldenen Kreuze; die Mitte nimmt die Gestalt der heiligen Maria in den Wolken mit der Devise ein: Virgini immaculatae Bavaria immaculata (Der reinen Jungfrau das reine Baiern); auf der Rückseite sieht man den heiligen Georg, der den Drachen, das Bild des Heidenthums, niederkämpft.

Die Ritter des St. Georgsordens, dessen Ursprung in die Zeit der Kreuzzüge und der ältesten Welfischen und Wittelsbacher Herzöge zurückgeführt wird, und welcher, 1729 erneuert, 1827 vom König Ludwig I. mit neuen Statuten ausgestattet wurde, geloben bei ihrer Aufnahme auf den Schild, den der starke Christoph bei seiner Kreuzfahrt getragen, für Gott und die heilige Jungfrau wider alle Feinde des Christenthums, nöthigenfalls mit dem Schwerte, einzutreten.

Diese Ordensgelübde hat Prinz Luitpold im Sinne und Geiste unserer Zeit treulich erfüllt, aber das Leben stellte auch noch andere Aufgaben an ihn. Diese waren zunächst größtentheils militärischer Natur. Im Kriege 1866 befehligte er eine Division gegen Preußen; 1870/71 befand er sich in dem Hauptquartiere des Königs Wilhelm. Während er auf dem Schlachtfelde Zeuge der tapferen Thaten der baierischen Krieger gegen den gemeinsamen Feind der Deutschen war, trat er in dem Hauptquartier, — namentlich zu Versailles während der Einschließung von Paris in den Abendstunden, — dem Oberhaupte des Norddeutschen Bundes, dem Könige von Preußen, persönlich näher. Hier verkehrte er auch mit dem General Grafen Moltke und dem Kanzler des Norddeutschen Bundes, Grafen Bismarck, und befreundete sich mehr und mehr mit den Grundsätzen der national deutschen Staatskunst, welche noch während des Krieges zur Einigung Deutschlands führten.

Die tragischen Ereignisse, durch welche Prinz Luitpold nach dem Tode des Königs Ludwig II. für dessen schon früher von demselben Schicksal betroffenen Bruder, den nunmehrigen König Otto I., zur Uebernahme der Regentschaft berufen wurde, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Ebenso bekannt ist der fürstliche Tact, mit welchem der Prinzregent die Regierung des durch so schmerzliche Erschütterungen schwer geprüften Volkes führt. Auf diese Weise gelang es ihm, in der bisher nur kurzen Zeit seiner Regentschaft nicht allein die innere Wohlfahrt des Landes zu fördern, sondern auch die Bande der Eintracht und des Friedens zwischen dem biederen baierischen Volke und den übrigen deutschen Stämmen, namentlich der norddeutschen Bevölkerung, sowie das Freundschaftsbündniß zwischen den beiden erhabenen Häusern Hohenzollern und Wittelsbach fester und enger zu knüpfen, wie dies auch durch die Besuche des Kaiser Wilhelms I. in München und des Prinzregenten in Berlin, ferner durch die Uebernahme einer Pathenstelle für den Sohn des Prinzen Wilhelm von Preußen, endlich auch durch die Anwesenheit des Prinzregenten von Baiern bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages unter Kaiser Wilhelm II. und durch den Gegenbesuch Kaiser Wilhelms II. in München bekundet ward.

Prinz Luitpold hatte sich in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre mit der Prinzessin Auguste von Toscana, Erzherzogin von Oesterreich (geb. 1. April 1825) vermählt, mit welcher er bis zu ihrem am 26. April 1864 erfolgten Tode in glücklicher und gesegneter Ehe lebte. Von den drei Söhnen dieser Ehe ist der älteste, Prinz Ludwig (geb. 7. Januar 1845) der künftige Thronerbe Baierns. Derselbe ist vermählt (seit 20. Februar 1868) mit Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich-Este. Der kurze Rückblick auf die Entwickelung der Verhältnisse Baierns nach den tragischen Erschütterungen von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1886 unter der Regentschaft des nunmehr siebzigjährigen Prinzregenten Luitpold und die glücklichen Aussichten für die Zukunft gestatten uns noch heute, das alte Wahrwort auf Baiern anzuwenden:

„Was war und ist, in Zeit vergeht, —
Gott's Lieb' für Baiern die besteht!"

Nachdruck verboten.

Aus dem Corsenland.

Von Eugen von Jagow.

II.

Dem Corsen ist ein angenehmeres Dasein beschieden, als seiner Lebensgefährtin, und überhaupt dem weiblichen Geschlecht auf der Insel. Selbst der Elendeste entschließt sich nur ungern zur Arbeit, und die Natur bestärkt ihn, wie in den Tropengegenden, in seiner Trägheit. Die herrlichsten Kastanienwälder reichen fast bis in den Himmel hinein und liefern überreiche Kost. Die wilden Feigen, die man, wie in Neapel, so auch in Ajaccio auf den Steinbrüstungen des Hafens trocknen sieht, dienen als Zukost. Das Maisbrod hat man fast umsonst und ganz umsonst das berühmte, krystallklare Quellwasser, das von den schneebedeckten Höhen des Monte Rotondo niederrieselt und, wie man im Lande behauptet, eine besondere Heilkraft besitzt. In der That müßte sein köstlicher Geschmack, so sollte man meinen, wenigstens vom Alkoholismus heilen oder, was beim Corsen meist der Fall ist, davor bewahren. Allerdings möge man daraus nicht schließen, daß der Einwohner nur Wasser trinkt. Sein Wein ist in der That nicht minder köstlich, herb und würzig, und es ist ein Jammer, die von der Reblaus neuerdings verwüsteten, ohnehin nicht zahlreichen Weinberge anzuschauen. Nach Art der alten Griechen vermischt man den feurigen Wein mit Wasser und trinkt nur geringe Quantitäten. Der Schnapsgenuß war früher fast unbekannt, neuerdings scheint sich allerdings, zumal in den unteren Klassen der Gesellschaft, der böse Absynth einbürgern zu wollen, und ein Corse äußerte sogar einmal bedauernd zu mir: „Früher vollzog man die Vendetta mit klarstem Bewußtsein, heute trinkt man sich Muth. Wir sind nicht mehr, wie unsere Väter waren." Wer erinnert sich bei diesen Worten nicht des Schicksals der vom Feuerwasser entnervten Indianer und des Cooper'schen Lederstrumpfes! Ich weiß nicht, ob dem Corsen ein ähnliches Loos beschieden ist, ob ihn der Alkoholgenuß, das vermehrte Bedürfniß nach dem verweichlichenden Luxus seiner angeborenen Wildheit und Rachsucht, aber damit zugleich auch seiner hohen Tugenden, seines stolzen Unabhängigkeitssinnes und seiner Redlichkeit, entkleiden werden, — aber für den Augenblick darf man ihn um seiner Nüchternheit, Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit willen anderen Völkern noch als Vorbild hinstellen. Aber freilich nicht, — um zu dem Ausgangspunkte meiner Plauderei zurückzukehren, um seiner Arbeitsamkeit willen.

Als ich mir ein Pferd miethete, um von Bocognano, wo die Bellacoscias, die Könige der Banditen, noch vor Kurzem hausten, über den Focepaß zu reiten, fragte mich der Führer angelegentlich, ob mein Reiseziel Bizzavona oder das entferntere Corte sei. In letzterem Falle würde er sich auf eigene Kosten ein zweites Pferd gemiethet haben, denn der Corse, welcher sich respectirt, reist nur mit Widerwillen zu Fuß durch sein schönes Land. Das erscheint ihm beinahe bettelhaft. Auch konnte mein Führer seinen Stolz nicht soweit überwinden, um meine kleine Ledertasche in die Hand zu nehmen. Er schnallte vielmehr die beständig herabgleitende Tasche mit bewunderungswürdiger Geduld immer wieder auf der Kruppe seines kleinen behenden corsischen Pferdchens fest. Hand und Schulter eines Corsen, der sich noch immer vorwiegend als Krieger fühlt, soll nur Gewehr, Jagdtasche und Kürbisflasche belasten, was darüber ist, das ist vom Uebel, das bemakelt sie, das ist Sklavenarbeit.

Ich sah es dem braven Manne mit dem mächtigen, schwarzen Vollbart in dem braunen Kostüm des Berg-Corsen an, wie sehr es ihn wurmte, neben mir, dem Reitenden, so plebejisch herzugehen, und um ihn zu trösten und auch, weil ich ein leidenschaftlicher Fußgänger bin, bot ich ihm einen zeitweiligen Tausch an. Aber er protestirte sofort mit leidenschaftlicher Geberde. Ich war ihm von der Wirthin in Bocognano anvertraut worden, war ihm so theuer wie ein Gastfreund, dessen Leben er mit seiner mächtigen Pistole zu schützen hat, niemals würde er mir den Schimpf angethan haben, mir mein Pferd zu nehmen und seinen Signore neben sich hergehen zu lassen. Dagegen setzte er sich, als sich die feuchten Niederschläge in einen heftigen Gewitterregen verwandelten, und die herrliche Felsenwildniß um uns her in grauschwarze Nacht versank, ganz ungenirt hinter mich auf's Pferd, und nun ging es im vollen Galopp an Abgründen entlang zum Focepaß empor, wo ein einsames Kreuz nach dem Osten und Westen der durch die Hauptgebirgskette in zwei Hälften getheilten Insel weist.

Man glaube nicht, daß mein Führer eine Ausnahme bildete. Seine Trägheit ist typisch, und unzählige Male habe ich kräftige Männer auf schwerbeladenen Wagen sitzen sehen, den zwei unglückliche Maulthiere nur mühsam keuchend fortbewegten. Von Zeit zu Zeit hieben sie, aus ihrem träumerischen far niente erwachend und den näselnden, offenbar noch aus der uralten Zeit der Maurenherrschaft stammenden Gesang unterbrechend, unbarmherzig auf die armen Thiere los. Ueberhaupt ist mir diese unmenschliche Härte gegen die armen Thiere, die noch weniger Schonung verdienen, als die Frau, bei dem Corsen höchst unangenehm aufgefallen. Sie steht mit seiner kriegerischen Natur, welche sich ihrerseits aus den Jahrhunderte währenden Guerillakriegen gegen die fremden Eroberer und Tyrannen und aus dem rauhen und wilden Felscharakter der Insel erklären, offenbar in ursächlichem Zusammenhange.

Und ebenso die Vendetta und ebenso das Banditenthum, ein Thema, das selbst ein harmloser Plauderer über Corsica so wenig vermeiden kann, wie etwa der Wanderer das Maquis mit seinem buschartigen Wald, seinen wuchernden Lianen und seinen Felsblöcken, über welche der ungeübte Fuß beständig stolpert, die aber dem Geübten als Himmelsleiter dienen.

Doch bevor ich von jenen mitten im neunzehnten Jahrhundert und mitten in dem von hochgebildeten Culturvölkern umwohnten Mittelmeer uns doppelt seltsamen Erscheinungen, von der blutigen Familienrache und dem Banditenwesen, spreche, noch einige charakteristische Merkmale des Corsen, welche jenen Anachronismus verständlicher machen dürften.

Der Corse ist in hohem Grade ehrgeizig und herrschsüchtig, und zur Befriedigung dieser in Wechselwirkung stehenden Leidenschaften ist er, was ich schon in meiner anderen Plauderei andeutete, sehr begierig nach Aemtern. Sie allein geben ihm eine Sonderstellung, Sonderrechte und einen Einfluß, den er zu Gunsten seiner Familie, seiner Freunde, seiner Anhänger geltend machen kann, dadurch unmittelbar auch wieder seine Macht erhöhend; bringt ihm doch jede Wohlthat Zins und Zinseszins, indem sie ihm die alten Freunde immer mehr verbindet und neue erwirbt, wie denn andererseits die Fähigkeit derselben, ihm zu secundiren, durch die ihnen zu Theil werdenden Vergünstigungen wächst.

Schon aus diesen Andeutungen ergiebt es sich, daß der Corse, statt sein Feld zu bebauen und seinen Besitz abzurunden, fortwährend Politik treibt, deren einziges Ziel ist, alle Gemeinde-Aemter mit Mitgliedern der eigenen Sippe oder, wie man in Corsica sagt, des guten Clan zu besetzen und diesen mit allen erlaubten und vor Allem unerlaubten Mitteln die „favours" des Staates zuzuwenden und bei Gesetzesübertretungen vor deren Consequenzen zu schützen. Der Deputirte, der Bürgermeister, der Friedensrichter, ja selbst der Feldhüter und der Steuereinnehmer stehen auf Seiten derjenigen Partei, welche die Macht hat und zwar aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil diese über die Besetzung der Aemter ausschließlich verfügt. In der That ist das Wort Unparteilichkeit in Corsica so gut wie unbekannt, und nun begreift man auch leichter, daß der, welcher nicht zur guten, d. h. zur regierenden Partei gehört, durch tausend kleine Quälereien und Ungerechtigkeiten, durch tausend Nadelstiche erbittert ist und zuletzt einem durch den Spott der Gegner noch erhöhten nervösen Pessimismus verfällt, der selbst da Ungerechtigkeiten sieht, wo keine sind. Man erräth, welche verhängnißvolle Folgen das bisweilen haben muß.

Der Corse ist äußerlich viel ruhiger, als der Italiener oder gar der Südfranzose. Wenn man beispielsweise von dem geräuschvollen Marseille kommt und das expansive, großmäulige Treiben des Südfranzosen beobachtet hat, dessen Wesen Alphonse Daudet in seinem Tartarin und in Numa Roumestan so treffend gekennzeichnet hat, so ist man über das ruhige Verhalten der vor einem politischen Café Ajaccio's Sitzenden höchlichst erstaunt. Der Franzose hat dafür ein sehr bezeichnendes Wort: „Le feu contenu". Der Corse hat es eben innerlich; dort gährt und kocht es, während er äußerlich, wie der Spanier, gemessen bleibt. Aber plötzlich züngelt die Flamme hervor, und das bedeutet dann jedesmal Blut. Ein blitzschneller Dolchstoß, oder in den Dörfern, zumal in den unwirthsamen Thälern, der aus dem Hinterhalte abgegebene, sein Ziel selten verfehlende Flintenschuß. Der Thäter flüchtet dann selbstverständlich in's Maquis und wenn er eine nachweisbare Beleidigung oder gar die Verunglimpfung eines Familiengliedes, ja, selbst nur eine Rechtsverweigerung gerächt hat, so spricht ihn die öffentliche Meinung frei, selbst wenn er ein zwei- oder dreifacher Mörder wäre. Die Bevölkerung, deutlich empfindend, daß derselbe nur einen Akt der Nothwehr beging, weil Regierungsbeamte und Richter nicht ihre Schuldigkeit thaten, nimmt für ihn Partei, weil sie instinctiv empfindet, daß jedem Einzelnen aus ihrer Mitte dasselbe „Malheur" begegnen könnte, und der arme Gendarm hat nicht nur mit dem Schuldigen, sondern auch mit dem Uebelwollen derjenigen zu kämpfen, zu deren Schutz er doch gerade berufen ist. Der Bandit aber hütet sich wohl, ein Brigant zu werden, was ihn sofort um alle Gunst, um alle materielle Unterstützung, um alle freiwilligen Späherdienste der Landbewohner bringen würde. Man muß also in Corsica zwischen Bandit und Brigant sorgfältig unterscheiden, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, als ein Barbar vom Continent belächelt oder wohl gar verachtet zu werden.

Weit größer ist übrigens die Zahl derjenigen Banditen, welche nie einen Mord begangen haben und lediglich deshalb in's Maquis flüchteten, weil sie durch das Zucht-Polizeigericht oder auch nur vom Friedensrichter, beispielsweise wegen einer in Corsica so unendlich häufigen Uebertretung, verurtheilt wurden und, diese Strafe für ungerecht haltend, dieselbe nicht verbüßen wollten. Es handelt sich da nicht allein um Starrsinn, an dem auf der Insel allerdings kein Mangel ist, sondern auch um das quälende Bewußtsein, daß ein Feind triumphiren wird, und daß man sich nicht einmal rächen kann.

Wie ganz anders liegen die Dinge, wenn man erst im Maquis ist! Zwar möchte man da mit Faust sprechen:

„Es möchte kein Hund so länger leben!" Und von dem romanhaften Dasein in den von Schiller verherrlichten böhmischen Wäldern ist nicht die Rede, aber man hat wenigstens die innere Genugthuung, daß der, welcher sonst schadenfroh gelacht hätte, nun plötzlich in sich gekehrt und ängstlich geworden ist, denn er kann nicht mehr ausgehen, ohne eines rächenden Flintenschusses gewärtig zu sein.

Der Wanderer aber kann getrost seines Weges ziehen und mit den Ziegen und den Hirten bis hinauf zu den höchsten Bergeshalden klettern, — er wird selten auf einen Banditen stoßen, obgleich es deren an sechshundert geben soll. In noch viel seltenerem Falle wird er ihn in seiner civilen Eigenschaft erkennen, denn die Kutte macht nicht den Mönch und der große braune, filzartige Banditenmantel, den auch der nomadische Hirte trägt, nicht den Banditen. Aber selbst, wenn sich der Böse zu erkennen giebt, wird einem höchstens folgendes kleine Mißgeschick begegnen, dessen Erzählung mich höchlichst ergötzt hat.

Ein Gastwirthssohn von Corte, — das Gasthaus liegt am Marktplatze, und ich verkehrte während der Deputirtenwahlen viel darin, — wandert durch eine einsame Felsschlucht nach einem am Fuße des Monte Rotondo gelegenen Flecken. Plötzlich tritt ein wilder Mann, die Flinte über der Schulter, aus der Bergesspalte und richtet mit liebenswürdigstem Tone folgende etwas befremdliche Bitte an ihn: „Wollen Sie sich freundlichst ihrer Unterbeinkleider entledigen, ich brauche sie nothwendig."

Wenn aber ein Bandit bittet, so ist es in Corsica Brauch, nicht gar zu viel Gegeneinwendungen zu machen. Der etwas verblüffte junge Mann gehorcht denn auch sofort, und wird darauf von seinem neuen Bekannten zum Lohne für einen Dienst, den man sonst höchstens von einem intimen Freunde fordert, in das nächste Gasthaus geführt und reichlich bewirthet.

Der Leser erräth offenbar so wenig, wie ich es ohne Erläuterung vermochte, die Ursache dieser seltsamen Banditenforderung. Und doch erklärt sie sich auf das Allereinfachste, sprach ich doch eben von dem braunen Banditenmantel, dessen Stoff ich, — den einzigen Stoff, den man, beiläufig bemerkt, auf der Insel fertigt, — in einer Fabrik unweit des Cap Corse selbst betastet habe. Man hat unter den Händen das Gefühl, als sei er aus lauter kleinen Nadeln und Nädelchen zusammengewebt. Wenn man nun erwägt, daß dieser ebenso billige, wie stachlichte, regendichte Filzstoff die ausschließliche Kleidung derer ausmacht, welche, wie die Hirten, den Unbilden der Witterung bei Tag und Nacht ausgesetzt sind und nicht einmal immer in Bergeshöhlen einen Unterschlupf finden, so versteht man augenblicklich die Bitte des Banditen, und empfindet für ihn wohl gar noch Mitleid. Wer weiß, vielleicht gehörte er überdies jener interessanten, durchaus nicht seltenen Banditenklasse an, deren Mitglieder sich einer gewissen Schulbildung erfreuen oder wohl gar das Baccalaureats-Examen bestanden haben und nun in empfindsamen „lamentis" ihr Elend und alle Phasen ihrer brennenden Rachsucht besingen. Letzteres wäre um so weniger verwunderlich, als selbst der ungebildete Corse und vor Allem die Corsin eine, ich möchte sagen, angeborene Begabung für den Versbau und den musikalischen Tonfall besitzt.

Wovon und wie lebt der Bandit? fragt wohl so Mancher. — Er lebt von den Eingangs erwähnten reichlichen Spenden der Natur, von dem, was seine Flinte ihm an Wildpret spendet, von dem, was ihm die Verwandten und Freunde und vor Allem die Hirten, in deren Steinhütten er nicht selten nächtigt, an Lebensmitteln und Pulver zuführen. Er weilt nicht immer in den höchsten Bergen; schon die Winterkälte zwingt ihn, wie die Hirten, in die warmen Thäler und zu den Küsten herab, und da beginnt dann erst recht eigentlich das Versteckspiel mit den nicht minder geplagten Gendarmen. Fast immer dient ihm ein „guide" als Späher und Warner, ihm vorausschreitend und, wie ein Mohikaner, die Gegend durchforschend, um beim geringsten verdächtigen Anzeichen das verabredete Signal zu geben. Dieser Führer ist nur zu oft ein Knabe, den diese Art der Thätigkeit in wunderbarer Weise auf die Verbrecherlaufbahn vorbereitet. Und nicht nur durch diesen Banditendienst, auch im Dorf, auch in der Stadt erzieht man ihn zu jenem Leben, das wir in Deutschland mit Vorliebe als das des Lazzaroni bezeichnen. In zerlumpten Kleidern, barfüßig, den Filzhut, welcher die einst so beliebte phrygische Mütze völlig ersetzt hat, keck auf dem Kopfe, das Haar wirr auf das kluge, verschmitzte Gesicht herabhängend, so präsentirt er sich dem von Marseille kommenden Dampfschiff-Passagier, dem er bis auf's Deck entgegenkommt, um ihm sein Handgepäck zu tragen und mit nackten Beinen durch die Brandung zu waten. Wenn es aber in bequemer Weise nichts zu verdienen giebt, dann vertreibt er sich die Zeit mit Kartenspiel, seinen kleinen Freund überlistend und betrügend. Erinnern einen diese Buben in der That nicht lebhaft an Murillo und seine Modelle?

Nachdruck verboten.

Zu spät.

Skizze von M. Day.

Seit fünf Jahren warb er um ihre Hand, — sie dachte oft daran, daß sie ihn heirathen würde, — später, viel später. Sie lebte im Winter in der großen Stadt, im Sommer in Bädern, das verwöhnte Töchterchen einer vergnügungssüchtigen Mutter; er verwaltete still und treu sein Gut, das an das ihres Oheims stieß. Im Frühling und Herbst kam sie zum Oheim auf Besuch; dann ritt er mit ihr durch seine Wiesen und Felder, fuhr sie im leichten Korbwägelchen nach seinen Vorwerken, sprach mit ihr über den Stand seiner Saaten, den Ausfall der Ernte, das Gedeihen des Viehs: sie nahm an Allem Antheil; Knechte und Mägde betrachteten sie als die zukünftige, junge Herrin.

Abends aber stand er hinter ihrem Clavier, lehnte den Kopf an die Wand und lauschte andächtig den süßen Tönen, die ihre kunstfertigen Finger den Tasten entlockten. Oder sie saßen zusammen im mondbeschienenen Garten und er hörte ihr zu, wie sie von ihren Erlebnissen in der großen Welt erzählte.

„Warum sind Sie so schweigsam?" fragte sie einst.

„Weil ich zuhöre," entgegnete er, „weil ich immer nur hören möchte, Fräulein Celeste. Weil ich Sie vor mir sehe in all Ihrem reizvollen Zauber . . ." Nun hatte er doch gesprochen, leidenschaftliche, sich überstürzende Worte; sie hatte erschreckt ihre Hände aus den seinen gezogen und nichts zu erwidern gewußt.

Als er dann ruhiger wurde und mit bewegter Stimme um Verzeihung bat, hatte sie leise entgegnet: „Das hätten Sie nicht thun sollen. Ich kann Sie nicht in meinem Leben entbehren; nichts Härteres könnte mich treffen, als Sie zu verlieren. Ihre Frau aber darf ich nicht werden, wenigstens jetzt noch nicht. Sehen Sie, ich bin nicht gut und ruhig wie Sie. Ich erwarte und verlange, — verlange heftig, — ich weiß selbst nicht was. Etwas Anderes, etwas Neues, was ich noch nie gekannt habe, was kein Anderer kennt, was das Schicksal für mich ganz allein in Bereitschaft hält. Irgendwo muß es sein; ich durchlaufe die Welt, um es zu finden; die bunten Bilder, die sie mir vorgaukelt, zerstreuen mich angenehm und und beschwichtigen die heiße Sehnsucht. Auf diese Zukunft verzichten und immer hier leben, — das kann ich nicht. Das wäre ein Begräbniß bei lebendigem Leibe."

Sie hatte in hoher Erregung gesprochen, und ihre Hände klammerten sich flehend an die seinen. Er zog sie sanft an die Lippen. „Mein Schmetterling, mein lieber, kleiner Schmetterling! . ."

Seit dieser Zeit waren sie in Briefwechsel getreten. Er schrieb ihr kurze Briefe, Mittheilungen über Wirthschafts- und Haushalts-Angelegenheiten, niemals ein Wort über seine Gefühle; sie legte in langen Episteln voll schalkhafter Anmuth und rückhaltsloser Wahrhaftigkeit ihr ganzes Ergehen und Empfinden vor seinen Blicken dar. Da war nichts, was sie verschwieg: kein eitler Gedanke, der ihr durch das bewegliche Köpfchen fuhr, keine Thorheit, zu der sie sich verleiten ließ, kein Antrag, den einer ihrer zahlreichen Verehrer an sie verschwendete.

Mit souveränem Spotte schilderte sie die Persönlichkeiten derselben. „Es ist drollig, wie sie sich um meine Fehler und Vorzüge streiten, und Jeder von ihnen sich ein anderes Mädchen einbildet. Keiner kennt mich ja, keiner als Sie, Arnold. Daß Sie, der Sie am besten wissen, wie wenig ich dessen werth bin, mich Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens würdigen, giebt mir oft eine hohe Meinung von mir selber. Welch ein Schatz ist ein guter Freund! Ohne Sie hätte ich längst eine Dummheit begangen, — mein Gott, man ist ein eitles Mädchen, und Gold und Titel blenden die Augen. Dazu die Plage der Mama. Aber ich stelle Jeden im Geiste neben Sie, und alle sinken jämmerlich zu Boden. Auf diese Art werde ich mich wohl niemals verheirathen. Wenn Sie ein Mädchen finden, das besser zu Ihnen paßt, warten Sie nicht länger, Arnold. Ihre Freundin bleibe ich immer; aber Ihre Gattin? Ich könnte so wenig mitbringen, um Sie glücklich zu machen und wünschte Ihnen so viel, — das höchste, das reichste Glück. Meine unruhige Seele würde Ihr liebes, ruhiges Leben zerstören. Es giebt Stunden, in denen ich mich nach nichts sehne, als nach Stille und frischem Wiesengrün; dann aber erwacht das alte Verlangen wieder, das Verlangen nach dem Unbekannten, das ich liebe und fürchte, — ich weiß nicht, ob es jemals erlöschen wird . . ."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Solche Briefe drückte er zärtlich an seine Lippen. Dann schwebte vor seinen feuchten Augen ihr feines, biegsames Figürchen, das braune Köpfchen auf dem schlanken Halse, ganz Leben, ganz Grazie. Er sah sie als den Mittelpunkt eines bevorzugten Kreises, mit geistsprühender Ironie ihre Umgebung beherrschend, nach ihrem Willen lenkend; sanft und nachgiebig aber war sie nur gegen ihn, — den alten, einfachen Menschen. Was hatte er der glänzenden Erscheinung zu bieten! Nichts als ein treues Herz.

Allmählich beschlich sie die Einsicht, daß das ersehnte Zukünftige niemals kommen würde, und daß es dem Menschen nützlich sei, sich an die Gegenwart zu halten. Sie war neunundzwanzig Jahre alt; ihre Jugendfreundinnen hatten zugegriffen, wo die Gelegenheit sich darbot, waren längst Gattinnen und Mütter, zufrieden, unzufrieden, je nach Verhältnissen und Temperament. Sie begann sich einsam, ihr Leben leer zu finden. Diese Reisen und Feste: warum? wozu? Wem nützte sie, wer freute sich ihrer, wenn sie kam, wer trauerte um sie, wenn sie ging? Ein unerträgliches, zweckloses Dasein!

Sie befand sich im fernen Italien, als diese Gedanken in unabweislicher Klarheit auf sie einstürmten. Sehnsüchtig wünschte sie den Freund herbei; wie ein Rettungsengel erschien er ihrem Geiste. „Nimm mich hin," rief ihre Seele ihm zu, „gieb meinem verlorenen Leben Inhalt!" Die Reise verzögerte sich, da die Mutter des Beschauens und Wunderns kein Ende finden konnte. Unlustig schleppte sie sich durch Museen und Gallerien; was waren ihre diese gemalten Gesichter, diese steinerne Gliederpracht? Ihr Herz weilte jenseits der Alpen und grüßte das blondbärtige, sonnverbrannte Antlitz des treuen Freundes.

Zuweilen überfielen sie Reue und Angst. Reue um die nutzlos verbrachten Tage, deren Kette ihr endlos erschien, Angst, daß er sterben, daß sie ihn verlieren könne. Dann wurde ihr die müßige, schwatzende Gesellschaft zur Qual; unter nichtigen Vorwänden zog sie sich in die Einsamkeit zurück und überließ sich selbstquälerischem Brüten. Um wie viel glückliche Jahre hatte sie sich und den Freund betrogen! Zu anderen Stunden wieder erfüllte die Aussicht in die Zukunft ihr Herz mit jubelndem Glück. Dann pochte es heftig, wie das einer jungen, erwartungsvollen Braut. War das die Liebe? War das das Unbekannte, das sie vergebens in der weiten Welt gesucht hatte?

In ihrem Bekanntenkreise fiel ihr verändertes Wesen auf; man fand, daß sie alt und launenhaft würde; die Mütter junger, heirathsfähiger Mädchen nannten sie „passée". Ihre Mutter gerieth in Verzweiflung und suchte durch gewaltsame Liebenswürdigkeit die entschwindenden Bewerber festzuhalten. Eine alte Jungfer! — Es war unerhört in der Familie! Sie merkte dies Alles nicht, sie fühlte sich so jung, so unendlich jung!

Endlich reiste man nach Deutschland ab, vorerst in die Residenz. Celeste zog es zu Arnold; aber sie verstand es, ihr Empfinden sorgfältig vor fremdem Einblick zu wahren. Niemand brauchte zu wissen, daß sie ihn liebte, — Niemand! Ihre Briefe an ihn wurden spärlicher, kürzer. O, er sollte nicht länger warten, der Gute, der Treue, in jedem ihrer Blicke sollte er lesen, wie innig sie seine Liebe erwiderte; aber es ihm sagen, ihm schreiben, — unmöglich!

Es war ein frischer Maitag, als sie an der Seite der Mutter nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder dem Gute des Oheims sich näherte. Sie fuhren durch Arnold's Felder; die Wiesen blühten; die Saaten grünten; die Ahorn-Allee hatte noch nie so breite Blätter gehabt. Sie athmete in vollen Zügen die Luft der Heimath. So lange umhergetrieben, und endlich zu Hause! Neben dem Wagen liefen ein paar flachshaarige Kinder und boten den Reisenden Sträuße von Himmelschlüsselchen feil. Sie bettete die Fülle der glückverheißenden, gelben Blümchen mit strahlendem Lächeln in ihren Schooß und theilte den Kindern Silbermünzen aus. Wäre die Mutter nicht dabei gewesen, sie hätte sie umarmt und geküßt. „Wie will ich euch lieben und für euch sorgen, wenn ich erst immer unter euch bin," dachte sie. „O gesegneter Wirkungskreis!"

Beim Oheim war Gesellschaft; helle Mädchenkleider schimmerten unter den Flieder- und Goldregensträuchern des Gartens; fröhliches Lachen ertönte, dazwischen wohllautende Männerstimmen; sie unterschied deutlich die Stimme Arnold's. „Jetzt!" dachte sie, und ihr Herz klopfte. „Das junge Volk!" lachte der Onkel, „das ist nicht müde zu machen! Den ganzen Nachmittag laufen sie schon auf der Wiese herum. Und der Arnold mitten darunter im ‚Böckchen, schiele nicht'! Na, das ist nichts mehr für Dich, Celestchen! Setz' Dich zu uns, Kind!"

Ihr Herz pochte so laut, daß sie meinte, die Umstehenden müßten es vernehmen; doch sie bezwang sich mit der Selbstbeherrschung, die sie im Gesellschaftsleben erworben hatte, und setzte sich zu den älteren Damen, die den Kaffee in der Veranda einnahmen. Man fragte nach der italienischen Reise; die Mutter rühmte die gesehenen Herrlichkeiten; auch sie mußte erzählen und meinte vor innerer Erregung zu ersticken. Dann schüttelte sie mit gewaltsamer Anstrengung den Alp ab, der auf ihr lastete. „Ich werde mitspielen gehen!" rief sie und sprang auf. „Ei, Mädel, in Deinen Jahren noch Lauffüße?" rief der Onkel ihr scherzhaft nach.

Sie hörte es nicht, wie sie leichten Schrittes den breiten Kiesgang hinunter eilte. Ihr Erscheinen rief eine Störung im Spiel hervor. Zuerst löste sich Arnold's breite Gestalt aus dem bunten Häuflein und trat zu ihr hin, freudig erröthend, beide Hände gegen sie ausstreckend. Sie legte die weißen, schlanken Finger hinein und schlug befangen die Augen nieder. Dann gab es Begrüßungen und Vorstellungen. Die kleinen Dämchen waren zehn Jahre jünger als sie und darunter; sie betrachteten sie als eine Respectsperson und machten ihr formvollendete Knixe. Allmälig bildeten sich Gruppen; man formirte ein neues Spiel; sie stand mit Arnold allein. „Wollen wir nicht mitspielen?" fragte sie, immer noch in süßer Befangenheit. — „Sie?" entgegnete er befremdet.

Sie sahen eine Weile schweigend dem Spiele zu; dann begann Arnold: „Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, Fräulein Celeste. Ich habe Ihnen so vieles zu sagen."

„Sagen Sie es," entgegnete sie leise.

„Nicht hier, nicht jetzt, wo mein Herz in Zweifel und Hoffnung schwebt. O, Celeste, wie schön ist das Leben!" Dabei sah er träumerisch in das Gezweig eines Blüthenbaumes. Dann folgten seine Blicke mit eigenem Ausdruck einer der jungen Gestalten, die sich auf der Wiese hin und her bewegten, einem lieblichen, blonden Mädchen in weißem Batistkleide. „Ein hübsches Gesichtchen!" sagte Celeste, nur um etwas zu sprechen. Er drückte mit Wärme ihre Hand.

Bei Tische war Arnold der Nachbar der kleinen Blondlockigen; Celeste saß zwischen dem Onkel und einer lange verheiratheten Jugendfreundin. Der Onkel war in bester Laune und machte ihr Complimente über ihr gutes Aussehen. „Mädel, Du hast Dich prächtig conservirt." Arnold und die Kleine plauderten lebhaft. Erst lachte das blonde Mädchen, dann erröthete sie und blickte verlegen; er beugte sich tief zu ihr nieder, sodaß sein Athem ihre krausen Härchen bewegte; seine treuherzigen Augen leuchteten in stillem Glück. Vor Celestens Augen zerriß es wie ein Schleier, ein kaltes, häßliches Gefühl, dem sie keinen Namen zu geben wußte, stieg in ihr auf. Sie rang nach Luft; sobald die Tafel aufgehoben war, eilte sie in's Freie.

Mit zitternden Füßen lief sie den Kiesgang auf und ab. War es denn möglich? war es möglich? Er, Arnold, ihr Geliebter, den sie liebte, tief unauslöschlich, den sie geliebt hatte, lange Jahre hindurch, — jetzt wußte sie es, — dessen Liebe ihr gehörte, als eigenstes Eigenthum; er und das junge Ding mit dem albernen Kinderlärvchen? Nein, nein! Sie lachte laut. Welche Thorheit, welch ein böses Hirngespinnst, welche blöde Selbstquälerei!

Im Hausflur kam er ihr entgegen, erregt, freudig verstört. „Wo bleiben Sie, Celeste?" rief er und schloß sie in seine Arme, „ich suche Sie überall, Sie sollen die Erste sein, die von meinem Glück erfährt! Ich habe ihr Jawort, Celeste. Ach, Celeste, sie liebt mich, meine süße Kleine! Celeste, wie danke ich Ihnen! Sie waren gut und klug; Sie haben uns Beide vor einer Täuschung bewahrt."

Dann mußte sie mit höflichem Lächeln die geflüsterten Andeutungen der Gesellschaft entgegen nehmen, mußte der schüchternen, kleinen Braut freundliche Worte sagen. Sie saß wieder im Kreise der älteren Damen; Hausfrauen- und Müttergespräche schwirrten an ihren Ohren vorüber. Karlchen hatte den ersten Zahn bekommen, und Elschen begann so allerliebst zu plappern, — o, die süßen, rosigen, pausbäckigen Kleinen! Ihr gegenüber lachte und scherzte die junge Welt. Knospende Backfischchen, frischerblühte Mädchengestalten, die sie noch als Babys im Gedächtniß hatte, umschmeichelt von feurigen Männer-Augen, welche einst auch ihr gehuldigt hatten und heute keinen Blick mehr an sie verschwendeten. Sie saß wie in Leichenstarre inmitten des reichen, sich ewig erneuernden Lebens, an dem sie achtlos vorbei gegangen war, und das sie nicht mehr in sich aufnahm, jetzt, nachdem sie seinen Werth erkannt hatte. Oede und freudlos, wie eine lange, staubige Landstraße lag die Zukunft vor ihr. Es war zu spät geworden . . . durch eigene Schuld . . .

Aus's Haus.

Nachdruck verboten.

Das Anrichten der Schüsseln erfordert immer Geschmack und Sorgfalt. Man kann dem alltäglichsten Gericht, das aufgetragen wird, einen zierlichen Anstrich verleihen, um die Eßlust der Gäste zu erhöhen; man kann andererseits aber auch die kostbarste Schüssel durch Ueberladung oder geschmackwidriges Arrangement in ihrer Wirkung verderben.

In früheren Jahren gefiel man sich darin, die Terrine, in welcher Suppe oder Kalteschale auf die Tafel kam, mit Blumen zu decoriren. Heute ist diese Sitte abgekommen, auch die Kuchen schmückt man nicht mehr in unseren Tagen mit frischen Blumen, seitdem man die von Zucker gemachten künstlichen Blüthen und zahllosen petites choses der Confiserie sich nutzbar machen kann, um selbstgebackene Torten neben einer Auflage von Früchten und Gelée's damit zu verzieren. Soll die Suppe irgend eine würzhafte Zuthat erhalten, so verabreicht man diese besonders in einer Krystallschale oder silberner Büchse, wie das z. B. mit gestoßenem Zucker und Zimmet, mit feingewiegten Citronenschalen, mit Brodwürfeln, gerösteten Zwiebackscheibchen oder dem Eierschnee geschieht. Wollte man diese Zuthaten vor dem Aufgeben bereits in die Terrine thun, so würde des Gastes Teller leicht jenes appetitlichen Aussehens entbehren, das man von dem geschmackvollen Anrichten der Suppen verlangt. Der gute Ton erfordert auch, den tiefen Teller beim Vorlegen eher weniger, als zu reichlich zu füllen. In keinem Falle darf die Flüssigkeit darin höher als bis zum Rande stehen.

Bei den Gemüseschüsseln soll der Inhalt gleichmäßig vertheilt sein und doch zugleich in der Mitte eine Wölbung bilden. Alle Purées werden mit dem Löffel säuberlich glatt gestrichen und, soweit es sich mit dem Geschmack der Speise verträgt, mit in Butter geröstetem Panirmehl bestreut. Auf Erbsenbrei kann man auch in der Mitte eine Vertiefung anbringen und diese, je nach Belieben, mit brauner Butter oder ausgelassenem, gewürfeltem Speck und gebratenen Zwiebelscheiben füllen, ein Arrangement, das im großen Ganzen aber nur für den Familientisch paßt. Werden Spinat und andere Kohlarten in einer mehr flachen, als vertieften Schüssel mit breitem Rande aufgetragen, so kann man letzteren mit gerösteten Maronen, kleinen braungebratenen, runden Kartoffeln, Beignets, in Hälften geschnittenen Eiern oder zusammengerollten, dünnen Eierkuchen garniren. Auch kleine Bratwürste oder Escaloppes eignen sich zur Decoration, wobei es nicht ausgeschlossen ist, die eigentliche Beilage auf einer besonderen Schüssel noch dazu zu reichen. Spargel breitet man gern auf länglicher Schüssel und möglichst gleichförmig aus; bei runder Schüssel legt man die Köpfe nach der Mitte zu und die Spargelenden nach dem Rande. Zum Ueberstreuen werden auch hier Panirmehl, Semmelkrume und etwas Muscatblüthe verwendet; außerdem wird zerlassene Butter übergegossen und in besonderer Saucière noch dazu gegeben. Die Fleischsorten, welche den Gemüseschüsseln zur Beilage dienen, gleichviel, ob warm oder kalt, erhalten eine Garnitur von frischgrünen Sträußchen krauser Petersilie.

Kommt die Mehlspeise im Schüsselrande, mit einer Serviette umsteckt oder von einem buntgestickten Ringe umgeben, auf den Tisch, so pflegt man ihre Oberfläche mit weißem Puderzucker zu bestreuen; einen Pudding übergießt man nicht mit der Obst- oder Chaudeau-Sauce, höchstens mit dem Rum oder Arrac, falls man solchen darauf anzünden will, wie es beispielsweise beim Plumpudding geschieht. Es ist geschmackvoller, die Sauce daneben zu serviren. Pasteten garnirt man weder mit Blattgrün, noch mit Blumen; wo es angebracht scheint, kann man den Blätterteig-Rand mit Zucker überstreuen. Ungenießbare Pastetendecken bleiben unverziert. Auf Gelées, die aus der Form gestülpt wurden, ist jeder Zierath entbehrlich; in Crêmes kann eine geschickte Hand mit dem Theelöffelstiel durch kleine Vertiefungen zierliche Muster einzeichnen; steife Blancmangers werden mit Mandelstreifchen gespickt, und bei allen anderen süßen Speisen greift man mit Vorliebe zu kleinen Macronen, oder ähnlichem, zierlichem Mandelgebäck, um eine geeignete Garnitur zu erzielen.

Den Schüsselrand bei aufgetragenen Fischen garnirt man mit Petersiliengrün und frischen, kleinen Lattichblättern, wohl auch mit Citronenrädern, die man am Rande zierlich zackt; ebenso dürften sich knusprig in Butter gebratene Semmelscheiben dazwischen empfehlen. Kleine Fische giebt man, ähnlich wie Krebse, derartig auf die Schüssel, daß die Köpfe nach dem Rande zu liegen. Bei allen tranchirten Fleisch- und Fischgerichten fordert die Vorschrift, die besten Stücke sorglich nach oben zu legen, damit die Schüssel sich um so besser präsentirt. Ripp- und Carbonaden-Stücke arrangirt man kreisrund und zwar so, daß die dünne Seite nach der Mitte der Schüssel hin liegt und eine Rippe die andere noch ein wenig bedeckt.

Unzerschnittenes Geflügel legt man auf den Rücken. Kleine Vögel müssen eine geschlossene Linie auf der Schüssel bilden. Manche lieben es, bei Fasanen und Rebhühnern die Federn am Kopf und theilweise auch am Halse mit auf die Tafel zu bringen, eine Sitte, die vielfach Anfechtung erfahren hat.

Beim Obst, das man in Körben aufträgt, muß man die schönsten Stücke obenauf legen. Tafeltrauben präsentiren sich am besten in einer Umgebung von frischem Weinlaub und auf flacher Schale. Es empfiehlt sich, jede Farbe allein zu serviren und nicht weiße, blaue und röthlich gefärbte Weintrauben zusammen zu legen. Dieses Verfahren stört entschieden die Wirkung. — Was man auch immer auf die Tafel bringe, Alles sei so beschaffen, daß der feine Geschmack und anordnende Sinn der Frau vom Hause sichtbar wird. Man kann sodann mit gutem Gewissen überzeugt sein, es werde den Gästen wohl munden, und diese genießen zugleich den Vorzug, sich in einem Heim zu befinden, in dem man nicht nur auf Tafelgenüsse hält, sondern sie auch zierlich und die Eßlust anregend, geschmackvoll und das Auge erfreuend anzurichten versteht.

Antoinette von T.

Kuchengebäck für die Osterzeit. — Rougat, ein sehr beliebtes Mandelgebäck, wird meist in kupfernen oder Blechformen bereitet, die die Gestalt von Vasen, Melonen oder Körben haben, es wird erkaltet ausgestürzt und mit Crême, Schlagsahne und Erdbeeren oder anderen Früchten, ebenso mit Gefrorenem gefüllt. Die Herstellung ist folgende. 500 Gr. süße Mandeln werden, nachdem sie in kochendes Wasser geworfen wurden, abgehäutet, gewaschen, auf einem Tuche getrocknet und in Stifte geschnitten, — etwa 5 auf die Mandel. Zum weiteren Gebrauche in einen mäßig heißen Ofen geschüttet, müssen sie sich gleichmäßig gelb färben und etwas spröde werden. Weiter läßt man 350 Gr. Puderzucker in einem messingenen Kessel auf dem Feuer zergehen, sodaß er sich unter fortwährendem Rühren mit einem Holzlöffel hellbraun färbt und flüssig wird, auch streiche man die Form, in die das Rougat gethan werden soll, gut mit Olivenöl aus. Hat der Zucker die angegebene Farbe erlangt, schüttet man die heißen Mandeln hinein, vermengt sie gut mit dem Zucker und füllt sie nun in kleineren Portionen in die Form, sie an die Wände derselben möglichst dünn und gleichmäßig andrückend. Da ein Löffel kleben würde, bedient man sich hierzu einer Citrone, mit der man aufdrückend die Masse vertheilt und die neu hinzu geschütteten Portionen mit den früher eingefüllten verbindet, so lange bis die ganze Form, — Seitenwände mit Boden, — mit dem Rougat bedeckt sind. Erkaltet läßt sich das Gebäck stürzen und bildet nun selbst eine Form, die wie oben angegeben gefüllt und mit verspeist wird.

Natron-Kuchen. — 150 Gramm Butter werden zu Sahne gerieben, 4 Eidotter und 150 Gramm Zucker hinzugefügt, dann 500 Gramm feinstes Mehl (Wiener oder Kaiser-Auszug), eine Tasse lauwarme Milch, die abgeriebene Schale einer Citrone, feingehackte Mandeln (ich nehme eine Hand voll bittere und ebenso viel süße), 125 Gramm Citronat, eine Prise Salz und der Schnee von 4 Eiweiß. Ganz zuletzt, wenn der Teig tüchtig geschlagen ist und Blasen wirft, werden 3 Theelöffel Cremortartari und 1 Theelöffel doppelt kohlensaures Natron, in etwas Wasser aufgelöst, hinzugethan und gut durchgearbeitet. Der Teig wird in eine mit Butter ausgestrichene Form gefüllt und darf dann nicht mehr stehen, sondern muß sofort gebacken werden. Nach Belieben kann man etwas mehr Butter und Zucker nehmen, einen Eßlöffel Rum hinzuthun und statt des Citronats 125 Gramm Sultan-Rosinen verwenden. Der so bereitete Kuchen gelingt immer, schmeckt sehr gut und hält sich lange Zeit. K. G. J.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Handtücher. — Wo läßt man Handtücher aus aufgetrenntem Strumpfgarn weben? Marie G. in Gera.

Goulasch. — Sehr dankbar wäre ich, wollte mir eine der geehrten Leserinnen ein Recept, Goulasch auf österreichische Art zuzubereiten, mittheilen. Marie G. in Gera.

Kulitsch. — Wie wird das unter dem Namen „Kulitsch" bekannte russische Osterbrod gebacken?

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Maikäfer-Suppe (8). — Wir verwenden die Maikäfer nur als Hühnerfutter, aber auf einem benachbarten Gute, wo ein als Feinschmecker bekannter Junggeselle wohnt, wird häufig Suppe von Maikäfern nach folgendem Recept bereitet: Die Käfer, von denen man etwa 30 Stück auf eine Portion rechnet, werden durch Uebergießen mit kochendem Wasser schnell getödtet, dann in einem Mörser zerstoßen und in heißer Butter geröstet. Hierauf kocht man die Masse in guter Fleischbrühe auf, seiht die Suppe durch und richtet sie über gerösteten Semmelschnitten an.

Wilhelmine K., Kreis Teltow.

Tiefschwarze Tinte (8). — Ich kann Ihnen das folgende einfache Verfahren empfehlen, das wir in unserem Hause seit einer Reihe von Jahren anwenden, um eine gute, ganz unschädliche Tinte, die sich zugleich sehr billig stellt, zu bereiten. 100 Gr. Blauholz-Extract werden mit 75 Gr. fein zerstoßenem Eisen-Vitriol, 50 Gr. Gummi Arabicum und 50 Gr. Alaun (beides ebenfalls pulverisirt) in einen irdenen Topf gethan und mit $^3/_4$ Liter Weinessig übergossen. Der Inhalt des mit einem irdenen Deckel verschlossenen Topfes muß eine Woche hindurch täglich einige Male umgerührt werden. Nach acht Tagen verdünnt man die Tinte nach Erforderniß mit Regenwasser. A. H. in Bremen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ein Blick in das Reich Lucull's.

Von Detlev von Geyern.

Mit vier Abbildungen von A. Stamer.

Die fünfte Kochkunst-Ausstellung, welche am 5. Februar von dem Deutschen Gastwirths-Verbande in Berlin veranstaltet wurde, können wir im Allgemeinen nur als außerordentlich gelungen bezeichnen, und diese Ausstellungen sind jedenfalls für die Entwickelung der Kunst der Küche, die wir schon mehrfach als ein wichtiges Cultur-Element bezeichnet und vertreten haben, sehr nützlich, da sie immer mehr das öffentliche Interesse auf die bedeutungsvolle Frage einer rationellen Ernährung der menschlichen Gesellschaft hinlenken.

Freilich müssen wir dabei sogleich hervorheben, daß eine solche Ausstellung sich in der Hauptsache nur mit der Decoration und Instrumentation, — um es so zu nennen, — der Ernährungsfrage beschäftigen kann. Die eigentliche Kunst der Küche, das heißt die gastrosophische Entwickelung des Geschmackes und der Composition der einzelnen Speisen nach ihren Stoffen und Geschmackstönen tritt dabei vollständig in den Hintergrund.

Es soll damit durchaus nicht ein Vorwurf für die Ausstellung ausgesprochen sein; es liegt dies eben in der Natur einer öffentlichen Ausstellung, deren Objecte dem Sinne des Geschmackes dienen sollen und auf diesen Sinn nur durch den Genuß selbst wirken können. Eine große Musik-Aufführung wirkt unmittelbar auf das Gehör, eine Ausstellung der Producte der bildenden Künste unmittelbar auf das Gesicht, und durch diese beiden Sinne wieder auf den Geist zurück. Der Geschmack dem wir eine große Einwirkung auf das geistige und culturelle Leben der Menschen zusprechen, kann aber eben nur durch die Verzehrung des Ausstellungs-Objectes in Thätigkeit treten. Unsere Kochkunst-Ausstellungen sind etwas Aehnliches, als wenn auf musikalischem Gebiete alle Arten von Instrumenten zusammengestellt werden, oder als wenn auf dem Gebiet der bildenden Künste Farben, Paletten, Staffeleien, Firnisse und allenfalls noch leicht hingeworfene Skizzen zu großen künstlerischen Compositionen dem Publicum vorgeführt werden. Um eine Kochkunst-Ausstellung derjenigen von Producten der bildenden Künste ähnlich zu machen, müßten den Besuchern einzelne culinarische Compositionen vorgesetzt werden, denn dann erst würde sich ein wahres Urtheil über die Schöpfungen der dem Geschmack dienenden Kunst fällen lassen. Es ist dies freilich etwas schwerer und kostspieliger, denn es würde dazu nöthig sein, daß an jedem Tage entweder einzelne Gerichte oder ganze Mahlzeiten den Besuchern der Ausstellung gegen höhere oder geringere Preise zur Beurtheilung vorgesetzt würden. Unmöglich aber wäre eine solche Ausstellung nicht, und vielleicht wird eine weitere Entwickelung der Wissenschaft und Kunst der Küche auch zu solchen Unternehmungen führen, die dann allerdings für die Bildung und Verfeinerung des Geschmackes und für die Werthschätzung einer wirklich rationellen Ernährung von großer Bedeutung werden müßten.

Wenn wir nun auf dem also beschränkten Gebiete eine kurze Beurtheilung der gegenwärtigen Ausstellung geben wollen, so möchten wir vor Allem die dankbare Anerkennung dafür aussprechen, daß Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Friedrich Karl das Protectorat über das so nützliche Unternehmen übernommen hat, und daß an die Spitze des Ehren-Comités der Präsident des Reichstages von Levetzow und der Oberbürgermeister von Forckenbeck sich gestellt haben.

Büffet mit Haidschnucken-Braten aus der Lüneburger Haide.
Von der fünften deutschen Kochkunst-Ausstellung in Berlin.

Die Frau Prinzessin hat denn auch die Ausstellung in Person eröffnet und wurde in dem geschmackvoll decorirten Saale, welcher durch die Gestalt Friedrichs des Großen und die Büsten Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III. und des regierenden erlauchten Kaiserpaares geschmückt war, von dem Ehren-Comité empfangen.

Nach der decorativen Richtung hin war mancherlei Schönes zu sehen.

Außerordentlich geschmackvoll war ein von G. Feuerstein angeordnetes Büffet mit einem großen, auf Delphinen ruhenden Aufsatz, dessen Höhe ein geschmackvoll appretirter Wildschweinskopf schmückte. Heinrich Falkenberg aus Berlin stellte ein von Otto Trauer verfertigtes Prachtstück aus, das aus allerlei Fleischstücken den Lorelenfelsen darstellte, auf dessen Höhe die berückende Rheinfee mit der Harfe thronte, während der arme Schiffer unten im Kahn dem Schicksal entgegengeht, von den Wellen verschlungen zu werden, — freilich mehr eine musikalische, als culinarische Decoration, die den Zweifel aufsteigen läßt, ob in Wirklichkeit der Fischer nicht mehr Sehnsucht nach einer tranche Roastbeef, als nach der tückischen Nixe und der wundersamen gewaltigen Melodei empfinden möchte.

Die Ostpreußen hatten einen Aufsatz von Palmen und Hummern gebaut, die eigentlich naturhistorisch nicht ganz zusammengehörten, aber sich sehr gut ausnahmen. Versetzt man sich in die Lage des ostpreußischen Tannenbaumes, so würde man vor dieser Gruppe vielleicht mehr von den lockenden scharlachrothen Bewohnern der Meeresgründe, als von den an brennenden Felsenwänden trauernden Palmen träumen.

Zeitgemäß war ein von den Gebrüdern Branfant aus dem Verein der Berliner Weißbierwirthe aufgestellter Aufsatz: ein Felsen ganz mit Hummern bekleidet, dessen Spitze die Gestalt eines Helgoländer Fischers trug.

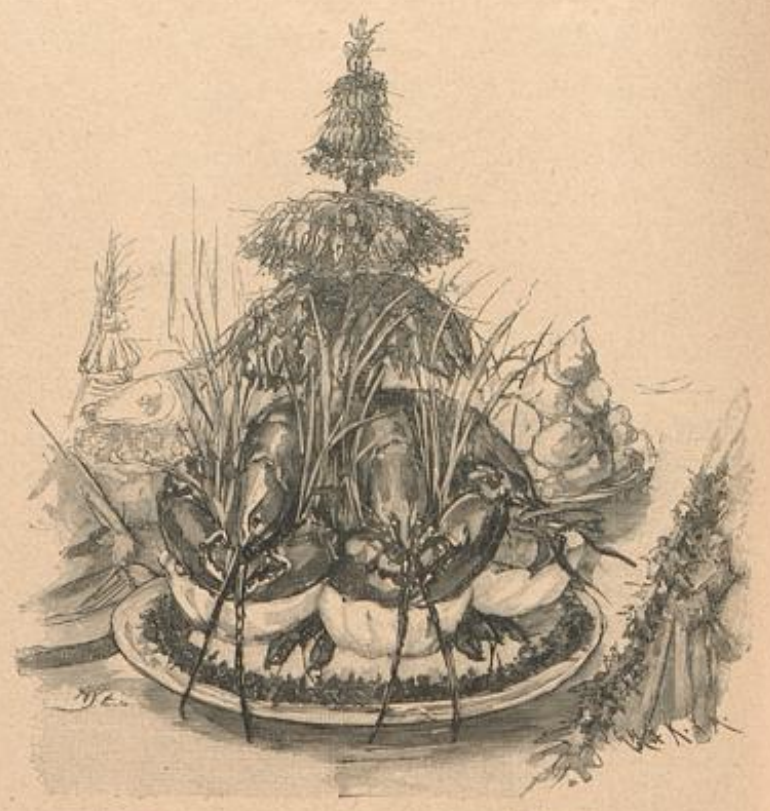
Die Huster'sche Marzipanfabrik in Hannover stellte einen Steinadler aus, der ein Reh jagt. Auch diese Gruppe ist wirklich künstlerisch ausgeführt, aber eigentlich in sich nicht logisch, denn der civilisatorische Marzipan und die wilde Jagdscene des Hochgebirges stehen in keinem culinarischen Zusammenhange mit einander.

Der Hoflieferant A. Dahm in Spandau steuerte die Spandauer Citadelle mit dem Juliusthurm aus Kuchenteig bei. Rationeller erschien uns die von demselben Aussteller dargebotene Scene aus Ostafrika mit der vortrefflich gearbeiteten Gestalt des Majors von Wißmann. Das eröffnet einen Ausblick in die Kochkunst der Zukunft, denn neben vielen Errungenschaften, welche nach der zuversichtlichen Hoffnung unserer Colonialschwärmer der schwarze Erdtheil uns bringen soll, dürften von dort her ganz gewiß neue Nahrungsstoffe und vielleicht auch ganz neue Töne und Combinationen des Geschmackes uns zufließen.

Die große Pièce der decorativen Ausstellung bildete der von dem Verein der Berliner Restaurateure ausgestellte Hochzeitskuchen, ein Geschenk an den Verein der Berliner Gastwirthe, welcher von dem Mundkoch und Backmeister des Kaisers, Herrn Jaedicke, hergestellt worden war. Dieser Hochzeitskuchen bildete ein Monument aus Zucker auf großem Unterbau, auf welchem sich über einander zwei runde Säulenhallen erhoben, die an der Spitze eine geflügelte Victoria trugen. Der Kuchen selbst war freilich nicht sichtbar. Derselbe sollte sich innerhalb des Baues befinden und in seiner Composition die Eigenthümlichkeit haben, daß er seine Weiche und seinen Geschmack fünfzehn Jahre lang behält, sodaß also ein Ehepaar, das diesen Hochzeitskuchen erhalten würde, während dieser ganzen Zeit bei jedem Familienfeste sich den Hochzeitstag in süße Erinnerung bringen könnte.

Warmhalter mit doppelter Hülle.
Von der fünften deutschen Kochkunst-Ausstellung in Berlin.

Was die eigentlichen Nährproducte der Küche betrifft, so zeigte die Ausstellung ganz vorzügliche und lockende Schöpfungen, — so einen Hasenbraten in sechzehn verschiedenen Zubereitungen von A. Wirth; ein vortrefflich arrangirtes Büffet von Ferdinand



Pyramide von Hummern und Krebsen.
Von der fünften deutschen Kochkunst-Ausstellung in Berlin.

Müller; ein großes Diner von zwölf Gängen von Gebrüder Branfant; einen Kalbsrücken im Gewicht von achtzig Pfund als Ladung eines Schiffes, mit welchem eine Vierländerin im Sturmgebraus auf das weite Meer hinausfährt; einen Jägersockel mit verschiedenstem Wildpret, Wildschweinskopf, Rehrücken, Lachs in Aspic, Alles von dem Gastwirthsverein in Hamburg ausgestellt; dann vorzügliche Conserven, eingemachte Krebse, Krebssuppen-Extract von Rubelius und Veit in Frankfurt a/O.; Milch- und Käsepräparate von C. Bolle; Cocosnußbutter von Städing und Wichmann in Hamburg, welche für Magenleidende ein ausgezeichneter Ersatz der Kuhbutter sein soll; Saccharin-Präparate aus der Fabrik von Phalberg und List in Westerhusen a. d. Elbe; Liebig's Fleisch-Extract von Schlüter und Noak in Hamburg; sterilisirte Nähr- und Genußmittel von Victor Tobias in Berlin und Bouillonkapseln von J. Quaglio. Das Alles machte, wie gesagt, einen recht lockenden Eindruck, aber ein eigentliches Urtheil könnte man doch nur dann darüber fällen, wenn man die Wirkung auf den Sinn des Geschmackes und nicht blos auf den des Gesichtes constatiren dürfte. Noch weniger vermochte man ein Urtheil über die Liqueure und Weine, unter denen die deutschen Beerenweine von Fromme in Frankfurt a/M. eine große Rolle spielten, zu fällen. Hier konnte man eigentlich nur über die Flaschen und die Etiketten urtheilen, die sich allerdings sehr hübsch und geschmackvoll ausnahmen. Mehr als durch dieses wurden die Hausfrauen durch die Apparate und Kochherde interessirt, und da schienen uns die Sparkochherde der Gebrüder Demmer in Eisenach in der That sehr empfehlenswerth, ebenso die verschiedenen Kochapparate und Warmhalter mit Gas- und Spiritusheizung.

Ein Mangel der Ausstellung schien es uns zu sein, daß eigentlich nur auf Delicatessen und culinarische Luxusleistungen Rücksicht genommen war, — wir möchten bei solcher Ausstellung eine größere Berücksichtigung der eigentlichen Volksküche und der Volksernährung empfehlen, denn es ist doch sicher eine der höchsten und edelsten Aufgaben der Kochkunst, auch den ärmeren Klassen eine reizvolle und genußreiche Ernährung zu bieten. Nach dieser Richtung hin fanden wir nur das erste und ursprünglichste Nährmittel des Menschengeschlechtes, das Brod, in der Ausstellung der Schrotgebäcke und Pumpernickel von Sockeland und Söhne in Moabit, vertreten, und wir möchten gerade diesen Theil der Ausstellung, sofern ihr Geschmacks- und Nährwerth dem hübschen und lockenden Aussehen entspricht, einer besonders lobenden Erwähnung für werth halten, denn mit Recht kann man Goethe's Dichterwort vom Golde dahin variiren:

Nach Brode drängt,
Am Brode hängt
Doch Alles für die Armen!

Den Unternehmern der Ausstellung und Allen, die dabei mitgewirkt haben, wird man gewiß dankbar sein für ihre Anregung und Thätigkeit bei diesem der Koch- und Nährkunst dienenden Werke, aber wir möchten für künftige Unternehmungen der Art zum Schluß doch noch einmal den Wunsch wiederholen, daß dem Sinne des Geschmackes auch die Möglichkeit der Prüfung geboten werde, und daß die eigentliche Volksküche in einer künftigen Ausstellung einen geräumigeren Platz finden möge, um auch ihrerseits auf dem Gebiete des Geschmackssinnes eine gleiche Pflege wirklicher Kunst zu erringen, wie sie dem einfachen Volksliede in der Musik neben den großen instrumentalen und vocalen Schöpfungen mit Recht zugestanden wird. Wie Sinn, Geist und Gefühl des Volkes durch das Volkslied immer gesund und frisch erhalten werden, so wird auch eine gute Volksküche ein kräftiges Arcanum bilden gegen Entsittlichung und Verrohung und für die häusliche, verständnißvoll poetische Freude am Familientische in denjenigen Volksklassen, für welche die Hummern nicht aus den Meerestiefen und die Trüffeln nicht aus den Gründen der Erde hervorgeholt werden.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 7. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. April 1891. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

In den Zwölf-Nächten.

Novelle von Claire von Glümer.

Es ist eine seltsame Begebenheit, die ich zu berichten habe, aber, — wie es in dem bekannten Märchen heißt, — „wahr möt se syn, sunst künne man se ja nich vertellen". Wenigstens könnte das Niemand, dem, wie mir, nicht nur Lust und Talent zum Fabuliren völlig abgeht, sondern auch aller Sinn für das Phantastische fehlt, sodaß ich der „Spuk- und Zauberspähre" meiner im Brockengebiete liegenden Heimat zeitlebens als ungläubiger Thomas gegenüber gestanden habe. Darum ist mir auch niemals ein Wichtelmännchen über den Weg gehuscht; niemals hat mich eines der Irrlichter verfolgt, die über unsere Moore tanzen; niemals habe ich zwischen den Wolkengebilden der ersten Mainacht die zum Blocksberge reitenden Hexen gesehen, und wenn in den Zwölf-Nächten, von Weihnachten bis Heilige drei Könige, Frau Holle mit ihrem Geistergefolge durch's Gebirge fährt, um ihren Auserwählten wahrsagende Träume zu bringen, faulem Gesinde allerlei Schabernack zu spielen oder unartigen Kindern das Deckbett fortzuziehen, daß sie zähneklappernd erwachen, habe ich, — trotz gelegentlicher Missethaten, — vom Abend bis zum Morgen in festem, traumlosem Schlafe gelegen. Erst nachdem ich die Kinderschuhe längst vertreten und halb Europa durchwandert hatte, ist mir begegnet, was ich hier berichte.

Es war am heiligen Abend 1887, als ich bei einbrechender Dämmerung nach dreijähriger Abwesenheit wieder in der vertrauten Postkutsche saß, die von der Eisenbahn-Station nach dem Harzdorfe Falkerode fährt.

Aus Spanien, wo ich eins der Krupp'schen Bergwerke geleitet hatte, war ich als Director der Falkeroder Eisengruben in die Heimat zurückberufen und fuhr fröhlichen Herzens dem Elternhause zu, bis am Fuße des Schafberges die alten Gäule gewohntermaßen anhielten, worauf der Postillon, die Mahnung verstehend, vom Bocke kletterte.

Auch ich stieg aus, gesellte mich zu dem Alten, der, seine Pfeife stopfend, mit den bergan keuchenden Pferden Schritt hielt, und schlug ihn mit der Frage: „Nun, Vahldyk, wie geht's?" vertraulich auf die Schulter.

Einen Augenblick starrte er mich an, dann rief er mit dem freundlichsten Grinsen, dessen sein wetterhartes Angesicht fähig ist:

„I wo! dat is ja woll use Richard? . . . Herr Director Hollbach wull ik seggen," und in seine Feiertags-Sprache, ein Gemisch von Platt- und Hochdeutsch, übergehend, versicherte er: nur dat grote Pelzzeug wäre schuld, daß er mich beim Einsteigen nicht erkannt habe, denn wenn ich mir auch breite Schultern und einen mächtigen Vollbart angeschafft hätte, die olle Pläsirlichkeit sähe mir ja, Gott sei Dank, noch immer aus den Augen.

Ich unterbrach ihn mit der Frage, wie es meinen Eltern und meinem Bruder gehe.

Sie wären up'n Damme, versicherte er; Herrn Rudolf hätte er nie nich so fidel gesehen, wie gestern Morgen, als er ihn nach der „Statschon" gefahren habe, „indem Sie zum Fest ihre Frölen Braut besuchen wollten. Un was der Herr Kummerzienrath is," fügte der Alte hinzu, „so können Sie ja woll 'en bitschen griesen und de Fru Kummerzienräthin 'en bitschen völliger syn, als vor drei Jahren, sonsten aber is in der Unterhütte alles wie dazumalen".

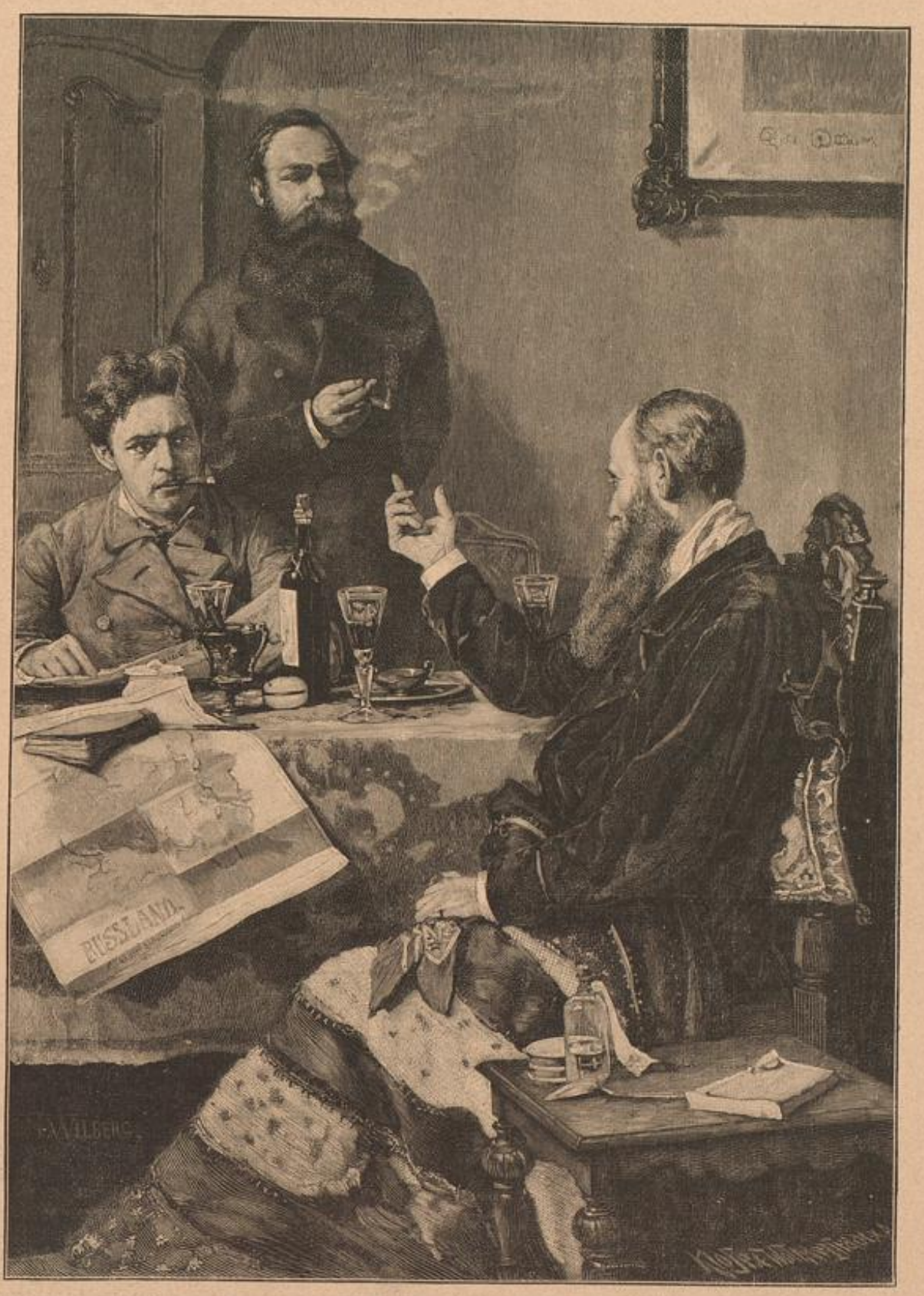
„Und im Schlosse?" fragte ich weiter . . . wie lange hatte ich nichts von dort gehört! — Vahldyk zuckte die Achseln.

„Da süht es freilich nich zum Besten ut," meinte er; „un was das richtige Schloß is, so werden der Herr Director nichts nich drin finden, als Krähen un Ratten, indem der olle Gnädige mit der gnädigen Frölen un der Fru Försterin, — was syne Wirthschafterin is, — nach dem groten Malhör in das Verwalterhaus verzogen sünd."

Das war ein Irrthum; ich machte dem Alten bemerklich, daß die Feuersbrunst, auf die er hinwies, nur den unbewohnten Theil des Schlosses zerstört hatte. Als ich zum letzten Mal, über Jahr und Tag nach dem Brande, bei dem Freiherrn war, fand ich ihn in den gewohnten Räumen.

„Wird schonst seine Richtigkeit hebben!" meinte der Alte. „Lassen Sie mir 'mal bedenken, wie Alles nach einander gekommen is: zuerst das Feuer, den säbenten August vor vier Jahren, — ick weiß dat so genau, weil auf denselbigen Tag meine Aelteste, die Kathrine, Hochzeit gemacht hat. Das nächste Jahr, so um die Kirchweih herum, haben die Frau Generalin mit dem pohl'schen Namen, — was die Schwester von usen ollen Gnädigen is, — die gnädige Frölen nach Berlin invitirt. Dasselbigte Jahr, zu Weihnachten, sünd Sie, Herr Director, zum letzten Mal nach Falkerode kamen, un wieder das nächste Jahr, gleich nach Ostern, is im Schloß dasjenigte grote Malhör passirt, wo ich meine, un wo es 'en Wunder is, daß use gnädige Herr noch das Leben haben."

„Was ist denn geschehen? . . . erzählen Sie!" rief



Die Politiker. Von Martin Wilberg. — Siehe Seite 55.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich bestürzt, — ich hatte von keinem neuen Unglücksfall gehört, — es mußten Briefe verloren sein.

„Ja, was is da viel zu vertellen!“ sagte Vahldyk in seiner gleichmüthigen Weise, während er behaglich seine Pfeife rauchte. „Was das Feuer von der ollen Schloßkabache stahn laten hat, is auf einmal ingefallen un hat usen ollen Gnädigen beide Beine un auch noch den Kopf kaput geschlagen.“

„Und Martha?“ stieß ich mühsam hervor; mein Herzschlag stockte.

„Die gnädige Frölen sünd dazumals noch bei der Fru Großtante west,“ antwortete Vahldyk; „un de Fru Förstern in der Kirche, sodaß der gnädige Herr allein geblieben sind. Eben is die Predigt aus, un der Herr Pastor giebt den Segen, da geht's auf einmal los mit Krachen un Donnern, un es is, als wenn die Erde bewwert. Die Fruensleute krischen. Alles drängt sich herut, un die Ersten, wo draußen sünd, schreien Füüer! Füüer! denn über'm Schloß liegt's wie'n dicker Rauch. ‚Nein, Leute, Rauch is das nich . . . Das Schloß stürzt ein!‘ ruft der Herr Pastor, un dabei kracht's un prasselt's immer zu, un Jeder läuft, was er kann, den Schloßberg 'rauf. Ick hewwe mine ollen Knaken auch nich gespart, aber je weiter oben, je schwerer wird's mit dem Puft, un je weniger hat man sehen künnen vor Staub un Müll. Wie wir schon mitten in der Prostemalzeit drin stehen, haben wir gemeint, das ganz Schloß wär ingefallen, währenddem der olle dicke Thurm un all' das olle Geniste d'rum herum noch hüte feststahn. Nur man blos das große Gebäude, wo man den Kordeloschi genannt hat, un wo der gnädige Herr partoutemang nich herausgegangen is, obschonst das ganze Balkenwerk vom Feuer angekohlt war, hat in 'nen grauslichen Hümpel dagelegen.“

Ich fragte nach dem Freiherrn.

„Na, es versteiht sik ja woll von sülbst, daß wir glieck nach dem ollen Gnädigen gesucht hebben,“ antwortete Vahldyk. „Daß hei noch am Leben wär, hat freilich keiner gedacht, un wie er endlich sunnen is, zwischen Balken ingeklemmt, wo, — wie der Herr Pastor seggt, — als 'ne Schutzwehr um ihn herum gestanden sünd, hat hei für todt dagelegen, un der Herr Doctor hat sich schrecklich abmaracht, bis er den gnädigen Herrn so hallwege zurecht kriegen that.“

„Und was ist weiter für den Verunglückten geschehen?“ fragte ich, als Vahldyk, verstummend, seine Pfeife wieder in Zug brachte.

„Weiter weiß ich nichts nich zu vertellen,“ erwiderte er. „Der Herr Pastor haben sich offerirt, den armen Gnädigen in sein Haus zu nehmen, aber wie man ihn fortschaffen will, fängt hei so kläglich an zu lammetiren, daß es hat unterbleiben müssen. Man hat den kranken Herrn in's Verwalterhaus gelegt, wo schonst lange leer stund, indem das bitschen Feldwirthschaft an die Bauern verpachtet is. Un hernach is die gnädige Frölen hergetelegraphirt, un das lüttje, swache Ding soll ja ehren Großvater in sein langes, schweres Leiden gepflegt hebben, wie 'ne gelernte Krankenwärterin, — un so thut sie's hüte noch.“

„Heute noch?“ fragte ich; „sagten Sie nicht, der Freiherr wäre genesen?“

Vahldyk schüttelte den Kopf. „Genesen, Herr Director, kann man es woll nich nennen, wenn Einer an Krücken 'en bitschen herumhümpelt,“ meinte er; „un außerdem . . . das Essen soll dem ollen Gnädigen ja woll wieder smecken, un die meiste Zeit sollen sie auch still un fründlich syn . . . aber ihren richtigen Verstand haben sie nich wieder gekriegt“ . . .

„Die Frauen sind allein mit einem Wahnsinnigen!“ rief ich bestürzt.

„Das nich, Herr Director,“ fiel der Alte beruhigend ein; „wahnsinnig, — was ja woll dasselbigte is wie toll, — sünd der Gnädige nich . . . nur 'en bitschen kurios, un swach in synen Gedanken. Tag un Nacht halten sie 'nen lüttjen Slüssel in der Hand, wo an 'ner Schnur um ehren Hals hängt; dabei meinen sie aber oftmals, er wär verloren, un dann weinen sie oder zanken, und die gnädige Frölen müssen suchen . . . un wenn sie sagen, der Herr Großvater hätten den Slüssel in der Hand, kriegen sie zur Antwort: es wär nich der richtige . . . 'en schweres Leben für die beiden Frauensleute, Herr Director! Die Fru Förstern klagt denn auch ehre liebe Noth, so oft sie einen hat, der es anhört, wohingegen sich die gnädige Frölen nie nichts merken lassen, un noch hüte, wie vordem, vor die Armen und Kranken im Dorf Zeit un Gutthaten übrig haben . . . un man weiß doch, daß es im Slosse schon lange knapp genug zugeht. Auch hüte Abend giebt's wieder, wie jedes Jahr, 'ne Bescheerung vor 'en ganzen Hümpel lüttje Göhren.“

Vahldyk hatte wieder mit seiner Pfeife zu thun, und ich trug kein Verlangen, noch mehr zu hören. Es war mir peinlich, die beschränkten Verhältnisse der Schloßbewohner im Munde der Leute zu wissen; selbst das Lob, das Martha zu Theil wurde, that mir weh. Aber so war sie, — nur zu gut kannte ich ihren stolzen, festen Sinn. Schon als Kind hatte sie Sorgen und Entbehrungen kennen gelernt und sich gewöhnt, sie gelassen zu ertragen. Ihr Vater, der einzige Sohn des Freiherrn von Steinach-Falkerode, war bei Sedan gefallen; seine mittellose Witwe hatte im Hause des Schwiegervaters mit ihrem fünfjährigen Töchterchen Zuflucht gefunden. In diesem freudlosen Heim, zwischen der kränkelnden Mutter, die sich in unfruchtbare Studien vertieft, den Rückgang seiner Vermögens-Verhältnisse vergaß oder zu vergessen suchte, war Martha aufgewachsen. Gespielen hatte sie nicht. Mit dem jungen Volk, das sich zu Fest- und Ferienzeiten im Hause meiner Eltern zusammen fand, wußte sie sich nicht zu stellen; mein Bruder Rudolf hatte ihr den Namen „Prinzessin Wortkarg“ gegeben. Ich war der Einzige, der die scheue Eigenart der Kleinen verstand und ihr Vertrauen gewann. Obwohl ich beinahe acht Jahre älter war als sie, behandelte sie mich wie einen guten Kameraden, interessirte sich für meine Stein- und Pflanzen-Sammlungen, und es war die einzige große Unart ihrer Kinderzeit, daß sie den Ihrigen entlief, um mich auf meinen Bergwanderungen zu begleiten. So oft sie konnte, schlich sie mir nach, zeigte sich erst, wenn ich tief im Walde war, und weinte bitterlich, wenn ich sie nach Hause zurückbrachte. Später wurde ich ihre Zuflucht, wenn sie die Aufgaben des Großvaters, der sich zum Lehrer wenig eignete, nicht begreifen konnte, und als sie im vierzehnten Jahre die Mutter verlor, war es ihr ein Trost, mit mir von der Verstorbenen zu sprechen.

Jahr um Jahr verfloß, ohne daß dies kameradschaftliche Verhältniß eine Aenderung erfahren hätte. Auch als meine Besuche in der Heimath seltener wurden, — nach Vollendung meiner Studien auf der Berg-Akademie ging ich zur practischen Ausübung meines Berufes nach Westfalen, Belgien und England, — begrüßte mich Martha beim Wiedersehen mit so ruhigem Aufleuchten der braunen Augen, als hätten wir uns erst Tags zuvor getrennt, und auch ich bewunderte ihre aufblühende Schönheit mit wunschloser Freude.

Aber plötzlich war es anders geworden. Als ich vor drei Jahren, vor meiner Abreise nach Spanien, zum letzten Male nach Falkerode kam, war Martha in Berlin. Die bittere Enttäuschung, die ich darüber empfand, das Gefühl der Verödung, das mir Heimath und Vaterhaus verleidete, vor Allem die wachsende, quälende Sehnsucht nach dem jungen Mädchen offenbarten mir, daß ich sie liebe. Endlich hielt ich es nicht mehr aus, sagte den Eltern Lebewohl und ging ihr nach.

In welchen Liebesträumen, welcher thörichten Zuversicht war ich damals dieselbe beschneite Fahrstraße herabgefahren, auf der ich jetzt so vernünftig hinanstieg; denn was mich bei Vahldyk's Mittheilungen bewegte und mir noch jetzt das Herz zusammenpreßte, war nur Theilnahme . . . nur Mitgefühl für die Leiden des Freiherrn und Martha's schweres Leben.

Vahldyk's Peitschenknallen entriß mich meinen Gedanken; an der Biegung der Straße, wo die erleuchteten Fenster der Bergschenke sichtbar wurden, gab er dem Wirth das übliche Zeichen seines Kommens, und als er mich aus meiner Versunkenheit auffahren sah, sagte er:

„Glieck sind wi baben, Herr Director . . . Klaus Grotjahn wird sich höll'schen freuen, Ihnen wiederzusehen . . . un'en guten Sluck Nordhäuser wird hei ja auch woll hebben.“

Ich war jedoch in diesem Augenblick nicht für Klaus Grotjahn's Freudenbezeugungen gestimmt; erklärte, daß ich, um so bald als möglich zu Hause zu sein, den Hirtenstieg gehen werde, trug Vahldyk auf, mein Gepäck zu besorgen, wünschte ihm mit „silbernem Händedruck“ ein fröhliches Fest und schlug, während mir sein „schön' Dank ok!“ nachklang, den zur Seite der Fahrstraße schroff ansteigenden Fußpfad ein.

Der Mond war aufgegangen; sein bläuliches Licht zeigte mir die langentbehrte Heimath, ihre Bergkuppen, Wälder und Halden in schimmernder Schneepracht, half mir den Weg finden, und während ich rüstig die beeisten Felsstufen hinankletterte, kehrten meine Gedanken zu dem letzten Zusammensein mit Martha zurück. Jede Einzelheit meines Besuches bei der Generalin Ludomirska stand mir vor Augen; die abgetragene Livrée des anmeldenden Bedienten; die schäbige Eleganz der Einrichtung; das hochmüthige Kopfnicken, mit dem mich die alte Excellenz, eine kleine, hagere, streng blickende Dame, von ihrer Sopha-Ecke aus begrüßte, indem sie eine goldene Lorgnette vor die Augen hielt, während Martha mit blassem, verweintem Gesicht auf mich zutrat und mir stumm die Hand bot. Dann wurde ich aufgefordert. mich der Excellenz gegenüber zu setzen; Martha kehrte an ihren Fensterplatz, zu ihrer Handarbeit zurück und blieb stumm, indeß mich die Generalin, die mich unablässig durch ihre Lorgnette ansah, einer Art Verhör unterwarf. Es mußte wohl zu meinen Gunsten ausfallen, denn nach kurzem Gespräch erklärte sie: mein Besuch wäre ihr gerade heute sehr willkommen; sie hoffe, daß ich ihr mit meinem Freundes-Einflusse helfen werde, Martha zur Vernunft zu bringen.

„Liebe Tante!“ rief das junge Mädchen, — aber die Generalin winkte ihr Schweigen zu und theilte mir mit, daß sich für ihre Großnichte eine gute Partie gefunden habe, — ein junger, hübscher Mann, von den besten Manieren und mehrfacher Millionär. Freilich nur Talmi-Adel; aber eine so völlig verarmte Familie, wie die der Steinachs, dürfe sich trotz ihrer uralten Freiherrnkrone nicht wählerisch zeigen. „Was es heißt, arm und vornehm sein, weiß ich aus Erfahrung,“ fügte sie hinzu und sah dabei noch stolzer aus als bisher. „Um meiner Nichte dies Los zu ersparen, habe ich ihren Bewerber ermuthigt. Gestern hat er mich gebeten, für ihn das Wort zu führen, aber die Thörin bleibt bei ihrem Nein. Je suis au bout de mes forces . . . sehen Sie, was Sie ausrichten.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer; Martha stand hastig auf.

„Sage mir nichts . . . ich kann nichts mehr darüber hören'“ rief sie in zitternder Erregung. „Der Mensch ist mir widerwärtig, und wie mich die Tante um seinetwillen gequält hat . . .“ ihre Stimme versagte.

Ich faßte ihre Hände. „Martha,“ flüsterte ich, „liebe, liebe Martha, gieb mir das Recht, für Dich einzutreten . . . Deiner Tante zu sagen, daß ich Dich liebe, daß Du mir gehörst.“ Dabei versuchte ich, die bebende Gestalt an mich zu ziehen, aber sie machte sich ungestüm los; ihr Gesicht glühte, ihre Augen blitzten durch Thränen.

„Du bist gut,“ sagte sie bitter; „aber ich danke, danke für Dein Mitleid. Von Liebe kann zwischen uns nicht die Rede sein.“

„Martha!“ schrie ich auf, und als sie leise weinend auf den nächsten Stuhl sank, setzte ich mich zu ihr, schilderte, — mich zur Ruhe zwingend, — welche Wandlung in mir vorgegangen war, als ich sie nicht in der Heimath gefunden hatte und schloß mit der Bitte, daß sie mit sich selbst zu Rathe gehen möge, ob nicht auch sie über ihr Gefühl für mich im Unklaren gewesen sei.

Sie trocknete die Augen und sah mit düsterem Blick zu mir auf.

„Nein!“ sagte sie hart; „ich kenne mein Herz so gut wie Deins . . . Du irrst Dich.“

Dabei blieb sie, trotz meiner Betheuerungen. Als ich am folgenden Tage wiederkam, ihr Lebewohl zu sagen, ließ uns die Tante keinen Augenblick allein, und auf den Abschiedsbrief, den ich ihr schrieb, erhielt ich keine Antwort.

Ich begriff sie nicht. Wenn sie meine Liebe nicht erwidern konnte, dem Freunde hätte sie ein gutes Wort auf den Weg geben müssen, — umso mehr, da sie mir weh gethan hatte und wußte, daß ich auf Jahre fort ging. Aber es war gut so, — gut, daß ich ihr nicht zu begegnen brauchte, gut, daß zwischen mir und diesem herzlosen Geschöpf jeder Verkehr aufgehört hatte. — Nur einmal, in den ersten Monaten meiner Abwesenheit, hatte ich die Mutter nach ihr gefragt, die lakonische Antwort erhalten, daß sie wieder bei dem Großvater sei, und dann nichts mehr von ihr gehört. Ich vermuthete, daß ich der Mutter durch irgend eine Aeußerung meine unglückliche Neigung verrathen habe und war ihr dankbar, daß sie die Wunde nicht berührte. Und dann gab ich mich mit aller Willenskraft den neuen Eindrücken und Aufgaben hin. Als mir die Leitung der Falkeroder Eisengruben angeboten wurde, war ich überzeugt, meine Jugendthorheit besiegt zu haben und nahm die Berufung an; denn so freundlich sich mir die Fremde erwiesen hatte, — ich war ihrer müde geworden.

Und nun war ich daheim! Ich hatte den Gipfel des Schafberges erreicht. Zu meinen Füßen, in mäßiger Thalsenkung, lag das Dorf Falkerode mit der Unterhütte, wie der Volksmund meines Vaters Eisengießerei getauft hatte, gegenüber, in halber Berghöhe, die Einfahrt zur Eisengrube und die Wohnungen der Hüttenbeamten. Aber nur flüchtig streifte mein Blick über diese Heimstätten meiner Vergangenheit und Zukunft, um sich, während ich abwärts eilte, an das formlose Durcheinander beschneiten Mauerwerkes zu heften, das, — von dem alten Wartthurm überragt, — links vom Dorfe, oberhalb der kleinen Kirche im Mondschein sichtbar war. Aus der Steinmasse schimmerte matter Lichtschein; jetzt flammte er heller auf, — es mochte der Weihnachtsbaum sein, den Martha für ihre Armen anzündete. Ein heißes Verlangen, sie dabei zu belauschen, kam plötzlich über mich, und mich zur Linken wendend, eilte ich querfeldein über den gefrorenen Schnee, in gerader Richtung dem Schlosse zu.

Es war ein mühseliges Unterfangen; wieder und wieder krachte die Eiskruste unter meinen Füßen; dann mußte ich mich aus knietiefem Schnee herauf arbeiten und kam langsamer vorwärts, als ich erwartet hatte. Schon fürchtete ich, zu spät zu kommen, denn während ich am Schloßberge zwischen Geröll und Trümmerwerk

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wieder aufwärts stieg, verschwand das Licht, das mir als Leitstern gedient hatte. Doch nein! als ich oben war, sah ich, um eine Mauerecke biegend, in geringer Entfernung zwei kleine, im magischen Glanze des Weihnachtsbaumes strahlende Fenster.

Mit pochendem Herzen trat ich in den Hof. Das eiserne Thor hing schief in den Angeln; einer der wappentragenden Löwen war von seinem Pfeiler herabgestürzt, und im Hintergrunde erhoben sich, von dem plumpen Wartthurme überragt, umgeben von beschneiten Trümmerhaufen, einige Mauerreste des Mittelbaues, den der Freiherr einst bewohnt hatte.

Vorsichtig, um nicht durch das Knirschen des Schnees verrathen zu werden, ging ich auf das unweit des Thores stehende Verwalterhaus zu, trat an eins der hellen Fenster und blickte in ein tiefes, niedriges Zimmer voll Frauen und Kinder; aber vergebens suchte ich Martha unter ihnen. Die Bescherung war vorüber; Frauen in Kopftüchern und den landesüblichen Kattun-Mänteln packten unter dem Weihnachtsbaum die Geschenke zusammen, während Tante Riekchen, — wie die Försterin Ollenkamp, des Freiherrn Wirthschafterin, nach alter Gewohnheit von Martha genannt wurde, — die mit Spielsachen und Pfefferkuchen beschäftigten Kinder zum Fortgehen einhüllte.

Jetzt löste sich die Gruppe der Frauen, so daß ich in einem Lehnstuhle am Kachelofen den Freiherrn sehen konnte. Der weißhaarige, einst so stolz getragene Kopf war auf die Brust gesunken, die sonst so klugen Augen starrten stumpfsinnig in den Lichterglanz des Weihnachtsbaumes, und die zitternden Finger drehten das Schlüsselchen, von dem Vahldyk erzählt hatte, hin und her.

Ein Aufjubeln der Kinder lenkte meine Aufmerksamkeit nach der anderen Seite, und ich mußte mich zwingen, nicht einzustimmen. Martha war eingetreten, reichte den sie umdrängenden Kleinen einen Korb voll Nüsse zu und sah lächelnd auf das begehrliche Hineingreifen nieder. Aber trotz des Lächelns lag ein Leidenszug um die feinen Lippen, und als sie die Augen aufschlug, blickte daraus statt des Trotzes, mit dem sie mich beim Abschied angeblitzt hatten, eine Wehmuth, die mir das Herz zusammenpreßte. Und nun hier draußen stehen zu müssen, es mit anzusehen, wie sie diesen fremden Weibern die Hand schüttelte und für jedes Kind eine Liebkosung hatte! . . . Und doch konnte ich mich nicht losreißen von dem langentbehrten Anblick der edlen Züge, der zarten, anmuthigen Gestalt. Als endlich Mütter und Kinder mit Danken und Abschiednehmen fertig waren, blieb mir, — während sich Groß und Klein aus der Hausthür drängte, kaum noch Zeit, unbemerkt unter das schattende Dach des Holzschuppens zurückzuweichen.

Auch Martha trat aus dem Hause; einige ihrer kleinen Schützlinge hatten sich an ihre Hände und Kleiderfalten geklammert und zogen sie bis zum Hofthore. Hier mußte sie ein abermaliges Danken über sich ergehen lassen und blieb noch eine Weile winkend stehen, während die Kinderstimmchen aus wachsender Entfernung ihr „Schön Dank ok!“ oder „Gu'n Nacht, gnädige Frölen!“ zurückriefen. Endlich wandte sie sich zurück und nun hielt ich es nicht länger aus: „Martha!“ rief ich, aus meinem Versteck auf sie zueilend. — Einen Augenblick stand sie wie angewurzelt, dann streckte sie beide Hände nach mir aus; das Tuch, das sie um Kopf und Schultern geschlagen hatte, fiel zurück. „Richard! Richard!“ stammelte sie . . . ihr Ton, ihr Aussehen machten jedem Zweifel ein Ende. Aufjubelnd schloß ich sie in die Arme, und sie ließ es geschehen, daß ich ihren Mund mit Küssen bedeckte.

Die Winterkälte entriß mich dem Wonnerausch; ich fühlte, daß Martha in meinen Armen schauerte, zog ihr das Tuch wieder über den Kopf, nahm den Pelz um die Schultern, sodaß ich meine Elfe mit hineinhüllen konnte und führte sie langsam dem Hause zu. Aber als wir es erreicht hatten, kehrte ich wieder um, und sie folgte mir ohne Sträuben. Unser Glück war so unbegreiflich . . . wir mußten uns immer wieder sagen, daß es kein Traum sei.

Und dann kam die Vergangenheit an die Reihe.

„Ich hoffte nicht mehr auf Deine Liebe und wollte mich nicht mehr darnach sehnen,“ gestand ich der Geliebten.

„Und ich war überzeugt, Du hättest mich vergessen,“ antwortete sie. „Wenn Du wüßtest, wie ich nach unserem Unglück auf ein Wort von Dir gewartet habe, Tag für Tag . . .“

„Ich habe nichts davon gewußt,“ fiel ich ein; „erst hier vom alten Vahldyk habe ich's erfahren. Ohne besondere Veranlassung an Dich zu schreiben, ließ mein Trotz nicht zu. Du hattest meinen Abschiedsbrief nicht beantwortet . . . warum nicht, Martha? Ich ging so traurig von Dir fort, auf so lange Zeit . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

St. Petersburg, im Februar.

Theure gnädige Frau,

Sie haben in Ihren letzten Zeilen an mich den Wunsch ausgesprochen, wieder einmal etwas über das Leben und Treiben der vornehmen Gesellschaft in der russischen Hauptstadt zu erfahren, und ich beeile mich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Bei Ihrem letzten Aufenthalte in Biarritz, während der „saison russe“, lernten Sie einige Repräsentanten der hohen russischen Aristokratie kennen und waren von den liebenswürdigen Umgangsformen, der ungekünstelten Eleganz derselben so eingenommen, daß Sie nun auch gern etwas von ihnen in ihrem Heim wissen wollten! Ich finde den Wunsch begreiflich, denn wenn man seine politischen Ueberzeugungen und Ansichten, mögen sie nun für oder wider diese Nation sein, einmal völlig bei Seite läßt und sie mit einem unparteiischen Auge betrachtet, so muß man gestehen, daß es im Salon kaum einen angenehmeren Gesellschafter geben kann, als den Russen, der sich von allen fremden Völkern mit seinem erstaunlichen Nachahmungs-Talent, welches das Vorbild oft übertrifft, gerade das angeeignet hat, was dazu beiträgt, den gesellschaftlichen Verkehr zu erleichtern und zu verschönern.

Vor allen Dingen noch einige Worte im Allgemeinen über das, was man hier in Petersburg „die Gesellschaft“ nennt. Wenn in Paris beinahe ausschließlich das Vermögen den Ausschlag über die Stellung giebt, die man in der großen Welt einnimmt, wenn in Berlin und Wien dagegen Name und Familie schwer in die Wagschale fallen, so ist es in Petersburg fast einzig und allein die Stellung, das Amt, die die betreffenden Familienväter oder auch heirathsfähigen jungen Leute bekleiden, die sie von vornherein „poſiren“ und ihnen ihren Platz in den vornehmen Cirkeln anweisen. Ausnahmen kommen natürlich hier wie überall vor, im Allgemeinen aber werden so, wie ich es eben that, die hervorragenden Kreise in den großen europäischen Metropolen am besten gekennzeichnet, die Besonderheiten, die aus dieser Ordnung der Dinge entspringen, am leichtesten verstanden und beurtheilt. Um z. B. bei Hofe erscheinen zu können, ist es unumgänglich nothwendig, daß der betreffende Gatte oder Vater einen gewissen Rang einnimmt, sonst ist das Eldorado der Hofbälle, Empfangs-Abende, großen Couren ꝛc. auch den Sprößlingen der ältesten und vornehmsten Adels-Geschlechter verschlossen. Eine Ausnahme davon machen nur die Offiziere, die als „Tänzer“ befohlen werden. Zu den großen Hofbällen erhält jedes der Garde-Regimenter eine bestimmte Anzahl von Einladungen, die dann unter die Offiziere der Reihe nach vertheilt werden. Das Recht, sich und die Seinigen bei Hofe vorzustellen, tritt beim Militär vom Obersten, im Civildienste vom wirklichen Staatsrath an aufwärts, in Kraft. In Folge dessen hat die Hofgesellschaft, wenn man sich so ausdrücken darf, ein demokratischeres Aussehen wie in Berlin oder Wien, verliert aber entschieden an Eigenart und historischer Bedeutung, — ihre Glieder wechseln eben zu häufig, tauchen auf und verschwieden dann wieder in dem Meere der Vergessenheit. So ist denn in Petersburg der „Reichthum“ nur die, freilich nothwendige Zugabe, um die „Stellung“ zu halten und zu stützen. In Folge dessen kommt es wohl auch nirgends so häufig wie hier vor, daß man über die gegebenen Mittel hinauslebt und ein gänzliches Zusammenbrechen der Vermögens-Verhältnisse einem übertriebenen, luxuriösen Leben folgt. Dann ziehen sich die Betreffenden in die Provinz in irgend ein Landstädtchen, oder auf ein mühsam aus dem Ruin gerettetes Gut zurück, und die Wogen des großstädtischen Lebens schlagen in unglaublich kurzer Zeit über dem Andenken der unglücklichen Opfer ihrer „Stellung“ zusammen. Die große Welt ist eben eine Rabenmutter, die heute ihre Günstlinge verhätschelt, morgen ihnen kalt den Rücken dreht und sie nicht mehr zu kennen scheint.

Es ist ein bunter Reigen von Bällen, Soiréen, Concerten, Dilettanten-Theater-Aufführungen ꝛc., den ich in meiner Erinnerung an mir vorüberziehen lasse, um Ihnen nur das Pikanteste und Hübscheste herauszusuchen. Bis jetzt hat entschieden die Gräfin Kleinmichel den größten Erfolg mit ihrem kostümirten Balle gehabt, zu dem ungefähr dreihundert Personen geladen und erschienen waren, und auf welchem man eine Pracht und einen Luxus entfaltete, die an die Märchen von Tausend und eine Nacht erinnerten. Das Vestibül war in einen Tannenwald verwandelt worden, zwischen den grünen Bäumen hindurch schimmerten aus Eisblöcken hergestellte Statuen, ein Heer von Dienern in Kniehosen, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und gepuderten Köpfen bildete ein lebendiges Spalier, durch welches die Gäste hindurch in die, mit dem größten Geschmack ausgestatteten Salons schritten. Alle Völker der Erde in ihren verschiedenen Epochen und Trachten, waren hier zusammengeströmt; hier schritt der florentinische Edelmann neben einer Zeitgenossin des Perikles, dort tanzte ein reicher Bojare mit einer graziösen Spanierin, oder eine Rococo-Dame mit einem spanischen Granden, aus der Zeit Philipp II., hier scherzte eine Hofdame Franz I. von Frankreich mit Mephistopheles, dort tauschten altdeutsche Ritter, Bulgarinnen und ein lustiger kleiner Schmetterling geistreiche Witzworte mit einander aus, — kurz ich muß Ihnen gestehen, daß ich noch nie ein ähnliches Fest mitgemacht habe, auf welchem auch nur annähernd eine solche Pracht in den Kostümen, verbunden mit so viel historischer Treue entfaltet worden ist.

Eine sehr beliebte, alljährlich wiederkehrende Soirée ist das Concert, das im Ministerium des Aeußern zum Besten der Wohlthätigkeits-Anstalten der Großfürstin Alexandra Josefowna von Frl. v. H. arrangirt wurde. Dieses Concert gestaltete sich trotz, oder vielleicht gerade wegen seines hohen Eintrittspreises zu einer Art von Rout, zu welchem tout Pétersbourg erschien, um zu sehen, gesehen zu werden und nebenbei dem Ohre die herrlichsten Genüsse in Gestalt von Gesangsvorträgen einer Marcella Sembrich oder der von der hiesigen Damenwelt vergötterten italienischen Sänger Masini und Cotogni, des berühmten Cellospielers Auer und mancher anderer Sterne am Himmel der Kunst, zu gönnen. Die prächtigen Säle des Ministeriums werden den Arrangeuren bereitwilligst zur Verfügung gestellt, ja, der Herr Minister empfängt sogar selbst, sodaß das Concert ganz den Charakter einer Privatgesellschaft behält und doch ein erhebliches Sümmchen abwirft; — je theurer, desto besser, denkt der Petersburger, und eine so angenehme Disposition des Geistes machen sich nicht nur diejenigen zu Nutze, die einen wohlthätigen Zweck im Auge haben, sondern auch jeder Concertgeber, jeder auf den Brettern erscheinende Gast hält es für seine heilige Pflicht, in der russischen Hauptstadt seine Ansprüche auf klingende Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen zu verdoppeln. Tu l'as voulu, George Dandin, tu l'as voulu.

Ein großer Hofball, zu dem Alles geladen war, was nur irgend Anspruch auf eine solche Einladung hatte, eröffnete die Reihe der Hoffestlichkeiten. Die herrlichen Säle des Winterpalais machen bei derartigen Gelegenheiten, mit der in ihnen sich bewegenden Menge eleganter und schöner Frauen, glänzender Uniformen und ordenbesäeter Hoftrachten, stets einen überwältigenden Eindruck, der sich in seinen Details kaum beschreiben läßt. Eine beinahe asiatische Pracht tritt uns auf denselben entgegen, wir sind geblendet von dem Gefunkel der Edelsteine, die verschwenderisch über die Kleider der Damen ausgestreut sind und auf ihren Kakoschniks, die nebst langen Schleiern zur officiellen Hoftracht gehören, glänzen; wir bewundern voller Erstaunen die kostbaren Goldstickereien, die die Uniformen der Kammerjunker, Kammerherren, Hofmarschälle und der anderen Hofchargen so bedecken, daß kaum an einigen Stellen das Tuch derselben zum Vorschein kommt, und unser Auge erfreut sich an der wahrhaft fürstlichen Ausstattung der Räume, die von einem Lichtmeer erfüllt sind. Das Ganze bot einen feenhaften Anblick, wenn man sich auch vielleicht auf den folgenden, kleineren Bällen, den sogenannten bals de concert, bei denen die Gesellschaft eine ausgewähltere war und einen intimeren Charakter trug, und auf welchen besonders die Jugend mehr zu ihrem Recht gekommen ist, besser amüsirt hat.

Ueber die Festlichkeiten, glänzenden Paraden, Diners u. s. w. zu Ehren des österreichischen Erzherzogs am hiesigen Hofe, haben Sie, gnädige Frau, sicherlich schon so ausführlich in Ihren Zeitungen gelesen, daß ich mir die Beschreibung derselben ersparen kann. Um Ihnen aber einen Begriff von dem Reichthum zu geben, der in hiesigen Kaufmannskreisen zu finden ist, will ich Ihnen nur noch einige Worte über einen großen Ball mittheilen, der vor einiger Zeit von einem der bedeutendsten Exporteure in der Kaviarbranche, dem Herrn J., gegeben wurde. Die Damen der großen Welt fehlten natürlich auf diesem Balle, da die Kaufmannschaft hier noch schärfer, als bei Ihnen sich von den anderen Ständen absondert, dafür aber waren die Offiziere der tonangebenden Garderegimenter in ziemlich großer Zahl erschienen. Was man da an Brillanten, Perlen und anderen kostbaren Geschmeiden hat sehen können, gehörte schon beinahe in's Reich des Fabelhaften. Eine der anwesenden Damen, die Gattin eines reichen Kaufherrn, hatte z. B. auf ihrer Corsage eine Stickerei von Brillanten, die ungefähr den Werth eines halben Wolga-Gouvernements repräsentirte. Zur Mazurka, die hier die Stelle des Cotillons vertritt, wurden den Damen goldene Armbänder, mit Edelsteinen besetzt, und höchst geschmackvolle, kostbare Fächer überreicht; — ein nicht unbeträchtliches Vermögen ist an diesem einen Abend von dem reichen Handelsherrn ausgegeben worden.

Noch einige Wochen lang wird sich jetzt Fest auf Fest folgen, in der letzten Woche vor den Fasten, der sogenannten Maslinitza, werden sogar die Vormittage zu Hülfe genommen werden, um dem Durst nach Vergnügungen Genüge zu thun; man wird von drei bis sieben Uhr auf einer Matinée tanzen, um am Abend wieder auf einem Ball oder im Theater zu erscheinen, bis mit dem Aschermittwoch eine plötzliche, vollständige, aber wohlthuende Ruhe eintritt, und erst die Osterglocken werden die Gesellschaft dann wieder zu neuem Leben und Treiben erwecken. Ueber diese verschiedenen Phasen des gesellschaftlichen Lebens werde ich mir erlauben, Ihnen gelegentlich später Bericht zu erstatten. Bis dahin küsse ich Ihnen, nach guter, russischer Sitte, Ihre schönen Hände und rufe Ihnen zu: Doswidanie — auf Wiedersehen!

C. Willms.

Nachdruck verboten.

Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien.

Von Jakob von Falke.

II.

Mit vier Abbildungen nach Photographien.

In großer Zahl und besonderer Schönheit stellen sich uns die zierlichen Herren und Damen der Rococo-Zeit vor. Die Zierlichkeit paßt freilich nur auf Jene, denn die weit aufgeblähten Röcke der Damen über dem mächtigen Reifrocke tragen eher den Charakter der Großartigkeit; aber der eng geschnürte Leib, die Watteau-Schleppe, der zarte, gestreifte oder geblümte Stoff bringen uns jene Frauengestalten in Erinnerung, da wenigstens Kopf und Büste so klein und eng wie möglich sein sollten, ganz im Gegensatze zu der unmäßigen Ausdehnung der unteren Hälfte. Eine ganze Reihe mit eisernen Schienen gesteifter Corsets, überspannt mit blumigem oder spitzenbesetztem Stoff, führt uns die Herrschaft der Schnürbrust lebhaft vor Augen. Die Schnürbrust mußte fallen, und die Weite des Rockes sank wieder zusammen, wie ein geplatzter Ballon, als die französische Revolution mit den Moden und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts brach, und die Republik griechische Kleiderformen, griechische Freiheit und griechischen Faltenfluß einführen wollte. Es gelang nur zum Theil, nur bei den Frauen. Das Kleid kam wieder in ruhigen Fall ohne alle künstliche Aufblähung, die Taille rückte hoch hinauf, die hohen Steckel der Schuhe wichen sandalenartiger Fußbekleidung, lichte, blasse, weiße Stoffe traten an die Stelle der bunten. Auch von diesen Moden, welche sich in der Zeit des Kaiserreiches vollendeten, zeigt die Ausstellung charakteristische Beispiele.

Inzwischen war die Männerkleidung einen anderen Weg gegangen. Aus der Zeit des Rococo sind eine Fülle jener kostbaren Frackröcke, Westen und Kniehosen vorhanden, welche an den Rändern, Taschen und Nähten mit zierlichster Blumenstickerei bekleidet sind, großentheils Pracht-Exemplare ersten Ranges vom Hofe Maria Theresia's, ausgezeichnet durch Geschmack, Effect und vollkommene Arbeit, meist einfarbiger oder gestreifter Sammet mit Seide, Glasstückchen und Flieder inmitten der Stickerei. Wie nun die Zeit ernster wird, und die Revolution auch mit dieser Pracht in's Gericht geht, so sieht man, wie die Farben sich ändern, trübe, schmutzig, wirkungslos werden, wie all die bunte Zierde abgelegt wird. Man kann das an den Beispielen der Ausstellung von Ludwig XIV. an, bis zu den lederbraunen, bouteillengrünen, chokoladefarbenen Röcken, mit den hohen Kragen im Nacken, mit denen das achtzehnte Jahrhundert schließt, recht gut verfolgen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Frackrock mit Weste aus der Zeit des Rococo.

Aus der Kostüm-Ausstellung

Rock und Justaucorps (Brocat mit Blumenstickerei) aus der Zeit um 1700.

im Oesterreichischen Museum zu Wien.

Wie aber, trotz der Umwälzung, welche die französische Revolution im Gange der Moden hervorgerufen hat, dennoch so Vieles von den Schöpfungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiet des Kostüms sitzen geblieben, das erkennt man an den Volkstrachten, von denen insbesondere diejenigen aus den Alpen, sowohl in vollständigen Kostümen, wie in Sammlungen von Hüten, Hauben, Jacken ꝛc., reiche Vertretung gefunden haben. Es ist nun wohl anerkannt, daß die sogenannten Volkstrachten erstarrte Moden sind, zumeist allerdings verschiedener Zeiten, und auch nicht ohne Veränderungen von oftmals bäuerisch-grotesker Art und zuweilen von seltener Geschmacklosigkeit. Das kann man nicht besser erkennen, als an einer ganzen Sammlung von Filzhüten, grünen, schwarzen und weißen, aus den Tiroler Thälern, welche trotz ihrer Verschiedenheit, trotz ihrer Abnormität doch alle in dem schlaffen Filzhute des dreißigjährigen Krieges ihre Ur- und Stammform besitzen. Es ist lustig anzusehen, was Alles Zeit und Ungeschmack daraus gemacht haben, welche Ungeheuer von Kopfbedeckungen daraus hervorgegangen sind. Und ähnlich ist es mit den baierischen und oberösterreichischen aus Gold- und Silberflitter und dergleichen Draht und Spitzen, die alle erst entstehen konnten, als die Metallspitze erfunden war. Diese Riegelhauben, Flügelhauben, Radhauben gehören durchgängig den bürgerlichen Frauen der Städte, während jene Filzhüte und ihres Gleichen von der ländlichen Bevölkerung getragen wurden, von Männern wie Frauen. Vieles davon ist heute verschwunden, aber wenn wir diese Meraner, Salzburger, Vorarlberger und Egerländer, wie sie auf unserer Ausstellung in ganzen, lebensgroßen Figuren dastehen, historisch durchmustern, so sehen wir, daß noch Vieles übrig geblieben, nur meist verkleinert, wenn nicht zierlicher, doch zahmer.

Weitaus reicher noch, als diese Volkstrachten,

Kostüm eines Croaten aus der Agramer Gegend.

sind die nationalen Kostüme vertreten, d. h. diejenigen, welche nicht besonderen Thälern, Städten, Orten oder Landschaften angehören, sondern besonderen Volksstämmen zukommen. Man kann an ihnen entlang eine kleine Reise durch die Welt machen. Ehe wir aber diesen Gang beginnen, — er soll nur kurz sein, — müssen wir noch einer ganz besonderen Zierde unserer Ausstellung gedenken, einer Anzahl von Kostümen, bei welchen das historische Interesse noch größer ist, als das nationale.

In der berühmten Schatzkammer des Fürsten Esterhazy, welche sich auf dem hochgelegenen, schwer zugänglichen Schlosse Forchtenstein bei Eisenstadt befindet, haben sich siebzehn Gewänder erhalten, von denen die meisten dem siebzehnten Jahrhundert angehören, eins aber, eine bereits erwähnte Schaube des Königs Matthias Corvinus, noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, ein anderes, von besonders schönem, gemustertem Goldstoffe, aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Unter den späteren befinden sich der Rock und der Mantel von gelbem Brocatstoff, welche Kaiser Leopold bei seiner ungarischen Königskrönung im Jahre 1655 trug, dann ein langer, kaftanartiger polnischer Rock von lachsfarbener Seide, mit welchem König Johann Sobieski nach der Niederlage der Türken 1687 in Wien einzog. Die übrigen alle waren Prachtgewänder der Fürsten Paul und Nicolaus Esterhazy, welche für Festlichkeiten bestimmt waren, oder Brautröcke ihrer Gemahlinnen, sämmtlich überaus reich in Gold und Silber überstickt, oder mit dergleichen Spitzen überzogen, oder mit schweren Ornamenten von Korallen und Perlen und mit Knöpfen und Schließen und Agraffen in feinster Schmelz- und Filigran-Arbeit verziert, somit alles Gegenstände von mannigfachstem und in ihrer Art von höchstem Interesse. Bisher fast unbekannt und streng behütet und wohlverwahrt und erhalten, hatte doch der Fürst Nicolaus die Liebenswürdigkeit, sie sämmtlich unserer Ausstellung zu leihen.

Den kurzen Gang, den wir durch die nationalen Trachten der Welt machen wollten, beginnen wir nunmehr mit China und Japan. Eine nicht große, aber kostbare Sammlung von Gewändern und ganzen Kostümen repräsentirt uns diese wunderlichen Völker auf's Beste. Da stehen sie vor uns, die Mandarinen, mit ihrer reichen Kleidung und all' dem eigenthümlichen Schmuck ihres Ranges! Leibhaftig sehen wir sie noch, diese japanischen Damen, in ihrer sonderbar geformten, um die Füße wallenden Kleidung, welche sie heute so gern ablegen, um sie mit europäischer Mode zu vertauschen! Welche helle Farbenpracht! Und doch, welche Harmonie bei allem Reichthum und aller Kühnheit der coloristischen Zusammenstellungen! Welche Geschicklichkeit in der Technik, welche schönen, reizenden Effecte, und doch, welche Bizarrerie! Merkwürdige Völkerschaften, so voll ererbten Schönheitssinnes nach der einen Seite und nach der anderen wieder so viel Mißgestalt und Häßlichkeit!

Bevor wir uns von China weiter begeben nach Indien, nicht über den Himalaja, wohl aber die Treppe hinauf in den ersten Stock, statten wir einen Besuch bei den Malayen auf den Sunda-Inseln ab. Auch diese Völkerschaften sind nicht vergessen, so wenig wie Indianer, Neger und andere Rassen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und Völker der Inseln des Oceans, desgleichen Amerika's, Afrika's und Australien's. Sie bilden eine eigene Abtheilung mit zahlreichen Gegenständen, welche dem überaus reichen Depot des naturhistorischen Hof-Museums in Wien leihweise entnommen wurden. Sie bieten den Vortheil, außer dem ethnographischen und kostümlichen Interesse, daß sie noch nie zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt waren, daher auch den Bewohnern Wien's völlig neu sind.

Die Völker Indien's, Hoch-Asien's, Persien's ꝛc. bis herwärts zur Straße der Dardanellen, lernen wir auf einem Wege um die oberen Arkaden kennen. Wir beginnen rechts mit den durchsichtigen, goldgewebten oder goldgestickten Kostümen indischer Frauen, denen Männertrachten folgen von Seide, reich bestickt mit Seide, Gold und dazwischen, mitten in der blumigen Stickerei, verziert mit eingesetzten kleinen Scheiben von Spiegelglas. Weiterhin, den großen Sammlungen des Hofburg-Theaters entnommen (selbstverständlich Originale, nicht Theater-Kostüme), betrachten wir uns die bunten Gewänder der Bewohner von Bochara und Samarkand, ein Gemisch nach ihrer Art von indischer Ornamentik und jener der Steppenbewohner, nicht ohne Anklang an altarabisch-mohammedanische Muster. Ein paar vornehme Perser-Kostüme fesseln unseren Blick durch ihre reiche Verzierung, während die Tscherkessen in ihren weißen Röcken und weißen Pelzhauben die einfache, aber vornehme Noblesse vertreten. Die Bewohner Syrien's, Palästina's, die Beduinen finden ihre Vertretung in einer anderen Gruppe, alle gemeinsam gekennzeichnet durch die Ornament-Motive des arabischen Burnus'. Mit einem türkischen Kostüm aus Smyrna schließt diese asiatische Abtheilung.

Es folgt sodann Afrika, nicht das Land der Negerstämme, sondern der mohammedanische Norden, Aegypten, Tunis, Marokko. Es sind merkwürdige Figuren darunter, ein tunesischer Bauer mit schwerem Mantel und einem Strohhute von Riesengröße, dem gewaltigsten auf der ganzen Ausstellung, sodann ein seltenes marokkanisches Kostüm, dasselbe, welches der berühmte Afrika-Reisende Oscar Lenz auf seiner Fahrt und bei seinem Einzuge in Timbuktu trug.

So empfängt denjenigen, der das Museum betritt, um diese eigenthümliche Ausstellung zu sehen, ein überaus schöner und reizvoller Anblick, der das Auge gefangen nimmt und gleichzeitig so viel geistige Interessen bietet, daß er nicht ohne tief gehende Nachwirkung bleibt.

Nachdruck verboten.

Herbst-Sonnenschein.

Skizze von Celeste von Hippel.

Sie saß am offenen Fenster des dritten Stockwerkes eines Hinterhauses der Lützowstraße in Berlin. Ein goldener Octobersonnenstrahl zauberte unten auf den engen, feuchten Hof ein Streifchen Licht und Wärme. Wie Spatzen zusammengedrängt, hockten auf diesem hellen Fleckchen die kleinen Kinder aus der dumpfen Kellerwohnung und reckten, lichtdürstenden Sonnenblumen gleich, die elenden, bleichen Gesichtchen nach dem blauen Himmel. Sie dort oben am Fenster sah davon nichts; was war der einsame Sonnenstrahl im Vergleich zu der Fluth von Sonne, die sie noch vor Kurzem in reichster Fülle umwogt!

In Berchtesgaden war's gewesen, — der blaue See hatte gefunkelt und geblitzt wie schimmernder Edelstein, die Felsen an seinen Ufern hatten geleuchtet vom lichten Grau bis zum tiefsten, gesättigten Violett, die Matten dem vor Entzücken trunkenen Auge sanften Ruhepunkt geboten, und der hohe Watzmann mit dem ewigen Schnee hatte ernst emporgedeutet zum lachenden Himmelsblau. Das war begeisternd gewesen; ein Hochgenuß für das suchende Maleraug, eine reiche Ausbeute für die schaffende Künstlerhand. Aber noch Schöneres, Herrlicheres hatte die Septembersonne beleuchtet! Die Sennerin jodelte:

„Und der Mensch braucht' a Herze,
Dem er sa's kann vertrau'n!"

Das hatte wiedergehallt in der Brust derer, die da oben am Fenster träumend saß. Sie, die Fünfunddreißigjährige, kühl Empfindende, hatte sich von Herbstsonne und Liebeszauber umspinnen lassen, wie ein liebeglühendes Kind von achtzehn Sommern. Er war Maler; die Kunst hatte sie zusammen geführt. Sie trafen sich ganz zufällig in romantisch grotesker Klamm, sie fühlten gemeinsam ihre Kleinheit solch überwältigender Gottesschöpfung gegenüber. Dennoch versuchten sie, das Wunder zu fixiren mit Pinsel und Farbe; sie malten täglich in der einsamen Klamm, wo tief unten die Wasser brodelten und brausten und mit lautem Rauschen das leise Menschenwort übertönten. Er war ein stattlicher Sohn des Nordens, des meerumspülten Skandinaviens, ein Bild reifer Manneskraft, selbstbewußter Festigkeit. Nur so einer konnte ihr, der in sich Fertigen, imponiren; ihr, die sich die langen, langen Jugendjahre herb in sich abgeschlossen und mit männlichem Geiste ihren beschwerlichen Weg durch's Leben gebahnt. Selbständigkeit, das war von jeher ihr Ringen gewesen, Unabhängigkeit von den jämmerlich kleinen Menschen! — Der Schwede mit dem röthlichen Vollbart und den zwingenden, stahlblauen

Quintett. Von S. Glücklich. — Siehe Seite 55.

Photographie-Verlag von J. Löwy in Wien.

Augen, aus denen ein energischer, fester Charakter sprach, war der erste, der sie verstanden hatte; der stand hoch, hoch über ihr, jauchzend gestand sich's ihr reines, unberührtes Herz. Und er? Er hatte sie gesucht Tag für Tag, seine kühle, ablehnende Zurückhaltung wandelte sich in ihrer Nähe zu warmer, vertraulicher Herzlichkeit. Er nahm das lebhafteste Interesse an ihren Schöpfungen, die das Gepräge ihrer innersten Herzensstimmung trugen, — märchenhaften, verklärenden Herbstsonnenschein! Nie hatte sie solche Gespräche geführt, wie mit dem genial schaffenden Meister; die Welt mit ihren Mißklängen, mit ihrem kleinlichen Getriebe lag tief, tief unter ihnen; sie schöpften aus dem Born ewig sich erneuernder Naturschönheit, aus allem Guten, Großen. So hatte sie sich das Ideal des Lebens gedacht. Und beim Abschied? Da hatte er ihre Hand in der seinen gehalten und mit bewegter Stimme gebeten: „Und wenn ich nun schreibe, dann antworten Sie mir bald, recht bald!" Jetzt war auch er daheim in der nordischen Küstenstadt am zerklüfteten, malerischen Fjord, jetzt gedachte er vielleicht ihrer, jetzt schrieb er vielleicht das beseligende, erlösende Wort!

„Klotilde," ertönte da die besorgte Stimme der Mutter, „Klotilde, Du wirst Dich erkälten am offenen Fenster, — die Herbstluft ist so kühl!"

„Mama," fuhr die aus ihren Träumen jäh aufgeweckte Malerin auf, „ich bin wirklich alt und verständig genug, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbst beurteilen zu können. Wenn Du mich nur mit Deiner übertriebenen Aengstlichkeit verschonen wolltest!"

Die Mutter zog fröstelnd das Tuch enger um die zarten Schultern und blickte schmerzlich auf die kluge, selbständige Tochter. Es ist wahr, tadellos war das Mädchen in ihrer Begabung, ihren Leistungen; aber anschmiegender, spendender Liebe hatte sie nie bedurft, die hatte sie nie gezeigt. Und wie sehnte sich die alte, einsame Frau danach. Sie hatte es längst nicht mehr gewagt, ihre eigene warme Liebe kund zu thun, aus Angst, jenem erstaunten, abweisenden Blicke zu begegnen, der ihr wie ein scharfer Messerschnitt das müde Herz verwundete.

Klotilde schloß mißmuthig das Fenster und trat in die dunkle Stube. Es war so schön in jenen lichten Gedanken-Regionen gewesen; warum mußte die eigene Mutter sie wieder in die nüchterne Alltäglichkeit herabziehen? Schon gestern, als sie in einer vertraulichen Dämmerstunde ihr übervolles Herz der Mutter ausgeschüttet und von dem gesprochen, was sie erlebt, und, sich selbst verrathend, angedeutet, was sie von künftigen Tagen ersehnte, — da hatte Jene die keimende Zukunftsblüthe mit dem Mißtrauen des Alters angehaucht und warnend geredet: „Hat er's auch wirklich so gemeint, wie Du Dir's deutest? War's am Ende nicht nur Dein Geist, Deine Kunst, die ihn fesselten?"

Sie, die Scharfblickende, Gereifte sollte sich wie ein unmündiger Backfisch etwas einbilden, sollte sich täuschen, — unmöglich!

Frühmorgens, an einem der nächsten Tage, kam ein Brief aus Schweden, der liebe, ersehnte Brief! Zitternd vor innerer, jubelnder Erregung, erröthend, hastig, öffnete Klotilde das bedeutsame Kleinod. — Leichenblaß, einer Ohnmacht nahe, ließ sie den Brief, nachdem sie ihn gelesen, in ihren Schoß fallen.

„Was ist?" fragte die zum Tode erschrockene Mutter.

„Nichts, Mama," erwiderte fast feindselig Klotilde, „eine unangenehme Nachricht, es geht vorüber!" Müde stand sie auf; müde, als ob Blei in ihren Gliedern läge, ging sie nach dem Atelier, das eine Viertelstunde entfernt von ihrer Wohnung lag. Das Malen gelang heute nicht, ein Schleier lag vor ihren Augen. Dumpf vor sich hinbrütend, saß sie den ganzen Morgen da und starrte auf die unseligen, grausamen Zeilen! O Gott, die Mutter, sie hatte recht gehabt; die Kunst, ihr großer, hochstrebender Geist hatten ihn gefesselt, nicht sie selbst, nicht ihr übervolles, liebeglühendes Herz! Er dankte ihr für Alles, was sie ihm gewesen in schwerer Zeit, daß sie ihm dieselbe zu einer unvergeßlich genußreichen gemacht, daß sie ihn emporgehoben durch ihre ideale Lebensanschauung! Er war heimlich verlobt, unüberwindlich schien die Abneigung der Eltern seiner Braut gegen eine Künstlerheirath, — da hatten seine sonnendurchglühten Skizzen einen wunderbar mächtigen Eindruck auf die Widerstrebenden gemacht; er hatte wider Erwarten die langersehnte Berufung als Professor an die Akademie in Stockholm erhalten, und die heißgeliebte Braut war sein! „Dank, tausend Dank," schloß er, „meine theure Freundin, ohne Sie hätte ich nicht so malen können!"

Mechanisch las Klotilde immer wieder auf's Neue seine Worte. Ja, er war glücklich, er konnte das Sonnenleben weiter leben in hehrem, ungetrübtem Glanze, — und sie? So namenlos unglücklich war wohl noch nie ein Mensch gewesen! O, wie lechzte ihr Herz nach einem Tröpfchen beseligender, sonniger Liebe. Nur einmal glücklich sein, einen einzigen Tag; nur einmal ihre Arme schlingen, fest, unlösbar, um ein Wesen, das sie ihr eigen, ganz ihr eigen nennen durfte, dem sie sich hingeben konnte, wie ein demüthiges, vertrauendes Kind. Aber nein. Sie mußte immer geben, sie mußte Allen rathen. Sie war die Unfehlbare, die von allen Menschen ausgenutzt und dann mit huldvollem Kopfnicken freundlich entlassen wurde. Also auch ihm war sie die Spendende, Helfende gewesen, natürlich! Daß auch sie ein Herz habe, ein fühlendes, sehnendes Mädchenherz, dem er Alles gewesen, Sonne, Licht und Leben, daran hatte er in seinem blinden Egoismus nicht gedacht. Nur mit sich selbst, nur mit seinem Glücke war er beschäftigt gewesen, und sie hatte wie ein thörichtes Kind an seine Liebe zu ihr geglaubt, hatte geträumt von „großem, künftigem Glück!" O, es war unerträglich, verzweiflungsvoll. Sie schlug die Hände vor die Stirn, sie preßte den Kopf an die Wand, bis sie vor Schmerz laut aufschrie. Warum, o warum mußte sie leben! Wie im Traum ging sie nach Hause, wie im Traum durchlebte sie die nächsten Tage. Sie war gar nicht mehr sie selbst, sie war ein fremdes, kaltes Etwas, das sich automatenhaft durch die Anforderungen des Lebens hindurch haspelte.

Die alte Mutter verzehrte sich vor Angst und Sorge; sie lag auf den Knieen in heißem Flehen zu Gott für ihr Kind, sie harrte von Tag zu Tag auf Besserung, sie umgab geduldig und still täglich auf's Neue die Leidende mit zartfühlender Pflege und Sorgfalt! — Eines Tages ging Klotilde früher als sonst vom Atelier zurück; das Geschwätz ihrer Schülerinnen war ihr unerträglich, ihr Kopf brannte, der Schleier vor ihren Augen war dichter als je. Gesenkten Hauptes wandelte sie am Kanal entlang, in sich versunken, grübelnd über ihr namenloses Elend. Da sagte eine leise Stimme:

„Ach, liebes Fräulein, bitte, helfen Sie mir." Dämmernd blickte Klotilde auf. Ein blasses junges Mädchen saß auf der Bank unter dem herbstlich bunten Blätterdache des Ahorns am Ufer des Kanals. Sie streckte Klotilden hülfeflehend die Arme entgegen.

„Womit kann ich Ihnen helfen," sagte diese müde.

„Ach, ein unnützer Junge hat mir die Krücke von der Banklehne fortgenommen und in's Wasser geworfen; sie schwimmt wohl schon am Zoologischen Garten, und ich sitze hier fest! Bitte, bitte, führen Sie mich nach Hause, 's ist nicht weit."

Klotilde trat herzu. Die zarte Gestalt hing sich an sie.

„Ach, wie gut thut's, sich auf so starken Menschenarm zu stützen und nicht auf das alte trockene Holz. Der liebe Gott hat Sie gerade zur rechten Zeit geschickt, all' die Anderen rannten so schnell, als ob sie Eile hätten, da mocht' ich nicht bitten. Halt," sagte sie, sich bückend, „noch ein paar Blätter von meinem Ahorn als Abschiedsgruß, die bring' ich meinem Mütterchen; kann's wohl was Schön'res geben, als die purpur und goldig glühende Herbstpracht?"

Düster schaute Klotilde vor sich nieder.

„Warum sitzen Sie denn hier draußen so allein?" fragte sie die mühsam an ihrem Arm vorwärts Hinkende.

„Meine Mutter giebt seit Vaters Tode Unterricht an der Kunstgewerbeschule, da ist's denn gar dumpf und einsam in der dunklen Hinterstube für mich. Schickt nun der liebe Gott warmes Wetter oder gar hellen Sonnenschein, dann hink' ich mit meinem Strickzeug hierher, hier giebt's Menschen die Hülle und Fülle."

„Sind Sie schon lange lahm?"

„Seit meinem zwölften Jahr; mein Bruder stieß mich die Treppe hinab, da brach ich den Hüftknochen."

„Wie schrecklich! Sie müssen sehr unglücklich sein!"

„Nicht doch, ich hab' ja noch mein Mütterchen, wie kann man da unglücklich sein! Zuerst freilich hab' ich manchmal recht bitterlich geweint, wenn ich die anderen Kinder so fröhlich umherlaufen sah und selbst so arge Schmerzen hatt'! Aber nach und nach gewöhnt' ich mich d'ran. Mütterchen sagte immer: 's Leiden hat auch sein Gutes! 's geschieht nichts von ungefähr, der liebe Gott hat's gut mit dir im Sinn, paß nur recht auf, was er dir Alles schenkt, und was er von dir haben will, da wirst du gar viel Schönes lernen und erfahren. So paßte ich denn auf, und richtig, das erste Gute von meiner Lahmheit war, daß mein Bruder, der ein wüster, jähzorniger Bursche gewesen, seit dem Unglück wie umgewandelt wurde, still und fleißig; jetzt ist er ein tüchtiger, ordentlicher Mensch. Sie können nicht glauben, wie glückselig ich damals war, als ich die gute Folge meines Unfalls sah; die Rettung eines lieben Menschen von bösen Wegen wiegt schon das bischen Leiden auf! Dann lernte ich gut handarbeiten; die Kinder all' aus dem großen Häuserviereck, wo wir wohnen, machten ihre Weihnachtsarbeiten bei mir, und für Puppenkleider," schloß sie heiter lachend, „bin ich weit und breit berühmt!"

Klotilde hörte athemlos zu, eine Welt der Liebe, der Genügsamkeit that sich ihr auf, die ihr auf ihrer stolzen, einsamen Höhe verhüllt gewesen!

„Ich kann," fuhr die Lahme fort, „gar nicht dankbar genug sein, wie gut mir's immer ergangen! Wenn ich unter meinem Ahorn sitze und die Vorüberschreitenden anschaue, dann wundere ich mich oft, wie wenig vergnügte Gesichter man sieht. Der eine blickt bitterbös d'rein, der Andere, als ob er sich zum Sterben langweile. Dort geht eine mit rothgeweinten Augen, hier eine geputzt, mit frechem, gottlosem Gesicht. Der rennt, daß ihm der Schweiß von der Stirn tropft, jener schleicht kummervoll einher, als ob er nicht mehr weiter könnte. Und keiner schaut auf den Andern und nach dem blauen Himmel und auf die schönen Bäume. Da hab' ich's doch besser, ich sitze so bequem wie eine Prinzessin unter meinem Thronhimmel und lasse die bunte Welt vorüber marschiren; die Vögel kommen zutraulich zu mir heran, ich hab' meine Freude an jedem Sonnenstrahl, und manch eine hat sich auch schon zu mir gesetzt, hat mir ihr Leid anvertraut und ist dann zufriedener weiter gegangen. Das dank' ich wieder meiner Lahmheit!"

Sie waren zu Hause angelangt. Erschöpft sank das Mädchen in den Lehnstuhl.

„Nun ist's für dieses Jahr mit der Sommerfrische aus!"

„Warum denn?"

„Meine Krücke ist ja fort!"

„Aber kaufen Sie sich doch eine neue!"

„Oh, die ist gar kostspielig; was Mutter und ich verdienen, und was mein Bruder schickt, reicht grade für's tägliche Brod. Aber passen Sie auf, der liebe Gott wird mir schon wieder zu einer neuen verhelfen, wenn's an der Zeit ist. Warten hab' ich gelernt!"

Klotilde umarmte bewegt die Kleine und verließ hastig die Stube. In ihrem Innern wogten nie gekannte weiche Regungen. Ahnend verstand sie das ihr sonst unbegreifliche Psalmwort: „Ich danke Dir, daß Du mich demüthigest und hilfst mir." Sie setzte sich unter den Ahornbaum, der Schleier vor ihren Augen löste sich. Thränen tropften leise in ihren Schoß, lautlos im klaren Herbstsonnenschein regneten die goldenen Blätter auf sie herab. Da tippte ein kleiner Junge sie an.

„Du, hier ist ein Groschen aus meiner Sparbüchse, kauf' dem lahmen Mädchen eine neue Krücke dafür!"

„Danke, danke mein Kind; wie hieß denn der unartige Junge, der sie ihr nahm?"

„'s war der Sohn vom reichen Holzhändler Fritsch."

Ach, der wohnte ja bei ihnen im Vorderhause! Mit schnellem Entschluß erhob sich Klotilde, das Traumleben war abgeschüttelt, ein neues, wirkliches, mit dem Blick in sich und um sich sollte beginnen; das lahme Mädchen ward ihre Lehrmeisterin, viel, viel war im Herbst ihres Lebens nachzuholen, damit er zum klaren, leuchtenden Sonnenschein werde! — Sie ging zum Holzhändler; er war mit Freuden bereit, den Schaden zu ersetzen, er that noch mehr, er nahm das lahme Mädchen und ihre Mutter in's Haus, daß sie dem mutterlosen, wilden Sohn getreue Hüterinnen wurden! — Klotilde eilte heim. Gottlob, sie hatte noch ein Heim, ein Mutterherz! Die Mutter kam ihr entgegen, ein Strahl des Herbst-Sonnenscheines fiel schräg auf ihr liebes, vergrämtes Gesicht. Mein Gott, wie abgehärmt, wie leidend sah sie aus.

„Mutter!" Liebeüberströmend, hülfesuchend löste sich dieses eine, alles in sich schließende Wort von Klotildens Lippen, als sie ihren Kopf an der treuen Brust barg.

„Mein heißgeliebtes Kind!" tönte es leise zurück.

Mutter und Tochter hatten sich gefunden! Von jenem sonnigen Herbst an begann ein Liebesleben für Klotilde, das Wintersturm und Unglücksnacht siegreich überwand; denn es verlangte nichts für sich, es wurzelte im fröhlichen, demüthigen Schaffen, im Beglücken und Bereichern Anderer!

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Zur literarischen Bewegung in Italien.

Von Siegfried Samosch.

Als ich vor einigen Jahren an einem Winterabende mit meinem langjährigen Freunde, dem hervorragenden italienischen Novellen Dichter Salvatore Farina durch die nebelerfüllten Straßen Berlins wandelte, war ich einigermaßen erfreut, aus seinem eigenen Munde zu hören, daß es ihm auch in der rauhen, unfreundlichen Jahreszeit recht gut in Berlin gefalle. Und als ich ihm weiterhin mein Befremden darüber aussprach, ließ er den Unterschied zwischen den klimatischen Verhältnissen Norddeutschlands und seiner italienischen Heimath in vollem Maße gelten. Was ihm bei uns so wohl gefiel, war das eindringende Verständniß, das gerade in der deutschen Reichshauptstadt Freunde der italienischen Literatur seinen Schriften entgegenbrachten. Diesen Freunden und den noch zahlreicheren Freundinnen wollte er in einer öffentlichen Vorlesung sein damals noch nicht als Buch erschienenes Werk „Don Chisciottino", — inzwischen hat er vor einigen Wochen in Berlin auch einen Theil seiner jüngsten Erzählung: „Più forte dell' amore?" vorgelesen, — zum Theil wenigstens vortragen. Eine stattliche Zuhörerschaft lauschte denn auch im Berliner Architekten-Hause den seltsamen Abenteuern Don Chisciottino's, der zwar nicht von dem Ritter von der traurigen Gestalt, der unsterblichen Schöpfung des Cervantes, unmittelbar abstammt, dafür aber manchen Zug aufweist, der uns selbst eigenthümlich ist, sodaß wir unwillkürlich an Giuseppe Giusti's Satire erinnert werden, in der er dem Freunde Girolamo Tommasi berichtet, wie seine Gedichte entstanden sind:

„Versteinert stand ich; den Familienzug
In meinem Antlitz wünscht' ich zu verstecken,
Bis dann hervor aus Schmerz und Zorn und Schrecken
Ein Lachen schlug!"

Wie alle echten Humoristen führt auch Salvatore Farina die Thräne im Wappen. Daher weht uns aus den Abenteuern und Erlebnissen Don Chisciottino's ein Hauch der Schwermuth, der Wehmuth über ein verlorenes oder nie genossenes Jugendglück entgegen, der dem Buche einen besonderen Reiz verleiht. Von dem Werke selbst liegt in der von Julius Rodenberg herausgegebenen „Deutschen Rundschau" bereits eine vortreffliche Uebersetzung vor, in der wir zu unserem Bedauern nur die charakteristische Einleitung vermissen. „Freundlicher Leser," lautet dieselbe, „dem ich seit so vielen Jahren mit lauter Stimme erzählen will, was die Seele mir insgeheim zuflüstert, freundlicher Leser, wenn du nicht der Eine bist, den ich mir denke, dann wirst du von diesem Buche nichts verstehen. Du bist auf der Straße, und zwar nicht blos einmal, dem Helden meiner Erzählung begegnet, aber du hast gar nicht darauf geachtet. Vielleicht ist auch in dir, gemäß den Behauptungen der modernen Wissenschaft, in einem Winkel des Gehirns ein Embryo, der dazu bestimmt ist, in Zukunft einmal Helm und Küraß von Papiermaché zu tragen. Aber fürchte dich nicht, denn dies zu beurtheilen liegt den Nachkommen ob, während du die Freiheit bewahrst, eine Person nicht zu verstehen, von der ich kaum die Gesichtszüge entworfen habe, indem ich jene, nur wenig mit Pappe bekleidet und mit Gerechtigkeitsgefühl ausgestattet, ausschwärmen ließ. Von den Trödlern der heutigen Literatur wirst du besser bedient, als ich es mir gestatten darf; die Personen, denen du auf den Seiten deiner geliebten Bücher begegnest, haben bestimmte, so originelle Facetten, daß man sie nicht einmal zu einem Ganzen zusammenfügen kann; dagegen sind sie vollständig bekleidet und wohnen in Zimmern, die mit Möbeln und Thorheiten ausgefüllt sind. Bei diesen Personen findest du deine Rechnung; du kannst deine Seele in eitel Dunst oder in Gähnen aufgehen lassen, auch verlierst du nichts dabei; denn du kehrst mit der früheren Gemüthsruhe zu dir selbst zurück, wie außergewöhnlich auch die Neurose sein mag, welche die menschlichen Documente deiner Lieblings-Schriftsteller mit Trauer erfüllt. Mein Don Chisciottino ist dagegen einfach ein guter Junge; er ist vor einiger Zeit in meinem Herzen entstanden und immer dort geblieben; auch jetzt, wo ich ihn in die Welt hinausschicke, bin ich gewiß, daß er eines Tages wiederkehren wird. Er ist aber nicht blos in meinem Herzen entstanden und lebt daselbst, sondern auch im Herzen Vieler, die es heute noch gar nicht wissen. Don Chisciottino wird diesen, — es sind nur wenige, — lebendiger erscheinen, als alle die geräuschvollen Personen des heutigen Romans. Dir nicht, freundlicher Leser, weil du stets nur ein geringes Verständniß bekundet hast und diesmal gar nicht verstehen wirst . . ."

Diese Einleitung verdient, ihrem vollen Wortlaute nach mitgetheilt zu werden, weil sie gewissermaßen das künstlerische Glaubensbekenntniß Salvatore Farina's enthält, der nicht mit dem Verstande ausgeklügelte Figuren in seinen Erzählungen vorführt, auch nicht mit den documents humains der naturalistischen Schule in Frankreich Götzendienst treibt, sondern aus seinem innersten Herzen schöpft. So erklärt sich die Fülle von Gemüth, die sich in allen Büchern Farina's findet und ihn als einen Geistesgenossen Dickens' erscheinen läßt, mit dem er auf literarischem Gebiete eine unleugbare Verwandtschaft zeigt. Köstlich ist die harmlose Ironie, mit der er sich an den freundlichen Leser wendet, dem er in Wahrheit ein weit größeres Verständniß seiner Eigenart zutraut, als er in der Einleitung zugiebt. Ein Meister der Selbst-Ironie, von der Don Chisciottino vom Anfange bis zum Ende vollgültiges Zeugniß ablegt, vermag Salvatore Farina den Leser um so sicherer zu fesseln, als er ihm in seiner zielbewußten Satire Abneigung gegen seine Kunstübung und Vorliebe für die moderne naturalistische Richtung mit ihrer sich in das Nebensächlichste, in das Unbedeutendste verirrenden Kleinmalerei zuschreibt. Wir lernen in jenen naturalistischen Schilderungen bis auf's geringfügigste Détail die Einrichtung der Zimmer kennen, in denen die verschiedenen Figuren sich hin und her bewegen; wirkliche Menschen von Fleisch und Blut finden wir aber nur selten in den documents humains, die mit den kerngesunden Realismus wiederspiegelnden lebenswahren Darstellungen eines Balzac oder Alphonse Daudet nicht verwechselt werden dürfen.

Wie sein großer Ahn, der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha, führt auch der kleine Don Quijote, Don Chisciottino, einen unablässigen Kampf gegen Windmühlen, sodaß Salvatore Farina seinen Helden mit Recht apostrophirt: „Gieb Acht, habe ich dir gesagt; du hattest immer die fixe Idee, mit Windmühlen zu kämpfen, die dir das menschliche Gefühl zu beleidigen schienen. Gepanzert mit guten Entschlüssen und heiligen Grundsätzen, hast du in einen Helm von Pappe alle die Grillen gesperrt, die rings um dich her gezirpt, die Schmetterlinge, die, dicht an dir vorüberflatternd, dein Dasein bunt, vielleicht fröhlich gemacht haben würden. Du hast vorgezogen, melancholisch für Ideale zu kämpfen, die dich nie befriedigt haben, weil sie . . . Ideale waren."

Man würde jedoch bei der Annahme fehlgehen, daß Don Chisciottino nur für Ideale kämpft; vielmehr macht er auch wiederholte Versuche, die Rolle des Don Juan zu spielen, nur daß er absolut keine Begabung für die Durchführung einer solchen Rolle besitzt. Sein Schicksal erscheint uns mehr rührend, als tragisch, wenn wir sehen, daß er die Freunde verliert, weil er eine zu hohe Auffassung von der Freundschaft hegt, daß er auf Liebesglück verzichtet, weil sein Ideal der Liebe sich nicht im Geringsten mit der in Italien landläufigen Meinung deckt, daß er endlich, von einem auf die Spitze getriebenen Gerechtigkeitsgefühle geleitet, aus Mitleid eine Unglückliche heirathet. Es ist ein feiner, künstlerischer Zug Salvatore Farina's, daß er seinen Helden auch mit seinem Feldzugsplane, den Cicisbeo bei verheiratheten Frauen zu spielen, kläglich scheitern läßt. Im Hinblick auf den vortrefflichen Charakter Don Chisciottino's sehen wir dessen Fiasco voraus, wenn er durchaus gewillt ist, ein Bösewicht zu werden, und mit seiner vermeintlichen Frivolität zu renommiren.

Wie sehr aber auch Don Chisciottino, ein fanfaron de vice, mit seiner eingebildeten Lasterhaftigkeit, seiner Frivolität prahlen mag, wissen wir doch von Anfang an, daß Alles sich schließlich in Heiterkeit auflösen wird; weder die schöne Signora Iphisse, noch die liebreizende Signora Ipsilonne wird im Sturme er-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

obert. Don Chisciottino entfacht an jenem denkwürdigen Abende allerdings die Gluth, aber nur diejenige des Kaminfeuers, wozu ihn Signora Zphisse, die ihn unausstehlich findet, auffordert.

Die Ironie, mit der unser Held in seiner Rolle als Don Juan verspottet wird, steht in wohlthuendem Gegensatze zu dem Wohlbehagen, mit dem insbesondere französische Schriftsteller ähnliche Situationen ausmalen. Ohne auch nur im Geringsten den pharisäischen Moralisten zu spielen, ohne in abgeschmackte Pruderie zu verfallen, vertheidigt Salvatore Farina die echte Sittlichkeit, indem er seinen sarkastischen Spott, seine scharf zugespitzten Epigramme gegen jene berufsmäßigen Herzensbrecher richtet, als deren Typus in der Erzählung der gewissenlose Neffe Don Chisciottino's, Guglielmo, dargestellt wird. Mit dem Ausgange der Erzählung, — Don Chisciottino opfert sich für seinen leichtsinnigen Neffen, — können wir uns allerdings nicht befreunden; der Edelmuth des Helden erscheint hier auf die Spitze getrieben, sodaß der ganze Charakter an innerer Wahrheit verliert.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Die Politiker. Von Martin Wilberg. Siehe die Abbildung, Seite 49. — „Seien Sie vernünftig, Wladimir Wladimirowitsch," sagt der Hausherr, und sein ernstes, vom Leiden in der Verbannung getrübtes Auge ruht fast mitleidig auf dem jungen Studenten mit dem interessanten Raskolnikow-Kopf; „mit Ihren revolutionären Ideen werden Sie immer nur den fanatischeren Theil des Pöbels, nie aber das wahre Volk gewinnen! Das Volk dürstet nach Freiheit, doch nicht nach Blut . . ." „Aber wenn die Freiheit nur durch Blut erkauft werden kann?!" braust der Student auf . . . „Dann werden wir ein Schreckens-Regiment, aber keine Herrschaft des Friedens zu erwarten haben," giebt die milde Stimme des Hausherrn zurück . . . Der Dritte im Bunde spricht wenig. Er bläst die Rauchwolken seiner Havanna in luftigen Guirlanden vor sich hin, und ein satirisches Lächeln spielt um seinen schnurrbärtigen Mund. Und er denkt dabei: ‚Freiheit, du arme mißhandelte Gottheit, wie bist du doch zum Götzen der Einfältigen geworden! Alles, was elend ist, betet dich an, aber gewährst du nicht, was man von dir erhofft, dann stürzt man dich vom Altare und zerrt dich hinab in Blut und Schmutz! . . .' Und laut sagt er, während seine Hand über den welligen Vollbart streicht: „Ein garstig' Lied! Pfui, — ein politisch' Lied! . . ."

Quintett. Von S. Glücklich. Siehe die Abbildung, Seite 53. — Die Rösel singt vor: „Nun aber aufgepaßt! ‚Hinter'm Ofen, hinter'm Ofen liegt ein großer Ranzen!' . . ." Die Franzel und die Bärbel singen ganz richtig mit, aber der Fritz ist durchaus unmusikalisch. Er kann den Ton nicht finden! Die Dissonanzen mehren sich, da nun auch Paulchen, der Jüngste, auf die Truhe klettert. Rösel wird ungeduldig. „. . . ‚liegt ein großer Ra-an-zen!'" wiederholt sie singend. Vergebens. — es wird nichts aus dem ländlichen Canon: Paulchen und Fritz sind keine Talente, wie Rösel, Franzel und Bärbel. Rösel ärgert sich. „Ihr seid dumme Jungen," meint sie in erwachendem Zorne; „Brombeeren essen und mit Haselnüssen schmeißen, das könnt Ihr, aber singen nicht!" —

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Eis im Hause. — „Mein Mann hat mir zu meinem Geburtstage einen Eisschrank versprochen," erzählte mir kürzlich die Frau eines Freundes.

„Dazu kann ich nur meinen vollen Beifall äußern: denn wenigstens in unseren größeren Städten, in denen jetzt der Bezug von Roheis so billig ist, sollte ein Eisschrank in keiner besseren Haushaltung fehlen," gab ich zur Antwort.

„Aber was für ein System rathen Sie mir zu wählen?"

„Ich möchte mich nicht für eine bestimmte Fabrik aussprechen, sondern Ihnen lieber empfehlen, in eines unserer größeren Haushaltungsgeschäfte zu gehen und eine der dort auf Lager gehaltenen neuesten Constructionen, die Ihnen nach Größe und Preis passend erscheint, zu wählen. Sie werden einen für Ihre Zwecke geeigneten Schrank schon für etwa fünfzig Mark bekommen und darin dann das Zweckmäßigste besitzen, was unsere Industrie auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, wobei ich jedoch nicht verhehlen will, daß die im Handel befindlichen Eisschränke den theoretisch zu stellenden Anforderungen noch keineswegs in allen Punkten entsprechen."

Da einige Bemerkungen hierüber auch unseren geschätzten Leserinnen von Interesse sein dürften, so mögen sie hier folgen.

Unsere Eisschränke sind bekanntlich durchaus doppelwandige, mit Zink ausgeschlagene Behälter, bei denen der Raum zwischen den Doppelwänden mit schlechten Wärmeleitern ausgefüllt wird. Meist bestehen sie aus einem Behälter für das Eis und einem Aufbewahrungsraume für Speisen und Getränke. Der Hauptsache nach kann man zwei Systeme unterscheiden, nämlich Eisschränke mit seitlich angebrachten Thüren und solche mit horizontal schließendem Deckel, sogenannte Eistiften. Letztere verbrauchen weniger Eis, da sich in ihnen bei geöffnetem Deckel die schwere und deswegen auf dem Boden lagernde kälteste Luft besser hält, als wenn die Oeffnung sich an der Seite befindet. Dagegen sind die Eisschränke mit Seitenthüren allerdings bequemer zugänglich und deshalb beliebter. Ein großer Fehler mancher Systeme ist, daß nicht für genügende Ventilation gesorgt ist, wodurch der Schrank bald einen „muffigen" Geruch bekommt und diesen auch den darin aufbewahrten Speisen mittheilt. Manche Schränke haben zur Abführung der Gase zwei kleine Ventilator-Rädchen. W. Hempel aber hat neuerdings vorgeschlagen, in den Eisschränken oben und unten große Luftlöcher anzubringen, während der eigentliche Eisbehälter sich in der Mitte des Schrankes befinden soll, und zwar luftdicht von dem übrigen Raume abgesperrt. Durch die Berührung mit diesem Eisbehälter abgekühlt, sinkt dann die innere Luft nach unten und sucht durch die unteren Luftlöcher ihren Ausgang, während die Bewegung gleichzeitig von außen frische Luft durch die oberen Löcher in den Schrank hineinzieht. Diese neu zufließende Luft sollte außerdem noch über ein Austrocknungsmittel, wie z. B. gebrannten Kalk oder concentrirte Schwefelsäure, geleitet werden, da trockene Luft eins der wirksamsten Mittel gegen alle Fäulniß ist. Hoffentlich wird bald ein dementsprechend eingerichteter Schrank in den Handel gebracht!

In unseren Großstädten haben die Hausfrauen für die Füllung ihrer Eisschränke meist die Wahl zwischen natürlichem Eis aus den Eislagern und künstlichem Eis aus den Eisfabriken. Es klingt komisch, daß das Natureis theurer ist, wie das künstlich mit Maschinen hergestellte, und doch ist dem vielfach so; auch ist das künstliche widerstandsfähiger und schmilzt langsamer.

Da das künstliche Klareis aus reinem Quell- oder Brunnenwasser gefroren ist, so dürfen wir es auch unmittelbar zum Genusse brauchen, wozu rohes Natureis sich durchaus nicht eignet, da das Wasser aus Seen und Flüssen nie ganz frei von Fäulnißstoffen und Verunreinigungen ist. Das Kunsteis sollte somit stets bevorzugt werden, wo Eis direct in Getränke hineingegeben, mit Nahrungsmitteln in Berührung gebracht oder von Kranken genossen wird, da in solchen Fällen durch unreines Natureis schon häufig Erkrankungen hervorgerufen worden sind.

Sehr beliebt sind in neuerer Zeit bei vielen Hausfrauen die Eismaschinen zur Herstellung von Gefrorenem geworden, die man für verhältnißmäßig geringen Preis erhält, und die sich bestens bewährt haben. Recht zu empfehlen sind die automatischen Eismaschinen nach dem System Meidinger. Für einen mittleren Haushalt eignet sich beispielsweise die selbstthätige Maschine Nr. 3 (Preis 9 M. 50 Pf.), welche 12 Portionen Eis liefert. Das Verfahren ist aus der, jeder Maschine beiliegenden Gebrauchsanweisung ganz gut zu ersehen, nur ist darin die Zeit der Herstellung viel zu kurz angegeben: man muß nicht auf eine halbe, sondern mindestens auf eine bis anderthalb Stunden rechnen. Auch die mitgetheilten Recepte für Gefrorenes sind gut, aber viel zu theuer.

Practisch ist auch die amerikanische Ice cream Freezer (double action), die allerdings nicht selbstthätig ist, sondern von einer Person gedreht werden muß, aber weniger Eis braucht und Speiseeis von sehr feiner Beschaffenheit liefert.

Zum Schluß noch ein paar practische Winke für unsere Hausfrauen. Will man bei großer Hitze eine Flasche Bier oder Wein recht schnell durch Eis kühlen, so umgiebt man sie meist rings mit Eisstücken; eine viel stärkere Wirkung wird jedoch erzielt, wenn man die Flasche in ein Gefäß mit Wasser stellt, in das Eisstücken geworfen sind.

Hat man keinen Eisschrank, will aber trotzdem in der wärmeren Jahreszeit Eis möglichst lange aufbewahren, vielleicht in Krankheitsfällen, um kalte Umschläge zu machen oder dergleichen, so verfahre man folgendermaßen: Man lege das aufzubewahrende Eis in eine tiefe Schüssel oder einen tiefen Topf, decke einen Teller darüber, setze dann die Schüssel auf ein Federbett und bedecke sie mit einem Federkissen. Die Federn gehören nämlich zu den schlechtesten Wärmeleitern; sie halten die Wärme des menschlichen Körpers zusammen und daher den letzteren warm. Ebenso halten sie aber auch die äußere Wärme ab und verzögern das Schmelzen des Eises. Es entstehen durch das Schmelzen nur unbedeutende Mengen Wasser, die man von Zeit zu Zeit entfernt. Auf diese Weise kann man sechs Pfund Eis für den Krankengebrauch acht Tage lang erhalten.

Jedenfalls ist während der warmen Jahreszeit Eis im Hause eine wahre Wohlthat; es ist verkehrt, die Anschaffung eines Eisschrankes und die Kosten für dessen Füllung unter die Luxusausgaben zu rechnen, dieselben machen sich vielmehr sehr wohl bezahlt, wie jede Hausfrau, die es erprobt hat, gewiß bestätigen wird.

Dr. O. Stein.

Kleine Rathschläge. — Soufflée von Hummer. Vor- oder Zwischenspeise. Das Fleisch von zwei Hummern wird mit 90 Gramm frischer Butter fein gewiegt, durch ein Sieb gestrichen, mit Salz, ein wenig Cayenne-Pfeffer und Citronensaft abgeschmeckt und mit dem Gelben von 6 Eiern verrührt, deren Weißes, zu Schnee geschlagen, zuletzt hinzugegeben wird. In kleine Papierkästchen gefüllt, bäckt man dieselben 10 Minuten; eine große Form würde 25—30 Minuten im Ofen stehen müssen. Zu bemerken ist, daß der Schnee erst unmittelbar vor dem Backen zugethan werden darf. O. H.

Charlotte russe ist die Benennung für eine Crême, die gemeinhin in einer glatten, runden Form erstarrt, mit Löffel-Biscuit, Confect ꝛc. garnirt wird. Beliebig kann man eine der vielfach abzuändernden „Crêmes bavaroises" wählen. Wir geben hier das Recept einer der beliebtesten: Eine Stange Vanille läßt man mit ungefähr einem Weinglase voll Wasser aufkochen, verdeckt in demselben ausziehen und vermischt das Wasser, erkaltet, mit 375 Gr. feinem Zucker, dem Safte zweier Citronen, 8 Eigelben und 1/4 Flasche Madeira. In eine gut verzinnte Casserole gethan, muß die Masse auf gelindem Feuer beständig mit dem Ruthen- oder Schneebesen geschlagen werden, bis sie aufsteigt und sich schaumartig verdickt. Vom Feuer gezogen und mit etwa 125 Gr. aufgelöster, bester Gelatine verbunden, rührt man sie auf dem Eise kalt und fügt, sobald man ein Festwerden bemerkt, 3/4 Liter steif geschlagene Sahne hinzu. Es ist zur Bereitung dieser Crême Aufmerksamkeit und etwas Erfahrung nöthig, denn dieselbe muß schwammartig fest, weder zu locker noch zu steif sein und sich biscuitartig schneiden; darum ist auch Vorsicht mit der Gelatine zu empfehlen, von der man zuweilen ein wenig mehr oder weniger bedarf. Soll die Crême in oben erwähnter Weise angerichtet werden, so hat man eine glatte Form mit passenden Papierstreifen seitlich und einem rund geschnittenen Blatte für den Boden auszulegen. Die Seitenwände bestellt man mit Löffel-Biscuits, welche, — die blanke Seite der Form zugewendet, — recht gleichmäßig vertheilt sein müssen; auf den Boden legt man von denselben einen Stern und beginnt nun, sobald die Crême erkaltet und sich zu verdicken anfängt, dieselbe vorsichtig in den leeren Raum zu füllen, darauf achtend, daß die Biscuits nicht verschoben werden. Ist dies geschehen, so stürzt sich die Speise nach einigen Stunden ohne weitere Schwierigkeit, und man kann sie nun nach Belieben mit Schlagsahne verzieren, deren einen Theil man mit etwas Cochenille roth gefärbt hat. In eine Düte gefüllt, die an dem spitzen Ende eine kleine Oeffnung haben muß, spritzt man durch diese abwechselnd Verzierungen, die dem eigenen Geschmacke überlassen bleiben. Charlotte russe, die eleganteste der kalten Speisen, wird vielfach von Conditoren angefertigt, die dann, auf das Aeußere Werth legend, dasselbe mannigfach verändern, die Biscuits beispielsweise mit rothen, weißen oder braunen Glasuren überziehen, oder auch gesponnenen Zucker ꝛc. zur Verwendung bringen. Weitere Angaben würden den gegebenen Raum aber überschreiten, und so mögen diese Andeutungen genügen. J. v. G.

Gärtnerei.

Nachdruck verboten.

Einiges über Rasenpflege. — Der Rasen des Hausgartens, welchen wir in dieser Ausführung hauptsächlich berücksichtigen, unterscheidet sich wesentlich von dem des Parkes. Bei ersterem kommt es vor Allem darauf an, einen teppichartigen, saftig grünen Graswuchs zu erzeugen, während bei letzterem meistens noch die Nutzung des Grases mit berücksichtigt wird.

Der Boden für den Rasen muß, besonders in seiner oberen Schicht, reich an Pflanzen-Nährstoffen, nicht zu kalt und zu naß und von mürber Beschaffenheit sein, da die Wurzeln der Gräser nur flach in das Erdreich eindringen. Wo dieses nicht der Fall ist, muß eine dementsprechende Bodenbearbeitung vorgenommen werden, wobei gleichfalls alle Unkrautwurzeln und das Queckengras, Triticum repens L., sorgfältig entfernt wird. Zum Düngen darf man nur alten, wenigstens ein Jahr abgelagerten Dünger verwenden.

Nachdem nun der Boden vorbereitet und vollkommen geebnet ist, wird er mit einer angemessen schweren Walze angedrückt, um ihn zur Aufnahme des Grassamens geeignet zu machen. Die Aussaat geschieht breitwürfig im Frühjahr, je dichter, je besser. Nach der Aussaat wird der Same mit einer Harke eingehäckelt, wobei man sich bemüht, denselben flach und möglichst gleichmäßig unter die Erde zu bringen. Hierauf wird der Boden nochmals mit einer Walze oder, falls die Rasenfläche nicht zu groß ist, mit einfachen Tretbretern angedrückt. In zwölf bis vierzehn Tagen erscheinen dann die jungen Pflänzchen.

Die Grassamen-Mischung, welcher man sich bei der Aussaat bedient, richtet sich nach der Güte des Bodens und der Lage des Standortes. Die verschiedenen Gräser gedeihen auf den verschiedenen Bodenarten und in den verschiedenen Lagen ungleich gut, was wir in Feld, Wald und Wiese hundertfach beobachten können. Einige lieben leichten, andere schweren Boden, einige können im Schatten, andere nur in sonniger Lage gedeihen. Man hat daher für die verschiedenen Bodenarten und Lagen passende Grasarten zusammengestellt und in Mischungen vereinigt, weil eine einzelne Grasart, wie z. B. das englische Raygras, welches man vor einiger Zeit zur Rasen-Anlage empfahl, allein niemals einen dauerhaften Rasen bildet, da dasselbe nur wenige Jahre lebensfähig bleibt. In den Mischungen, wo es unentbehrlich ist, dient es hauptsächlich als Schutzgras für die in der Jugend schwächlichen Grasarten und um die Flächen schnell zu begrünen. Allmälig aber verschwindet es hieraus ganz.

Die verschiedenen Gräser einer Mischung müssen möglichst von gleicher Höhe, Farbe und Vegetations-Periode sein und sich ferner vor Allem nur flach am Erdboden durch einen rhizomartigen Wurzelstock ausbreiten. Solche, welche hohe und dichte Büschel bilden, sind zur Rasenbildung untauglich, da es ja hierbei Hauptaufgabe ist, eine dichte, polsterartige Narbe zu erzielen.

Folgende Mischungen sind für die verschiedenen Bodenarten die passendsten. (Das Saatquantum ist für 1/4 ha. Land berechnet.)

1. Mischung für einen feinen Gartenrasen in freier, sonniger Lage und gutem Boden:

Agrostis stolonifera, Fiorngras . .	1¼ kg.
Cynosurus cristatus, Kammgras . .	4 „
Festuca duriuscula, harter Schwingel .	8¾ „
Lolium perenne tenue, engl. Raygras.	20 „
Poa pratensis, Wiesenrispengras . . .	2 „
	35 kg.

2. Mischung für halbschattige Lagen und unter Bäumen:

Cynosurus cristatus	2½ kg.
Festuca duriuscula	7½ „
Lolium perenne tenue	20 „
Poa pratensis	2½ „
„ nemoralis sempervirens . . .	2 „
„ trivialis	½ „
	35 kg.

3. Mischung für leichten Boden, Sand ꝛc.:

Agrostis stolonifera	½ kg.
Festuca duriuscula	10 „
„ ovina, tenuifolia	2½ „
Lolium perenne tenue	19 „
Poa pratensis	2 „
„ nemoralis sempervirens . . .	1 „
	35 kg.

4. Mischung für kaltgründigen, schweren Boden:

Agrostis stolonifera	¾ kg.
Cynosurus cristatus	2½ „
Festuca duriuscula	10 „
Lolium perenne tenue	16½ „
Poa pratensis	2½ „
„ nemoralis sempervirens . . .	¾ „
„ trivialis	2 „
	35 kg.

Fertige Mischungen kaufe man nur aus renommirten Samenhandlungen, da mit diesem Artikel viel Schwindel getrieben wird. Das Beste ist immer, sich die verschiedenen Sorten selber zu mischen.

Haben nun die jungen Graspflänzchen die Höhe von 6 bis 7 Cent. erreicht, so wird der erste Schnitt vorgenommen und zwar, wenn nur irgend möglich, an einem trüben Tage. Das geschnittene Gras wird mittels eines Besens abgefegt, worauf man wiederum mit der Walze über die Rasenfläche fährt, um die jungen Stolonen (Ausläufer) in den Boden zu drücken, damit sie sich bewurzeln. Von nun an muß der Rasen stets kurz gehalten und je nach Wachsthum des Grases, etwa alle neun Tage, am besten in den Morgenstunden, gemäht werden. Das Mähen geschieht entweder mit der Sense oder, bei feinerem Rasen, mit der Rasen-Mähmaschine, welche auch von schwächeren und ungeübteren Personen leicht zu handhaben ist. Die „Philadelphia Rasen-Mähmaschine" und „Germania" sind wohl die besten im Handel vorkommenden Constructionen. Auch ist alles Unkraut stets sorgfältig zu entfernen. Für die Vertilgung des Gänseblümchens (Bellis perennis), wohl das schlimmste Unkraut vieler Rasen, hat man eigens verfertigte Gänseblumen-Rechen hergestellt.

Um das prächtige, frische Grün den ganzen Sommer über gleichmäßig schön zu erhalten, wird der Rasen in den heißen Sommer-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Osterhäschen. Ein Bilderscherz von M. Ränike.

tagen allabendlich gespritzt, da die Sonne zu dieser Zeit auf den Plan, welcher nur flach mit den kurzgeschorenen Gräsern überzogen ist, sehr stark wirken kann und diesen häufig an abschüssigen Lagen total austrocknet. Namentlich nach dem Mähen ist das Bespritzen von ungeheurem Vortheil; man sollte es dann nie unterlassen.

Das Bespritzen aber bedingt wiederum indirect ein zeitweiliges Düngen des Rasens, da die kleinen Graspflänzchen von der sie umgebenden tropenähnlichen Feuchtigkeit zu einem energischen Wachsthum angeregt werden, wodurch der Boden schließlich an Pflanzen-Nährstoffen erschöpft wird, was sich durch das „Geldwerden" der Pflanzen zu erkennen giebt. Um dieses zu verhindern, haben wir zu düngen, und zwar mit erdigem Dünger, da hierdurch gleichzeitig die durch das Bewässern abgespülte Erde wieder an die Pflänzchen gebracht wird. Zu diesem Zwecke sehr geeignet sind gänzlich verrotteter und zersetzter Kuh- und Pferdedünger, oder noch besser Straßenkehricht, welcher mindestens zwei Jahre gelegen hat und dann $1/2$ bis 1 Cent. hoch auf den Rasen gebracht und eingefegt wird. Von den künstlichen Dungarten ist Chili-Salpeter für unseren Zweck der bevorzugte. Man rechnet ungefähr 10 Gramm auf einen □ Meter. Doch ist stets dem animalischen Dünger, wenn dieser leicht zu beschaffen ist, der Vorzug zu geben. A. von Drahten.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Grasflecke. — Kann mir eine freundliche Leserin mittheilen, wie man Grasflecke in weißen Beinkleidern (englisches Ledertuch), die durch gewöhnliches Waschen braun geworden sind, entfernt?

Eine Abonnentin.

Veilchenduft. — Welche liebenswürdige Mitleserin sagt mir, wie man sich selbst ein Parfüm aus Veilchen herstellen kann?

Frau M. in Bonn.

Baierische Leberknödel. — Wer theilt mir ein gutes Recept zu baierischen Leberknödeln mit, wie man sie so ausgezeichnet in Münchener Restaurants erhält?

Frau Fr. in Wallishofen.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Glasbilder (23). — Da die Anilin-Lackfarben sehr schnell unter dem Pinsel trocknen, gehört einige Uebung dazu, um eine gute Wirkung zu erzielen und um zu vermeiden, daß die Flächen streifig erscheinen. Die Arbeit wird erleichtert und die Farben bleiben länger flüssig, wenn Sie denselben einige Tropfen reines Lavendel-Oel zusetzen. Farbenlacke, die zu dick geworden sind, können durch Spiritus-Lack (eine Auflösung von Sandarak-Gummi in Alkohol) verdünnt werden; sollte der Spiritus-Lack selbst zu dickflüssig sein, so mischen Sie demselben einige Tropfen starken Weingeistes bei.

Bertha L., Worms.

Auffrischen alter Schriften (16). — In den allermeisten Fällen sind bei alten Schriften auf Papier und Pergament Gallus- oder Eisentinten zur Verwendung gekommen. Wenn diese durch die Länge der Zeit, durch Feuchtigkeit und andere Ursachen verblaßt erscheinen, und die Urkunden dadurch mehr oder weniger unleserlich geworden sind, bietet das Auffrischen der Schrift wenig Schwierigkeit. Das folgende Verfahren findet in alten Sammlungen und Museen vielfach Anwendung. Man benetzt die verblichene Schriftseite mit wenig Wasser und bestreicht sie dann mit einem in Ammoniak getauchten, größeren Pinsel. Sofort treten die Schriftzüge schwarz und leserlich hervor; bei Urkunden auf Pergament bleibt die Schwärze dauernd, in vielen Fällen auch bei Manuscripten auf Papier. Manchmal aber hält das deutliche Erscheinen der Schrift nicht lange vor; dann läßt sich das Verfahren mit abermaligem sofortigen Erfolge wiederholen. Der zur Verwendung kommende Ammoniak muß recht rein, und frisch aus der Apotheke bezogen sein.

F. M., Würzburg.

Ungarisches Prachtkostüm, 17. Jahrh., aus der Eszterhazy-Schatzkammer in Forchtenstein. — S. S. 52.
Aus der Kostüm-Ausstellung zu Wien.

Instrument für Schwerhörige (32). — Taubheit, die dadurch veranlaßt wird, daß die Schallwellen den gewöhnlichen Weg durch das Ohr verlegt finden, kann bis zu einem gewissen Grade überwunden werden, wenn man die Schallwellen durch die Kopfknochen zu dem noch empfindungsfähigen Endapparat des Gehörnerven leitet. In solchem Falle wird eine tönende Stimmgabel, frei vor das Ohr gehalten, nicht gehört, wohl aber, wenn man ihren Fuß auf den Schädel oder an die Oberzähne setzt. Auf dieser Erfahrung beruht das mit dem Namen Audiphon belegte Hör-Instrument, das aus einer dünnen Platte von Hartkautschuk oder Holz besteht, die dem Sprechenden entgegengehalten wird, während der Taube die stielartige Verlängerung dieses Hörfächers fest an seine Oberzähne legt. Letztere sind unbedingt nothwendig, weil auf andere Weise die zum Uebergang der Schallwellen von dem Audiphon auf die Schädelknochen nöthige feste Verbindung nicht hergestellt werden kann. — Wer dies oder irgend ein anderes, wenn auch noch so gepriesenes Hör-Instrument kaufen will, thut immer gut, vorher einen Ohrenarzt zu fragen, ob ein, und welches Hör-Instrument ihm nützen kann. Sonst wird er meistens ohne Nutzen Geld ausgeben oder durch die Geringfügigkeit des Besserhörens sich sehr enttäuscht fühlen. Solche Instrumente sind übrigens in allen guten Handlungen chirurgischer Instrumente zu haben oder durch solche zu beziehen. Das sogenannte Dentaphon verfolgt den gleichen Weg, aber auf noch weniger wirksame Weise: es besteht aus einem dem Mundstück des Telephons ähnlichen Kästchen, in welches hineingesprochen wird, während das in demselben befindliche Hörplättchen mittelst eines seidenen Drahtes und eines Zahnplättchens mit den Oberzähnen in Verbindung gesetzt wird. Also auch hierzu gehören feste Oberzähne! Die meisten Schwerhörigen werden von dem Hörrohr, besonders wenn dessen Schalltrichter durch ein biegsames Rohr mit dem Ohrstück verbunden ist, viel mehr Nutzen haben, wie von allen anderen Instrumenten. Die geringe Brauchbarkeit all dieser und anderer Ersatzmittel sollte eine dringende Mahnung sein, kein Leiden des Gehörs gering zu achten und zu vernachlässigen, sondern stets so früh wie irgend möglich einen sachverständigen Arzt zu Rathe zu ziehen. Dr. D.

Albert-Biscuits (XVII, 192). — Man bereitet einen Teig aus 2 Kilo Mehl, $1/4$ Kilo Butter, $1/8$ Kilo Schmalz, $1/4$ Kilo Zucker, $3/8$ Kilo Arrowroot, $1/2$ Liter Milch, 2 Eiern und 11 Gramm Hirschhornsalz. Diese Masse ist sehr fest, aber es ist trotzdem Hauptbedingung, daß sie tüchtig und klar verrührt wird. Sobald dies geschehen ist, schneidet man sie in kleinere Theile, welche in die Teigmaschine eingeschoben und dort 10 bis 12 Mal durchgewalzt werden. Dann sticht man den fertig hergestellten Teig mit einem runden Ausstecher oder einem Glase aus. In Ermangelung eines Stempels, mit dem Namen Albert, können die Kuchen auch mit einer starken Stricknadel durchstochen werden. Die auf Bleche gebrachten Cakes werden in einem mäßig heißen Ofen recht hell abgebacken.

A. T. in Berlin.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 8. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2¼ M. — Berlin, 19. April 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

In den Zwölf-Nächten.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

Ich habe Dir geantwortet," sagte Martha; „wie viele Briefe ich geschrieben habe, weiß ich nicht . . . aber keinen von Allen konnte ich Dir schicken . . . Du hättest herausgelesen, daß ich Dich liebte . . ."

„Martha, das wußtest Du und konntest es ableugnen?" rief ich vorwurfsvoll.

„Nichts habe ich abgeleugnet!" erwiderte sie. „Besinne Dich: habe ich denn nicht gesagt, daß ich mein Herz so gut kenne, wie das Deine? . . . Das hieß mit anderen Worten: von mir weiß ich, daß ich Dich liebe . . . so lange ich zurückdenken kann, ist mir Niemand lieber gewesen als Du . . . nur in Deiner Nähe habe ich mich wohlgefühlt. Du dagegen bist nur mein guter Kamerad gewesen; Deine Steine, Erze und Bücher nahmen Dich mehr in Anspruch, als das kleine Mädchen, das Dir überall nachlief. Darum, Richard, glaubte ich Dir nicht, konnte Dir nicht glauben, als Du in Berlin plötzlich von Liebe sprachst . . . noch dazu unter den Verhältnissen . . ."

„Und warum glaubst Du jetzt?" fragte ich. Sie sah mit leuchtenden Augen zu mir auf.

„Der Glaube ist nicht zu erklären . . . er ist Gnadenwunder," antwortete sie. „Als Du plötzlich dastandest, wie die Verkörperung meiner sehnsüchtigen Gedanken, ist er über mich gekommen . . ."

Ich küßte sie auf Mund und Augen.

„Sag' es noch einmal," bat ich; „Du sehntest Dich nach mir . . . wußtest Du von meiner Rückkehr?"

Sie nickte. „Vor vierzehn Tagen," sagte sie, brachte Tante Riekchen aus dem Dorfe die Nachricht mit, daß Du zwischen Neujahr und Weihnachten erwartet würdest. Seitdem hat mich die Frage, wie es zwischen uns werden solle, unablässig gequält . . . und heute, als ich mein Bäumchen schmückte, und mich erinnerte, wie es früher war, wenn Du heraufkamst, um unsern Baum zu sehen und das Weihnachtslied mit zu singen . . . was nun nie mehr sein würde . . ."

„Was nun wieder sein wird, so oft wir ein Weihnachtsfest erleben," fiel ich plötzlich ein. „Komm, gleich jetzt wollen wir unseren heiligen Abend feiern . . . unter dem Christbaum wollen wir Deinem Großvater sagen, was geschehen ist, und dann bringe ich den Eltern, als köstlichstes Weihnachtsgeschenk, meine kleine Braut."

Martha erschrak.

„Mein Gott . . . wie konnte ich vergessen!" rief sie, indem sie mich verhinderte, in's Haus zu treten, und sich wieder dem Hofthore zuwendend, fügte sie mit erstickter Stimme hinzu: „Der Verkehr zwischen Deinen Eltern und uns hat aufhören müssen; selbst Euer Name darf in Großpapas Gegenwart nicht genannt werden, wenn er ihn hört, wird er zornig oder fängt an zu weinen."

„Warum? . . . Was hat er gegen meine Eltern?" fiel ich ein.

„Ich weiß es nicht!" antwortete Martha. Am Tage nach seinem Unfall, — ich hatte noch keinen Laut von ihm gehört, keine Bewegung von ihm gesehen, — kam Dein Vater, und sobald er in die Thür trat, ballte der Kranke die zitternde Hand gegen ihn und stöhnte: fort! fort! . . . Dein Vater ging augenblicklich, aber Großpapa konnte sich stundenlang nicht beruhigen."

„Und Du hast keine Ahnung, was zwischen den Beiden vorgefallen ist?" fragte ich.

„Keine Ahnung! Tante Riekchen sagt, sie hätten während meiner Abwesenheit höflich kühl wie immer mit einander verkehrt. Als Dein Vater das letzte Mal vor dem Einsturz im Schlosse war, ist sie freilich nicht zu Hause gewesen und hat Deinen Vater, als er ihr auf dem Heimwege begegnete, ungewöhnlich finster gefunden. Sie schrieb dies jedoch dem Schmerz um den

Alte Freunde. Von Anton Müller. — Siehe Seite 63.

Original im Besitze des Kunsthändlers F. Schwarz in Wien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Tod Deines Großvaters zu, der kurz zuvor plötzlich gestorben war, und ist auch jetzt noch der Meinung, daß Großpapas Benehmen nur durch seinen traurigen Geisteszustand veranlaßt wird."

„Wie mag mein Vater die Sache ansehen? Hast Du ihn nie darnach gefragt?"

„Wir haben uns seitdem nicht gesprochen."

„Wie ist das möglich?" fiel ich ein; „bist Du denn nie bei meiner Mutter gewesen?"

Martha schüttelte den Kopf.

„Ich hatte das Gefühl, daß ihr mein Besuch nicht angenehm sein würde," antwortete sie. „Zuweilen, wenn wir uns auf dem Kirchwege trafen, hat sie mich angeredet, aber es war nicht der alte, herzliche Ton. Ich glaubte, Du hättest ihr geschrieben, was in Berlin zwischen uns Beiden vorgegangen ist."

„Nicht ein Wort!" versicherte ich; „aber das Benehmen meiner Mutter gegen Dich ist mir erklärlich. Weiß ich doch, wie ängstlich sie sich müht, den Ihrigen jeden traurigen Eindruck fern zu halten! Darum hat sie mir von Eurem Unglück nichts geschrieben, und mein Vater soll, nach dem peinlichen Auftritt mit dem Freiherrn, so wenig als möglich an Euch erinnert werden. Daß durch Hinhalten und Verschleppen das Schwere immer unerträglicher, das Unklare immer dunkler wird, will sie nicht einsehen, und Du, geliebtes Herz, scheinst demselben Irrthum zu verfallen. Hast Du aber nicht den Muth, von Deinem Großvater Erklärungen zu verlangen, so überlasse es mir. Mein Zureden bringt ihn sicherlich zur Vernunft.

„Ach Richard! Du ahnst nicht, wie schwach sein armer Kopf geworden ist," klagte Martha. „Aber versuche Dein Heil; morgen früh will ich Großpapa auf Dein Kommen vorbereiten, jetzt muß er schlafen."

„Gut," sagte ich; „inzwischen wird mir mein Vater Auskunft geben. Keinesfalls darf unser Glück durch die Launen eines Kranken gestört werden. Du gehörst mir . . . ich werde Dich zu halten wissen."

Bei diesen Worten zog ich sie fester an mich, als von der Hausthür, der wir jetzt wieder zugingen, ein halb erstickter Ausruf herüberklang. Wir fuhren auf; Martha entwand sich meinen Armen, flog dem Hause zu und warf sich der großen, hageren Frau, die kerzengrade auf der Schwelle stand, um den Hals.

Es war die Försterin Ollenkamp, die mit ihrem schlichten, schwarzen Kleide, ihrer blendend weißen Tüllhaube und ihren verwunderten Eulenaugen unter dem glatten, blonden Scheitel noch genau so aussah, wie vor drei Jahren.

Verwunderter als je blickten diese guten Augen bald auf Martha, bald auf mich, als ich, der Geliebten nacheilend, meiner alten Gönnerin die Hand schüttelte und ihr nach der ersten Begrüßung anvertraute, was zwischen Martha und mir geschehen war.

Sie schlug die Hände zusammen.

„Du meine Güte, verlobt habt Ihr Euch!" rief sie, sichtlich mehr erschreckt als erfreut. „Martha, Kind, hast Du vergessen, wie Dein Großpapa den Herrn Commerzienrath beleidigt hat?" Statt uns Glück zu wünschen, brach sie in Thränen aus. Aber schon im nächsten Augenblick, als sie den Freudenglanz aus Martha's Gesicht verschwinden sah, machte sie sich ihren Kleinmuth zum Vorwurf. Auf mein mahnendes „Tante Riekchen!" trocknete sie die Thränen und sagte, ich hätte recht, es wäre thöricht, sich darum zu quälen, denn Ehen würden im Himmel geschlossen, und das Vorzeichen dieses himmlischen Willens hätte sie, wie ihr eben einfalle, schon bekommen.

„Jetzt kann ich Dir's verrathen, Herzenskind," fügte sie, zu Martha gewendet hinzu; „am letzten Andreasabend habe ich in Deinem Namen Blei gegossen, und was da herauskam, war lauter kleines Gekräusel, von dem ich nicht wußte, was es bedeuten sollte. Jetzt weiß ich's. — es sind Myrtenzweige gewesen. Aber nun mußt Du hereinkommen; der Gnädige hat schon ungeduldig nach Dir gefragt."

Mit hoffnungsfrohem „Auf Wiedersehen" hatte ich mich von Martha losgerissen und eilte, voll Verlangen, den Eltern mein Glück zu verkünden, der Unterhütte zu. Im Hofe stürzte Rino, der alte Stallpinscher, auf mich los; sein Freudengebell rief aus Küche und Gesindestube das Hausversonal herbei, und als ich, begleitet von vielstimmigen Begrüßungen, den ersten Stock erreichte, erschien meine Mutter, nach der Ursache des Lärms zu sehen, auf der Schwelle des Wohnzimmers und schloß mich mit überströmender Zärtlichkeit in die Arme. Aber statt sich über meine unerwartete Ankunft zu freuen, beklagte sie, daß ich gekommen sei, wie der Dieb in der Nacht. Sie hätte sich Alles so ganz anders gedacht! Rudolf und seine Braut hätten hier sein, und der Christbaum, den sich der Vater für heute verbeten habe, hätte zu meinem Empfang angezündet werden sollen. Nun wäre nichts vorbereitet . . . ich würde einen öden, traurigen Weihnachtsabend zu verleben haben.

Eben war ich im Begriff, die gute Mutter durch die Mittheilung zu trösten, daß mir dieser Weihnachtsabend das Glück meines Lebens beschert habe, als der Vater hereintrat. Auch er war so herzlich, wie es seine gehaltene Weise irgend zuließ; aber wie dem Willkommen der Mutter ein Bedauern gefolgt war, so folgte dem seinigen ein Tadel. Wenn man früher eintreffen wolle, als man sich angekündigt habe, müsse man das telegraphiren, sagte er; Ueberraschungen wären nicht nur unbequem, sondern incorrect, und alles Incorrecte wäre vom Uebel. Dann sah er nach der Uhr und fügte hinzu: es wäre Zeit zur Weihnachtsbescherung der Arbeiter, — ich möge mitkommen.

Die Mutter warf mir einen Blick zu, der wie mit Worten sagte: „wenn Dir auch nicht danach zu Muthe ist, mitgehen mußt Du!" Und ich gehorchte der Mahnung, so unsympathisch dieser Actus mir von jeher gewesen war.

In der Schreibstube der Gießerei hatten sich die Leute versammelt, — echte Harzer, hager und sehnig von Gestalt, mit ernstem, nachdenklichem Gesichtsausdruck, ein redlicher, pflichttreuer Menschenschlag, mit dem zu arbeiten eine Freude ist. Ich kannte sie Alle; die Jüngeren waren meine Spielkameraden gewesen; gern hätte ich ihnen die Hand geschüttelt und nach ihrem Ergehen gefragt; aber ich mußte mich mit einem allgemeinen Gruße begnügen, denn mein Vater trat sofort neben sein Pult, räusperte sich und begann die übliche Festrede, die heute wie ehemals einer Strafrede verwandt war. In eindringlichen Worten führte sie den Zuhörern zu Gemüth, daß sie auch im verflossenen Jahre den Anforderungen ihres Brodherrn nicht genügt, mithin sein reichliches Weihnachtsgeschenk nicht verdient hätten. Zum Schluß wurde jeder Einzelne vom Werkführer aufgerufen, erhielt ein Geldpäckchen, ein Stück Kuchen, stammelte seinen Dank und ging, mehr bedrückt als erfreut, von dannen. Wie erquickend war dagegen Martha's bescheidene Weihnachtsfeier!

Während des Abendessens, das gleich nach dieser sogenannten Bescherung stattfand, hatte das aufwartende Dienstmädchen jede vertrauliche Mittheilung unmöglich gemacht. Aber auch später, als wir allein beim Punsche saßen, und das Gespräch, wie gewöhnlich nach langer Trennung, von einem Thema zum andern flog, fand ich weder den rechten Augenblick, noch das rechte Wort für das, was mir das Herz erfüllte, bis auf Rudolf's Verlobung die Rede kam. Der Vater lobte die Wahl meines Bruders, der sich die Braut aus dem Hause eines befreundeten Groß-Industriellen geholt hatte. „Mit Else Wilmar und ihren Angehörigen haben wir keine fremden Elemente in die Familie aufzunehmen," schloß er, und die Mutter fügte hinzu:

„Nun ist's an Dir, lieber Junge . . . wir möchten Dich ebenso glücklich sehen, wie Deinen Bruder."

Das war der Moment!

„Ich bin glücklich . . . bin verlobt . . ." stieß ich hervor und konnte plötzlich vor Herzklopfen nicht weiter sprechen.

„Nun wer ist Deine Braut?" fragte der Vater, und die Mutter flüsterte ängstlich: „Eine Spanierin?"

„Nein, lieber Vater, liebe Mutter, auch ich bringe Euch kein fremdes Element in's Haus," gab ich zur Antwort. „Meine Braut ist Euch bekannt und lieb . . . Martha Steinach . . ."

Der Vater fuhr auf. „Davon kann nicht die Rede sein!" sagte er in scharfem Tone; „Du weißt nicht, was geschehen ist . . ."

„Ich weiß es!" fiel ich ein. „Martha's schwachsinniger Großvater hat sich ungehörig gegen Dich benommen. Wenn Du Dich dadurch berechtigt glaubst, uns zu trennen . . ."

„Ich bin dazu berechtigt!" donnerte mein Vater; „berechtigt aus Gründen, von denen Du nichts wissen kannst. Aber daß meine Urtheile und Entschlüsse jederzeit triftige Ursachen haben, könntest Du wissen . . . . ebenso auch, daß es dabei bleibt, wenn ich ja oder nein sage. Zu Deiner Heirath mit Martha von Steinach sage ich nein!"

Bei diesen Worten schob er sein Glas zurück, stand auf und ging, den Kopf in den Nacken werfend, aus dem Zimmer. Ich wollte ihm folgen, aber die Mutter bat mich mit erhobenen Händen, auf des Vaters Reizbarkeit Rücksicht zu nehmen, ihn nicht noch mehr zu erzürnen.

„So wirst Du mir sagen, was zwischen ihm und dem Freiherrn vorgefallen ist," antwortete ich, indem ich meinen Platz wieder einnahm. Die Mutter seufzte.

„Er hat mir darüber keine Auskunft gegeben," erwiderte sie. „Einige Tage vor dem Unfall des Freiherrn war er im Schlosse und kam sehr verstimmt zurück. Am nächsten Morgen, — wir saßen noch beim Frühstück, — brachte Mieke, die kleine Schloßmagd, einen Brief vom alten Herrn, und als ihn Dein Vater gelesen hatte, — sein Gesicht wurde dunkelroth, während er las, — erklärte er mir, daß unser Verkehr mit den Steinachs aufhören müsse."

„Und das hast Du ohne Weiteres hingenommen!" rief ich bitter; „hast Martha in ihrem Unglück allein gelassen! Mutter, Mutter, wie war es Dir möglich?"

„Es ist mir schwer genug geworden," klagte sie, „aber was sollte ich thun? Wenn Dein Vater befiehlt, bleibt nichts übrig, als zu gehorchen . . . Hast Du Dich davon entwöhnt, so wirst Du es wieder lernen müssen."

„Du irrst! ich bin kein Knabe mehr," antwortete ich mit aller Entschiedenheit. „Auch wenn ich ja oder nein sage, bleibt es dabei . . . Martha hat mein Herz und mein Wort."

„Ich kann es nicht fassen!" rief die Mutter. „Nie habe ich bemerkt, daß Du ein wärmeres Interesse für sie hattest . . . in den letzten drei Jahren hast Du sie nicht gesehen . . . und nun bist Du mit ihr verlobt . . . seit wann, Richard?"

„Seit wenigen Stunden," gab ich zur Antwort, setzte mich neben die Mutter, faßte ihre widerstrebende Hand und berichtete, wie ich plötzlich vor meiner Abreise zu der Erkenntniß gekommen war, daß ich Martha liebe; wie ich abgewiesen wurde, mit aller Macht gegen die hoffnungslose Neigung angekämpft hatte, und mit der Zuversicht heimgekehrt war, sie überwunden zu haben.

„Ich täuschte mich," fügte ich hinzu, von seliger Erinnerung durchglüht. „Als ich durch Vahldyk vom Einsturz des Schlosses und dem Zustande des Freiherrn hörte, packte mich ein unwiderstehliches Verlangen, Martha zu sehen. Nur sehen wollte ich sie . . . aber es kam anders . . . Beim ersten Blick sind wir uns in die Arme gefallen, und wissen nun Beide, daß wir zusammen gehören. Martha hat um mich gelitten, wie ich um sie."

„Ihr armen Kinder . . . was soll daraus werden!" seufzte die Mutter, aber als ich zuversichtlich erwiderte: „Ein glückliches Paar," erhob sie abwehrend die Hände und rief:

„Glücklich ohne Zustimmung Deiner Eltern? — Richard, vergiß nicht: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren . . .'"

„Ich ehre Euch," fiel ich heftig ein; „ehre Euch so sehr, daß vielleicht Alles anders gekommen wäre, hätte ich um die hiesigen Verhältnisse Bescheid gewußt. Warum habt Ihr mir das Unglück unseres alten Freundes verschwiegen? warum das Zerwürfniß mit ihm?"

Die Mutter weinte still vor sich hin; ich lief, meine Bewegung zu bemeistern, im Zimmer auf und nieder. Dabei redeten wir hin und her, kamen jedoch zu keiner Verständigung. Die Mutter blieb dabei, daß ich mich dem Willen des Vaters fügen müsse, ich versicherte, daß davon nicht die Rede sein könne.

„Ich verstehe Dich nicht!" . . . klagte die Mutter; „was willst Du thun?"

„Dem Vater beweisen, daß ich eben so unbeugsam bin, wie er," gab ich trotzig zur Antwort, aber es ging mir an's Herz, als die Mutter fragte:

„Und ich, Richard, an mich denkst Du wohl gar nicht? . . . Wie schwer ist mir schon die jetzige Trennung geworden! Wenn Du aber hier bist und hast Dir das Vaterhaus verschlossen . . ." sie brach schluchzend ab, während ich, wie ehemals von ihren Thränen bezwungen, in mildere Tonart übergehend, fragte, was ich thun könne, um sowohl meiner Liebe, wie meiner Sohnespflicht gerecht zu werden.

„Vor Allem Deinen Ungestüm bezwingen," antwortete sie. „Dein Vater ist heftig und eigensinnig, aber nicht ungerecht; wenn Du ihn überzeugst, daß er sich in seinem Urtheil über den Freiherrn geirrt hat . . ."

„Ich müßte doch erst wissen, um was es sich handelt," fiel ich ein.

„Du mußt ihn bitten, es Dir zu sagen, antwortete sie. „Ruhig und freundlich mußt Du es thun . . mußt dem Vater zeigen, daß Du seiner Einsicht vertraust . . . So viel ich kann, will ich Dir helfen: ich werde Deinem Vater erzählen, wie es mit Deiner Verlobung zugegangen ist, damit er nicht glaubt, daß Du schon lange Heimlichkeiten vor uns gehabt hast."

Die gute Mutter! Ich wußte, welcher Ueberwindung sie bedurfte, um dem Gatten gegenüber Unliebsames zur Sprache zu bringen. Gerührt küßte ich ihr die Hand und versicherte, daß auch ich das Meinige thun, das heißt, mich so lange als möglich zur Ruhe zwingen werde. „So lange als möglich!" wiederholte ich, „Du weißt ja, Niemand kann über seinen Schatten springen."

Sie sah getröstet zu mir auf. „Ich weiß, daß Du mein lieber Sohn bist, und hoffe, Du wirst noch einsehen, daß Dein Vater recht hat," antwortete sie. So waren wir denn glücklich wieder auf dem alten Flecke! — ich sah ein, daß es nutzlos war, sie länger zu quälen, widersprach nicht, als sie meinte, ich werde reisemüde sein; ließ mich, wie in früheren Tagen, wenn ich zu Fest- und Ferienzeiten in's Elternhaus kam, von Mütterchen in mein Schlafzimmer begleiten, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ich warm und behaglich eingeheimst war, sagten wir uns gute Nacht.

Statt zu Bett zu gehen, saß ich jedoch lange noch rauchend und nachdenkend in der Sophaecke, wie ich schon

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

vor Jahren dagesessen und mich zum Kampf für meine Berufswahl vorbereitet hatte. Nach dem Willen des Vaters sollte ich in der Eisengießerei thätig sein, um sie dereinst mit Bruder Rudolf gemeinsam übernehmen zu können; ich aber wollte Bergmann werden, — von Kindheit auf hatten es mir die Schätze des Erdinnern angethan. Vielleicht wäre ich damals ohne den Beistand meines Großvaters Holbach nicht an's Ziel gelangt: aber seitdem war meine Kraft gewachsen, ich stand auf eignen Füßen und hatte mit meinem Glück auch das meiner Martha zu vertheidigen. Von Nachgeben konnte nicht die Rede sein.

Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück kam, fand ich die Mutter mit verängstigtem Gesicht allein am Kaffeetische.

Ich käme zu spät, klagte sie; der Vater hätte ungeduldig auf mich gewartet und wünsche nun, sobald ich gefrühstückt hätte, mich in seinem Zimmer zu sprechen.

Ich fragte, ob sie ihm die Geschichte meiner Verlobung erzählt habe?

„Gestern Abend schon," antwortete sie, und als ich weiter fragte: was er dazu gesagt hätte, fügte sie kleinlaut hinzu, er hätte nur die Achseln gezuckt, die Lippen zusammengepreßt, die Brauen zusammengezogen und mit großen Augen darunter vorgestarrt.

Ich kannte diese Miene, wußte nur zu gut, was sie bedeutete und ging nach schnell beendigtem Frühstück kampfbereit zum Vater hinüber. Die Mutter, die mir diese Stimmung ansehen mochte, hätte mich lieber mit in die Kirche genommen, — gegen diesen Aufschub, meinte sie, würde der Vater nichts einzuwenden haben; aber ich bat sie, mich heute vom Gottesdienst zu dispensiren, — ich wollte sobald als möglich zur Klarheit kommen.

Als ich bei dem Vater eintrat, saß er, eine Cigarre rauchend, am Schreibtisch und sah mit finsterem Gesicht von einigen Briefen auf, die vor ihm lagen.

„Setze Dich," befahl er nach der ersten Begrüßung, indem er auf den Stuhl neben dem Schreibtische deutete, — mein Bruder und ich pflegten ihn die Anklagebank zu nennen, — und während ich der Weisung folgte, fügte er hinzu:

„Erinnere Dich, daß ich es nicht liebe, wenn man mich unterbricht. Nachdem ich fertig bin, hast Du das Wort."

Das war die scharfe Stimme, die kurz abgestoßene Redeweise, die mich weit über die Knabenzeit hinaus eingeschüchtert hatten; und so stark war noch immer die Macht der Gewohnheit, daß ich schweigend zuhörte, als mein Vater, statt von dem zu sprechen, was mir am Herzen lag, von alten Familienverhältnissen anfing.

„Du weißt," sagte er, „daß unsere Eisengießerei vor mehr als 150 Jahren im kleinsten Maßstabe von Richard Sellmann begründet wurde, und daß seine Nachkommen, von Geschlecht zu Geschlecht, mit Fleiß und Glück an der Vergrößerung und Vervollkommnung derselben gearbeitet haben. Als mein Großvater Sellmann, — der Letzte seines Namens, starb, — er hatte meine Mutter, sein einziges Kind, um einige zwanzig Jahre überlebt, — hinterließ er seinen Enkeln in der Unterhütte die leistungsfähigste Eisengießerei des ganzen Harzes. In seinem Sinne habe ich dies reiche Erbe verwaltet, um es dereinst ungeschädigt meinen Söhnen zu übergeben. Leider hast Du, meinen Wünschen entgegen, einen anderen Beruf erwählt, — aber das liegt hinter uns. Was ich sagen wollte, ist: daß ich mit dem Besitz des alten Hauses auch seine Ehre zu hüten habe, und daß ich Beides, Besitz und Ehre, durch Deine Verbindung mit einer Steinach bedroht sehe . . ."

Das war zu viel! „Wer hat Martha verleumdet?" fiel ich heftig ein. Mein Vater hob abwehrend die Hand.

„Niemand," sagte er hart. „Sie mag bis dato vortrefflich sein, — das gepriesene weiße Blatt, das von dem künftigen Ehemann im Guten oder Bösen beschrieben werden wird . . . Unsinn, sage ich Dir! Wir alle sind der Vererbung unterworfen, — es ist ein Naturgesetz, das die moderne Wissenschaft nur beleuchtet, nicht entdeckt hat; wir Hollbachs wissen ein Lied davon zu singen."

Ich hielt es nicht mehr aus; in bittendem Tone sagte ich: „Lieber Vater, Du wolltest von meiner Verlobung mit mir sprechen."

„Nur Geduld!" fiel er ungeduldig ein; „ich bin bei der Sache. Bisher war es unnöthig, meine Kinder von unseren unerquicklichen Familien-Verhältnissen zu unterrichten, nun aber soll Dir die zweite Ehe Deines Großvaters zur Warnung dienen, Dir klar machen, warum ich Deine beabsichtigte Heirath nicht zugeben darf. Fahre nicht auf! Du kannst erst urtheilen, wenn Du Bescheid weißt, also höre zu."

Die mütterliche Mahnung zur Ruhe fiel mir ein; ergeben lehnte ich mich im Sessel zurück, und der Vater fuhr fort.

„Dein Großvater, der von Haus aus wohlhabend war, hatte meine Mutter aus Neigung, nicht um ihres Erbes willen geheirathet. Er gehörte zu der allgemach aussterbenden Species der geldverachtenden Idealisten und blieb bis an sein Ende in allen practischen Lebensaufgaben unbehülflich wie ein Kind, während er sich in der Gelehrtenwelt den Namen eines scharfsinnigen Archäologen erworben hat. — So lange meine Mutter lebte, ging Alles gut; musterhaft, wie ihr Vater seine Eisengießerei, leitete sie ihr Hauswesen, erzog ihre beiden Kinder, hielt von ihrem Gatten jede Störung, jedes Unbehagen fern, und ließ ihn, als sie nach vierzehnjähriger Ehe starb, rath- und hülflos zurück. Von allen Seiten wurde ihm zu einer zweiten Heirath zugeredet, auch Großvater Sellmann war dafür; aber als mein Vater, der das sechsundvierzigste Lebensjahr erreicht hatte, uns eines Tages seine achtzehnjährige Braut zuführte, — Schwester Louise und ich waren zu den Sommerferien in Falkerode, und der Vater kam uns dahin nach, — war der Großvater mit dieser Wahl so unzufrieden, daß er sofort ein anderes Testament machte. Danach sollte mein Vater bis zu seinem Tode die ihm vom Schwiegervater gewährte Jahresrente fortbeziehen, aber niemals an das Sellmann'sche Vermögen Anspruch haben. Natürlich erklärte er sich mit Allem einverstanden, aber er wußte wohl kaum, um was es sich handelte; die Liebe zu der schönen Stephanie von Wöhringen nahm ihn vollständig gefangen. Ihr Vater war Offizier gewesen, hatte sein Vermögen durchgebracht und als Selbstmörder geendet. In dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, seit Jahren auf das Gnadenbrod unbemittelter Verwandten angewiesen, machte das junge Mädchen, — ganz wie Martha Steinach, — den Eindruck höchster Anspruchslosigkeit, aber kaum war sie die Frau eines wohlhabenden Mannes, als die verschwenderischen Instincte des Vaters in ihr erwachten. Sie bestimmte den Gatten, nach Berlin zu übersiedeln. — Göttingen war ihr zu klein, zu ernst. Schön, jung, gesallsüchtig, wollte sie in der Gesellschaft leben und glänzen; die einfache Behaglichkeit unseres Hauses mußte einer prunkvollen Einrichtung, seine Ruhe einer lärmenden Geselligkeit weichen. Die Stieskinder wurden in aller Freundlichkeit hinausgedrängt. Meine Schwester lebte bis zu ihrer frühen Heirath beim Großvater, und mir wurde nach Vollendung meiner Studien die Unterhütte zur bleibenden Heimath. Je älter ich wurde, desto peinlicher berührten mich die Zustände, die ich bei meinen Besuchen im Vaterhause fand. Frau Stephanie brauchte sehr viel Geld, — mein Vater war nicht im Stande, ihr einen Wunsch zu versagen; auch nicht, als ihre Ausgaben sein Einkommen mehr und mehr überstiegen. Sein Vermögen schmolz zusammen, doppelt schnell, als mein Stiefbruder Woldemar, der Mutter Ebenbild und des Vaters Abgott, heranwuchs. Stephanie wünschte, daß er Offizier werden möge, aber er zog die Ungebundenheit des Studentenlebens vor und brachte binnen Kurzem eine solche Schuldenlast zusammen, daß der bestürzte Vater in der Unterhütte Hülfe erbitten mußte. Großvater Sellmann gewährte sie, — aber nur dies eine Mal. Als das gleiche Verlangen wiederholt wurde, erklärte er, daß er nichts mehr für den jungen Taugenichts thun könne. Bald darauf starb er, und nun fiel mir die peinliche Aufgabe zu, die Anforderungen des Stiefbruders zurückzuweisen. Aus meinen Privatmitteln konnte ich sie nicht erfüllen, — ich hatte damals schon Weib und Kind, — und die Eisengießerei um Woldemars willen zu belasten, wäre ich, selbst wenn ich es gewünscht hätte, nicht berechtigt gewesen. War ich doch mehr Verwalter als Besitzer der Unterhütte, da nach des Großvaters Bestimmungen das Erbtheil meiner Schwester dem Betriebskapital einverleibt blieb. Stephanie wollte das natürlich nicht gelten lassen; sie fand ihren Gatten und damit ihren Sohn durch des Großvaters Testament widerrechtlich verkürzt und that, was sie konnte, um es zwischen dem Vater und mir zum Bruch zu bringen. Als sie starb, ehe ihr dies gelungen war, blieb wenigstens eine Entfremdung zurück, unter der wir Beide gelitten haben. — Woldemar war inzwischen im vollen Sinne des Wortes zum verlornen Sohn geworden. Von der Universität relegirt, wurde er nach und nach Journalist, Agent, Fechtmeister, Pächter, Schauspieler. Oft blieb er halbe Jahre verschollen, um plötzlich mit irgend einem Project wieder aufzutauchen, für das der Vater, — der seit Stephaniens Tode in einfachster Weise lebte, mithin von seiner Jahresrente einen ansehnlichen Ueberschuß behielt, — die Mittel liefern mußte. In welchem Maße er sich ausbeuten ließ, erfuhr ich aber erst, als ich ihn eines Tages unerwartet besuchte und ihn trotz der Decemberkälte und seiner sechsundsiebzig Jahre im ungeheizten Zimmer, mit einer Decke über den Knieen, am Schreibtisch fand. Die Wirthin, die ich darüber zur Rede stellte, erwiderte, daß er ihr, nachdem Woldemar wieder einmal bei ihm gewesen war, nach jeder Richtung die äußerste Sparsamkeit anbefohlen habe. Natürlich schritt ich ein, das heißt, ich sorgte dafür, daß seine Rente fortan für ihn selbst verwendet wurde, — aber er hat sie kaum noch anderthalb Jahre genossen. Etwa drei Monate nach Deiner Abreise hat, wie Du weißt, ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht. Vielleicht infolge des Schreckens über diesen Brief, der neben ihm gefunden wurde."

Der Vater reichte mir ein Blatt, das aus San Francisco datirt war und meinem Großvater Woldemars Abschiedsgrüße brachte. Mit kurzen Worten, in unsicheren Schriftzügen berichtete ihm der Sohn, daß ihm bei einem Streit das Messer des Gegners zwischen die Rippen gefahren sei, und daß Sachverständige keinen Cent mehr auf sein Leben geben wollten. „Es ist gut so," schloß der Unglückliche, „denn ich bin einmal wieder ganz auf dem Trockenen und habe keine Lust, die Plackerei für nichts und wieder nichts von Neuem anzufangen. Gräme Dich also nicht; Du wirst eine Sorge los, und ich mein elendes Dasein."

„Das hättet Ihr mir schreiben müssen!" sagte ich, indem ich das Blatt zurückgab.

„Warum?" fragte mein Vater in seiner herben Weise. „Von einem persönlichen Verhältniß ist zwischen Woldemar und den Meinigen nicht die Rede gewesen, und Familientrauer anzulegen hatten wir wahrlich keinen Grund. Uebrigens war der Stiefbruder nicht der Einzige, der die gutmüthige Schwachheit Deines Großvaters ausgebeutet hat . . . sieh her . . ."

Mit diesen Worten gab er mir einen Schuldschein des Freiherrn Carl Friedrich von Steinach-Falkerode über den Betrag von 9800 Mark, und ein Briefblatt zur Hand nehmend, fügte er hinzu: „Höre was der Freiherr dabei schreibt." Dann las er:

„Lieber Hollbach! Herzlich danke ich Dir für die 600 Mark, die ich gestern von Dir erhalten habe; Du hast mich dadurch abermals aus peinlicher Verlegenheit befreit, — habe nochmals Dank dafür! — Uebrigens ist es mir diese Nacht schwer auf's Herz gefallen, daß Du, wenn ich sterben sollte, keinen Beweis für Deine Forderung an mich in der Hand hast. Darum schicke ich Dir inliegend meinen Schuldschein über die Gesammtsumme Deiner Darlehen. Der Battendorfer Steinach, dem Falkerode nach meinem Ableben zufällt, hat sie Dir auszuzahlen;" — aber das geht uns nichts weiter an, unterbrach sich der Lesende; „ich wollte Dir nur zeigen, in welcher Weise der Freiherr Deinem Großvater verpflichtet war . . ."

„Lieber Vater, sie waren Jugendfreunde," fiel ich, von seinem bitteren Tone gereizt, eifrig ein: „es scheint mir ganz einfach, daß Einer vom Anderen Hülfe erbeten und erhalten hat."

„Mir auch," sagte mein Vater noch bitterer als vorher; aber wie nennst Du es, daß der Freiherr nach dem Tode seines Freundes die Schuld ableugnet? . ."

„Ableugnet, —" wiederholte ich. „Wie kann er das?"

„Ebenso einfach, wie er auf sie eingegangen ist," antwortete mein Vater. „Als ich ihm, — nur der Ordnung wegen, wie ich ausdrücklich betonte, — den Schuldschein vorlege, erklärt er: die Angelegenheit wäre erledigt; er hätte die fragliche Summe von dem Gelde gezahlt, das er von der Feuerversicherung erhalten habe, und als ich nur irgend welchen Beweis erbitte, da ich, als Vormund der Enkel meiner verstorbenen Schwester, über des Vaters Hinterlassenschaft Rechnung ablegen müsse, wirft er den Kopf zurück und sagt, mich hochmüthig von oben herunter ansehend, sein Wort müsse mir genügen, er wäre ein Steinach! Den Brief meines Vaters, der seine Behauptung bestätigen würde, könne er mir nicht zeigen. — Als ich darauf bemerke, ein Schuldschein könne nicht durch das Wort des besten Edelmanns, sondern nur durch eine Quittung erledigt werden, zuckte er verächtlich die Achseln. — Mir blieb nichts übrig, als zu gehen; aber noch denselben Tag schrieb ich dem Herrn, daß ich bei nochmaliger Durchsicht der Rechnungsbücher meines Vaters nicht eine Spur der angeblich zurückgezahlten Summe gefunden habe, mithin darauf bestehen müsse, den erwähnten Brief des Verstorbenen zu sehen. Am nächsten Morgen bekam ich diese impertinente Antwort:"

„Der Freiherr von Steinach kann auf die Forderung des Herrn Commerzienraths Hollbach nur erwidern, daß ihm seine Ehre nicht erlaubt, ein dem verstorbenen Freunde gegebenes Wort zu brechen, lieber wird er die zurückgezahlte Schuld noch einmal entrichten."

(Schluß folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Eine Epistel über die Gefallsucht.

Von Gustav Beyer.

Es gab eine Zeit, in welcher beim Klange des Wortes „Gefallsucht" allerlei heitere Bilder vor meinem Geiste aufstiegen, in der sein Begriff mir von jugendlich beweglichen Gestalten, blitzenden oder sanft schmachtenden Augen, von Necken und Schmollen, Anlocken und Abweisen in reizender Form, kurz, von dem ganzen Arsenal weiblicher Eroberungskunst unzertrennlich schien. Aber von dieser Ansicht bin ich im Laufe der Jahre abgekommen. Ich habe mich überzeugt, daß die Gefallsucht gar keine so ausschließliche Kunst ist, zu deren Ausübung besondere Veranlagung gehöre, sondern ganz allgemein geübt wird, daß sich sogar Leute damit befassen, denen man alles Andere eher zutrauen möchte, daß ganz erschrecklich viel in der Welt kokettirt wird, an allerlei Orten und von allerlei Volk, — daß es sich in der That hierbei um eine Eigenschaft der Menschennatur handelt.

Ja wirklich, gefallen will Jeder; irgend etwas will der gewöhnliche Mensch durchaus an seiner Person in den Vordergrund stellen, irgend eine Eigenschaft oder Sache, mit der er besonderen Eindruck zu machen hofft, und da nur eine glückliche Minderzahl über Reize und herzgewinnende Liebenswürdigkeit, über Jugend und Regsamkeit in genügender Weise verfügt, so versucht man es, je nach Vermögen und Geschmack, mit anderen Mitteln. Nach Vermögen und Geschmack! Nichts ist so verschieden, wie diese, aber was den letzteren anbelangt, so glaube ich bestimmt, daß er nie und nirgends so seltsame Wege einschlägt, wie gerade auf diesem Gebiet, dem Gebiet der allgemeinen Gefallsucht. Da ist kein Ding und keine Eigenschaft so unbedeutend, so wenig verlockend, daß nicht irgend ein wunderlicher Heiliger gerade hierbei seine Hoffnungen auf Eroberungen stützte; ja, die Erfahrung lehrt, daß gerade das Unschöne, Unsympathische in dieser Hinsicht ein besonderes Vertrauen genießt, daß der allgemeine Geschmack, mit Uebergehung des wirklich Angenehmen an einem Menschenwesen, sich mit Vorliebe dessen bedient, was diesem Wesen am wenigsten zur Zierde gereicht.

Da sind zuerst die kleinen äußerlichen Zuthaten und Ausschmückungen der eigenen Person. Wir finden es natürlich, wenn ein Ring, eine Haarlocke, ein Fächer, eine blanke Stiefelspitze mit der Aufgabe betraut wird, als Schaustück der Liebenswürdigkeit die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. So ein Ding weiß, was es soll. Der Ring gehört zu einer wohlgepflegten Hand und bewirkt durch sein herausforderndes Blitzen, daß man dies bemerkt. Die Locke fällt eigens deshalb so oft in die Stirn, um ebenso oft mit energischem Ruck zurückgeworfen zu werden, denn selbige Stirn ist weiß und von genialer Wölbung. Der Fächer giebt zu anmuthigem Augenspiel Gelegenheit, ja selbst die Stiefelspitze hat ihre berechtigte Mission; ihre Zierlichkeit soll der Phantasie das ganze Füßchen vorzaubern. Was in aller Welt aber ist erst an einer Narbe, an einer recht abscheulichen Narbe, die das Gesicht unheimlich in zwei Hälften theilt, Reizvolles und Verlockendes? Und doch sehen wir den Bruder Studio solchen „prachtvollen Schmiß" mit einem Stolze, einer Selbstgefälligkeit zur Schau tragen, daß wir deutlich erkennen, seine vornehmlichsten Hoffnungen auf Eroberungen stützen sich gerade hierauf. Auch an den monströsen Thiergebilden, Menschenfratzen, Todtenköpfen u. dergl., die an Berloques, Stockknöpfen und Schmucksachen prangen, kann der gewöhnliche Beobachter beim besten Willen nichts Anziehendes finden; aber der glückliche Besitzer ist überzeugt, daß ihr pikanter Reiz das sprödeste Herz bezwingt. Ein Handschuh von schreiender Farbe, der Zipfel eines bunten Tuches, das schelmisch aus der Brusttasche lugt, ein Tropfen Parfüm, — hundert und aber hundert solcher Kleinigkeiten sehen wir im Dienste der Gefallsucht, und jede einzelne erfüllt den Eigenthümer mit der tröstlichen Gewißheit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Es kommt bei diesen Dingen auch gar nicht auf Tadellosigkeit, nicht einmal auf Sauberkeit an. Wer den Turner und Deutschthümler sieht, wie er mit hoher Selbstgefälligkeit den gar nicht sauberen Hemdkragen zur Schau trägt und gerade in ihm ein wesentliches Attribut germanischer Mannhaftigkeit zu erblicken scheint, — der wird das glauben. So einem Herrn könnte man dreist das eleganteste Kostüm zur Verfügung stellen, er würde sich nicht entschließen, der geliebten Tracht zu entsagen. Auch jener arme Maler im schäbigen Sammetrock und mit dem langen, ungepflegten Haar thäte es nicht. Einhergehen wie andere Leute, im gewöhnlichen, landesüblichen Rock, in üblicher Frisur, — nicht um die Welt! Das hieße die ganze Erscheinung ihres ureignen, originellen Reizes entkleiden.

Die Gefallsucht ist eben in der Wahl ihrer Mittel unberechenbar und beschränkt sich keineswegs auf solche rein äußerlichen Dinge; auch nach anderer Richtung verfolgt sie ihre eigenen, seltsamen Wege. Gesunde Körperkräfte, Lebensfrische und ungeschwächte Sinne pflegt man doch gemeinhin zu den schätzenswerthen Dingen zu rechnen, ja man sollte meinen, daß ein Mensch im Vollgenuß derselben von Natur anziehender sei, als der gebrechliche; aber der allgemeine Geschmack weiß es besser: mit nichts wird so gern und so häufig kokettirt, wie mit Schwächen und Gebrechen! Man setzt seine Ehre darein, solche zu besitzen, wenigstens in irgend einer Weise vom normalen Zustand abzuweichen, und wer es nicht kann, bemüht sich, wenigstens den Schein anzunehmen. Wer zählt die Monocles und Pincenez, die Lorgnons und Brillen, die lediglich im Dienst der Gefallsucht als Wahrzeichen interessanter Kurzsichtigkeit aufgeboten werden? So ein Stückchen Glas, das, am schwarzen Schnürchen baumelnd, von dem lieblich gekniffenen Auge allein festgehalten werden muß und doch auf fatale Weise immer herausfällt, ist natürlich ein höchst unbequemes Ding; aber das richtige Stutzerauge würde sich schämen, ohne solche Bewaffnung zu erscheinen. Von ähnlicher Wirkung sind die goldenen und blauen Brillen; sie geben dem Gesicht so etwas Gelehrtes, Durchgeistigtes, werden daher auch mehr von reiferen Gefallsüchtigen, besonders männlichen, angewendet. Ueberhaupt ist das schwache Auge sehr in modischem Ansehen, dagegen findet sich merkwürdigerweise selten oder nie die Taubheit als Mittel der Gefallsucht. Oder hat man schon Jemand mit dem Höhrrohr kokettiren sehen?! — Am allerbeliebtesten aber sind jedenfalls die Nerven. Wer es nur irgend haben kann, Jung oder Alt, Männlein oder Fräulein, schafft sich ein wenig Nervosität an. So ein gelegentliches Aufschrecken beim Klappen einer Thür, so ein hinsterbender Seufzer: „O Gott, meine Nerven!" gilt für außerordentlich effectvoll; Ohnmachten sind, wie ich glaube, nicht mehr in der Mode, aber eine Idiosynkrasie ist um so beliebter. Beim Anblick einer Raupe, beim Heranschleichen eines Kätzchens keine Nervenzufälle bekommen, hieße, nach der Ansicht vieler Damen, sich der besten Chancen für Eroberungen begeben. Das Lahmsein erfreut sich gerade keiner allgemeinen Beliebtheit, wenigstens nicht so, daß irgend Jemand es fingirte, aber man sieht doch hier und da auch einen schleppenden Fuß, ein leichtes Hinken recht ostentativ zur Schau tragen; ja, ich kann versichern, daß eine Dame, die, ohne jung, schön oder liebenswürdig zu sein, doch mit allen Ansprüchen auf Eroberungen auftrat, dieselben einzig und allein auf den pikanten Umstand gründete, daß sie an der Krücke ging. — Das Stammeln, Lispeln und Suchen nach Worten ist ebenfalls recht beliebt; so ein periodisch auftretendes „Ah" und „Hem" giebt, nach der Meinung Vieler, der Rede etwas ungemein Fesselndes; ebenso ist das Anklingen eines fremden Dialektes höchst wirkungsvoll. Leute, die eine Woche in Wien zubrachten, sprechen nach Jahren noch „weanerisch"; Andere, die kurze Zeit im Auslande waren, haben ihre Muttersprache ganz unglaublich schnell vergessen und bringen in derselben keinen fließenden Satz mehr zu Stande. Alle Augenblicke genirt sie der Umstand, daß ihnen statt des deutschen Wortes das fremde einfällt; es ist sehr ärgerlich, aber was will man dagegen thun? Noch Andere haben nur Verwandte im fernen Lande, oder ihre Vorfahren wohnten einmal dort, und daraufhin finden sie nicht einmal einen ehrlichen deutschen Namen mehr für ihre Kleinen, sondern nennen sie James, Russza oder Marion, je nach der Art ihrer kosmopolitischen Beziehungen. Sehr natürlich! So ein Jaques ist doch unbestritten ein ganz anderer Kerl, als der ganz ordinäre Jakob, und wenn er zehnmal wie ein Jakob aussieht. Das Fremdartige hat aber einen bestrickenden Zauber und läßt eine kokette Verwendung willig zu. Aber wer erklärt die Vorliebe, mit der sich die Kokketerie abnormer Körperzustände bedient? Man ißt nicht, man schläft nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, man kann nichts vertragen. Fräulein X. setzt sich mit ganz rechtschaffenem Appetit zu Tisch, aber Gott verhüte, daß Jemand etwas davon ahne: sie pickt und nippt wie ein Vögelchen und ist überzeugt, daß diese ätherische Bedürfnißlosigkeit ihr die gesammte Männerwelt zu Füßen legt. Und der alte Herr dort, dem es doch sicher nicht um solche Erfolge zu thun ist, schiebt seufzend seinen Teller fort: „Ach! mein armer Magen! Wo sind die Zeiten, da ich ihm das bieten konnte!" Er verräth aber mit keinem Worte, welche Zumuthungen er noch soeben an diesen guten, verleumdeten Magen gestellt hat. Auch schlaflose Nächte erfreuen sich einer großen Beliebtheit, denn man hört sehr oft die betrübende Thatsache, nicht geschlafen zu haben, gleich etwas Rühmlichem mit Eifer und Erbitterung verfechten. Weiter ist die Zahl der Schwächlichen und Empfindlichen, der Hüstelnden und Erregbaren, sowie derer, die von einer kleinen Anlage zur Schwindsucht oder Auszehrung die bedeutsamsten Erfolge erwarten, eine geradezu erstaunliche!

Daß sich die Gefallsucht mit Schwächen und Mängeln nicht auf die körperlichen allein beschränkt, ist natürlich. Auch auf geistigem Gebiet tritt das eigenthümliche Bestreben zu Tage, mit dem, was dem Wesen am unvortheilhaftesten ist, zu blenden, zu fesseln; doch verliert es hier leider den Charakter der Harmlosigkeit. Mögen immerhin die Klagenden und Seufzenden mit ihren Nerven- und sonstigen abnormen Zuständen der Familie wie dem Bekanntenkreise oft recht lästig werden, so ernst und nachhaltig gestalten sich die Folgen selten, wie bei jener Gefallsucht mit geistigem Gebrechen, bei denen der Mensch thatsächlich in seine eigenen Fehler verliebt ist.

In die eigenen Fehler verliebt! Das ist es! Und es ist schlimm genug! Denn hier kann von einem Einlenken auf bessere Wege niemals die Rede sein; man hält ja gerade diese Besonderheiten für einen ganz aparten Vorzug, den Niemand nachmachen kann, den man so wenig hergeben möchte, wie der Dandy sein Lorgnon oder die geniale Stirnlocke. „Ich bin nun einmal so!" sagt man und bildet sich ein, Jedermann müsse freudig erstaunt und hingerissen sein, daß man „so" ist. „Ich bin nun einmal so," sagt der rücksichtslose Polterer und Grobian. „Was ich denke, das sag' ich frei heraus; ich kann und mag kein Blatt vor den Mund nehmen." Ganz gut, ein solcher Freimuth mag dem Polterer selbst bewundernswerth bedünken; aber seht einmal, wie bittere Thränen dem harten Wort nachfließen, wie treue Freunde sich verletzt abwenden, wie Alles den Grobian endlich meidet, der da glaubt, man müsse seine Art gelten lassen, weil er doch einmal „so" ist und sich in der Rolle des Grobseins so wunderschön findet. Nicht viel besser ergeht es denen, die mit ihrer Gleichgiltigkeit kokettiren. „Ich lasse es an mich herankommen," sagen sie; einen Besuch machen, eine Aufmerksamkeit erweisen, Jemand verpflichten, das ist Alles nicht ihre Art, das „kann wirklich Niemand von ihnen verlangen," sie „sind nun einmal so". Ja, sie lassen es an sich herankommen, aber es kommt nicht lange; die Gesellschaft schließt endlich ihre Kreise und läßt sie draußen; sie wollten sich suchen lassen, aber siehe da! Niemand vermißt sie. Keine Spur von dem zärtlichen Protest, den sie erwarteten. Sie verschmähten es, sich der Welt in Erinnerung zu bringen und werden nur zu bald vergessen. Unzählig sind die Formen geistiger Hülflosigkeit, in der sich Menschen gefallen. Gedächtnißschwächen aller Art steckt man sich wie einen reizenden Schmuckgegenstand vor und macht Staat damit. Einer erzählt frohlockend, daß er für Daten absolut kein Gedächtniß habe, und meint, um dieser liebenswürdigen Eigenheit willen müsse man ihm jedes Uebergehen von Geburtstagen und ähnliche Verstöße gern nachsehen. „Mein Gott," denkt und sagt er, „wer kann mir so etwas übel nehmen? Ich bin doch einmal so!" Aber merkwürdig, es wird doch übel genommen, gerade so wie dem Anderen, der kein Personen-Gedächtniß hat und im Vertrauen auf das Gewinnende dieser Eigenschaft gar keinen Versuch macht, ihr das Beleidigende zu nehmen. „Mit wem habe ich die Ehre?" sagt er zu Einem, der ihm mit der freudigen Zuversicht eines guten Bekannten entgegentritt, „Sie müssen wissen, lieber Herr," setzt er vielleicht beim Anblick der enttäuschten Miene hinzu, „daß ich mir Physiognomien durchaus nicht merken kann." Damit glaubt er die Sache nicht nur beigelegt, sondern sogar die bewundernde Sympathie des Anderen gewonnen zu haben; aber dem ist nicht so: Das Nichterkennen am unrechten Platze, wie das Nichtbeachten der Tage, die Anderen wichtig sind, wirkt im Stillen unheimlich fort, eine feindliche Macht, die man heraufbeschworen hat. Auch das schlechte Ortsgedächtniß ist oft Gegenstand der Gefallsucht; aber Alle, die sich darin gefallen, nirgends hin zu finden, sich nirgends zu orientiren, können wir einer anderen großen Gruppe von Gefallsucht, den kindlich Unbeholfenen, zugesellen. Gott bewahre uns vor dieser Art! Die rührende Vertrauensseligkeit und Zerstreutheit des lieben Onkelchens, das überall etwas vergißt, in allen Taschen ungezähltes Geld stecken läßt, bei den einfachsten Dingen sich an die bessere Einsicht Anderer wendet, weil er, wie er lächelnd versichert, „von all' den Geschichten nichts versteht," wird ihm und Anderen leicht zum Verhängniß, und wenn eine gereifte Frau in „köstlicher naiver Unerfahrenheit" es unmöglich findet, die alltägliche Geschäftsformalität zu begreifen, das Kleinste allein zu besorgen, „weil ihr lieber Mann sie in all' diesen Dingen so sehr verwöhnt hat," so scheinen mir Alle, die um sie sind, beklagenswerth. So eine liebe Unschuld, so ein herziges Kind in gesetzten Jahren ist das Anspruchsvollste, was es geben kann; es verlangt von einem Jeden, daß er ihm des Lebens Last und Verantwortung abnehme, es ist zu nichts nütze und will zu nichts brauchbar sein; „es ist doch nun einmal so," und wenn die Welt es nur einfach bei Seite schiebt, anstatt seine freiwillige Unerfahrenheit und Hülflosigkeit derb abzufertigen oder grob zu mißbrauchen, so kann es von großem Glück sagen.

„Ich bin nun einmal so!" Dies Wort, das auf allen Wegen so selbstgefällig ertönt, das der Welt wie ein Freibrief für alles Mögliche entgegengehalten wird, hat schon viel Unheil angerichtet. Häusliche, liebevolle Gatten entwöhnen sich des eigenen Heims, weil die Herrin in fanatischer Wirthschaftlichkeit es zu einer Stätte des Unbehagens macht. Sie „arbeitet sich zu Tode," weil keines der ewig wechselnden Dienstmädchen es ihr zu Danke macht. Sie wird gallsüchtig, unschön, unliebenswürdig in dem beständigen Kampf, aber sie möchte um keinen Preis der geliebten Eigenheit entsagen, die sie nach ihrer Meinung weit über alle anderen Frauen erhebt. Wer das triumphirende Gesicht sieht, mit dem sie auf alle Bitten und Vorstellungen, sich zu schonen, erwidert: „Ich weiß, daß ich mich krank mache, mir das Leben verbittere, aber — ich bin nun einmal so," — der erkennt deutlich, daß sie in dieses unselige „so sein" rettungslos verliebt ist. Ebenso häufig hören wir das Wort von ihrem Gegenstück, der Unwirthschaftlichen, die im Bewußtsein einer feineren Geschmacksrichtung oder höheren Bestimmung die häuslichen Pflichten von sich weist: „Ich kann mich nun einmal nicht mit solchen Dingen befassen," sagt sie stolz und bildet sich viel ein auf dieses aristokratische oder geniale „Nichtkönnen". Aber während sie am Schreibtisch, im Salon, in Ausstellungen und Vereinen ihrer Bestimmung folgt, entbehrt die Haushaltmaschine der leitenden Hand, sind die Kinder fremder Pflege und Erziehung anheimgegeben, entfliehen auch ihrem Heim die guten Geister des Friedens und der Behaglichkeit, und Verwahrlosung, Unordnung, wenn nicht Verfall und Elend, halten ihren Einzug, weil sie, die Herrin, das und jenes nun einmal nicht konnte, weil sie „einmal so ist!" —

Doch genug der traurigen Bilder. Nicht immer führt das rein menschliche Verlangen, mit irgend etwas zu gefallen, zu ernsten Consequenzen, wenn es auch, als etwas Unberechenbares, immer gewisse Gefahren in sich schließt; denn wer bürgt einem Menschenkinde dafür, daß seine Wahl nicht auf irgend etwas Wunderliches, Komisches, Unpassendes oder gar für Andere Störendes fällt? Wer sagt uns, ob nicht gerade wir, ohne es zu ahnen oder zu wollen, irgend etwas an unserer Person in den Vordergrund stellen, was uns am allerwenigsten liebenswerth erscheinen läßt? Das muß schon ein sehr abgeschlossener, in sich vollendeter Mensch sein, dazu ein höchst nüchterner und scharfblickender, für den solche Gefahr ganz ausgeschlossen wäre. Ja, noch mehr, für ihn ist sie erst recht nicht ausgeschlossen; denn wer sich selbst so sicher und über Alles erhaben fühlt, wird schließlich kaum umhin können, mit diesen Ansichten, — ein wenig zu gefallen! So ist also Niemand sicher, und darum mag jeder Art der Gefallsucht, der wir in harmlosen Formen begegnen, Anspruch auf unsere Nachsicht gewährt sein. Ein Händedruck den armen Schlaflosen und Magenkranken, den Schreckhaften und Blödsichtigen, den ewig Lachenden und ewig Weinenden; sie sind glücklich in ihrer Rolle und schaden Niemand. Aber jene Anderen, die einer blinden Verliebtheit in die Narrheiten ihres Wesens, eines seltsamen Wahnes willen, die höchsten Güter des Lebens opfern, — sie, die sich und Andere unglücklich machen, weil sie sich gerade darin besonders liebenswürdig finden, — möchte die ernste Schule des Lebens diesen Allen zu Hülfe kommen und ihnen das Wort verleiden, das sie so selbstgefällig der Welt entgegenhalten: „Ich bin nun einmal so!" —

Nachdruck verboten.

Mynheer de nieuwe Doctor.

Ein holländisches Dorfgeschichtchen von Wanda Bartels.

Siehe die Abbildung „Neugierige holländische Mädchen", Seite 61.

Was für eine feierliche Sonntagsstille über dem Fischerdörfchen liegt, und doch ist heute nur ein gewöhnlicher Wochentag.

Es ist gerade, als ob die Sonne und der Wind und die Häuser mit den Menschen zugleich unter dem Banne des gestrengen Herrn Bürgermeisters stehen, der ein Feind aller Unordnung, allen Schmutzes und aller thörichten, weltverderbenden Lustigkeit ist. Ernst und streng malt die Sonne ihre pedantischen Schulmeisterstriche unter die blitzblanken Fenster und die neugestrichenen Thürpfosten, als wollte sie deren besondere Reinlichkeit hervorheben; der Wind, der draußen in der Düne solch' ein thörichter, wilder Bursche ist, schleicht sich im Dorfe schüchtern an den Häusern entlang, nicht wagend, mit den ungehörigen Dingen, wie etwa Papierfetzen oder trockenen Blättern, ein wenig Haschen zu spielen; nein, ganz im Sinne des gestrengen Herrn Bürgermeisters kehrt er sie in eine Ecke und streicht ernsthaft daran vorüber, wie es einem würdevollen holländischen Winde nach des Herrn Bürgermeisters Meinung zukommt.

Wie groß aber des gestrengen Herrn Macht über die Menschen im Dorfe ist, da Sonne und Wind sich ihm fügen müssen, — nun, das läßt sich einfach gar nicht abmessen, denn dieselbe ist unbegrenzt. Sie ist so groß, daß jeder Laut ringsum in Ehrfurcht erstorben ist, noch ehe er recht zum Bewußtsein seiner selbst gelangte. Kein Mensch ist in den Straßen; und wie sollte das auch sein? Die Männer und Buben sind die ganze Woche lang draußen auf der See und kehren nur Sonntags heim, und die Frauen arbeiten in den Häusern. Kein Lied dringt durch die zurückhaltend geschlossenen Thüren; keine liebevollen Berichte über der Nachbarn Thun und Treiben werden durch die halb in die Höhe geschobenen Fensterrahmen geflüstert: Der Herr Bürgermeister will es nicht, denn es ist Thorheit und weltlicher Leichtsinn, und Alles im Dorfe beugt sich seiner Macht.

Alles! —

Aber warum verläßt der Herr Bürgermeister jeden Nachmittag das Dorf mit ein wenig haftigeren Schritten, als sich eigentlich für ihn schickt? Ja, je näher die Zeiger des altersgrauen Thurmes der vierten Nachmittagsstunde rücken, desto mehr sieht sein Spaziergang einer Flucht ähnlich (wenn man ein so respectwidriges Wort überhaupt in Bezug auf eine solche gewaltige Persönlichkeit anwenden darf), — aber Thatsache ist

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Neugierige holländiſche Mädchen. Von Hans Bartels. — Siehe Seite 60.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es, daß er seine ganze Würde erst da draußen wiederfindet, wo die runden Weidenbäume sich ernsthaft im Kanal spiegeln, und die Wiesen mit den satten schwarzen Kühen eine angenehme fried- und würdevolle Perspective bilden.

Ja, was in aller Welt zwingt den Allgewaltigen zu diesem täglichen Rückzuge?

Nichts anderes, als die Strickschule.

Alles im Dorfe hat der Herr Bürgermeister unterjocht: die Männer, die Frauen und sogar die Buben, — aber hier ist er gescheitert.

Wie ein Strom von jubelnder Lebensfreude bricht es heraus, wenn die grünen Pforten der Strickschule sich öffnen; zwitschernd, lachend, kichernd, flüsternd und schmollend, wie ein Flug wilder Tauben voll Unruhe hin- und herflatternd, ergießt es sich in die ruhige Straße, das Heer der lustigen Strickerinnen: lauter rothwangige, blitzäugige, lachende Mädchen, kleine und große.

Was Wunder, wenn der Herr Bürgermeister vor diesem thörichten, weltlichen Heer schon an gewöhnlichen Tagen davonrennt, wieviel mehr denn heute, wo der neue Doctor zum ersten Male in's Dorf kommt. Das ist so eine Sache, wo das wilde Heer sich in seinem ganzen Glanze zeigen wird, denkt sich der Herr Bürgermeister und erinnert sich mit stillem Entsetzen an den Tag seines Einzuges.

Unterdessen zieht der lustige Schwarm auf der entgegengesetzten Seite zum Dorfe hinaus, bis an die Mühle, die am Rande des Klinkerweges steht. Von dort aus können sie die Straße übersehen und die alte, grüne Glaskutsche erwarten. Mit welchem Behagen sie sich im Grase niederlassen: Arida van der Plaß und Leunje Jaspers als Anführerinnen und dann Alle die Anderen: Maartje van der Duin und Maartje van Rhin, Aldje und Katje Hoog und wie sie Alle heißen. Die Sonne funkelt in den blanken Kugeln an ihren Stirnen und läßt die weißen Hauben hell aufleuchten, und sie sitzen im Grase, schwatzen und lachen und erwarten die alte grüne wackelige Glaskutsche mit dem neuen Doctor.

Es dauert lange, aber was thut das? Sie haben ja Zeit. Arida van der Plaß und Leunje Jaspers werden schon sorgen, daß die Langeweile nicht bei ihnen einkehrt. Und richtig: die zwei sind die ersten, die die geliebten fünf Kalbsknöchelchen aus der Tasche ziehen und über ein Weilchen sind alle die rothen Plappermäulchen verstummt, und man hört nur den klanglosen Ton der Kalbsknöchelchen, die in der Luft an einander stoßen und mit dem Rücken der flinken Hände gefangen werden.

Wie lange Mynheer de Doctor ausbleibt! —

Da, — endlich rollt sie um die Ecke, die herrliche alte Kutsche mit dem gewölbten, grün gestrichenen Dache und den großen geschweiften Fenstern. Feierlich, wie ein Standbild der Ruhe, sitzt der dicke, glattrasirte Kutscher auf dem Bocke und mit einem feierlichen stattlichen Trab gedenken die würdigen dicken Pferde ihren Einzug in's Dorf zu nehmen.

Hurrah, mit welchem Schwunge die ganze Strickschule auf den Beinen ist! Mit welcher an ein Wunder grenzenden Schnelligkeit alle schreienden kleinen Brüder und Schwestern auf den Armen der Großen verstummen; so schnell, daß wohl das Geschrei aufhört, aber wie ein Märchen vom Dornröschen, die weitoffenen Mäulchen von der unterbrochenen Thätigkeit Kunde geben.

Eins, zwei, drei, wie ein Volk Rebhühner, flattern sie über den Graben und nun geht es „trapp trapp, trippel trappel, klapp klapp" auf den hölzernen Schuhen hinter der Kutsche her.

Mit einem feierlichen kleinen Hopser biegt dieselbe aus dem Klinkerwege in die gepflasterte Dorfstraße, um zunächst den Weg nach dem Wirthshause zu nehmen; die Dorfmädchen hinterher; springend, lachend und außer Athem; ihren Gefangenen mit einem jubelnden Siegesmarsche, den ihre Holzschuhe auf dem Pflaster trommeln, in's Dorf einführend.

Er kann ihnen nicht entrinnen, mit aller List der Welt nicht; so lange er im Dorfe zu thun hat, ist er ihre Beute, wie es der alte Doctor vor ihm war, und wie überhaupt Alles, was nicht zur alltäglichen Gewohnheit des Dorfes gehört, ihre Beute war und ist und sein wird.

Doch die grüne Glaskutsche hält endlich vor dem Wirthshause und Ihr meint natürlich, der Doctor steigt nun aus.

Ja, wenn er könnte! Aber im Begriffe auf das Trittbrett zu treten, umgiebt ihn ein Gewimmel von weißen Hauben, blitzenden Augen, rothen Wangen und lächelnden Mündern, neugierige Händchen greifen nach seinem Rocke, seinem Spazierstocke und seiner Ledertasche und im jubelndem Chor dröhnt es in seinen Ohren:

„Mynheer de Doctor! de nieuwe Doctor!" —

Mynheer de Doctor steht einen Augenblick ganz erstarrt; dann blickt er hülfesuchend nach dem Kutscher. Aber der Philosoph thut, als hörte er von dem Lärme keinen Ton, weiß er doch, daß in diesem Falle nichts nützt, nicht einmal ein Schwippchen mit der langen Peitsche. In diesem Falle nützt nur Jansje und bis sie erscheint, schaut der dicke Kutscher angelegentlich nach der anderen Seite, als wäre da drüben, wo die Düne über die winzigen Häuser blickt, irgend ein Wunder zu ergründen.

Da erscheint Jansje, wie sie in diesem Falle zu erscheinen pflegt: den einen, lahmen, Fuß im Holzschuh, den gesunden im bloßen Strumpfe; den fehlenden Holzschuh in der Hand schwingend, um sich mit festen Knüffen und Püffen ihren Gast zu erobern. Nur daß es nie zu den beabsichtigten Püffen kommt, denn bei Jansje's Erscheinen ist das ganze wilde Heer wie weggeweht, — auf irgend eine zauberhafte Art und Weise verschwunden, und Mynheer de nieuwe Doctor steht mit einer wunderlich verdutzten Miene auf dem Trittbrett der altmodischen grünen Kutsche und starrt die ernsthaft verschlossenen würdigen Häuser an und die stille Straße, — reibt sich die Augen und ist geneigt, an einen Elfenzauber oder so Etwas zu denken, bis Jansje mit ihrer mürrischen Stimme ihn einladet, in's Haus zu treten. „Bande, diese Kinder!" sagte Jansje mit ihrer müden einförmigen Stimme, während sie dem Doctor voran die steile Treppe emporhumpelt, die dicht hinter der Thüre anfangend, wie eine Hühnerstiege in's Gastzimmer führt.

„Bande, diese Kinder!" sagt sie nochmals, während sie mit der weiten Schürze über den Tisch fährt. Sie spricht diesen Satz ohne jeden Aerger, ganz geschäftsmäßig, und wie sollte das wohl anders sein, da sie jeden Gast aus den Händen der Kinder erobert und jeden Gast mit den gleichen Worten begrüßt.

Mynheer de Doctor setzt sich und bestellt Kaffee.

Jansje steht auf, lehnt sich über das grüne Treppengeländer und ruft:

„Annje, Coffie!" setzt sich wieder auf ihren gewohnten Stuhl in der Ecke und strickt.

Ueber ein Weilchen fühlt sie die Verpflichtung, Mynheer zu unterhalten.

„Ja ja, Mynheer," sagt sie mit ihrer mürrischen Stimme, „diese Kinder! Hevvt Ü ook welke? — Nee? Na dat is gut. Nix als Unglück um Kinders, nix als Unglück. — Var drei Jahr' verheirathet, — drei Kinder, — kamm geboren, — alle todt. Und erst das Unglück, wenn sie alle am Leben bleiben, wie bei meiner Schwester. Sie hatte die Wirthschaft früher, — zu viel Esser, — Alles verloren, — da hab' ich sie gekauft, — nix als Unglück, — — aber wart' Ihr Rangen —" und in heller Wuth springt Jansje auf, denn das ganze grüne Treppengeländer strotzt plötzlich voll weißer Hauben und lachender Gesichter und große neugierige Augen heften sich voll Entzücken über die gelungene Kriegslist auf Mynheer de nieuwe Doctor.

Mynheer de Doctor begreift, begreift, daß er der Strickschule hier nicht entgehen kann, zahlt seinen Coffie, informirt sich über den Weg zu seinen nächsten Kranken, und geht.

Mit welchem Jubel sie ihn empfangen, da er ihr Reich betritt! Mit welcher Begeisterung das ganze weißhäubige Heer hinter ihm drein zieht! Wenn Mynheer de nieuwe Doctor der Rattenfänger von Hameln wäre, könnten die herzigen Meisjes nicht folgsamer hinter ihm drein marschiren.

Mynheer de Doctor wird ungeduldig, er wendet sich um und schilt und droht, — sie lachen und poltern kichernd hinter ihm her, wie er weiter geht. Mynheer de Doctor macht die schnellsten Schritte, die schon fast nach einer Flucht aussehen, — heißa! jubelnd stürzt die ganze Strickschule hinterher.

Um wenigstens einen Theil seiner Würde zu retten, beschließt Mynheer nach der Glaskutsche zurück zu kehren. Aber ach! die ganze Länge des Dorfes liegt zwischen dem Giebel von 1612 und der alten Grünen. Aber es muß sein; und voll Muth begiebt sich Mynheer auf den Weg; die klappernden Meisjes hinterher.

Aber was ist das? Hat der gestrenge Herr Bürgermeister die ganze Würde und strenge Feierlichkeit des Dorfes mit sich hinausgenommen an den Kanal zu den runden Weidenbäumen? — Vor den Thüren stehen plaudernde Frauen, und wie Mynheer de Doctor mit dem lustigen Schwarme vorüberzieht, geht eine oder die andere so in Gedanken mit, — etwa die Mutter von Arida van der Plaß oder Leunje Jaspers, die eines von den Kleinen zurückhaben wollen; dann über ein Weilchen kommt der Melkmann von der Stadt zurück, die Meisjes lachen ihm zu, er lacht zurück und geht mit, dann ein paar Nachbarinnen, dann der Gemüsebauer, dann dieser und jener, — und wie Mynheer de Doctor sich umschaut, sieht er sich an der Spitze einer ganzen Lawine von klappernden Holzschuhen und lachenden Gesichtern.

Mynheer wird es heiß und kalt bei diesem Anblick. Mit raschem Blick schätzt er die Entfernung zum Wirthshaus und — schwenkt kurz entschlossen in eine Seitenstraße, die zum Bahnhof führt, den dicken Kutscher und die altmodische grüne Glaskutsche verrätherisch im Stiche lassend.

Die Erwachsenen aus Mynheer's Gefolge besinnen sich auf ihre Würde und gehen auf der Hauptstraße weiter, aber die Meisjes! Ach du lieber Gott, als ob die Strickschule auf irgend eine Weise von der Welt abzuschütteln sei! Jubelnd stürmen sie hinter Mynheer de Doctor her, bis auf den Bahnhof. Mynheer de Doctor zieht seine Börse, wirft alles Kupfergeld, das er bei sich hat in die jauchzend emporgestreckten Hände und rettet sich in den Wartesaal, wo er sich ganz erschöpft niederläßt.

Da fliegt es, wie ein Schwarm wilder Tauben, gegen das große Fenster. Nasen und Lippen drücken sich platt an den Scheiben, und die lustigen Augen suchen Mynheer de Doctor in der halbdunklen „Wachtkamer", nickend und winkend, bis das Signal zum Einsteigen ihn von dem reizenden wilden Heer befreit.

Begreift Ihr es nun, warum der gestrenge Herr Bürgermeister, der ein Feind aller Unordnung, allen Schmutzes und aller thörichten weltlichen Lustigkeit ist, jeden Tag um vier Uhr an den Kanal hinausflüchtet, wenn die Strickschule ihre grünen Pforten öffnet, und nicht eher wieder kehrt, als bis die Sonne und die Hühner und die lustigen Meisjes zu Bett sind, und das ganze Dorf voller Würde und Feierlichkeit und Ordnung ist, wie es sich für ein braves altes holländisches Fischerdorf geziemt, — nach des gestrengen Herrn Bürgermeisters Meinung? —

Nachdruck verboten.

Musik in und außer dem Hause.

Von F. Benefeld.

III.

Giebt einerseits die Oper die mannigfachste Anregung, allgemein genommen, so sind die Concerte andererseits für die Kunst von unmittelbarem und maßgebendem Einflusse. Sie sind bestimmend für den Ruf der Componisten, Virtuosen und Sänger, die ja auf diese Weise direct auf das Publicum einzuwirken im Stande sind. Außerdem aber wird mit ihnen die Kritik in den Tagesblättern wachgerufen, die dann wie Metten-Glöcklein oder Sturmglocken in alle Welt hinausschallt, je nachdem der Betreffende einen mehr oder minder starken Strang zum Reclameläuten disponibel hat. Auf die Heranbildung des Publicums für das Erkennen der Kunst, und auf die Läuterung des Geschmackes desselben können und sollen die Concerte Einfluß haben, und sie geben, richtig geleitet, dann auch den Gradmesser für die Urtheilsfähigkeit desselben ab.

Es fragt sich nun, ob unsere Concerte, so wie sie nun einmal sich gestaltet haben, ihren Zweck und ihre Aufgabe wirklich erfüllen und da müssen wir einer großen Zahl derselben gegenüber uns abwehrend verhalten.

Seit Berlin die Hauptstadt des mächtigen deutschen Reiches geworden, ist hier, wie auf allen geistigen Gebieten, auch im Musikleben eine Centralisation eingetreten, die demselben einen eigenthümlichen Stempel aufdrückt. Componisten, Virtuosen, Künstler jeglicher Art suchen die Reichshauptstadt auf, um von dort aus eine feste Grundlage für ihren Ruf zu gewinnen. Das ist an und für sich natürlich und begreiflich. Auf diese Weise aber strömt eine solche Unmenge von Darbietungen zusammen, daß Schlechtes und Gutes in sinnverwirrendem Zuviel vor uns erscheint. In wieweit in diesem Punkte eine gesundere Gestaltung der bewegenden Factoren nöthig wäre, will ich hier verschweigen, da die Frauen-Zeitung kein Kampfplatz für derartige Prinzipien und — Geschäftsfragen, — leider spielen letztere dabei eine maßgebende Rolle, — sein kann. Es mag genügen, wenn ich meinen verehrten Leserinnen das Bild zeige, wie es unser Concertleben hier in Berlin und im ähnlichsten Spiegelbilde außerhalb der Reichshauptstadt bietet.

Den weitaus größten Theil der Concerte füllen die Virtuosen aus, und je nach den verschiedenen Arten derselben zerfallen die Leistungen in Componisten-, Lieder-, Klavier- und ähnliche „Abende". Diese nun vertheilen sich auf Meister und solche, die es werden wollen, und da es bekanntlich einsam auf der Menschheit Höhen ist, so ist die Zahl derjenigen Darbietungen, die auf wirklichen Kunstwerth Anspruch machen können, eine erschreckend kleine. Aber das thut nichts! Jeder oder Jede, die ihre Studien vollendet zu haben glauben und in der glücklichen Lage sind, über einigen Mammon verfügen zu können, lassen durch den geschäftskundigen Agenten Reclame machen, auf die allerdings meist nur wenige zahlende Leute hineinspringen. Der größte Theil des Saales wird ausverschenkt an Freunde und an die Verwandtschaft des Concertgebers und des Agenten bis in's tausendste Glied. Die Gutmüthigkeit eines und des anderen Berichterstatters kann dann mit möglichster Umgehung der sachlichen Beurtheilung wahrheitsgemäß eine überaus beifällige Aufnahme bestätigen. Das genügt im Wesentlichen, um im weiteren Umkreise Berlin's für fernere derartige Unternehmung als Empfehlung benutzt zu werden. Ich will nun nicht behaupten, daß die Leistungen dieser Art nicht nach und nach von einem großen Theile des kunstverständigen Publicums auf ihren wahren Werth erkannt würden; die überaus geringe Theilnahme der zahlenden Zuhörer beweist das zur Genüge. Schlimm aber ist, daß auf solche Weise die Lieder-, Klavier- und ähnliche sogenannte Abende dadurch zur Regel geworden sind. Heinrich Ehrlich hat bereits vor einiger Zeit in diesen Spalten (Lieder-Abende und Abendlieder) in treffender, geistvoller Weise darauf hingewiesen, daß die Menge der Lieder-Abende, als dem eigentlichen Zwecke des Liedes nicht entsprechend, einer Einschränkung bedürfe. Es bleibt mir demnach übrig, dieses Verdict auch auf die weitaus größte Zahl der Componisten-, Klavier- rc. -Abende auszudehnen.

Die Componisten-Abende sind vorläufig, wie es scheint, eine Specialität des Berliner Musiklebens. — So ein junger Componist schreibt zunächst so viel zusammen, daß er ein den Abend füllendes Programm aufzuweisen hat, und dann geht es los. Eigentliches Interesse an diesen Aufführungen haben nur die wenigen Sachverständigen unter den Zuhörern, denn ein Publicum, mag es noch so gut erzogen sein, wird doch nicht jederzeit richtig urtheilen. In Leipzig wurde vor Zeiten eine Ouverture von Bach ausgezischt, weil man nicht wußte, daß sie von dem gerade dort so hoch gefeierten alten Herrn herrührte, und Aehnliches hat sich in Paris und an anderen Orten ereignet. Wirklich Gutes wird sich ja nach und nach Bahn brechen, aber jedes Publicum würde in die ärgste Verlegenheit gerathen, wenn man ihm alle Musikstücke eines Concertes ohne Componisten-Namen aufführte. So ohne Weiteres nach dem Anhören eines Musikstückes allein zu urtheilen, vermag nur der Fachkundige. Deshalb nun, weil das Publicum sehr oft einem ganz unbekannten Namen gegenüber nicht zuverlässig zu urtheilen vermag, lohnt sich für dasselbe der Besuch solcher Concerte, in denen ein Einziger, Namenloser, ausschließlich gehört wird, nicht sonderlich. Die Veranstalter von Componisten-Abenden würden aber meiner Ansicht nach ganz gut, sogar besser oftmals ihren Zweck erreichen, wenn sie ihre Werke nach und nach einzeln in die Concertprogramme einrückten. Auch dabei könnte der Agent mit seinem einnehmenden Wesen helfend eingreifen, wenn es nun einmal ohne ihn nicht geht. Die jungen Künstler aber kommen so in die Lage, ihre bei einer Aufführung gemachten Erfahrungen schon bei dem nächsten Werke verwerthen zu können. Es ist vorgekommen, daß Einer, sage und schreibe, hundert Lieder mit einem Male hat drucken und von denselben einige dreißig an einem Abend vortragen lassen. Kann es da Wunder nehmen, wenn recht viel Tinte und Papier verschwendet erschien, da so manchem Gedanken die glättende Feile der Erfahrung fehlte? Dem zahlenden Zuhörer aber legt doch ein derartiger Componisten-Abend ein allzugroßes Risico auf. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß dort Jeder für sein gutes Geld Genuß haben kann, und das wollen doch schließlich Alle.

Den Luxus eines Klavier-Abends sollten sich nur Künstler ersten Ranges leisten. Die Mangelhaftigkeit des Instrumentes läßt ein Manco an geistiger Vertiefung gerade hier um so leichter empfinden. Je weniger der Klavierspieler in den Sinn und Gehalt des vorzutragenden Tonstückes einzudringen vermag, desto mehr ist er auf die mechanische Fertigkeit angewiesen, aber diese, so werthvoll sie an und für sich auch ist, darf doch nur das Mittel zum Zwecke sein, insofern sie mit reichem Empfinden und eindringendem Verständniß zur Ausführung gebracht wird. Wenn uns nun die Mehrzahl der Klavier-Abende junge Leute bringt, die uns die Interpretationen ihrer Meister in mehr oder minder gelungener Copie hören lassen, so wüßte ich eigentlich nicht, was das Publicum für sein Kunstverständniß Werthvolles dabei gewinnen könnte. Dabei täuscht übrigens der Vortragende sich und seine Zuhörer oftmals über sein Können, denn wenn er seinem einstudirten Programm selbstschöpferisch einmal Neues hinzufügt, so tritt dann die ganze innere Leere des „Virtuosen" zu Tage, weil der Geist des Lehrers nicht mehr als Schutzgeist darüber schwebt. Es wäre doch wohl angeheim zu geben, ob nicht lieber diese Klavier-Abende auf ein Minimum zu reduciren seien, und ob nicht die Klavierkünstler klüger und besser thäten, ihre Kraft an einigen wenigen, in den Rahmen eines verschiedenartige Sachen enthaltenden Programms eingefügten Vortragsstücken zu erproben. Daß ein Hans von Bülow im Stande ist, uns einen ganzen Abend mit dem Vortrage der fünf letzten Beethoven-Sonaten zu fesseln, daß Bernhard Stavenhagen selbst einen ganzen Liszt-Abend hindurch uns zu interessiren vermag, daß Teresa Careño mit ihrer ganz eigenartigen Begabung uns mit dämonischer Gewalt in ihren Zauberkreis bannt, aus dem wir kaum uns loslösen, wenn das letzte Stück des Abends verklungen ist, das berechtigt doch nur außer den Genannten sehr Wenige, uns das Gleiche bieten zu wollen. Mögen sich aufstrebende Klavierkünstler mit einzelnen Leistungen hervorwagen, so wird es möglich sein, größeres Interesse zu erwecken, als wenn sie einzig und allein einen ganzen Abend beanspruchen, über dem dann der schlimmste Feind jeglicher Kunst-Production, die Langeweile, lagert.

Dies Virtuosenthum, namentlich auf dem Klavier, hat auf unser ganzes Musikleben den nachtheiligsten Einfluß, der auch polypenartig unsere gesellschaftlichen Verhältnisse umklammert. — Man hat die Musik in die Unterrichtsgegenstände aufgenommen, namentlich in die des weiblichen Geschlechts, und das ist ja an und für sich nöthig und schön. Dadurch aber, daß man im öffentlichen Musikleben so sehr viel Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit findet und bei der Masse der Darbietungen oft das wenige wirklich Werthvolle versäumt und übersieht, stumpft der Sinn für das, was wahre Kunst ist, ab und man begnügt sich mit der mechanisch erlernten Fertigkeit. Es genügt, irgend

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein Musikstück in der Gesellschaft ohne störenden Fehlgriff herunter zu arbeiten, um der vortragenden Dame den Ruhm einer außerordentlichen Klavierspielerin in ihren Kreisen zu verschaffen, denn Carl Friedrich Schulze und Anna Marie Müller haben es ja in dem letzten Concerte ebenso gemacht. Manches bescheidene, gut erzogene junge Mädchen wird dadurch zu einer unberechtigten Selbstschätzung gebracht. Auch mit der Pflege des Gesanges ist es ganz dasselbe, denn, wie schon gesagt, ist die große Mehrzahl der Lieder-Abende nicht geeignet, als anregendes Beispiel zu wirken. Das geschieht nur dann, wenn man aus den Vorträgen eines Gura oder einer Amalie Joachim erkennt, welche Kluft solche wirkliche Meister von den meisten Uebrigen trennt. So auch wird man dann sich des Unzulänglichen der eigenen Leistung bewußt werden und auf dem Gebiete bleiben, welches dem eigenen Können entspricht. Leichtes lieber gut, als Schweres mangelhaft zu bieten, darin liegt das richtige Ziel, aber wenn man zuviel erreichen will, erlangt man zu wenig. Ich möchte glauben, daß unsere Vorfahren, die sich am Klange der Laute und des damals noch sehr bescheidenen Clavecymbels erfreuten, mehr leisteten als unsere heutigen Familientalente. Zudem befanden sich in fast allen Familien Streichinstrumente verschiedener Art, die bei geringeren Ansprüchen ein wohlklingendes Zusammenspiel abgeben. Man achtete eben mehr auf den Vortrag, als auf äußere, glänzende Fertigkeit. Sollte es sich nicht empfehlen wieder mehr nach dieser Richtung hin einzulenken? An Anregung fehlt es beispielsweise hier in Berlin nicht. Wir haben in neuerer Zeit neben dem berühmten Joachim'schen Streichquartett eine ganze Reihe von Kammermusik-Vereinigungen, die mit ihren vortrefflichen Vorträgen gegen billiges Eintrittsgeld Genußreiches in Menge bieten. Je mehr aber man sich mit dem eigentlichen Wesen der Musik vertraut zu machen sucht, um so richtiger und selbständiger wird man demjenigen gegenüber urtheilen, was außer dem Hause im Theater und auf dem Concertpodium geboten wird und somit in der richtigen Auswahl desselben desto mehr Freude und Genuß haben.

Nachdruck verboten.

Das Reiten der Damen im Herrensitz.

Von Victor Happrich.

Unter den vielen sportlichen Vergnügungen und Künsten, welche verdienen, von Damen geübt zu werden, nimmt der Reitsport unbestritten den ersten Platz ein; wird ja doch weibliche Grazie selten in ein so vortheilhaftes Licht gestellt, als wenn sie, verbunden mit Sicherheit und schulgerechter Haltung, die Herrschaft über ein edles Pferd ausübt. Die Damen der besten Kreise geben uns dadurch, daß sie den Reitsport mit regem Interesse ausüben, den besten Beweis dafür, daß eben dieser Sport ladylike ist in jeder Beziehung. — Wird er aber in der richtigen Weise, gesundheitlich, der Sicherheit entsprechend ausgeübt? . . . Leider muß man diese Frage, so lange der Quersitz üblich ist, verneinen.

Zu keiner Zeit ist das Reiten ein ausschließliches Vorrecht der Männerwelt gewesen; stets haben sich auch Frauen je nach Bedürfniß der Reitpferde bedient. Schon aus grauer Vorzeit klingt ein Märchen zu uns von den Amazonen, deren Königin Hippolyte den Herkules bezwang; dieselben saßen, wie die vortreffliche Statue von Kiß es uns zeigt, nach Männerart zu Pferde. Diesen rein natürlichen Sitz, der uns nur deshalb seltsam vorkommt, weil unser Auge nicht an ihn gewöhnt ist, finden wir bei allen Frauen der halbcivilisirten Völker, z. B. bei den Indianern, den Kirgisen, den Tataren u. s. w.; auch die Mexikanerinnen, sowie die Bewohnerinnen Albanien's, Rumänien's und Siebenbürgen's reiten fast durchweg rittlings. Auch bei uns in Deutschland war dieser Sitz allgemein, bis zu Ende des 12. Jahrhunderts Anna von Luxemburg, die Gemahlin Richards I., den englischen Quersattel einführte, der mit allen seinen großen Mängeln, von wenigen lobenswerthen Ausnahmen abgesehen, bis auf den heutigen Tag beibehalten worden ist. Neuerdings erst ist, von England und Frankreich angeregt, die Frage aufgeworfen worden: Damen- oder Herrensattel? so daß es sich wohl lohnt, die Gründe für, resp. gegen den Herrensitz in's Auge zu fassen.

Sehen wir uns zunächst die Reiterin selbst an. Bei dem heutigen künstlichen Quersitz sitzt die Dame zwar fest, ist aber stets mehr oder minder von dem guten Willen des Thieres abhängig. Sie kann sich schwer von demselben trennen, ein Umstand, der bei einem Sturz sehr in's Gewicht fällt. „Hülfen" kann sie dem Pferde nur mit dem linken Unterschenkel geben; eine Gerte ist daher ein unentbehrliches Requisit. Unsere Damen reiten nur mit einem Sporn, welcher am linken Absatz befestigt ist; mühsam construirte Hülfsmittel auf der rechten Seite, wie z. B. der künstliche Sporn, welcher mit einem unter dem Sattelknopfe befindlichen elektrischen Apparat in Verbindung steht, sowie das über die Reitgerte gezogene Spornrädchen bieten nur einen unvollkommenen Ersatz. In sanitärer Beziehung stützt sich Schreiber dieses auf ärztliche Autoritäten, wenn er sagt, daß ein Sitz rittlings dem Quersitz vorzuziehen wäre. Ferner sei hier nur an den wirklich selten vollkommenen Sitz des Kostüms, an das lästige Durchstoßen des Kleides mit dem Sporn und an den wichtigen Umstand erinnert, daß bei dem Quersitz eine Dame ohne männliche Hülfe nicht in den Sattel gelangen kann. Alle diese Uebelstände fallen beim Herrensitz fort. Auch würde die Dame in den Stand gesetzt sein, falls es ihr Vergnügen macht, sich ein Pferd selbst zuzureiten.

Betrachten wir nun das Pferd. Hat dasselbe nicht genügend starke Nierenpartien und einen sehr hohen Widerrist, den schweren Damensattel in seiner Lage zu erhalten, so rutscht derselbe auf die linke Seite, und der Rücken des Pferdes wird grausam geschunden. Dazu gesellt sich die bei weitem schärfere Gurtung der Sattelriemen und die hohe Zügelführung, welche man nur unvollkommen durch den Martingal in eine tiefere zu verwandeln gesucht hat. Auch die Gangart des Pferdes wird durch den Sitz der Dame beeinflußt; der beständige Rechtsgalopp bewirkt, daß es nur wenige ältere Damenpferde giebt, welche nicht an einer Steifigkeit des linken Hinterfußes leiden. Bei allen diesen Uebelständen kann man sich nur wundern, den englischen Damensattel immer noch im Gebrauch zu sehen.

Selbstverständlich müßte die Ajustirung der Dame, welche im Herrensattel reiten will, eine entsprechend decente sein, und es sind bereits Modelle geschaffen worden, welche auch strengen Ansprüchen genügen dürften. Eins derselben, auf der großen Pferde-Ausstellung in Berlin ausgestellt, zeigte eine junge Mexikanerin in Herrensitz. Die Taille ist jacketartig gearbeitet, der Rock vorn und hinten geteilt und mit Knöpfen versehen, sodaß er, wenn die Dame zu Pferde steigt, aufgeknöpft werden kann. Unter dem Rocke trägt die Reiterin ein enges, schwarzes Tricot und ungarische Husarenstiefel mit zierlichen Sporen. Den Kopf bedeckt ein rundes Filzhütchen. Ein zweites Kostüm nähert sich allerdings mehr der Männertracht. Die Damen tragen lose anliegende Jacken aus Architekten-Sammet, welche taillenartig zugeschnitten sind, dazu weite, faltige Beinkleider aus demselben Stoff und unter diesen ein enges Tricot. Die Füße stecken in hohen, hellgelben Reitstiefeln; den Kopf bedeckt eine Jockeymütze oder besser noch eine viereckige Polenmütze.

Beide Modelle machen einen durchaus schicklichen Eindruck und es wäre vielleicht zu wünschen, daß unsere Damenwelt sich entschlösse, einen Versuch zu machen und so Stellung zu nehmen zu dieser Frage, welche wohl werth ist, nicht ohne Weiteres in Vergessenheit zu gerathen. Wir würden uns freuen, aus den Kreisen unserer sportliebenden Leserinnen ein Für oder Wider in Bezug auf die obigen Anregungen zu hören und sind gegebenen Falles auch gern bereit, einige Illustrationen über die neuen Reitkostüme zu bringen.

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.

Reise-Notizbuch. — Jene umfangreichen Reise-Tagebücher, wie sie in der Glanzzeit der Postkutsche beliebt waren, als unsere Classiker ihre Werke schrieben, sind in unseren Tagen, wo der Pfiff der Lokomotive die lustigen Weisen des Postillons ersetzt hat, wohl ganz außer Kurs gekommen. In der That, — viel Werth haben diese, meist recht breit angelegten und mit vielem Ballast fortgesetzten Aufzeichnungen kaum gehabt. Zweckmäßiger ist gewiß mein schmuckes „Reise-Notizbuch" in schmiegsamem rothen Bädekerband. Schon seit Jahren führe ich es auf allen meinen Reisen als unentbehrlichen Begleiter mit mir. An seinen kurzen Sätzen rankt sich die Erinnerung, für Manche das Schönste an der Reise, gar lustig empor; Empfindungen werden wach: ich koste noch einmal die würzige Hochgebirgsluft oder schaue von der einsamen Düne dem Wellenschlage der See zu. — Manchmal hat mein Buch nachträglich auch noch einen practischen Werth. Ich lasse nachstehend eine Seite aus demselben folgen:

1890.

Donnerstag,	17.	Juli.	Salzburg (Hotel de l'Europe); Aigen.
Freitag.	18.	„	Mönchsberg; Neuthor; Festung; Nm. Museum; Ab. Maria Plain.
Sonnabend,	19.	„	Kapuzinerberg; Maria Plain.
Sonntag.	20.	„	Hellbrunn; dort Dr. B. getroffen; Nm. mit demselben nach Berchtesgaden.
Montag.	21.	„	Königssee; St. Bartholomä; Obersee. Zurück nach Salzburg.
Dienstag.	22.	„	Dom, Friedhof und Stiftskeller St. Peter; Ab. Geisberg (prachtvolle Aussicht).
Mittwoch.	23.	„	St. Johann im Pongau; Liechtenstein-Klamm; Zell am See (Hotel Kaiserin Elisabeth).

L. in Berlin.

*

Reisekorb und Anderes. — Da es bei einem „combinirten Billet" kein Freigepäck giebt, ist es empfehlenswerth, sich einen leichten, 75 Cent. langen, 45 Cent. breiten Korb anfertigen zu lassen. Wachstuch, womit diese Körbe gewöhnlich ausgeschlagen werden, ist verhältnißmäßig schwer; man verwende lieber leichten Stoff und nehme nur für den Deckel Wachstuch, damit die Einlage vor Regen geschützt ist. Ein solcher Korb ist leichter, als der leichteste Koffer. Ein Sommerkleid wiegt ungefähr 3 Pfund, ein Paar Gesellschaftsschuhe wiegen nur 250 Gr., und so rathe ich, da man gern, — sei es im Theater oder in Abendgesellschaft, — „vollständig chic" erscheinen will, zwei Gesellschaftskleider mit Gesellschaftsschuhen, einen Hut, leichten Umhang und alles, was eine junge Dame an Kleinigkeiten für den Gesellschafts-Anzug nöthig hat, in den Korb zu verpacken, jedoch stets auf das Gewicht der Sächelchen Rücksicht zu nehmen. Diesen Korb lasse man mit einer Rohr-, nicht Eisenstange und einem leichten Schloß verschließen und versehe sich mit einigen gummirten Adressen für die spätere Beförderung. Das Ganze wird vielleicht 16 bis 18 Pfund wiegen und wird stets nach dem Orte geschickt, wo auf Gesellschaften zu rechnen ist, — nicht blos als Frachtstück, sondern durch die Post; sollte der Billigkeit wegen ersterer Weg gewählt werden, so könnte es Einem vielleicht wie jener Dame ergehen, die ihren Korb nach dem Nordseebade erhielt, als sie im Begriff war, dasselbe nach vierwöchentlichem Aufenthalte zu verlassen. Es herrscht vielfach Unkenntniß über die Billigkeit, mit welcher man durch die Post befördern lassen kann; man hat den Kostenpunkt vollständig in der Hand: für 5 Kilo bezahlt man 50 Pf., für jedes Kilo mehr einen der Entfernung entsprechenden Aufschlag. So bezahlte ich für meinen Korb, in welchem sich die Garderobe mit allem Zubehör, — außer Wäsche, — für vier Wochen befand, bis zu einem Nordseebade 2,8 M.

Außerdem packe man in einen recht leichten Handkoffer ein Kleid, den Regenmantel, eine Jacke, Handschuh, ein Paar Schuhe, möglichst wenig Wäsche, da dieselbe bekanntlich am schwersten wiegt und man im Sommer schnell unterwegs waschen lassen kann, sowie das, was zum Frisiren 2c. nöthig ist. Auf den Koffer schnalle man ein Plaid, — unentbehrlich auf Reisen, stecke Regen-, Sonnen- und „Touristenschirm" in Hüllen, binde sie zu einem Stück zusammen, sodaß man stets nur zwei Gepäckstücke um sich hat. Man achte recht auf das Gewicht des Handkoffers, wiege Alles dazu ab, verpacke nicht mehr als 10 Kilo, ein Gewicht, selbst für eine zarte Dame nicht zu schwer, kleine Strecken getragen zu werden. Der Staubmantel wird angelegt und wandert in den Handkoffer, sobald der Regenmantel ihn vertreten soll. Eine kleine Reisetasche, um den Hals getragen, ist selbstverständlich. — Was das „Verproviantiren" anbetrifft, so bin ich auf allen Reisen stets am besten mit Rothwein, Eiern und Schinken berathen gewesen: im Handkoffer fand sich dazu Platz; viel braucht man von Hause aus nicht mitzunehmen; in jedem Gasthofe wird gerade dieses leicht und schnell ersetzt.

E. K. in Züllichau.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Alte Freunde. Von Anton Müller. Siehe die Abbildung Seite 57. — Alte Freunde sind's, der Herr Förster und sein getreuer Caro. Sie sind Beide nicht mehr die Jüngsten; durch Haar und Bart des Försters haben die Jahre manch' silbern schimmernden Faden gezogen, und auch der brave Caro hat längst seine Jugendfrische und seinen Jugendübermuth verloren. Die alten Beine wollen nicht mehr so recht vorwärts, und die Nase hat verlernt, der Spur des Wildes zu folgen. Caro hat jüngerem Nachwuchs weichen müssen, er ist auf das Gnadenbrod gesetzt worden. Aber von der ganzen kleinen Meute des Försters ist er darum doch immer noch der Liebling seines Herrn, — und er wird es auch bleiben.

Zehn Jahre sind's her. Damals lebte die Försterin noch, das flinke Weibchen mit den Rehaugen und den Wangen, auf denen der Sonnenbrand seine goldigen Töne gemalt hatte. Damals lebte auch Lieschen noch, des Försters fünfjähriges Töchterchen, sein Glück und sein Abgott, das, was seinem einsamen Waldes-Dasein Licht und Wärme gab. Und eines Tages, im Sommer war's, spielte das Lieschen hinter dem Hause am Weiher, in dessen Röhricht gern wilde Enten und Bekassinen nisteten, und suchte sich Blumen, die sie mit den geschickten Fingerchen zu einem Kranze wand. Dabei aber hatte sie sich zu weit nach dem Wasser vorgewagt, und als sie nach einem Vergißmeinnicht griff, verlor sie das Gleichgewicht und stürzte in den Weiher hinein. Vom Fenster aus hatte die Försterin das Unglück gesehen und den letzten Schrei ihres Lieblings gehört. Und mit ihr zugleich stürmte Caro, der brave Caro, unter wüthendem Geheul aus dem Hause. „Faß! — Apporte!" schrie die Försterin verzweiflungsvoll und wies mit dem ausgestreckten Arme auf das sich auf den Wogen schaukelnde helle Kleid Lieschens. Caro schaute sie mit den klugen Augen verständnißinnig an, und dann sprang er in den Weiher, schlug die kräftigen Zähne in das Kleid Lieschens und trug das ohnmächtige Kind an das Ufer zurück . . . Lieschen lebte noch, aber schon wenige Tage später erlag sie einem typhösen Fieber. Und abermals einige Tage später folgte die unglückliche Mutter ihr nach, — und der Förster blieb allein zurück in waldstiller Einsamkeit; der alte Caro ist die letzte lebendige Erinnerung für ihn an die Tage seines Glückes . . .

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Gastronomische Vornamen. — In der langen Serie von Kapiteln meines beabsichtigten Vornamenbuches betitelt sich auch ein kurzes, „Gastronomische Vornamen".

Bekanntlich sind gar viele Speisen berühmten Männern zu Ehren benannt und tragen deren Namen; ich erinnere, um aus dem reichen Menu nur einige aufzuzählen, z. B. an Carême's (des berühmten Koches) potages Condé, Boieldieu, Lamartine und Victor Hugo, an ein Lendenfleisch à la Charles X., eine Nelsontorte oder einen Salat à la Rostitz 2c. Mir lag daran, hier nur jene Speisen aufzuführen, welche mit Vornamen belegt wurden, d. h. ich verfolge die Vornamen in der Küche.

Vorausgeschickt mag werden, daß der heilige Julianus, der Schutzpatron der Wirthe, daß der heilige Martin nicht nur gastronomisch wichtig, sondern auch mit einigen Anderen geradezu ein Bierheiliger geworden, daß in Böhmen die meisten Köchinnen Marie, in Tyrol die meisten Kellnerinnen Purgel (Walpurga) heißen, sodaß die letzten zwei weiblichen Vornamen geradezu stereotyp geworden sind, wie der männliche Name Johann für Kutscher und Jean für Kellner.

Aber auch gewisse Speisen selbst führen bestimmte Vornamen, und diese seien hier in alphabetischer Folge vorgeführt, ohne Rücksicht auf das Geschlecht.

So heißen:

Adelaide eine Art kalter Pudding;
Alexander-Torte eine Tortenart;
Angelika-Liqueur ein Schnaps;
Charlotte nennt man die französischen Obstpuddings, und man spricht von Aepfel-Charlotte, Birnen-Charlotte u. A.
Christophlet ist wieder ein liqueurartiges Getränk;
Florentins sind kleine Blätterteig-Törtchen, und wer kennt nicht den Franzbranntwein?
Hubert zu Ehren giebt es einen Rehrücken à la St. Hubert;
Jan im Sack ist der Name eines westphälischen Nationalgerichtes,
Magdalena stand Pathin zu einem Magdalenenbrod, Magdalenenkuchen und einer Magdalenen-Torte.
Wem wäre
Marcipan nicht bekannt, dessen Etymologie panis Marci, Brod des Markus, zugleich an den verwandten Pumpernickel, d. h. bon pour
Nickel, d. i. Nikolaus, erinnert.
Peterlein ist der Volksname für Petersilie und
Rosinen sind oft süßer, als ihre mit ihnen hantirenden Namensschwestern.
Auch die
Robert-Sauce sei nicht vergessen, und da auch Obst in die Gastronomie gehört, muß auch die
Reineclaude, eigentlich Reine Claude, genannt werden.
Ursulinerbrezel sind eine Bröselingbäckerei, und natürlich besitzt der Engländer auch einen
Victoria-Pudding seiner Königin zu Ehren.

E. M. Schranka.

*

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kleine Rathschläge. — Orangenschalen, eingemacht oder candirt. — Eingemachte Orangenschalen können als Compot oder zur Garnirung von Torten, süßen Reisspeisen 2c. verwendet werden; candirt dienen sie als eine Art Dessert, ähnlich wie candirte Früchte. Das Verfahren ist zu Anfang für beide Bereitungen dasselbe. Man trennt die Schalen von den Apfelsinen in Vierteln, wirft sie kurze Zeit in kaltes Wasser, läßt sie dann in kochendem aufwallen und auf einem Siebe abtropfen. Auf $^1/_2$ Kilo löst man 400 Gr. Zucker in ganz wenig Wasser auf, klärt ihn, läßt ihn einkochen, gießt ihn über die inzwischen in einen Napf gelegten Schalen, bedeckt diese und läßt sie bis zum nächsten Tage stehen. Abgegossen, wird der Zucker abermals aufgekocht, und dann fügt man auf die angegebene Menge weitere 300 Gr. hinzu. Sollen die Schalen als Compot gebraucht werden, so müssen sie in diesem Zucker weich kochen, dann werden sie in Gläser gepackt, mit dem dicklich eingekochten Safte übergossen und sind fertig eingemacht. Anders verhält es sich, wenn sie candirt werden sollen; man kocht in diesem Falle den Zucker ganz wie angegeben, gießt ihn aber nur über die zurückgelassenen Schalen, die 3 bis 4 Tage darin stehen bleiben, füllt ihn nach Verlauf dieser Zeit ab, giebt ihm abermals einen Zusatz von 300 Gr. Zucker, läßt ihn ganz dick einkochen, thut nun die Schalen hinein und kocht unter vorsichtigem Schütteln die Masse so lange, bis die einzelnen Stücke mit dem Zucker wie mit einem Guß umgeben zu sein scheinen. Einzeln herausgehoben und so auf einen mit feinem Oel bestrichenen Bogen Papier gelegt, daß kein Stück das andere berührt, wird dieser in einen Wärmofen geschoben und bleibt dort, bis die Schalen vollkommen getrocknet sind. Gut candirte Schalen müssen durch und durch von dem Zucker durchzogen, weich und von angenehmem Geschmack sein; man achte daher bei dem Einkochen darauf, daß das Feuer nicht zu stark ist, oder wiederhole dasselbe lieber noch ein viertes Mal.

— Für die wirkungsvolle Malerei mit Email-Farben, welche wir in der Nr. vom 18. Januar d. J. lehrten, hat die Firma A. Sala einfache und reicher ausgestattete Kasten in den Handel gebracht, welche das gesammte Material an Farben, Bronze, Lack

und Pinseln, nebst Vorlagen und angefangener Arbeit enthalten. Die Auswahl der Farben übernimmt die Firma, wenn keine besonderen Wünsche ausgesprochen werden. Besonders betont sei noch die saubere Ausführung der practisch eingerichteten Kasten.

E. F.

Gärtnerei.

Nachdruck verboten.

Thomas-Töpfe. Bei der Blumenpflege im Zimmer ist es von größter Wichtigkeit, den Pflanzen stets die richtige Wassermenge so zuzuführen, daß das Gießwasser schnell den Ballen durchläuft und der Topf nicht im Wasser steht, sonst versauert die Erde und die Wurzeln faulen. Dieser Uebelstand wird durch die patentirten Thomas-Töpfe beseitigt. Dieselben stehen hohl in einem tiefen Untersatze; mehrfache Oeffnungen am Boden und unteren Rande des Topfes gestatten den reichlichen Zutritt der Luft, während sich die Bewässerung durch einen Schwamm selbstthätig von unten regulirt. Man leitet diesen Schwamm durch das mittlere Bodenloch des Topfes nur so weit nach oben, daß die größere Hälfte im Untersatze liegen bleibt, während der kleinere Theil die Wurzeln und die Erde berührt, etwa 1 bis 3 Cent., je nach der Größe des Topfes.

Das Begießen mag nun von unten, in den Untersatz oder von oben, in den Topf erfolgen, — in jedem Falle wird das Wasser nur nach und nach der Erde zugeführt. Wenn man die Pflanze von oben tränkt, so läuft das Wasser einfach durch die Erde und sammelt sich im Untersatze, um alsdann durch den Schwamm die Wurzeln allmälig und nach Bedürfniß zu befeuchten. Da man auf diese Weise die Bewässerung der Zimmerpflanzen leicht überwachen und reguliren kann, so verdienen die Thomas-Töpfe, die auch mehrfach preisgekrönt worden sind, die Beachtung aller Blumenfreunde.

Ebenso empfehlenswerth sind die gleichfalls patentirten Terrarien- und Aquarien-Töpfchen von Bernhard Thomas. Die ersteren eignen sich besonders für Farnkräuter, Selaginellen 2c.; sie dürfen höchstens bis etwas über die Hälfte im Wasser stehen, sonst hebt der Wasserdruck Erde und Pflanzen aus dem Gefäß. Dagegen sind die Aquarien-Töpfe ohne Untersatz dazu bestimmt, in den Bodengrund des Wasser-Bassins eingesenkt zu werden. Eine Trübung des Wassers durch die Pflanzenerde läßt sich vollständig vermeiden, wenn man zunächst $^1/_2$ Cent. hoch über die rings um das Gefäß angebrachten Oeffnungen eine Lage von kleinen Kieselsteinen anbringt, dann die Pflanze mit der Erde in den Topf drückt und diese oben mit einer dünnen Sandschicht bedeckt. Die Thomas-Töpfe werden in der großen Thonwaaren-Fabrik von Eugen Hülsmann in Altenbach bei Wurzen in Sachsen in sehr verschiedenen Größen und Ausstattungen angefertigt; sie sind zu billigen Preisen zu beziehen durch Ernst Nast, Intarsia-Fabrik, Berlin S. Prinzen-Str. 100, und in der Vogelhandlung von A. Wilhelm, Lindenstr. 37. Die feineren Sorten aus gelbem und rothem Thon mit geschmackvollen Verzierungen bilden zugleich einen hübschen Zimmerschmuck.

A. L.

Thomas-Töpfe.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Knochengriffe. — Durch welche Behandlung kann man weißen Knochengriffen an Messern und Gabeln, die durch längeren Gebrauch gelb geworden sind, die ursprüngliche Weiße und Frische wiedergeben?

Frau K. in Nauen.

Karlsbader Oblaten. — Ich habe mich vergeblich bemüht, ein Recept für Karlsbader Oblaten ausfindig zu machen und wende mich nun an den Leserinnen-Kreis der Frauen-Zeitung um gütige Auskunft.

Treue Abonnentin in Jütland.

Schwefeln. — Wie verfährt man am besten, um Stroh, Wolle 2c. mittelst Schwefel zu bleichen?

A. S. in Brieg.

Korkteppich. — Welche Fabrik fertigt Teppiche aus gesammelten Korken, und wie viel Korke sind zum Mindesten für einen solchen Teppich erforderlich?

Geduldige Sammlerin in S., O.-S.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Kitt für Bernstein (23). — Ein guter Kitt für Bernstein besteht in einer dickflüssigen Lösung von Kopal in Schwefeläther. Das erste Erforderniß ist, daß Sie die Cigarrenspitze recht sorgfältig mit gutem Spiritus reinigen und alle Vorbereitungen treffen, damit das Kitten sofort vorgenommen werden kann, denn der Schwefeläther verdunstet schnell. Nach dem Reinigen der Spitze werden die Bruchstellen mit dem Kitt bestrichen, dicht und genau an einander gedrückt und noch einige Tage mit einem Bindfaden zusammengehalten. So lange der Kitt noch weich ist, muß die überflüssige, hervorquellende Masse mit einem Tuche oder einer Feder entfernt werden. Ebenso läßt sich Bernstein auf folgende Weise kitten: Gepulverter Mastix-Gummi wird mit etwas Leinöl in einem Blechlöffel über einem brennenden Lichte langsam zusammengeschmolzen. Dann bestreicht man die vorher über glühenden Kohlen etwas erwärmten Bruchstellen, drückt und bindet sie fest an einander und läßt sie langsam erkalten. Zuletzt wird der Gegenstand mit Spiritus und einem wollenen Läppchen sauber abgerieben.

Rosalie K., Dresden.

Unangenehmer Fischgeschmack (23). — Ein einfaches Mittel, Fischen den unangenehmen moorigen Geschmack zu nehmen, besteht darin, daß man beim Kochen einige Stückchen glühender Holzkohle in das Wasser wirft. Ich wende diese Vorsichtsmaßregel in allen zweifelhaften Fällen, namentlich auch beim Kochen von weit transportirten Seefischen an. Auch läßt sich der widrige Geschmack dadurch beseitigen, daß man die Fische einige Stunden in pulverisirte Holzkohle legt oder in mehrfach zu erneuerndes Brunnenwasser, dem etwas Salz und Kleie beigemischt wird.

Antonie K. bei Halle.

Goulasch (47). — Das „allerechteste" Goulasch bildet bekanntlich die tägliche Nahrung der in den Pußten lebenden, halbwilden Pferdehirten, der Czikos. Die braunen Pußten-Söhne werfen Fleisch, Zwiebeln und Paprika-Schoten in einen Kessel, lassen das Gemisch über Reisigfeuer einige Zeit schmoren und das Goulasch ist fertig. Der Himmel mag aber jede civilisirte Zunge vor diesem „Genuß" bewahren. Man glaubt, das „höllische Feuer" zu kosten, und der Magen krümmt sich in heillosen Schmerzen, wenn er einen einzigen Bissen dieser Naturspeise aufnehmen muß.

In seiner Veredelung freilich, wie man das Goulasch in Temesvar, Wien 2c. zubereitet, ist es ein ebenso köstliches, wie nahrhaftes Gericht. Hier die Bereitungsweise:

Ein guter Stich Butter muß in einem eisernen Topfe zergehen, darf aber nicht bräunen; dazu thut man 3 Stück scheibig geschnittene Zwiebeln (etwa eine Untertasse voll), die unter aufmerksamem Rühren in der Butter weich gedünstet, aber nicht im geringsten braun werden dürfen. Sind die Zwiebeln weich, so wird eine Messerspitze voll pulverisirter Paprika hinzugefügt, wodurch eine schöne rothe Farbe entsteht. Nun erst kommt das zum Goulasch bestimmte, in nußgroße Würfel geschnittene, völlig von Fett, Haut und Sehnen befreite Fleisch in den Topf und wird mit einem hölzernen Löffel sogleich kräftig umgerührt, während zugleich eine starke Prise Salz beigefügt wird. Auf langsamem Feuer, bei fest zugedecktem Kochtopfe, schmort das Fleisch eine halbe Stunde im eigenen Saft, der reichlich genug hervortritt. Doch muß während dieser Zeit öfters nachgesehen und der Boden aufgerührt werden, damit nicht das leiseste Anbrennen stattfindet (wodurch das Goulasch völlig ungenießbar würde). Ist nach einer halben Stunde der Saft des Fleisches ziemlich verkocht, wird eine Obertasse voll guter saurer Sahne langsam, d. h. löffelweise, zugesetzt. Die Sahne zeigt die größte Neigung zum Anbrennen, was nur durch aufmerksames, sanftes Rühren verhütet werden kann. Die Speise schmort mit der Sahne abermals eine halbe Stunde und wird nach dieser Zeit eine schöne braune Farbe und einen kräftigen Duft zeigen. Sollte sie zu trocken erscheinen, oder wünscht man reichlich Sauce, dann kann etwas kochendes Wasser zugegossen werden; immerhin sei man damit sehr vorsichtig, um das Goulasch nicht zu verderben.

Vorstehendes Recept ist, als Hauptgericht für die Familientafel gerechnet, ausreichend für drei Personen. Es gehören dazu: 70 bis 100 Gramm Butter, 3 Stück große Zwiebeln, 1 Messerspitze Paprika, $1^1/_2$ Pfund bestes, zartestes Fleisch (zweierlei Sorten, oder Geflügel), 1 Obertasse saure Sahne, 1 Obertasse Wasser, 1 kräftige Prise Salz. Zeitdauer der Bereitung $1^1/_4$ Stunde, wobei aber vorausgesetzt wird, daß nur bestes Fleisch in Anwendung kommt; bei minder gutem und sehnigem Fleisch kann sich die Zeit auf zwei Stunden und länger ausdehnen.

Der Grund, weshalb sonst tüchtige Köchinnen kein gutes Goulasch auf die Tafel liefern, ist einestheils in der Verwendung schlechten, vielleicht mit Ziegelmehl verfälschten Paprikas zu suchen, anderntheils in unrichtiger Wahl des Fleisches. Den Paprika kaufe man jedes Mal frisch, und zwar nur in Delicatessen-Handlungen ersten Ranges, wo man sicher ist, keine vorjährige Waare zu bekommen, die ihr Aroma längst eingebüßt hat; bei der Billigkeit des Paprikas (für 10 Pfennige kann man ein Goulasch für 25 Personen würzen), kann das nicht in Betracht kommen. Am besten ist der Paprika oder der spanische Pfeffer (Capsicum annuum) auf dem Lande zu haben, wo die Pflanze vielfach als Zierstrauch in Töpfen gezogen wird, aber die schönen rothen Schoten meist als unnütz verworfen werden. Die frisch vom Strauch gepflückten Schoten haben das edelste Aroma, aber auch die größte Schärfe; man darf auf die vorstehende Portion Goulasch etwa ein Viertel von einer ausgebildeten Schote sammt ihren Kernen nehmen, braucht aber die frisch gepflückte Schote nicht zu pulverisiren.

Die erste Hauptbedingung bleibt jedoch immer die Wahl des Fleisches. Junge Hühner, oder Tauben (natürlich in passende Stückchen geschnitten), geben ein treffliches Goulasch, und da dieses Geflügel in guten Haushaltungen auf dem Lande stets in genügender Fülle vorhanden ist, eignet sich das Gericht zu einer wesentlichen Bereicherung des Menus. Nächst bemerktem Geflügel ist Filet vom Ochsen zu empfehlen, jedoch nicht allein, sondern zur Hälfte mit zartestem Kalbfleisch vermischt. Keule oder Rücken, keinesfalls Brust. Gut ist auch eine Zusammensetzung von halb Kalb- und halb Hammelfleisch, letzteres ebenfalls nur Keule oder Rücken. Vom Schwein ist nur das kleine Filet (gänzlich fettfrei und zwar nur in Verbindung mit Hammelrücken zu gebrauchen.

Helene Pichler in Berlin.

Russischer Kulitsch (47). — Das russische Osterbrod wird sehr verschieden gebacken; es ist weniger die Teigmasse, an der aber Safran nicht fehlen darf, als die Form und Ausschmückung, die den Kulitsch kennzeichnet. Derselbe ist ein großes, rundes Brod von gutem Hefenteig, das zur Osterzeit gebacken, auf der Oberfläche mit einem Kreuz von Teig verziert, mit Ei bestrichen und mit Zucker, Rosinen und Mandeln bestreut wird. Von den vielen Recepten führe ich das folgende an, das für ein kleines Osterbrod berechnet ist. Man macht ein Hefenstück aus $1^1/_2$ Kilogramm erwärmtem Mehl und 60 Gramm in $^3/_4$ Liter lauwarmer Milch aufgelöster Hefe. Nach dem Aufgehen werden 5 Eidotter, 3 ganze Eier, 150 Gramm zerlassene Butter, ebenso viel Zucker, eine Prise Salz, $1^1/_2$ Gramm oder kaum ein halber Theelöffel gestoßener Safran, der mit etwas Rum angefeuchtet ist, ferner $^1/_4$ Kilogramm Rosinen und fein gehackte Mandeln hinzugefügt, worauf der Teig sehr gut bearbeitet und geknetet werden muß. Dann stellt man ihn an eine warme Stelle und läßt ihn etwa 2 Stunden gehen. Hierauf formt man ein rundes Brod, macht oben auf demselben ein Kreuz von Teig und bestreicht den Kuchen, nachdem er nochmals kurze Zeit gegangen ist, mit Ei, verziert ihn mit Rosinen und ganzen Mandeln und überstreut ihn zuletzt mit gestoßenem Zwieback, Krümelzucker, Korinthen und Mandelschnittchen. Der Kulitsch muß bei gleichmäßiger Hitze gebacken werden und eine schöne hellbraune Farbe erhalten. Wenn das Backwerk, woran ich nicht zweifle, gut geräth, werden Sie damit gewiß Ihrem russischen Gastfreunde zu dem, nach der Zeitrechnung seines Vaterlandes noch bevorstehenden Feste, eine große Ueberraschung und Freude bereiten.

Eine Russin, zur Zeit in Berlin.

Theekessel-Ständer

nach eigenem Entwurf, von Schmiedeeisen, mit kupfernen Ranken und Rosetten verziert, 81 Cent. hoch, mit glattem, kupfernen Theekessel und regulirbarer Schnell-Kochlampe. Der Theekessel von $1^1/_4$ Liter Inhalt für den täglichen Gebrauch bestimmt. Preis 40 Mark. Ch. Guiremand in Berlin.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 9. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 3. Mai 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

In den Zwölf-Nächten.

Novelle von Claire von Glümer.

(Schluß.)

„Was sagst Du dazu?“ rief mein Vater, als ich die Hand mit dem Briefblatte sinken ließ; „er — noch einmal die zurückgezahlte Schuld entrichten — er, der Bettler, den Hollbach'sche Großmuth seit Jahren über Wasser gehalten hatte! — Ich habe dem Herrn geantwortet, daß ich, da mir mein Anstandsgefühl nicht erlaube, den Freund meines verstorbenen Vaters gerichtlich zu belangen, den Hinterbliebenen meiner Schwester die fehlende Summe ersetzen werde und dem Freiherrn von Steinach hiermit die ganze Schuld im Betrage von 9800 Mark zum Geschenk mache. Sonnabend hat er diesen Brief bekommen, Sonntag ist das Schloß zusammengestürzt. — was weiter zwischen uns vorgegangen ist, weißt Du, und Du wirst mir zugeben, daß ich die Enkelin des Betrügers nicht in meine Familie aufnehmen kann.“

Mit diesen Worten stand mein Vater auf; für ihn war die Sache erledigt, — nicht so für mich.

„Mein lieber Vater,“ sagte ich mit erzwungener Ruhe, indem ich mich ebenfalls erhob; „ich gebe nicht zu, daß Martha für ein Vergehen des Großvaters zu büßen hätte. Uebrigens finde ich das Vergehen nicht bewiesen . . .“

Mein Vater lachte spöttisch auf. „Nicht bewiesen!“ fiel er ein, und mit verschränkten Armen vor mir stehen bleibend, fügte er hinzu: „Ist es kein Beweis, daß die Summe, die der Freiherr dem Verstorbenen zurückgezahlt haben will, nirgend eingetragen ist, während alle anderen Einnahmen und Ausgaben genau gebucht sind? . . . Kein Beweis, daß von der mehr als fünfzigjährigen Correspondenz der beiden Freunde nichts erhalten ist, als der Schuldschein nebst Begleitbrief?“ — Warum hätte mein Vater gerade diese Papiere aufbewahrt, wenn die Angelegenheit erledigt wäre? . . . Warum den Schein nicht zurückgegeben? Und wenn er dies, zerstreut wie er war, vergessen haben sollte, würde ihn der Freiherr nicht daran erinnert haben? — Wenn aber dies Alles versäumt worden wäre, so mußte der Freiherr, da es sich um Ehre und guten Namen handelt, den Brief vorzeigen, auf den er sich beruft, — oder wenigstens den Postschein. Ohne diese Sicherheit würde er die Summe doch nicht abgeschickt haben . . . „Nun, Richard,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „was hast Du auf dies Alles zu erwidern?„

„Nichts, als daß es meinen Glauben an den alten Freund unseres Hauses nicht erschüttert,“ gab ich zur Antwort. Während der Vater sprach, hatte ich das edle, stolze Gesicht des Freiherrn, wie es vor der Katastrophe gewesen war, vor mir auftauchen sehen, — dieser Blick, diese Züge konnten nicht lügen!

Mein Vater lachte abermals, noch spöttischer als zuvor.

„Lassen wir es gut sein!“ rief er. Kannst Du Dir selbst mit der Logik des Verliebten einreden, daß zwei mal zwei fünf ist, — mich überzeugst Du nicht. Vielmehr erkläre ich Dir auf das Bestimmteste: Heirathest Du die Enkelin des Betrügers, so ist zwischen uns das Tischtuch zerschnitten. Jetzt kein Wort mehr!“ fügte er hinzu, als ich sprechen wollte. „Du weißt nun, wie die Dinge liegen, ich gebe Dir Zeit zur Ueberlegung, ehe Du Dich entscheidest.“

Der Ueberlegung, die mein Vater im Sinne hatte, bedurfte ich nicht; das Einzige, was für mich in Frage kam, war, ob ich Martha die Wahrheit sagen müßte. Wie gern hätte ich ihr diesen neuen Schmerz erspart! Aber als ich, dem Schlosse zueilend, darüber nachdachte, kam ich bald zu der Ueberzeugung, daß es nicht möglich sei, denn nur mit ihrer Hülfe konnte ich den Brief erlangen, der den Freiherrn entlastete. Ich sah zwar, wenn er sich nicht fand, meinen Weg in den Bibelworten verzeichnet: „Der Mann soll Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen,“ aber ehe wir es zu diesem Aeußersten kommen ließen, mußten wir thun, was wir konnten, um uns das Elternhaus zu erhalten.

In diese Gedanken versunken, war ich in die Nähe der Kirche gekommen, aus der mir der Gesang der Gemeinde entgegentönte, und als ich nun, unwillkürlich langsamer gehend, den Worten des alten Weihnachtsliedes lauschte:

„Glanz Gottes, der die Nacht durchbricht,
Du bringst in finst're Seelen Licht,
Die nach der Wahrheit schmachten . . .“

kam plötzlich die Zuversicht über mich, daß die Wahrheit auch meiner Liebe zum Siege verhelfen werde. Alles vergessend, was sich seit gestern Abend zwischen mich und mein Glück gedrängt hatte, stürmte ich vollends den Schloßweg hinauf, nur noch erfüllt von dem Verlangen, die geliebte Gestalt zu umfassen, die geliebten Augen zu sehen, das geliebte Herz an meinem Herzen schlagen zu fühlen.

Endlich war ich oben, und kaum betrat ich den Hof, als Martha in der Hausthür erschien.

„Alles ist gut!“ rief sie mir fröhlich entgegen; „Großpapa will Dich sehen!“

Ihr Ton, ihr Lächeln, der strahlende Blick, mit

Junge Liebe. Von C. Hoff. — Siehe Seite 71.

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dem sie zu mir aufsah, nahmen mir den Muth, ihr gleich zu sagen, daß nicht Alles gut sei. Stumm zog ich sie in die Arme, und als sie sich mit der Mahnung losmachte, wir dürften Großpapa nicht allein lassen, Tante Riekchen wäre in der Kirche, folgte ich ihr ohne Weiteres zu dem Kranken.

Heute stand sein Lehnstuhl in einem kleinen Zimmer neben der Wohnstube. In den engen Räumen erkannte ich zwischen dem schäbigen Mobiliar der ehemaligen Verwalterwohnung einige Bilder und Sessel aus dem Schlosse und den arg beschädigten Schreibtisch des Freiherrn.

„Großväterchen, unser Richard . . . Richard Hollbach," sagte Martha, als wir herantraten. Er hob den Kopf; die umflorten Augen erhellten sich.

„Gut . . . gut, daß Du da bist, — ich habe lange — lange auf Dich gewartet," stammelte er und streckte mir die Hand zu, die, als ich sie faßte, kalt und schwer in der meinen lag, während er fortfuhr: „Du wirst mir bezeugen . . . wirst Deinem Sohne sagen . . . Dein Sohn hat mich . . . hat mich —" seine Worte verloren sich in unverständliches Murmeln, und sein Kopf sank auf die Brust. Aber als ich ihm klar zu machen suchte, daß ich nicht sein Jugendfreund, Richard Hollbach, sondern dessen Enkel sei, fuhr er in die Höhe und fiel mir heftig in die Rede. So schwer es mir werden möge, meinen ältesten Sohn von dem Vergehen meines Jüngsten zu unterrichten, rief er, ich wäre verpflichtet, dem Commerzienrath zu erklären, daß ich die 9800 Mark, die er verlange, bereits erhalten habe. Der Commerzienrath wäre mißtrauisch, kleinlich, von beleidigendem Hochmuth. Er hätte sich geweigert, dem Worte eines Edelmannes zu glauben, dafür müsse er Abbitte leisten. „Abbitte . . . Abbitte!" schrie der Kranke gellend auf und brach endlich in krampfhaftes Weinen aus.

Vergebens suchte ich ihn zu beschwichtigen; erst als ich, auf seine Wahnvorstellung eingehend, sein Verlangen zu erfüllen versprach, wurde er ruhiger. Das krampfhafte Schluchzen hörte auf, und während er, die Zeiten vermischend, bald nach Stephanie und dem kleinen Woldemar, bald nach dessen glücklicher Ankunft in Amerika fragte und wiederholt darauf zurückkam, daß er dem armen Burschen nicht nur die schuldigen 9800 Mark, sondern Alles gegeben habe, was ihm noch von der Feuerversicherungssumme geblieben sei, lehnte er sich, leiser und leiser sprechend, in den Sessel zurück, schloß die Augen, und nach einer Weile verriethen seine gleichmäßigen Athemzüge, daß er eingeschlafen sei.

Martha, die, an der anderen Seite des Sessels stehend, der Unterredung mit angstvollem Gesicht zugehört hatte, trat zu mir und bat mich zu gehen, ehe der Kranke wieder aufwache, damit er nicht noch einmal durch meinen Anblick in Aufregung komme. Es müsse doch wohl zwischen ihm und meinem Vater etwas vorgefallen sein, fügte sie hinzu; ob dieser mir nichts darüber mitgetheilt habe.

Nun war nicht länger zu zögern; während ich Martha in das Vorzimmer folgte, antwortete ich, daß mir mein Vater allerdings von einem Zerwürfniß mit dem Freiherrn gesagt habe, aber daß ich mit ihrer Hülfe Alles wieder in das rechte Geleise zu bringen hoffe. Darauf setzte ich mich zu ihr, faßte ihre Hand und erzählte in kurzen Worten von dem Schuldschein, der sich in den Papieren meines verstorbenen Großvaters gefunden hatte, und von der Weigerung des Freiherrn, den Brief vorzuzeigen, der die Zahlung dieser Schuld bestätigte. Darüber, fügte ich hinzu, wären der Kaufmann und der Kavalier an einander gerathen, aber die Streitfrage würde sofort erledigt sein, wenn Martha aus den Papieren ihres Großvaters den betreffenden Brief des meinigen herausfände, um ihn meinem Vater vorzulegen.

„Das kann ich nicht!" rief sie, indem sie mir die Hand entzog. „Wie darf ich verrathen, was Großpapa verschweigen wollte . . ."

„Aber nicht verschwiegen hat!" fiel ich ein. „Erinnere Dich an seine Aeußerungen über meinen Onkel Woldemar, und sein Verlangen, der Freund möge dem ältesten Sohne das Vergehen des Jüngeren mittheilen. Ueberdies sind die Beiden todt, um derentwillen er zu schweigen gelobt hatte, während sein eigener guter Name in Gefahr kommt."

Erblassend starrte mich Martha an.

„Du glaubst, Dein Vater könnte Großpapa einen Betrug zutrauen?" rief sie, und als ich sie, statt zu antworten, in die Arme nehmen wollte, entwand sie sich mir.

„Das trennt uns — trennt uns auf immer!" stieß sie hervor, indem sie sich erhob. Auch ich stand auf.

„Nein, Martha!" sagte ich mit festem Tone, indem ich ihr den Weg zur Flucht vertrat; „das wäre eine schlechte Liebe, die dem verletzten Stolz das Feld räumte."

„Käm' alles Wetter auch auf uns zu schlah'n,
Wir sind gewillt, bei einander zu stahn."

„Ich habe mit aller Entschiedenheit dem Vater gegenüber meinen Glauben an Deines Großvaters Ehrenhaftigkeit ausgesprochen. Du wirst die Beweise dafür schaffen, — und willst Du das nicht," fügte ich hinzu, als sie traurig den Kopf schüttelte, „so suchen wir uns irgendwo in der Ferne eine neue Heimath." Sie brach in Thränen aus.

„Das heißt mit anderen Worten, Dein Vater weigert sich, mich als Tochter aufzunehmen!" klagte sie; „aber ich soll mich eindrängen . . . ich kann es nicht! . . . kann es nicht!"

Jetzt sträubte sie sich nicht, als ich sie an mich zog, legte, — wie sie als Kind zu thun pflegte, — den Kopf an meine Schulter, und wie damals ließ ich sie weinen, während ich sanft über ihr weiches, braunes Haar strich. Plötzlich fuhr sie auf.

„Tante Riekchen! — sag' ihr nichts von der unglückseligen Geldgeschichte," rief sie, und ehe ich antworten konnte, trat die Försterin herein.

Das Angesicht der guten Frau verrieth nichts von dem Gottesfrieden, den wir aus der Kirche heimtragen sollen. Während sie, Hut und Mantel ablegend, meinen Gruß erwiderte, sprühten mich die sonst so freundlichen Augen unwillig an, und sie bemerkte in gereiztem Tone:

Wenn ich mich auch bemühe, ein ruhiges Gesicht zu zeigen, und Martha heimlich ihre Thränen trockne, ein X für ein U machten wir ihr nicht; sie wüßte Bescheid. Und noch gereizter klang ihre Antwort, als Martha und ich wie aus einem Munde fragten: was sie damit meine.

„Was ich damit meine?" wiederholte sie. „Nun, vielleicht versteht man mich, wenn ich erzähle, was mir passirt ist. — Bis heute Morgen habe ich ja über die plötzliche Verlobung mein Bedenken gehabt; aber als ich höre, wie unser Gnädiger danach verlangt, den Herrn Richard zu sehen, bilde ich mir ein, daß Alles gut ist, und habe in der Kirche gebetet und gedankt, wie lange nicht. Die Frau Commerzienräthin war auch da, und beim Fortgehen trete ich in meiner Herzensfreude an sie heran, — ohrfeigen könnt' ich mich dafür, — und frage, ob ich gratuliren dürfe? Da sieht sie mich ganz verdutzt an, sagt von oben herunter, wie sonst gar nicht ihre Art ist: „ich danke, liebe Frau Försterin, — einer Mutter kann man immer gratuliren, wenn der Sohn nach Hause kommt." Mit diesen Worten kehrt sie mir den Rücken, ist, hast du nicht gesehen, vom Kirchhof herunter, und ich habe begriffen, daß unsere Martha, die keine Mitgift hat, den reichen Hollbachs als Schwiegertochter nicht ansteht."

„Laß sie dabei!" flüsterte Martha; aber diese Bitte konnte ich ihr nicht erfüllen. Vielmehr erklärte ich der aufgeregten Frau, daß Martha's Mitgift nicht in Frage komme, sondern ein Zerwürfniß zwischen dem Freiherrn und meinem Vater unserem Glück im Wege stehe. Es handle sich hauptsächlich um einen Brief meines Großvaters, den mein Vater zu haben wünsche, fügte ich hinzu. Wenn also irgend welche Papiere aus dem Schlosse gerettet wären, bäte ich dringend, unter ihnen nach dem Schriftstück zu suchen, das Alles in Ordnung bringen könne.

Die Mienen der Försterin hatten sich erhellt. — Papiere hätten sie die schwere Menge; der große Kasten da wäre ganz damit voll gepfropft, antwortete sie, auf den geborstenen und zerschundenen Sekretär des Freiherrn deutend. „Und wenn ich bedenke," fuhr sie kopfschüttelnd fort, „wie ärgerlich ich war, daß gerade dies Gerümpel an der festen Thurmwand stehen mußte, die nicht eingestürzt ist, während all' unser schönes Porzellan kurz und klein geschlagen wurde . . . und nun ist's vielleicht unser Glück . . . Der Gnädige!" unterbrach sie ihre Betrachtung, als sich im Nebenzimmer das Aufstoßen eines Stockes hören ließ. „Komm', Martha, er will hereingeschoben werden."

„Erst muß Richard fort sein, und Du darfst nichts von ihm sagen," rief Martha der Davoneilenden nach; dann trieb sie mich zum Aufbruch, und ich sah ein, daß ich mich fügen mußte.

Nur wann ich wieder kommen dürfe, fragte ich noch und erhielt den Bescheid, daß vor dem folgenden Morgen nicht daran zu denken sei, da der Freiherr bis spät Abends hier im Zimmer bleibe. Er schlafe zwar hin und wieder, fügte Martha hinzu, das wann und wie lange wäre jedoch nicht zu berechnen.

„Aber den Brief kannst Du suchen, wenn Dein Großvater schläft, und findest Du ihn, so schickst Du mir augenblicklich Nachricht, versprich es mir!" bat ich, während sie mich dem Ausgange zuzog; sie antwortete indessen nur durch einen Seufzer und drängte mich hinaus, denn hinter uns wurde die Thür des Krankenzimmers geöffnet und der Freiherr rief ungeduldig nach der Enkelin.

Mit welcher Freude war ich, nach der unerwartet raschen Erledigung meiner Berufs-Angelegenheiten, der Heimath zugefahren, um das Weihnachtsfest mit den Meinigen zu verleben, und wie unbehaglich gestaltete sich dasselbe nun! — Der Vater war finster und wortkarg, die Mutter bedrückt, ich selbst mühsam beflissen, die äußerliche Ruhe zu bewahren, während ich von Liebessehnsucht und Zweifel gepeinigt wurde. Hätte ich wenigstens hinaus gekonnt, — aber nach altem Brauch hatten wir Gäste am ersten Feiertage; zum Mittagessen des Vaters Buchhalter und Werkführer; Abends Pastor und Doctor mit Familie, — gute Nachbarn und Freunde, die mich herzlich begrüßten und nicht müde wurden zu fragen und zu berichten. Ich aber blieb, trotz aller Mühe, die ich mir gab, beim Gespräch wie am Spieltisch ein schlechter Gesellschafter; unaufhörlich beschäftigte mich die Frage, ob Martha den Brief meines Großvaters suchen und finden werde? Und bei jedem Geräusch im Hause erwartete ich eine Botschaft vom Schlosse.

Ich wartete vergebens; die Gäste gingen; die Nacht kam, brachte mir jedoch wenig Ruhe. Statt zu schlafen, zerbrach ich mir den Kopf, was ich thun könne, um die Sachlage zu klären, wenn Martha aus übertriebener Gewissenhaftigkeit dabei blieb, mir ihren Beistand zu versagen. Aus den wirren Aeußerungen des Freiherrn war nur hervorgegangen, daß mein Großvater die vom Freunde zurückgezahlte Summe für den jüngeren Sohn verwendet hatte. Um dies auch nach seinem Tode dem älteren zu verbergen, mochte er den Eingang des Geldes nicht gebucht und in seiner oft bewiesenen Vergeßlichkeit versäumt haben, den Schuldschein zu vernichten. Aber so überzeugend sich mir dieser Hergang darstellte, mein Vater, — das wußte ich nur zu gut, — würde Beweise verlangen. Vielleicht hätte ich sie, in Ermangelung des großväterlichen Briefes, durch Erkundigungen nach Onkel Woldemars Thun und Treiben herbei zu schaffen vermocht. Aber der Freiherr hatte von einem Vergehen des Unglücklichen gesprochen, — mußte ich nicht fürchten, durch meine Nachforschungen den guten Namen der Hollbachs zu schädigen? — Auf der anderen Seite fühlte ich mich verpflichtet, sowohl den Freiherrn von falschem Verdacht zu reinigen, wie Alles aufzubieten, um Martha's Besitz zu erringen. Ihr entsagen, nachdem ich ihrer Liebe gewiß war, — unmöglich! Und ebenso unmöglich war es, sie in den engen Verhältnissen der Heimat ohne Zustimmung des Vaters mein eigen zu nennen. Wenn ich selbst auch stark genug war, die täglichen Bitterkeiten eines Familien-Zerwürfnisses zu ertragen, Martha und meiner Mutter mußten sie erspart bleiben. Das konnte geschehen, wenn ich die Heimath aufgab und mir wieder in der Ferne einen Wirkungskreis schaffte. Aber es war undenkbar, daß Martha den Großvater in seiner Hülflosigkeit verließ oder den Kranken den Beschwerden und Aufregungen einer Reise aussetzte. Nein, die einzige Hülfe, — das wurde mir um so klarer, je länger ich darüber nachdachte, — blieb, den Brief zu finden, auf den sich der Freiherr berufen hatte.

In diesen Gedanken schlief ich endlich ein und verfiel, was mir selten geschah, in wirres Träumen. Ich hatte einen Brief zu suchen, stieg endlose Treppen auf und nieder, fuhr in bodenlose Schachte ein. Plötzlich befand ich mich im ehemaligen Arbeitszimmer des Freiherrn von Steinach; das heißt, ich wußte, daß ich da war, obwohl mich tiefe Finsterniß umgab.

Und nun kam es, wie eisiger Lufthauch, — nun stand es neben mir, gestaltlos, nebelhaft, unfaßbar und doch ein Etwas, von dem weißliches Dämmerlicht ausging. Und nun bewegte sich's wieder, und sein Hauch, der mich durchschauerte und seine weißlichen Nebel, die mich umwallten, zogen mich langsam, langsam fort, und in dem Dämmerlicht, das davon ausging, tauchten nach und nach allerlei bekannte Gegenstände auf: Bücher-Regale, mit weißen Büsten geziert, ein Frauen-Bildniß in verschnörkeltem Goldrahmen, hochlehnige Sessel, selbst die verblaßten, gelbseidenen Fenster-Vorhänge und das Holzgetäfel der Wand konnte ich deutlich erkennen, während ich, machtlos widerstrebend, langsam, langsam fortgezogen wurde, an das Ende des tiefen Gemaches, neben das Sopha mit dem gelben Brocat-Ueberzuge. Und nun umfaßt es mich wie Wolkenarme, die länger werden, immer länger, bis sie die Wand erreichen, und in mein Ohr klingt es, nicht gesprochen, nicht geflüstert, nur wie zischender Windhauch: „Suche hier!" Dabei fällt das Wandgetäfel nieder, eine Mauernische, ganz mit Papieren angefüllt, wird sichtbar, ich stürze darauf zu, aber eine Flamme schlägt mir entgegen, und ich erwache, während noch einmal das zischende: „Suche hier!" in mein Ohr klingt und ein Todesschauer durch meine Glieder geht.

Es ist beschämend zu gestehen, aber ich kann es nicht leugnen, daß ich den unbeschreiblich unheimlichen Eindruck des Traumes nicht abzuschütteln vermochte. Noch im durchsonnten Wohnzimmer, am Frühstückstische, beim Begrüßen der Bekannten auf dem Kirchwege, selbst bei Gesang und Predigt war ich so sehr in seinem Banne, daß ich wieder und wieder das gespenstige „Suche hier!" zu hören glaubte. Auch daß Martha, auf deren Kirchenbesuch ich gezählt hatte, nicht da war, störte mich in meiner Andacht. Sobald das Amen gesprochen war, stahl ich mich fort und eilte nach dem Schlosse. Wenn es mir nur gelang, die Geliebte zu sprechen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mein Wunsch wurde erfüllt; noch ehe ich anklopfte, öffnete Martha, die zum Erschrecken blaß und übernächtig aussah, die Stubenthür.

„Leise, leise!“ bat sie, als ich eintrat; „Großpapa, der eine böse Nacht gehabt hat, ist endlich eingeschlafen. Eben wollte ich Dir schreiben,“ fügte sie stockend hinzu; „ich wollte Dich bitten, vorläufig nicht mehr zu kommen . . .“

„Martha!“ schrie ich auf.

„Still!“ bat sie noch dringender als zuvor, indem sie sich horchend dem Schlafzimmer zuwendete. Als es dort ruhig blieb, fuhr sie fort:

„Wenn Du den Zustand des Kranken gesehen hättest, während er immer wieder von Richard Hollbach anfing, würdest Du mir recht geben, daß er vorläufig nicht an Dich erinnert werden darf. Der Mann, der sich ihm über fünfzig Jahre lang als Freund bewährt habe, lasse ihn jetzt im Stiche, klagte er, rang die Hände, weinte, fuhr dann wieder zornig auf und rief: wenn ihm Hollbach nicht beistehen wolle, müsse er selbst sorgen, daß die Wahrheit an's Licht komme, denn es handle sich um seine Ehre. Der Commerzienrath solle den Brief, den er ihm bisher verweigert habe, lesen, — ich müsse denselben hervorsuchen . . .“

„Und Du hast gesucht?“ fragte ich ungestüm.

„Den ganzen Tag und die halbe Nacht, und habe nichts gefunden,“ gab sie traurig zur Antwort.

„Wir suchen noch einmal mit einander,“ sagte ich, aber sie versicherte, daß es nichts helfen werde; sie hätte jeden Brief, jede Rechnung, überhaupt jedes Blatt Papier entfaltet, das im Schreibtische enthalten sei. Die auffallende Handschrift meines Großvaters würde ihr nicht entgangen sein, — aber nicht eine Zeile von ihm wäre zu finden gewesen.“

Ich fragte, ob sich in dem großen alten Möbel nicht vielleicht Geheimfächer befänden?

„Darauf bin ich auch gekommen,“ antwortete Martha, „und ich wurde in dem Gedanken bestärkt, als mir Großpapa, nachdem er meinem vergeblichen Bemühen eine Weile zugesehen hatte, ein Schlüsselchen gab, das er seit seinem Unfalle nicht aus den Händen lassen wollte.“ ‚Damit mußt Du aufschließen, dann hast Du den Brief,‘ sagte er; aber vergebens habe ich nach dem passenden Schlosse gesucht. Großpapa bekam seinen Brustkrampf vor Ungeduld . . . es war schrecklich!“ Sie schauderte.

„Laß mich noch einmal nachsehen,“ bat ich, um Martha dieser Erinnerung zu entreißen, und sie willfahrte. Aber vergebens zog auch ich jede Schublade heraus; vergebens untersuchte ich die inneren und äußeren Holzwände: der Schreibtisch enthielt keinerlei Versteck. Auf meine Frage, ob wir nicht noch irgendwo anders suchen könnten, antwortete Martha, daß die übrigen, aus dem Einsturze geretteten Möbel keine Papiere enthalten hätten, und indem sie, meinen Arm mit beiden Händen umfassend, den Kopf an meine Schulter lehnte, fügte sie mit erstickter Stimme hinzu:

„Wir müssen uns darin ergeben, daß der Brief bei dem Einsturze zu Grunde gegangen ist.“

„Wer weiß!“ rief ich, — unwillkürlich, möchte ich sagen. Der Eindruck meines Traumes, der mich von Neuem mit voller Lebendigkeit packte, brachte mich dazu und ließ mich nicht los; ich mußte Martha von dem „Gesicht“ dieser Nacht erzählen, und während ich es that, durchfröstelte mich wieder der eisige Hauch, den ich im Traume gefühlt, und in meinen Ohren klang wieder das unheimliche: „Suche hier!“ das ich im Traume gehört hatte; — ich war nicht mehr ich selbst.

Ob auch Martha diese Empfindung hatte? Als ich den gesenkten Kopf zu ihr erhob, — wir saßen uns gegenüber am Sopha-Tische, — starrte sie mich mit so großen Augen, so gespannter Miene an, daß ich, sie und mich selbst von dem wachen Alpdruck zu befreien, hastig aufstand, indem ich ein Lachen zu erzwingen suchte.

Auch Martha stand auf.

„Lache nicht!“ sagte sie mit gepreßter Stimme: „das Versteck, von dem Du geträumt hast, war da . . . Wenn wir es finden könnten!“

„Ihr werdet es finden!“ rief die Försterin, die unbeachtet in's Zimmer gekommen war und nun herantrat. „Ganz gewiß werdet Ihr es finden — Wir sind in den Zwölf-Nächten, . . . was in dieser Zeit geträumt wird, ist immer eine Vorbedeutung, die im Laufe des Jahres in Erfüllung geht.

„Liebe Martha, was ist's mit dem Versteck?“ fiel ich Tante Riekchen in die Rede. „Wo hast Du etwas Aehnliches gesehen?“

„Genau an der Stelle, von der Du geträumt hast,“ antwortete sie. „Das heißt in Großpapa's Studierzimmer. Ich erinnere mich, daß ich dort zwischen Sopha und Ofen eine Art Wandschrank gesehen habe, eine Mauernische, die hinter dem Holzgetäfel verborgen war.“

„Es ist doch merkwürdig, daß ich diesen Wandschrank nie gesehen habe,“ sagte die Försterin.

„Auch ich habe ihn als Kind höchstens zwei- oder dreimal offen gesehen und hatte sein Dasein vergessen,“ antwortete Martha. „Erst Richard's Traum hat mich wieder daran erinnert; und nun kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß Großpapa dies Gelaß als eine Art Geheim-Archiv benutzt hat, und daß auch der Brief, den wir suchen, dort verwahrt ist.“

Tante Riekchen schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Nein Herzenskind, das ist eine falsche Deutung!“ versicherte sie. „Herr Richard hat nicht von Briefschaften geträumt, sondern von Geld. Helles Feuer im Traume sehen, hat immer Geld zu bedeuten, . . . für uns wahrscheinlich das von der Feuer-Versicherung, um dessen Verlust ich mich die ganze Zeit gegrämt habe. Danach müßt Ihr suchen . . .“

„Du hast recht, wir müssen suchen!“ fiel ihr Martha in's Wort. „Nicht wahr, Richard, wir thun es, — thun es sogleich?“ fügte sie, zu mir gewendet, mit einem Eifer hinzu, dem nicht zu widerstehen war; ohne Zögern sagte ich Ja.

Im nächsten Augenblicke überkam mich zwar ein Gefühl der Beschämung, mich auf ein Unternehmen einlassen zu wollen, das auf so abergläubischen Voraussetzungen beruhte. Aber Martha's hoffnungsvoll leuchtende Augen machten es unmöglich, die gegebene Zusage zurückzunehmen. Und ließ sich's denn leugnen, daß uns mein Traum auf die Spur eines vergessenen Versteckes geführt hatte, dessen Wiederfinden, — selbst wenn der gesuchte Brief nicht darin enthalten war, — von Wichtigkeit sein konnte? Und wurde ich nicht für die Lächerlichkeit, die ich Martha zu Gefallen auf mich nahm, durch ihr dankbares: „wie gut Du bist,“ überreich belohnt? So machte ich denn keine Einwendungen, als sie sich für unsere kleine Expedition auszurüsten begann, während Tante Riekchen ein Beil, eine Hacke und mehrere Schlüssel zusammenholte.

Dabei erklärte mir die gute Frau, daß wir, statt mühselig über die Trümmerhaufen zu klettern, über die Steintreppe des Thurmes in den ersten Stock des eingestürzten Hauses gelangen könnten. Eine Verbindung mit der Ruine war vorhanden; was aus dem Einsturze zu retten war, hatte man auf diesem Wege herunter geschafft.

Begleitet von Tante Riekchens Ermahnungen zur Vorsicht, brachen wir auf. Der Zugang zum Thurme war ziemlich frei; dagegen machte das Oeffnen des Pförtchens einige Schwierigkeiten. Aber endlich gaben Schloß und Angeln nach, und während uns eine Krähenschar, die aus ihren Schlupfwinkeln aufgestört das Thurmdach umflatterte, ihren Unwillen krächzend kundgab, traten wir in einen öden, von moderiger Kellerluft erfüllten Raum. In dem Dämmerlichte, das durch kleine, vergitterte Fenster-Oeffnungen hereinfiel, zeigte sich zur Rechten eine verschlossene Thüre, zur Linken die Wendeltreppe, deren ausgetretene Stufen wir vorsichtig hinaufstiegen, bis wir eine schmale Eisenthür zur Seite der Treppe erreicht hatten, die Martha für den Durchgang in das Vorderhaus hielt.

Sie hatte Recht. Nachdem auch diese Thür nicht ohne Mühe geöffnet war, kamen wir in ein leeres Thurmgemach mit einem zweiten, halb aus den Angeln gerissenen Pförtchen, und jenseits desselben lag die Trümmerstätte, der wir zustrebten.

Um den nöthigen Ueberblick zu gewinnen, sprang ich auf den nächsten der gewaltigen Schutthaufen, die vom Hofe bis in den ersten Stock hinaufreichten. Das Dach, die Frontmauer und die meisten inneren Wände des ehemaligen Hauptgebäudes waren verschwunden, lagen in Trümmern unter uns, während Ueberreste der Giebelmauer und ein großer Theil der vom Thurme gestützten Hinterwand stehen geblieben waren. Selbst die Eichenholz-Täfelung des ehemaligen Studierzimmers war an dieser Wand zum Theil erhalten, und längs derselben zogen sich einige der Balken hin, die den Fußboden getragen hatten. Auch der Rest einer Innenwand stand hier noch und bildete eine Ecke, in der, halb bedeckt von hineingewehtem Schnee, Schutt und zersplittertes Holzwerk aufgehäuft waren.

Martha rief meinen Namen. An den Thürpfosten geklammert, hatte sie sich so weit vorgebeugt, daß sie die Wand übersehen konnte. „Richard, nach der Ecke dort müssen wir gehen!“ rief sie, glitt in demselben Augenblicke auf den zunächst der Mauer liegenden Balken nieder und eilte mit der ihr eigenen, sicheren Behendigkeit der bezeichneten Stelle zu.

Mir stockte der Athem. Wenn das morsche Holzwerk brach, wenn Martha stürzte, — aber sie kam glücklich an's Ziel, und in hastigen Sprüngen gelangte auch ich dahin. Zu meiner Beruhigung hatte ich gesehen, daß der Balken, auf dem sie stand, nach der Ecke zu an den hier aufgehäuften Trümmern eine feste Unterlage hatte; so konnte ich denn, ohne sie zu gefährden an ihre Seite treten.

„Wir sind zur Stelle!“ rief sie mir entgegen. „Sieh' nur, da liegen die bunten Kacheln des eingestürzten Ofens, . . . hinter diesen Trümmern muß der Wandschrank gewesen sein.“

Ein wüstes Durcheinander von Schutt, Ziegeln, Dachsparren und Bruchstücken der hölzernen Zimmerdecke thürmte sich an der Mauer empor; aber wir Bergleute wissen mit dergleichen fertig zu werden. Ich ließ Martha in sichere Entfernung treten und ging mit Hacke und Beil an's Werk. Bald wurde an der Mauer, die nach oben ihrer Verkleidung beraubt war, nach unten zu das erhaltene Holzgetäfel sichtbar, und nun legte sich eine Hand auf meine Schultern; Martha, deren Herantreten ich im Arbeitseifer nicht bemerkt hatte, flüsterte mit erstickter Stimme:

„Da ist's . . . das Mittelfeld ist der Verschluß des Schrankes,“ und während sie sprach, tauchte in meiner Erinnerung das Bild des Zimmers auf, wie ich es in Wirklichkeit gekannt hatte: rechts der große, bunte Kachelofen, links das Sopha mit dem darüber hängenden Frauenbilde, — dazwischen hatte auch ich im Traume der vergangenen Nacht die offene Wandnische gesehen; der Klang des Getäfels, als ich an dieser Stelle daranschlug, verrieth einen hohlen Raum. Wie mit Riesenkräften räumte ich vollends bei Seite, was uns im Wege war. Jetzt lag die Wandfläche, so weit es nöthig war, frei . . . Wußte Martha, wie der Schrank zu öffnen war? Leider nicht! Vielleicht mit Hülfe des Schlüsselchens, das sie vom Großpapa erhalten hatte.

Sie gab es mir, ein zierliches Ding, mit feinem silbernen Griffe, das nicht für ein Schrankschloß zu passen schien. Dennoch tastete ich, das Schlüsselloch suchend, sorgfältig an den Leisten des Mittelfeldes hin und fühlte plötzlich einen Knopf unter meinen Fingern.

Wie blaß meine Martha wurde, als ich es sagte; aber so gern ich sie schnell von der Pein der Erwartung erlöst hätte, jeder Versuch, den Knopf zu bewegen, blieb erfolglos. Die Feder, die ihm gehorcht hatte, mochte eingerostet oder zerbrochen sein.

So blieb denn nichts übrig, als Gewalt zu gebrauchen. Mit wuchtigen Beilhieben schlug ich auf den Knopf und schon beim dritten oder vierten Male wurde ein rasselndes Geräusch im Inneren der Mauer vernehmbar; das mittlere Quadrat des Wandgetäfels senkte sich, glitt, als ich es niederdrückte, vollständig herab und ließ eine Mauernische frei, die, — wie ich's im Traume gesehen hatte, — mit Aktenstößen gefüllt war.

Eben griff ich hinein, um den Inhalt näher zu untersuchen, als sich Martha vordrängte. „Da! da!“ rief sie und zog, einige der Papierbündel bei Seite schiebend, einen verschlossenen Ebenholzkasten mit Silberbeschlägen an's Tageslicht. Hierzu konnte das Schlüsselchen gehören! Es paßte in's Schloß, — drehte sich, und als ich den Deckel hob, zeigte uns das oberste der darin liegenden Briefpackete die verschnörkelte Handschrift meines Großvaters.

Gleichzeitig aber drang unheilverkündendes Knistern und Knirschen an mein Ohr. Aufschauend riß ich Martha in die Arme und eilte mit ihr dem Thurmpförtchen zu, während hinter uns ein Krachen und Donnern losbrach, das vom Widerhall der Berge verdreifacht zurückgeworfen wurde, indeß unter uns die Erde zu beben schien, Staubwolken die Luft verfinsterten, Gestein und Gebälk zusammenbrechender Mauern die alte Trümmerstätte mit neuen Trümmern bedeckte. Nur dem Thurme, der auch diesmal verschont blieb, hatten wir es zu danken, daß wir dem Einsturze glücklich entrannen.

Wie es geschah, weiß ich nicht zu sagen. Das Erste, auf das ich mich besann, ist Tante Riekchens Jubeln und Jammern, und dann saß ich im Verwalter-Hause am Fenster und sah die Briefe meines Großvaters durch, indeß Martha und die Försterin im Nebenzimmer um den Freiherrn beschäftigt waren. Ich hörte, wie er ihnen klagte, daß er wieder einmal vom Einsturze des Schlosses geträumt habe, nur viel deutlicher als sonst, und wie ihn Martha zu beruhigen suchte. Dabei überflog ich, — noch immer halb betäubt von dem eben Erlebten, — die Briefanfänge des Jahres, in dem, meiner Berechnung nach, die Rückzahlung an meinen Großvater erfolgt sein mußte, und plötzlich schlug mir das Herz bis in den Hals; der Beleg für die Aussagen des Freiherrn war in meinen Händen.

Unter dem Datum des 22. October 1884 bat mein Großvater den Freiherrn, ihm in der qualvollsten Sorge seines Lebens zu Hülfe zu kommen, das heißt, wenn irgend möglich, von dem kürzlich erhaltenen Gelde der Feuerversicherung das Darlehn meines Großvaters zurückzuzahlen. Es handele sich darum, noch vor Monatsschluß einen Wechsel einzulösen, der laut Unterschrift von dem Professor Dr. Richard Hollbach acceptirt sei, obwohl er bis vor wenigen Stunden von dem Vorhandensein des unseligen Schriftstückes und der dadurch contrahirten Schuld von nahezu zehntausend Mark nichts gewußt habe. Erst heute wäre der Unglückliche, der sich in halbem Rausche dieser Unterschrifts-Fälschung schuldig gemacht, in Verzweiflung gekommen, ihn von der bevorstehenden Präsentation des Wechsels zu benachrichtigen. Wenn er nicht Rath schaffen könne, fuhr mein armer Großvater in zitternden Schriftzügen fort, wäre der aus

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Leichtsinn zum Verbrecher gewordene junge Mann, — sein Name wurde in dem ganzen Briefe nicht genannt, — fest entschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen. Als ob damit die Schmach verwischt werden könne, die er über sich und die Seinen gebracht habe. Sollte der Freiherr nicht im Stande sein, die Bitte des Freundes zu erfüllen, so werde dieser von seinem ältesten Sohne Hülfe verlangen und, — in diesem Falle auch sicherlich erhalten. Aber für den Rest seines Lebens ohne Widerspruch anhören zu müssen, wie der Makellose den Schuldigen verurtheile, wäre bitterer als der Tod. Darum hätte er sich an den Freund gewendet

Und dann kam ein Brief vom 26. desselben Monats, in welchem mein Großvater dem Freiherrn tiefbewegt für die Uebersendung einer Geldsumme dankte, die den Betrag seiner Schuld um beinahe zweitausend Mark überstieg. Damit, fügte mein Großvater hinzu, wären einem herzlich Bereuenden die Mittel gegeben, in der neuen Welt ein neues Leben zu beginnen, während er selbst seinem treuen Kameraden Alles zu danken haben werde, was ihm noch an Glück und Frieden zu Theil werden könne.

Innig gerührt habe ihn auch Steinach's Vorsicht, das Geld nicht in Falkenrode, sondern in dem fernen Clausthal auf die Post zu geben, sodaß eine zufällige Entdeckung von Seiten meines Vaters nicht zu fürchten sei.

Mit diesen Briefen war Alles erklärt, Alles bewiesen, jedes Hinderniß hinweggeräumt, das meinen Herzenswünschen im Wege stand, und somit ist die seltsame Geschichte meines Zwölf-Nächte-Traumes zu Ende.

Oder soll ich noch erzählen, daß plötzlich eine Schar hülfbereiter Dorfbewohner in den Hof drang, daß ich in ihrer Mitte meinen Vater erblickte, der mich, — als ich ihm unverletzt entgegentrat, — mit einer Bewegung in die Arme schloß, die mir zum ersten Male verrieth, wie viel Wärme unter seinem kalten Aeußeren verborgen lag, — daß ich ihm mittheilte, welche Entdeckung Martha und ich im Augenblicke des neuen Einsturzes gemacht hatten, daß er, sobald wir meiner Mutter eine beruhigende Botschaft geschickt hatten, mit mir in's Haus ging, die Briefe zu lesen, und dann sofort verlangte, sein Unrecht gut zu machen.

Nie war er mir achtunggebietender erschienen, als während er, um Verzeihung bittend, den starren Nacken und den starren Sinn vor dem halbkindischen Greise beugte, und der Freiherr, mit einem Abglanz seiner früheren vornehmen Weise, zur Antwort gab: „Schon gut, junger Mann! Sie werden sich künftighin vor solchen vorschnellen Urtheilen hüten."

Dann streckte der Kranke mir die zitternde Hand mit der Versicherung zu: er hätte gewußt, daß sein lieber alter Richard ihn nicht im Stiche lassen werde.

Den jungen Richard sah er zum ersten Male in mir, als ich mit Martha um seinen Segen bat.

Mein Vater hatte sie gefragt, ob auch sie vergeben, und sich entschließen wolle, seine Tochter zu sein, und sie hatte ihm stumm die Hand gereicht, die er, als ich herantrat, in die meine legte.

Das war unsere Verlobung, und wenige Monate später habe ich mein Weib in das freundliche Haus am oberen Thalende geführt, das mir als Amtswohnung überwiesen ist. Auch Großpapa Steinach hat darin behagliche Unterkunft gefunden und freut sich, — versöhnt mit Allem, was Hollbach heißt, — in seiner traumhaft unklaren Weise an unserem Glücke. Zwischen Ober- und Unterhütte herrscht reger Verkehr; mein Vater und ich verstehen uns jetzt besser als früher, und seit ihm Martha den ersten Enkel geschenkt hat, ist sie ihm eine zärtlich geliebte Tochter geworden.

Kurz, so sehr sich meines Verstandes Hochmuth dagegen auflehnt, ich kann es nicht leugnen, daß ich, — wenn auch nicht mein höchstes Glück, denn Martha's Besitz hätte ich mir trotz aller Hindernisse erkämpft, — aber die schöne, friedliche Gestaltung aller übrigen Familien-Verhältnisse meinem Zwölf-Nächte-Traum zu verdanken habe.

Anfangs hatte ich den lebhaften Wunsch, daß dieser Traum nicht in weiteren Kreisen bekannt werden möge, aber Tante Riekchen, — die selbstverständlich als Großpapa Steinach's Pflegerin in unserem Hause lebt, ist der Ansicht, daß es in Tagen des Unglaubens, wie wir sie jetzt erleiden, heilige Pflicht sei, so oft sich nur irgend Gelegenheit bietet, der Wahrheit die Ehre zu geben. Sie hat sich denn auch der Uebung dieser Pflicht mit solchem Eifer gewidmet, daß „Director Hollbach's Zwölf-Nächte-Gesicht" zu einem wahren Rattenkönig von Spukgeschichten geworden ist, dem diese wahrheitsgetreue Darstellung den Garaus zu machen hofft.

Tante Riekchen ist übrigens durchaus nicht befriedigt von dem Ergebniß meines Traumes Wahrscheinlich hat mein Unglauben den Verlust des Geldes verschuldet, das der Flamme zufolge, die ich gesehen habe, unbedingt im Schranke verborgen war. Von Jahr zu Jahr hofft sie, daß die Zwölf-Nächte-Geister sich des verschütteten Schatzes erbarmen, das heißt einem Würdigeren als mir offenbaren werden, an welcher Stelle danach zu suchen ist.

Was meine Martha betrifft, mit der ich sonst in allen Dingen übereinstimme, so habe ich es aufgegeben, sie zu meiner Ansicht über unser Erlebniß zu bekehren. Als ich, — es war noch während unserer Brautzeit, — den Versuch dazu machte, sah sie mit ihrem strahlenden Blick zu mir auf und sagte in einem Tone, der mir das Herz bewegte:

„Laß es gut sein, lieber Richard! Du glaubst an den Zufall, Tante Riekchen an den Zwölf-Nächte-Zauber, ich an Gottes Barmherzigkeit, der mein Gebet erhört hat."

Otto Roquette

Nachdruck verboten.

Retouche.

Eine Geschichte in der Luft

von Gabriele von Lieres und Wilkau.

Berlin ist eine große Stadt. Ich halte mich dessen überführt, da ich soeben vom Moritzplatz in meine Wohnung im Nordwesten zurückkehre. Ich bin davon überzeugt, wenn ich die mageren Beine der Droschkenpferde betrachte, und wenn ich bedenke, daß mich drei Häuser von hier Niemand mehr kennt. Ich sehe einen neuen Beweis dafür in der kleinen Geschichte, die mir Erato just in's Ohr flüstert, und die sich zugetragen haben soll in dem großen Babel an der Spree, irgendwo zwischen den Millionen Mauern und Fenstern, — oder vielleicht auch in den goldenen Stäubchen, welche die Sonne zwischen die alten Familienbilder und den modernen Decorationsmohn in die Luft über meinen Schreibtisch malt.

Blau wie a Pflaumen, gutmüthig wie ein Bär, ein wenig phlegmatisch, wohlhabend und sehr blond, ist Lieutenant Huber Fink von Nachtigallenschlag von der baierischen Infanterie für das Winterhalbjahr zur Turnschule nach Berlin kommandirt. Er hat in der Bülowstraße vor dem Potsdamer Thor zwei möblirte Parterrezimmer inne, und sein Bursche, der Seppel, daneben einen Alkoven, der zwar kein Fenster hat, dafür aber die schönste Vorrichtung für kalte und warme Wannenbäder.

Im selben Gebäude wie diese Wohnung, — ein großes Gebäude mit einem verschwenderisch weitläufigen, mit Marmorsäulen, Oberlicht und Cocosläufern ausgestatteten Treppenhause, — befindet sich im vierten Stock das Atelier des Photographen Etzelmann. Und täglich, wenn Huber, um ein Uhr von der Turnschule zurückgekommen, sich umgezogen hat und breitschultrig im Fenster liegt, sieht er um zwei Uhr die Hausthüre sich öffnen und die Retoucheusen des Photographen zur Mittagspause von dannen ziehen, um dann von drei Uhr ab wieder bis Abends um sechs im Atelier zu arbeiten.

Sie sind Alle jung, die fünf Mädchen, und fast Alle sind sie hübsch. Aber am besten gefällt Huber doch die kleine Schwarze! Sie hat ein Figürchen, das man schlechthin bewundern muß, und ein zartes Kindergesicht mit einem halb ernsten, halb trotzigen Zug zwischen den Brauen. Das dunkle Haar trägt sie tief im Nacken geknotet, und sie hält sich immer ein wenig abseits von den Anderen.

Ein paar Mal macht es sich, daß Huber ihren Weg kreuzt. Doch ernsthaft, wie der Pfarrer auf der Kanzel, blickt sie den Lieutenant an und geht unbeirrt weiter, um im Gewühl der Potsdamerstraße zu verschwinden.

Der Huber beobachtete sie nun nur noch hinter der Gardine, und auch von dort aus findet er, daß sie was Liebes im Gesicht hat.

Eines Abends ist er im Opernhause, wo Gudehus im „Lohengrin" gastirt. Da fällt dem Offizier Jemand auf, welcher der kleinen Retoucheuse sprechend ähnlich sieht. Ein junges Mädchen im ersten Rang, mit einer hochgethürmten Frisur über dem neckischen, lebendigen Gesichtchen, in einer seidenen Bluse, plaudernd mit einer neben ihr sitzenden, vornehm aussehenden älteren Dame.

Huber starrt hinüber. Wer ist die Kleine?

„Eine Baroneß Leist von Rodenfels!" weiß der Kamerad an seiner Seite. „Charmantes Mädchen! Ich war gestern in einem ästhetischen Pecco mit ihr zusammen."

Rodenfels?! Baroneß? Es giebt merkwürdige Aehnlichkeiten in der Welt.

So merkwürdige, daß Huber sich gar nicht darüber beruhigen kann. Am folgenden Tage steigt er die vier Treppen empor und läßt sich bei Etzelmann photographiren, da sein letztes Bild von Scharwächter schon volle drei Wochen alt ist. Der Lieutenant äußert eine Menge Wünsche in Bezug auf die Ausführung seines Portraits, seine männlichen Züge scheinen zur Nachbildung ein besonders feines Verständniß zu verlangen, vorzüglich was die Retouche anbelangt.

Fast ungeduldig sagt der Photograph:

„Dann sprechen Sie vielleicht, bitte, selbst mit der Retoucheuse! ich will Ihnen auch die beste rufen." Und in den Nebenraum gewendet: „Fräulein Leist!"

Der Baier horcht auf, er lächelt erwartungsvoll —

Richtig! sie — —

Hinter dem verschossenen blauen Thürvorhang kommt sie hervor. Ganz Aschenbrödel, ernst und bescheiden, empfängt sie Huber's Wünsche, um so schnell als möglich wieder zu verschwinden. Aber doch nicht rasch genug, daß er nicht bemerkt hätte, wie sie dasselbe kleine braune Mal am Kinn hat, welches ihm gestern an Fräulein von Rodenfels reizvoll aufgefallen ist.

Die Sache geht ihm im Kopf herum, er grübelt darüber, endlich vergißt er sie.

Nach Weihnachten wird die Eisbahn auf dem Neuen See eröffnet. Huber ist ein guter Läufer, er fehlt keinen Tag auf dem Eise. Er amüsirt sich über das bunte Treiben umher, er beobachtet mit Kennerblicken die Achten und Bogen der Kunstläufer, er sieht interessante Gestalten der Berliner Gesellschaft, den weißbärtigen Charakterkopf eines berühmten Bildhauers, das schöne Fräulein v. X., das Herkomers Bildniß der Miß Grant wie aus den Augen geschnitten ist, und viele andere.

Eines Sonntags erblickt er hier Fräulein von Rodenfels. Sie trägt diesmal ein knappes Tuchkleid, ihre Wangen sind frisch geröthet, auf ihr Haar ist eine Knabenmütze von blauem Plüsch gedrückt. Ich sehe sie, wie sie dahinschwebt, eine kleine Künstlerin auf den Schlittschuhen. Sie läuft viel mit Offizieren; das große, stets spöttische Fräulein von Eck begrüßt sie als Cousine.

Huber setzt es durch, ihr vorgestellt zu werden, er läuft mit ihr. Der Schmetterling ist jetzt wieder verwandelt; lächelnd ruhig, eine vornehme junge Dame, blickt das Mädchen den Baiern an. Unmöglich . . .

Fräulein von Eck spricht mit Huber von ihr. „Ihre Mutter ist die Witwe eines Hauptmannes von Rodenfels. Sie verkehren in einem netten kleinen Bekanntenkreise, und obwohl sie nur eine kleine Wohnung im vierten Stock haben, ist es reizend behaglich bei ihnen. Und diese Photographien, die dort überall umherstehen! Kate schafft sie alle an: sie muß eine besondere Passion dafür haben. — Aber wenn man sie besuchen will, ist sie nie zu Hause! — Und sie zeichnet sehr hübsch."

Als Huber zum zweiten Male an diesem Tage mit Fräulein von Rodenfels läuft, kann er es nicht unterlassen, vorsichtig zu tasten.

„Ich habe Sie schon öfter gesehen, Baronesse."

„Ich Sie nicht."

„Neulich im Opernhause."

„Ach?"

„Und noch vielmals."

„Ich habe Sie noch nie gesehen bis heute." Sie sieht ihm kühl gerade in's Auge, ohne zu erröthen.

Huber wird unruhig und fühlt sich unglücklich. Tag und Nacht schwebt ihm das Gesichtchen des Fräuleins von Rodenfels vor, und wenn die Retoucheusen aus dem Geschäft kommen, greift er sich an den Kopf und beginnt an seiner eigenen Verstandesklarheit zu zweifeln. Sonntags läuft er Schlittschuh mit der Baroneß. Sie kommt an anderen Tagen nicht: sie ist zu fleißig. Wieso fleißig? Oh, mit Handarbeiten und Zeichnen.

Der Baier wird des jetzigen Zustandes endlich so überdrüssig, daß er kurz entschlossen am ersten Februar die Wohnung wechselt. Nun braucht er wenigstens die Retoucheusen nicht mehr zu sehen! Aber seine Ruhe ist trotzdem hin.

Der Winter meint es diesmal gut mit der Jugend, es ist immer noch Eisbahn. Huber ist jeden Sonntag auf dem Neuen See mit Kate zusammen; einmal trifft er sie bei Ecks in Gesellschaft, zweimal erfährt er, daß sie in's Theater geht und spricht sie dort. Sie vertragen sich gut, die Beiden. Ihre Mienen verklären sich, wenn sie einander erspähen; wenn sie bei einander sind, wissen sie nichts von der übrigen Welt. Sie können sich gegenseitig ihrer Freundschaft unausgesprochen sicher sein; Huber ist glücklich, heiter wie nie zuvor in seinem Leben. Aber eins quält ihn, vorzüglich, wenn er verstohlen das Mal betrachtet, das unweit von Kate's Lippen auf der weißen Haut steht: Etwas ist unklar zwischen ihm und ihr, verworren, häßlich.

Einst hält er es nicht mehr aus.

„In dem Hause, wo ich früher wohnte, sah ich zuweilen eine junge Dame, die Ihnen sehr ähnlich war."

„Man sagt mir öfter, daß ich Anderen ähnlich bin."

„Sie sah sehr nett aus; sie sah aus, als wenn sie nie täuschen würde."

„Es wird einem manchmal bitter schwer zu lügen."

Er schweigt. Dann kurz halblaut:

„Ist es denn wahr?"

„Ich kann Ihnen doch nicht sagen, was ich selbst meiner besten Freundin verschweige," spricht Kate mit bebender Stimme.

Das ist ein Geständniß, und Fräulein von Rodenfels weiß recht wohl, daß es incorrect von ihr ist, es zu geben. Aber wenn man nun Jemanden gern hat —!

Er grübelte ernsthaft nach, während er ausruhend, unweit der Musik steht. Er begreift. Eine Retoucheuse bekommt hundertundzwanzig Mark monatliches Gehalt, sagen „die kleinen Anzeigen" des „Berliner Lokalanzeigers". Lieber Himmel! Gestern hat Huber hundertundfünfzig für einen Schaukelstuhl ausgegeben! Er versteht Kate, er findet es weltklug, daß sie ihr Geheimniß wahrt.

Denn das ist ja so wunderbar und unbegreiflich weise eingerichtet in der modernen Welt und gewissen Kreisen derselben, daß man wohl Geld ausgeben, und erst recht welches haben, aber beileibe keins verdienen darf. Das Letztere aber am allerwenigsten aus eigener Kraft!

Er bewundert die Willenskraft ihres Handelns. Aber dennoch . . . Sie hat ihn neulich also doch belogen! Heiliger Gott, wenn er sich vorstellt, daß sie seine Frau wäre und ihn dann ebenso mit ruhigem Blicke täuschte! Sie hat Recht: noch sind sie nicht verlobt, sie kann ihm nicht sagen, was sie allen Anderen verschweigt. Ach — aber wenn sie doch wenigstens roth geworden wäre, als sie ihn belog!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Mondaufgang im Schwarzwald. Von Carl Ludwig Fahrbach. — Siehe Seite 71.

Es ist ihm, als sähe er einen Flecken auf Katens lieblichem Bilde, und, wahrhaftig, er liebt sie so eifersüchtig, daß er sie lieber gar nicht mehr erblicken möchte, als mit einem kleinen Flecken!

Er geht nach Hause.

Aber am nächsten Sonntag ist er doch wieder auf dem Neuen See, und das mit einem großen Entschluß im Herzen. Sei es, wie es sei: er kann Kate halt nicht lassen!

Doch heute ist sie es, die nirgends zu sehen ist. Sollte sie krank sein?

„Nein," sagt Fräulein von Eck, „ich sah sie heut früh in der Kirche."

Huber wartet ohne anzuschnallen, dräuend wie ein Gewitter, vergeblich drei Stunden lang; dann geht er heim, wirft sich auf einen Stuhl und starrt vor sich hin, wie vor den Kopf geschlagen.

Sie kommt nicht mehr; sein stummes Fortgehen neulich hat sie verscheucht, und der erste März ist vor der Thür, an dem des Lieutenants Kommando abläuft!

Nun tritt auch noch Thauwetter ein!

Es ist ein regendurchpeitschter Abend, heut, am siebenundzwanzigsten Februar.

Kate kehrt aus dem Atelier zurück. Sie ist blaß und sieht schwermüthig aus. Auf dem Flur kommt ihr die Mama entgegen.

„Geh' in das Wohnzimmer, da ist Etwas für Dich!"

Wie Kate in das Gemach tritt, erhebt sich aus einem der Sessel eine Gestalt in Uniform. Der Baier!

„Kate, wollen Sie mich heirathen?"

Sie sieht ihn starr an, dann bricht sie in Thränen aus. „Sie können mich nicht haben wollen, ich habe Sie belogen. Oh und das Andere alles! Doch Sie wissen nicht, wie Mama und ich uns eingeschränkt haben, ehe ich verdiente. Und die mitleidigen Blicke unserer Bekannten, dies Sichzurückziehen von uns! Jetzt ist Alles anders. Wir haben hübsche Kleider, wir können Abends ausgehen. Herr Ehelmann kennt mich nur als Fräulein Leist, und die Anderen zerbrechen sich nicht viel den Kopf, wie wir so leben können. Jetzt sind Alle freundlich zu uns. Ich hab' unser Schicksal retouchirt!" Sie lächelte traurig, und dann schluchzt sie wieder, und Huber muß sie beruhigen, obwohl er immer noch einen Stachel im Herzen hat, trotz alledem.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie zeichnen. Sie haben nicht gelogen, Sie haben Thatsachen nur retouchirt."

„Das ist noch feiger. O, bitte, gehen Sie! Sie können mich nicht so hoch halten, wie Sie gern wollen. Lieben Sie eine Andere! Die Allerbeste sollen Sie haben, denn an Ihnen — an Ihnen sehe ich keinen Fehler."

Da schaut er sie ernst an, und dann verklärt sich sein Gesicht. Er erinnert sich, daß auch er, wie wir Alle, in tausend Stunden seines Lebens nichts weniger als ein Ideal gewesen ist. Dieses junge Mädchen erblickt in ihm den Helden. Es rührt und beschämt ihn. Der Fleck an Kate ist plötzlich fort.

„Wenn dem so ist, Kate, dann ist es nur, weil in Ihrer Vorstellung von mir etwas Heiliges wirkt: die Retouche der Liebe. Ihr wollen wir vertrauen! Ja?"

„Ja, ihr!"

Nachdruck verboten.

All Heil!

Das Radfahren vom Standpunkt der Familie.

Alles, was Sie wollen, meine liebe Gnädige. Alles sollen Sie wissen, was Sie zu wissen begehren. Alles, — soweit ich selbst Auskunft zu geben vermag. Der Radfahrsport macht Ihnen Sorge. Ob und was denn eigentlich an der Sache sei. Was den Herrn Sohn betreffe, da würden freilich schon alle Rathschläge zu spät kommen; der habe sich's durchaus nicht nehmen lassen, den Gesammtinhalt seiner Sparbüchse zum Ankauf eines Fahrrades zu verwenden; mit dem sei überhaupt nicht mehr zu reden. Aber das sei noch nicht Alles, und es erheben sich noch andere mächtige, gewitterschwangere Wolken am Horizont Ihres Familienlebens. Der Junge habe auch dem Fräulein Tochter etwas in's Ohr gesetzt, — ich habe es nicht genau lesen können, — also irgend etwas in's Ohr gesetzt, und Sie seien nicht ganz sicher, daß, — man sollte es nicht glauben! — das Mädel auch noch sich capriciren werde, die Dummheit mitzumachen. Ja, nicht einmal genug an dem, wären Sie, nach einigen Bemerkungen Ihres gestrengen Herrn Gemahls zu urtheilen, noch keineswegs vollkommen überzeugt, ob nicht auch ihm noch die verrückte Idee kommen werde, sich ebenfalls ein Rad anzuschaffen. Ausgemacht und sicher sei überhaupt nur noch das Eine, daß Sie selbst, wenigstens in diesem Leben, sich nicht auf so eine windige Maschine setzen werden.

Leider bin ich nicht in der Lage, Ihre Frage, ob nun die ganze Welt toll geworden sei, erschöpfend zu beantworten, aber ich glaube nicht zu irren mit der Annahme, daß Ihre Sorgen von vielen Müttern im Deutschen Reich getheilt werden, und darum dürfte es wohl angemessen sein, zu untersuchen, „ob und was denn eigentlich an der Sache sei," und ob man dem Herrn Sohn, und schlimmsten Falls auch seiner schönen Schwester den Willen lassen darf. Um den gestrengen Herrn Gemahl und Papa kümmern wir uns nicht; der ist, wie wir Grund haben anzunehmen, majorenn; der darf thun, was er will, und dem werden wir schwerlich imponiren.

Ich erlaube mir, Ihnen die Schande anzuthun und vorauszusetzen, daß Sie gar nichts von der Sache verstehen; so entehrend ein solcher Verdacht auch sein mag, so dürfte er doch ein begründeter sein. Ich hätte also das vollste Recht, mich einer echt deutschen Gründlichkeit zu befleißigen, allein da ich den Wunsch hege, daß Sie das, was ich Ihnen da schreibe, lesen und auch wohl beherzigen möchten, so verzichte ich großmüthig auf die Ausübung dieses meines guten Rechtes.

Die Geschichte des Fahrrades von den ersten Versuchen des Freiherrn von Drais, — dämmert in Ihnen eine Ahnung auf von dem Stammbaum der „Draisine"? — und all die in Frankreich, England, Amerika und Deutschland stufenweise erreichten Verbesserungen haben freilich für Sie in dem Momente kein Interresse, wo Sie fragen, ob Ihr Junge sich nicht beim Radfahren den Arm brechen könne. Gewiß kann er das.

Na, also! erwidern Sie abschließend.

Verzeihung, die Sache ist noch nicht abgeschlossen.

Wenn Ihr Junge, — nein, das Beispiel ist zu schrecklich gewählt und wird Sie zu sehr aufregen, — wenn ich auf's Eis gehe, kann ich mir den Fuß brechen; wenn ich einen Berg besteige, kann ich abstürzen; wenn ich turne, kann ich mir den Kragen brechen; wenn ich tanze, kann ich mir eine Lungenentzündung holen; wenn ich mich auf ein Pferd setze, kann ich, — es ist gar nicht abzusehen, was ich da Alles kann! Wenn ich ein Pechvogel bin, dann brauche ich überhaupt gar nichts zu thun, um mir die Nase zu brechen oder mir von einem Ziegelstein den Kopf einschlagen zu lassen. Lassen Sie also ruhig Ihren Jungen auf seinem Rade reiten; das Radfahren ist nicht gefährlicher, als irgend eine andere Bethätigung von Leibesübungen.

Ich habe die Frage der Gefährlichkeit vorweg in Betracht gezogen, weil sie für Sie die wichtigste ist, und wohl nicht nur für Sie, sondern auch überhaupt und im Allgemeinen. Denn man thut Unrecht, die Radfahrerei in erster Linie als einen Sport zu betrachten; damit wäre ihr Gebiet zu eng umgrenzt und ihre Bedeutung nur für ganz exclusive Kreise anerkannt. Nein, — das Fahrrad ist ein Verkehrsmittel und ein, — fast hätte ich gesagt Genußmittel, — sagen wir also: das Mittel eines schönen und gesunden Vergnügens. So gelangen wir unversehens dazu, die Sache von einer anderen Seite anzusehen.

Freilich, es ist ja auch sehr gesund, zu Fuß zu gehen, aber erstlich einmal ist die Sache, wenn man nicht schon draußen ist in Gottes schöner, freier Natur, nicht sehr unterhaltend, und dann auch unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht sehr lohnend, und endlich, wenn eine ordentliche Wirkung erzielt werden soll, auch zu zeitraubend. Wie viele Zeit braucht es, bis ein junger Mann zu Fuße erst aus dem Weichbilde einer großen Stadt hinauskommt! Er kann ja allerdings auch Eisenbahn, Tramway oder Omnibus benutzen, aber auch das ist umständlich und gewiß nicht so unterhaltend, wie eine Fahrt auf dem Rade. Auch ist es eine Frage, ob das Taschengeld eine solche tägliche Belastung verträgt.

Ein leidlich geübter Radfahrer wird in einer Stunde fünfzehn Kilometer, also an zwei deutsche Meilen, hinter sich bringen; rechnet man also eine halbstündige Rast und eine Stunde für die Rückfahrt, so ergiebt sich, daß in zweieinhalb Stunden die schönste Landpartie zu erledigen ist. Das ist schon immerhin etwas für Leute, die nicht viel Zeit haben.

Gelernt ist das Radfahren sehr leicht und bald. Wer Geschick zu der Sache hat, wird die Geschichte beim ersten Versuch los haben; Jeder aber wird es können, wenn er unter sachkundiger Leitung acht bis zehn Tage lang täglich eine halbe Stunde übt. Schwerer, als das Fahren selbst, ist das Auf- und Absteigen; das erfordert, wenn man schon fahren kann, noch eine weitere Uebungszeit von etwa vierzehn Tagen. Es giebt für den Unterricht verschiedene Methoden; oft wird damit begonnen, dem Neuling erst das Aufsteigen beizubringen und dann erst mit dem Unterricht im Fahren selbst zu beginnen. Das erscheint im ersten Moment ganz plausibel, ich möchte aber doch der anderen Methode, die vom Leichteren zum Schwierigeren übergeht, den Vorzug geben.

Von den Rädern selbst brauche ich Ihnen nur wenig zu erzählen. Sie wissen, daß es hohe und niedrige (Sicherheits-) Zweiräder giebt. Sind Sie besonders ängstlich, so bestimmen Sie Ihren Jungen, daß er auf einem niedrigen Zweirade (Sicherheits-Zweirad, Safety oder Rover) fahre, obschon man jungen Leuten unbedenklich das hohe Rad überlassen kann, das ohne Zweifel dem Jugendmuth besser entspricht; Fahrer gesetzteren Alters thun entschieden besser, sich zum Rover zu bekennen. Man fährt auf dem hohen Rade vielleicht noch etwas leichter und sicherer, als auf dem Rover, so lange die Fahrt eben ruhig vor sich geht; wenn aber ein Zwischenfall eintritt und die Situation plötzlich kritisch wird, dann ist der Mann auf dem Rover als derjenige, der der Mutter Erde von Haus aus näher ist, entschieden besser daran.

Daß Kopfstürze vom hohen Rad ziemlich häufig, und daß selbst geübte Fahrer vor denselben nicht gefeit sind, muß allerdings ohne Weiteres zugegeben werden, aber auch hier ist die Sache nicht so schlimm, wie das Wort. „Kopfsturz" ist ein terminus technicus, und er will nicht das besagen, daß der Radfahrer es ist, der auf den Kopf fällt, sondern daß bei einem etwaigen Sturze die Reise über den Kopf der Maschine hinweggeht. Es hat also nicht viel zu bedeuten, wenn ein Bicyclist einmal oder mehrmals niedergeht.

Wirklich ernsthafte Verletzungen kommen beim harmlosen Tourenfahren sehr selten vor; die weitaus meisten derartiger mir bekannt gewordenen Fälle haben sich beim rennsportlichen Betrieb, beim Trainiren oder während der Rennen selbst ergeben. Die besonders unglücklichen Fälle haben da in der Regel einen Bruch des Unterarmes oder des Schlüsselbeines zur Folge.

Bei alledem möchten wir doch nicht das Wort gegen den Sport erheben; auch er hat sein Gutes, was gern anerkannt sei, wenn es uns auch, da es uns zu weit führen würde, nicht möglich ist, hier auf die rein sportliche Seite der Sache einzugehen. Die Racemen unter den Radfahrern sind ja doch zu den allerdings schon ziemlich zahlreichen Ausnahmen zu rechnen. Ein Rennfahrer hat so exceptionellen Bedingungen und Ansprüchen zu entsprechen, daß eine eingehende Rücksichtnahme auf ihn sich kaum in den Rahmen unserer allgemeinen Erörterungen fügen läßt.

Die überwiegende Mehrheit der Radfahrer hat mehr die Pflege einer Liebhaberei, die Unterhaltung, die gesunde körperliche Bewegung im Auge, als die Erzielung einer besseren Zeit für eine bestimmte Strecke, Record, oder eines Ehrenzeichens, aber schließlich stellt sich bei jedem Radfahrer mit der Freude über die durch eigene Kraft überwundene Schwierigkeit auch ein gewisser Ehrgeiz ein. Die Strapazen des ersten Ausfluges sind ganz colossale. Nach fünf, höchstens zehn Kilometern ist der Anfänger, insbesondere wenn die Straßen nicht im besten Zustande waren, so erschöpft und vollkommen fertig, als hätte er einen zehnstündigen Marsch im Gebirge oder sonst eine schwere körperliche Arbeit hinter sich. Mit jeder weiteren Ausfahrt vermindern sich aber die Schwierigkeiten, und nach wenigen Wochen ist er ganz gut im Stande, seine hundert Kilometer zu treten. Nach wenigen Wochen wird er aber auch schon eine sehr erhebliche Zunahme seiner Beinmuskulatur zu constatiren haben, sein „Stehvermögen" wird außerordentlich gesteigert, seine Lunge in einer Weise gestärkt sein, daß sie nunmehr mit Leichtigkeit wird Anforderungen genügen können, an welche früher gar nicht zu denken war. Er wird auch jetzt noch am Ende seiner Partie rechtschaffen müde sein, aber diese gesunde Ermüdung ist himmelweit verschieden von der Erschöpfung des Anfanges. Der Humor bleibt ein guter; er wird müde sein, wie ein Hund, essen, wie ein Wolf und schlafen, wie ein Gott.

Auch Knaben und nicht ganz entwickelte Jünglinge können eine Tagespartie von hundert Kilometern leicht, und ohne ihre Gesundheit zu gefährden bewältigen; zu mehr sollen sie sich aber durch die Lust an der Reise nicht verleiten lassen, oder doch nur ausnahmsweise. Hundert Kilometer, — das will doch schon etwas besagen. Das ist schon mehr, als selbst einem sehr gutem Pferde zuzutrauen ist; die Leistungsfähigkeit eines guten Radfahrers ist damit freilich noch lange, lange nicht an ihrer Grenze angelangt.

Auch in der Schnelligkeit thut es der Radfahrer dem Pferde zuvor. Das englische Vollblut läuft freilich schneller auf kurze Distanzen, ebenso die amerikanischen Traber erster Classe und einige wenige Heroen des russischen Traberturfes, aber dann sind wir auch schon fertig. Noch giebt es aber keinen in Deutschland oder in Oesterreich gezogenen Traber, der die englische Meile in einer besseren Zeit hinter sich bringen könnte, als ein deutscher Radfahrer von Classe. Nur die Italiener haben in Conte Rosso und in Armida zwei inländisch gezogene Pferde, die den Russen den Rang ablaufen, es fast den Amerikanern gleich thun, und die also auch den Radfahrer auf kurze Strecken schlagen würden.

Einer Thatsache wollen wir noch Erwähnung thun, auf welche die gesammte deutsche Radfahrerwelt mit Recht viel zu stolz ist, als daß wir sie hier verschweigen dürften. Die Meisterschaft von England wird von einem deutschen Champion gehalten! August Lehr, ein junger Frankfurter Radfahrer, hat den Engländern den Ehrentitel in fairem Kampfe entführt, und ganz Britanien, das Mutterland eines jeden Sportes, hat das wie ein nationales Ungemach empfunden. August Lehr hatte den sensationellen Sieg errungen, wenige Wochen, nachdem er beim Trainiren den Arm gebrochen hatte, und das über das beste Material, das ihm das Drei-Inselreich gegenüberzustellen hatte. Die bei dem Meisterschaftskampfe über die Meile erzielte Zeit war keine sonderlich gute. Die englischen Concurrenten waren auf Warten gefahren, um sich dann den Preis in einem um so hitzigeren Endkampfe streitig zu machen. Dabei behielten sie sich immer nur gegenseitig im Auge, ohne dem deutschen Gegner die Aufmerksamkeit zu widmen, die er wohl verdiente. Als es dann wirklich zum Endkampf kam, da sahen sie mit Staunen den colossalen Speed, den Lehr zu entwickeln vermochte; solche „Spurts" waren doch selbst für englische Beobachter imponirend genug. Das Staunen kam aber zu spät, und Lehr landete den ehrenvollsten Sieg, den deutsche Radfahrer bisher errungen.

Noch habe ich nun, ehe ich schließe, einige Worte über das Radfahren der Damen zu sagen. Ich habe mir das zum Schlusse aufgehoben, weil es da nicht viel zu sagen giebt. Das entscheidende Wort hat hier der Mediciner zu führen, und wenn der Hausdoctor abräth, muß man ihm folgen, selbst wenn man sich vom Herrn Doctor im Stillen nicht das Allerbeste denken sollte.

Ist eine Dame vollkommen gesund, dann werden ihr Tagespartien von 60—80 Kilometern ganz gewiß nicht das Mindeste anhaben. So gesund wie das Nähmaschinentreten ist bald etwas, wahrscheinlich also auch das Radfahren. Die radfahrenden Damen, die ich bisher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, — es sind mehr Frauen, als Fräulein, — sind ganz Feuer und Flamme für die Sache. Das anfängliche Mißtrauen und die Aengstlichkeit schwindet nach der ersten Ausfahrt, um dann einer dauernden Lust und Freude an dieser Bethätigung der Kraft Platz zu machen.

Die Damen haben den Vortheil, daß sie das Radfahren nicht zu erlernen brauchen; sie setzen sich auf das Rad und können's. Denn entweder sie fahren auf dem Dreirad, wozu man naturgemäß keine Vorstudien braucht, oder auf dem Doppelsitz-Zweirad (Rover-Tandem), auf dem sie auch bei dem ersten Versuch schon davon fahren können, wenn nur der hintensitzende Helfer und Genosse ein sattelfester Fahrer ist.

Das Publicum und die Behörden stehen der Radfahrerei vielfach nicht nur ablehnend, sondern geradezu feindselig gegenüber. Das wird sich geben mit der Zeit, und schließlich wird selbst eine hohe Polizei, welche den Reitern alle wünschenswerthe Freiheit gewährt, aber den Radfahrern zum Theil die Straßen der Städte verbietet, und sie auch sonst ganz unnöthiger Weise bevormundet, schließlich, sagen wir, wird selbst eine hohe Polizei dahinter kommen, daß ein Fahrrad nicht scheu wird, und daß es weder beißt, noch ausschlägt.

Balduin Groller.

* * *

Ein für das Dreirad geeignetes Kostüm vorzuschreiben, ist schwer und fällt eigentlich aus dem Rahmen einer Modenzeitung. Als Grundregel gilt, daß der Anzug keinerlei Zwang ausüben, aber ebensowenig auffallen darf. In England, der Wiege auch dieses Sports, hat man sich eingehend mit der Frage beschäftigt und sowohl den gleich dem Reitkleide ausgearbeiteten, als auch einen hinten verlängerten Rock versucht. Dann glaubte man in dem getheilten Rocke, — einem sehr faltenreichen, unten offenem Beinkleide mit kurzer, loser Draperie, — das Ideal des Zukunft-Kleides im Allgemeinen und des Sport-Kleides im Besonderen gefunden zu haben. Endlich aber kam man dahinter, daß die augenblicklich von der Mode begünstigte Tracht der schlichten, fußfreien Röcke und der einfachen Taillen oder bequemen Blusen allen practischen Anforderungen durchaus entspreche und der Frau den Reiz der Weiblichkeit selbst auf dem Dreirade bewahre. Auch unsere Sport-Damen haben diesen Anzug acceptirt. Die Wahl des Stoffes bleibt dem eigenen Geschmacke überlassen; die Farbe sollte niemals auffallend, am besten grau oder dunkelblau sein. Sammet und Velvet sehen neu elegant aus, zerdrücken sich aber schnell und sind für die warme Jahreszeit zu schwer. Seide entspricht allen Anforderungen, wird jedoch, da sie bei den starken Bewegungen leicht reißt, sehr theuer. Tuch, Flanell und leichte Wolle für den Sommer empfehlen sich daher am meisten. Der Rock soll ungefähr $2^1/_2$ Meter weit sein und kann beliebig mit oder ohne Futter-Grundform gearbeitet werden. Die von einem Ledergürtel umspannte Bluse erscheint häufig auch abstechend und aus Seide. Um sich vor Erkältung an Haltestellen zu schützen, führt man am besten einen leichten, zum Rocke passenden halbanschließenden Paletot mit. Aus Gesundheitsrücksichten ist Jägerwäsche durchaus erforderlich. Wie zum Reitkleide gehört auch zum Radfahrer-Anzuge ein passendes, unter dem Knie mittelst Gummizuges befestigtes Beinkleid mit Seitenschluß; sonstige Unterkleider müssen gleichfalls dunkel sein, ebenso der lange englische Strumpf, zu welchem sich ein bequemer weicher Schuh, beliebig mit Gummisohle, gesellt. England empfiehlt den Schuh aus Pferdeleder und den weiten Handschuh aus dänischem oder Waschleder. Die Kopfbedeckung muß klein sein, weil dieselbe sonst beim Fahren einen Windfang bilden würde. Ein Matrosenhütchen aus Stroh, ein kleiner Amazonerhut aus Filz, eine Jockey-Kappe mit breitem Schirm und, an sonnenlosen Tagen, der gehäkelte Tam o'shanter sind am geeignetsten; nie sollte der große, Gesicht und Haar schützende Schleier vergessen werden.

F. J.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Die Nachbarn.

Ein Märlein von Marie von Ebner-Eschenbach.

Der Blonde und der Braune waren Nachbarn, jeder von ihnen stand an der Spitze eines gutmüthigen Hirtenvolkes. Sie tauschten nach Bedarf die Producte ihrer Ländereien und blieben einander stets hülfreich in Noth und Gefahr.

Niemand hätte bestimmen können, welchem von Beiden ihr Bündniß mehr Nutzen brachte.

Eines Tages, im Herbste, begab es sich, daß ein heftiger Sturm großen Schaden anrichtete im Walde des Braunen. Viele junge Bäume wurden entwurzelt oder gebrochen, viele alte Bäume verloren mächtige Aeste.

Der Herr rief seine Knechte; sie sammelten die dürren Reiser und schichteten sie in Bündel.

Aus dem frischen Holze aber wurden Stöcke zugehauen. Im Frühjahr sollten sie verwendet werden zu einem neuen Zaune für den Hühnerhof der braunen Herrin.

Nun wollte der Zufall, daß ein Diener des Blonden die Stöcke in die Scheune bringen sah. Ihre Anzahl schien seinen etwas blöden Augen ungeheuer. Von Angst ergriffen lief er heim und sprach zu seinem Gebieter: „Ein Verräther will ich sein, wenn der Nachbar nicht Böses wider uns im Schilde führt!"

Er und andere ängstliche Leute, — es waren auch Weise darunter, — schürten so lange den Funken Mißtrauen gegen den Freund, den sie ihrem Herrn in die Seele geworfen hatten, bis dieser sich entschloß, zu rüsten gegen die vermeintlich Gerüsteten.

Eine Scheune voll von Stöcken hatte der Braune, der Blonde wollte drei Scheunen voll von Stöcken haben.

Holzknechte wurden in den Wald geschickt. Was lag ihnen an seiner hohen Cultur? Ihnen that es nicht leid, einen jungen Baum zu fällen, ihm die aufstrebende Krone abzuhauen und die lichtsuchenden Aeste und die Zweige mit den athmenden Blättern.

Nach kurzer Zeit war der Wald verwüstet, aber der Blonde hatte viele tausend Stöcke.

Wie es ihm ergangen war, erging es nun seinem ehemaligen Freunde. Die Klugen und die Thörichten, die Verwegenen und die Zaghaften im Lande, Alle schrieen: „Es ist Deine Pflicht, Herr, dafür zu sorgen, daß uns der Tag des Kampfes reich an Stöcken finde!"

Und der Braune und der Blonde überboten einander in der Anschaffung von Vertheidigungs-Mitteln und bedachten nicht, daß sie endlich nichts mehr zu vertheidigen hatten, als Armuth und Elend. Weit und breit war kein Baum zu erblicken, die Felder waren unbebaut; nicht Pflug, noch Egge, noch Spaten gab es mehr, Alles war in Stöcke verwandelt.

Es kam so weit, daß die größte Menge des Volkes zu Gott betete: „Laß den Kampf ausbrechen, laß den Feind über uns kommen, wir würden leichter zu Grunde gehen unter seinen Stöcken, als unter den Qualen des Hungers!" —

Der Blonde und der Braune waren alt und müde geworden, und auch sie sehnten sich im Stillen nach dem Tode. Ihre Freude am Leben und Herrschen war abgestorben mit dem Glücke ihrer Unterthanen.

Und einmal wieder trieb der Zufall sein Spiel.

Die beiden Nachbarn stiegen zugleich auf einen Berg, der die Grenze zwischen ihren Besitzungen bildete.

Jeder von ihnen dachte: Ich will mein armes, verwüstetes Reich noch einmal überschauen.

Sie kletterten mühsam empor, kamen zugleich auf dem Grate des Berges an, standen plötzlich einander gegenüber und taumelten zurück . . . Aber nur einen Augenblick. Ihre abwehrend ausgestreckten Hände sanken herab und ließen die Stöcke fallen, auf welche sie sich gestützt hatten.

Die ein halbes Jahrhundert in Haß verkehrte Liebe trat in ihr altes Recht. Mit schmerzvoller Rührung betrachtete der Freund den Freund aus halb erloschenen Augen. Nicht mehr der Blonde, nicht mehr der Braune! Wie aus einem Munde riefen sie: „O, Du Weißer!" und lagen Brust an Brust.

Wer zuerst die Arme ausgebreitet, wußten sie ebenso wenig, als sie sich besinnen konnten, wer dereinst die ersten Stöcke aufgestellt wider den Anderen. Sie begriffen nicht, wie das Mißtrauen hatte entstehen können, dem Alles zum Opfer gefallen war, was ihr Dasein und das der Ihren lebenswerth gemacht hatte.

Eines nur stand ihnen fest: die niederdrückende Ueberzeugung, daß Nichts in der Welt ihnen ersetzen konnte, was die Furcht vor dem Verlust ihrer Erdengüter ihnen geraubt hatte.

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Englische Literatur.

Von R. Schirmacher.

„Lady Maude's Caprice" ist ein sehr amüsantes Buch von George Manville Fenn (Verlag von F. Warne, London), das sich noch dazu durch gefälligen Einband, prächtigen Druck und sehr gutes Englisch empfiehlt. Der Verfasser hat es allerdings nicht „Lady Maude's Caprice" genannt, sondern „Lady Maude's Mania". Warum, — wüßte ich nicht zu sagen; denn Leute, die mit einer Manie behaftet sind, pflegen wir uns meist in Verbindung mit dem Irrenhaus zu denken, und daß wir solche düstere Bilder an die liebreizende Gestalt seiner jungen Heldin knüpfen, hat der Verfasser sicher nicht bezweckt. Daher wollen wir uns die Freiheit nehmen und in Folgendem von Caprice sprechen, statt von Manie.

Lady Maude ist eine schöne, junge Dame und gehört zur englischen Aristokratie. Dies ist die Voraussetzung des ganzen Buches. In Uebereinstimmung damit klingen die Titel Lord, Viscount und Sir uns beständig in den Ohren; wir fahren vierspännig, besuchen Hyde-Park, gehen auf unseren Landsitz, haben eine Schar Bedienter zur Verfügung, wohnen in Portland Place, machen ein Haus, — und sind kreuzunglücklich. — Denn wer ist wirklicher Alleinherrscher in Portland Place? Nicht der Hausherr, der Earl von Barmouth, sondern die Hausfrau, seine „bessere Hälfte", die Furcht verbreitende Lady Barmouth. Stattlich, hochgewachsen, mit tiefer Stimme, ist sie es, die gebietet, sie, welche den Schlüssel zum Geldschrank hat, sie, welche sogar Speisekammer, Wein und Cigarren mit scharfem Auge bewacht.

Dies Letztere ist des Lord Barmouth' größter Kummer. Er ist ein wenig vor der Zeit alt geworden; um nun den Ueberrest seiner Gesundheit bestens zu schonen, gestattet die sorgende Gattin ihm, — von Tafelfreuden gar nicht zu reden, — kaum das Sattessen. Hungrig lernen wir Lord Barmouth kennen, hungrig nehmen wir von ihm Abschied. In der Zwischenzeit verdanken wir seinem Hunger aber manche heitere Minute. Der arme Lord nämlich hat sich auf das Hamster-System gelegt. Er bemächtigt sich aller Eßwaaren, die er, von seiner Gattin ungesehen, erreichen kann. Da er wenig Taschengeld bekommt, pumpt er sogar seine kleine, herzensgute Nichte an und ersteht dafür „buns", — das bekannte englische Gebäck. Das wäre alles schön und gut, — nur spielt ein schwaches Gedächtniß dem armen Herrn manchen bösen Streich: er vergißt nämlich öfters seinen Raub und dessen Bergungsplatz. Er setzt sich auf das eingeheimste Kalbs-Cotelett in seiner Tasche; er steckt ein Hühnerbein dem Hausfreund in den Ueberzieher; die argusäugige Gattin entdeckt verdächtigen Kuchen in Schiebladen, worin man Handschuhe aufbewahrt, — kurz, wir sind sicher, fast in jedem Kapitel etwas „Nahrhaftes" zu finden, trotz des Hausherrn ewigem Hunger, sind sicher, laut lachen oder leise lächeln zu können.

So schwach und still der Vater, so unbändig und laut der Sohn. Er heißt „Diphoos", von einem Stammgut in Wales, und scheint auch etwas Walser Energie mitbekommen zu haben. An Worten, heftigen Reden, Unarten läßt er es nicht fehlen; sein Englisch ist dabei weder vornehm noch gewählt, sondern das Rothwälisch, slang, worin sich die modische Gesellschaft ab und zu gefällt. Wenn er aber so „loslegt", — denn anders sind seine empörten Reden nicht zu bezeichnen, geht es wie ein frischer Luftzug durch die schwüle, parfümirte Salon-Atmosphäre.

Es ist nicht der Mutter Geiz und Herrschsucht allein, die Viscount Diphoos so aufbringt: es ist vor Allem der Handel, den sie mit ihren Töchtern treibt. Und hiermit kommen wir auf den eigentlichen Gegenstand des Buches. Viscount Diphoos hat zwei Schwestern; die Aeltere, Lady Diana, sehen wir am Anfange der Erzählung an einen englischen Großen im fernen Indien verheirathet, — besser verhandelt. Diana hat eine gute Partie gemacht, — und die Mutter hofft, das Klima werde ihr nicht schaden.

Belehrt durch das Schicksal der Schwester, will Lady Maude, die Jüngere, nun diesem Schacher entgehen. Schon hat die Mutter auch für sie einen Freier ausgesucht, reich und verlebt; schon beginnt das adlige Skelett um das frische, junge Mädchen herum zu tänzeln, — schon wird sie eingefangen in dem Netze kindlichen Gehorsams, das Wort der Vertheidigung ihr abgeschnitten, jede freie Bewegung ihr untersagt. Schon arbeitet man an der Ausstattung, Kisten und Kasten werden gepackt, — da . . Aber ich werde mich hüten, das Geheimniß auszuplaudern. Nur so viel: so unterwürfig und passiv Lady Maude scheint, hat sie doch im Stillen eine große Liebe und im entscheidenden Moment auch die nöthige Energie. Neben ihrer Liebe zu Charley Melton — hat sie aber eine Caprice, eben jene, die dem Buche seinen Namen gegeben. Diese Caprice hat einen hübschen, zerlumpten Drehorgelspieler, einen Italiener, zum Gegenstande. Lady Maude hörte ihn am Hochzeitstage ihrer Schwester spielen,

„Wie schwer ist's, sich zu binden,
Wenn's Herz nicht ist dabei."

Das gefiel ihr; seitdem war sie des Leiermannes Beschützerin, konnte ihm lange träumend zuhören, warf ihm Geld zu, kurz, fesselte ihn an das Haus zum Entsetzen der Mutter und der Dienstboten.

Diese Caprice und jene Liebe nun weiß der Verfasser geschickt zu benutzen, um seine Leser ein wenig im Zick-Zack herum zu führen und mit ihnen Versteck zu spielen. Wir brauchen uns aber auf keine unliebsame Ueberraschung gefaßt zu machen; der Autor ist kein Realist, sondern ein Humorist. Das zeigt sein Buch auf's deutlichste. Er behandelt einen Schaden der Gesellschaft, eine moralische Abscheulichkeit, — in seinem Stoffe erinnert er an Thackeray. Wo aber ist dessen Herbe und Härte der Behandlung? Nichts davon bei Manville Fenn. Er lacht, lächelt, zupft und zerrt ein wenig seinen vornehmen Sündern am Pelze; er macht sie allenfalls zu Lustspiel-Figuren, zieht sie in's Komische, übertreibt ihre Eigenheiten. Er hält sich andrerseits aber für dies Betonen des Unangenehmen schadlos, indem er einen günstigen, Alles ordnenden glücklichen Zufall spielen läßt. Er gleicht einem Maler, der die ersten scharfen Umrisse seines Bildes solange mildert und überpinselt, bis sie weiche und gefällige Form angenommen haben, während Thackeray seinen ersten Aufriß starr bestehen läßt und mit ausgesprochener Absicht, mit eiserner Faust auf die Sünden der Gesellschaft loshämmert. Das macht den Unterschied zwischen „the Newcomes" und „Lady Maude's Mania".

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Junge Liebe. Von Carl Hoff. Siehe die Abbildung, Seite 65. — Maienzeit, — o du selige Maienzeit! Es knospet und grünt, und wärmer glänzt das Sonnengold über Halde und Feld, lockt allüberall die scheuen Sprossen hervor und begeistert die kleinen gefiederten Sänger in Wald und Flur zu zwitschernden Jubelliedern. Das ist die Maienzeit, — das ist die Zeit der jungen Liebe! — Zum ersten Male hat er sich Muth gefaßt und hat ihr von dem gesprochen, was sein Herz erfüllt, sein ganzes Sein bewegt. Sie erblaßt, — und dann färbt hohe Gluth ihre Wangen. Und dann hascht er nach ihrer Hand und sein Mund flüstert leise und zaghaft: „Antworte mir, — o, schau' mich an! Und sage mir, ob ich hoffen darf, — nur, ob ich hoffen darf?!" Da gleitet ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht, und ihr Köpfchen neigt sich, während sie den Druck seiner Hand fester erwidert . . . Das ist die Maienzeit!

Mondaufgang im Schwarzwald. Von Carl Ludwig Fahrbach. Siehe die Abbildung, Seite 69. — Was sollen wir dem Bilde unseres Malers noch hinzufügen? — Die wunderbare Stimmung, die über der Landschaft liegt, bedarf keines erläuternden Wortes, — sie wird im Gemüth des Beschauers Widerhall finden.

Otto Roquette. Siehe das Portrait, Seite 68. — Es war im Jahre 1851, als das Erstlingswerk eines jungen Dichters, „Waldmeister's Brautfahrt, ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen" genannt, berechtigtes Aufsehen erregte. Nicht nur in den Kreisen der literarisch feinfühligeren Minorität, sondern auch in den Schichten des großen Publicums wurde man durch die poetische Weimär auf den Namen des Dichters aufmerksam und prophezeite ihm eine glänzende Zukunft. Otto Roquette hat gehalten, was er mit seinem ersten Werke versprochen hatte. Ueber ein halbes Hundert Auflagen, wie „Waldmeister's Brautfahrt", hat allerdings keines seiner späteren Werke erreicht, aber jedes einzelne derselben durfte auf einen ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte unserer Tage Anspruch erheben. Neben „Waldmeister's Brautfahrt" schuf er in rascher Folge auf episch-lyrischem Gebiete: „Der Tag von St. Jakob" (1879 in vierter, umgearbeiteter Auflage erschienen), „Gedichte und Lieder", „Herr Heinrich, eine deutsche Sage", „Hans Heidekuckuck" und Anderes. Schon zu Beginn seiner literarischen Thätigkeit veröffentlichte er, fast gleichzeitig mit den genannten epischen Werken, die Novellenbände „Orion", „Das Hünengrab", „Erzählungen" und „Neue Erzählungen", zu denen in späteren Tagen die Sammlungen „Luginsland" und „Welt und Haus" traten. Durch diese fein erdachten und mit reifer Künstlerschaft ausgeführten Prosa-Arbeiten gewann sein Name rasch an Popularität; man schätzte in ihm nicht nur mehr den formvollendeten Poeten, dessen Lyrik Waldes- und Märchenduft athmet, sondern auch den geistvollen Fabulirer und gewandten Erzähler, der auch in größeren Romanen, wie „Die Prophetenschule", „Im Hause der Väter", „Das Buchstabirbuch der Leidenschaft" u. A., an Herz und Gemüth seines Leserkreises zu rühren verstand.

Otto Roquette wurde am 19. April 1824 zu Krotoschin in der Provinz Posen als Sohn eines Landgerichtsrathes geboren; seine Familie, — wie schon der Name besagt, französischen Ursprungs, — wanderte zur Zeit der Protestanten-Verfolgungen unter Ludwig XIV. nach Deutschland ein. Roquette besuchte das Gymnasium zu Frankfurt a/O., studirte in Heidelberg, Berlin und Halle Geschichte und Philosophie und wurde sodann am Bitzthum'schen Gymnasium zu Dresden (das damals noch Blochmann'sche Anstalt hieß) als Lehrer angestellt. 1862 kam er als Docent für allgemeine Literaturgeschichte an die Kriegs-Akademie, ein Jahr darauf an die Gewerbe-Akademie in Berlin und siedelte 1879 als ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur nach Darmstadt über, wo er noch gegenwärtig lebt und wirkt.

Aus seinen vielseitigen Studien auf literarhistorischem Gebiet gingen eine Anzahl gelehrter Arbeiten hervor, von denen hier nur „Leben und Dichten Johann Christian Günther's" und eine vortreffliche „Geschichte der deutschen Literatur" Erwähnung finden mögen.

Wie sehr sich Roquette seine dichterische Frische zu erhalten gewußt hat, beweist die kürzlich in unserem Blatte veröffentlichte Erzählung „Gabriele". Wir hoffen, es wird sich Gelegenheit finden, unsere Leserinnen bald wieder mit einer neuen Arbeit aus der Feder des Dichters bekannt zu machen.

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.

Bergtouren. — Am besten verstehen Engländer und Engländerinnen, sich für Bergfahrten auszurüsten, weil sie von Hause aus mehr an Sport gewöhnt sind, als andere Nationen. Sie passen Kostüm und Bagage den Bedürfnissen an, sie emancipiren sich vollständig von der Salontoilette, und das ist das einzig Gebotene. Diejenigen Damen, welche zu prüde sind, sich zeitweilig vom allgemein Gebräuchlichen zu lösen, sollten nie in die Berge gehen, denn sie bringen sich, ihre Reisegesellschaft und die Führer oft in ernsthafte Gefahr; das Vergnügen wird ihnen zu einer Folter, und sie betrügen sich um den Genuß des Hochgebirges; zuletzt aber gerathen sie gar zu leicht in lächerliche Situationen und sehen nach Bergfahrten meist so entsetzlich aus, daß es nicht angenehm ist, sich so zu zeigen.

Hört oder liest man von Unglücksfällen im Gebirge, so findet man bei aufmerksamer Beobachtung, daß sie meist aus Unkenntniß

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Verhältnisse hervorgegangen. Entweder sind es führerlose Touristen, die zu Grunde gingen, oder aber sie überlasteten den Führer, wenn auch mit Einwilligung und Entschädigung desselben, oder endlich die Ausrüstung der Person und des Proviants war leichtfertig besorgt. Ohne Führer in's Hochgebirge und in die Gletscherwelt zu gehen ist um so leichtsinniger, je mehr Verpflichtungen man im Leben hat. So lange wir auf der großen Heerstraße bleiben, ist keine Gefahr, und man braucht keine ortskundige Begleitung. Wer aber nicht „Schnurläufer" sein will und gerne eigene Bahnen wandelt, der nehme sich sehr in Acht. Der Reisende täuscht sich gar zu oft bei Kürzungen des Weges, geräth ahnungslos in Gefahren und verbraucht dabei mehr Kräfte, als bei dem Umwege, den die große Straße macht. Wer größere Partien unternimmt, besonders Gletscherfahrten, der gehe nie ohne den beeidigten Bergführer und hüte sich wohl, den Mann mit fremden Touristen gemeinsam zu engagiren. Je mehr Köpfe, je mehr Wünsche, und um so weniger kann der Führer seiner Pflicht genügen, weil er sich nicht nach Allen richten kann. Auf Gletschern und Hochspitzen kann unzuverlässige Reisegesellschaft viel Pein und selbst ernste Gefahren herbeiführen. Die erste Regel, welcher sich der Tourist zu fügen hat, ist Gehorsam, — es geht nicht anders. Der Führer setzt sein Leben im Dienste seines schweren Berufes ein. Ist ihm das Zeugniß anerkannter Tüchtigkeit gestellt, so müssen wir seiner Kenntniß der Verhältnisse vertrauen und uns seiner Anordnung fügen. Schreiberin ist wiederholt durch die Unachtsamkeit Fremder in sehr unliebsame Lagen gekommen. Als Dritte einer kleinen Damengesellschaft unternahm ich einst eine sehr harmlose Partie zum Fex-Gletscher im Oberengadin. Eine meiner Reisegefährtinnen behauptete, keine Bergstiefel „vertragen" zu können und ging in städtischem Schuhzeug. Natürlich hatte sie sich die Füße sehr beschädigt, und als der Führer zum Aufbruch drängte, erklärte sie, zur Zeit noch nicht gehen zu können. Dadurch verspäteten wir uns, die Dunkelheit überraschte uns, es ward eisig kalt und wir irrten hülflos zwischen losem Steingeröll. Dem Führer blieb schließlich nichts übrig, als sich die jetzt nicht mehr Widerstrebende aufzubürden und sie zu tragen. Daß dies keine vorausgesehene und angenehme Situation für uns Alle war, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Wenn Damen in Herren-Gesellschaft Gletscherpartien unternehmen, so achte man wohl darauf, daß Frauen die eingetretenen Spuren der Männer nicht benutzen können. Wo ich es versucht habe, ist es mißglückt. Wir können den Schritt nicht so groß machen, und wenn wir uns dazu zu zwingen suchen, brechen wir durch und die Anstrengung des Steigens verdoppelt sich und wird zur Ueberanstrengung. Der Führer muß daher seinen Schritt stets dem der Dame anpassen, denn es hängt sogar oft Leben oder Tod davon ab, daß wir die Spur einhalten, das Durchbrechen kann sehr verhängnißvoll werden. Touristin in H.

*

Nochmals Reise-Hygieine. — In Heft 17 vorigen Jahrganges schreibt Frau Dr. H. G. „Einiges über Reise-Hygieine"; ich möchte mir erlauben, diesen trefflichen Auseinandersetzungen ein Wörtchen hinzuzufügen über einen, meines Erachtens besonders wichtigen Punkt. Frau Dr. H. G. spricht mir ganz aus der Seele, wenn sie sagt: „Die Berechtigung, ein Fenster — offen zu halten, lasse man sich nicht schmälern; ich ziehe sogar etwas Zugluft verbrauchter Stickluft vor, selbst auf die Gefahr hin, einen kleinen Schnupfen davon zu tragen." Als Kennerin des „Eisenbahn-Betriebs-Reglements" fügt sie noch hinzu, daß das Fenster „entgegen der Windseite offen gehalten werden soll. Ja, leider muß das Fenster „auf Verlangen auch nur eines Reisenden auf der Windseite geschlossen werden"; aber sollte es denn nicht möglich sein, daß die Reisenden selber sich verständiger erweisen, als das „Reglement"? — Bei jeder längeren Eisenbahnfahrt, — bei kürzeren verzichte ich aus nahe liegenden Gründen, — habe ich denselben, übrigens in aller Freundlichkeit durchgeführten und fast immer infolge Ueberzeugung des Gegners siegreich endenden Streit auszufechten, indem ich es durchzusetzen suche, — erschrecken Sie nicht, freundliche Leserin! — das Fenster gerade auf der Windseite offen zu halten. Das Reglement und mit ihm fast alle Reisenden gehen offenbar von der Ansicht aus, daß Staub, Rauch und Zugluft, diese Hauptschädlichkeiten der Eisenbahnfahrt, auf der Windseite eindringen. Aber man stelle sich nur die Sache klar vor. Von Wald und Wiese, selbst von Feld und Haide, bringt der Wind auch in der trockensten Jahreszeit wohl kaum je merklichen Staub mit. Der Staub muß erst aufgewirbelt werden von Füßen oder Rädern, ehe der Wind ihn fort und weiter trägt; so geschieht es auf den Landstraßen, — so auch auf dem Eisenbahndamm. Also unter dem Zuge mit seinen zahlreichen, rastlos wirbelnden Rädern entsteht erst der Staub, der den Reisenden belästigt. Auf der „Luvseite", entgegen dem Winde, kann er unmöglich hochkommen, wohl aber auf der anderen Seite, — Leeseite, — des Zuges, im „Windschatten"; da ergießt er sich durch das hier geöffnete Fenster erbarmungslos über die Reisenden, die ihn in Massen einathmen und sich am anderen Tage wundern, wo sie sich „erkältet" haben. Auf der Leeseite entlang zieht sich auch der Rauch der Maschine mit seinem so schädlichen Kohlenoxyd-Gas; er kann also niemals auf der Windseite eindringen. Bleibt nur die „Zugluft", dieser Allerwelts-Attentäter, dem fast jedes körperliche Ungemach auf Rechnung geschrieben wird. Aber man erwäge, daß jede Erhöhung den Wind aufhält, daß also, wenn das Fenster und auch die sogenannte Ventilation auf der Leeseite geschlossen sind, die Luft den Wagentheil nicht mehr durchdringen kann. Allerdings wird durch den Stoß des Windes Luft in das auf der Windseite offene Fenster gewaltsam hineingepreßt, und wer hier, je nach der Windrichtung, den ersten oder zweiten Platz auf der rückseitigen Bank inne hat, wird sicher von diesem Luftstoße unangenehm berührt werden; aber wenn dieser Platz nicht etwa unbesetzt bleiben kann, so genügt doch meist schon halbes Aufziehen des Fensters, um den Körper des hier Sitzenden vor dem directen Luftstrom zu sichern; und nun liefert das „reglementswidrig" geöffnete Fenster nur schöne, reine Luft ohne jede Unannehmlichkeit. Wer's noch nicht glaubt, probir's.

Dr. G. H. in Bremerhaven.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Allerlei Nachtisch. — Unter dem feinen Nachtisch begegnen wir in neuerer Zeit fast ausnahmslos verschiedenen Arten kleiner Kuchen „petits fours" genannt, die von verlockendem Aussehen, ausgezeichnetem Geschmack, kaum größer als ein Bissen, so recht eigentlich „pour la bonne bouche" geschaffen sind. Sie sind mit einigem Geschick nicht schwer herzustellen; wir möchten daher unseren Leserinnen, die Vergnügen an derartigen Versuchen finden, folgende Sorten empfehlen.

Zu einer ersten und vorzugsweise gereichten Art, lassen sich sehr wohl Reste von Savoyer- oder Samtorte verwenden, die in etwa 1 Cent. dicke Scheiben geschnitten, mit Aprikosen-Marmelade, — auch mit Pistazien, die, fein gewiegt, mit geschlagener Sahne vermischt werden, — bestrichen, über einander gelegt, in viereckige 4 Cent. große Stücke geschnitten und mit fondant überzogen werden. Eine Bereitungsart dieser fondants, — schmelzende Glasur, — haben wir wiederholt gebracht; sie ist für alle auserlesenen Kuchen und Confitüren unerläßlich und vereint mit dem feinen Geschmack ein elegantes Aussehen; auch liebt man es, sie grün, roth und braun zu färben, was durch Zusatz von einigen Tropfen Spinatmotte, Alkermes oder aufgelöster Chocolade ohne jede Schwierigkeit zu ermöglichen ist. Weiß verwendet erhält sie durch Orangenblüthen oder Vanille ein beliebtes Parfüm.

Eine zweite Art besteht aus 200 Gr. gehäuteten, fein geschnittenen Mandeln, die mit 125 Gr. ebenso geschnittenen Orangenschalen Puderzucker und dem steif geschlagenen Schnee von 4 Eiern vermischt, auf Oblaten gestrichen, 20 Min. in mäßig warmem Ofen gebacken und in zierliche Stücke geschnitten werden.

Wand-Decoration.

Dritte Art. ½ Kilo Haselnüsse wird nebst 32 Gr. bitteren Mandeln blanchirt und mit etwas Eiweiß fein im Mörser gestoßen. Dann schlägt man 3 frische Eigelb mit 250 Gr. Puderzucker schaumig, giebt 32 Gr. Mehl, weitere 125 Gr. Zucker, die geriebenen Nüsse, ein wenig sehr vorsichtig abgeriebene Citronenschale hinzu und verbindet die Masse zuletzt leicht, aber gleichmäßig, mit dem steifen Schnee von 6 Eiweißen. In kleine Papierkästchen gefüllt, werden die Kuchen bei schwacher Hitze gebacken.

Vierte Art. Den Saft von zwei Citronen drückt man in ein Näpfchen und läßt die fein geschälte Schale einer Apfelsine zwei Stunden darin ausziehen. Nun rührt man 125 Gr. feine Butter zu Sahne, fügt nach und nach das Gelbe von fünf Eiern und 250 Gr. gestoßenen Zucker zu und schlägt den Teig 10 Minuten lang. Mit dem Citronensaft und 250 Gr. bestem Mehl verbunden, giebt man zuletzt 2 Theelöffel Natron, in einem Eßlöffel warmes Wasser aufgelöst, hinzu, bäckt den Kuchen in einer flachen Form, schneidet ihn, erkaltet, in länglich verschobene kleine Vierecke, überzieht diese mit fondant Orangeguß und verziert sie mit einigen Stückchen candirter Orangenschale.

Eine fünfte sehr gute Art besteht aus ganz kleinen, etwa 6 Cent. langen, 2 Cent. dicken Röllchen, die von Hohlhippenteig angefertigt und mit einer feinen Sahnen- oder Chocoladen-Crême gefüllt werden. Zu dem Teig nimmt man 5 ganze Eier, Zucker so viel, als diese wiegen und Mehl von der Schwere dreier Eier. Nachdem Zucker und Eier schaumig geschlagen sind, giebt man das Mehl hinzu, streicht die Masse mit einem Messer so fein als irgend möglich in einzelnen fingerlangen Streifen auf ein mit Wachs bestrichenes Backblech und läßt sie im Ofen gelblich trocknen. Herausgenommen müssen sie heiß gerollt werden, da sie erkaltet sofort zerbrechen. — Zu der Crême genügt es, süße geschlagene Sahne, der man einen geringen Gelatine-Zusatz giebt, zu nehmen; den Geschmack empfängt sie durch etwas Maraschino. E. K.

Kleine Rathschläge. — Kibitzeier, die beliebte, von Feinschmeckern hochgeschätzte Delicatesse des Frühjahres, werden mit kaltem Wasser auf's Feuer gesetzt, 10 Minuten gekocht und gewöhnlich nur in der Serviette angerichtet, mit frischer Butter gegessen. Will man von denselben indessen eine sehr hübsch aussehende, elegante Schüssel herstellen, so servire man sie auf folgende Art. Von ein paar Händen voll feiner Kräuter, 1 Eßlöffel Capern, 6 Sardellen, 3 hartgekochten Eigelben, 175 Gr. guter Butter bereitet man eine sogenannte „Montpellier-Butter". Es werden die Kräuter in kochendem Wasser gebrüht, trocken ausgedrückt, im Mörser mit den Capern, Sardellen und Eigelben gestoßen, mit der Butter gemischt durch ein Sieb gestrichen und mit ein wenig Olivenöl und Estragonessig abgeschmeckt. Eine zweite „Anchovis-Butter" bereitet man, indem man frische Butter mit Anchovis-Paste mengt, sodaß sie ein röthliches Aussehen erlangt. Nun röstet man Weißbrodschnitten von gleicher Größe, bestreicht sie abwechselnd mit der rothen und der grünlich aussehenden Butter und richtet sie kranzartig auf einer runden Schüssel an. In die Mitte und die leeren Zwischenräume kann man mit Oel und Essig zurecht gemachte Brunnenkresse füllen, die man nach Belieben mit Krebsschwänzen garnirt. Ist das Ganze so weit vollendet, schält man rasch die eben fertig gekochten Eier, schneidet die harte Spitze fort, und stellt auf jede der Weißbrodschnitten eines. — Da Kibitzeier oft schon angebrütet und dann unbrauchbar sind, so achte man darauf, ob sie, — in's Wasser gelegt, — zu Boden sinken oder schwimmen: die Schwimmenden sind ungenießbar. E. K.

Wand-Decoration. Imitation japanischen Emails. Die Ausschmückung der Wohnräume bietet der fleißigen Frauenhand ein weites, ergiebiges Feld für ihre Thätigkeit. In erster Reihe findet die Malerei Anwendung, sobald es sich um künstlerische Verzierung der Wände handelt. Da indessen nicht alle Damen Künstlerinnen sind, wohl aber Geschick und Geschmack besitzen, so wird die einfache Arbeit, — eine Imitation der japanischen Emails, — Vielen willkommen sein. An unserer Vorlage, einer 29 Cent. im Durchmesser haltenden glatten Fayence-Schale, ist die Aufgabe, mit wenig Mitteln eine reiche Wirkung zu erzielen, sehr glücklich gelöst. Auf die Entfernung berechnet, ist von vornherein auf allzu feine Ausführung verzichtet worden. Die Eintheilung der Schale zeigt in der Mitte zwei Kreise, von denen der innere reichlich 7 Cent. im Durchmesser beträgt und der äußere ungefähr 2 Cent. davon entfernt ist. Einen Cent. breite, mit Beinschwarz hergestellte Streifen theilen die übrige Fläche in sechs Felder, welche in Kobaltblau und Grün-Zinnober wechseln; kobaltblau erscheint auch die Mitte innerhalb des zinnoberrothen Kreises. Japanische Matritzen (Aufklebebilder) befestigt man mittelst Fischleimes in gefälliger Anordnung auf den ausgemalten Flächen und malt zwischen die bunten Bildchen leichte, goldene Gräser und Schriftzeichen nach japanischen Vorbildern. Die schwarzen Streifen werden mit goldenen Blümchen verziert. Nach dem Trocknen ist die ganze Schale gleichmäßig mit Damarlack zu überstreichen. E. F.

An neuen eleganten Brief-Papieren ist die diesjährige Saison besonders reichhaltig. In der uns vorliegenden Collection der Firma Max Krause in Berlin, Beuthstraße 7, macht sich theilweise ein recht capriciöser Geschmack bemerkbar. Die Mode, das Briefpapier auf den Außenseiten in bunten Mustern zu bedrucken und die Innenseiten weiß zu lassen, scheint noch nicht ganz überwunden zu sein, oder taucht von Neuem auf. Wir haben uns nie so recht für diese allzu lebhaften Farben-Zusammenstellungen erwärmen können und ziehen beispielsweise die sogenannte „Iris-Post", ein in ganz zarten Farben abgetöntes Brief-Papier, vor. Sehr reizend giebt sich auch ein Carton lichtgelben Papiers mit einem Strauße sommerreifer Weizenähren als Vignette. Unter den kleineren Briefbogen-Formaten, die man jetzt mannigfach an Stelle der Billet-Post benutzt, fiel uns ein Carton mit zartgrünem Papier und einem am unteren Bogenrande eingepreßten Bildchen, Schneeglöckchen im Frühlingsgrase darstellend, als besonders geschmackvoll auf. Statt der bisher üblichen Vignetten findet man auf den modernen Luxus-Papieren überhaupt vielfach kleine, fein colorirte Frucht- und Blumenstücke, — dann und wann auch einmal mit einer etwas bizarreren Illustration wechselnd, — in Form von Schlußleisten auf der ersten Seite arrangirt. Das bunte Papier ist in allen Farben-Nüancen Mode geblieben, doch ist an Stelle der stärkeren Bogen, die für einen einfachen Brief häufig doppeltes Porto beanspruchten, das practische dünnere getreten. —t.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Rhabarber-Wein. — Ich habe in England sehr wohlschmeckenden Rhabarber-Wein getrunken, konnte aber die Bereitungsweise nicht erfahren. Weiß vielleicht eine freundliche Leserin mir ein erprobtes Recept mitzutheilen? Elise H. in Bamberg.

Bohnenwasser. — Ich habe neuerdings von Bohnenwasser als Flecken-Vertilgungsmittel gehört. Wie wird dasselbe bereitet und angewendet? Wißbegierige junge Frau in Steglitz.

Makartsträuße. — Wie lassen sich Makartsträuße gründlich von Staub und Schmutz reinigen?

Erna v. B. in S. (Pommern).

Puten. — Welches Futter ist am geeignetsten, um Puten bald zu mästen? Unerfahrene Hausfrau vom Lande.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Schlagsahne (40). — Zunächst ist für das Gelingen geschlagener Sahne ein vorsichtiges Abrahmen derselben erforderlich. Die Sahne muß durchaus rein und süß, dann aber auch recht kalt, möglichst auf Eis, gestellt sein. Sollte sie trotzdem nicht steif werden, so ist eine Messerspitze „Gummi Traganthae", recht fein gepulvert, hinzuzufügen. E. K.

Handtücher (47). — Auf die in Nr. 6 gestellte Frage nach Handtüchern aus aufgetrenntem Strumpfgarn gebe ich bekannt, daß solche durch den Weber Wenzel Böhmer in Schwarzpfütze, Post Ringelsheim bei Gabel in Böhmen, angefertigt werden.

Eine Abonnentin.

Von anderer Seite (Frau v. E. in Baden-Baden) wird uns die Firma Zimmermann in Gnadenfrei in Schlesien empfohlen; ebenso erbietet sich die Weberei des Brüderhauses in Gnadenberg bei Bunzlau und die Firma Ferdinand Fixel in Teschen zu jeder näheren Auskunft. Die Red.

Humboldt's Kräutersuppe (40). — Manche Kräuter, welche der Frühling uns bringt, werden nicht nur als Lenzesgruß gepflückt, sondern dienen auch zu materiellem Genuß, zur Bereitung einer Kräutersuppe, deren Wohlgeschmack und Aroma Kenner nicht genug zu rühmen wissen, und dem sie bei regelmäßigem Gebrauche sogar eine heilkräftige, stärkende und erfrischende Wirkung auf den menschlichen Organismus zuschreiben. Zu den Verehrern dieser Suppe gehörte auch Alexander von Humboldt. Als sich der gelehrte Forscher im Frühling 1846 zum Besuche seines königlichen Freundes in Sanssouci befand, mußte der damalige erste Gehülfe in der Treib- und Gemüse-Abtheilung, Herr W. Tettler, wie er selbst erzählt, während vier Wochen im Mai täglich die betreffenden Kräuter sammeln und in die königliche Küche abliefern. Humboldt selbst hatte die Auswahl der Kräuter getroffen; es waren: Schafgarbe (Achillea millefolium), Gundelrebe (Glechoma hederacea), Bibernelle (Poterium Sanguisorba), Waldmeister (Asperula odorata), Tripmadam (Sedum reflexum), Gänseblümchen (Bellis perennis), Brunnenkresse (Nasurtium officinale), Gartenkresse (Lepidium sativum), Sauerampfer (Rumex Patientia), Brennessel (Urtica dioica), Portulak (Portulaca oleracea), Kerbel (Scandix Cerefolium). — Nach Belieben kann man auch noch andere Kräuter wie Butterblume, Frauenmantel, Erdbeere hinzufügen.

Was die Bereitung dieser Frühlingssuppe betrifft, so wird eine gute Handvoll von den Blättern all dieser Kräuter sorgfältig verlesen und durch Abspülen von anhaftendem Sande gereinigt, dann fein zerhackt und mit Fleischbrühe einmal aufgekocht. Nach Belieben kann man die Suppe mit ein oder zwei Eidottern und etwas Milch oder Sahne abziehen. Wenn man sie als Frühlingskur einige Wochen hindurch regelmäßig trinkt, ist es am zweckmäßigsten, sie zum zweiten Frühstück zu genießen. — Nach einer anderen Bereitungsweise, ohne Bouillon, werden die Kräuter schnell abgebrüht, in Wasser weich gekocht und durch einen weitlochigen Durchschlag gerieben; dann fügt man in Butter gelb geschwitztes Mehl hinzu, zieht die Suppe mit Eigelb ab und giebt sie mit einigen hineingeschlagenen ganzen Eiern und in Butter gerösteten Brodschnitten zu Tisch. O. A. in St.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 10. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 17. Mai 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aus Meister Rochus Gundlach's Merkbuche.

Von L. Bürkner.

Heute, am 17. des Maimonats, ist mein liebes und getreues Eheweib, Anna Elisabeta Gundlachin, sanft und selig in ein besser Jenseits eingegangen, hat ihr dreimonatlich Krankenlager mit christlicher Geduld ertragen, und ihr letzt Stündlein mit herzlicher Zuversicht kommen sehen, daß unser Herrgott sie in sein himmlisch Paradies aufnehmen wird.

21. Mai. Gestern haben wir sie begraben. Ist eine so schöne Leich gewesen, daß die Lisabet sich im Himmel d'ran freuen muß; wenn anders sie merken kann, was da herunten auf der Erd' vorgehen thut. — Sie hat bei ihren Lebzeiten kein Begräbniß versäumt, hat immer gewußt, ob Alles in der geziemenden Ordnung hergeht, und ob auch die betrübten Hinterbliebenen nit gespart haben bei der letzten Ehr'. Das hätt' sie nun von mir nit sagen können, — ich hab' Alles so schön bestellt, wie es nur hat sein können, und das ehrsame Gewerk hat sich auch nit spotten lassen! Voran haben sie die neue Fahne der Innung getragen, darauf auf der einen Seite der hochheilige Schutzpatron in gar schönen Farben abgemalet, auf der anderen alles Küfer-Handwerkszeug gar kunstvoll eingesticket ist. Alle ehrsamen Meister vom Gewerk und von der Bruderschaft haben Kerzen getragen in den neuen Flambo's, und sechs Altgesellen haben sie hinausgebracht auf den Friedhof.

Nun ist Alles vorbei, — der Leichenschmaus, die Besuche von der Sippschaft und die Tröstungen, und Alles, was bei einem so betrübten Anlaß gesagt und gethan werden muß, ist gesagt und gethan worden. Das muß man sagen, die Magdalen, meiner seligen Frau Schwester, versteht sich darauf; es ist Alles gegangen wie am Schnürchen, man hat nit gemeint, daß da in dem Haus die Frau, die Seele vom Haushalt gefehlt hat, und die Nachbarn sind eines Lobes voll gewesen wegen der Magdalen; ja, der alte Küfer Nazinger hat mit dem Aug' geblinzelt und gesagt: „Gundlach, das wär' so die richtig „zwatt" für Euch," — was ich als ein sehr unrecht Gered' erachtet hab' an einem Begräbnißtag. Ist aber nicht anders zu erwarten von einem Manne, der sechs Wochen nach dem betrübten Abscheiden seiner Ehehälfte sich zum zweiten Male hat verkopuliren lassen. —

Sind derweil wieder vierzehn Tag in's Land gegangen, daß ich als ein betrübter Wittmann da sitz', und die Zeit ist mir gar lang geworden, und wenn ich früher oft bei mir gedacht hab', die Lisabet braucht' nit so laut im Haus daher zu wirthschaften, könnt' mit dem Lehrbub' und der Magd ein wenig säuberlich verfahren, und braucht nit den lieb' langen Tag zu keifen und zu rumoren, so ist's mir doch jetzt unheimlich todtenstill und fehlt mir die Frau an allen Ecken und Enden. Wer hätt' auch gedacht, daß an die ein schleichend Uebel kommen könnt'! Ist die zwölf Jahr unserer Eh' immer gesund gewesen, wie ein Fisch im Wasser, hat vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Haus herumrumort und hat die Gesellen und Lehrbuben im Zaum gehalten, trotz dem strammsten Meister. Wenn ich's jetzt bedenk', seh' ich ein, daß meine Mutter recht gehabt hat, wie sie mir dazumalen die Lisabet gefreit hat. Rochus, hat sie gesagt, einer im Haus muß den Zorn haben, damit Alles in der Reih' bleibt, da ist die Lisabet die Richtige für Dich, die hat ihn für Dich mit.

Ist eine kluge Frau gewesen, meine Mutter, und ihr Sprüchlein hat sich richtig bewährt, nur freilich hat sie nit bedacht, daß der Meisterin ihr Zorn auch manchmal den Meister trifft, und daß eine, die streng Regiment im Hause führt, auch ihr Gespons streng regieret. Ist aber vielleicht gut gewesen für mich, hat

Frühling. Von Sophie Ley. — Siehe Seite 80.

Photographie im Verlage der Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt von Dr. E. Albert u. Co. in München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mich halt von viel abgehalten, weil ich gewußt hab', es behagt der Frau nit. — hab' nit mit Wirthshaussitzen meine Zeit verbracht, hab' mein Schöpplein zu Haus getrunken, da ist mein gut Geld im Beutel geblieben und bin des Morgens mit klarem Haupte an meine Arbeit gangen, ein schön Faß nach dem anderen ist aus meiner Werkstatt heraus gerollt und die schönen blanken Batzen herein, hab' jedes Jahr einen Gesellen mehr annehmen müssen, und ist meine Küferei weit und breit berühmt geworden, im ganzen Rheingau. Und noch jüngst hat unser Altbürgermeister bei seinem Frühschoppen gesagt: „Ein besser Stück Arbeit, als das große Stückfaß, das mir der Meister Gundlach geliefert, ist noch nit in Bingen gesehen worden."

Aber was nützt mir das Alles jetzt! — Bin in meinem sechsunddreißigsten Jahr allein auf der Welt, hab' nit Kind noch Kegel und muß mein ganz Hab und Gut dermaleinst fremden Leuten hinterlassen. Da hätt' ich ja beinahe ebenso gut ein geistlicher Herr werden können, wie meine Eltern zuerst einen aus mir machen wollten! Aber wie so jäh mein Vater das Zeitliche gesegnet hat, sind die Brüder noch jung gewesen, und meine Mutter hat Jemand haben müssen, der ihr eine Stütze gewesen ist, damit die schöne Küferei nicht zu Schanden geht; so haben sie mich wieder aus dem Mainzer Convict herausgeholt, darinnen ich schon zwei Jahre gesteckt hab', und ich hab' mich rechtschaffen bemüht, ein tüchtiger Küfer zu werden. Hab' freilich im Anfang viel Spott hören müssen über den lateinischen Lehrbub', aber ich hab's den Spöttern gezeigt; soll einer kommen und mir sagen, daß ich nit Alles aus dem Grund und Boden versteh', wie der Beste! Und ist aus meiner gelehrten Zeit nit viel mehr an mir hängen blieben, als die Lust zum Simuliren, und daß ich besser mit der Feder vorankomme als die Anderen; — das ist mir in meinem Handwerk noch nit zum Schaden gewesen.

Ist recht hart, daß die Lisabet hat fort gemußt, war eine gute Frau, trotz all' ihrer Rauhmüthigkeit; aber wer hat nit seine Fehler! Kann Jeder auf seine Brust schlagen und sagen: Ich armer, sündiger Mensch! Ist auf die Letzt' auch so sanftmüthig geworden, hat ihr schwer Leiden mit Engelsgeduld ertragen, daß ich mich gar nit mehr hab' ausgekannt mit ihr. Ist mir noch wie heut', daß vor nun vier Monat der Bub', der Adam, ist eines Samstag Morgens in die Werkstatt gestürzt kommen, ist hinter dem Athem gewesen, und hat gerufen: „Meister, Meister, ich glaub' der Meisterin ist völlig nit gut!" Ich hab' einen Schrecken gekriegt, nit klein, bin vor einer halben Stund noch im Haus gewesen, wo sie gerad' hat anfangen wollen, ihr Kupfergeschirr zu putzen, bin ihr aber klüglich aus dem Weg gegangen, dieweil am Samstag Morgen niemalen gut Kirschen essen war mit ihr, — und nun sollt' sie auf einmal krank sein. Vor Schreck ist mir das Richtbeil aus der Hand gefallen, ich wollt' in's Haus laufen, da grient der Teufelsbub' mich an mit seinen nixnutzigen Augen und ruft: „Sie hat mir nit ein einzigsmal den Scheuerlappen an den Kopf geworfen, dieweil ich ihr das Wasser und den Ampfer zum Fegen geholt hab', sie muß wohl recht übel d'ran sein." Die Gesellen haben laut heraus gelacht, aber ich hab' mich erbost, hab' gesagt, — na, dann will ich das noch besorgen, und hab' ihn tüchtig an seinen langen Ohren gezaust, daß er Zeter und Mord geschrieen hat. Was aber der dumme Bub' nur in seiner Frechheit gesagt hat, ist richtig gewesen, von dem Tag an hat's nimmer getaugt mit ihr; ein paar Tage lang ist sie noch so da herum gegangen, hat nimmer mit der Magd, noch mit dem Bub' gezankt, hat sich auch nit beklagt, aber die Woch' darauf mußt' sie sich legen. Der Bader hat ihr zur Ader gelassen, wie das nichts geholfen hat, hab' ich den Doctor geholt, der hat ein bedenklich Gesicht gemacht und gemeint, es wär' ein schleichend Fieber, das käm' von bösem Geblüt und wär' dabei nit viel zu machen. Und so ist ein Tag nach dem anderen hingegangen, sie ist immer schwächer worden, die Nachbarinnen haben ihr allerlei Tränklein von siebenerlei Thee gebracht, aber es hat Alles nit geholfen.

Drei Monat hat das Fieber in ihr gehaust, sie hat Alles geduldig ertragen, und wie ihr Sterbestündlein kommen ist, hat sie mich bei der Hand gefaßt und gesagt: „Rochus, verzeih' mir, daß ich Dich so oft gekränkt hab', mit meinem Zornmuth, hab' mir nichts Böses dabei gedacht, hab' gemeint, anders könnt' eine tüchtige Frau nit hausen, als mit Schelten und Keifen, aber da auf meinem Schmerzenslager, das mir unser Herrgott zur Straf' geschickt hat, hab' ich eingesehen, wie Unrecht das war; wenn ich noch 'mal aufstehen könnt', wollt' ich Dir zeigen, daß ich auch anders sein könnt." Mir sind die dicken Thränen in die Augen getreten, daß ich nichts mehr um mich gesehen hab', hab' geschluchzt wie ein klein Kind und gesagt: „Lieb' Weib, red' nit so, Du bist mir allzeit ein getreu Gespons gewesen, wir haben viel gute Stunden mitsammen verlebt, an die bösen wollen wir nit weiter gedenken, bin auch nit immer gewesen, wie ich hab' sein sollen." Da hat sie noch 'mal gelacht, in ihrer alten Weis', wie sie gethan, wenn sie 'mal so recht von Herzen vergnügt war, und hat so halb gestammelt: „Oh, Du! Wenn Du nit ein so guter Hannes gewesen, hätt' ich nit so jäh sein können." Ich war froh, hab' gemeint, sie wird sich wieder erholen, hab' sie umfaßt und ihr einen Kuß gegeben, indem stößt sie einen tiefen Seufzer aus, — und war fort. Ist ein gar hart Ding für einen von zweien, die zwölf Jahr zusammen gehaust haben auf der Welt, wenn er auf einmal allein da zurück bleibt; ich komm' mir vor, wie ein Kind, was immer am Gängelband geführt worden ist, und soll nun mit eins allein laufen. Wenn's das Band auch manchmal gedrückt hat, jetzt schaut's sich doch danach um und möcht' wieder d'ran gehalten sein. — —

Ist unterweilen Herbst geworden; die Lese ist vorbei. Hat ein gut Weinjahr geben das 'mal; viel Faß, die nit mehr an die Ehr' gedacht haben, sind aus dem Keller geholt und mit Most gefüllt worden, und wir haben alle Hände voll zu thun gehabt, um Herberge zu schaffen für die gute Gottesgabe. Der Most ist einem so zuckersüß eingegangen, daß man schmecken kunnt', was das für ein gar edel Tränklein werden will, und Alt und Jung hat sich gefreut, es hat eine lustige Lese geben, — dazu hat unser Herrgott seine Sonne zu guter Letzt noch 'mal so warm scheinen lassen, daß es ein wahres Vergnügen gewesen ist, im Wingart' herum zu gehen und den Segen zu betrachten, der einem in's Haus kommt. Für mich ist es freilich eine harte Zeit gewesen, soll in der Werkstatt Achtung geben, und auch auf die Leser, da hab' ich mich recht gefreut, daß meine Schwiegerin, die Magdalen, mir angeboten hat, sie wollt' mir mein Haus versorgen in der Zeit. Sie ist denn auch Morgens herüber gekommen, hat Alles zurecht gebracht und geschafft, bis in die Nacht hinein.

Das muß man sagen, hat Alles ein ander Ansehen, wenn eine Frau Hand anlegt; ist ihr auch Alles schön glatt von der Hand gangen; sie hat gar viel von meiner Seligen Art, auch, daß sie über die Maßen gern den Messingkessel putzt. Gestern Morgen, als am Samstag, ist der Lehrbub' in die Werkstatt kommen, hat gegrinst und sich die Backe gehalten:

„Meister, 's ist mir ganz wehleidig zu Muthe worden, hab' gemeint, die Meisterin selig ist wiederkommen, so hat Eure Schwiegerin mir's Scheuertuch an den Kopf geworfen." Bin ganz verstutzt gewesen im Augenblick, und als am Nachmittag der Meister Natzinger wieder ein Aug' geblickt hat und gerufen: „Ja, ja, Nachbar, die zwatt', die zwatt'! Hab ich fein still geschwiegen und an den kupfernen Kessel und den Lehrbub' gedacht.

Heut' hab' ich auch ein Grabkreuz bestellt, für meiner Frauen selig Grab, — der Meister Steinmetz hat mir eine feine Zeichnung gemacht, wie es werden soll, soll ihr Ehr machen und auch mir, und nichts d'ran gespart werden; fehlt nur noch die Schrift, die darauf kommen soll. Kenn' mich nit so recht aus mit solchen Schriftwerken und werd' den Herrn Notarius Faber bitten, daß er mir das verfaßt, auch ein schön und rührend Verslein darauf, das hat meine Selige bei ihren Lebzeiten immer gefreut, wenn sie ein solches gelesen hat, und sie hat sich gar oft eins auf's Künftige gewünscht, hat freilich nit gedacht, daß sie so bald zu ihrem Grabkreuz kommen soll.

Hat mich recht verdrossen, daß der Meister Steinmetz heut' gestichelt hat, auf die Magdalen' und mich; ist doch grad', als ob die Leut' meinten, ich müßt' meiner Frauen Schwester heirathen; ist freilich eine recht geraft'te Wittib, und ihre rothen Backen und schwarzen Augen möchten manche Jungfer ausstechen, ist auch eine rechte geschickte Art an ihr, aber die Geschicht' mit dem Kessel hat mich verstutzt gemacht. — Muß sagen, wenn ich mich noch 'mal verheirathen sollt', müßt' die Frau recht sanft sein, ich will meiner guten Seligen in's Grab nichts nachsagen, aber mit der Magdalen' möcht' ich vielleicht doch ein ewig Keifen nit so geduldig ertragen, das gäb' dann ein böses Hausen.

2. Januar. Das neue Jahr ist für mich gar traurig angegangen. Hab' ganz allein gesessen in meinem leeren Stüblein und zugehört, wie sie draußen das Jahr anschießen und Juchhei und Vallera schreien; die Freunde sind freilich gekommen, haben mich wollen abholen, ich soll mit in's Wirthshaus gehen, aber das ist noch kein Jahr geschehen, solls auch dies Jahr nit sein. — Aber arg nachdenksam bin ich doch geworden, wie sie fort waren, hab' über dies und das simuliret bis die Magdalen' ist kommen, hat mir heißen Eierwein gebracht und frische Neujahrsbretzel; ich hab' sie eingeladen, ein Bischen da sitzen zu bleiben, aber sie hat gar zimpfer gethan: „Was denkt der Schwager, so spät am Abend, was würden die Leut' dazu sagen, die reißen ohnehin die Mäuler weiter auf, als einer ehrsamen Wittib lieb sein kann. — Prost Neujahr, Schwager, — und fort war sie. — Hab' die Neujahrsbretzel gegessen, haben mir aber nit recht geschmeckt, sind mir mit den spitzigen Worten der Schwägerin schier im Hals stecken geblieben, hab' ein Viertelchen aus meinem besten Faß getrunken, und bin dann doch noch auf ein wenig in den güldenen Rebstock gegangen. Hab' aber wenig Freude davon gehabt, kaum hab' ich recht gesessen, da haben sie schon angefangen, mich zu hänseln. Der Eine hat's ehrlich gemeint, der Andere hat mich foppen wollen; ich müßt' mich wieder verheirathen, es wär' keine Art und Weis', so als einschichtiger Mann da zu sitzen, ich wär' noch viel zu jung dazu, — Einer hat gemeint, ich hätt's doch wahrlich bequemlich, braucht nur die Hand auszustrecken, da säß schon wieder ein neuer Ehering dran, und die Frau wär' noch ohnedies aus der Verwandtschaft. — Die Anderen haben dazu gelacht und sich mit den Ellbogen angestoßen, aber ich bin ärgerlich worden, hab' mein' Mütz' und Stock genommen und bin fort. — Verdrießt mich baß, daß die Leut' all' meinen, sie hätten was mitzureden; einmal hat meine Mutter selig mich verheirathet, dazumalen war ich noch jung und dumm, jetzt bin ich alt genug, um mir selber eine Frau zu suchen, wenn's sein soll.

Heut', am zweiten Neujahrstag hat mir meine Schwester Nachricht geschickt aus dem Rheingau, sie wollt' mir über den Winter ihre Stieftochter schicken, um mir die Haushaltung zu besorgen, wär' ein brav's, geschickt's Mädchen, wenn ich sie haben wollt', sollt' ich ihr's nur wissen lassen, sie könnt' gleich kommen. — Das ist mir eigentlich ganz recht, da kommt auch die Magdalen' nit mehr so viel in's Haus, 's ist mir manchmal ganz bang, wenn ich sie daher kommen seh'. Ich glaub', ich hab' ganz inwendig Angst, sie könnt' mich eines Tags überrumpeln, und ich wär' verheirathet mit ihr, eh' ich mich umsehen hätt'; 's ist wahrhaftig eine Schand', daß ich, als ein gestandener Mann, mich vor einem Weibsbild fürchten thu', — aber so eine kuraschirte Wittib hat siebenundsiebzig Teufel in sich, und was die will, setzt sie auch durch. — Bei der Magdalen' liegt das auch noch besonders in der Art, grad' wie bei meiner Seligen.

6. Janr. Heut' hat sich etwas Besonderes begeben: das Grabkreuz für die Lisabet ist gesetzt worden. — Der Herr Notarius Faber hat mir ein gar beweglich Verslein dazu gemacht, 's ist ein gescheiter Herr, und hat Gedanken im Kopf, darauf Unsereiner all' sein Lebtag nit gekommen wäre. — Die Inschrift lautet:

Hier ruht die ehrsame Frau
Anna Elisabeta Gundlach,
weiland Ehegattin des Küfermeisters
Rochus Gundlach
gestorben
am 17. May 1789
in einem Alter von 38 Jahren.

Wohl auch die stille Häuslichkeit
Ist eines Denksteins werth,
Ihr sei er hier von mir geweiht,
Und, wer die Tugend ehrt
Auch in dem einfachen Gewand,
Mir, meinem Schmerz ist er verwandt.

's ist ganz richtig, der Lisabet ist ihre Haushaltung über Alles gegangen; zwar, man kann nit grad' sagen, daß es immer eine stille gewesen ist, denn die Lisabet ist nit sehr für's Stille, Ruhige eingenommen gewesen, aber das kann man doch bei einer Grabschrift nit so genau auslegen. Schön ist das Gedichtlein, das sagt Jedermann, die Leut' haben davor gestanden, und Alles über die Maaßen bewundert, das ausgehauene Kreuz und die Goldbuchstaben, und darunter ein vergoldetes Herz mit einer Dornenkrone. Es ist mir ein rechter Trost, daß das Kreuz jetzt dasteht, und daß meiner Seligen Alles so zugekommen ist, wie es sich paßt und gehört.

Auch ist am heutigen Tag die Hildegard angekommen, meiner Schwester Stieftochter, die mir nun im Haus nach dem Rechten sehen soll. Ist ein klein zierlich Ding, mit dicken braunen Zöpfen um den Kopf gewickelt, und mit ein paar Augen, die lauter Lust und Jungfreudigkeit sind. Hat ein ganz klein Bündelchen mitgebracht, und wie ich sie um ihre Siebensachen gefragt, hat sie gesagt, ihre Mutter meint, sie sollt' erst ein paar Tag' bei mir auf Probe bleiben, ob's ihr und mir auch so gefallen thät. Aber von mir aus wird das nit nöthig sein, ich muß sagen, es ist doch gut, wenn man was Junges, Frohes im Haus hat, man lebt rein noch 'mal neu auf. Wenn sie mir nur kein Angebändels mit den Gesellen anfängt, sie sieht zwar gar nit darnach aus, aber wer kennt die Weiber aus.

1. Febr. Heut' ist die Hildegard schon drei Wochen hier, ich muß sagen, es ist ein brav', gut' Kind, und das Hauswesen versteht sie aus dem Grund heraus. Im Haus ist Alles blitzblank und sauber, wie aus dem Schächtelchen, und daß Leberklös' und Thymian-Kartoffeln mein Leibessen sind, das hat sie auch schon heraus. Worüber ich mich nit genug erstaunen kann, ist, wie Alles so ruhig und still seinen gewiesenen Weg geht. Hab' früher immer gemeint, eine Frau könnt' ihr Hauswesen nur mit Laufen und Rennen, mit viel Reden und viel Geschrei führen, und müßt Alles immer in einem großen Bruhei sein. Davon ist aber nichts zu spüren;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn ich in's Haus komm', ist Alles sauber und blank und still, weiß eigentlich gar nit recht, wann die Hildegard die Arbeit schafft.

Singen thut sie, wie eine Lerche; die ersten Tag' brach sie immer mitten d'rin ab, bis ich ihr sagt, sie sollt' doch nur singen, ich hör's gern, alte Leut' hätten auch gern ihre Freud'. Da hat sie mich ganz sonderbar angeschaut, und angefangen zu lachen: „Der Herr Oehm ist mir aber auch wirklich ein alter Mann," hat sie gesagt; „freilich, man ist just so alt, als man sich selber macht".

Das Wort hat mir zu denken gegeben. Es ist mir gewesen, als ob ich auf einmal aus einem Schlaf aufwach'! Ich hab' um mich geschaut, auf die Kameraden, die mit mir gleich alt sind, und was hab' ich gefunden. Die Einen sind junge Ehemänner, seit vier, fünf Jahren verheirathet, gehen am Sonntag mit ihren Frauen und den Kindern fröhlich spazieren, singen und jubiliren. Die Anderen gar sind erst auf der Freierei, denken ihr Leben erst anzufangen und erst recht fröhlich zu sein. Und ich! Wenn ich's recht bedenk', bin ich selber noch jung! 35 Jahr! Aber hab' ich eine Jugend gehabt? Mit 23 Jahren hat meine Mutter mich heirathen thun lassen; ich hab' müssen schaffen und arbeiten vom Morgen bis Abend, und die Lisabet, die vier Jahr älter war als ich, hat schon dafür gesorgt, daß ich nit über die Sträng' geschlagen hab', wofür ich ihr ja noch in's Grab hinein dankbar sein müßt.

26. Febr. Heut' hat mein Nachtmahlskamerad, der Nikolaus, geheirath'; die Eva Amelfinger ist ein nett', jung' Weiblein, vielleicht vierundzwanzig Jahr' alt. Die Magdalen' ist bei mir gewesen, hat lang und breit von der Hochzeit geschwatzt und gesagt, daß es eine Schand' wär', daß ein so gesetzter Mann so ein jung' Ding heirath'! Ich glaub', die Magdalen' geht stark auf die Vierzig zu.

Heut' als am ersten Fastensonntag hab' ich mich bei guter Zeit gerüstet, um im feierlichen Hochamt als Gewerksmeister beim Umzug ein Flambo zu tragen. Hab' meinen guten neuen, schwarzen Rock angethan, den die Lisabet mir erst kurz vor ihrem Tod bestellt hat, und den ich dann auch richtig zu ihrem Begräbniß zum erstenmal angehabt hab'. Wie ich in die Stub' komme, springt die Hildegard auf, schlägt die Händ' über'm Kopf zusammen und fängt an zu lachen, als ob sie völlig nit recht im Kopf wär'; dumm' Ding, sag ich, was ist denn da zu lachen. Sie konnt' gar nit zu sich kommen: „Oehm, Oehm, kriegt sie endlich heraus, nein, was Ihr Euch zurechtgestiefelt habt. So was von 'nem Bratenrock hab' ich mein' ganz Lebtag nit gesehen. Wenn er noch einen Fingerdick länger wär', säht Ihr aus, wie der Herr Dechant im Chormantel. Und dann ist er auch so deftig völlig gemacht, so, als ob Ihr noch drein wachsen solltet, in die Breite nämlich, 's ist ein zu schön Stück, der Rock". Ich hab mich geärgert über das vorwitzige Ding, hab' aber doch an mir runtergeschaut, und da hab' ich gesehen, daß der Rock freilich ein bischen arg in die Läng' ging, und ein paar Quersalten hat er auch geschlagen. Ja, Oehm, sagt die Hildegard, des Nachbars Eva hat auch gesagt, es wär' doch sonderbar, was Ihr eine Freud' dran fändet, Euch wie ein Großvater rauszumustern, wo Ihr doch noch so gar jung wäret. Ist mir eingefallen, daß ich niemalen für meine Kleider gesorgt hab', sondern daß die Lisabet Alles mit dem Meister Schneider beredet hat, hab' aber nichts gesagt, weil die Hildegard schon ein paarmal bei so einer Veranlassung ein ganz verschmitzt Gesicht gezogen hat. In der Kirch' aber, beim Umgang hab' ich verstohlen die Röck' von den Andern angeschaut, hab' gefunden, daß keiner so lang ist, wie der meinige, ausgenommen, dem Gevatter Ehlinger seiner. Der hat aber schon seine siebzig Jahr auf dem Rücken, und der Rock wird wohl auch schon so ein Jährlein zwanziger alt sein. Was nur die Lisabet dabei gehabt hat, mich auszustaffiren wie einen goldnen Hochzeiter?

Heut Nachmittag, nach der Vesper, wie die Sonne schon schier frühlingsmäßig warm geschienen, hat die Hildegard plötzlich gemeint, bei dem schönen Wetter, wo alle Welt hinaus ging, könnten wir auch einmal nach der Rochuskapelle steigen. Ist mir ein sonderbarer Vorschlag gewesen, weil die Lisabet niemals eine Liebhaberin vom Spazierengehen gewesen ist, aber ich hab' mich d'rein gegeben, und so sind wir langsam den Berg hinan gestiegen. Die Hildegard ist gar zierlich in ihrem schwarzen Röcklein einhergetrippelt, wie eine Bachstelze, und war froh und guter Dinge; wir haben in der Kapelle ein andächtig Gebet zu meinem Schutzpatron gethan und sind dann wieder hinuntergangen. Seht Ihr, Oehm, sagt die Hildegard auf dem Heimweg, so ein Sonntagsgang, der thut einem gut für die ganze Woch', und unser Herrgott hat doch die schöne Welt gemacht, damit man sich d'ran erfreuen soll.

Wie wir heimkommen, ist die Hildegard noch auf ein Viertelstündchen zu der Eva hinüber, und wie ich so in der Dämmerung allein sitze, geht auf einmal die Thür auf, und mein Altgesell kommt herein. Macht' erst eine lange Vorred', geht d'rum 'rum, wie die Katz' um den heißen Brei, bis er mit seinem Sprüchlein herausrückt: Ich soll ein gut Wort für ihn einlegen, bei der Hildegard, daß sie ihn nehmen sollt. Er sei jetzt nahe zum Meister, und d'rum wollt' er sich verheirathen, und die Hildegard hätt's ihm nun einmal angethan. Mir ist gewesen, als wär' mir ein Halbstückfaß über den Kopf gerollt. Die Hildegard, sag' ich ganz verwirrt, das Kind heirathen! Na, sagt der Nikola ganz beleidigt, der Meister hat eine sonderbare Art, die Menschen anzuseh'n. Die Hildegard ist zweiundzwanzig, und ich sieben mehr, da passen wir recht zusammen. Hab' mein Lebtag noch nit gehört, daß eine Jungfer von zweiundzwanzig noch nit alt genug zum Heirathen wär'. Also leg' der Meister ein Wörtchen für mich ein, denn die Hildegard hält gar viel auf ihn, und dann soll's eine lustige Hochzeit werden.

Nachher ist er fortgegangen, und ich bin ganz verdonnert in der dunklen Stube sitzen geblieben. Gegen den Nikola ist nichts zu sagen, er ist guter Leute Kind, erbt 'mal einen schönen Brocken, und ist ein braver, fleißiger Bursch; wird ein wackrer, tüchtiger Küfermeister werden. Umsonst hat er sein Handwerk nit bei mir erlernt. Aber er und die Hildegard, das will mir nit in den Kopf. Wie ich nun so sitz' und denk', kommt die Hildegard zurück und ist fröhlich wie eine Lerche, wundert sich, daß ich so allein in der dunklen Stub' sitze, und schafft so munter für's Nachtessen da herum. Da fällt es mir doppelt schwer auf's Herz, was werden soll, wenn sie fort ist, daß ich wieder allein, oder mit fremden Leuten da sitze. Und ist mir zu Muth', als wenn alles Licht aus meinem Leben ausgelöscht würde, wenn die Hildegard den Nikola heirathet. Und daß ich Fürsprache für ihn thun soll, das sitzt mir so im Halse wie ein Aepfelschnitz, und quillt an, und will doch nit heraus. Endlich merkt's doch die Hildegard, daß etwas nit in der Ordnung ist. — „Fehlt dem Oehm was?" Na, sag' ich entschlossen, 'raus muß es doch einmal, der Nikola hat mich um Fürsprach' bei dir angegangen, er will dich heirathen. Die Hildegard wird sehr roth, und dann wieder sehr weiß, und setzt sich racks hin auf die Bank, sagt kein Wörtlein, nichts für, nichts gegen, und schaut so in's Blaue. Hildegard, sag' ich, du hast dich erschreckt, hätt' dir's sanfter beibringen sollen, aber der Nikola ist ein braver Bursche, bei dem du gut aufgehoben wärst. Ueberleg' dir's wohl, sag' heut' nichts, schlaf' ein paarmal drüber, und dann thu', wie du denkst, daß es wohl gethan ist. Dann haben wir Beide gar still beim Nachtessen gesessen, hat uns nit sonderlich geschmeckt, und haben nit viel mehr geredet, und nachher ist die Hildegard in ihre Kammer, und ich hab' in allerlei absonderlichen Gedanken noch lang aufgesessen.

28. Februar. Das ist mir eine schöne Bescherung. Dem Herrn Notarius Faber kann ich's in sein Grab hinein nit verzeihen, daß er mir das angethan hat. Und wenn's auch Niemand weiter herauskriegt, so ist's mir doch arg genug, daß ich es weiß, und daß die Magdalen' das herausgebracht hat und auf so eine Art und Weis' verdreht. Ich sitz' heut Morgen ruhig und vergnügt in meiner Stub'. Die Hildegard hat mir kurz und bündig erklärt, daß sie den Nikola nit nehmen will. Sie wollt' keinen, der sich erst müßt' von einem Anderen Fürsprach' thun lassen. Was ein rechter Mann wär', der müßt' selber zu reden wissen, im Uebrigen wär' er ein Bub', gegen den nichts einzuwenden wär', aber zum Heirathen gefiel er ihr doch nit. Aber es ist doch was vorgegangen mit dem Mädchen. Sie ist ganz still, singt nit und hat ganz rothgeweint' Augen.

Aber um wieder auf die Hauptsach' zu kommen. Ich überleg' mir g'rad', wie angenehm es für mich wär', daß nun die Hildegard bei mir bleiben könnt', da geht die Thür' auf, und herein kommt, wie vom Sturmwind gejagt, die Magdalen'. Die Haube sitzt ihr schief auf dem Kopf, ihr Gesicht ist krebsroth, und ihre Augen glühen wie zwei feurige Kohlen. „Schwager," keucht sie, „so was ist unerhört. Eine Schand' für meine arme Schwester in ihr Grab hinein und eine Schand' für die ganze Familie; so ein Heimtücker, so ein scheinheiliger Duckmäuser, so ein," ich weiß nit was Alles. Ein ganzer, auserlesener Schatz von Schimpfwörtern ist da zum Vorschein kommen, all' auf mich gemünzt, und ich sitz' da, wie eins von den unschuldigen Kindern von Bethlehem, und ist mir zu Muth, als sollt mir gleich das Messer an den Hals gesetzt werden.

Wie sie sich einigermaßen ausgetobt hat und Halt macht, um neuen Athem zu holen, kann ich erst fragen, was es denn giebt. Aber da geht's von Neuem los. Immer hätt' sie's ihrer armen Schwester selig gesagt, daß mir nit zu trauen wär'. Noch latein'sche Possen hätt' ich im Kopf und auch andre Sachen, deren ich mich auf meine alten Tag' schämen sollt'. Kaum wär' meine arme Frau kalt, da ging ich wieder auf Freiersfüßen; thät mir so ein jung' Ding in's Haus nehmen, das thät sich, als ob's schon als Frau da im Haus säß'; lief gar am Sonntag Nachmittag mit ihr spazieren, wo jeder wüßt', daß ich ihrer armen Schwester niemalen einen Spaziergang vergönnt hätt'; und kurz und gut, wie sie ausgeredet und getobt hat, hab' ich beinah selber gemeint, ich wär' ein solcher, der seine Frau mit lauter schlechter Behandlung frühzeitig auf den Kirchhof gebracht hätt'. Wie ich aber aufschau, steht die Hildegard in der Thür, schlohweiß im Gesicht und zittert so, daß ich mein', sie müßt' umfallen. Und dann zieht die Magdalen' ein Papier aus der Tasch' und schwenkt's in der Luft, wie eine Frohnleichnamsfahn', und fängt von Neuem an: Da wär' der Beweis von meiner Ruchlosigkeit, sie hätt's herausgebracht, und nun sollt's die ganze Welt wissen, was ich für einer sei; mit der Duckmäuserei wär's nun am End." Wie ich hinschau', ist's der Lisabet ihre Grabschrift, die hat die Magdalen' mit großen, ungeschickten Krakelfüßen abgeschrieben, hat auch hübsch zwischen jedem Wort einen rechten Platz gelassen, damit's recht deutlich zu lesen ist.

Die Magdalen' hat derweil in ihrem Schatzkästlein keine schönen Wörter mehr finden können, läßt sich auf einen Stuhl fallen und fängt gottserbärmlich an zu schluchzen und zu jammern. Ich seh' derweil das Blatt an und weiß mir keinen Rath, aber die Magdalen' zeigt aus ihrem Geheul heraus auf die vorderste Reihe vorn herunter, die sie fein säuberlich g'rad untereinander geschrieben hat.

Und da geht mir mit einem Mal ein Licht auf, so hell, daß ich darin Alles auf einmal sehe, und sehe den alten Herrn Notarius, wie er mir mit seinem ganz besondern Schmunzeln auf die Schulter klopft, während er mir das Blatt Papier giebt und sagt: „Hier, Meister Gundlach, das ist die passendste Grabschrift für Eure Frau und hat mir viel Kopfzerbrechen gemacht". Und ich nehme das Blatt und lese, ohne an die Magdalen' zu denken, die Worte vorn herunter, und die heißen: „Wohl ist Ihr, Und auch Mir". Aber da hab' ich wieder 'was Schlimmes gemacht, denn die Magdalen' erhebt auf das wieder ein jämmerliches Lamento und ruft St. Ursula und die elftausend Jungfrauen zu Zeugen an, daß ich ein Gottesleugner und ein Kirchhofsschänder und ein Weibermörder sei. Mir wird ganz schlecht zu Muthe. Wenn ich auch so unschuldig an der Sache bin, wie ein neugeboren Kind, so wird die Magdalen' mit ihrer schlimmen Zunge schon dafür sorgen, daß die Leute das nit glauben; und wenn sie mir's glaubten, ist's vielleicht noch schlimmer, und ich brauch' zum Schaden nit für den Spott zu sorgen. Und dann werd' ich auf einmal so zornig auf das jammernde und heulende Weib, das doch so gut wie ich selber weiß, daß ich für die Sache nichts kann, und ich denk' d'ran, wie die Hildegard neulich gesagt hat, daß ein Mann, der sich von einer Frau überschreien läßt, eigentlich gar kein Mann ist. Ich pack' die Magdalen' mir nichts, dir nichts am Arm und schüttel sie so, daß sie mitten im Anrufen von allen Heiligen still ist und mich mit großen, erstaunten Augen anschaut.

Magdalen', sag ich, schrei Sie nit so, daß die Nachbarn zusammenlaufen und meinen, es wird ihr 'was Leid's angethan. Sie weiß selber so wohl als ich, daß ich für die Grabschrift nit kann. Der Herr Notarius Faber hat sie gemacht, und ich hab' nichts Böses dabei gedacht und hab' sie richtig befunden. Der Herr Notarius ist selber todt, der kann's nit mehr ausplaudern, und Sie ist die Einzige, die das bis jetzt ausgefunden hat. 's wird's wohl auch sonst Niemand ausfinden, wenn Sie stillschweigt. Sie hat wieder ein Zetergeschrei erheben wollen, aber ich hab's nit dazu kommen lassen. Magdalen', hab' ich gesagt, wer sich die Nas' abschneid, schimpfirt sein Angesicht, was meint Sie, wenn das ausläm', was die Leut' sagen würden. Der Herr Notarius selig war ein Filu, werden sie sagen, aber so ganz Unrecht hat er nit. Und das wollen wir doch nit haben. Die Magdalen' hat noch ein paar Mal gemuckst und geschluchzt, aber ich hab' ihr gut zugered', obgleich ich sie am liebsten vor die Thür gethan hätt'. Aber was thut man nit Alles, wenn man in so einer Klemm' ist. Zuletzt hat sie sich dann beruhigt und hat eingesehen, daß es am besten ist, wenn sie so still wie ein Mäuschen über die Geschicht' schweigt. Aber sie hat doch nit lassen können, wie sie nachher fort ist, noch zu sagen: „Und das Andere, Schwager, was ich gesagt hab', ist doch richtig. Es paßt sich nit, daß die Hildegard da herumwirthschaftet, als wär' sie die Frau vom Haus, und warum ist sie denn auch da? Hat der Schwager keine Augen im Kopf, daß er nit sieht, was alle Nachbarsleut' sehen? Und wenn's noch ein richtig Schwesterkind wär'; aber so ein angeheirathetes, ein hergelauf'nes. Könnt' der passen, sich in den gesessenen Stuhl 'neinzusetzen und die Frau Küfermeisterin Gundlach zu spielen! Und das will sie! Unter die Haub' kommen will sie, und wär' gar nit übel, neben Haus und Hof und Schiff und Geschirr auch noch 'nen stattlichen Mann in den besten Jahren zu haben! Ausgesehen hat sie vorher, wie's böse Gewissen, wie's leibhaftige!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das hat die Magdalen' in ihrem Gift herausgeschrieen aus der offenen Thür, daß man's über drei Häuser weit hätt' hören können, und, die es angangen ist, hat's leider Gottes auch gehört. Die Hildegard ist auf einmal in der Thür gestanden, wirklich, weiß wie ein Leintuch, aber doch nit wie's böse Gewissen, nur ganz traurig haben die sonst so lustigen Augen ausgeschaut, und mit einer traurigen Stimm' hat sie auch gesagt:

„Die Bas' braucht sich wegen meiner nit aufzuregen und sich kein Kopfweh zu machen. Ich geh' morgen mit dem Frühsten nach Haus zu meiner Mutter. Nit wegen dem bösen Gewissen, wovon die Bas' geredt' hat, ich wünsch' der Bas', daß sie in ihrem Sterbstündlein ein so ruhig's und gut's hat, als ich, aber derentwegen, weil ich weiß, daß es gar wenig braucht, um den guten Ruf von einem Mädchen hinzubringen, und weil ich auch weiß, daß die Bas' das Wenige gewiß mit tausend Freuden thun wird. Und todt schämen thät ich mich vor dem Oehm, wenn ich wüßt', daß er einen einzig' Augenblick das glauben könnt', was Ihr da in Eurem Zorn herausgebrudelt habt. Und dann hat sie laut aufgeschluchzt, hat die Schürz' über's Gesicht geschlagen, und stürmt die Treppe hinauf in ihre Kammer. Die Magdalen' hat einen spöttischen Lacher gethan, daß ich gemeint hab', ich müßt mich an ihr vergreifen. „So steht's! Todt schämen will sie sich, wenn der Oehm so was von ihr glaubt!" Und heulen thut sie, und heim gehen will sie. Na, da wird wohl dann nix mehr zu ändern sein, wenn nit der Herr Schwager das Wort findt', sie zurückzuhalten! Na, ja, dem Einen sein Eul' ist dem Andern sein Nachtigall. Darum muß meine arme Schwester so früh sterben, und kriegt nachher auch noch so eine sündhafte Grabschrift. Und das bei sich behalten müssen! Und nix sagen dürfen! Es giebt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt."

Und kaum ist's letzte Wort heraus, so sehe ich sie auch schon die Gasse herunter laufen, daß die Röcke und die Haubenbänder fliegen, und sie beinahe ihre Schuhe verliert.

Ich bin sitzen geblieben, als wenn einer ein Faß auf mich gestülpt hätt', und ich könnt' keine Luft und kein Licht kriegen, ganz verdattert, und hab' lang' keinen richtigen klaren Gedanken fassen können. Das eine ist mir nur deutlich gewesen. Die Hildegard geht fort, auf Nimmerwiedersehen! Ich hab' den ganzen Morgen herumsimulirt und hin und her gedacht, aber der Schluß war immer derselbe. Die Hildegard fort! Jetzt, wo ich sie verlieren sollt', hab' ich erst recht gewußt, was sie mir Alles gebracht hat. Behaglichkeit in Haus und Hof, und Fröhlichkeit, so hell wie Maisonnenschein hat sie um sich her verbreitet. Und ist doch solch' ein lieb' herzigs Ding mit seinen schelmischen Augen. Wahrhaftig, das Mädel ist mir recht an's Herz gewachsen, ich hab' sie lieb, wie ein Vater.

17. August. Ist eine gar lange Zeit her, daß ich nix mehr in dies Heft niedergeschrieben hab'! Aber heut', am gnadenreichen Tag des heiligen Rochus, noch dazu, da wir heut' ein dreifach Fest feiern, heut' muß ich doch Alles nachtragen, und mein übervoll freudig, dankbar Herz ein wenig erleichtern. Auch schwatzen nebenan die Weiber in der Stub' so laut, daß da kein Bleiben ist, und daß sie beinah' nit hören, wie der Bub' anhebt zu schreien aus voller Kraft. Der Tausend, hat der eine Stimme! Heut' in zwanzig Jahren ist er, so Gott will, Chorsänger in der Prozession.

Jawohl, das hätt' ich nit gedacht, vor nun achtzehn Monat, wie ich so betrübt im Stübel saß und wußt meiner Seel' keinen Rath, was es nun geben soll. Die Magdalen' und die Lisabet selig, und die Grabschrift und die Hildegard, — das hat Alles zusammen einen Hexentanz aufgeführt in meinem Kopfe. Mittag hat's mittlerweil geläut', und die Hildegard ist 'nein kommen und hat den Tisch gedeckt zum Essen. Sehr blaß hat sie ausgesehen und roth verweinte Augen, aber sonst war sie wie immer, daß ich einen Augenblick gedacht hab', sie hätt' sich anders besonnen. Aber nach dem Essen hab' ich gehört, wie sie der Ev' in der Küch' allerlei Anweisungen giebt, wie sie's in Zukunft machen soll, und da ist mir wieder ein Centnerbohlen auf's Herz gefallen. Und dann hab' ich immer wieder an der Magdalen' ihr giftig Geschwätz denken müssen, und ob sie wohl ihren Mund halten kann wegen der Grabschrift, der unglückseligen. Aber daran zu denken, hab' ich mich eigentlich mehr gezwungen, im Herzensgrund hab' ich nur immer die Hildegard gehabt. Und auf einmal, wie ich so in der Dämmerung sitz', und gar betrüblich überleg', daß ich morgen um die Zeit wieder mutterseelenallein bin, da ist mir ein Gedanke kommen, bei dem ist mir's zuerst siedend heiß und dann eiskalt worden, und ich hab' ganz laut gesagt: „Dumm' Zeug!" Aber er hat sich nit vertreiben lassen, er ist wieder und wieder kommen. Und zuletzt hab' ich beinah bei mir selber lachen müssen, und hab' zu mir selbst gesagt: „Alter Rochus, merkst du's, was mit dir vorgeht! Bist du nit bis über die Ohren verliebt in das Mädel? Willst dir blauen Dunst vormachen, und nit glauben was der Zornteufel heut' morgen früher herausgekriegt hat, als du selber." Und dann ist der alte Großvater in mir, der in der letzten Zeit eingeschlafen war, wieder wach worden, und ich hab' überlegt: Aber ein Wittmann, und so viel älter wie das Mädel: Und der Magdalen' ihre Stimm' hat mir ganz deutlich zugewispert. „Vielleicht nimmt sie dich, aber dann doch nur um dein Hab und Gut". Aber das hab' ich doch besser gewußt. Wenn's ihr um Hab und Gut ging, hätt' sie ja den Altgesellen nehmen können. Und dann ist mir wieder eingefallen, was die Magdalen' Morgens gesagt hat: 'n stattlicher Mann! Und was hab' ich gethan. Ein Bischen schämen thu' ich mich wahrhaftig, wenn ich dran denk! Zünd mir ein Licht an, schließ der Lisabet ihre gute Stub' auf, geh' hinein, stell' mich mit dem Licht vor den Spiegel und schau' mich auf meine Stattlichkeit an. Was ich aber herausgekriegt hab', weiß ich nit mehr recht, denn die Hildegard, die das ungewohnte Licht gesehen hat, ist ganz erschrocken hereingekommen, und hat gemeint, es wär was passirt. Und wie sie so in der Thür steht, wie das Licht auf ihre Kräusellöckchen und die herzigen Augen scheint, und mir alle meine Gedanken auf einmal einfallen, da hab' ich mich gar nit mehr halten können, Alles was ich vorher gedacht und mir überlegt hab', ist fortgeblasen gewesen, ich hab's Licht auf die Kommode gesetzt, hab' die Hildegard umgefaßt und laut herausgerufen: „Hildegard, willst' mich denn gar nit heirathen?"

Das arme Ding ist des Tod's erschrocken. Sie hat ganz ruhig eine Weile in meinem Arm gelegen, daß mir angst und bang' worden ist. Nachher hat sie die Arme um meinen Hals gelegt und mich geküßt. Das war Antwort genug. Das Licht ist heruntergebrannt, wir haben's nit gemerkt. Wir haben uns Alles erzählt, die Hildegard hat mir's gesagt, daß sie zuerst nur ein Mitleiden mit mir gehabt hat, weil ich doch noch so jung wär', und kennt keine Freud' und kein Vergnügen auf der Welt, und nachher, wie sie gemerkt, daß die Magdalen' mir Schlingen stellt, hätt' sie einen rechten Zorn gekriegt und gedacht: Wenn er sich von der fangen läßt, dann ist's halt kein Mann, dann hat er sein Schicksal verdient. Wie ich ihr dann den Antrag für den Altgesell gemacht hab', da wär' ihr ein Stich durch's Herz gangen, sie hätt' gedacht, wenn er das für 'nen Andern thun kann, da wird' er sich wohl wenig aus dir machen. Wie die Magdalen' heut' Morgen so gezetert hätt', wär' ihr gar 's Herz ganz in die Schuh gefallen.

Die Magdalen'! Ja eigentlich ist die Magdalen' doch an unserem Glück schuld gewesen. Ich hätt' noch lang mit 'ner Binde um die Augen herumgehen können, wenn die mir sie nit heruntergerissen hätt'. Und weißt du was, Hildegard, hab' ich gesagt, 's ist ein bös' Weib, und hat ein bös' Mundstück, aber so ganz Unrecht hat sie doch nit gehabt. Sie hat früher gewußt, wie 's um mich steht, als ich selber. Und weil sie denn doch mit an unserem Glück schuld ist, wollen wir ihr die Bosheit verzeihen, und weil sie doch meiner Frau Schwester ist, wollen wir jetzt gleich zu ihr gehen, und ihr sagen, wie 's steht. Die Hildegard hat ge-

Nach dem Fischfang. — Siehe Seite 80.

Nach einer Original-Photographie aus dem Verlage der Artistischen Union R. E. Müller u. Co., Berlin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Gebet. Von Hubert Herkomer. — Siehe Seite 80.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lacht. So gefällst du mir, sagt' sie, so bist du ein Mann, nur nit ducken. Wenn ich wüßt', daß du dich mal später vor mir ducken thätst, da wollt' ich dich lieber schon gar nit nehmen. Wie wir schon beinah' an der Thür sind, um hinauszugehen, muß ich sie doch noch mal fragen: „Sag' Hildegard wärst du wirklich morgen nach Haus gangen?" Freilich, sagt' sie, aber weißt, halb todt hätt' ich mich nach dir verlangt! Und dafür mußt' ich sie noch küssen.

Das Andere ist so gekommen, wie es Sitte und Brauch ist. Die Magdalen' hat' gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Drei Monat später, auf unsrer Hochzeit, hat sie sich mit einem Wittmann in den besten Jahren versprochen und ihn auch bald darauf geheirathet! Die Nachbarn erzählen sich, daß die Frau 's Regiment im Haus' hat, und alles an ihrem Mann vergilt, was der seiner Ersten angethan hat.

Aber von der Hildegard und mir, da ist gar nix zu sagen. Wir danken jeden Morgen unserem Herrgott, daß wir zusammen einen neuen Tag erleben. Und heut' ist unser Bub' getauft worden. Rochus heißt er. Wie ich heute Morgen bei der Rochus-Prozession mit dem Flambo an meinem Haus vorbeigangen bin, haben alle Glocken geläutet, die Musik hat gespielt, und die Fahnen sind in der Morgenluft geweht. Da hab' ich gemeint, das ist Alles extra für mich, und als ich am Fenster meine Frau mit dem Kind auf dem Arm geseh'n, hab' ich aus dem allertiefsten Herzen mitgesungen: „Großer Gott, Dich loben wir."

Der Lisabet ihr Grab ist ein wahrer Blumengarten. Sie hat freilich Zeit ihres Lebens nit viel von Blumen gehalten, hat sie unnützes Zeug genannt, aber die Hildegard hält das Grab gar schön. Ueber der Grabschrift hat sie einen dichten Immergrünmantel gezogen. Die Leute sagen, es sei schade für den Vers, den man gar nit mehr lesen könnt', aber es ist doch gut so!

Nachdruck verboten.

Die Physiognomie des Arbeitstisches.

Studienblätter von Egon von Feldern.

Hervor aus deinem Winkel am Fenster, du treuer, nützlicher Gefährte unserer Frauen! Laß mich die wohlgestärkte Gardine ein wenig zurückziehen, und dich einmal mit einem Blick voll theilnehmender Bewunderung betrachten, du täglicher Schauplatz von der Hausfrau verschiedenartiger Thätigkeit, ihr Arbeitstisch!

Du bescheidenes, kleines Ding! Noch Niemand ist es bisher eingefallen, deine Verdienste öffentlich zu rühmen; kein Sang erklang zu deinem Lobe, weder in einfacher Tinte, noch in der anspruchsvolleren Druckerschwärze. Und doch bist du manchmal ein Stückchen eigenartiger Poesie, auch im ärmlichsten Heim, in dunkler, freudloser Umgebung. Ja, du bist im Stande, das Wesen und die ganze Seele deiner Herrin zu verrathen!

Denn wie wir Menschenkinder unserer Umgebung meist den Stempel unserer Eigenheit aufdrücken, so zeigt auch der Arbeitstisch je nach den Neigungen seiner Herrin ein gar verschiedenes Gesicht. Da giebt es ordentliche und unordentliche Tischchen, da giebt es hoch aufgehäufte, mit Arbeit beladene, und solche, die nicht viel mehr aufweisen, als eine hübsche Plüschdecke, eine Bonbonnière und ein Fläschchen Odeur. Der eine ist in künstlerischer Arbeit ausgeführt, mit den stolzen, prunkenden Formen und dem Geschmack einer längst vergangenen Zeit, und die darauffliegende, angefangene Stickerei im Rahmen zeigt das Allianz-Wappen zweier altadeliger Geschlechter, während der andere in der ärmlichen Bauernstube aus roth lackirtem, gewöhnlichem Holze besteht. Eine weiße gehäkelte Decke hängt auf vier steife, gerade Beine herunter, und obenauf liegt ein Häuflein grober, wollener Strümpfe neben einem blau und roth bemalten Stopfei und dem umfangreichen, eisernen Fingerhut.

Drüben im Nachbarhause, drei Treppen hoch, steht auch ein sonderbares Ding am Fenster. Es zeigt säulenartige Füße, und das dunkle Holz ist hie und da durch eine seltsame Messing-Verzierung unterbrochen.

„Empire!" flüstert ein danebenstehender dicker Herr entzückt, während ein junger Offizier mit ernstem Antlitz auf den alterthümlichen Arbeitstisch niederblickt.

Vom Nebenzimmer her ertönt die monotone Stimme des Predigers, einige dunkelgekleidete Menschen, welche ernste, trauervolle Gesichter zeigen, füllen den Raum; man ist im Begriffe, die sterbliche Hülle des alten Fräuleins Berger zu bestatten, welches hier gelebt und vor zwei Tagen eines schnellen sanften Todes gestorben ist.

Auf dem Arbeitstische wohnt noch die frische Spur ihres alten, einsamen Daseins. Da liegt das grüne Brillenfutteral, die vielgelesene, abgegriffene Bibel, und neben einem Glase Wasser die Schachtel mit Pillen, von welchen die arme Seele wohl zuletzt noch genossen. Sonst herrscht peinlichste Ordnung und Sauberkeit. Auf ihrem langjährigen Platze steht die Strickschale von hellem Birkenholz mit dunklem Rande, auf deren Außenseite man Tante Camilla's Heimatsort auf kleinen, schwarzen Lithographien erblickt.

Wie oft hat sie ihren Neffen und Nichtchen, denen all' die unzähligen Strümpfe von Tante Camilla's Händen galten, auf den undeutlichen Bildchen das Haus gezeigt, in welchem sie geboren, die Stelle, wo sie als kleines Kind gespielt, und den Kirchhof mit den Plätzen, wo die Gräber ihrer Eltern liegen.

Lange, lange sind sie todt, aber Tante Camilla hat in kindlicher Pietät nie aufgehört, sich mit frommen Gedanken an jenen Erdenwinkel zu versetzen.

Nun hat auch sie einen mühseligen Weg beendet; — in der Strickschale liegt ein vollendetes, großes Paar schöner, weißer Herrensocken, und die Stricknadeln daneben sehen aus, als sei eben die letzte Masche heruntergestreift: Tante Camilla's Aufgabe ist vollendet.

Da fällt ein großer, heller Tropfen in die Strickschale hinein. Der hübsche junge Offizier, welcher die ganze Zeit neben dem Arbeitstisch gestanden, fährt hastig zurück, indem er etwas wie „verteufelt" zwischen den Zähnen murmelt.

Es ist Bert, der Lieblingsneffe, der Abgott und das Entzücken Tante Camilla's, die Verkörperung ihrer Jugend-Ideale, die späte, wunschlose Liebe einer alten, unverheiratheten Dame.

Ihm galt der warme Sonnenschein, welcher zuweilen das welke Gesicht verschönt hatte; ihm galten die Seufzer, welche manchmal über ihrem zufriedenen Dasein schwebten, ihm galt endlich das letzte Werk der fleißigen Stricknadeln, die schönen, weißen Socken.

Bert kennt sie bereits, weiß für wen sie bestimmt waren, und mit Macht drängt sich ein schmerzliches Bewußtsein in die leichtsinnige Lieutenantsseele. Es ist ihm, als würde ihm in dieser Stunde ein unermeßlich reicher Schatz begraben, dessen Werth er nie zu schätzen gewußt.

„Hellmann besucht seine Erbtante!" hieß es unter den Kameraden, wenn Bert, — allzuoft war's leider nicht geschehen, — die drei Treppen erklomm, um mit der wunderlichen, alten Dame Mühle oder Whist zu spielen.

Du lieber Gott, zu erben gab es hier nichts, der junge Mann war sich bei diesen Gängen vollständiger Uneigennützigkeit bewußt; aber jedesmal wenn die Tante ihrem Lieblinge die Karten legte, so spielte darin eine schöne und reiche junge Dame die Hauptrolle. Die Reichthümer dieser jungen Dame waren unermeßlich, und stets spazierte dieselbe mit dem Range einer Gräfin oder Prinzessin unter den anderen Karten umher.

Das letzte Mal hatte Tante Camilla dem Neffen mit geheimnißvoller Miene ein Blatt in die Hand gedrückt, es war ein Loos.

„Nimm es, mein Bert," hatte sie geflüstert, „es muß gewinnen, ich habe die Nummer vorgestern im Traume gesehen! Wenn Du dann einmal eine reiche Frau nimmst, so bist Du doch nicht gar so abhängig von ihr, Du armer Junge."

Der junge Mann legt einen Augenblick die Hand auf seine Augen, und all' seine Sünden schleichen sich wieder in sein schmerzendes Bewußtsein.

Aus hohlen Augen grinst ihn die Sorge an: „Was soll werden?" — Großer Gott, wohin hatte ihn ein unbegreiflicher Leichtsinn geführt!

„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Amen!" schloß der Prediger im Nebenzimmer seine Rede, und wir wenden uns einem anderen, weniger traurigen Bilde zu.

Der Arbeitstisch der Frau Majorin von Wilse!

Ein Seufzer drängt sich uns auf die Lippen, denn hier ist nichts von kleinlicher, pedantischer Ordnung, nichts von ängstlicher Pünktlichkeit zu sehen, vielmehr weilt das Auge etwas erschrocken auf dem Vielerlei, was sich im Laufe des Tages auf diesem Tummelplatz angestrengter weiblicher Thätigkeit und Geschicklichkeit zusammenfindet.

Auf dem Nähtische liegt ein Ueberrock, an welchem Frau Helene wohl gerade eine kleine Reparatur vorgenommen. Hier am Aermel hängt noch die Nadel an langem Faden, da scheint das Aermelfutter schadhaft geworden zu sein! Ohne Zweifel sind es diese kleinen Reste von weißer Seide, welche dem Uebel steuern sollten; es ist alter, glanzloser, aber schwerer Seidenstoff! Mir ahnt, daß ich hier noch einen Theil von jenem schimmernden Hochzeitskleide vor mir habe, in welchem einst die holdselige Braut meines Freundes vor dem Altar stand.

O Du sparsam haushälterischer und doch so unendlich sinniger Frauengeist! Wohl mögen Dich süße, wehmüthige Gedanken mitten in mühseliger Alltags-Arbeit überkommen haben in der Erinnerung an jene traumhaft kurzen, wunderherrlichen Stunden, da die weißen Seidenfalten mit dem Myrtenschmuck den Körper umschlossen.

Seufzend nimmt sie das kleine abgegriffene Buch zur Hand, welches stets auf dem Arbeitstische liegt, und vertieft sich in die gestrigen Ausgaben der Köchin.

„Diesmal will ich Alfred gewiß nicht wieder quälen," denkt Frau Helene, „ich will mir alle Mühe geben auszukommen! Butter, Eier, Milch, Obst! Da hat die Person mir richtig wieder acht Mark verbraucht! „Wer von Euch unnützen Göhren hat sich wieder ohne Erlaubniß Obst mitbringen lassen?"

„Ich!" ertönt da eine kleinlaute Mädchenstimme vom anderen Fenster her: „Rudolf und ich essen so gerne Aepfel, Mütterli!"

„Laßt das in Zukunft bleiben, liebe Kinder, eßt Obst bei Tische, aber nicht außer der Zeit. Du bist nun verständig genug, um mir ein wenig bei Ersparnissen in der Haushaltung zur Hand zu gehen, meine Ilse! Freilich," setzte Mama lächelnd hinzu, „den Haushalt, den Du einmal führen wirst, Kind, den möchte ich auch sehen!"

Der Backfisch versenkte schmollend das frische Gesicht in die geheimnißvollen Schiebladen eines erst kürzlich erhaltenen, zierlichen Arbeitstisches. Obenauf prangt in stolz eingelegten Buchstaben der Name „Ilse"; zieht man aber die oberste Lade heraus, so steht auf der inneren Seitenfläche mit leisen, schüchternen Bleistiftstrichen der Name „Bert" zu lesen, und die ungeschickte Form eines Herzens ist darum gezeichnet. Ilschens Lippen drücken sich auf diese Stelle:

„Dir wollt' ich 'mal eine Hausfrau sein," denkt der blonde Krauskopf, „da sollte die Mama Augen machen!"

Schnell wird das Fach wieder geschlossen, die andere Schiebelade scheint ohnedies beständig geheimnißvoll bewacht zu werden; aber es schaut etwas Buntes aus der Spalte heraus, was sich bei näherer Besichtigung als das Abbild eines menschlichen Gesichtes erweist; es sind die armen, verbrannten Papier-Puppen, die hier mit ihren Erinnerungen an bessere Zeiten begraben liegen und nur noch selten und ganz heimlich das Tageslicht erblicken.

Ilse bückt sich wieder seufzend über das verhaßte Stricktuch aus der Schule, auf welchem das Alphabet nach althergebrachter, schülerhafter Weise vorgezeichnet ist.

Langsam und mit Widerstreben ziehen die mit einigen Tintenflecken behafteten Fingerchen den Faden aus und ein, ab und zu spaziert ein Apfel aus den Tiefen der Kleidertasche hervor, ein herzhafter Biß wird hinein gethan, worauf er wieder verschwindet.

Einer der seltsamsten seiner Art ist freilich dieser Backfisch-Arbeitstisch und ein Anhaltspunkt, welcher auf häusliche Neigungen und hauswirthschaftliche Talente hinwiese, ist nicht zu entdecken. Bücher aller Art liegen umher, Gesangbuch, Bibel, Katechismus, noch zusammengeschnallt nach Mädchenart, wie man dies in der Confirmandenstunde zu thun pflegt. Zwischen darin steht die Photographie eines alten Herrn mit weißen Haaren, der Herr „Pastor", und vorn liegt ein längliches Album mit Goldschnitt „zum Einschreiben". Es ist das Album einer Herzensfreundin, Else von Hellmann, und Ilse kann das Blättern darin nicht lassen; soeben schlägt sie, zum hunderttsten Male schon heute, die bedeutungsvolle Seite auf, und es prägt sich ein Gemisch von Neugier und Freude, ein Funkeln und schelmisches Aufleuchten in den lebhaften, braunen Kinderaugen aus. Hier stehen von fester, etwas weit ausholender Männerhand die wenigen Worte:

„Frisch, fromm, frei!
Dein Bruder Bert,
Lieutenant im . . . Infanterie-Regiment."

Jetzt holt Ilse Feder und Tinte herbei, schlägt weit hinten in dem Büchlein eine Seite auf und schreibt darauf nieder:

„Das Leben ein Traum, träume glücklich!
Deine ewig treue Freundin
Ilse."

Hierauf riesiger Schnörkel und Punkt, und mit tiefem Seufzer verzehrt diese Freundin sodann den Rest ihres Apfels, leckt mit ungeheurer Geschwindigkeit alle fünf Fingerchen ab, und wirft die Kerne dem ahnungslos schlummernden Moppi auf den Rücken.

„Mein süßer Moppi, nicht wahr, Bert ist ein guter Onkel?" — —

In einem ungemein lauschig drapirten Erker lehnt eine Frauengestalt im Sessel. Duftig fließt das feine, weißwollene Gewand um sie her, und in dem weichen, dunklen Haar des zierlichen Kopfes hängt verführerisch schön eine matte, halberschlossene Rose. Vor ihr auf dem Arbeitstische, wenn man das elegante Ding mit den krausen Verschnörkelungen wirklich so nennen darf, ruht ein enormes Bouquet.

Die junge Frau nimmt es einen Augenblick auf, drückt das feine Puppengesicht hinein und lächelt sarkastisch:

„Lieben soll ich Dich," murmelt sie, „die Deine werden für alle Zeit, Du bunter Falter mit den unschuldigen, blauen Augen! — Nur gut, daß ich wenigstens weiß, daß ich diesen eleganten Blumenstrauß nachher bezahlen muß!"

Ein leises Kichern dringt hinter den Lippen hervor, aber aus den achtlos auf ihren Platz zurückgelegten Blumen gleitet ein rosa Billet auf die spiegelblanke Oberfläche des Arbeitstisches herab, und die leidenschaftlichen Worte eines ungeduldigen Bewerbers glühen der jungen Witwe daraus entgegen:

„Geliebte Freundin!

Wie lange soll ich harren in dieser peinvollen Ungewißheit? Gönnen Sie mir endlich einen freundlichen Blick, zum Zeichen, daß Sie die Meine werden wollen!

Mit allen seinen Schwächen und Fehlern liegt Ihnen zu Füßen

unwandelbar
Ihr Sklave
Adalbert von Hellmann."

Bert, armer Bert, wo bist du hingerathen? — Flieh', hier ist nicht der Ort, woher das Glück dir kommt!

Freilich die Sorgen, armer Schelm, die wärest du los im Schoße des Reichthumes, aber unrettbar legst du auch eine neue, entsetzliche Kette dir an!

Betrachte einmal den kleinen, eleganten Arbeitstisch der Dame Deines Herzens, und hast Du einen Blick, ein Ohr dafür, so erzählt er Dir getreulich die künftige Geschichte Deines Elends.

Weiß und zart sind freilich die Hände, die sich in der glänzenden Politur spiegeln; aber sie arbeiten nicht; denn Alles, was Mühe macht und dieselben verdirbt, besorgt ja die Jungfer! Da ist keine freundliche Ueberraschung für einen lieben Verwandten zu finden, man kauft die Handarbeiten so bequem im Laden, wenn die Mittel dazu im Ueberflusse vorhanden sind. Hie und da wird wohl in den Katalogen des Pariser Modehändlers geblättert, die sich nach und nach auf dem Arbeitstische ansammeln, zuweilen auch, weil's eben Mode ist, nimmt man gähnend jenes Röckchen von grobem Stoffe zur Hand, für den Armenbazar. Doch wenn wir dieses Werk der Barmherzigkeit näher betrachten, bemerken wir, daß die feinen Fingerchen gar häßliche, lange Stiche genäht.

Dem Ganzen mangelt jener Hauch, der selbst den unscheinbarsten Dingen ein wenig Himmelsglanz zu verleihen vermag, jener Hauch der Liebe, welcher unsichtbar die ganze Umgebung einer echten Frau umschweben und durchwärmen muß.

Wende dich ab, junger, leichtsinniger Heißsporn, und wirf dich nicht voreilig dem Verhängniß in die Arme!

Doch was hilft es, auch du mußt deinen Weg verfolgen, auch dir sind bittere Erfahrungen, dunkle Prüfungsstunden nicht erspart, wenn der heißersehnte Gegenstand Deines frischen Lieutenantsherzens sich dir ergiebt und deine Braut wird.

Dann nahen Zeiten des seligen, süßen Glückstaumels, mit mancher Demüthigung vermischt, durch manchen kleinen Aerger getrübt. Mit Schrecken bemerkst du, wie langsam dein frohes Selbstbewußtsein niedergetreten wird in den Staub, kalter Egoismus berührt dich zuweilen eisig, und wachsende Herrschsucht will dich hofmeistern, dir deinen edlen Stolz verkümmern.

Doch dem Himmel sei Dank, der alten Tante Camilla geliebter, junger Brausewind ist nicht der Mann, der sich bücken und krümmen läßt, um durch das goldene Pförtlein der Frau Fortuna zu gehen.

Dem Himmel sei Dank, er findet den Ausweg zur rechten Zeit, die schlanke Tanne schnellt zum Himmel auf und, der Freiheit wiedergegeben, findet sie aus eigener Kraft sich auf dem alten Boden wieder zurecht.

So ist im Sturme und Wetter aus der schlanken Tanne ein starker Baum geworden, und aus dem gedankenlosen, leichtsinnigen Bert ein Mann mit festem, eisernem Willen.

Nur gemach! Auch ihm soll das Leben noch einmal freundlich lächeln!

Ja, dürft' ich ihm den Schleier der Zukunft lüften und ihn hineinführen in den hellen, sonnigen Raum, wo das Auge mit dem innigen Interesse, das man einem jungen Heim so gern entgegenbringt, umherschweift! Nur einen alten Kameraden fände er unter all' den schönen, neuen Dingen, den Schreibtisch aus der Junggesellenzeit, der ihn hierher begleiten durfte in dies Paradies, wenn auch mit manchem Tintenklex in Ehren geschmückt. Aber auch wir begrüßen einen alten Bekannten.

Dort am anderen Fenster, halb hinter der Gardine versteckt, steht ein zierlicher, kleiner Arbeitstisch. Obenauf ist in eingelegten Buchstaben der Name „Ilse" zu lesen, und öffnet man die oberste Lade, so findet sich, von kindischer Hand an einer der Seitenwände ein Herz gemalt und darin der Name „Bert" in zaghaften, leisen Bleistiftstrichen, begleitet von vielen Ausrufungszeichen, die eine glückselige Braut später hinzugefügt.

Freilich, die Gegenstände, die einst auf dem Tischchen lagen, haben anderen, ganz anderen Dingen Platz gemacht! Aber

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

allerliebst und sauber schaut das Täfelein aus, worauf die junge Hausfrau gewissenhaft die kleinen Ausgaben des Tages zu notiren pflegt. Der Rand ist mit kleinen Engelsköpfen bemalt, und oben schmückt denselben eine blauseidene Bandschleife.

„Etwas für Bert — 1 Mk.

lesen wir zunächst, — es handelt sich offenbar um eine kleine Ueberraschung.

„Ein neuer Stiefelknecht — 2 Mk."

„Ein Lampenschirm für Bert's Zimmer — 0,50 Mk."

Darunter steht in kleiner, zaghafter Schrift, als schämte sie sich ihres Daseins:

„Aepfel — 20 Pfg."

Die Aepfel scheinen immer noch eine gewisse Rolle zu spielen, wenngleich Bert jeden Gedanken und jede Herzensregung für sich in Anspruch nimmt, wenngleich aus dem unnützen Backfisch eine sorgsame, pflichttreue Hausfrau geworden ist.

Doch was sehe ich hier! Ist das nicht die Strickschale der seligen Tante Camilla, mit den kleinen, schwarzen Lithographien ihrer Heimath?

Wahrhaftig, da steht das alte Ding, mitten unter all' den netten, zierlichen Sachen, und ein Paar süße, weißwollene Baby-Strümpfchen liegen darin!

Ja, Frau Ilse hält das Andenken der guten Tante Camille hoch und werth, denn diese und keine Andere ist es, die die Gründerin und Schöpferin all' des rosigen Glückes wurde, das über ihren Liebling Bert gekommen.

Außer all' den vielen Strümpfchen und Socken und den tausend werthlosen, kleinen Gaben, womit sie ihn seit seiner Jugendzeit überhäuft, hatte sie diesem auch einst ein Loos geschenkt, und dies war, wie wir wissen, ein besonderes Glücksloos gewesen, da Tante Camilla die Nummer im Traume gesehen hatte.

Und woran sie mit allem Ernste und aller Festigkeit glaubte, das geschah denn auch.

Bert wurde eines Tages ein wohlhabender Mann. Befreit von den drückenden Sorgen der Existenz, los von aller Abhängigkeit, durfte er sich nun einen Wunsch gewähren, der ihm eigentlich schon lange mit stiller Sehnsucht das Herz erfüllte. Er schuf sich ein friedliches, eigenes Heim, nahm sich eine geliebte, kleine Frau.

Sie ist keine Gräfin und keine Prinzessin gewesen, die er heimgeführt, aber sie ist die Rechte, und wenn ich dies nicht von selber wüßte, so hätte mir's der kleine Geburtstagstisch dort drüben verrathen!

Nachdruck verboten.

Thee.

Von Hanns von Spielberg.

Es gab eine Zeit, — sie liegt nicht allzu weit zurück, — in welcher der Theetisch und zumal der sogenannte Berliner Geheimraths-Theetisch arg verspottet wurde. Fast guter Ton war es geworden, nach berühmten Beispielen von gewissen Abenden in gewissen Salons der Potsdamer Vorstadt nur mit wohlgefälliger Ironie zu sprechen und das wässerige Getränk, das in ihnen in Begleitung möglichst durchsichtiger Sandwichs gereicht wurde oder gereicht werden sollte, in Parallele zu den verwässerten geistigen Genüssen zu stellen, von welchen jene Kreise angeblich zehrten. Ich glaube, man hat den „Thee-Abenden der gnädigen Frau" bitteres Unrecht gethan; wohl möglich, daß die leibliche Verpflegung nicht immer auf der Höhe der Ansprüche der Herren Besucher stand, und sehr wahrscheinlich, daß das Gespräch nicht stets von jenem sogenannten Geistesreichthum gewürzt war, den die jüngere Generation gern als unentbehrlich bezeichnet, um doch meist ihrerseits zwischen acht und elf Uhr Abends ihr eigenes Licht unter den Scheffel zu stellen. Jene Thee-Abende waren aber in ihrer Anspruchslosigkeit eine wahrhafte Schule liebenswürdigster Geselligkeit, eine Schule der guten Sitte, zu deren Uebung auch einmal die Kunst gehört, — sich mit einiger Grazie langweilen zu können. So viel ich weiß, — ich bin aber gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen, — haben wir für den Geheimrathsthee nichts Besseres eingetauscht; er ist entschwunden und großartige Soupers sind an seine Stelle getreten, bei denen man materiell allerdings besser aufgehoben ist, — ob auch geistig, lasse ich dahingestellt.

Wenn ich nicht irre, habe ich es in diesen Blättern früher schon einmal gesagt: die Kunst des Plauderns droht auszusterben. Gerade der leichte Plauderton fand aber am Theetische eine heimathliche Stätte, und ich nehme keinen Anstand, auch dem Thee selbst daran einen kleinen Antheil zuzuschreiben. Der würzige Trank wirkt unzweifelhaft in hohem Grade anregend, und es ist mir deshalb auch unerfindlich, warum unsere Hausfrauen die Tasse Thee, welche ehedem jedem Souper vorausging, mehr und mehr in Fortfall kommen lassen; es war mir stets unerklärlich, warum der alte gute Hesekiel es in seinen amüsanten Mittheilungen eines Gourmand für eine „seltsame" Sitte erklärte, vor dem Souper Thee zu trinken. Wir kennen Alle das etwas peinliche Gefühl während der Versammlung einer Gesellschaft, die Empfindung des Wartens der kommenden Dinge, — nichts hilft über diese Momente besser hinweg, als eine Tasse Thee. Man faßt mit ihr gewissermaßen festen Fuß im fremden Heim, in einer fremden Gesellschaft, und ich gestehe offen, ich habe aus der Art und Weise, wie die einzelnen Gäste sich zu dieser Tasse Thee stellen, oft genug die interessantesten Schlüsse gezogen. Wie ein Herr die Tasse nimmt, wie er sie hält, — und nicht zuletzt, wie er sich ihrer wieder erledigt, ist charakteristisch für ihn. Man vergleiche nur einmal die ungezwungene Leichtigkeit, mit welcher der geschulte Mann von Welt diese nicht immer ganz leichten Operationen ausführt, mit der Schwerfälligkeit des behäbigen Bankiers, der eine halbe Stunde die Dienste des Dieners in Anspruch nimmt, ehe er Zucker, Sahne und womöglich außerdem Rum zu seinem kleinen Theepunsch vereinigt.

Zucker, — Sahne, — Rum! Uns erscheinen diese drei an sich sehr achtungswerthen Dinge fast als ein unentbehrliches Zubehör des Thees, und doch sind sie es keinesfalls, sie rauben im Gegentheil einem wirklich guten Thee seine höchste Feinheit und dienen bei uns leider meist nur dazu, die Schwächen des aromatischen Getränkes zu verschleiern. Ich lasse mir allenfalls noch ein klein wenig Zucker gefallen, aber ich perhorrescire die Sahne, und ich höre von dem Augenblick an, in dem Spirituoses hinzutritt, auf, den Thee als Thee zu betrachten. Es kann zwar auch dann noch eine höchst erfreuliche Mischung entstehen, aber man bezeichnet sie, wenn auch vielleicht nicht ganz ästhetisch, so doch treffend mit dem Namen Grog. Thee mit Vanillegeschmack aber ist geradezu fürchterlich, und auch für die moskowitische Zuthat einer Citronenscheibe danke ich unterthänigst.

In der That ist aber ein wirklich guter Thee bei uns eine Seltenheit und vielleicht ist kein anderes Genußmittel der Verfälschung in gleicher Weise ausgesetzt, als der Thee.

Schon in seiner Heimath, — und nicht nur in China, sondern auch in Japan und Ostindien, — unterliegt er den raffinirtesten Fälschungen. Der sogenannte grüne Thee sollte überhaupt nur mit Vorsicht gebraucht werden: das schnellere Trocknen der Blätter hält in diesen zwar eine größere Menge aromatischer Bestandtheile zurück, macht ihn aber zugleich auch ungesunder. —

Nun aber zur Zubereitung.

Ein uraltes chinesisches Recept, das von dem Kaiser Kien-Long stammen soll, sagt bezeichnend: „Setze über ein mäßiges Feuer ein Gefäß mit drei Füßen, dessen Form und Farbe darauf deutet, daß es lange im gleichen Gebrauche war. Gieße in dies Gefäß klares Wasser von geschmolzenem Schnee und erwärme dasselbe bis zu dem Grade, bei welchem der Krebs roth und der Fisch weiß wird; fülle das Wasser in eine Tasse, in die Du ausgesuchte Theeblätter legtest, und laß es ein wenig stehen, bis nur noch leichte Nebel auf der Oberfläche schweben, der dicke, erste Dampf aber verflogen ist. Dann trinke den köstlichen Trank, und Du wirst gegen alle Sorgen, welche unser Gemüth beunruhigen."

Ich weiß nicht, ob dies Recept unseren liebenswürdigen Hausfrauen genehm ist, ich weiß nur, daß gegen seine gewiß richtigen Grundzüge unendlich oft gesehlt wird. Vor Allem gehört weiches Wasser zum Thee, und wenn man über solches nicht verfügt, so sollte man unbesorgt eine kleine Prise Natron als Zusatz nehmen. Dann verlangt die Behandlung des Wassers peinliche Sorgfalt: der Topf, in welchem es gekocht wird, darf, wie wohl in jeder guten Küche überhaupt, nur diesem einen Zwecke dienen; das Wasser soll gerade den Siedepunkt erreichen, aber nicht zu lange im kochenden Zustande bleiben. Und dann endlich . . . . .

Nun, die Methode Seiner Majestät des Kaisers Kien-Long ist für uns in der That wohl nicht recht zweckentsprechend, wir können nicht jede Tasse einzeln aufbrühen. Aber das Gefäß, in welchem wir unseren Thee erzeugen, soll höchstseiner Vorschrift wiederum entsprechen, es soll „nach Form und Farbe darauf hindeuten, daß es lange im gleichen Gebrauche war". Ich ziehe dabei ein irdenes jedem Metallgefäße, auch den vielbeliebten Silberkannen, vor und spüle dasselbe jedesmal, ehe ich es gebrauche, ordentlich mit heißem (nicht warmem) Wasser aus, — als alter Junggeselle bin ich nämlich vorsichtig genug, mir meinen Thee stets selbst zu bereiten. Dann erst werfe ich reichlich Thee hinein, gieße ein Viertel des Wassers, welches ich überhaupt gebrauche, auf, — lasse zwei Minuten ziehen und fülle schließlich den Wasserrest nach. Noch einige Minuten Geduld, und mein Thee ist fertig: wohlverstanden, ich trinke ihn dann sofort, ohne ihn abzugießen! Thee, der gestanden hat, gleichviel ob, nachdem er abgegossen ist, oder auf den Blättern, ist für mich gleich mangelhaft; die feine Würze verflüchtigt, und der Rest ist Schweigen! Wer sparen will und wenig Thee nimmt, dafür aber lange ziehen läßt, sündigt nicht nur gegen den Geschmack, sondern auch gegen seine Gesundheit, denn nur die zuerst extrahirten Stoffe sind zuträglich. —

Eine reizende Erfindung ist der sogenannte Fünf-Uhr-Thee! Er bietet uns die Gelegenheit eines Plauderstündchens, das im rastlosen Getriebe unserer Tage einer Oase gleich willkommen ist. Im Grunde genommen erscheint mir der Fünf-Uhr-Thee nur als eine zeitgemäß umgeformte Neubelebung einer Sitte unserer verständigen Altvorderen: er entspricht der alten Vespermahlzeit. Ich freue mich stets, wenn ich, in einem liebenswürdigen Hause zur späteren Nachmittagsstunde vorsprechend, ein Glas Thee erhalte: ein Glas wiederhole ich, denn gerade zum Fünf-Uhr-Thee giebt man den duftigen Trank gern in jenen hohen, schlanken Gläsern, welche uns der russische Gebrauch überlieferte. Ein zierliches Tellerchen, ein kleines, buntgesticktes Serviettchen darauf, das Theeglas und einige Stücke guten Cakes, — das ist die richtige Ausstattung für den Fünf-Uhr-Thee.

Schwieriger und umfangreicher ist die Zurichtung eines hübschen Theetisches für den Abend. Wir haben um sechs Uhr dinirt, gegen halb Acht unseren Kaffee genommen und dann am Kamin geplaudert, während einige Sünder sich in das Arbeitszimmer des Hausherrn zu einer Havanna zurückzogen, — es ist halb elf Uhr geworden, Niemand weiß, wo die Zeit eigentlich blieb. Wie wäre es jetzt, gnädigste Frau, mit einer Tasse Thee? Aber ich bitte, nicht draußen in der Küche „gekocht" und nicht jene Riesenschüssel mit Sandwiches von liebloser Dienerhänden dazu herumgereicht. Lassen Sie im Salon, dort an dem großen Ecktische in der Mitte des Zimmers angelehnt, ein kleines, zierliches Tischchen mit dem köstlichen alten Theesilber decken, das ich vorhin auf dem Büffet bewunderte, und bereiten Sie uns den Thee selbst! O, wenn die Damen wüßten, welche Grazie sich jetzt dabei entwickeln läßt: wie hausfraulich und anmuthig eine schlanke Gestalt ist, wenn sie den silbernen Theekessel hebt, wie reizend die zarten Fingerchen erscheinen, wenn sie jede Tasse vorsorglich mit heißem Wasser spülen, ehe sie den Thee selbst eingießen, — der Theetisch wäre nimmer so aus der Mode gekommen, wie er es leider zu sein scheint.

Die langzöpfigen Söhne des Reiches der Mitte haben zwar ein Sprichwort, das anscheinend nichts Gutes über ihr Lieblingsgetränk sagt: „Junge Theetrinker — alte Hinker!" meinen sie nämlich. Aber dies Sprichwort bezieht sich in der That nur auf den übermäßigen Genuß sehr starken Thees, — im Uebrigen gilt zweifellos des großen Physiologen Moleschott's Ausspruch: „Man wird durch den Thee zu sinnigem Nachdenken gestimmt, und trotz einer größeren Lebhaftigkeit der Denkbewegungen läßt sich die Aufmerksamkeit leichter von einem bestimmten Gegenstande fesseln. Es findet sich ein Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit ein, und die schaffende Thätigkeit des Gehirnes gewinnt einen Schwung, der bei der größeren Sammlung und der bestimmt begrenzten Aufmerksamkeit nicht leicht in Gedankenjagd ausartet. Wenn sich gebildete Menschen beim Thee versammeln, so führen sie gewöhnlich geregelte, geordnete Gespräche, die einen Gegenstand tiefer zu ergründen suchen, und denen die heitere Stimmung, die der Thee herbeiführt, leichter als sonst zu einem gedeihlichen Ziele verhilft!

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Maria vom rothen Kreuz. — Seit das Samariterthum ein wirklicher, voller Lebensberuf geworden ist und die Thätigkeit des Samariters auch äußerlich geadelt wurde durch die active Theilnahme der durch Geburt und Stand ausgezeichneten Geschlechter, hat sie eine Ausbreitung und Anerkennung erlangt, deren man sie früher nicht für fähig hielt. Ueberall begegnet man dem Ehrenzeichen des rothen Kreuzes, und kaum ein anderer Orden wird wohl mit höherer Freudigkeit und größerem Stolze getragen, als der Orden der Menschenliebe!

Für die Ausbildung in der Krankenpflege wird allenthalben auf das Gewissenhafteste gesorgt; zahlreiche Anstalten mit großartigen Lehrmitteln sind beflissen, den berufenen Schülern aller Stände auch die entsprechende, schulgerechte, practische Tüchtigkeit zu geben. Und sicher wird in der Krankenpflege Wunderbares geleistet. Zarte Frauen wetteifern mit starken Männern und übertreffen sie oft noch an Unerschrockenheit und Todesmuth.

Dabei scheint es auffallend, daß ein anderer, und wie mir scheint, noch erhabenerer Zweig des Samariterthums gerade von denjenigen, die ohne jeglichen Zwang und lediglich aus freiem Entschlusse sich dem rothen Kreuze zugesellen, meist gemieden wird. Und doch verlangt kaum ein anderes Feld der edlen Samariterthätigkeit, ja überhaupt ein Beruf größere Hingabe und dazu eine hohe, die höchste Bildung, als der der Gemeindepflegerin. Wie die Krankenpflegerin in erster Linie die Martha des rothen Kreuzes ist, so ist die Gemeindepflegerin die Maria!

Denken wir uns die kleine, friedenvolle Häuslichkeit der Gemeindepflegerin. Sie bewohnt in der Regel ein paar gesunde, freundliche Zimmer einer größeren Wohlthätigkeits-Anstalt, vielleicht des städtischen Waisenhauses oder einer Volksschule. Zuweilen freilich, vorzüglich auf dem Lande, ist ihr auch ein besonderes Nestchen angewiesen, gewöhnlich ein grünumwachsenes Häuschen mit kleinem Gärtchen zum Hausbedarf, für das sich auf dem Lande schwer ein Miether findet. Das Wohnzimmer ist sehr einfach und sauber gehalten, weiße Mullvorhänge mit selbstgehäkelten Kanten und vielen zierlichen Deckchen, dazu ein schönes Crucifix, geben ihm das Charakteristische. Schwester Clara ist früh auf, um in den ersten Morgenstunden das eigene kleine Hauswesen zu beschicken. Aber schon klopft's draußen, obgleich die um sieben Uhr angesetzte „Sprechstunde" noch nicht begonnen hat.

Es ist ein Bote, der die Nachricht über das Morgenbefinden eines Schwerkranken bringt. Sie hört ihn an und verspricht bald zu kommen und selbst nachzusehen, um die Fiebermessung mit dem Thermometer vorzunehmen zum Bericht für den Arzt. Nun folgt ein Arbeiter in blauer Bluse, der die Gemeindepflegerin zu seiner Frau zu holen kommt, der der Storch während der Nacht einen kleinen Weltbürger in's Bett gelegt hat. Zugleich bittet er — — die Gemeindepflegerin weiß schon und geht, einen großen Korb aus einem Vorrathsraum zu holen. Der Korb enthält eine Sammlung von allen möglichen Bedürfnissen eines kleinen Ankömmlings: Windeln, Jäckchen und Wickelbänder, je nach Bedarf und Geschmack. Der Vorrath, der in besseren Häusern gesammelt und von Schwester Clara's Fleiß regelmäßig ergänzt wird, ist schon oft geplündert, wächst aber glücklicherweise immer wieder nach. Der glückliche Vater empfängt sein Theil und geht. Inzwischen hat sich das saubere Zimmer mit Hülfesuchenden aller Art und jeden Standes angefüllt. Schwester Clara hat für alle geneigtes Ohr; Rath und freundlichen Zuspruch für die Hülfesuchenden, und liebevollen Trost, wo sie nicht mehr helfen kann.

Um acht Uhr beginnt pünktlich die eigentliche äußere Thätigkeit der Gemeindepflegerin. Im schwarzen Wollkleide und blüthenweißen Mützchen huscht sie eilig und leichten Schrittes die Straße entlang, freundlich grüßend und Dank spendend, oft nach beiden Seiten. Der erste Besuch gilt dem kranken Kinde eines Handwerkers, dessen Pflege sie gestern schon als unzureichend und mangelhaft erkannt hat. Darum geht sie rasch, um nachzusehen, ob sie eine wirkliche, geschulte Krankenpflegerin aus dem Mutterhause herbeirufen soll. Denn die Gemeindepflegerin bildet sozusagen das Vermittelungsglied zwischen den Leidenden und Hülfsbedürftigen und der organisirten Krankenpflege. Auf ihre specielle Ansicht kommt es zumeist an, ob und welche Schwester als besonders geeignet nach dem Orte des Leidens abgesandt werden soll. Der nächste Besuch gilt einer Wittwe und Mutter, welche an der Schwindsucht leidet. Dieser Weg kostet Schwester Clara immer einige Ueberwindung, und doch ist kaum einer nothwendiger und wird kaum einer gewissenhafter ausgeführt, als gerade dieser. Hier ist sie das verbindende Glied mit der organisirten Armenpflege; durch ihre Fürsprache erhält die Kranke kräftige Kost und die beiden Kinder Kleidung, Unterricht und Nahrung. Das Zimmerchen ist verschlossen, da die Kinder der Wittwe in einem Volkskindergarten für den Morgen untergebracht sind, aber Schwester Clara kennt den Ort, wo der Schlüssel niedergelegt ist, und öffnet. Sie findet die Kranke verhältnißmäßig wohl, und das strahlende Gesicht derselben ist ihr Lohn genug für den weiten, ermüdenden Weg nach der entlegenen Vorstadt. Nachdem die Leidende gereinigt und frisch gebettet ist, bricht ein Strahl aus ihren Augen, als wolle sie sagen: „Wie Du mir die Stätte hier auf Erden bereitet hast, wird sie Dir einst im Himmel bereitet sein!" Sie legt der Kranken noch eine frisch gebrochene Blume zwischen die welken Finger und eilt weiter.

Ihr Weg führt sie jetzt in das Haus eines reichen Fabrikbesitzers, dessen mildthätige Gattin jederzeit eine offene Hand hat für Schwester Clara's Pflegebefohlene. Auch diesmal nimmt sie Geld, Kleidungsstücke und ein paar Gläser voll eingemachter Früchte mit sich, um sie ihren Kranken und Hülfsbedürftigen zu übermitteln.

Nachmittags wird das Werk fortgesetzt, denn noch weisen die Aufzeichnungen des Notizbuches eine große Anzahl nothwendiger Besuche auf. Ueberall derselbe Anblick des Erdenleides, aber auch überall der schöne Trost werkthätiger Menschenliebe! Glückliches Wesen, das so viel Segenswünsche empfangen, so viel Thränen stillen darf! Wohin sich ihr Fuß als flügelloser Engel wenden mag, — überall begegnet ihr Liebe und Vertrauen. Und dabei sind die Thränen, welche Maria vom rothen Kreuze fließen sieht, nicht einmal die flüchtigen Thränen des Körperschmerzes, welche glücklicherweise mit diesem selbst verschwinden, sondern meist die viel brennenderen Tropfen des Seelenleides, welches nur im Aussprechen und herzlichen Vertrauen zu Maria Trost und Erquickung findet!

Zoë von Reuß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kleine Rathschläge. — Wer viel mit dem Platina-Stift arbeitet, wird schon zu öfteren Malen die unliebsame Bemerkung gemacht haben, daß der glühende Stift anstatt weiche, regelmäßige Striche in das Holz zu brennen, anfängt zu kratzen und schließlich unbrauchbar zu werden. Schickt man den Stift in die Fabrik, so erhält man ihn in einigen Tagen glänzend und brauchbar zurück; — was ist dort mit ihm geschehen? Nur eine geringfügige Manipulation, die wir selbst ausführen können. Die schartigen Stellen der Platin-Spitze bilden sich nämlich durch die Harze, welche das Holz ausschwitzt und die, am Stifte hängen bleibend, sich dort verhärten. Da das Platin aber das härteste Metall ist, so kann man es unbeschadet wagen darauf zu reiben; dies geschieht am besten mit sehr feinem Glaspapier, wodurch die unebenen Stellen rasch und sicher entfernt werden. Außer der kleinen pecuniären Ersparniß ist es besonders die an Zeit, welche bei der Arbeit in Betracht kommt, da letztere keine Unterbrechung, wie dies beim Fortschicken des Stiftes nothwendig wird, erleidet. Selbstverständlich läßt man den Stift zuvor erkalten, ehe man ihn polirt. E. F.

— Einen Thee, von dem Kenner sagen, daß er dem feinen chinesischen gleich käme, sollen die jungen Blättchen des Brombeerstrauches ergeben. Man trocknet sie entweder in der Sonne oder in einem mäßig warmen Ofen auf Blechen, doch darf dies Trocknen nur ganz allmälig geschehen; auch müssen die Blätter öfter gewendet werden. Da Brombeeren in einzelnen Gegenden in großen Mengen und eigentlich fast überall auf den Feldern wachsen, wäre ein Versuch zu empfehlen. L. W.

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.

Aufbewahrung von Geld. — Im vergangenen Jahre las man in den Zeitungen eine wiederholte, also wohl erfolglose Bekanntmachung, es sei ein Portemonnaie mit dreihundert Mark und Saison-Billet Halle-Berlin-Warnemünde verloren gegangen. Wer so leichtsinnig ist, so große Summen und Werthgegenstände auf Reisen in einem Portemonnaie mit sich herumzutragen, der verdient eigentlich, daß es verloren oder gestohlen wird. In's Portemonnaie gehört nur Geld für den Tagesbedarf; alles Uebrige muß an einem sicheren Orte innerhalb der Kleider verwahrt werden, wohin auch gewandte Taschendiebe nicht gelangen können. Dr. D.

Eine Handtasche mit Necessaire gehört mit zur Ausrüstung einer eleganten Frau. Leider sind diese Hand-Reisetaschen trotz ihres hohen Preises im Allgemeinen unpractisch, weil das Necessaire zu viel Raum beansprucht und Gefahr läuft, durch feste, daneben eingepackte Gegenstände beschädigt zu werden. Diesen Uebelständen ist bei der dargestellten Reisetasche Rechnung getragen, und man kann wohl sagen, daß sie die Ansprüche erfüllt, welche man an sie zu stellen berechtigt ist. Aus hellbraunem Juchtenleder gefertigt, mit schwarzem Leder gefüttert, zeigt die Tasche auf der einen Außenseite einen erhöhten Rand, in dessen Tiefe (5 Cent.) eine Platte Aufnahme findet, auf welcher die verschiedenen Gegenstände des Necessaires untergebracht sind. Breite Lederspangen dienen als Halt der Flaschen, Bürsten, Scheren, Knöpfer, Spiegel rc. Zwei mit rothem Saffian gefütterte Lederklappen schützen die Gegenstände, welche sich mit der Platte herausheben lassen. Die Tasche selbst, welche 24 Cent. Höhe, 33 Cent. Breite und 18 Cent. Tiefe mißt, genügt zur Aufnahme der nothwendigen Toilette-Gegenstände für die Nacht, sowie für Kleinigkeiten, die man auf einem Ausfluge, bei welchem man den Koffer zurückläßt, nicht entbehren möchte. Zu beziehen ist die Tasche durch die Firma Julius Henel, vormals Fuchs, Am Rathhaus in Breslau. E. F.

Verschiedene kleine Rathschläge. — Gestatten Sie mir, den „Practischen Winken für die Reise", die Ihr geschätztes Blatt vom 1. September 1890 enthält, einige Bemerkungen beizufügen. Ich habe alle möglichen Reisen ausgeführt, zu Fuß, zu Pferde, auf der See, im eigenen Wagen, in allen Classen der Eisenbahn und im Postwagen. Ich darf also einige Competenz beanspruchen.

In Bezug auf die „Eisenbahn-Nachtfahrten" stimme ich dem Rathschlag zu Hausschuhen vollkommen bei und schließe denselben noch zwei auf Erfahrung gegründete an: Erstens möge der Reisende bei der Nachtfahrt niemals leichte Socken tragen; sollte ihm zur Sommerszeit während der heißen Tagesfahrt dichtere Fußbekleidung zu lästig fallen, so nehme er in der Handtasche ein zweites Paar ganz leichte Wollsocken mit, um sie in der Nacht über das erste zu ziehen, denn gerade im Sommer treten oft stärkere Temperaturwechsel ein, und man kann sich leichter und gefährlicher erkälten, als im geheizten Winterwagen. Zweitens ist eine lange Reisedecke, — oder Plaid, — nothwendig, unter welcher man ganz unbemerkt die Kleider lockern und des Morgens wieder befestigen kann; das bietet eine große Erleichterung.

Dem Rathe zu Luftkissen kann ich aus eigener Erfahrung nicht beipflichten, da auch das bestbereitete Kautschuk-Zeug, sobald es warm wird, Geruch entwickelt und auch die Luft in diesen Kissen sehr heiß wird. Besser ist ein Lederkissen oder ein nach Belieben zu faltender Shawl (Plaid); sie nehmen etwas mehr Raum ein, sind aber entschieden gesünder. Starke Sohlen an den Reiseschuhen schützen vor Hitze, Kälte und Nässe beim Heraustreten auf den Perron. Den Rathschlägen bezüglich der Erfrischungen kann ich beistimmen; nur scheint es mir sehr zweifelhaft, daß bei den jetzigen Schnell- und Blitzzügen irgendwo Zeit gefunden werde, einen Eisbeutel neu füllen zu lassen; dagegen kann man ein Fläschchen mit gutem Cognac oder mit recht altem Nordhäuser mitnehmen, um einige Tropfen in ein Glas Wasser zu gießen oder nach einem Glase Bier als Mittel gegen Erkältung des Unterleibes zu nehmen.

Ich unternehme öfters Nachtfahrten, richte mich aber immer so ein, daß mir am Morgen vor dem Weiterfahren, — auf der Reise nach Italien in Frankfurt zwischen 6 und 1, oder in Basel 6—8, auf der Fahrt nach Helgoland in Hamburg zwischen 6 und $7\frac{1}{4}$ Uhr, — Zeit bleibt, ein schnelles lauwarmes Bad (24—25° Réaumur) zu nehmen; ich habe das als das allerbeste Stärkungs- und Erfrischungsmittel erprobt. H. E.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Frühling. Von Sophie Ley. Siehe die Abbildung, Seite 73. —

Nun ist der eisige Winter vorbei
Und alle Blüthen erwachen,
Und die Vögel singen vom schönen Mai
Mit Jubel und zwitscherndem Lachen.
Es färben sich Wiese, Halde und Baum
In üppig schimmernder Schöne,
Und es klingen im weiten Waldesraum
Viel tausend harmonische Töne.

Nun ist der eisige Winter vorbei,
Der Schnee auf den Höhen verglommen,
Und gleich einer Segen spendenden Fei
Ist der Frühling in's Land gekommen.
Aus Regenschauern und Sturmesschrei
Erwuchs uns blühende Wonne, —
Nun ist der eisige Winter vorbei,
Und weithin leuchtet die Sonne . . . —t.

Nach dem Fischfang. Siehe die Abbildung, Seite 76. — Nachts über hat Jan Krüken in seinem kleinen Boote draußen auf dem Meere gelegen. Er war diesmal ganz allein, denn sein ständiger Gehülfe beim Flundernfang, sein einziger Sohn, ein sechzehnjähriger Junge, ist vorgestern unweit des Lorensprungs vom Abhange herabgestürzt und hat sich eine schwere Verletzung am Kopfe zugezogen. Der arme Junge wurde sofort in die väterliche Hütte geschafft und vom Arzte gehörig in Eisumschläge verpackt, — aber der Mann mit der goldumränderten Brille und dem ernsten Doctorengesicht hatte doch die Stirne kraus gezogen und gemeint, die Sache stände schlimm, recht schlimm. Heute Nacht nun wurde die Krisis erwartet, die über das Wohl und Wehe des Verunglückten entscheiden sollte. Wie gern wäre Jan Krüken, der Vater, daheim geblieben, am Bette des kranken Jungen, und hätte neben ihm gewacht! Aber wenn er am anderen Morgen nicht rechtzeitig seinen Fang ablieferte, könnte es ihm passiren, daß sein Auftraggeber ihn ganz und gar aus seinen Diensten entließe, — und die Concurrenz ist so groß und das Arbeitfinden so schwer! So mußte Jan Krüken denn allein hinaus in die See, und nur die alte Mutter blieb zurück zur Nachtwache bei dem Kranken. Aber sie hatte versprochen, am frühen Morgen hinaus zu lugen auf das Meer, und wenn die Krisis überstanden sein, wenn es besser gehen sollte mit dem armen Jungen, dann wollte sie schon von Weitem mit ihrem rothen Taschentuche winken. . . Und als nun der neue Tag goldig roth über der See aufging und Jan seinen Fang geborgen hatte, da watete er mit seinen schweren Stiefeln das Ufer entlang, bis er sein Hüttlein am Strande sehen konnte. Und richtig, — o Gott sei gelobt! — Da flatterte am Fensterflügel Mütterchens rothes Tüchlein, — und die Brust Jan Krüken's weitet sich und über sein braunes, wetterhartes Gesicht, über die gefurchten Wangen und das struppige Kinn rinnen die Thränen. Nie hat er einen Morgen nach dem Fischfang mit seligeren Gefühlen begrüßt, als den heutigen! —

Erstes Gebet. Von Hubert Herkomer. Siehe die Abbildung, Seite 77. — Der Maler des ausdrucksvollen Bildes, welches jeden Beschauer unwillkürlich an die eigene Kinderzeit erinnern wird, hat insofern einen einigermaßen eigenartigen Lebensgang hinter sich, als er in ziemlich früher Jugend dem heimathlichen Boden entrissen wurde und seine Ausbildung im Auslande fand. Hubert Herkomer ist Baier von Geburt; er studirte jedoch in Southampton und später an der Kunstschule des South-Kensington-Museums in London. Ursprünglich hatte er sich vorwiegend mit der Aquarell-Malerei beschäftigt, aber schon im Jahre 1872, — er war damals dreiundzwanzig Jahre alt, — malte er sein erstes größeres Oelbild. Seinen Ruf als Künstler begründete er mit dem Gemälde „Die letzte Musterung", welches eine Scene aus dem Gottesdienst der Veteranen des Invalidenhauses von Chelsea darstellt. Später erwarb er sich auch als Porträtmaler einen Namen. Wir brauchen in dieser Beziehung nur an das berühmte Bildniß der Miß Grant, auf der vorletzten Berliner Ausstellung zu erinnern. Von der Tiefe seiner Auffassung und der Art, wie er die Züge der von ihm dargestellten Personen geistig zu beleben weiß, legt das von uns reproducirte Bild ein sehr beredtes Zeugniß ab.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Bekleidung einer Tischplatte. — Auf welche Weise kann man Tuch oder Leder auf einer Tischplatte glatt und dauerhaft befestigen? Helene B. in B.

Glaskugeln. — Ich besitze einige große, runde Glasflaschen, die sich für Gartenkugeln eignen würden. Ist es möglich, dieselben spiegelnd zu machen und auf welche Weise?
Constanze v. S. in Lothringen.

Kautschuk-Mantel. — Kann man nichts thun, um einen Kautschuk-Mantel, der anfängt klebrig zu werden, noch tragen zu können, und wie schützt man einen solchen vor dem Klebrigwerden.
Marie K. in Kiew.

Atlas. — Wie wird schwarzer und auch farbiger Atlas gereinigt? Josefine D. in Wien.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Reinigen von weißen Spitzen (32). — Ich bediene mich zum Waschen weißer Zwirnspitzen statt des Spitzen-Waschapparats (eines mit Löchern versehenen Porzellan-Cylinders) einer Flasche, die ich mit starker Leinewand oder weißem Flanell bekleide. Nachdem ich die Spitzen glatt und regelmäßig in mehrfachen Windungen über einander gewickelt und fest geheftet habe, überziehe ich sie mit grobem Mull, der gleichfalls mit einigen Stichen befestigt wird. Die so umwundene Flasche lasse ich einige Zeit in lauwarmem, weichem Wasser liegen, dann wasche ich die Bekleidung mit einem Flanellstück und reibe die Flasche nach leichtem Einseifen hin und her. Dies Verfahren wird so lange wiederholt, bis der Schaum ganz weiß erscheint. Dann lege ich die Flasche einige Stunden in reines Wasser, das nach Bedarf erneuert wird, rolle sie nach dem Spülen zwischen Handtüchern und stärke die Spitzen, indem ich die Flasche in eine dünne Stärkelösung oder in Reiswasser tauche und abermals rolle. Nun erst löse ich die noch feuchten Spitzen von der Flasche und plätte sie sofort zwischen Leinentüchern. — Weiße Seidenspitzen nähe ich auf ein glattes Holzbrettchen, weiche sie über Nacht in warmer Milch ein, der ich einen Zusatz von weißer Seife gegeben habe. Am anderen Morgen spüle ich mit reinem Wasser aus und lege die Spitzen einige Stunden in warmes Seifenwasser, aber ohne sie zu reiben. Nach dem Spülen stärke ich sie schwach, lege sie zwischen Leinen und plätte sie noch feucht. Adele v. K. in Z.

Behandlung von Würsten (40). — Da der gerügte Uebelstand seinen Grund schon in der Bereitung der Würste, der Behandlung der Därme, dem Räuchern rc. hat; läßt sich demselben später nicht abhelfen. Wenn man übrigens die gekochte Wurst, nachdem die Zipfel entfernt sind, der Länge nach einschneidet und einigermaßen geschickt zu Werke geht, kann man die Haut meist glatt abrollen und den Inhalt bequem herauslösen.
J. Sch. in Dortmund.

Nochmals Goulasch (47). — Das von unserer geschätzten Mitarbeiterin Frau Helene Pichler in Heft 8 mitgetheilte „Goulasch-Recept" hat in den Kreisen unserer verehrten ungarischen Leserinnen und sogar auch der „Leser" starken Widerspruch hervorgerufen, der sich in zahlreichen, — übrigens, — wie wir mit verbindlichem Danke hinzufügen können, — sehr liebenswürdigen Zuschriften und Berichtigungen äußerte. — Wir bekennen demüthiglich, daß es uns sehr fern liegt, irgend welche Autorität auf dem Gebiete der national-ungarischen Kochkunst beanspruchen zu wollen und lassen in dem nachstehenden Schreiben einen Vertreter des Magyarenthums zu Worte kommen, dessen launige Vertheidigung gewiß allen ungarischen Leserinnen aus der Seele gesprochen ist. Wir aber hoffen dadurch zu beweisen, daß es uns weder an Verständniß für nationale Eigenthümlichkeiten, noch an dem guten Willen fehlt, ihnen gerecht zu werden. Das Schreiben lautet, mit einigen unwesentlichen Auslassungen, wie folgt:

Geehrtester Herr Redacteur!

Als wohlbestallter Ehemann pflege ich bei Beginn einer jeden Saison Ihr w. Blatt, dieses Orakel der Frauen, mit einem gewissen Hangen und Bangen in die Hand zu nehmen, um zu erfahren, welche Opfer neuerdings der Moloch, Mode genannt, von meiner stets knappen Kasse fordert.

In der Lectüre Ihrer letzten Nummer kam ich nun jüngst glücklich bis zur Rubrik Antworten, und wollte sie eben fortlegen, und zu Griffel und Tafel greifen, um den neuen Toiletten-Etat zu berechnen, als mein Auge auf das Wort „Goulasch" fiel, das ich anfangs für ein französisches Wort in deutscher Schreibweise hielt, doch lese ich weiter „Pußta, Czikos", — und nun wird der Artikel bis zu Ende gelesen.

Edes Istenem! Also von unserem beliebten Nationalgericht, vom Gulyás schreibt die hochverehrte Gnädige, wie es ihr veredelt in Wien und Temesvár serwirt wurde! Teremtette, was machten die dortigen Schwaben aus unserm biedern Gulyás! Butter und Sahne! Warum nicht Mandeln und Zibeben!

Als guter Magyare greife ich gegen jede Vergewaltigung zu Schwert, Feder und, wenn es sein muß, auch zum Kochlöffel, umgürte mich mit einer weißen Küchenschürze und demonstrire Ihnen, meine Gnädige, einen echten Gulyás vor, wie man ihn bei uns in jedem Hause kocht, da ich mir leider das Recept nicht von den braunen Pußtensöhnen, welche die auch uns halbwilden Barbaren beleckende Cultur längst aus den endlosen Steppen verdrängte, verschaffen kann. — Csikóse, szegény legény und Consorten tummeln nunmehr, unbeschadet der Romantik, ihr Rößlein in den Spalten moderner deutscher Roman-Zeitungen oder in den wegen ihrer „Gründlichkeit" berüchtigten französischen Reisebeschreibungen herum, und ich wünschte, daß die Autoren als Honorar ähnlichen Goulasch zum Speisen bekämen, wie ihn angeblich die braunen Pußtensöhne beim Reisigfeuer schmoren. — ein Seitenstück zu unserem Rostbraten, den wir unter'm Sattel gar — reiten. Doch zur Sache:

„Man nehme 100 Gr. frischen Speck, schneide ihn dünnblätterig und lasse ihn mit recht viel geringelten Zwiebeln gelb anlaufen, gebe 1 Kilogramm halbfettes Schaffleisch oder, wenn keins vorhanden, sehnenfreies schönes Rindfleisch, — aber nie Geflügel, — würfelig geschnitten dazu, salze es, und lasse es bei mäßiger Hitze eine halbe Stunde dünsten. Nun gebe man abermals rohe, geringelte Zwiebel dazu, etwas Kümmel und je nach Geschmack Paprika, der echt in Szegedin beim ‚Paprika-Schlesinger' zu beziehen ist. Alsdann lasse man das Fleisch weich dünsten, gebe zwei bis drei Handvoll geschälte, rohe Kartoffeln, klein geschnitten, dazu, so viel Wasser, daß das ganze Gemenge zwei Finger hoch überdeckt ist, und koche es weiter, bis die Kartoffeln halb zerfallen.

So zubereitet, kann unser Gulyás bei einem fürstlichen Menu paradiren, und wird jedenfalls das mit Butter und Sahne bereitete Goulasch ausstechen. Letzteres erinnert uns an die Bereitung unserer ‚Paprikahähndl', nur haben meine geehrteste Gnädige das ‚Stauben mit Mehl', wodurch eine consistente, kurze Sauce entsteht, weggelassen.

Mich sowohl der hochgeehrtesten Einsenderin, wie auch Ihnen, Herr Redacteur, den ich um Aufnahme meiner Zeilen bitte, bestens empfehlend, zeichne achtungsvollst alázatos szolgája F. B.
Sopron Megye, Fülesen. 1891. Márczius.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W., Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft II. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. Juni 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Gigi's Vater.

Ein Charakterbild von Richard Voß.

1.

Gigi's Vater war ein angesehener Frascataner Bürger, einer von jenen Glücklichen, die es Zeit ihres Lebens nicht nöthig haben, eine Hand zu rühren. Denn wer in Frascati als gemachter Mann auf die Welt kommt, wird, — ist er nur sonst ein Galantuomo, — es für eine Schande halten, anderer Väter Söhne, denen es von ihren Erzeugern nicht so bequem gemacht worden, durch Arbeit das Brod vom Munde fortzureißen. Nun war Gigi's Vater durch und durch eine ritterliche Natur, ein sittlicher Charakter und aufrichtiger Menschenfreund; er gehörte überdies zu jenen seltenen Frascatanern, die es eines wohlhabenden Mannes nicht unwürdig finden, sich bisweilen die Mühe zu geben, über etwas nachzudenken. Aber niemals wäre Gigi's Vater auf den Gedanken gekommen, daß er in seinem Leben etwas hätte thun können, irgend etwas, ebensowenig wie sein Vater einen derartigen Gedanken gehabt hatte, oder wie er selbst später darauf verfiel, seinen Sohn, seinen über Alles geliebten Gigi, etwas lernen zu lassen, sodaß dieser einstmals einen Beruf haben, einen Zweck erfüllen, etwas hätte schaffen, wirken, nützen können.

Gigi's Vater war ein kleines, dürres Männlein, mit einem schmalen, gelben, schüchternen Gesicht. Das einzig Schöne an ihm waren seine Augen, große dunkle, unsäglich schwermüthige Augen.

Er hatte übrigens sein Leben lang etwas eigenthümlich Schmerzliches, das indessen zum Glück Niemand bemerkte. — Wie wäre überhaupt Jemand darauf gekommen, an Gigi's Vater etwas zu bemerken?! Das war jedoch nicht die Schuld der Leute; was konnten die Leute dafür, wenn der Vater Gigi's eine Persönlichkeit war, die naturgemäß von Jedermann übersehen wurde. Gigi's Vater ging nicht, wie andere vernunftbegabte Geschöpfe, sondern er schlich; er redete auch nicht wie andere verständige Menschen, sondern er flüsterte, und das Wenige, was er sprach, sagte er als echter Frascataner mehr mit den Mienen und Fingern, als mit den Lippen. Selbstverständlich war auch Gigi's Vater, bevor er das Glück hatte, der Vater seines Sohnes zu werden, ein junger Mann gewesen; wer zu jener Zeit seines Lebens Acht auf ihn gegeben, der hätte freilich bemerken können, daß der zukünftige Vater eines Sohnes, Namens Gigi, zwar ein scheues, stilles und leicht übersehbares Geschöpf, im Uebrigen aber ein ganz frisches und fröhliches Menschenkind war. Es beachtete ihn jedoch schon damals Niemand.

Als wohlhabender junger Mann hatte er, sobald er erwachsen, d. h. sobald er zwanzig Jahre alt war, nichts Eiligeres zu thun, als eine Frau zu nehmen, um auf diese Weise möglichst bald seine Bestimmung zu erfüllen und der Vater Gigi's zu werden. Selbstverständlich hatte er als wohlhabender junger Mann die Auswahl, was die Sache für ihn ungemein erschwerte, und sicher wäre er auch niemals damit zu Stande gekommen, wenn nicht seine Mutter, in Gemeinschaft mit einer erklecklichen Anzahl von Basen und Gevatterinnen, ihm hülfreich zur Seite gestanden hätte. Die Wahl dieser wackeren und klugen Frauen fiel nach zahllosen Berathungen und Debatten auf eine ziemlich unbemittelte, aber überaus stattliche junge Dame, deren Familie mütterlicherseits einen Syndacus und mehrere Geistliche aufzuweisen hatte, und die nicht eine einzige Base, Tante oder Freundin besaß, welche nicht einen Hut getragen hätte, nicht durch dieses Abzeichen bevorzugter Lebensstellung eine Signora gewesen wäre. Die Geistlichen und die Hutträgerinnen gaben in den Sitzungen der weisen und sorglichen Frauen den Ausschlag: der wohlhabende junge Mann sollte die unbemittelte junge Dame heirathen, ein Machtspruch, gegen den Keines von Beiden etwas einzuwenden hatte, obgleich ganz Frascati wußte, daß die junge Dame in einen gewissen Vetter verliebt war. Da dieser junge Mann jedoch, um eine Frau und eine Familie ernähren zu können, hätte arbeiten müssen, zog er es vor, seine Base von einem Anderen heirathen zu lassen.

Bevor es zu dieser Heirath kam, mußte Gigi's Vater die ganze selige Zeit eines allerdings nur kurzen Brautstandes durchleben; er mußte Abend für Abend seiner „Erwählten" im Schoße ihrer Familie aufwarten, mußte die ganze Familie mit Wein und Ciambelli tractiren, ein Bräutigams-Tribut, von dem der Vetter am meisten profitirte. Er mußte ferner seiner Verlobten, die er niemals unter vier Augen sah, verliebte Blicke zuwerfen, — zu Worten brachte er es nicht, — mußte ihr ein halbes Dutzend seidener Kleider, prächtiger Hüte und Fächer, den üblichen goldenen Schmuck und eine Korallenkette verehren; er durfte beim Syndicus die Papiere einreichen, beim Geistlichen das Aufgebot, in der Trattoria Tusculana das Hochzeitsmahl bestellen, — durfte schließlich glücklicher Gatte werden.

Wenigstens beglückwünschten ihn Alle: die Tanten und Basen, die Gevatterinnen und Nachbarinnen, die ganze gemeinderäthliche, geistliche, huttragende Familie der geborenen Pentini, und unter Allen war Keiner in seiner Freude so herzlich, so aufrichtig in seinen Wünschen, als der Vetter.

Dann reisten die Neuvermählten nach Neapel und sprachen die ersten Worte allein. Die geborene Pentini trug ein apfelgrünes Seidenkleid und einen orangefarbenen Hut mit mächtigen gelben Straußfedern und blickte wie eine Siegerin auf ihren jungen Gatten herab, der an ihrer Seite auch außerhalb Frascati's von aller Welt übersehen ward. Acht Tage lang blieben die beiden Glücklichen in der schimmernden Golfstadt, acht Tage lang durfte der junge Ehemann die geborene Pentini von Trattoria zu Trattoria, von Café zu Café führen, und einen erklecklichen Theil seines jährlichen

Dr. med. Elisabeth H. Winterhalter. Von O. W. Roederstein. — Siehe Seite 83.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einkommens in Maccaroni und Fritto misto, in Austern und Seesterne, in Zuppa inglese, Gefrorenes und Limonade umsetzen, was Gigi's Vater that, ohne mit der Wimper zu zucken Als das Paar nach allen diesen Genüssen mit gesundem Magen in Frascati wieder eintraf, hätte man bemerken können, daß die großen, dunklen, ernsthaften Augen von Gigi's Vater einen tief melancholischen Ausdruck hatten. Aber wie gesagt: Niemand beachtete es.

Das Haus, welches Gigi's Vater gehörte, lag in der Via Falconieri, gegenüber dem Eingange der Villa Lancelotti. Es konnte nicht mit einem steinernen Portal prunken, war demnach kein „Palazzo", enthielt jedoch eine Reihe recht stattlicher und sehr öder Gemächer, darunter sich sogar ein Salotto befand, ein veritabler Salon, mit gelber Tapete, bunter Decke, purpurfarbenem Teppich und himmelblauen Polstermöbeln. Das wundersame Gemach war der höchste Stolz der geborenen Pentini; denn in dem Besitz eines Salottos zu sein, bedeutet in der Rangklasse einer kleinen römischen Stadt beinahe so viel, wie das Glück, jenen Auserwählten zugezählt zu werden, die einen Hut tragen dürfen.

Die geborene Pentini führte demnach durchaus das Leben einer Signora, trank im Bett ihren Café nero, erhob sich um Zehn, zog eine frische Nachtjacke an, ging in den Salotto, stieß die geschlossenen Läden um ein Weniges auf und lehnte bis zur Colazione im Fenster, an allen Vorgängen der Gasse lebhaften Antheil nehmend und controllirend, wer die Gärten des prinzlichen Nachbars besuchte, oder die Straße passirte, die nach der Villa Falconieri hinauf ging. Dem Pranzo folgte die Siesta, der Siesta ein neues Erscheinen am Fenster, welches unter Umständen bis zum Abendessen währte, nach welchem die Nachtjacke gewöhnlich durch einen sehr bunten, schleppenden Schlafrock ersetzt wurde. In diesem majestätischen Kleidungsstücke, hochfrisirt und stark gepudert, wurde in später Abendstunde im Salotto „empfangen". Es kamen Nachbarinnen, Gevatterinnen, Freundinnen, lauter bemerkenswerthe Persönlichkeiten; denn Alle waren berechtigt, einen Hut zu tragen. Es kam die gesammte liebe Verwandtschaft der Geborenen, der einstmalige Syndacus, und auch die verschiedenen Geistlichen kamen.

Man saß auf den himmelblauen Polsterstühlen, trank süßen Wein, aß dazu Ciambelli und machte Conversation, die sich um die jeweiligen Tagesereignisse drehte: wer im Lotto gewonnen, wann die nächste Tombola, das nächste Concert stattfinden werde; wer sich gezankt, wer sich verlobt, wer sich verheirathet hatte; wie der Wein im Preise stand und welche Aussichten die Olivenernte ergab. Befand sich der einstige Standesbeamte unter den Gästen, so nahm die Unterhaltung einen politischen und socialen Charakter an, der bei Anwesenheit eines der geistlichen Herren mehr oder minder erregt ward.

Wer jedoch Abend für Abend da war und wer Abend für Abend dieses Unterhaltungs-Divertissement begähnte, das war der gewisse junge Herr Vetter, und warum dieser liebenswürdige Jüngling niemals in dem Salon der geborenen Pentini fehlte, wußten Alle; ausgenommen Einer. Dieser Eine saß Abend für Abend im dämmrigen Hintergrunde, stets mit derselben schüchternen Aufmerksamkeit zuhörend, stets mit derselben ängstlichen Miene, demselben schwermüthigen Blick vom Einen zum Anderen schauend. Aber ihn selbst, den Herrn des Hauses, den Gemahl der geborenen Pentini, übersah Jeder.

2.

Es geschah dem würdigen Manne übrigens Unrecht, wenn ihm nachgesagt wurde: er thäte nichts; denn er that etwas! Jeden Morgen that er etwas, jeden Morgen besorgte Gigi's Vater die Einkäufe.

Wenn die geborene Pentini noch in süßer Ruhe unter ihren Decken schlummerte, verließ Gigi's Vater, sein großes, rothes Tuch säuberlich zusammengefaltet, das Haus. Sein erster Gang war auf den Markt. Hier war das Pflaster mit Orangen, Limonen und Cetroli bedeckt, welche neapolitanische Handelsleute herbrachten; hier häufte sich der apfelgrüne und der purpurfarbene Broccoli; hier leuchteten die feuerrothen Tomaten, gab es den goldiggelben Salat, die zärtlich begehrte Zwiebel und den über Alles geliebten Knoblauch.

Hier wurde das rothe Tuch zum ersten Male entfaltet; und hier kaufte Gigi's Vater ein: einige Orangen, etwas Gemüse, sehr viel Zwiebel, sehr viel Knoblauch und Salat. War es ein Freitag, so wurde dem Fischer ein Besuch gemacht, der jeden Donnerstag, Nachts in seinem Wagen von Porto d'Anzio herüber kam. Nach langer Debatte, deren Freuden auch Gigi's Vater mit ganzer Seele sich hingab, wurde man handelseins, und das rothe Tuch ließ, wie das Zaubertuch eines Tausendkünstlers, einen gewaltigen Meerlöwen oder ein Bündel schwärzlicher Tintenfische in seine Tiefen verschwinden.

Darauf kam die Drogheria an die Reihe, wo dem wunderbarem Tuche für einige Soldi Maccaroni, Kaffee, Zucker und Salz einverleibt wurden; dann folgte der Pizzicarol, der einige Scheiben Bologneser Mortadella oder Schinken, ein Stück Strachino oder Parmesankäse hinzufügte. Den Schluß des Rundganges bildete an Sonn- und Festtagen der Fleischer, bei dem das Rindfleisch zum „brodo" eingekauft wurde. Nun war aber auch das rothe Tuch gefüllt.

Auch später am Tage durfte Gigi's Vater sich auf alle Weise im Hause nützlich machen; er durfte der geborenen Pentini den Kaffee an's Bett bringen, durfte im Schlafzimmer die Gardinen vom Fenster zurückziehen und die Läden um eine Handbreit öffnen; darauf war ihm gestattet, sich in die Küche zu begeben, dort seinen schwarzen Kaffee zu schlürfen und mit der Magd, einem braunen Weibe aus Ferentino, zu berathen, was von dem Inhalt des rothen Tuches zum Pranzo und was davon zum Abendessen bereitet werden sollte. Nachdem er das vollbracht, stand es Gigi's Vater frei, zuzusehen, wie die zukünftige Mutter seines Sohnes dem Bette entstieg, sich in einen Unterrock von zweifelhafter Sauberkeit, dagegen in eine schneeige Nachtjacke hüllte und ungekämmt und ungewaschen, aber doch in dem Kostüm einer Signora, sich an den Ort ihrer Thätigkeit, an das Fenster begab, sich hinauslehnte und auf die Straße hinabschaute.

Es stand ihm indessen nicht das Geringste im Wege, falls er es vorgezogen hätte, das Haus und die geborene Pentini zu verlassen, zur Piazza hinabzuschlendern und daselbst Apotheker und Barbier einen Besuch abzustatten; ja, er hatte Erlaubniß, sich in einem Café häuslich niederzulassen, konnte nach Belieben an jeder Straßenecke, oder auch mitten auf dem Platze, festen Fuß fassen und dort so lange regungslos stehen bleiben, als es ihm gefiel. Denn Gigi's Vater war nicht einmal verpflichtet, seiner Gattin bei dem Pranzo oder dem Abendessen Gesellschaft zu leisten; dafür war ein für allemal der gewisse junge Vetter da. Ein jedesmaliges sicheres Zeichen für die Absicht jenes Herrn, Gigi's Vater bei den Mahlzeiten in seinem Hause zu vertreten, war am Morgen der strikte Befehl, das rothe Tuch mit gewissen Leckerbissen zu füllen, mit Riccotto, einem Pärlein fetter Wachteln oder Palombas, Taschenkrebsen, Thunfisch oder Schnecken.

Dann wurde der Knabe Gigi geboren.

Zum ersten Male, seitdem in der Casa Facini eine geborene Pentini waltete, erglänzten die schwermüthigen Augen von Gigi's Vater in einem Strahle so heißer Liebe, daß es auf dem stillen, blassen Gesicht wie ein unirdischer Glanz lag; fortan wurde das Leben des Mannes, den alle Welt übersah, zu einer Quelle reinster, heiligster Freuden: denn der Mann war Gigi's Vater geworden.

Es war ein prächtiger Junge, zierlich und doch stämmig, mit großen, dunklen, lustigen Augen und das ganze Köpfchen voll schwarzer, krauser Härlein. Und wie er schreien konnte! Aus vollem Halse, mit einer Stimme, von der das ganze Haus Facini widerhallte. Die Mutter schickte das Kind mit der Wärterin sofort in die hinterste Kammer, wohin Gigi's Vater nachschlich. Er wagte sich nicht hinein, stand in dem dunklen Gang, lauschte wie ein Verzückter auf den Lärm, den der kleine Kerl anstellte. Als auch die Wärterin den Schreihals nicht still bekam, faßte Gigi's Vater Muth, trat auf den Zehen in die Kammer, nahm das jammernde Bündelchen auf seine Arme, wiegte es hin und her, und wirklich — das Kind wurde ruhig. Von dieser Stunde an ward Gigi's Vater ein neuer Mensch.

Die geborene Pentini nährte das Kind natürlich nicht selbst; Gigi erhielt eine Amme. Die geborene Pentini bedauerte, daß sie „in Campagna" lebte; denn hätte sie sich nach Rom verheirathet, so würde sie das Kind nach Frascati oder Albano in Pflege gegeben haben, was der Mutter entschieden ausgezeichnet bekommen wäre. Die geborene Pentini versicherte Gigi's Vater, daß sie ihm, indem sie ihn zu Gigi's Vater gemacht, ein ungeheures Opfer gebracht hätte; Gigi's Vater war auch davon vollständig überzeugt und der geborenen Pentini unsäglich dankbar dafür.

Da die Mutter das Kind nicht gut vom Lande fort in die Stadt nach Rom schicken konnte, so versuchte sie wenigstens auch Mutterfreuden an dem Kinde zu haben. Der Amme, die aus Subiaco war, wurde ein prächtiges Kostüm gemacht: himmelblauer, faltenreicher Rock mit breitem Streifen von goldgelbem Atlas am Saume; ein goldgelbes Mieder von demselben schimmernden Stoff, ein blauseidenes Busentuch, eine goldgelbe Atlasrüsche um den Kopf, und im Haar statt des Pfeiles einen Strauß vergoldeter Drahtblumen, — eine Prinzipessa konnte für ihr Kind nicht mehr thun.

So oft die Mutter ausging, wurden auch Amme und Kind den Frascatanern gezeigt. Während man den kleinen Gigi in seinem Hauskleide für den Sohn der ersten besten Mutter ansehen konnte, die froh war, wenn sie für ihr Kind ein Hemd hatte, glich der Sohn der geborenen Pentini auf der Straße, was Sammet und Atlas, Stickereien und Federn anbetraf, Zoll für Zoll seiner Mutter, — eine Prinzessin konnte für ihr Kind nicht zärtlicher sorgen.

Gigi's Vater trabte bei solchen Ausgängen hinter Mutter, Amme und Kind her, ganz beschämt, der Vater eines solchen kleinen Prinzen zu sein; und durch den Glanz, den Mutter, Amme und Kind ausstrahlten, in wahre Nacht sinkend, sodaß es wirklich nicht die Schuld der Leute war, wenn Niemand ihn sah.

3.

Nur die böswilligste Verleumdung konnte von Gigi's Vater behaupten, er verbrächte seine Tage mit Nichtsthun, er hätte keine Arbeit, keinen Zweck, keinen Beruf im Leben. Als ob er nicht Gigi's Vater gewesen wäre! Es war sein beständiger Gedanke: Du bist Gigi's Vater, seine beständige Sorge, eines solchen Glückes würdig zu sein; mit diesem Einen erfüllte er seine ganze Seele, für dieses Eine lebte er, um dieses Einen willen ertrug er tausend Demüthigungen, tausend Leiden, ertrug er sogar den gewissen jungen Herrn Vetter seiner geborenen Pentini, — Alles nur, weil er der Vater Gigi's war.

Was den Knaben betraf, so war für diesen jungen Erdenbürger sein Vater entschieden ein größeres Glück, als seine Mutter. Diese Dame fand auch späterhin wenig Zeit, sich um das Kind zu kümmern; vermuthlich hatte sie sich noch immer nicht genügend von dem Opfer erholt, das sie ihrem Gatten durch die Geburt eines Sohnes gebracht. Infolgedessen leuchtete die Nachtjacke am Ehehimmel von Gigi's Vater um ein Beträchtliches länger, und das Fenster war mehr als je der Ort, wo sie am häufigsten zu erblicken war.

Der Abend wurde dem Salotto, der Hausfrauenwürde und dem Empfang der Familie Pentini gewidmet. Bei so vielen Verpflichtungen vermochte die vortreffliche Dame jetzt nur einmal in der Woche Mutter zu sein, und zwar an den Sonntagen, wo die Nachtjacke schon gegen Mittag einem Kostüm weichen mußte, an dem möglichst viel gepreßter Sammet und Atlas angebracht war. Dann ging auch wiederum der Knabe Gigi strahlend aus einem Kleidchen hervor, dessen Färbung dem mütterlichen Unterrocke glich. Im seidenen, spitzenbesetzten Röckchen, einen gewaltigen Federhut auf dem Kopfe, durfte Gigi, sobald er der Amme entwachsen war, an der Hand seines vor Stolz erglühenden Vaters auf der Passeggiata neben der geborenen Pentini einhertrippeln, um nach kurzer Schaustellung, aller Pracht entkleidet, in seine Hinterstube und sein Alltags-Röckchen gesteckt zu werden.

Den ganzen Tag, sobald die Einkäufe besorgt und das rothe Tuch wieder säuberlich zusammengelegt war, schleppte sich Gigi's Vater mit seinem Jungen. Der kleine Schlingel steckte voll unbändiger Lebenskraft; aber je ärger er's trieb, um so heller strahlten seines Vaters schwermüthige Augen. Der kleine, schüchterne Mann ging bei den Spielen des Knaben aus seiner Natur vollständig heraus, wurde laut und lärmend, wurde übermüthig, trieb allerlei Possen, ließ sich herrlich als Hund, als Pferd, als Esel verwenden, krähte auf Befehl wie ein Hahn, blökte wie ein Schaf, war am seligsten, wenn der kleine Despot ihn nach Herzenslust tyrannisirte.

Es kam bisweilen vor, daß der gewisse Herr Vetter, ehe er sich in den Salotto begab, in der Kammer bei den beiden Freunden erschien. Der gewisse Vetter war eine Persönlichkeit, die unmöglich übersehen werden konnte; allein schon, wie er den Hut im Nacken trug, damit die Frisur keinen Schaden leide, wie er die Halsbinde knüpfte, sein Stöckchen schwenkte, wie seine Stiefeln leuchteten, — allein schon das konnte als eine Sehenswürdigkeit gelten. Mit einem Wort: Gigi's Vater und der gewisse Vetter waren zwei Persönlichkeiten, die gar nicht in einem Athem zu nennen waren; sie mit einander zu vergleichen, wäre eine Geschmacklosigkeit gewesen. Auch mußte ein Jeder begreifen, daß Gigi's Vater, der schon von anderen, gewöhnlichen Sterblichen übersehen wurde, für den gewissen Vetter überhaupt nicht existirte. Um so unbegreiflicher erschien Jedermann die Abneigung, um nicht zu sagen Haß, den der Knabe Gigi gegen den gewissen Vetter zeigte und der ihm nicht auszutreiben war. So oft das Kind ihn sah, erlebte Gigi's Vater den Triumph, daß der Knabe zu ihm flüchtete, den Liebkosungen jenes Herrn einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, welcher sich nicht nur auf mörderisches Geschrei beschränkte, sondern sogar in energische Thätlichkeiten, wie Kratzen und Beißen, ausartete, — zum unaussprechlichen Entsetzen von Gigi's Vater, welcher eine solche Aufführung gegen den gewissen Vetter für rein unmöglich gehalten hätte.

Während der schöne Herr die schlechte Meinung, welche Gigi von seiner entzückenden Person zu haben schien, mit Würde ertrug, bezeigte sich die geborene Pentini darüber auf's Höchste entrüstet. Sie nannte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

das Kind in ihren kreischendsten Tönen ein Scheusal, ein Ungeheuer, eine Bestie, bedrohte es, schlug es, äußerte einen Zorn, welcher die Nachtjacke erzittern machte. Aber der Knabe Gigi blieb dabei, den schönen Herrn unausstehlich zu finden.

So oft daher der Besuch des gewissen Vetters in der Kinderstube zu erwarten war, gerieth Gigi's Vater in wahre Todesangst; er nahm seinen Knaben bei Seite, schmeichelte ihm, bat ihn, doch ja freundlich gegen den guten, hübschen Onkel zu sein, begann den guten, hübschen Onkel zu rühmen, wurde ganz beredt in seinen Lobeserhebungen. Aber das Kind wollte nun einmal von dem gewissen Vetter Nichts wissen.

Dann fing Gigi an zu lernen, und natürlich Gigi's Vater auch. Es wurde Beiden herzlich schwer, besonders Gigi's Vater, denn dieser mußte für Zwei lernen und empfand neben dem eigenen Unbehagen an den Wissenschaften alle die Qualen, welche das Stillsitzen, das Lesen, Rechnen und Schreiben dem Jungen bereitete. Unter diesen Umständen vermochte Gigi's Vater nicht einzusehen, weshalb der Mensch eigentlich zu schreiben, zu lesen und zu rechnen brauchte? Gigi's Vater war ernstlich erzürnt, daß dem kleinen Menschen derartige Dinge zugemuthet wurden. Das lernte der Erwachsene später ja ganz von selbst! Man sollte doch den kleinen Menschen ein Kind sein lassen, und ein Kind zu nennen war er nur dann, wenn er nicht stillsitzen mußte, sondern laufen konnte, laufen, wohin er wollte.

In doppelter Stärke wurde daher auch von Gigi's Vater die Wonne der Freiheit empfunden. Das war eine Seligkeit! Zum Hause hinaus, hinaus auf die Gasse, wo die anderen Knaben spielten, Boccia und Morra. Mitspielen durfte Gigi's Vater freilich nicht, aber er durfte zusehen; durfte zusehen, wie sein Knabe am sichersten die Kugel rollte, die Finger aufwarf, die Holzscheibe schleuderte. Verklärten Angesichts stand er daneben, mit entzückten Blicken jede Bewegung Gigi's verfolgend. Wie schön er war, welche Kraft in den schlanken Gliedern, welche Geschmeidigkeit und Anmuth in der jungen Gestalt! Und die lustigen, leuchtenden Augen, die rothen, lachenden Lippen, die Fülle schwarzer Locken um das schmale, blasse Gesicht! Gigi's Vater versank in dumpfes Staunen, — wie kam er dazu, einen so prächtigen Knaben zu haben; womit hatte er das verdient, wodurch eines solchen Geschickes sich würdig gemacht? Er wußte es nicht, und er dankte dem Himmel wieder und wieder; er war so glücklich, in seinem Glücke so demüthig.

Und wie herrlich war es für Gigi's Vater, wenn sein Sohn ihm erlaubte, mit ihm die Wildnisse der Villa Falconieri zu durchstreifen, in deren von mächtigen Cypressen umdunkelten Teich sie Goldfische und Frösche fingen. Goldfische und Froschkeulen wurden von Beiden heimlich gebraten und von dem Einen heimlich verzehrt. Wie das schmeckte! Gigi's Vater schwelgte bei dem Genusse, den sein Sohn hatte. Die Wonne vergrößerte sich noch, als der Alte später sogar mitgenommen wurde, wenn der Junge in den tusculanischen Waldungen Vögel jagte. Die Nachtigallen waren Gigi's Vater gerade gut genug, um von seinem Sohne, — diesem Prachtjungen! — geschossen und dann wie die Goldfische und Froschschenkel gebraten und verspeist zu werden.

4.

In dieser Weise wuchs der Knabe Gigi heran. Seinen Vater, den von Jedermann Uebersehenen, liebte er abgöttisch und knechtete ihn zugleich. Um seine Mutter, die geborene Pentini, kümmerte er sich so wenig wie diese Dame um ihn sich kümmerte, und was den gewissen, noch immer jugendlichen Vetter anbetraf, so blieb es dabei, daß Gigi ihn haßte und verabscheute.

Mit dem Lernen war es bald vorbei. Wozu brauchte er Etwas zu lernen? An Arbeit, an einen Lebensberuf wurde nicht gedacht, — weshalb hätte er einen Beruf haben sollen?! Er kleidete sich sehr zierlich, trug den Hut übermüthig im Nacken, schwenkte sein Stöckchen, besaß eine besondere Kunst, die Halsbinde zu knüpfen, und ging in Stiefelchen einher, die einem Fräulein hätten gehören können. In solcher Vollkommenheit konnte man den hübschen jungen Menschen täglich auf der Piazza und an den Straßenecken erblicken, auf der Passeggiata, in den Cafés, beim Apotheker, beim Barbier; so erblickte ihn eines Tages zufällig sein Vater dicht neben dem unausstehlichen Vetter.

Gigi's Vater stand, schaute auf die Beiden, verwendete keinen Blick von ihnen, regte sich nicht, starrte und starrte, bis vor seine Augen sich ein dunkler Schleier legte, bis er seine Kniee wanken, seinen Verstand sich verwirren fühlte. Endlich riß er sich los, schwankte er fort.

Er verließ die Stadt.

Gleich einem zu Tode verwundeten wilden Thier verkroch er sich irgendwo in ein Dickicht. Hier lag er, das glühende Gesicht gegen die kühle Erde gepreßt, die Hände hineingekrallt, unbeweglich, still und stumm, wie ein Todter.

Die Drosseln, die Amseln und Nachtigallen sangen in den Lorbeerbäumen, die Lacerten schlüpften raschelnd durch Gras und Blumen, die Sonnenstrahlen wiegten sich auf dem dunkeln Gezweige; er aber fühlte nichts, hörte nichts.

Es ward Abend, die Sonne ging unter, die Nacht brach herein. Da erhob er sich. Es kam ihn hart an; seine Glieder waren steif, wie zerschlagen, er konnte sie kaum rühren. So, halb gelähmt, halb entgeistert, schlich er davon.

Er kam in den Park der Villa Falconieri, an den Teich, den die Bäume des Todes gleich einer schwarzen Mauer umstanden. Am Rande des Wassers blieb er stehen und schaute hinab in die finstere Fluth, in der das Spiegelbild des gestirnten Himmels flimmerte und funkelte, aus der ein leises Rauschen und Raunen wie von flüsternden Stimmen zu ihm aufstieg. Ihm war's sogar, als hörte er ersticktes Schluchzen. — — Wer konnte so bitterlich weinen? Vielleicht sein Sohn. Weshalb weinte sein Sohn? Sein Sohn hatte ihn lieb, und er stand und wollte seinem Sohne Solches anthun, — da ging er an dem offenen Grabe vorüber.

Er kam nach Hause. Im Salotto war Licht: die geborene Pentini empfing. Ihre Stimme gellte durch das ganze Haus. Jetzt lachte sie. Und auch ein Anderer lachte: der gewisse Vetter.

Der Lauscher erbebte, es versetzte ihm den Athem, es schwamm ihm vor den Augen, — ein blutrother Strom. Ja, Blut! — Wie, wenn er jetzt ging, die Büchse seines Sohnes holte und mit der gespannten Waffe plötzlich in's Zimmer trat, auf die beiden Fröhlichen anlegte, die beiden Lustigen niederschoß, daß sie mitten in ihrem Gelächter zur Hölle fuhren. Er hatte nur selten den Hahn einer Büchse berührt, aber er fühlte: mit fester Hand würde er anlegen und losdrücken, kalten Blutes sie tödten können, den Mann und das Weib! Da hörte er unten im Hausflur die Stimme Gigi's; aufgeregt rief er nach der Magd: ob sein Vater noch immer nicht nach Hause gekommen sei?

Der aber stand droben, lehnte gegen die Mauer, erstickte einen Jammerlaut, stand und lauschte auf die angstvoll fragende, geliebte Stimme.

Die Magd erwiderte: der Padrone sei noch immer nicht da. Gigi stürmte die Treppe hinauf, wollte die Thür zum Salotto aufreißen, erblickte seinen Vater, stürzte auf ihn zu, schloß die kleine, gebrechliche Gestalt leidenschaftlich in seine Arme.

„Wo warst Du den ganzen Tag? Ich habe mich schon so geängstigt! — Was sagst Du?"

Er hatte nichts gesagt; er lachte Gigi gutmüthig wegen seiner überflüssigen Angst aus: was hätte ihm wohl geschehen sollen? —

Wie gut war es jetzt für Gigi's Vater, daß alle Welt ihn übersah; so bemerkte denn Niemand, daß seine Augen einen Blick hatten, als stände er am Rande eines Abgrundes, in den er hinabstürzen mußte. Auch Gigi bemerkte es nicht; denn in Gegenwart seines Sohnes begannen die Augen von Gigi's Vater im Glanz unsäglicher Liebe zu leuchten, sein fahles Gesicht röthete sich, seine gebeugte Gestalt richtete sich auf; er versuchte sogar eine heitere Miene und fand die Kraft, mit lauter Stimme zu sprechen.

Wie es geschah, hätte Niemand sagen können; aber immer häufiger kam es vor, daß Gigi mit dem gewissen Vetter auf der Piazza und an den Straßenecken zusammentraf, und daß die Beiden neben einander stehen blieben, immer häufiger, daß sie im Café neben einander saßen, beim Apotheker und Barbier sich begegneten, bis sie schließlich unzertrennlich waren, bis schließlich Beide eines Geistes sich fühlten.

Gigi's Vater sah es vor seinen Augen sich vollziehen, er sah den Tag kommen, wo er nicht mehr nöthig haben würde, die Qualen seines Herzens vor dem einzigen Menschen zu verbergen, der Augen für ihn gehabt hatte, und der jetzt begann, ihn wie die Anderen zu übersehen.

Da ereignete es sich eines Tages, daß der junge Mann vor seinen Vater trat, todtenblaß, mit entstelltem Gesicht und mit im Fieber glühenden Augen.

„Ist es wahr, daß ich gar nicht Dein Sohn bin?"

Entsetzt auf den Jüngling starrend, stammelte der Unglückliche.

„Daß Du gar nicht mein Sohn bist, — wie kann das möglich sein, wer kann Dir das gesagt haben?"

„Ist es wahr?"

„Ach, mein Sohn, — —"

„Es ist wahr; und Du weißt es, Du hast es immer gewußt, und Du hast — —"

Flehend streckte der Aermste seine zitternden Hände aus. Gigi blickte ihn an, wendete sich von ihm ab und ging; ging schweigend, ohne ein Wort, ohne Mitleid.

Eine Zeitlang ertrug es Gigi's Vater; aber die stille Verachtung, die er in den Augen seines Sohnes las, zermalmte sein Herz. Doch starb er nicht an seinem zermalmten, seinem zermarterten Herzen. Da plötzlich, eines Sonntags, sprach die ganze Stadt von dem Manne, der sonst für die ganze Stadt kaum vorhanden gewesen. Das kam so:

Es war Pferderennen. Unten vor der Capuzinerkirche wurden die Pferde losgelassen und rasten dann die breite, schöne Straße bis zur Piazza hinauf. Zu beiden Seiten standen in dichten Reihen die Frascataner, darunter auch Gigi's Vater, ihm gerade gegenüber, neben dem gewissen Vetter, Gigi selbst. Die Pferde kamen angesprengt; da, — ein gellender Aufschrei der Menge. Aber schon war es geschehen: Gigi's Vater hatte seinem Sohne etwas sagen wollen, war über die Straße gegangen, war gestrauchelt und niedergefallen, dicht vor den Hufen der Pferde, die über ihn hinwegrasten. Er lebte noch, er schlug noch einmal die Augen auf, sah noch einmal seinen Sohn an, — mit einem Blick voll unsterblicher Liebe. Dann war es vorbei. Niemand, der Gigi's Vater betrauert hätte! —

Nachdruck verboten.

Ich finde den alten Klang nicht mehr . . .

Von Frida Schanz.

Ich finde den alten Klang nicht wieder,
Die beste Saite brach mir entzwei, —
Durch meine Gedanken, durch meine Lieder
Geht's wie ein heimlicher Sturmesschrei.

Ich möchte noch einmal in frommen Tönen
Den Lenz besingen im Blüthenried
Und alles heimliche Leid versöhnen
In einem freundlichen Freudenlied.

Die Töne, die mich noch leis begleiten,
Sie klingen trüb, wie von Thränen schwer, —
Ich stimme umsonst die zerbrochenen Saiten,
Ich finde den alten Klang nicht mehr!

Nachdruck verboten.

Dr. med. Elisabeth H. Winterhalter.

Von H. Lehnert.

Siehe das Portrait, Seite 81.

Die Universität Zürich hat bereits seit vielen Jahren den Frauen ihre Pforten zu medicinischen und anderen Fachstudien geöffnet und bildet zweifellos einen der Hauptpunkte des Continents für die wissenschaftliche Ausbildung der Frau. Deutschland, Rußland, Ungarn und die Türkei verhalten sich noch immer abweisend zu dieser Frage, die Frauen jener Länder sind daher gezwungen, ihren Studien im Auslande obzuliegen. In Deutschland ist zwar den Aerztinnen die Ausübung ihres Berufs gestattet, doch werden ihnen noch nicht die gleichen Rechte mit den Aerzten eingeräumt, und die häufigen Vorurtheile hindern und erschweren vielfach ihre Thätigkeit; es gehört große Energie und Ausdauer dazu, diese Hindernisse zu überwinden. Unter den Medicinerinnen, die sich in allerneuester Zeit in Deutschland niedergelassen haben, dürfen wir Fräulein Dr. med. Elisabeth H. Winterhalter als eine der bedeutendsten und tüchtigsten bezeichnen. Da sie einer angesehenen Medicinerfamilie entstammt, so ist es wohl nicht zu verwundern, wenn sich die Anlage zu diesem Berufe auch einmal bei einem weiblichen Mitgliede frühzeitig entwickelte.

Im Jahre 1856 zu München geboren, empfing sie den Elementar-Unterricht in einer dortigen Volksschule und kam nach dem Tode ihres Vaters in ein strenges, katholisches Erziehungs-Institut; hierauf besuchte sie das Lehrerinnen-Seminar und legte das baierische Staats-Examen für Lehrer und Lehrerinnen in hervorragender Weise ab. Ihr Wissenseifer war so groß, daß sie während der Zeit ihres Lehrerinnen-Berufes eingehende und von Erfolg gekrönte, lateinische und griechische Sprachstudien trieb. Indeß, von höherem Streben beseelt, genügte ihr die Thätigkeit einer Lehrerin auf die Dauer nicht.

Nachdem sie eines Tages von den Promotionen der Damen Dr. med. Tiburtius und Lehmus gelesen hatte, nahmen ihre Wünsche eine bestimmtere Richtung an, — sie wollte Medicin studiren. Aber mehrere Jahre dauerte es, bis sie den Widerstand in ihrer Familie durch ruhiges Festhalten an ihrem Entschluß überwunden hatte. 1884 ging sie nach Zürich und begann nun mit voller Hingebung und eisernem Fleiße das medicinische Studium; ein Jahr darauf absolvirte sie das Abiturienten-Examen und wieder ein Jahr später mit bestem Erfolge das Tentamen. 1889 machte sie bereits mit vorzüglichen Prädikaten das Staatsexamen zur Erlangung der Approbation, welche den Aerztinnen der Schweiz völlige Gleichberechtigung mit den Schweizer Aerzten gewährt, worauf sie sich Anfang 1890 den Doctortitel durch eine besonders anerkannte Dissertation über ein gynäkologisches Thema erwarb. Zu weiteren klinischen Studien ging sie nun ein halbes Jahr nach Paris, woselbst ihre hervorragende Befähigung den berühmten Frauenarzt Dr. Budin veranlaßte, sie als Uebersetzerin seiner medicinischen Schriften zu autorisiren. Hierauf versuchte sie in Berlin die Aufnahme in klinische Curse, jedoch ward dieselbe abgeschlagen, und sie wandte sich nun nach Stockholm, um unter Dr. Thure Brandt die Massage für Frauenkrankheiten zu studiren. Nachdem sie noch an den Cursen eines Münchener Privat-Docenten Theil genommen hatte, begab sie sich zu ihrer endgültigen Niederlassung vor wenigen Wochen nach Frankfurt am Main,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

um, als einzige Aerztin für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe, an Stelle der erkrankten und fortgezogenen Doctorin Walter-Adams, ihre Thätigkeit auszuüben.

Nicht allein ihre geistige Begabung und ihr positives Wissen und Können, sondern auch ihr liebenswürdiges Wesen, frei von aller Emancipation, und ihr feines, bescheidenes, aber sicheres Auftreten werden ihr bald einen geneigten Kreis verschaffen. Vertrauenerweckende Ruhe liegt in dem klaren Blick, mit dem uns das Auge forschend anschaut, — man sieht es dem Bilde an, daß nur Kunst und Freundschaft im Stande sein konnten, das intellectuelle Leben in so vollendeter und getreuer Form zum Ausdruck zu bringen.

Die Künstlerin, welche, mit der Gelehrten freundschaftlich verbunden, uns in diesem Werke entgegentritt, giebt darin einen Beweis ihrer charakteristischen und durchgeistigten Auffassung.

Fräulein Ottilie W. Röderstein wurde von deutschen Eltern 1859 in Zürich geboren. Als Kind wurde sie gemalt, und dies weckte in ihr die unwiderstehliche Lust, auch mit Farben umgehen zu lernen, und die Liebe zur Malerei wuchs in ihr mit den Jahren. Auf ihren heißen Wunsch kam sie in die Zeichenschule des Malers Pfyffer. Ihr außergewöhnliches Talent hatte sich binnen kurzer Zeit derartig Bahn gebrochen, daß sie, weiteren Zielen zustrebend, 1878 in das Atelier des Professor Gussow zu Berlin eintrat. Bereits begann Paris seinen Einfluß auf die Kunstwelt geltend zu machen, als es auch Ottilie Röderstein dorthin zog. Sie fand in dem Atelier von Carolus Duran und Henner Aufnahme und wurde bald deren bedeutendste Schülerin, geschätzt von ihren Lehrern und beliebt bei den Colleginnen. Eine hervorragende Genialität, verbunden mit rastlosem Fleiß und Streben, ließen sie bald zu den angesehensten Portrait-Malerinnen der Seinestadt emporsteigen, und der Salon von 1888 brachte ihr die „mention honorable“ ein, der auf der Weltausstellung 1889 die zweite Medaille folgte.

Eine Meisterin in Zeichnung, Colorit und Charakteristik, hat sie eine stattliche Reihe vorzüglichster Portraits edelsten Stils geschaffen, unter denen besonders das Portrait ihrer Mutter, des schweizerischen Pfarrers Bion (Gründer der Ferien-Colonien), des Bundespräsidenten Deucher, der polnischen Gräfin Tachcewicz und das des Fräulein Winterhalter in ihrem Studirzimmer ungetheilte Bewunderung und Beifall fanden. Nicht minder ausgezeichnet gelingen ihr Kinderbilder, denn sie versteht es, mit sicherem Pinsel die kleinen, beweglichen Züge zu fixiren. Warm empfunden und von großem Reiz sind ihre Genrebilder ernsterer Richtung, darunter ein jüngst vollendetes Madonnenbild mit dem Kinde, in wunderschöner und ergreifender Auffassung. Von ganzer Seele der Kunst ergeben, lebt sie fast ausschließlich ihrer Arbeit, sich immer höhere Aufgaben stellend. Durch ihre tiefempfindende, wahre und treue Künstlernatur, sowie durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit hat sie sich, in der Heimat sowohl wie in der Fremde, viele Freunde erworben.

Einen Theil des Jahres wohnt sie in Paris, den übrigen wird sie zu weiterem künstlerischen Schaffen in Frankfurt am Main zubringen.

Nachdruck verboten.

Lohengrin.

Aus dem Tagebuche einer höheren Tochter

von H. von Kahlenberg.

Den 1. Mai. Ich liebe! — Nur dir, o mein Tagebuch, theile ich es mit, dir, dem stillen Vertrauten aller meiner Qualen und Hoffnungen. Ich bin selig, ich bin überglücklich. Draußen wird es Frühling, die Nachtigallen flöten, und der Flieder blüht. Welch' eine reizende Zeit für eine erste Liebe! Jetzt erst verstehe ich Gott und die Welt ganz, jetzt fühle ich, was es heißt, ein Mensch zu sein.

Den 2. Mai. Ich habe die ganze Nacht wach gelegen, an Ihn gedacht und gedichtet. — Es kommt mir wie eine Ironie vor, daß ich heute zur Schule muß. Als ob ich noch ein Kind wäre!

Den 3. Mai. Er ist himmlisch, bildschön, schwarzgelockt, mit dunklen, glühenden Augen und blassem, römischem Gesicht, der Schnurrbart ist einfach hinreißend. — Er hat entschieden etwas Dämonisches. Ich schwärme für dämonische Männer, Vampyre, Magnetiseure und dergleichen. Sie sind so aufregend und interessant.

Er gleicht Lord Byron fabelhaft. — Ob er auch ein Dichter ist? Oder vielleicht ein verbannter Polenfürst? Er sieht so melancholisch und aristokratisch aus. Genau so denke ich mir Max Piccolomini oder Mortimer in Maria Stuart.

Den 4. Mai. Wie er mich angesehen hat, als ich ihm heute auf dem Wege nach der Schule begegnete! Ich versteckte schnell die alberne Schulmappe. Ich hoffe sehr, er hat sie nicht gesehen. Diese schwarzen, schmachtenden Augen sind geradezu berückend. Sie verfolgten mich durch die ganze Geschichtsstunde. Wie fade und unbedeutend sieht Doctor Strempel gegen ihn aus! Und ich konnte mir einst einbilden, daß ich den Menschen liebte. Wie lächerlich erscheint mir jetzt diese kindische Schwärmerei neben meiner ersten, wahren Liebe!

Den 5. Mai. Ja, ich glaube an eine geheimnißvolle Sympathie zwischen liebenden Seelen. Wir sprachen heute im Kränzchen darüber. Ich mußte lächeln über die Zweifel und die Unwissenheit der Anderen. Ich spiele jetzt in der Klavierstunde: Kein Feuer, keine Kohle . . . Niemand ahnt etwas.

Den 6. Mai. Ich habe mich Lina anvertraut. Lina ist meine Busenfreundin, unsere Herzen sind auf ewig verbunden. Wir weinten lange zusammen. Es waren selige, unvergeßliche Stunden! Zuletzt schworen wir uns tiefstes Stillschweigen und erneuerten die Gelübde unserer Freundschaft. Lina versteht mich ganz. Sie hat auch schon einmal geliebt und Unsägliches gelitten. Die Arme! Er, ich glaube er war Dragoner, verkehrte sehr viel in ihrem Hause, zuletzt kam er fast täglich. — Lina erwartete sein Geständniß jeden Augenblick, da hielt er um ihre ältere Schwester an. Lina glaubte, ihr wäre das Herz gebrochen. Ich würde einen solchen Verrath nicht überlebt haben. Die Männer sind doch sehr schlecht und falsch.

Lina hat heimlich den Faust gelesen. Er erinnert sie etwas an Faust, sagte sie. Ich muß mir das Buch auch verschaffen. Lina schwärmt dafür, obgleich sie es unmoralisch findet.

Den 7. Mai. Ich habe ihn wieder gesehen; ich bin überglücklich. Lina und ich saßen auf einer Bank in den Anlagen; wir sprachen natürlich von ihm und aßen Bonbons. Plötzlich kam er den Promenadenweg herauf. Ein Husar ritt vorüber; er grüßte, und der Offizier erwiderte den Gruß. Gewiß ein Freund von ihm. Ich kniff Lina blos in den Arm, sprechen konnte ich nicht, sie verstand mich gleich. — O Gott, er setzte sich auf die Bank neben uns. Ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen strömte. Lina war auch roth geworden. Wie albern von ihr! — Ich konnte sein edles Profil ganz genau studiren, er war so in Gedanken versunken, daß er sich gar nicht rührte.

Lina sprach und lachte ganz laut, — sie ist wirklich zu kokett. Er schenkte ihr natürlich gar keine Beachtung. Endlich stand er auf, und mir kam es vor, als ob er sich dabei kaum merklich gegen mich verneigte. Einen Moment trafen sich unsere Blicke; der seine hatte etwas Flehendes, Trauriges. Ich mußte unwillkürlich an Heine's Asra denken.

Den ganzen Rückweg über war ich sehr bewegt, Lina schwatzte unaufhörlich: wer er wohl sein könnte, wie er hieße? Als ob die Liebe nach dergleichen fragt! Lina ist mir doch zu materiell und prosaisch. Von höheren Empfindungen hat sie keine Ahnung, und ihre Oberflächlichkeit und Koketterie berührt mein feiner organisirtes Gemüth oft peinlich.

Den 8. Mai. Ein Sonntag. Ich las den ganzen Nachmittag im Buch der Lieder. Heinrich Heine ist doch ein süßer Mensch. Schade, daß er so viel geschrieben hat, was ich nicht lesen darf! Mama liebt das Buch der Lieder nun gar nicht, sogar gegen „Werther's Leiden“ ist sie eingenommen. Ich fürchte, die gute Mama ist überhaupt etwas hausbacken. Ob ich auch jemals so prosaisch werden könnte? — An seiner Seite niemals!

Den 9. Mai. Niemand kennt ihn hier. Ich habe vorsichtig Erkundigungen eingezogen. Gewiß lebt er incognito, ich denke mir immer, er ist ein politischer Flüchtling aus Rußland oder Sibirien. Vielleicht ein Revolutionär, so wie Lafayette oder Brutus und Kosciusko. — Vielleicht hat er einen im Duell erschossen, — er sieht immer so unglücklich und düster aus, oder er ist ein Räuberhauptmann gewesen, so einer wie Karl Moor, furchtbar edel und ritterlich natürlich. O Gott, wenn die Verfolger ihn entdeckten! — Aber ich liebe ihn, da ist kein Widerstand und keine Wahl. „Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet,“ sagt Schiller. Ich finde das ganz gut gesagt. Wir nahmen heute die Braut von Messina durch, ich finde so oft etwas auf mich Bezügliches darin, seitdem ich liebe. Ich glaube, Dr. Strempel bemerkte, daß ich an einigen Stellen erröthete und Lina ansah.

Den 10. Mai. Ich habe ihn zu meinem Ideal gemacht. Die ganze erste Klasse hat nämlich ein Ideal: Alexander den Großen, Günther Lehrbach aus „Gänseliesel“ oder Nikolaus Lenau. Ich hatte bis jetzt: Graf Adolar aus der „Perle von Venedig“. Ich nenne ihn Lohengrin, das klingt so poetisch und vornehm, und ich weiß doch auch nicht, woher er kommt, gerade wie Elsa von Brabant.

Den 11. Mai. Ich träume viel von Lohengrin. Mama sieht mich jetzt manchmal so sonderbar an. Ich soll nicht so viel allein in meinem Zimmer sitzen und im Hause fleißiger sein. Es ist traurig, daß Eltern oft so wenig Verständniß für die Herzensangelegenheiten ihrer Kinder haben! Lohengrin, mein edler Ritter, wann erlöset du mich?

Den 13. Mai. Zwei Tage später. — Es ist Alles zu Ende, ich bin aus meinen Himmeln gestürzt. Meine Ideale sind zertrümmert, mein Glaube an die Menschheit ist für ewig dahin. Ich möchte sterben oder in's Kloster gehen. Ach Gott, es ist zu traurig, wenn man mit fünfzehn Jahren schon lebensmüde ist! — Ich kann nicht weiter schreiben, — ich habe nur Thränen und Seufzer . . . Heute Mittag konnte ich bloß zwei Apfelklöße essen, es fiel Allen auf.

Den 14. Mai. Sogar Lina kann ich mich nicht anvertrauen. Kein Mensch ahnt, was ich leide! Mit mir in's Grab muß ich es nehmen, das fürchterliche Geheimniß meines vergifteten Daseins. Keiner soll es erfahren, was es gewesen ist, das diese Blüthe schon im Keime erstickt hat. O Welt! wenn du an meinem frühen Grabe weinst, dann weihe auch eine stille Zähre dem unbekannten Weh, das mir das Herz gebrochen hat.

Den 15. Mai. Lina weiß, daß es aus ist zwischen Lohengrin und mir. Ich habe ihr verboten, weiter in mich zu dringen, und sie ehrt meinen Schmerz. Wir gehen nie mehr zusammen in die Conditorei. Lohengrin! Wie lächerlich mir der Name jetzt vorkommt, wie eine grausame Ironie des Schicksals.

Was würde die erste Klasse sagen, wenn sie ahnte, daß Lohengrin, mein interessanter Flüchtling, mein Schwanenritter, ein, — grauenhaft, — Kellner ist? . .

Den 16. Mai. Ob je ein getäuschtes Mädchenherz gelitten hat wie ich? Ophelia oder Gretchen? Hamlet war doch wenigstens ein Prinz und Faust Doctor, — Civilist zwar, aber doch allenfalls salonfähig. — Wenn Er dann doch wenigstens ein Schäfer oder ein Jägersmann wäre! Ueber die giebt es so hübsche Gedichte mit Prinzessinnen oder Ritterfräuleins, — aber Kellner? — Es ist zu schrecklich, zu trostlos!

Den 17. Mai. Wie ich das Furchtbare erfahren habe? Werde ich genug Fassung besitzen, um es niederzuschreiben, wird mir die Feder nicht versagen? Nur du, mein Tagebuch, das du Zeuge meiner Seligkeit warst, das ich dann mit meinen Thränen benetzt habe, du sollst Alles wissen, dir will ich es anvertrauen, was keine Folterqualen mir erpressen sollen . . .

Es war am 12. Mai, dem schrecklichsten Tage meines Lebens. Den ganzen Nachmittag schon lag es über mir, wie ein bleiernes Verhängniß; am Morgen hatte ich eine Spinne gesehen, das bedeutet Unglück; ich wußte, daß mein Schicksal sich einer Krisis nahte. . . . Werde ich je wieder fröhlich sein können, werde ich vergessen? Tante Hedwig war zu Besuch bei uns an dem verhängnißvollen Tage. Am Abend gingen Papa und ich mit ihr in den Wintergarten des Victoria-Hotels. Papa und Tante unterhielten sich sehr eifrig, — ich saß ganz still daneben, — ich bin immer sehr still jetzt, — und während ich langsam meine Eislimonade schlürfte, weilten meine Gedanken liebend bei ihm. Eine geheimnißvolle Macht zwang mich plötzlich, die Augen aufzuschlagen. Mir gegenüber am Stamme eines Palmbaumes lehnte er, — Lohengrin!

Seine düster brennenden Augen sind auf mich gerichtet, unendliche Sehnsucht und Schwermuth schmachtet mir daraus entgegen. — Wie vornehm und elegant er aussieht! Der Frack sitzt ihm wie angegossen, — diese eine zartgewellte Stirnlocke ist geradezu classisch. Ein dicker goldener Reif blitzt an einem der schlanken Finger. Gott sei Dank, es ist kein Trauring!

Noch nie hab' ich ihm so Auge in Auge gegenüber gestanden, — von diesem Augenblick kann ich mit Schiller sagen: „Ich habe gelebt und geliebet.“

„Kellner!“ ruft Papa, — ich höre es wie im Traume, Alles um mich herum verschwimmt zu einer grauen Wüste, — ich sehe nur Lohengrin und mich! Seine Augen werden immer leuchtender und größer: „Entflieh' mit mir und sei mein Weib!“ — Jetzt scheint er aus der Starrheit zu erwachen, — wie ein heller Blitz fliegt es über sein Antlitz. — Mein Herz hört auf zu schlagen. . . . Er kommt auf unseren Tisch zu. Der Tollkühne! Sieht er denn Papa und Tante Hedwig nicht? Die vielen Menschen um uns herum? Er steht still. Er verbeugt sich. . . . Er spricht: „Was befehlen die Herrschaften? . . .“

„Eine Flasche Médoc,“ sagt Papa. Ich höre es ganz deutlich, aber wie aus weiter Ferne. Es wird mir schwarz vor den Augen, eine wohlthätige Stumpfheit legt sich über meine Sinne. Ich fühle nur, daß etwas in meinem Innern zerreißt in diesem Augenblick.

„Was für ein hübscher Mensch!“ bemerkt Tante Hedwig.

„Ein Pole,“ sagt mein Vater. „Das reine Modejournal-Gesicht. — Herr Gott! Mädel, wie blaß Du aussiehst! Der Wein wird Dir gut thun, und von morgen ab nimmst Du Stahlpillen. Du schleichst ja seit einiger Zeit umher wie eine verhagelte Landpartie! — Da, Kellner, — das Uebrige ist für Sie!“

Lohengrin, mein Lohengrin, und zwanzig Pfennige Trinkgeld! Mir ist es noch jetzt unfaßlich, daß ich nicht in Ohnmacht fiel, daß nicht wenigstens die Decke über mir einstürzte.

Drei Tage später. Ich habe die neun Seiten mit Tinte überschmiert, die Beschäftigung hat mir wohlgethan. Diese Episode ist damit ausgelöscht in meinem Leben. Lohengrin ist todt für mich, . . mir ist's, als ob ich ihn eben begraben hätte. Aermer an Hoffnung und Lebensmuth muß ich die Bürde meines Daseins weiter tragen. Eins nur tröstet mich: Ich habe jetzt eine unglückliche Liebe. Ich beneidete Lina eigentlich oft um ihre, sie that sich so damit. Unglückliche Lieben sind so interessant und poetisch.

P. S. Ich werde mich künftig lieber nur in Herren mit Uniformen verlieben. Da hat man doch wenigstens eine gewisse Garantie; die Welt ist so falsch und trügerisch heutzutage.

Nachdruck verboten.

Wie man die Lebenslasten tragen sollte.

Allerlei Gedanken von E. Zoeller-Lionheart.

Jüngst auf meiner Sommerreise sah ich in der Villa eines Freundes eine monumentale Gestalt von unbekannter Künstlerhand.

In die eigenartige Schönheit dieser bronzenen Frauenfigur habe ich mich gründlich vertieft und nicht satt sehen können.

Weniger die Anmuth der Gestalt selbst, als der Ausdruck von Kraft, Muth und stiller Heiterkeit, mit der die festen Arme die Weltkugel über dem zierlichen Haupte trugen, zog den Beschauer an.

Ob ich die allegorische Absicht des Künstlers erkannt, ob ich nur meine eigenen Gedanken über Welt und Menschen hineinlegte, mir kam die Statue wie die Verkörperung einer Idee vor, durch deren Verallgemeinerung manchem Uebel Erleichterung verschafft würde.

In dieser allerbesten der Welten ist es leider Wenigen durch unsere modernen Verhältnisse erspart, ungeprüft durch's Dasein zu wandeln. Aber wie man sein Schicksal trägt, mit welcher Widerstandskraft man es zu tragen vermag, das erst entscheidet über das mehr oder minder große Maß unserer Prüfungen.

Die Lasten des Lebens, seien sie moralischer oder rein materieller Natur, mit lächelndem Gleichmuthe als ein Unabwendbares auf sich nehmen, durch kräftiges Tragen derselben die Wucht auf unseren Schultern ermäßigen, das ist die weise Lehre, die wir nicht früh genug unseren Kindern in die junge Seele impfen könnten. Anstatt dessen hören Diejenigen, die unserer erziehlichen Obhut vom Himmel anvertraut sind, uns murren und zürnen über eine uns ungerecht scheinende Schicksalsprüfung, oder wenn wir Stoicismus genug besitzen, uns schweigend zu fügen, sehen sie uns mit schwermüthigem Gesichtsausdrucke unsere Lasten hinschleppen.

Wie weise Einsicht bekundet doch unsere Militär-Verwaltung, welche die Soldaten während des Marsches anhält, lustige Melodien zu singen! In dem Zwange zur Heiterkeit vergessen die Leute Ermüdung und erschöpfte Kräfte.

Nichts wohl macht die Härten mancher Schicksalsprüfungen unerträglicher, als das mürrische Hingrübeln, das kraftlose in Trübsinn Sich-Einspinnen.

Nicht allein, daß die Gesellschaft instinctiv den meidet und flieht, der ihr mit seiner Trübsal unbequem wird, nicht blos, daß wir auf unsere Umgebung bedrückend und mit unserer Stimmung ansteckend wirken, wir selber verlieren so den Glauben an unsere moralische Kraft, an eine Zukunft, an ein Emporsteigen aus widrigen Verhältnissen.

Wie anders der Mensch, der unbeirrt die Last wie Etwas trägt, mit dem er schon fertig werden wird! Die Welt glaubt an ihn, faßt Vertrauen zu ihm, weil er sich selber nie aufgab. Nie tritt ihm das demüthigende Mitleid Anderer nahe; die Atmosphäre ruhigen Selbstvertrauens, die ihn wie eine Schutzmauer umgiebt, hält ihm jene tausend kleinen Nadelstiche fern, unter denen ein feinfühliger Sinn im Unglück so schwer zu leiden hat, und jenes stillheitere Ertragungsvermögen, das er anfangs vielleicht nur als Maske vornahm, wird mehr und mehr sein innerstes Eigenthum und nimmt jedem Schicksalsschlage materieller Art den schärfsten Stachel, ja bringt ihn mit der Zeit auf die gewohnte Lebensstufe zurück, denn weil er verzweifelnd nie sich selber aufgab, blieb er im Zusammenhange mit dem Kreise, der ihn fördern, tragen, fortkommen half, und weil er immer zufrieden blieb, gruben die Schicksalsschläge ihm nicht jene unverwischbaren Schriftzüge in das Antlitz, die ihm und Anderen das ewige Erinnerungsmal durchlittener Qualen bleiben mußten.

Den Schwächling reißt die Woge um, an dem Kräftigen zertheilt sie sich und fließt vorüber, deshalb um Gottes willen kein zahmes, fatalistisches Hinnehmen des Geschickes, aber auch kein zornig trotziges Aufbäumen dagegen! Muthiges Anstemmen, freudiges Weiterschaffen, geduldiges Ausharren, und uns Allen kommt wohl der Tag, wo wir auf die dunklen Prüfungsstunden wie auf böse Träume zurückblicken dürfen.

Um aber unsere Kinder zu dieser Widerstandskraft zu erziehen, lassen wir ihre kleinen Unarten und Eigenthümlichkeiten nie aus dem Auge, bewachen sie scharf und reißen mit fester Hand jene wilden Schößlinge der üblen Laune, der Verdrossenheit aus, die besonders bei verwöhnten, kränklichen oder einzigen Kindern bei Versagung des leisesten Wunsches sich entwickeln.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Milchmarkt in Amsterdam. Von Hans Herrmann. — Siehe Seite 88.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Frühzeitig gewöhne man die junge Menschenknospe an Selbstbeherrschung, ein mürrisches Gesicht zwinge man zur Freundlichkeit; Schmollen lasse man niemals ungerügt hingehen! Man wende den ganzen Schatz seiner Beredtsamkeit außerdem auf, den kleinen Nachtragenden zu überzeugen, daß es zu seinem Besten geschah, wenn man ihm Etwas versagen mußte, und liegen die Verhältnisse derartig, daß eine Erklärung der Gründe sich verbietet, so raste und ruhe man nicht, bis man durch erwärmende Liebe, Scherz, Ironie, wenn sie am Platze ist, die trüben Wolken von der jungen Stirn vertrieben und die Erinnerung an die eingebildete Beeinträchtigung verwischt hat.

Nur nicht verdrossen, mürrisch, trotzend ihn von sich gehen und einspinnen lassen in diese verderbliche Stimmung, die mit der Zeit bei jeder Gelegenheit ihm zur Gewohnheit und den jungen Frauen, — im künftigen Ehestande, — zu einer wohlzielenden Waffe wird, die leider aber auch zweischneidig wirken kann, den Rebellirenden unterjochen oder ihn aus dem Hause treiben.

Was Anderes wohl ist jene herzgewinnende Liebenswürdigkeit des Charakters, die alle Welt sich zum Freunde schafft, als ein freundliches Ertragungsvermögen kleiner und großer Unannehmlichkeiten des Lebens, ein Sich-Fügen in Unabwendbares und ein muthig-entschlossenes Aufraffen und Weiterkämpfen!

Sieh jenen greisen Mann an, dessen Augen aufleuchten und feucht werden, da er von seiner längstverstorbenen Gefährtin, einer Gefährtin im wahren Sinne des Wortes, spricht. Nicht Schönheit noch glänzende Geistesgaben schmückten sie, sie hat nichts in ihrem stillen Leben gethan, was ein Lorbeerreis auf ihr Grab legen würde, und doch ist sie dem Manne und den Kindern in dunkler Stunde der Stern gewesen, zu dem sie Alle vertrauensvoll aufblickten.

Kein Laut der Klage ging über ihre Lippen, als das schwanke Gebäude einer glänzenden Existenz urplötzlich über ihr zusammenbrach, sie hat dem Manne Muth zugesprochen mit hellem Auge und freundlich ermunterndem Wort, ihre heitere Zuversicht, die unverbrüchlich an seine schaffende Kraft zu glauben schien, flößte ihm selber Vertrauen zu sich ein, und die vielen Jahre des Kampfes um das nackte Dasein hat sie neben ihm ausgeharrt, nie ermüdend, nie ermattend, mit immer zufriedenem Sinne und ungetrübtem Auge.

„Es kann dem X. X. nicht so schlecht gehen, wie man glaubte, seine Frau hat ihren frischen Sinn nicht eingebüßt," sagten die Leute hinter ihrem Rücken, und wer sich ängstlich zurückziehen wollte, kam vertrauensvoll wieder heran. Die heranwachsenden Töchter blieben in den gewohnten Umgangskreisen, die umsichtige Sparsamkeit und der erfinderische Sinn machte es möglich, daß sie in den gewendeten, gewaschenen Fahnen immer hübsch und nett aussahen, und der frische, fröhliche Jugendsinn, den keine häusliche Bedrücktheit lähmte, machte sie zu so anziehenden Persönlichkeiten, daß sich das Herz wackerer Männer ihnen zuwandte.

Wie anders, wenn Frau X. X. unter der Wucht des Schicksals zusammengebrochen wäre, wenn sie die Hände trost- und hoffnungslos im Schoße gefaltet und Alles hätte über sich ergehen lassen, wie eben das Schicksal es mit sich geführt! —

So möchte ich denn zum Schlusse noch einmal auf jene schöne, kraftvolle Gestalt hinweisen, die eine Weltkugel mit lächelndem Antlitz auf ihrem Haupte trägt, und bitte meine Leser, sich dieses Bildes stets erinnern zu wollen, wenn des Lebens Lasten je an sie herantreten.

Nachdruck verboten.

Ein Augenblick.

Skizze von A. Her.

Sie war noch ein Kind und stand mitten in der großen Wiese, auf welcher zahlreiche Glockenblumen prangten. Sie lief hierhin und dorthin und pflückte einen Strauß, und während sie sich bückte, fiel ihr der Hut in den Nacken. Sie sah den blauen Himmel über sich, das lachende Grün um sich, sie hörte das Murmeln des Baches und das gleichmäßige Geräusch der benachbarten Säge, welche die Holzstämme durchschnitt. Es regte sich etwas in ihrem Herzen, eine mächtige Freude, ein inneres Wohlsein, und sie mußte singen und lachen vor Lust. Es war Alles so schön und blieb nun immer, immer so!

Aber plötzlich kam ihr kleiner Bruder gelaufen und riß ihr den Strauß aus der Hand.

„Gieb her die Blumen!"

„Pflücke Dir selber, wenn Du welche willst!"

Und sie rangen um den Strauß, bis eine Menge Glockenblumen abgerissen am Boden lagen.

„Du bist ein Mädchen, Du mußt nachgeben!"

„Warum nicht gar!" und sie versetzte ihm einen kleinen Stoß, und da lag er im Bach und schrie um Hülfe. Ein in der Nähe befindlicher Knecht zog ihn heraus. Alle ihre Freude war dahin und hatte nur einen Augenblick gewährt . . .

Und nun kam die Strafe, denn sie wurde in ein dunkles Zimmer eingesperrt. Da dachte sie, es könne nie im Leben wieder hell werden, es bliebe immer, immer Nacht und gäbe keine Sonne mehr auf der Welt und keine Wiese und keine Blumen und überhaupt gar nichts. Aber auch das ging vorüber, und in der Einnerung schien es ihr nur noch wie ein Augenblick.

Und als sie groß war, kam ein Tag, wo sie dem Zauber der Liebe ihr Herz öffnete, und vor ihr lag eine neue Welt voll unbegrenzten Glückes!

Sie dachte nicht an das, was gewesen, nur an das, was sein würde; wie ein Traum lag die Vergangenheit hinter ihr, und vor ihr, in's Unendliche sich verlierend, — ein unbekanntes Land! Für sie gab es keinen Augenblick mehr, kein Zeitmaß, keine Schranke, kein Wünschen, kein Wollen, eins nur noch: die Liebe!

Und sie folgte ihm in sein Heim. Dort zuweilen dachte sie an die große Wiese mit den Glockenblumen, und eine leise Wehmuth wollte sie beschleichen, wenn sie sich in's Gedächtniß zurückrief, wie schnell die Freude vorüber gegangen. Und wenn jetzt das Glück auch weiter nichts war wie ein langer Augenblick! Das Herz that ihr weh, und sie mußte ihn aufsuchen.

„Nicht wahr, Du liebst mich immer?"

„Gewiß, mein Schatz."

Aber ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ganz sicher?"

Er hatte viele Mühe, sie zu beruhigen und zu trösten.

Späterhin fand sie keine Zeit zu Grübeleien, denn es kam ein Kind nach dem andern, und sie wußte oft nicht, wo ihr der Kopf stand. Eins schrie, statt zu schlafen, eins kroch am Boden umher, und das älteste gab sich viele Mühe, im Zimmer Alles drunter und drüber zu werfen. Da mußte sie beschwichtigen und helfen und aufräumen und Alle gleich sehr lieben. So ging es einen Tag wie alle Tage, und Abends war sie so müde, daß sie Gott dankte, wenn sie schlafen konnte.

Krankheitstage wechselten mit Zeiten, wo Alles eitel Sonnenlicht schien, und Beides verschwamm in einander in der Erinnerung.

Und wenn sie die süßen, unschuldigen Kindergesichter um sich sah, empfand sie ein Herzensweh, daß das nicht so bleiben könnte, und sie legte ihre Hände auf die Köpfchen der Kinder und sagte:

„Bleibt noch lange klein und wachst nicht so schnell," aber dann schrien sie im Chorus:

„Wir wollen schnell wachsen und groß werden!"

Ja, da ließ sich nichts machen!

Mit zunehmendem Alter stellten sie neue Anforderungen.

„Mutter, ich habe eine schlechte Censur, mache nur, daß der Vater nicht böse wird!"

„Und ich weiß nicht, wie ich diese Aufgabe lösen soll, hilf mir doch!"

„Und ich hätte gern morgen Nachmittag meine Freundinnen eingeladen, aber Alle — und Chokolade und Kuchen, aber viel Kuchen!"

So ging es fortwährend mit Anfragen und Bitten: „Ich möchte" — „Ich wünschte" — Ich hätte gern . . ."

Dann wurden sie groß, eins nach dem andern verschwand aus dem Hause und eines Tages befand sie sich wieder allein mit ihrem Manne, und wie sie zurückdachte, schien es ihr, als sei Alles gekommen, gegangen, schnell — schnell — wie ein einziger Augenblick . . .

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Der Speisetisch. — Obwohl uns die ganze Einrichtung und Ausstattung eines Hauswesens auf die individuelle Beanlagung und den Geschmack ihrer Eigenthümer schließen läßt, möchte ich doch behaupten, das Wesen und Wirken der Hausfrau zeigt uns nichts so deutlich, wie — der gedeckte Speisetisch. Seine Anordnung, seine Ausschmückung läßt uns besser den guten Geschmack und die sinnige Denkweise der Hausherrin erkennen, als ein gemalter Blumenzweig oder ein von ihren Händen hübsch ausgeputztes Kleidungsstück. Nicht immer finden wir in den Häusern der Reichen, trotz der besseren Ausstattungs-Geräthe, den am hübschesten oder einladendsten gedeckten Tisch, weit öfter finden wir ihn dort, wo eine kunstsinnige und poesievolle Hausfrau ihn selbst deckt oder seine Anordnung genau überwacht.

Oftmals schon bin ich bei tüchtigen Hausfrauen der Anschauung begegnet, wie der Speisetisch aussieht, ist Nebensache, nur was auf ihm steht, giebt den Ausschlag bei der Beurtheilung des Könnens der Hausfrau. Ein Korn, ich gebe sogar zu, ein recht starkes Korn Wahrheit liegt auch in dieser Ansicht, denn selbst der reizvollst gedeckte Tisch wird den Hausherrn über den mangelhaften Geschmack der Speisen nicht trösten können! Ebenso wenig jedoch werden ihm, — wenn er durch die Gewohnheit nicht abgestumpft ist, — die besten Gerichte auf nachlässig gedeckter Tafel munden.

Tadelloses Tischzeug, dessen einförmiges Weiß ein bunter gestickter Tischläufer wohlthuend unterbricht, bedecke stets den Tisch, nichts verunziert ihn mehr, als ein zerknittertes, beschmutztes Tischtuch. Es ist nicht nothwendig, bei sauber abgewischten Schüsseln, regelmäßigem Abkehren und sorgfältigem Zusammenlegen in den vorhandenen Falten, wöchentlich mehr als ein Tafeltuch herauszugeben, — eins natürlich als Hauptbedingung noch vorausgesetzt, daß kleine, unruhige Geister gut erzogen sind und ihre Händchen nicht überall unliebsame Spuren hinterlassen.

Auch auf hübsche Formen des Tafelgeschirrs sehe die Hausfrau beim Einkauf; in unserer weit fortgeschrittenen Industrie sind auch billige Sachen in gefälligen Formen vorhanden, man muß nur ein Auge zum Auffinden haben. Alles Glas sei strahlend blank, alles Silberzeug, — zweckmäßiger ist Nickelwaare, — glänzend geputzt! Mir ist, als hörte ich hier manche meiner Leserinnen entrüstet rufen: „Silberzeug auf der täglichen Tafel!?" Ihnen möchte ich entgegnen: ist es nicht naturgemäßer, dem Manne durch den täglichen Anblick hübscher Sachen einen anheimelnden, freundlichen Eindruck des Speisetisches zu bieten und seine Kinder durch diesen zur Freude am Schönen zu erziehen, als das Silberzeug ängstlich hinter Schloß und Riegel zu hüten, es nur bei Festlichkeiten hervor zu holen und nur deshalb, weil es vielleicht öfter geputzt werden muß?

Wein- und Wasserflaschen stelle man in bronzene oder nickelne Untersätze, falls man keine Karaffen besitzt, welche in ihren zierlichen Formen die Tafel ungemein putzen. Salz- und Pfeffergefäßchen vergesse man nicht mit einem hübschen Löffelchen zu versehen; auch denke man daran, ein besonderes Besteck für den Braten und Auflegegabeln für kalte Fleischspeisen aufzulegen.

Und dann zum Schluß versäume man nie, wenn es irgend möglich, einen, sei es noch so einfachen Obstaufsatz oder ein buntes Körbchen (man kann ein billiges schwedisches Spankörbchen mit Seiden-, Sammet- oder nur bunten Cretonne-Restchen umkleiden, mit gesticktem Deckchen versehen und die Henkel mit farbigem Seiden- oder auch nur Wollband-Schleifchen oder Wollschnur nebst kleinen Pompons verzieren) mit Früchten, sowie eine Schale oder Vase mit Blumen aufzustellen. Vom Vorfrühling, wo die ersten Blümchen hervorsprießen, bis zum Spätherbst, da verfärbtes Laub, die letzten Astern und rothe Ebereschen-Beeren sich noch darbieten, ziere stets ein Blumenstrauß die Tafel. Selbst der Winter, so karg er uns auch bedacht hat, giebt uns mit den rothen Beeren und den glänzend grünen Blättern der Stechpalme noch Gelegenheit, im Verein mit roth- und gelbbackigen Aepfeln unserem Speisetisch selbst bei den trübsten Tagen ein freundliches Ansehen zu verleihen. Trägt dann die freundliche Hausfrau die wohlbereiteten Speisen auf, über deren hübsches Anrichten und Verzieren ich nächstens ein besonderes Wörtchen reden möchte, so darf sie sicher sein, selbst die tiefsten Unmuthsfalten werden von ihres Ehelieblichsten Stirn schwinden, und frohe Laune wird das Scepter führen am Speisetisch.

Luise Holle.

*

Wir geben in Nachstehendem noch einige Recepte zu kleinen, leicht zu bereitenden **Erfrischungen, die für heiße Sommertage** willkommen sein dürften, und machen zunächst auf die Dunst-Crêmes (au bain Marie) aufmerksam, die entweder in eigens dazu vorhandenen Bechern oder in kleinen Tassenköpfen gereicht werden. Es werden diese Töpfchen, mit der Masse gefüllt, in eine große Casserole gestellt und diese mittelst eines Trichters so hoch mit kochendem Wasser gefüllt, daß dasselbe bis zu dreiviertel Höhe der Töpfe reicht. Mit einem Deckel bedeckt, wird die Casserole entweder in einen Ofen oder auf ein schwaches Feuer gestellt und es muß darauf geachtet werden, daß das Wasser siedend bleibt, aber nicht hoch kocht. Sobald sich, — nach etwa 10 Minuten, — die Oberfläche der Masse leicht verdickt, ist sie gar; ein starkes Kochen verdirbt sie, es entstehen Blasen und Löcher. Empfehlenswerth ist es, die Crêmes zu vollständiger Abkühlung auf Eis zu stellen.

Crême von Kaffee. 125 Gr. frisch gebrannten Mokka läßt man in $1^1/_2$ Liter Sahne aufkochen, nimmt die Masse vom Feuer, sodaß sie sich langsam abkühlt und das Arom des Kaffees genügend auszieht, giebt 10 Eigelbe oder 6 gelbe und 2 ganze Eier nebst 125 Gr. Zucker hinzu, quirlt gut durch, gießt das Ganze durch ein feines Sieb, füllt es in die bereitstehenden Töpfchen und beendet die Crême in angegebener Art. Zu einer gleichen Crême von Chokolade gehören 150 Gr. Chocolade, 1 Liter Sahne, 9 ganze Eier, 175 Gr. Zucker. Nachdem die Chocolade auf dem Feuer in der Sahne aufgelöst wurde, ist das Verfahren dasselbe.

Crême von Sellerie (französisch). Man schält und wäscht einen mittelgroßen Kopf Sellerie, schneidet ihn in Viertel, wirft ihn in $1^1/_2$ Liter kochende Sahne und läßt ihn in dieser so lange ziehen, bis sie den Geschmack des Selleries angenommen hat, wobei ein Gerinnen der Sahne nicht zu befürchten ist. Inzwischen schlägt man 8—10 Eigelbe mit 250 Gr. Zucker schaumig, verbindet sie unter fortgesetztem Rühren mit der Crême, giebt das Ganze durch ein Sieb und macht es, in die Töpfchen gefüllt, im Wasserbade steif.

Dunst-Crême in Eierschalen gefüllt. Zu diesem Zweck wird in die Spitzen einer genügenden Anzahl von Eiern mittelst eines spitzen Messers je ein Loch gestochen und dieses groß genug gemacht, um den Ausfluß des Inhaltes zu gestatten, sodaß man die geleerten Schalen zurück behält. Nun schneidet man aus Kohlrabi, dicken Wurzeln oder dergl., etwa fingerstarke Scheiben, macht in die Mitte derselben eine Vertiefung und stellt die Schalen, — wie auf einen Untersatz, — hinein. Nachdem man sie so in der Casserole arrangirt hat, füllt man die Crême mittelst eines Trichters auf und gießt vorsichtig, — bis zur halben Höhe, — kochendes Wasser ein. Gar gemacht und erkaltet werden diese Eier als Ueberraschung, — wie weiche Eier, — auf einer Serviette angerichtet. — Sehr hübsch sind auch Eier, die auf gleiche Weise vorbereitet, mit einem blanc-manger gefüllt, erkaltet, wie hart gekochte Eier geschält werden. Auf einer Schüssel, beliebig mit frischen Himbeeren, Erdbeeren, mit Vanillensauce oder einem Gelée-Rande angerichtet, geben sie eine wohlschmeckende und sehr gut aussehende Speise.

Die (italienische) Crême sambaglione besteht aus 12 frischen Eigelben, 4 Gläsern Madeiras oder sehr guten Weißweines, 200 Gr. Zucker und einer kleinen Prise fein gestoßenen Caneels, Alles dies wird vermischt in eine Casserole gethan und so lange mit einer Schneeruthe geschlagen, bis es aufsteigend sich zu einem dicken Schaum verwandelt hat, der sofort in Crêmebecher gefüllt werden muß.

Zu allen diesen Crêmes kann geschlagene Sahne, besonders gereicht, gegeben oder je ein kleiner Löffel voll auf die einzelnen Töpfchen gefüllt werden, ein Zusatz, der aber nicht unbedingt nothwendig ist. E. K.

*

Sillabub. Dieses sehr kühlende Getränk besteht aus $1^1/_2$ Liter dicker süßer Sahne, gemischt mit einer Flasche Rheinwein, 350 Gramm fein gestoßenem Zucker, dem Safte von zwei Citronen und ein wenig auf Zucker abgeriebener Citronenschale. Wenn die Mischung auf dem Eise recht kalt geworden ist, schlägt man sie mit dem Schneebesen zu einem glatten Schaum, der, sollte er nicht steif genug sein, mit einigen zu Schnee geschlagenen Eiweißen verdickt wird. —y.

Nachdruck verboten.

Die Ausstellung orientalischer Teppiche in Wien.

Von Julius Lessing.

I.

In dem Kaiserlich-Königlichen Oesterreichischen Handelsmuseum ist seit dem April dieses Jahres eine Ausstellung orientalischer Teppiche eröffnet, welche für diese, uns so wichtigen Erzeugnisse eine Fülle von Aufklärung bietet. Die Ausstellung verfolgt in erster Linie den Zweck, für den in Wien stark entwickelten Teppichhandel die Grundlagen allgemeiner Kenntniß zu geben; sie umfaßt aber nicht nur die moderne Arbeit, sondern hat auch in Fülle Stücke alter Arbeit herangezogen. Hierfür bot der Privatbesitz in Oesterreich ein sehr reiches Material, die Museen von Oesterreich, auch die von Berlin, London u. A. haben das Unternehmen nach Kräften gefördert. Somit ist eine große Vielseitigkeit erreicht, welche in nahezu 600 Nummern, besonders von der modernen Fabrikation ein umfassendes Bild giebt.

Das Interesse der abendländischen Culturvölker an diesen Producten ist ein sehr großes; bildet doch der persische Teppich in unserem modernen Hause geradezu den Schlüssel, wenn nicht für die Form, so doch für die Farbe der gesammten Einrichtung. Man hat einmal mit vollem Rechte behauptet, daß ein einziger persischer Teppich, in ein bis dahin von der modernen Kunstrichtung unberührtes Haus aufgenommen, allmälig eine vollständige Herrschaft gewinnt, zunächst alle sonstigen Stoffe von Vorhängen und Decken, und schließlich allen übrigen Haushalt öder Form herausdrängt. An dem harmonischen Farbenreichthum und der Fülle zierlich gezeichneter und doch wiederum nicht aufdringlicher Muster kann das Auge sich nimmer satt sehen. Zunächst genießt man die Schönheit dieser Teppiche, wie ein Stück schöner Natur, wie einen großen, herrlichen Blumenstrauß aus fernen Landen, ohne sich über die Herkunft der Stücke, welche der Handel uns seit der letzten Generation in unendlicher Fülle zugeführt hat, bestimmte Rechenschaft zu geben. Man empfindet die Wirkung im Wesentlichen als morgenländisch, im Gegensatz zu unserem tendenziösen abendländischen Geschmack, und begnügt sich mit einem Sammel-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

namen für die ganze Gruppe derartiger Erzeugnisse. So ging es in Europa schon im Alterthume, als man einfach von „babylonischen" Teppichen sprach. Kein vornehmes Haus von Athen und noch weniger von Rom mochte diese Waare entbehren, selbst im Tempel zu Olympia war ein großer babylonischer Teppich aufgespannt, um das von oben einfallende Licht zu dämpfen. Niemand von uns wird jetzt glauben, daß alle mit diesem Namen erwähnten Stücke wirklich in Babylon hergestellt waren. Babylon mochte die Haupt-Fabrikationsstätte sein, zumeist war es nur der Stapelplatz, von wo aus die Producte ganz Asiens nach Europa herübergingen, und selbst in einer Zeit, als Babylon auch diese Bedeutung verloren hatte, blieb es beim alten Namen. In ganz gleicher Weise begnügte sich das Mittelalter damit, alle derartigen Teppiche mit einem gemeinsamen Namen zu bezeichnen. „Sarazenisch" ist das Stichwort, welches bis in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts hinein seine Bedeutung behielt. Im siebzehnten Jahrhundert kommt daneben die Bezeichnung des „türkischen Teppichs" auf. Man war in jener Zeit mit dem Sultan der Türken in hinreichend freundschaftlichen Verhältnissen, um prächtige Geschenke von dort her zu empfangen. Vor Allem aber wurden regelmäßige Handelsverbindungen eröffnet, und hier tritt nun im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts vor Allem Smyrna hervor, wo die Holländer nicht nur die Producte des übrigen Asiens einkauften, sondern eine Art von fabrikationsmäßigem Betriebe eröffneten, um Teppiche herstellen zu lassen, welche den europäischen Ansprüchen, vor Allem in Größe und Format, entsprachen. So blieb das Wort „Smyrna-Teppich" bis zum heutigen Tage in Gebrauch, um erst in unserem Jahrhundert allmälig von der Bezeichnung „Perser-Teppich" verdrängt zu werden. Zunächst bezeichnete man damit, im Gegensatze zu den Smyrna-Teppichen, diejenigen Stücke, die aus dem Innern Asiens kamen, bis auch dieses Wort allgemeiner Gattungsname wurde. Wie mächtig die Einfuhr derartiger Stücke in Europa seit zwei Jahrzehnten sich gestaltete, brauchen wir kaum noch hervorzuheben.

Mittelfeld eines Smyrna-Teppichs. XVII. Jahrhundert.

Gebetteppich aus Giördes (Kleinasien). XVII.—XVIII. Jahrhundert.

Satteltasche der Kaschkai-Nomaden.

Einzelne große Magazine, besonders in Paris und London, haben zu Tausenden und Zehntausenden die Producte alter und neuerer Zeit im Orient aufkaufen lassen und haben zeitweise Europa derartig mit diesen Waaren überschwemmt, daß die Preise weit herabgesunken sind unter das, was man für Arbeiten auch nur annähernd gleicher Qualität in europäischer Arbeit zu zahlen benöthigt wäre. Einen orientalischen Teppich zu besitzen, ist schon seit langer Zeit kein Vorrecht der Höchstbegüterten mehr, keine Spezialität der Künstler in ihren reich ausgestatteten Ateliers, sondern ein schöner und behaglicher Luxus, dessen sich auch der mäßig begüterte Mittelstand erfreuen kann.

Vor dieser Fülle von Erscheinungen drängt sich natürlich die Frage auf, wo alle diese Stücke herstammen. Unser Jahrhundert mit seiner reichen, historischen und ethnographischen Bildung begnügt sich schließlich nicht mit dem Sammelnamen der „persischen Teppiche" und wünscht zunächst von den Händlern, dann aber von allen Kundigen zu erfahren, welchen verschiedenen Produktions-Gebieten die Stücke angehören. Man erkennt allmälig, daß in dieser großen Menge von Stücken gewisse Grundzüge der Farbengebung und Musterung gemeinsam sind und sich somit bestimmte Gruppen herausheben. Auch wer nur geringe Kenntniß hat, wird die Stücke von Centralasien, beziehungsweise von Bokhara und Chiwa herausfinden, ferner die eigentlich persischen Stücke, ganz bedeckt mit kleinen Blüthen und Rankenzweigen, ebenso die kaukasischen Teppiche mit ihrem vorwiegend geometrischen Ornament. Daneben bleibt aber noch eine große Menge von gar nicht oder doch nur schwer klassifizierbaren Stücken, und es ist dies begreiflich genug, wenn wir bedenken, daß die Teppichknüpferei zum guten Theil in den Händen von Nomadenstämmen liegt. Die Stämme durchziehen Gebiete, welche vielfach größer sind als ganz Europa, sie übernehmen an den verschiedenen Orten Muster und Techniken, die mit verschiedenen Wollen und Färbungen arbeiten, so daß alle Kennzeichen, welche wir sonst für die Herkunft der Stücke haben könnten, sich verwischen. Nicht auf geregelten, sondern höchst zufälligen Wegen kommen dann diese Teppiche in den Handel, und der Händler ist im besten Falle in der Lage, den Stapelplatz, von welchem er die Waaren bezieht, näher zu bezeichnen, ohne daß er über den eigentlichen Ort der Herstellung Auskunft zu geben vermöchte. Nach allen diesen Richtungen hin soll nun die Ausstellung in Wien Kenntniß und Aufklärung schaffen. Ein unter der Leitung des Directors A. von Scala vorzüglich gearbeiteter Katalog, an welchem vor Allem die im Orient ansässigen österreichischen Konsuln thätig gewesen sind, giebt eine Fülle der schätzbarsten Notizen. Die Direction des Handelsmuseums hat in freundlicher Weise die Benutzung einer Anzahl von Abbildungen dieses Kataloges gestattet, welche wenigstens die hauptsächlichsten Eigenschaften der verschiedenen Gruppen charakterisiren.

In dieser Ausstellung begegnen wir mächtigen Völkergruppen von sehr verschiedenartiger Lebensweise; neben den Nomadenstämmen stehen Völker mit reichen Städten und stolzen Königsburgen; aber allen diesen Völkern gemeinsam ist die Vorstellung, daß der eigentliche Schmuck des Hauses nicht, wie bei uns, das figürliche Bildwerk ist, sondern so gut wie ausschließlich der Teppich, welcher entweder als gobelinartiges Gewebe die Wand des Zeltes oder den Vorhang der Thür bildet, oder aber geknüpfte Arbeit, die über den Boden und Divan sich erstreckt. Die eigenthümlichen langen Streifen entsprechen den Grundlinien des persischen Hauses. Die schönsten von ihnen sind nicht dazu bestimmt, betreten zu werden, sondern decken die Mitte des langgestreckten Zimmers. An beide Seiten schließen sich dann minderwerthige Streifen oder Filzdecken an, auf denen die Bewohner einherschreiten, höchst befriedigt, das Prachtstück in der Mitte lediglich anschauen zu dürfen. Auf das sorgfältigste wird ein solches Stück gehütet, gegen Sonne und Feuchtigkeit geschützt, vorsichtig in Truhen verwahrt und nur bei besonderen Festlichkeiten hervorgeholt. Neben derartigen Prachtstücken, die unter Umständen von Seide geknüpft und mit Gold und Silber durchwirkt sind, steht dann die unendliche Menge der für gröberen Gebrauch bestimmten Waaren. Wir unterscheiden die Satteldecken, Satteltaschen, vor Allem sehen wir die für bestimmte, namentlich auch religiöse Zwecke hergestellten Formen, den Gebetteppich, den jeder Muselmann besitzen muß, um ihn hinzubreiten in der Richtung nach Mekka, auf ihm niederzuknieen, sich zu beugen und mit der Stirn den Boden zu berühren.

In der Ausstellung lernen wir auch die technische Herstellung des Teppichs, vor Allem das Knüpfen in den primitiven Webstühlen kennen, welches allerdings den Leserinnen dieser Zeitung, in welcher die Knüpfarbeit des orientalischen Teppichs vielfach ausführlich behandelt ist, kaum etwas Neues bieten dürfte. Immerhin ist für die Kenntniß der verschiedenen Waaren die Verschiedenartigkeit der Knotung bemerkenswerth genug. Zu unterscheiden ist ferner das Material, welches verwendet wird. Die Wolle wird von den teppichknüpfenden Völkern des Orients mit größter Sorgfalt für den besonderen Zweck gepflegt, gereinigt, gesponnen und vor Allem gefärbt, nach uralten Recepten wird ein engbegrenzter Kreis von Farben hergestellt. Eine kurze Zeit war die Teppichweberei ernstlich bedroht durch das Eindringen des Anilins, welches jetzt als völlig unbrauchbar zurückgestoßen ist, was von

Wandbehang in Seide und Gold. Turkestan.

anderen, auch keineswegs echten Farben, leider nicht behauptet werden kann. Zu der Schafwolle kommt dann noch das feine Ziegenhaar, welches dem Teppich seinen seidenen Glanz giebt, in den seltensten Fällen wirkliche Seide. Vielfach verwendet ist dagegen das Kameelshaar in seiner natürlichen Farbe von verschiedenartigem Braun. Die Baumwolle wird mannigfach als Kette benutzt. Ein fertiger Teppich, welchen der Orientale wirklich schätzen soll, muß von vollkommener Gleichmäßigkeit der Arbeit sein, die Kanten gleichlaufend, die Haare eben geschoren, er darf keine Brüche haben und noch weniger Falten werfen, wenn er nicht um die Hälfte, selbst um drei Viertel seines Werthes geschädigt sein soll. Vor Allem aber wird die Feinheit der Arbeit geschätzt. Auf einer Fläche von 10 Centimetern im Quadrat hat man bei einzelnen Stücken bis zu 7200 Knoten gezählt, und doch ist das noch nicht der höchste Grad der Feinheit, der erreicht ist. Ein vollendetes Stück von Senne-Arbeit ist so dünn, weich und geschmeidig, daß es sich wie ein Wollstoff in der Hand zusammendrücken läßt. Aus allen diesen Gründen und Rücksichten heraus ist die Waare außerordentlich verschieden im Muster, im Material, in der Farbe, in der Technik und dementsprechend im Werthe. Teppiche, nicht größer wie eine gewöhnliche europäische Tischdecke, können einen Werth von mehreren tausend Francs besitzen, während andererseits Teppiche verwandter Art für zwanzig bis dreißig Francs hergestellt werden. Die eigentliche Bedeutung der Wiener Ausstellung besteht in diesen geknüpften Stücken, die gobelinartig gewirkten Teppiche für Zeltwände, gemeiniglich Kilims genannt, sind meist nur für decorative Zwecke ausgestellt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.

Arbeits-Behälter. — Eine einfache Handarbeit, die ich jederzeit bei Seite legen kann, gehört mit zu meinen Reise-Utensilien und demzufolge ein Arbeits-Behälter, der wenig Raum verlangt. Da giebt es kaum etwas Practischeres, als den kleinen

Korb, der sich vermöge seiner Form flach zusammenlegen läßt. Derselbe besteht aus fünf Cartonplatten, eine für den Boden und vier für die an den Seiten abgeschrägten Wände. Die ausgebreitete Ansicht bietet Anhalt für die Form der Platten. Man überzieht dieselben auf beiden Seiten mit Cretonne und fügt die Wände, mit ihrem unteren Rande, dem Boden durch überwendliche Naht an, worauf man diese mit einer wollenen Schnur verdeckt. An den oberen Ecken der Wände sind 24 Cent. lange Bänder vorzusehen. Der Bügel, welcher an einer Seite angenäht, am anderen Ende angeknöpft wird, erfordert einen Cartonstreifen, der des besseren Haltes wegen doppelt zu nehmen ist. Den oberen Rand des Korbes und den Bügel verziert man mit einer Passementerie-Borte oder einer Bandrüsche.

E. F.

Mal-Utensilien. — Wenn Andere sinnen und sorgen, wie sich all die hübschen Dinge, die zur Vervollständigung einer eleganten Damen-Toilette gehören, Fichus und Cravatten, Schleifen, Fächer und Blumen, gut unterbringen lassen, daß sie frisch und unzerdrückt bleiben, so mache ich mir über dergleichen Fragen keine unruhigen Gedanken. Mein Wahlspruch ist: Nur das Allernothwendigste wird mitgenommen, und aller Putz und Tand bleibt zurück, ebenso wie die Sorgen, Bedürfnisse und Gewohnheiten, die sonst das Leben erschweren. Von meinen lieben Mal-Utensilien aber kann ich mich nicht trennen, die müssen mit in die weite Welt; es ist ja erst mein höchster Reisegenuß, wenn ich hier und dort einige Blumen aus der wunderbaren Blüthenfülle der Berge, eine großartige Landschaft, eine malerische Tracht mit dem Pinsel festhalten kann. Aber auch beim Einpacken der Mal-Utensilien heißt's Maß halten; der schwere Malkasten aus Nußbaumholz, Staffelei und Reißbretter bleiben zurück; eine selbstgefertigte Tasche aus Wachstuch dient zur Aufnahme von Oelfarben, Pinseln und Flaschen. Für Aquarell benutze ich ein kleines ovales Taschen-Etui mit feuchten Wasserfarben; diese Behälter, die man in verschiedenen Größen, auch in eckiger und runder Form, erhalten kann, sind ungemein brauchbar. Wenn ich nun in die Berge wandere, um zu skizziren, darf mein Gepäck mich nicht belästigen. Alles, was ich gebrauche, enthält ein Päckchen, an einem Riemen befestigt, der um die Taille geschnallt ist; die Klapp-Palette, auf der bereits alle Farben aufgesetzt sind, die Tasche mit Pinseln, Spachtel, Oelen und einige Tuben von denjenigen Farben, die ich besonders viel zu gebrauchen glaube, den Mal-Lappen und das Klappbrett mit aufgespannter Mal-Leinewand. Ein Feldstuhl, den ich gelegentlich auch noch am Riemen befestige, und ein Schirm zum Zusammenlegen vervollständigen meine Ausstattung. — Beim Aquarellmalen nehme ich statt des schwereren Blockes meist ebenfalls das Klappbrett mit auf die Wanderung; das bereits aufgezogene Papier reicht für zwei kleinere Skizzen oder eine größere. Eine Blech-Palette mit vorher aufgesetzten Farben oder das Taschen-Etui, Pinsel, Bleistift, Mal-Lappen und eine Wasserflasche aus lackirtem Blech finden in dem Päckchen am Riemen leicht Platz. Für die vorherige Füllung der Flasche brauche ich in der großartigen Gebirgsnatur Tirols, meinem Reiseziele, kaum je zu sorgen, da dort überall Quellen sprudeln und Bäche von den Bergen rauschen.

M. T., Berlin.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Milchmarkt in Amsterdam. Von Hans Herrmann. — Unter den Bildern Hans Herrmann's, dem es in wenigen Jahren gelungen ist, sich einen hervorragenden Platz in den Reihen unserer jüngeren Malerwelt zu erobern, gehört der „Milchmarkt" zu den besten und charakteristischsten. Herrmann entnimmt die stofflichen Motive zu seinen Gemälden mit Vorliebe dem öffentlichen oder häuslichen Leben Hollands; der lichte Glanz, der bezeichnend ist für die Farbentönung holländischer Landschaften, und die, man möchte sagen blendende Sauberkeit holländischer Interna, — das sind zwei Eigenschaften, die auch allen Bildern Herrmann's eigen sind. Man weiß nicht, was man an ihnen mehr schätzen soll: die stets ungemein glückliche Wahl des Stoffes, das frische Hineingreifen in das Volks- und Straßenleben, oder die künstlerische Auffassung und die vollendete Technik in Zeichnung und Farben. Natürlich kann auch ein vorzüglich ausgeführter Holzschnitt die Wirkung eines Gemäldes nicht in seiner vollen Stimmung wiedergeben, aber der Reiz des Frischen und Ursprünglichen und des bei aller Realistik der Auffassung ungemein Anmuthenden bleibt gerade bei den Herrmann'schen Bildern auch in der illustrativen Wiedergabe.

Gärtnerei.

Nachdruck verboten.

— Für ein **Potpourri,** das den Zweck hat, die Luft im Zimmer wohlriechend und erquickend zu machen, können fast alle duftenden Blumen und gewürzigen Kräuter verwendet werden. Es eignen sich dazu besonders die Blüthen von Veilchen, Maiblumen, Jasmin, Reseda, Orangen, Lavendel, Rosen, Heliotrop, rothen Nelken, weißen Lilien, das Kraut von Rosmarin, Salbey, Basilikum, Majoran, Thymian, Minze, Ysop, Melisse, Waldmeister, sowie die wohlriechenden Blätter von einigen Geraniumarten, der Myrte u. s. w. Hinsichtlich der Auswahl und der Menge der betreffenden Pflanzen ist allein maßgebend, welche Gerüche uns am meisten zusagen. Die Blumen und Blätter werden nach und nach, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt, in ein offenes Gefäß gethan, dessen Boden mit feingestoßenem, trockenem Kochsalz bedeckt ist; zwischen jede Lage wird ebenfalls etwas Salz gestreut. Dieses Gemengsel muß täglich mit einem Holzspachtel gut umgerührt, im August auch wohl dann und wann in die Sonne gestellt werden, damit die überflüssige Feuchtigkeit schneller verdunsten kann. Später bleibt das Gefäß zugedeckt und wird nur umgerührt, wenn man Wohlgeruch im Zimmer verbreiten will. Nach Belieben können zuletzt noch Vanille, Benzoë, Storax, Gewürznelken, pulverisirte Veilchenwurzel oder auch wohlriechende ätherische Oele hinzugefügt werden.

—a.

— **Die Blätter eines Rosenstockes,** welche zusammengerollt und gefaltet erscheinen, bergen fast immer die Larve einer Blattwespe oder eines Blattwicklers. Oft tragen auch Blattläuse oder Pilzarten die Schuld an dieser unangenehmen Erscheinung, die sich häufig bei Topfgewächsen findet. Um die ungebetenen Gäste zu vertilgen, räuchere man häufig mit Tabak oder Insektenpulver, gebe dem Rosenstocke einen recht günstigen Standort, sowie, wenn die Erde mager sein sollte, eine Düngung von Hornspänen und gieße und spritze Morgens mit lauwarmem Wasser, aber nie im Sonnenscheine. Außerdem hüte man den Stock vor Zug, lasse ihm aber oft frische Luft zu Theil werden. Er wird sich dann unter sorgsamer Pflege bald erholen und seine Pflegerin durch frisches Grün und Blüthenpracht erfreuen.

—n.

— **Der Maulwurf** ist ein vorsichtiger Geselle, dem schwer beizukommen ist. Er macht sich zwar durch die Vertilgung zahlreichen Ungeziefers verdient, da er sich nur von thierischen Stoffen ernährt; aber im Garten ist der Schaden, den er anrichtet, doch größer als sein Nutzen. In Fallen geht er nicht leicht; starkriechende Sachen, wie Petroleum, auch Salze und Säuren, halten ihn nur für einige Zeit fern. Dauernder und gründlicher kann man ihm die Gegend durch 2 procentige Karbolsäure verleiden, wenn man mit dieser Flüssigkeit getränkte Leinen- oder Tuchlappen in die Gänge und Haufen steckt. Das beste und sicherste Mittel bleibt aber immer, den Uebelthäter gleich auf frischer That zu ertappen und auszugraben. Da er seine Anwesenheit durch die aufgeworfene Erde sofort verräth und dreimal am Tage, Morgens gegen 6, Mittags zwischen 11 und 12 und Nachmittags von 4 bis 6 Uhr zu wühlen pflegt, um seiner Nahrung nachzugehen, so kann man ihn leicht abfassen und den schwarzen Gesellen, wo sich die Erde hebt, mit einem Spaten herausgraben.

—n.

— In vielen Fällen gelingt die **Vermehrung durch Stecklinge** im Sommer oder Herbst besser, weil dann das Holz mehr gereift ist. Die Aussicht auf schnelle Wurzelbildung wird vermehrt, wenn man den Steckling, der eine Länge von 7—10 Cent. und 3—5 Augen haben muß, derartig schneidet, daß ein Stückchen Auge des alten Holzes sich am jungen Zweige befindet. Man setzt die Stecklinge, nachdem man ihnen die untersten Blätter genommen hat, etwa 2 Cent. tief in Blumentöpfe, die mit einer Mischung von Lauberde, Rasenerde und Sand angefüllt sind, gießt sie sanft an und bedeckt sie mit einer Glasglocke. An einem schattigen Orte gleichmäßig feucht gehalten, werden sie sich nach Verlauf von einigen Wochen bewurzeln und dann kräftig und freudig gedeihen.

— Wenn die Knospen der **Alpenrosen** zur schönen Entwickelung kommen sollen, so muß man den Pflanzen einen hellen Platz am Fenster geben und ihnen bei milder Witterung möglichst viel frische Luft zuführen; auch sorge man dafür, daß die Erde stets feucht sei. Nach der Blüthe ist die beste Zeit zum Verpflanzen, wozu man eine torfige, faserige Erde wählt, der man einen Zusatz von scharfem weißen Flußsand und eine reichliche Unterlage von Scherben giebt. In freier Luft unter der Einwirkung der Sonne entwickeln sich kräftige, gedrungene Triebe und zahlreiche Knospen; darum thut man gut, wenn irgend möglich, die Rhododendra zeitig in's Freie zu bringen und sie dort bis zum Spätherbste zu lassen.

W. B.

— **Um Gartenwege von Unkraut zu reinigen,** vermische man 50 bis 60 Liter Wasser mit 20 Pfund ungelöschtem Kalk und 2 Pfund Schwefelsäure, lasse diese Mischung in einem Kessel sieden und begieße dann damit die Gartenwege. Die Wirkung erstreckt sich auf mehrere Jahre. Ein einfacheres Verfahren besteht darin, daß man die Wege mit einer starken Salzauflösung begießt.

Th.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Flecke auf Photographien. — Ich malte mit Anwendung der gebräuchlichen Klebe- und Transparentmittel mehrere Photographien (chromo) und machte die Erfahrung, daß sowohl alte, wie neue Bilder früher oder später weiße Flecke bekamen. Wüßte wohl eine der freundlichen Mitleserinnen, durch welche Mittel dem Fleckigwerden der Bilder vorzubeugen wäre?

Langjährige Abonnentin in B.

Spiegel in Sammet und Plüsch. — Wie lassen sich Spiegel aus Sammet- und Plüschstoffen entfernen? Ich habe es mittelst Dampf ohne Erfolg versucht.

H. A. in Wien.

Eisenwasser. — Kann man das künstliche Eisenwasser auf einfache Weise selbst herstellen?

K. A. in L.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Bairische Leberknödel (56). — Durch die Liebenswürdigkeit des Küchenleiters eines der ersten Münchener Gasthäuser bin ich in den Besitz einer Vorschrift zu Leberknödeln gelangt, die uns auch in unserer norddeutschen Heimath ausgezeichnet munden. Ich theile gern das Recept dazu mit. Eine schöne Kalbsleber häutet und wiegt man fein, streicht die Masse durch ein feines Sieb und vermischt sie mit 60 Gr. feinstem geschabten Luftspeck, 4 in einer halben Tasse Fleischbrühe verquirlten Eiern, 100 Gr. würfelig geschnittenem gerösteten Weißbrod, 2 geriebenen gedämpften Zwiebeln, Salz, Pfeffer, gewiegter Petersilie und Majoran, sowie einigen Löffeln saurer Sahne, 10 Gr. in einem Löffel Wasser aufgelöstem Liebig'schen Fleischextract und soviel Mehl, daß die Masse so zusammenhält, daß die Knödel beim Kochen locker sind, aber nicht zerfallen. Man formt die Knödel mit den Händen, die man zuvor in Wasser oder Mehl taucht, in der Größe eines Borsdorfer Apfels und kocht sie in Salzwasser (besser ist Fleischbrühe), 10 Minuten und bestreut sie beim Anrichten noch gern mit in Butter gerösteter Semmelkrume.

L. H.

Ein anderes, einfacheres Recept ist das folgende: Ein Stück Kalbsleber wird aus der Haut geschabt, mit ebenfalls geschabtem Nierenfett, Zwiebel, Petersilie fein gewiegt, mit einigen, in dünne Scheibchen geschnittenen Weißbrödchen und vier Eiern vermischt, mit ein viertel Liter warmer Milch übergossen und mit Salz und Pfeffer abgeschmeckt. Sobald Alles gut verrührt ist, forme man runde Knödel und koche diese in Fleischbrühe.

E. K.

Carlsbader Oblaten (64). — Man stößt 280 Gr. Zucker mit einer halben Schote Vanille; ferner 140 Gr. Mandeln, verreibt diese im Mörser gut mit dem Zucker und mischt Alles in einer Schüssel. Dann bereitet man folgenden Teig zum Backen der Oblaten, wozu es eines guten Hohlhippen-Eisens bedarf: 250 Gr. Mehl, 2 Eidotter und etwas über einen halben Liter Milch werden recht fein abgeschlagen. Nun macht man das Hohlhippen-Eisen heiß, streicht es mit Wachs, giebt einen kleinen Schöpflöffel voll Teig hinein, und bäckt ihn auf einer Seite ganz blaß, auf der anderen semmelbraun. Die einzelnen Stücke werden auf der brauneren Seite mit warmer, zerlassener Butter bestrichen, darauf mit einem Eßlöffel voll der oben beschriebenen, gemischten Füllung bestreut, mit einer bestrichenen Oblate bedeckt, wieder in das Eisen gegeben und noch etwas gebacken, damit der Zucker schmilzt und sie durch und durch semmelfarben werden. Hierauf legt man sie sofort flach auf einander und bewahrt sie in einer Schachtel.

Henriette L. in Eger.

Schwefeln (64). — Um Strohhüte zu schwefeln, welche vorher in einem heißen Absud von Weinsteinsäure rein gebürstet wurden und gut abgetropft waren, bereitete ich mir eine ziemlich tiefe Kiste mit gut passendem Deckel vor, bohrte in alle vier Seiten in regelmäßiger Entfernung Löcher, durch welche ich schmales, weißes Baumwollenband zog und in solcher Weise ein Gitter herstellte. In dieses hängte ich den zu bleichenden Hut. Die lose gespannten Bänder senken sich, doch achte man darauf, daß es nicht zu tief geschehe, damit die Flamme des angezündeten Schwefels den zu bleichenden Gegenstand nicht erreichen und sengen kann. Ehe ich die Bänder spannte, stellte ich eine schwarzblechene Räucherpfanne auf den Boden des Kastens, auf welche ich Schwefelblüthe, oder wie es auch an manchen Orten genannt wird, Schwefelmilch, schüttete; nicht zu viel auf einmal da man nachgeben kann. Diese zündete ich alsdann mit langem Fidibus an, schloß den Deckel und öffnete ihn erst nach Verlauf von einigen Stunden. Gut ist es, wenn man die Kiste in einen freien Raum stellen kann, da der Schwefeldampf unangenehm und für die Athmungsorgane schädlich ist. Die zu bleichenden Sachen kann man mittelst weißer Stecknadeln an den Bändern befestigen.

Henriette L. in Eger.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W., Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 12. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2½ M. Berlin, 14. Juni 1891. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Eine Seemanns-Mutter.

Ein Bild von der deutschen Küste.

Von Friedrich Meister.

Auf der flachen Höhe des bewaldeten Uferhanges, umsäumt von dichten Schwarzdorn-Knicks, stand Peter Winter's, des Käthners, kleines Gehöft. Im Grunde einer langen, gewundenen Schlucht, welche das Gehöft und dessen Koppeln auf drei Seiten umlief, schlich ein seichtes Bächlein über Lehm und Steingeröll dem Meere zu. Dichtes, hohes Laubgehölz wogte und rauschte allenthalben an den Hängen, und an windigen Abenden, wenn ich auf der Bank vor des Käthners Thüre, oder, zu späterer Stunde, in der weiten, halbdunklen Küche vor dem gastlichen Herdfeuer saß, war die ganze Luft mit unaufhörlichem, ernst-melodischem Tosen erfüllt, welches, bald in helleren Tönen anschwellend, bald in tiefem dröhnenden Hauch ersterbend, sich in seltsam gleichmäßigem Rhythmus bewegte. Ich kannte nichts Schöneres, als so zu sitzen und dieser die Seele ergreifenden Musik zu lauschen. Manchmal war es, als seien die Wipfel und Zweige endlich todtmüde und erschöpft, und als wollten sie einschlafen. Da aber erhoben sich alle Winde zu erneutem, einmüthigem Ansturme, die Wipfel fuhren mit pfeifendem Sausen tief hernieder, um sich dann wieder, keuchend und zitternd, emporzurichten, neuen tyrannischen Uebermuthes gewärtig. Ich lernte auch die Stimmen der einzelnen Baumarten unterscheiden. Die Fichten erschienen mir immer am mißlaunigsten; die Klagen der Birken, der zarten Frauen unter den Waldbäumen, erinnerten mich an leises, leidenschaftliches Weinen, in den tiefen, etwas heiseren Tönen der Buchen und Erlen aber klang es wie ernster Triumph.

Das träge Bächlein hatte Sommer und Winter denselben niederen Wasserstand, und gleich nach seinem Heraustreten aus der Schlucht verzweigte es sich auf dem flachen Küstensande in unzählige kleine Rinnsale, die, jedes nach seiner Weise, in vielfachen Windungen der grün erschimmernden See zustrebten. Ein wenig oberhalb des zur Kathe gehörigen Gärtchens führte eine schmale Planke über die Schlucht, und gern stand ich hier, um hinabzuschauen auf die Gebüsche und breitblättrigen Sumpfgewächse, zwischen denen das Wasser des Bächleins heraufglitzerte. Jeder, der von der Geest her zum Dorfe kam, mußte über diese Planke gehen, und wenn Peter Winter am Fenster seines Stübchens saß, konnte er, trotz der nicht unbedeutenden Entfernung, die Daherkommenden leicht erkennen, denn sobald dieselben die Planke betreten hatten, zeichneten sich ihre Gestalten scharf gegen das Stück Himmel ab, das dort in der breiten Lücke des Gehölzes sichtbar wurde.

Peter Winter war ein sehr ruhiger, überlegter Mann, der nur selten, und auch dann nur wenig, sprach. Seinem massiven Antlitz sah man stetes, grübelndes Nachdenken an, und in seinem ganzen Gebahren, in den gemessenen Bewegungen seiner starken Gliedmaßen, lag ein Ausdruck in sich abgeschlossener Männlichkeit und innerer Stärke. Wer ihm auf der Landstraße jenseits des kleinen Gehölzes, oder im nahen Dorfe, oder auf einem der Fußsteige im Geestlande begegnete, wie er, vor sich hinblickend, die buschigen Brauen zusammenzog und in der hartnäckigen Verfolgung eines Gedankens ab und zu mit dem Kopfe nickte, der schaute sicher noch ein- oder zweimal nach ihm zurück. Frau Winter war eins jener frischen, kräftigen, intelligenten Weiber, wie man sie in unseren Küstenländern so mannigfach findet; ihre Bildung war eine äußerst geringfügige, aber an gesundem Mutterwitz übertraf sie viele ihrer städtischen Schwestern. Ich hegte eine große Freundschaft für das wackere Paar und hatte besonders auch eine herzliche Freude an den vier Knaben, die dasselbe um sich heranwachsen sah. Peter Winter hatte die erste Hälfte seines Lebens auf der See zugebracht und sich ein Kapital zusammengefahren, welches ihm jährlich gegen hundertfünfzig Thaler Zinsen abwarf; dieses Geld, nebst dem Ertrage des kleinen Grundstückes, des Heirathsgutes seiner Frau, setzte ihn in den Stand, recht behaglich zu leben.

Die vier Knaben waren im Alter nur wenig unterschieden. Stephan zählte fünfzehn, Heinrich vierzehn, Hannes zwölf und „lütt Peter" zehn Jahre, als ich dieselben zuerst kennen lernte. Des Vaters Unterhaltungen drehten sich zumeist um seemännische Angelegenheiten, und an den langen Winterabenden, wenn das Vieh sein Futter erhalten hatte und alle Thüren des Gehöftes sorglich verschlossen worden waren, erzählte der gegen Andere so schweigsame Mann zuweilen stundenlang von den Erlebnissen und Abenteuern seiner Seefahrtszeit. Die Erzählungen eines jeden Seemannes, sofern derselbe auch nur eine halbwegs mittelmäßige Begabung hat, sind, als der Ausdruck eigenster Erfahrungen, immer von lebendigster Anschaulichkeit und hohem Interesse; Winter aber redete mit fast dramatischer Kraft, und seine Geschichten kamen den Zuhörern nicht leicht wieder aus dem Gedächtniß, und so gab es denn auch keine größere Freude für die vier Jungen, als dem Vater so oft als möglich eine Erzählung abzuschmeicheln.

In der Dorfschule. Nach einer Original-Photographie aus dem Verlage der Artistischen Union B. E. Müller und Comp. in Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Familie Winter lebte und athmete gleichsam im Banne des Meeres, denn wenn die Fluth hoch war, konnte man von der Thür der Kathe aus mit einem Steinwurf bequem die Brandung erreichen. Draußen, in der glitzernden Ferne, zogen die Schiffe südwärts und nordwärts vorüber, und, wie alle übrigen Kinder des Küstendorfes, hatten auch Winter's vier Jungen ein nie endendes Interesse an der Unterhaltung über die verschiedenartigen Fahrzeuge, die draußen sichtbar wurden. Auch hatten sie ein besonderes „Schiffsspiel" erfunden. Dazu setzten sie sich in ihren Freistunden auf die Thürschwelle und zählten, jeder immer eine bestimmte Zeit lang, die passirenden Schiffe. Dabei galt ein Dampfer fünf Steinchen, ein Vollschiff oder eine Bark vier, eine Brigg drei, ein Schooner zwei und ein Fischerboot eins, und wenn sie mit dem Spiel aufhörten, dann zählte jeder seinen Theil zusammen, und wer die höchste Anzahl von Steinchen aufweisen konnte, der hatte gewonnen.

In den Gedanken der Knaben, die am Meeresstrande aufwachsen, existirt kaum ein anderer Lebensberuf, als der eines Seefahrers. Sie geben zu, daß auch das Land einige Bewohner haben müsse, und daß Bäcker, Schlächter und auch Bauern immerhin nicht ohne einen gewissen Nutzen für die Allgemeinheit seien, meinen aber, daß ein echter und rechter Mann nichts anderes als ein Seemann werden dürfe. Und sobald solch ein Junge dreizehn Jahre alt geworden ist, dann strebt er, wie eine junge Ente, mit aller Gewalt dem Wasser zu.

Stephan Winter mußte bis zum Ablauf seines fünfzehnten Jahres die Schule besuchen, weil die daselbst gesammelten Kenntnisse ihm, nach dem Willen des Vaters, später das Erlernen der Navigations-Wissenschaft erleichtern sollten. Endlich aber kam die Zeit, wo die Lehrjahre an Bord zu beginnen hatten, und an einem trüben Morgen schaute die Mutter schmerzvollen Blickes hinter ihm her, wie er über die Planke ging und den Weg nach der Hafenstadt einschlug. In des Knaben Gegenwart hatte sie ihre Bewegung beherrscht, weil sie ihm das Herz nicht schwer machen wollte; jetzt aber, als die Schlucht hinter ihm lag, begann ihre Unterlippe zu beben und ihr Auge sich mit Thränen zu füllen, und als seine Gestalt hinter dem nächsten Hügel verschwand, da wendete sie sich schnell ab, eilte in die Küche und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Nach einer Weile kam Peter Winter von draußen herein; er trat herzu, klopfte seinem Weibe sanft auf die Schulter und sagte:

„Laß es gut sein, Mutter; einmal mußte er doch fort. Und es ist ja auch nur eine kurze Reise; wenn er nach drei Monaten zurückkommt, dann wirst Du Dich freuen und stolz auf Deinen Jungen sein."

Die Frau aber antwortete:

„Er ist der Erste, der aus dem Hause geht, und nun werde ich Nachts den Wind nicht mehr hören können, ohne an meinen Jungen zu denken, der dann so weit von mir ist! Ach lieber Gott! Wenn wir doch die Anderen bereden könnten, daß sie an Land blieben! Sie können in der Stadt ja so mancherlei lernen und werden; dann hätten wir sie wenigstens Sonntags bei uns zu Hause und müßten sie nicht draußen wissen auf der schlimmen, schlimmen See! Weißt Du noch, wie wir den Ertrunkenen unten auf dem Sande liegen sahen? Den jungen Dänen? Sein Gesicht war von den Steinen ganz zerschürft und sein langes, blondes Haar zerwühlt und voll Seetang. Wie mag seine Mutter auf ihn gewartet haben! Und derweil lag er hier auf dem Strande, wie ein Stück Treibholz! Und ich dachte: wenn das nun einer von meinen wäre! Er war nicht so hübsch wie unser Stephan, aber seine Mutter hat sicher viel tausend Thränen um ihn geweint. Und heute muß ich immer an ihn denken!" — —

Einige Wochen später wurde das Wetter rauh und stürmisch. Der Wind fuhr mit wildem Getos durch die Schlucht und das Gehölz; und wenn der Herdrauch aus dem Schornstein herab in die Küche getrieben wurde und der Regenguß an den Fensterscheiben rasselte, dann wechselte Peter Winter mit seinem Weibe gar besorgte Blicke. Endlich, an einem glücklichen Tage, brachte der Landbriefträger einen etwas unansehnlichen Brief, der eine ausländische Freimarke trug. Die Mutter vermochte denselben in ihrer Erregung kaum zu öffnen. Stephan schrieb:

„Lieber Vater und liebe Mutter! Wir sind gestern hier angekommen, nach einer sehr schlechten Reise. Am ersten Tage, als wir ausgingen, wurde ich etwas seekrank, und da dachte ich viel an Euch und wünschte, daß Ihr kommen und mich wieder zurückholen möchtet. Das ging aber bald vorüber, und wenn ich auch noch jeden Abend an Euch, liebe Eltern, denke, so muß ich dennoch von Euch geschieden sein, damit ich bald meinen Unterhalt verdienen lerne und Euch dann unterstützen kann, wenn Ihr alt werdet. Der Kapitän ist keiner von den schlechten, aber er flucht sehr viel und ist beim Essen recht unreinlich. Ich muß ihm und dem Steuermann aufwarten, als wenn ich eine Dienstmagd wäre, aber ich sehe es nicht gern, wenn er sich die Brust seiner Piejack mit Suppe begießt und mit Brocken bestreut. Bei Dir waren wir es anders gewohnt, liebe Mutter. Die Russen hier in Kronstadt gefallen mir nicht; wir haben eine Menge Leute an Bord, die die Ladung löschen, sie sehen aber Alle aus, als hätten sie sich monatelang nicht gewaschen. Mit dem Waschen ist es übrigens an Bord auch schlecht, wir kriegen lange nicht genug Wasser, und da waschen sich denn immer sechs oder acht Mann von uns in demselben bischen Wasser. Meine Hände sind ganz voll von Salzwasserborsten, und die thun weh, sonst aber geht es mir gut, denn ich habe dem Kapitän jeden Tag geholfen, wenn er die Sonne nahm. Du mußt Vater sagen, daß unser Kapitän sein Besteck anders rechnet, als ich das vom Vater gelernt habe. Wenn er die Sonne genommen hat, dann rennt er zur Reiling und löscht da die Zahlen aus, die er am Tag vorher angeschrieben hat. Ist das Wetter trocken, dann schickt er mich in die Kajüt', daß ich die Declination nachsehe, und dann rechnet er seine Breite mit einem zweireihigen Exempel aus. Er irrt sich ganz sicher oft um viele Meilen, aber deswegen bringt er das Schiff doch immer richtig binnen. In der Hundswacht denke ich oft an Euch, dann sitzt Ihr so warm und mollig am Feuer; ich aber gehe mit den Matrosen Wacht um Wacht, und als wir hier nach Kronstadt aufkreuzten, war es mächtig kalt. Die Brüder sind hoffentlich gesund und munter. Ich bringe Euch ein paar große, rothe Holznäpfe mit, auf den Schrank zu stellen. Grüßet alle Bekannte, auch Sultan, den alten Hund. Ich weiß nicht, wenn wir hier klar sein werden, aber ich freue mich auf den Tag, wo ich über die Planke nach Hause kommen werde. Nun aber muß ich schließen, liebe Eltern, weil der Brief an Land muß. Es grüßt und küßt Euch Euer liebender Sohn Stephan Winter."

Ich habe eine ganze Reihe solcher einfacher, treuherziger Seemannsbriefe in meinem Besitz, und beim Lesen derselben wird mir immer von Neuem warm um's Herz. Die Seeleute schreiben bei Weitem nicht so charakteristisch, als sie reden, dennoch aber gewähren mir die alten, vergilbten Blätter stets ein höheres Vergnügen als die klassischste Lektüre.

Ein lange Zeit nach diesem Briefe befand sich Frau Winter an einem sonnenhellen Nachmittag im Garten, um nach den Bienen zu sehen. Zufällig warf sie einen Blick nach dem Wege hinüber, und was sie dort erspähte, veranlaßte sie, die Hände emporzuheben, dann aber, ohne jede Rücksicht auf ihre mütterliche Würde, dem Hause zuzurennen und zu rufen:

„Vater! Kinder! Stephan kommt! Stephan kommt!"

Darauf wendete sie sich wieder um und eilte mit fliegenden Haubenbändern den Gartenpfad hinunter, und als sie endlich ihren Sohn in den Armen hielt, lachte und weinte sie laut durch einander und klopfte und streichelte ihm die Wangen, als sei er noch ein kleines Kind. Er aber legte den Arm um seine Mutter und führte sie in das Haus, liebevoll und ernst, denn er hatte, wie sich hierbei mehr als je zuvor herausstellte, viel von dem stillen Wesen seines Vaters.

Als Peter Winter am Abend seine Arbeit beendet hatte, scharte sich die Familie in festlicher Stimmung um den Tisch und lauschte den einfachen Erzählungen des Heimgekehrten mit eifrigem Interesse bis um die Mitternachtsstunde.

Am nächsten Sonntag hatte sich, nach altem Herkommen, der junge Seefahrer in der Kirche zu zeigen, woselbst dann, nach dem Gottesdienste, Alt und Jung ihn mit herzlichem Händeschütteln freundlich willkommen hieß. —

Nach kurzem Aufenthalte im elterlichen Hause mußte Stephan seine zweite Reise antreten. Die Mutter weinte und härmte sich um ihn, als ginge er zum ersten Male von ihr, und ihr Gatte hatte keinen Trost für sie. Nach einigen Tagen war ihre Fassung zurückgekehrt, allein derselbe herbe Schmerz wiederholte sich bei jeder der späteren Trennungen von dem Sohne immer von Neuem.

So war ein Jahr nach Stephans erster Heimkehr verflossen; da erklärte Heinrich eines Tages, daß auch er nun zur See gehen wolle. Der Vater und die Mutter mußten sich dem Wunsche des Knaben fügen, obwohl es ihnen hart an's Herz griff, die Kinder eins nach dem anderen hergeben zu sollen. Andererseits aber wäre es dem alten Winter wie ein Verstoß gegen die Weltordnung erschienen, wenn einer seiner Knaben die Neigung geäußert hätte, am Lande bleiben zu wollen. Die Mutter ertrug auch alle die unvermeidlichen Herzensleiden mit jener rührenden, heldenmüthigen Geduld, die uns Männer so oft zur verehrungsvollsten Bewunderung der Frauen hinreißt; aber wenn in der Nacht der Sturmwind in den Baumwipfeln toste, dann fand sie keine Ruhe. Wieder und immer wieder mußte sie dann durch das kleine Fenster hinausschauen auf das Meer, um klopfenden Herzens die „weißen Windrosse", die Schaumkämme der Wogen, zu beobachten, die bäumend und stampfend über die hohl erbrausende Tiefe dahinjagten. Und jeden Morgen richtete sie an den Gatten die eifrige Frage:

„Vater, wie ist heute draußen der Wind?"

In seiner Antwort aber redete Peter Winter dann nichts von Nord oder Ost, oder von Nordwest oder Südost, denn er wußte, daß seinem Weibe an den Strichen und Zeichen des Kompasses nur wenig gelegen war. Sein Bericht lautete einfach:

„Stephan hat eine gute Brise; ich denke, daß er heute den englischen Kanal hinter sich bringt. Heinrich wird bei Neufundland wohl die Ohren steif halten müssen, aber sein Fahrzeug ist gut, und der Kapitän ist ein fixer Seemann. Hannes," — auch der Dritte war inzwischen dem Zuge der Natur gefolgt, — „hat's am besten; der treibt jetzt im Passat und braucht nicht mehr zu frieren."

Es war jetzt immer eine besondere Freude für die Hausfrau, wenn einer der Schiffer aus dem Bekanntenkreise ihres Gatten bei ihnen vorsprach, denn die warmherzigen alten Knaben, die sehr wohl wußten, worauf sie es mit ihren Fragen über Wind und Wetter abgesehen hatte, verfehlten nie, der besorgten Mutter das Seeleben mit seinen Gefahren von der harmlosesten Seite darzustellen, und es kam ihnen gar nicht darauf an, ihre Auskünfte und Schilderungen, wo es Noth that, durch eine Reihe der kühnsten Erfindungen zu bekräftigen.

Nach Verlauf der vorgeschriebenen Fahrzeit legte Stephan sein Steuermanns-Examen ab, und als er mit dem erhaltenen „ersten Charakter" als „Offizier" im Vaterhause erschien, da wurde die Phantasie des jüngsten Bruders hoch erregt. Das waren glückliche Abende in der alten Heimstätte, wenn der junge Steuermann, an der Seite des Vaters sitzend, in seiner gesetzten und doch auch jugendlich frohsinnigen Weise seine Erlebnisse und Abenteuer erzählte, die für den Alten zwar nichts Fremdartiges hatten, denen derselbe aber dennoch, seiner eigenen jungen Jahre gedenkend, mit schmunzelndem Behagen lauschte, während die Mutter, glückselig wie ein Kind, keinen Blick von dem Sohne abwendete. Stephan hatte seines Vaters kraftgewaltige Gestalt, sein Antlitz aber trug die weichen, beweglichen Züge der Mutter. Die welligen Massen seines Haares waren hinter die Ohren zurückgekämmt, in denen kleine goldene Ringe funkelten; dieser Schmuck und das dunkle, leuchtende Auge verliehen ihm ein fast fremdartiges Aussehen. Seine Stimme war laut und klangvoll, und wenn man ihn so an dem großen, eichenen Tische sitzen und lebhaft erzählen sah, dann konnte man den innigen Stolz der Mutter wohl begreifen.

„Wenn ich nun wieder in See gehe, nehme ich lütt Peter mit," sagte Stephan eines Abends ganz plötzlich. „Wir wollen einen fixen Kerl aus ihm machen."

Lütt Peters Augen blitzten auf, die Mutter aber lehnte sich todtenblaß in ihren Stuhl zurück.

„Nein, Stephan, nein, Vater," flehte sie und hob die zitternden Hände auf, „das dürft Ihr mir nicht anthun! Laßt mir den Kleinen, den Letzten! Nehmt Ihr mir auch den noch, dann kann ich nicht mehr schlafen. Schon jetzt sind die Nächte so fürchterlich, und wenn der Wind heult und der Schaum von der See bis auf die Thürschwelle und in den Garten fliegt, dann wird mir das Herz so weh um die Anderen, die draußen sind! Was soll ich anfangen, wenn alle Vier mich verlassen haben?"

Lütt Peter sagte kein Wort, denn er wollte seiner Mutter nicht unnöthig Schmerz bereiten, und als sie ihn küßte, bevor er zur Ruhe ging, streichelte er ihr zärtlich das Haar. Im Schlafzimmer aber, allein mit dem Bruder, sagte er:

„Das war gut, Stephan; fang nur morgen wieder davon an. Es hilft ja doch nichts, Mutter muß sich daran gewöhnen. Ich halt's nicht länger an Land aus, und in der Schule kann ich auch nichts Neues mehr lernen."

Der alte Winter und seine Frau saßen an jenem Abend noch lange beisammen in dem einsamen Gemach.

„Wenn zwei aus einer Familie zusammen auf einem Schiffe sind, — wie war das doch, Vater?" fragte die Mutter.

„Das ist nicht gut. Das soll man vermeiden. Zuviel Eier in einem Korbe taugt nichts. Geht das Schiff zu Grunde, dann verliert man gleich zwei. Fährt jeder für sich, dann bleibt Dir im schlimmsten Falle immer noch Einer, — so Gott will. Willem Ketelsen und sein Bruder Jan musterten beide auf dem ‚Pfauhahn'. Das war vor drei Jahren. Seitdem ist die Brigg verschollen, und die Witwe Ketelsen, die nur diese beiden Jungens hatte, von deren Unterstützungen sie lebte, mußte in's Land-Armenhaus gebracht werden. Karl Fenner nahm seinen Sohn mit sich auf seinen Ewer. Bei Langeland kriegte er schweres Wetter, und das Fahrzeug trieb bei Nacht und im Schneesturm auf den Strand. Der Junge schrie und heulte, und der alte Fenner weinte auch. Es war ihm nicht um sein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Leben zu thun, meinte er, aber die Alte daheim würde ihm nie verzeihen, daß er auch ihren einzigen Sohn mit sich in den Tod gerissen. Der Ewer ging in Stücke, und von der ganzen Mannschaft wurde nur der Koch geborgen. Es bringt Unglück, wenn zwei aus einer Familie an Bord sind, und ich mag davon nichts wissen."

„Dann darfst Du auch nicht leiden, daß Stephan den Kleinen mit sich nimmt, Vater. Laßt mir den Jungen zu Hause! Ich glaube, ich überlebe es nicht, wenn auch der noch geht und ich ganz einsam und verlassen in dem leeren Hause zurückbleibe. Und der Junge ist so zart, und seine Hände sind so weiß und fein, — gar nicht geschaffen für die schwere Arbeit mit den theerigen Leinen und mit den harten, nassen Segeln!"

Winter versprach, sein Bestes zu thun. Da lütt Peter sich von seinem Vorsatze nicht abbringen lassen wollte, so mußte er sich wenigstens dazu verstehen, allein und nicht mit seinem Bruder anzumustern.

Die Herrichtung seiner Ausstattung war eine traurige Aufgabe für seine arme Mutter, und manche heiße Thräne fiel in die Seekiste, in welche sie die Sachen hineinpackte. Sie wußte genau, was solch' ein junger Seefahrer brauchte, und immer wieder rief sie den Sohn zu sich heran, um ihm zu zeigen, wo er dies und jenes zu suchen hätte.

„Dein Nähzeug lege ich Dir hier in den kleinen Kasten; da findest Du auch den Riga-Balsam und das Hamburger Pflaster, wenn Du Dich einmal geschnitten hast. Auch eine Pelzkappe habe ich Dir gemacht; wenn es kalt ist und schneit, dann ist sie besser als ein Südwester. Deine Bibel liegt hier unter den Seestiefeln, Peter; versprich mir, mein Sohn, daß Du Sonntags darin lesen willst, wenn Du Zeit und Muße hast. Ich habe ein Seidenband hineingelegt an der Stelle, wo von unserm Herrn Christus geschrieben steht, wie er auf das Wasser kam und den Sturm stillete. Wenn Du das liesest, lieber Sohn, dann denke an Deine arme, einsame Mutter und bitte den lieben Herrgott, daß er Dich wieder gesund zu ihr zurückbringe."

Dabei schaute sie ihren Knaben mit den thränengefüllten Augen lange und innig an und legte ihm kosend die Hand auf den blondlockigen Kopf. Und jede Kleinigkeit, die sie noch ferner in die Kiste legte, gab ihr Grund zu weiteren liebevollen Worten und Ermahnungen und auch zu neuen Thränen.

Endlich kam der Tag der Trennung. Der Wagen, der lütt Peter und seine neue, grün angestrichene Seekiste zum Bahnhof in die Stadt bringen sollte, hielt vor der Thür.

„Ich fahre mit," sagte die Mutter. „Es ist mein Letzter, und ihn wenigstens will ich abreisen sehen. Bei den Anderen konnte ich's nicht ertragen, — jetzt aber will ich's versuchen . . ."

Und so rollte sie mit ihrem Liebling über den holprigen Heideweg, während der Vater in der Gartenpforte stehen blieb und ihnen nassen Blickes nachschaute, bis der Wagen hinter den Ginsterbüschen der welligen Anhöhen verschwand. — —

Ein Monat war vergangen. Frau Winter hatte eines Abends wie gewöhnlich für ihren Mann und sich den Tisch gedeckt, traurig, daß so viele Plätze an demselben jetzt leer bleiben mußten; da pochte ein Mann draußen an die Thür. Sie ging und schob den Riegel zurück.

Ihre Augen wurden starr, und ihre Lippen öffneten sich, als sie dem Ankömmling in's Gesicht sah.

Der Seemann zögerte ganz unnöthig lange beim Reinigen seiner Stiefel auf dem Ginstergeflecht und fragte dann mit unsicherer Stimme:

„Winter zu Hause?"

Die Frau schaute ihm fest in's Auge.

„Was wollt Ihr von meinem Mann?" fragte sie; dann aber fuhr sie fort, hastig, dringend, mit unsäglicher Angst in Blick und Stimme:

„Sagt mir's, was Ihr bringt! Sagt mir Alles! Welcher ist's? Ist's Johannes? Oder Stephan? Von Heinrich könnt Ihr noch nichts wissen, — oder, — Jesus, mein Heiland! — ist's Peter?"

Sie ergriff des Mannes Arm, und noch am anderen Tage trug derselbe die Spuren ihrer Finger.

Der Seefahrer versuchte, die Kunde, die er brachte, vorsichtig einzuleiten, allein die unwiderstehliche Heftigkeit der Mutter vereitelte Alles.

„Mann, ich will's wissen! Ist's Peter?"

„Ja."

„Wo? Wo kann ich ihn sehen?"

„Im Himmel. Das Schiff ist beim Kap Finisterre auf die Felsen getrieben und verloren gegangen mit alle Mann."

Die Frau schwieg. Dann sagte sie ganz ruhig:

„Kommt herein und wartet, bis mein Mann kommt. Er wird Euch auch etwas Abendbrod geben. Ich fühle, — ich habe einen Schmerz hier in der Brust, — wohl am Herzen. Wir müssen dafür sorgen, daß es den armen Vater nicht zu arg trifft. Lütt Peter war sein Liebling."

Als Peter Winter nach Hause kam und in das Zimmer trat, ging seine Frau auf ihn zu, legte ihre Arme auf seine Schultern und küßte ihn. Er warf einen schnellen, fast scheuen Blick um sich, und als er den fremden Seefahrer gewahrte, wußte er, daß ein Unglück über sein Haus gekommen war. Er öffnete den Mund zu der Frage: „Welcher ist's?" Aber die Stimme versagte ihm, und als er's nun aus dem Munde seines Weibes vernahm, — „Der Kleine, unser Peter," — da setzte er sich nieder und wiederholte die Worte wie ein Geistesabwesender. Ein Tropfen Blut rann aus seinem Munde über seinen grauen Bart; er wischte ihn weg und betrachtete dann verständnißlos seine rothgefärbten Fingerspitzen.

Trübe und trauervoll war das Jahr, das nach lütt Peter's Tode über das einsame Haus am Uferhange dahinzog. Ganze Nachmittage lang saß die Mutter in ihrer Kammer vor den Schubkästen der alten, eichenen Kommode und betrachtete die Reliquien ihres Jüngsten, — die weiche, seidene Locke von des Knaben Haar, die hübschen, rothen Schuhe, die der Vater dem Kinde aus Kronstadt mitgebracht, seine Schulbücher, kurz, alle jene Nichtigkeiten, an die doch so unendlich theure Erinnerungen geknüpft zu sein pflegen. Die stumme, hülflose Noth in den Herzen solcher armen Mütter hat mich stets auf das Tiefste ergriffen; ich habe gar Viele gekannt, deren Kinder in der See einen frühen Tod gefunden; sie trugen ihr Weh mit sich herum, still und rührend, geduldig in ihrer Schwäche und Hoffnungslosigkeit, und wenn sie demselben einmal Worte verliehen, — solche Worte, wie sie eben den einfachen, in den engsten Verhältnissen lebenden Menschen jener Stranddörfer zur Verfügung stehen, — dann redete ein Pathos aus der Einfalt ihrer Gedanken, welches wiederzugeben keine Feder im Stande ist.

Stephan, der Steuermann, kam heim; er hatte Glück gehabt auf seinen Fahrten, und nun brachte er einen Sonnenblick in das Herz der Mutter durch die Eröffnung, daß er ihr eine Tochter zuführen und sich ein eigenes Heim gründen werde. Es traf sich gut, daß auch Heinrich und Hannes am Ehrentage des Bruders im Vaterhause sein konnten, und so schien es fast, als ob Frau Winter zum ersten Male seit langer Zeit wieder einmal recht von Herzen glücklich wäre. Aber die Tage der Freude vergingen, und der junge Ehemann mußte wieder an seinen Beruf und an das Erwerben des Unterhaltes für sein Weib und seinen Hausstand denken. Als er wieder in See gegangen war, behielt die Mutter die junge Frau noch, so lange es anging, bei sich im Hause. Sie redeten viel mit einander, denn sie fühlten sich nun Beide wieder einsam. Eines Abends sagte die Mutter:

„Wenn Gott Dir Söhne giebt, liebe Tochter, dann halte sie zurück von der See. Sonst könnte der Tag kommen, wo Du wünschest, daß Du sie nie geboren hättest. Meine Knaben sind alle gut und brav, aber ich kann mir nicht helfen, ich muß doch immer und immer an mein armes Kind denken, das auf dem tiefen Meeresgrunde liegt, — vielleicht auch auf den Steinen der öden, fremden Küste. Wie wäre Dir, wenn Du fürchten müßtest, daß die Möwen Deinem Kinde die Augen auspickten? Die lieben, freundlichen, blauen Augen . . ."

Sie wendete sich ab und schluchzte.

Die Fügungen der Vorsehung sind zuweilen schwer zu verstehen, öfter aber noch entziehen sie sich dem Verständniß der Menschen gänzlich, und so war auch dieser einfachen Frau noch viel zu tragen vorbehalten, ehe ihr die Erlösung wurde.

Wieder war ein Jahr vergangen; da kam Frau Winter eines Tages aus der Stadt nach Hause und fand eine Schar von Nachbarinnen um ihre Schwiegertochter beschäftigt. Schlimme Kunde war eingetroffen, und das Kindlein der armen jungen Frau erblickte das Licht der Welt genau vierzehn Tage nach dem Tode seines Vaters. Stephan Winter's Schiff war in der Bay von Biscaya mit Mann und Maus geblieben.

Niemand konnte sagen, daß Frau Winter nach diesem neuen Schlage ihren Schmerz groß zur Schau getragen hätte, aber ihr Haar wurde in kurzer Zeit ganz grau. Sie hatte jetzt für die Frau und das Kind des Ertrunkenen zu sorgen, und für das Letztere empfand sie bald eine leidenschaftliche Liebe. Der kleine Bursche erinnerte sie lebhaft an ihren eigenen Jüngsten, an lütt Peter, um den sie in stiller Nacht noch immer weinte.

Heinrich und Hannes waren inzwischen ein Paar stattliche, prächtige Jünglinge geworden, die mit brüderlicher Liebe zärtlich an einander hingen. Es fügte sich oft, daß sie zur gleichen Zeit zu Hause eintrafen, und dann brachten sie frisches Leben und fröhliche Heiterkeit an den sonst so stillen Ort, wenngleich weder der Vater noch die Mutter es sich versagen konnten, die Unterhaltung bei jeder Gelegenheit auf die beiden anderen Brüder zu bringen, deren Platz am Herdfeuer und am Tische nun für immer leer bleiben mußte.

Es war den jungen Seefahrern gelungen, der Mutter die Einwilligung abzuschmeicheln, sie mit einander an Bord eines Schiffes gehen zu lassen, und sie versprachen sich viel Freude von der nächsten Reise. Am letzten Abend setzte sich die alte Frau zwischen Beide an den Tisch und begann mit sanfter, gepreßter Stimme:

„Morgen reiset Ihr nicht allein, liebe Kinder. Euer Vater und ich, wir begleiten Euch bis nach Hamburg, bis an den Hafen. Wir wollen Euch noch sehen, so lange es geht, — ja, so lange es geht."

„Aber, liebe Mutter, warum denn das? Die Fahrt auf der Eisenbahn ist weit und anstrengend für Euch."

„Laßt mich, laßt mich; als lütt Peter das letzte Mal fortging, da brachte ich ihn auch nur bis auf die Eisenbahn . . . ich sehe ihn noch immer vor mir mit seinen glänzenden Augen, — und wie er so fröhlich seine Mütze schwenkte. Mein armes, armes Kind! — Und dann ging Stephan fort, und ich brachte ihn nicht einmal bis in die Stadt . . . Jetzt haben wir nur noch Euch Beide, und da wollen wir Euch vor Augen haben, so lange der liebe Gott Euch uns noch gönnt. Wenn doch wenigstens nur Einer zu Hause bleiben und dem Vater in der Wirthschaft helfen wollte!"

Allein der Zauber des Seelebens erwies sich mächtiger, als die Thränen der Mutter, und so holte Peter Winter am nächsten Morgen seinen besten schwarzen Rock und den breitrandigen Filzhut aus dem Schranke und machte sich mit seiner alten Frau und den beiden Söhnen auf den Weg nach der großen Welthafenstadt.

Zwei weitere Tage vergingen, dann glitt das gewaltige Schiff in ruhiger Stattlichkeit durch den dichten, milchweißen Schaum, den die geräuschvolle Schraube des kleinen Schleppdampfers vor ihm aufwirbelte. Heinrich und Hannes standen auf der Back und winkten den in der Jolle nach der „Steinernen Treppe" zurückkehrenden Eltern so unermüdlich ihre Abschiedsgrüße zu, daß der zweite Steuermann sich endlich genöthigt sah, sie mit einigen barschen Worten an ihre Arbeit zu erinnern. Bei Blankenese verließ der Rheder das Schiff; als derselbe die Fallreepsleiter hinabkletterte, gab er sich das Ansehen, als habe er keinen Tropfen von des Kapitäns trefflichem Portwein gekostet, und vom Boote aus winkte er der Mannschaft noch ein würdevolles Lebewohl.

Zweimal noch unternahmen die alten Leute diese Reise nach Hamburg; beim letzten Male hatte sie der Rheder sogar eingeladen, mit ihm das Schiff bis nach Glückstadt zu begleiten und von dort an Bord des Schleppers zurückzukehren. Im Innersten ihres Herzens hofften und glaubten sie bereits, daß das Unglück fortan ihr Haus meiden werde, allein im Buche des Schicksals war es anders beschlossen. Wenn ich des Loses dieser armen Leute gedenke, dann will mir eine bestimmte Stelle aus der Musik Beethoven's nicht aus dem Sinne, eine Reihe jener seelenergreifenden Akkorde, in denen alles das ausgedrückt ist, was ich hier sagen möchte von dem bitteren, bitteren Trennungsweh', von den Thränen, die nächtlicher Weile den alten, treuen, schlaflosen Augen entrinnen, und von dem letzten, höchsten Schmerz . . . doch Worte sind hier leerer Schall.

Auch Heinrich und Hannes fanden ihren frühen Tod, aber nicht im Kampfe mit den tobenden Elementen, wo dem Seefahrer die Zeit und die Bestimmung fehlen, an die Schrecken des letzten Augenblickes zu denken. Sie kamen in der schlimmen Jahreszeit nach New-Orleans und erlagen dort dem Fieber.

Ihre Mutter vergoß bei dieser Kunde keine Thräne mehr, Peter Winter aber sagte:

„Der Herrgott geht seinen eigenen Weg. Er hat mir alle meine Knaben genommen, . . . ich kann nun nicht mehr zu ihm beten."

Die alte Frau wurde ganz schweigsam und still; zuweilen nur, wenn sie in der Abendsonne am Fenster saß, meinte sie, wie im Selbstgespräch:

„Alle anderen Leute können Sonntags auf den Kirchhof gehen und sehen, wo ihre Kinder liegen und Blumen auf die Gräber pflanzen . . . aber meine Knaben, alle meine lieben, lieben Knaben sind fort, ganz fort, ich kann nie zu ihren Gräbern gehen. Und sie hatten so schönes, blondes Haar und so freundliche, helle Augen!"

Sie blieb treu bis an's Ende, aber ich glaube, daß sie herzlich froh war, als ihr letztes Stündlein nahte. Ehe sie starb, wendete sie sich noch an die Witwe ihres Stephan.

„Laß' Deinen Kleinen niemals auf die See gehen, liebe Tochter," flüsterte sie.

Alle Nachbarn hatten das herzlichste Mitleid für die einsamen alten Leute empfunden; allein Jeder, der mit der „schlimmen, schlimmen" See zu thun hat, muß viel Leid hinnehmen, und groß ist allenthalben auf unseren nordischen Küsten die Zahl derer, die dasselbe Mitgefühl verdienen wie Peter Winter und seine Frau.

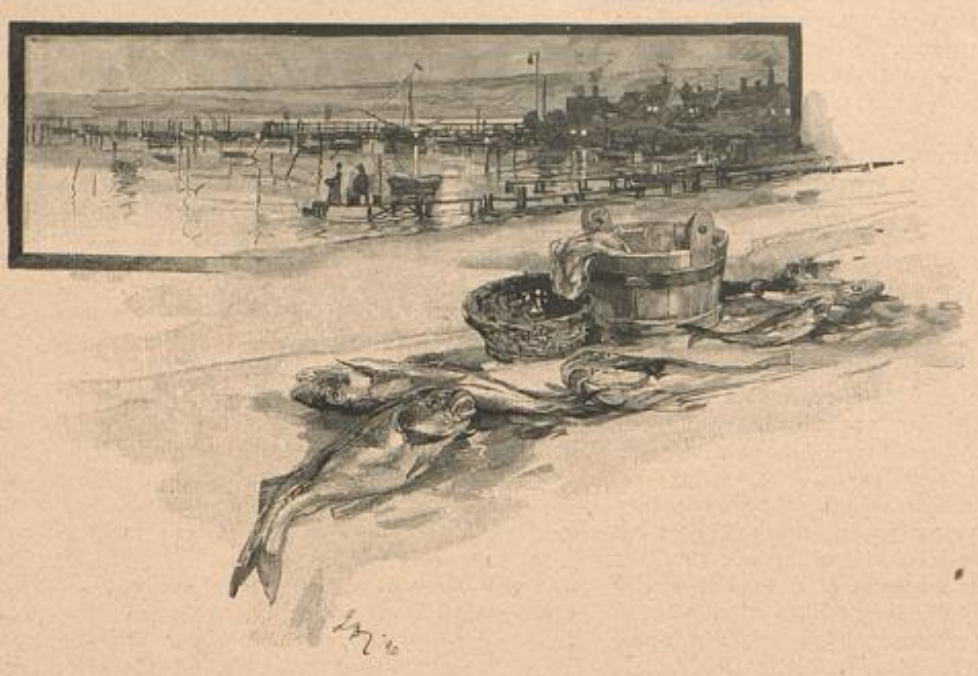
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Kieler Sprotten.

Von Hasso Harden.

Mit vier Abbildungen von Ludwig Dettmann.



Wir sind entschieden undankbarer als unsere holländischen Nachbarn. Während diese den Nachruhm ihres Landsmannes Willem Bökel, — oder richtiger Beukelez, — in alle Welt verbreitet haben, sintemalen derselbe die Kunst, Heringe „einzupökeln“ bis auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht haben soll, während sogar ein Denkmal in seinem Geburtsort Bieroliet das Andenken des großen Mannes verherrlicht, vermag Niemand den Namen des Mannes zu nennen, der auf den glorreichen Gedanken kam, die uralte Kunst des Räucherns auf den Fisch zu übertragen und an den Gestaden unserer Ostsee heimisch zu machen. Und doch kennt man so ziemlich in ganz Europa die „Kieler Sprotts“ und verehrt die feinen, wohlschmeckenden Fischlein mit jener Hochachtung, die dem wirklich Guten gebührt, auch wenn es eben nur ein simpler Hering oder eine schlichte Sprotte ist.

Die geräucherte Sprotte ist eine Delicatesse, die man ebenso gut auf einem fürstlichen Frühstückstisch, wie in der einfachsten Schenkstube findet. In den meerumschlungenen Herzogthümern nun zumal will Niemand seinen Sprott entbehren, — nirgendwo anders aber wird er auch mit solchem Raffinement vor dem Verzehren betrachtet und, während er seinem Berufe zum Opfer fällt, behandelt. Der Holsteiner und Schleswiger, und unter diesen wieder der Kieler und Eckernförder in erster Linie, ist bekannter Maßen überhaupt ein Mann, der zu leben weiß. Wie er freiwillig so leicht kein Stück Fleisch ißt, welches auf dem Eis gelegen hat, und wie er das beste Brod Deutschlands für sich beansprucht, so ist er auch in Bezug auf den Sprott höchst wählerisch; wenn wir im Binnenlande uns schon glücklich preisen, sofern unsere geräucherten Lieblinge nicht alt und trocken sind, verlangt er sie unbedingt „frisch aus dem Rauch“. Ich habe längere Zeit in Kiel gelebt und Anfangs stets gelächelt, wenn an unserem Frühstückstisch die Sprotten prüfend gemustert wurden und der Oberkellner Rede und Antwort stehen mußte, ob der Sprott auch wirklich erst heute Morgen von Ellerbeck herübergekommen sei. Bald aber sah ich ein, daß die Sache ihre Berechtigung hat und lernte dankbaren Herzens unterscheiden. In der That ist nämlich der Sprott, und mit ihm fast jeder geräucherte Fisch, dann weitaus am schönsten, wenn er unmittelbar den Rauchfang verlassen hat, und selbst die sorgfältigste Verpackung, in der übrigens die Kieler Räuchereien excelliren, vermag ihm den ersten Hauch der Frische nicht dauernd zu bewahren.

Dicht unter den Mauern des Königlichen Schlosses zu Kiel, das jetzt als Wohnsitz des Prinzen Heinrich zu neuer Schönheit erstanden ist, dehnt sich die lange Reihe der kleinen Buden, in denen die Ellerbecker Räucherer ihre Waare feilbieten lassen; unmittelbar daneben befindet sich der Anlegeplatz der die Föhrde nach allen Richtungen hin durchkreuzenden Lokaldampfer; in etwa zwanzig Minuten führt uns einer derselben, an der langgestreckten Kaiserlichen Werft vorbei, quer über den allzeit belebten Hafen nach dem Fischerdorfe Ellerbeck. Der kleine, betriebsame Ort verleugnet schon beim ersten Anblick den Beruf nicht, dem fast alle seine Einwohner huldigen; am Strande entlang liegen zahlreiche Fischerboote, auf dem Raume zwischen dem Ufer und der langgestreckten Häuserreihe sind Netze aller Art ausgespannt, thürmen sich Bottiche, Körbe und Kübel der verschiedensten Formen auf einander. Allmorgendlich findet hier der Fischmarkt statt, auf dem der Fang der letzten Nacht zur Verwerthung gelangt und die meisten Räuchereien ihren Bedarf decken, insoweit dies nicht durch eigene Boote geschieht. Es ist bekannt, wie wechselnd gerade die Erträgnisse der Fischerei sind, wie schnell bei ihr Ueberfluß und Mangel tauschen, — heute schnellen, wenn der Fang sehr knapp war, die Preise denn auch rapide in die Höhe und morgen finden sich für das Uebermaß des Segens kaum Abnehmer zu den billigsten Marktsätzen. Dieser ewige Wechsel der Fischpreise überträgt sich selbstverständlich auch auf die Preise der Räuchereien: im Laufe einer Woche ändert sich der Werth eines „Walls“, — eines Kistchens mit 80 Stück Sprotten, oft um fünfzig Prozent.

Wer sich unter einer Ellerbecker Fischräucherei einen großen fabrikmäßigen Betrieb vorstellt, irrt sehr; selbst die bedeutendsten und ältesten der Räuchereien, etwa diejenigen von J. Hüllmann oder J. Theede, arbeiten mit einem verhältnißmäßig kleinen Apparat. Eine Stube mit zwei oder drei kaminartigen Rauchöfen, das ist so ziemlich Alles, — freilich kann man in zwei Oefen innerhalb zehn Stunden über 10 000 Sprotten räuchern.

Aber treten wir einmal bei Herrn Hüllmann ein; der blaugrüne Rauch über dem Schornstein seines schmucken Hauses zeigt ja an, daß er drinnen am Werk ist. Die Räucherstube liegt im Erdgeschoß; just in der Mitte des einfachen Raumes steht der mächtige Bottich mit den Sprotten, die wir soeben noch draußen als heutigen Fang sahen, und fleißige Hände reihen unermüdlich die kleinen, silberglänzenden Fischchen auf lange Drähte. Eine ganze Anzahl solcher Drähte wird dann in einen Holzrahmen vereinigt und wandert in den Räucherofen, dessen einfache Construction uns Meister Dettmanns gewandter Crayon in einer allerliebsten Skizze vorführt.

Jeder Ofen nimmt zugleich zwei Rahmen, einen oberen und einen unteren, auf; im Grunde des Kamins brennt ein offenes, von Erlen- und Eichenspähnen und Lohe genährtes Feuer, das ab und zu mit Wasser übergossen, einen kräftigen, gleichmäßigen Rauch liefert, — uns beißt derselbe freilich in die Augen, aber die schmucke holsteiner „Deern“, die mit gewandten Griffen die schweren Rahmen regiert und das Feuer schürt, kümmert sich blutwenig um den scharfen Rauch, und ihre blanken Augen lachen uns trotz desselben fröhlich an.

Ueber jedem Rahmen liegt ein Leinentuch, und ein starker Vorhang verdeckt den oberen Theil des Ofens; Vorhang und Tücher sollen den Rauch gewissermaßen festhalten und ihn zwingen, die Fischchen gleichmäßig zu umspielen. Etwa drei Stunden bleibt dabei der unterste Rahmen an seinem Platze, dann tritt für ihn ein frischer ein, und er selbst nimmt die Stelle des bisherigen Oberrahmens ein. Schon jetzt haben die Sprotten ihren hellen Silberschimmer verloren und einen vollen, goldgelben Ton angenommen, aber erst nachdem sie noch zwei weitere Stunden im oberen Rahmen dem Rauch ausgesetzt waren, ist der Räucherprozeß vollendet. Der Rahmen wird herausgenommen, die fettglänzenden Fische werden von den Drähten abgestrichen und sofort in jene kleinen, allbekannten Holzkistchen verpackt, in denen sie in den Handel kommen. Die am Morgen gefangenen Fische müssen möglichst noch am Abend zur Versendung gelangen; ja der Grundsatz: „frische Fische — gute Fische“ gilt hier so sehr, daß der Kenner sogar einen Unterschied macht zwischen Sprotten, welche am Abend gefangen und erst am nächsten Tage geräuchert wurden, und solchen, die unmittelbar nach dem Morgenfang in den Ofen wanderten. Die letzteren verdienen bei Weitem den Vorzug.

In ganz ähnlicher Weise, wie die Räucherung der Sprotten, vollzieht sich der gleiche Prozeß bei den Pöklingen, Aalen, Makrelen und Flundern. Dagegen hat jede Fischart gewissermaßen ihre Saison, und es wird unsere Leserinnen gewiß interessiren, in welche Monate dieselbe fällt, — für die Versorgung des Tisches ist das ja von unbestreitbarer Wichtigkeit.

Der Breitling, so heißt eigentlich die Sprotte — Clupea Harengula Sprattus nennt ihn der gewissenhafte Fischkundige, — ist ein zur Gattung Hering gehöriger Fisch, der sich im Herbst in großen Scharen den Küsten nähert, um zu laichen. Wenn er auch in geringerer Anzahl dann und wann während des übrigen Jahres gefangen wird, so beginnt der Hauptfang doch erst im September und währt bis in den December hinein; in diese Periode fällt also die eigentliche Sprottenzeit und die reizenden Fischchen sind dann am fettesten und am wohlschmeckendsten. Bekanntlich wird der Breitling übrigens auch in großen Massen mit Pfeffer und Salz eingemacht und wandert so als Anchovis in die Welt hinaus, obwohl der eigentliche Anchovis, der Sardon des Mittelmeeres, ein anderer Fisch ist.

Der Pökling ist nichts anderes, als unser gewöhnlicher, allgemein beliebter Häring, der kurze Zeit in Salzlake gelegt und dann geräuchert wurde. Seine Haupt-Fangzeiten fallen für die Ostküste Holsteins in die Monate März und August-September.

Der Aal wird besonders in den Monaten Mai bis August gefangen, in die gleiche Zeit fällt der Fang der Flunder. Die Krone der geräucherten Fische aber ist meines Erachtens die Makrele, deren köstliche Feinheit bereits die alten Römer derart zu schätzen wußten, daß sie andere Fische nur mit jenem Beiguß (Garum) genießen mochten, den sie aus dem stark gewürzten Fleisch der Makrele bereiteten. Die Makrelen-Räucherei hat in den letzten Jahrzehnten in Kiel einen bedeutenden Auf-

Das Räuchern der Sprotten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schwung genommen, und es sind besonders die Monate Juni, Juli und August, in denen die Kamine der Ellerbecker Räuchereien sich mit diesen herrlichen Fischen füllen. Die geräucherte Makrele hat nur einen Fehler, — sie ist keine Speise für Magenleidende; es gehört überhaupt ein wenig der gute Magen des geborenen Holsteiners dazu, um ihre Vorzüge ganz würdigen zu können.

Nachdruck verboten.

Die kleine Amazone.

Skizze von A. Noël.

Töchter thun sehr häufig Unrecht daran, ihren edlen Vätern zu ähneln. Die kleinen Unvorsichtigen lassen sich aber manchmal doch nicht davon abhalten, mit Augen auf die Welt zu kommen, die nur hinter Brillen klar sehen, oder mit Händchen, welche statt der Stricknadeln, die man ihnen in dieselben steckt, gern nach weniger harmlosen Werkzeugen greifen. Nicht nur in der Wahl seiner Eltern soll man behutsam sein, sondern auch in der Wahl der Eigenschaften, die man von ihnen entlehnt. Kommt es hin und wieder Knaben zu Gute, wenn sie ihre Anleihen hauptsächlich bei der Mutter machen, wie dies ja bei so vielen Poeten der Fall war und ist, so mag es Anderen wieder im Leben zu großem Schaden gereichen, daß sie nichts sind als „Muttersöhnchen". Und noch schlimmer ergeht es den armen Mädchen, wenn es ihnen einfiel, sich ihr seelisches Umundauf bei Papa zu holen, statt auf der weiblichen Seite. Das hatte die kleine Angela gethan. Ihr Papa, Herr Ludwig Hiller, war einst der tollkühnste und waghalsigste Jüngling gewesen, den man sich denken konnte. Es gab keinen Tag, wo er nicht seinem Schutzengel die schwerste Mühe auferlegte, denn täglich mußte ihn dieser vor einem unnatürlichen Tode retten. Ach, der arme Engel! Was hatte er nicht ausgestanden! Denn Herr Ludwig war einmal bei der Musterung der irdischen Heerscharen zu jenen Auserwählten gezählt worden, die berufen sind, ein ziemlich hohes Alter zu erreichen, und dem guten Engel lag es nun ob, dafür zu sorgen, daß sich der Junge nicht vorzeitig selbst den Lebensfaden abschnitt. Er hatte keine Sinecure, das kann ich Euch versichern! Wie oft beneidete er den oder jenen seiner himmlischen Collegen, welche die transcendentale Obrigkeit zum Hüter eines der lammherzigen Büblein ausersehen hatte, die sich vor den Gefahren sorgsam in den Rockfalten der Mama verheimlichen und durch die eigene Fürsorge für ihr kostbares Ich ihrem Engel zu einer immerdauernden Siesta verhelfen. Er, Ludwig's Schutzengel, mußte seine Flügel beständig entfalten, um seinen Pflegling beim Absturz von Heuschobern, Obstbäumen, schroffen Berglehnen oder Feuerwehr-Leitern vor dem Tode zu bewahren; er mußte ihn aus reißenden Gebirgswässern, aus riesigen Regentonnen, unter Mühlrädern oder gar unter den Hufen wildgaloppirender Pferde hervorziehen. Er hatte ihn in dem Getümmel der Räuber-, Indianer- und Henkerspiele heil zu erhalten, seine geraden Glieder vor tausend Fährlichkeiten zu schützen und den Wagehals in unzähligen Raufhändeln, die man später, als sie gefährlicher geworden waren, Paukereien oder gar Duelle nannte, zu beschirmen. Wenn jemals ein Engel Wunder wirkte, war es dieser, aber er war auch müde genug, als er durch Ludwig's Erwachsensein von seinem schweren Amt erlöst wurde und sich wieder in einen hochgelegenen Luftkurort im siebenten Himmel zurückziehen konnte, um seinen stark angegriffenen Nerven Erholung zu gönnen. Daß er nach diesem Kreuz das Verdienstkreuz erster Klasse taxfrei verliehen bekam, ist nur natürlich. Indessen soll er doch geschworen haben, sich nie mehr einer solchen anstrengenden Aufgabe unterziehen zu wollen. Herr Ludwig aber wurde, als er, ohne Schutzengel, selbst die Verantwortung für seine Persönlichkeit tragen mußte, merkwürdiger Weise ganz vernünftig. Die Leute sagten, er hätte ausgetobt. Er erklomm fortan keine über sein Unterfangen erstaunte Dorfkirchthürme mehr, durchschwamm nie wieder einen Wasserfall und beantwortete nicht mehr jeden schiefen Blick mit einer Herausforderung. Er wurde Gatte und Vater, und an dem klaren Weine hätte Niemand erkennen können, was für brausender Most es dereinst gewesen. Dennoch fand es sein Sohn gerathen, mehr der zarten, sehr weiblichen Mutter nachzuarten. Es war ein gar absonderliches Bübchen, welches keine Maikäferbeine ausriß, keine Fliegen secirte, die Treppen stufenweise hinabschritt, statt ordnungsgemäß das Geländer zur Beförderung zu benutzen, und seine Kleider niemals mit Dornengestrüpp und rissiger Baumrinde in verhängnißvolle Berührung brachte. Da er blonde Locken, blaue Augen mit einem sanften Blick und einen noch viel sanfteren Mund hatte, so hielt man ihn allgemein so lange für ein Mädchen, bis das männlichste Kleidungsstück, die Beinkleider, entschiedenes Zeugniß für sein wahres Geschlecht erbrachten, und selbst dann noch wurde er von seinen Spielkameraden mit dem ehrenrührigen Spottnamen: „Mäderl" belegt. Auch Herr Ludwig pflegte lange Zeit auf die Fragen nach seinem Familienstande zu antworten, er habe zwei Töchter. Später sagte er dann doch: Einen Jungen und ein Mädchen. Nur daß er mit dem Jungen Angela meinte. Denn die Kleine hatte des Vaters Trieb, sich die Glieder zu brechen, geerbt. Klettern lernte sie fast noch früher als laufen. Auf einem niederen oder gefahrlosen Sitze hielt sie es niemals aus. Sie mußte irgendwo sitzen, wo man herunterfallen konnte, auf Fenstergesimsen, am liebsten die Füße nach außen, auf hohen Schränken oder auf Treppengeländern; der Taubenschlag, der Dachfirst, nichts war ihrem ausgesprochenen Höhensinn zu hoch. Und sie setzte sich der Gefahr nicht blos aus kindlicher Unbesonnenheit aus, sondern selbst wenn sie dieselbe wahrnahm, wurde sie von ihr angezogen, berauscht. Ohne je einen Circus gesehen zu haben, machte sie Seiltänzerkünste aller Art, und sie war so wenig ruhig in der Kinderstube zu halten, wie ein just eingefangenes Eichhörnchen in seinem Käfig. Alle ihre Gedanken gingen in die Höhe. Sie hätte eine Schwalbe, ein Schornsteinfeger oder ein Luftballon sein mögen. Auch in ihren Spielen zeigte sie sich überlebendig, wild. Immer waren ihre Kleidchen voller Risse, ihre Händchen entstellt von Schrammen und Kratzern. Felix wollte nicht mit ihr spielen, weil sie ihm zu unbändig war, und sie ließ sich wieder nicht zu einem Spiel herbei, wo man schön sanft stillsitzen mußte. Nein, Pferd- oder Kriegsspiel mußte es sein. Wenn sie unter kleine Mädchen gerieth, die artig mit ihren Puppen hantierten, dann wußte sie denselben so sehr ihren kriegerischen Geist einzuhauchen, daß die kleine Schar, leicht zu beeinflussen, wie Mädchen einmal sind, bald ganz außer Rand und Band gerieth, bis zuletzt Köpfe, Arme und Beine (aus Porzellan natürlich!) die Wahlstatt bedeckten. Sie konnte die sanftesten kleinen Milchgesichter in eine aufrührerische, toll lärmende Räuberbande verwandeln, deren Hauptmann selbstverständlich Niemand anders sein durfte, als sie. Die Mamas jedoch wollten bald ihre zarten Zuckerpüppchen nicht mehr mit Angela spielen lassen, weil sie ihnen in einem solchen Zustande von Verwilderung zurückgegeben wurden, daß man Mühe hatte, sie wieder zu erkennen. Und gar manches empfindliche kleine Ding lief weinend vom Spiele weg, weil der eifrige Räuberhauptmann seine Rolle mit gar zu realistischem Nachdruck gegeben hatte.

Anfangs belustigte Angela's Bubenhaftigkeit die Eltern. Die Mama sah jedoch in der Richtung, welche das Wesen ihres

Das Aufreihen der Sprotten.
Zu dem Artikel „Kieler Sprotten", Seite 92.

Das Ausladen der Sprotten. — Zu dem Artikel „Kieler Sprotten", Seite 92.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Töchterchens einschlug, eine Gefahr, und auch der Papa begann bald zu fürchten, es könne ihm in der ihm gar zu sehr ähnelnden Tochter ein Exemplar jener gefürchteten Gattung Frauenzimmer, der Mannweiber, heranwachsen. Wenn er die Kinder umtauschen, aus Felix ein Mädchen, aus Angela einen Knaben hätte machen können, dann wäre ja Alles gut gewesen. Doch da dies nicht anging, mußte man sich bemühen, den Knaben abzuhärten, ihn lebhafter, thatenfrischer, mit einem Worte knabenartiger zu machen. Und das Mädchen mußte man eben dämpfen. Jammerschade war es freilich, daß beide Naturen sich nicht in ihrer eigenthümlichen Richtung entwickeln durften, sondern wie windschiefe Bäume in ihrem Wachsthume nach der entgegengesetzten Seite hin gedrängt werden mußten. Aber es mußte einfach sein. Es ist eben ein unglücklicher Zufall, wenn die Erziehung der Anlage entgegenarbeiten, wenn man gewissermaßen gegen den Strom erziehen muß. Allein der Nothwendigkeit sollte gehorcht werden. Die Eltern ließen es sich demnach angelegen sein, dem Charakter der Kinder jene Prägung zu geben, welche ihrem Geschlechte angemessen war. Angela's wilder Geist wurde niedergehalten, und dem Knaben bemühte man sich etwas Eisen in die Milch der frommen Denkungsart, welche in seinen Adern floß, hineinzumischen. Alles wurde darauf berechnet, seine weichliche Seele zu kräftigen, rauher und unempfindlicher zu machen. Man hing ihm die sanften, bilderreichen Märchenbücher, die er so sehr liebte, etwas höher, und ersetzte sie durch Indianergeschichten, wo unaufhörlich vom Skalp der Bleichgesichter, von Kriegsgetümmel, Todesnoth und Gefahren, von vergifteten Pfeilen und scharfgeschliffenen Tomahawks die Rede war. Statt sinniger Geduldspiele bekam er Soldaten, wilde Thiere und allerlei Waffen, während bei Angela kleine Engel mit Wachsköpfen und dummlich blauen Augen ihren Einzug hielten, die gleich in ganzen Köfferchen voll winziger Kleidungsstücke der mannigfachsten Art ihre Ausstattung mit sich brachten. Statt Federball und Reifenspielen erhielt sie Zusammenlegspiele, kleine Chatouillen mit angefangenen Stickereien in Puppenformat und andere Dinge mehr, die ein kleines Mädchenherz in Entzücken versetzen konnten. Allein ebenso wie Felix seine Soldaten blos dazu benutzte, um mit ihnen geometrische Figuren zu legen, so verschmähte Angela den bunten Tand der Köfferchen und Schachteln, verfertigte ihren Puppen Papier-Uniformen und Tschakos, gab ihnen Strick- oder Haarnadelfragmente als Waffen in die Hand und hatte nun wieder eine Schar, deren Anführer sie darstellen konnte. Wohl mußte sie jetzt den Lärm für Alle machen, allein dem war sie vollauf gewachsen. Und statt ihren Puppen aus den langen Flachsbaaren Zöpfe zu flechten, stutzte sie ihnen dieselben kurz zu. Die Eltern konnten sich nicht verhehlen, daß ihre Bemühungen, Weiß in Schwarz und Schwarz in Weiß umzufärben, nicht von großem Erfolg gekrönt wurden, allein man mußte denn doch dabei verharren, und als das nächste Weihnachtsfest kam, da wurden unter dem prächtigen Baume zwei Geschenklager errichtet, wohl geeignet, Kinderherzen zu entflammen. Auf der einen Seite lag ein ganzes Arsenal: Tschako, Patronentasche, Gewehr, Soldaten von ganz ungewöhnlicher Größe, Armbrust und Säbel und noch manches Andere, um einen Knaben in einen vollständigen Rekruten zu verwandeln; auf der anderen Seite Pariser Puppen mit drehbarem Hals und beweglichen Händen, in Pracht-Toiletten, mit wunderschönen Hüten, echten Sonnenschirmen und wirklichen Handschuhen; Porzellan-Services, Gläser und Flaschen im winzigsten Format, Küchengeschirr und obendrein die ganze Küche selbst mit einem Herd, auf welchem man sogar Feuer machen konnte. Die Kinder bewunderten auch Alles nach Gebühr, nur ein wenig kreuzweise. Keines schien Lust zu haben, sich ausschließlich mit seinem Theile zu beschäftigen; die Blicke flogen herüber und hinüber, und wenn sie sich auf der eigenen Bescherung festsetzten, dann waren sie nicht so freudig, als man hätte erwarten sollen. Bei Felix wurde dies nicht in gleichem Maße sichtbar, wie bei seiner Schwester. Man hatte es doch schon so weit gebracht, daß er sich seiner Mädchenhaftigkeit schämte und sie nach Möglichkeit verbarg. Angela hingegen hatte noch nicht dazu bestimmt werden können, zu verstehen, daß Alles, was bei einem Knaben erlaubt und natürlich ist, bei ihr zu einem Verbrechen wurde. Aber sie verhehlte ihren Neid nicht.

„Die schönen Soldaten!" seufzte sie, mit schmachtend auf Felixens Geschenken haftenden Blicken. „Ach, Felix, laß mich den Tschako doch nur einmal probiren, wie er mir steht!"

Obgleich dieses „wie er mir steht" doch weiblich genug war, erhob sich sogleich ein Verbot.

„Probire lieber Dein Bibermützchen!" sagte Mama.

Und als Felix, vom Papa dazu bewogen, sein neues Gewehr etwas zaghaft in die Hand nahm und nicht zu wissen, oder nicht wissen zu wollen schien, was man damit machen könnte, rief sie mit hellem Eifer: „Ich zeige Dir, wie man es ladet, Felix, willst Du?"

Doch es wurde ihr wieder verwehrt, an Felixens Eigenthum zu rühren.

Seufzend gehorchte sie, und mit gedrückter Miene drehte sie ihre Puppe im Ballstaat hin und her, als hoffe sie, daß durch wiederholtes Drehen aus der Puppe ein Kavallerie-Offizier werden könne. Und später am Abend, so oft man sie für einen Augenblick vermißte, ertappte man sie bei der Bescherung des Bruders, wie sie liebevollen Blickes den glatten Gewehrlauf streichelte, voll Verlangen den Säbel halb aus der Scheide zog, oder die kleine Troddel am Tschako zwischen den Fingern hindurchgleiten ließ. Beide Kinder waren den Abend hindurch nicht im richtigen Freudentaumel, und das verstimmte auch die Eltern ein wenig. Sie hatten ihren Kindern Geschenke gemacht, die sie in den siebenten Himmel hätten versetzen sollen. Wenn sich aber die Beschenkten doch nicht recht über dieselben freuen konnten, wem war daran die Schuld zu geben? Den Eltern? Den Kindern? Eigentlich blos dem seligen Darwin mit seinen Vererbungs-Theorien, den Verkehrtheiten der Lebens-Lotterie, welche dem Menschen muthwillig die Eigenschaften entzieht, die ihm am nöthigsten sind, und sie dann dort hinwirft, wo sie nicht gebraucht werden, oder, wenn man dies besser will, der göttlichen Ironie, die aus der Schuld die Strafe zieht und den Sünder auf eine sehr lehrreiche Art ad absurdum zu führen versteht. Ueber den unbändigsten Rangen von einem Jungen würde sich Herr Ludwig gefreut haben. Folglich hatte ihm das Schicksal sein braves, sittsames Söhnchen gegeben und dazu die kleine Tochter, welcher er denselben Geist, der ihm als Essenz seiner Jugend so lieb und werth war, doch mit allen Mitteln, die ihm nur zu Gebote standen, austreiben mußte. Denn beim Knaben duldet man das Ungewöhnliche, wogegen die Mädchen als Schäflein betrachtet werden, die, wenn sie sich ein wenig von der Herde entfernen wollen, durch den achtsamen Schäferhund sogleich zurückgetrieben werden müssen.

Es war Schlafenszeit geworden, und die spielmüden Kinder hatten ihre neuen Besitzthümer in den dazu bestimmten Schränken verwahrt. Felix räumte die seinigen sehr ordentlich ein: er ließ es seine Soldaten nicht büßen, daß ihm das kriegerische Feuer mangelte, sondern stellte sie zierlich in Reih' und Glied auf den Bord in seinem Schränkchen, während Angela ihre Reichthümer etwas kunterbunt in die Lade schob, denn ihr fehlte eben die weibliche Eigenschaft, sorgsam und behütend auch mit jenen Dingen umzugehen, für welche sie keine persönliche Achtung besaß. Dann gingen die Kinder schlafen. Felix entschlummerte schon, während er sein Nachtgebet sprach, aber Angela wälzte sich noch lange in ihrem Gitterbettchen hin und her. Ihr ging die Ruhe des befriedigten Wunsches ab.

Mitten in der Nacht vernahm Papa ein leichtes Geräusch im Kinderzimmer. Ihm war, als höre er eine Schrankthür öffnen, ein Knarren, ein leises Klirren. Aber als er dann aufmerksam aufhorchte, blieb Alles still, und er drehte sich beruhigt auf die andere Seite herum. Allein kaum mochte er ein Viertelstündchen geschlummert haben, so drang wieder dasselbe leise Klirren, wie von Waffen, an sein Ohr, und diesmal beschloß er, den Ursprung des Geräusches zu erforschen. Er stand auf, zündete ein Licht an, und sachte, auf den Zehenspitzen, um Niemanden zu wecken, begab er sich in das nebenan befindliche Kinderzimmer, aus welchem, wie es ihm schien, das Geräusch gekommen war.

Sein Söhnchen lag ruhig in seinem grün umsponnenen Neste. Die blonden Locken umrahmten sein friedliches Gesicht, auf welchem im Scheine des zuckenden Lichtes nur hin und wieder ein wehmüthiger Zug hervortrat. Er war die Anmuth und die Süße selbst. Und doch wandte sich der junge Vater mit seinem Nachtlicht schnell ab und trat in die andere Ecke des Zimmers zu Angela's Lager. Da bot sich ihm ein eigenthümlicher Anblick. Auch Angela schlief, aber das vordere Gitter ihres Bettchens war herabgelassen. Sie hatte die Decke halb von ihren schlanken und doch rundlichen Gliedern gestreift; die Wimpern warfen lange Schatten auf ihre Wangen, und um den ein wenig vorgestreckten Mund lag jener trotzige Zug von Kampfesmuth, den Herr Ludwig drüben so gern gesehen hätte, der „Justament"-Zug. Und wie sah Angela aus? Ihr lockiges Haar floß unter Felixens Papiermaché-Helm hervor, den sie tief in die Stirne gedrückt hatte; quer über die rosigbraune Kinderschulter und das weiße Nachthemdchen lag die Patronentasche von schwarzem Glanzleder, der Säbel neben ihr, und mit beiden Händen drückte sie mit dem neuen, großen Gewehr zugleich einen der lackduftenden und farbenglänzenden Metallsoldaten an ihre Brust. So lag sie da, gerüstet und gewappnet, ohne Zweifel von Knabenspielen träumend, eine Jeanne d'Arc kleinster Ausgabe, aber keck und herausfordernd, und selbst in der weichlichen Hingabe an den Schlaf das Charakteristische ihres Wesens bewahrend.

Lange, lange stand Herr Ludwig und hielt das Licht hoch über dem schlafenden Kinde. Er dachte wohl daran, daß man die Natur umsonst mit der Heugabel verjagt . . . . „Meine arme kleine Amazone!" flüsterte er gerührt vor sich hin. „Nun, nun, einmal wirst Du doch auch Deinen Theseus finden!"

Nachdruck verboten.

Deutsche Weiblichkeit.

Von Otto Neumann-Hofer.

Die eigenartige Verherrlichung der deutschen Frau in Wort und Lied bildet ein interessantes Object für die Betrachtung des Denkers. Auch die Literatur der anderen Völker beschäftigt sich viel, manche, wie die französische, gar mehr, mit der Frau. Doch besteht ein bedeutsamer Unterschied in der Behandlungsweise. Die Franzosen betrachten die Frau ausschließlich in ihrem Verhältnisse zum Manne. Für den Ruhm der Frau fällt dabei selten etwas ab. Selbst in der Liebe und in der Ehe scheint immer etwas Feindseliges, ein erbitterter Kampf zwischen den beiden Geschlechtern hervorzuschimmern.

Anders bei den Deutschen.

Von den Zeiten der Minnesänger an bis auf unsere Tage ist der Preis der deutschen Frau in allen Tonarten gesungen und gesagt worden. Ebenso oft wird das deutsche Mädchen gepriesen. Das unverheirathete Weib, oder richtiger, das Weib ohne Beziehung auf sein Verhältniß zum Manne, ist überhaupt ausschließlich eine Figur der germanischen Literatur. Die weiblichen Eigenschaften an sich haben fast allein germanische und besonders deutsche Dichterköpfe in Bewegung gesetzt, und hierin liegt der Grund sowohl für die unvergleich zarten Frauengestalten eines Goethe und Shakespeare, als auch für die unendliche Anzahl von blassen und individualitätslosen weiblichen Typen, deren die deutsche Literatur mehr besitzt, als jede andere.

Da die Literatur aller Völker vorzugsweise noch von den Männern gemacht wurde, so kann die Erklärung für diese eigenthümliche Erscheinung nur darin liegen, daß das deutsche Weib sich durch eine größere Anzahl von charakteristischen Eigenheiten vom Manne unterscheidet, als die Frauen der anderen Nationen. Diese Unterschiede mußten sich daher den dichtenden und schildernden Männern der deutschen Rasse besonders lebhaft aufdrängen. In der That bemerken wir, daß nirgends im Leben der Familie, der Gesellschaft und des öffentlichen Verkehrs sich ein so starker Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern kundgiebt, wie bei uns.

Bei den Romanen wie bei den Slaven sehen wir die Frau ein näheres Verhältniß zum Manne beobachten. Sie macht ihm stärker und erfolgreicher Concurrenz. Auf manchen Gebieten hat sie vollständig die Herrschaft an sich gerissen. Zumal bei den Franzosen wird ein Vorwiegen des weiblichen Elements seit Jahrhunderten beobachtet. Und häufiger als in einem anderen Lande steht sie in Frankreich dem Handel und Wandel vor, verrichtet sie ausgedehnte Handarbeit.

Im fünfzehnten Jahrhundert gab es in Paris selbst weibliche Zünfte.

Nie hat bei den Romanen, weder in der Familie noch in der Gesellschaft, ein so tiefes Abhängigkeitsverhältniß des Weibes vom Manne bestanden, wie in den germanischen Ländern. Auch die Frau des heutigen gebildeten Slaven ist in höherem Grade Herrin ihres Hauses und ihres Gatten, als die deutsche Hausfrau. Ja, es haben sich Erscheinungen herausgebildet, durch welche bei Russen und Franzosen, selbst bei Spaniern und Italienern, der Mann zum erwerbenden Sklaven seines Weibes geworden ist.

Unzweifelhaft verräth die geistige Verfassung der Romanin viel mehr männliche Eigenschaften, als die der deutschen Frau. Activität, Initiative, Herrschsucht sind bei ihr in hohem Grade ausgebildet. Dagegen erscheint der romanische Mann viel weiblicher und weibischer als der Deutsche. Haben doch die romanischen Sprachen nicht einmal ein eigenes Wort für den Begriff „Mann".

Andererseits beobachten wir, daß die Verschiedenheit zwischen Mann und Weib sich um so merkbarer äußert, je höher die Cultur eines Volkes gestiegen ist. Meines Wissens hat W. H. Riehl in seinem Buche über die Familie diesen Gedanken zum ersten Male streng formulirt. Er sagt, daß der Gegensatz der beiden Geschlechter erst vollkommen mit der reichsten Cultur hervortreten könne. Bei wilden und barbarischen Völkerschaften ist er verschwindend gering. Je tiefer wir auf die Stufenleiter der menschlichen Rassen herabsteigen, desto deutlicher bemerken wir, wie dieselben Handlungen und Beschäftigungen vom Manne wie von der Frau ausgeübt werden. Es offenbart sich hierin dasselbe culturhistorische Gesetz, das die Entwickelung der materiellen Cultur beherrscht, das Gesetz von der Theilung der Arbeit. Es bethätigt seine Macht nicht nur auf wirthschaftlichem Gebiete, sondern auch auf geistigem und, wie wir aus dem vorliegenden Gegenstande ersehen, sogar in der Sphäre des Gemüths.

Selbst in einem so äußerlichen Umstande, wie es die Kleidung ist, giebt sich die Erscheinung kund. Die Stämme im eisigen Norden, die Grönländer, Lappen, Tschuktschen und Eskimos zeigen nur äußerst geringfügige Unterschiede in der männlichen und weiblichen Tracht. Die Türken und Orientalen haben für beide Geschlechter die Turbans, Kaftans und Hosen. Die weiten, kurzen Beinkleider der Griechen und die ballerinenartige Fortsetzung des Obergewandes gemahnen lebhaft an den Weiberrock. Die Tracht der kaukasischen Frauen ist nur eine Variation der Kleidung ihrer Männer.

Innerhalb der civilisirten Völker verschärft sich der Gegensatz zwischen den beiden Geschlechtern mit der steigenden Culturstufe der Stände. Noch heute ist der Unterschied zwischen Mann und Frau bei dem Landvolke sehr viel geringer, als in den oberen Ständen der Großstädte. Die schwere Arbeit, die das Weib des Bauern zu verrichten hat, verleiht ihr einen männlichen Zug und macht es seinem Gatten ebenbürtiger. In den gebildeten Klassen dagegen zieht sich das Weib von der harten, körperlichen Arbeit und von der Sorge um den Erwerb zurück, es wird passiver, und da die Passivität, der mütterlichen Aufgabe der Frau gemäß, ein Grundzug der weiblichen Natur ist, so hat es Zeit und Muße genug, in sich die spezifisch weiblichen Eigenschaften zu einem hohen Grade von Vollkommenheit auszubilden.

Gesellt sich hierzu, wie bei den germanischen Nationen, die glückliche Rassenanlage, vermöge welcher die geschlechtliche Differenz von vorn herein eine stark ausgeprägte ist, so wird das Weib bei solchen Völkern möglichst vollkommen in sich Eigenschaften entwickeln, die dem männlichen Wesen fremd sind und als spezifisch weibliche erkannt werden müssen. Eine natürliche Betrachtungsweise der Dinge kann eine solche Entwickelung nur willkommen heißen, und erkennt man darin das Walten jenes allgemein culturfördernden Gesetzes von der Theilung der Arbeit, so könnte man den deutschen Frauen das Compliment machen, daß sie am geeignetsten sind, ihre Nation in dem Fortschritt auf der Stufenleiter der Cultur zu fördern.

Freilich werden sich gegen solch' eine Hochschätzung des deutschen Weibes manche Stimmen erheben. Man wird einwenden, daß die Engländerin im zielbewußten Charakter, die Französin im Geist und Scharfsinn, die Italienerin im Temperament und natürlicher Begabung der deutschen Frau überlegen ist. Mag sein. Aber es ist doch sehr die Frage, ob jene Eigenschaften, die an fremden Frauen so gerühmt werden, solche sind, welche die Frau zur gedeihlichen Entwickelung der Rasse bedarf. Sicherlich haben die genannten drei Nationen eine größere Anzahl von sogenannten „bedeutenden Frauen" aufzuweisen gehabt, als wir; es dürfte aber kein ererbtes Vorurtheil sein, daß nirgends die Familienbande inniger und unzerreißbarer sind, als bei uns. Und dieser Ersatz kann uns genügen. Den festen Grundstein zu legen für ein Familiengebäude, in dem sich die zukünftige Generation geistig und körperlich zum gedeihlichen Ende entwickeln kann, dürfte doch wohl immer noch als die Hauptaufgabe der Frau betrachtet werden. Hierin ist sie unersetzlich, einzig. In allen übrigen Eigenschaften wird sie vom Manne ersetzt, in den meisten von ihm bei Weitem übertroffen. Erfüllt das deutsche Weib jene schönste und fast einzige Culturaufgabe in besonders hervorragendem Maße, und bleibt sie ihr auch ferner treu, so mag sie leichten Herzens auf die Vorzüge ihrer Nachbarinnen verzichten, so wird sie fortfahren, der Preis der deutschen Poesie und Kunst zu sein.

Nachdruck verboten.

Die Ausstellung orientalischer Teppiche in Wien.

Von Julius Lessing.

Mit vier Abbildungen nach Photographien.

II.

Auf der Ausstellung in Wien tritt vor der Fülle wohlgeordneten Materials mit besonderem Interesse die Frage auf, wie weit es möglich ist, die Herkunft der Teppiche, welche wir zumeist mit dem gemeinsamen Namen der persischen Teppiche bezeichnen, festzustellen. Man sollte meinen, daß dies wenigstens bei den modernen Arbeiten nicht schwer sein könnte, zumal in Wien, wo ein lebhafter Teppichhandel theils von Orientalen, theils von Leuten, die lange im Orient gelebt haben, betrieben wird. Es zeigt sich aber, daß die Namen, welche diesen Stücken im Handel zugelegt werden, zum großen Theil höchst willkürlich gewählt sind und, gerade wie im Alterthum, sich eher auf die Stapelplätze beziehen, als auf die wirklichen Herstellungsgebiete. Giebt es doch eine große Reihe von Stücken, welche mit dem Namen „Mekka-Teppich" versehen werden, obgleich weder aus Mekka selbst, noch aus ganz Arabien irgend welche Teppichwaare auf den europäischen Markt kommt. Im besten Falle sind die so bezeichneten Stücke Waaren, welche die Karawanen orientalischer Pilger nach Mekka mitgenommen haben, um sie von dort aus nach Aegypten und vornehmlich nach Kairo weiter zu verkaufen, natürlich also Waaren der verschiedensten Art und der verschiedensten Gegenden. Die Sichtung, welche in Wien angestrebt und zum Theil wenigstens erreicht ist, verdanken wir, wie schon erwähnt, zuvörderst den österreichischen Consular-Beamten, welche lange im Orient gelebt und die Teppichwirkereien jener Gegenden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Teppich der Kaschkai-Nomaden.

zum Gegenstand spezieller Studien gemacht haben. Es ist schwer, ja fast unmöglich, nach einzelnen, bestimmten Kennzeichen mit festen Stichworten, eine Vorstellung von dem Charakter der verschiedenen Waaren zu geben. Ja, selbst wenn wir die Abbildungen zu Hülfe nehmen, von denen uns hier eine Reihe zu Gebote steht, so bleibt eine ganz sichere Festlegung des Typus, wie wir sie etwa bei naturwissenschaftlichen Objecten vornehmen könnten, unmöglich. Eine Abbildung giebt besten Falles das Muster. Die Muster aber selber sind durch die vielfachen Berührungen, welche die orientalischen Völker unter einander haben, über weite Strecken hin verbreitet, und wenn wir auch einige Gruppen von Mustern bestimmten Völkern mit einiger Sicherheit zuweisen können, so bleibt trotzdem das unsichere Gebiet sehr groß, besonders wenn es sich um geometrische Muster handelt, welche den orientalischen Teppichen vorzugsweise eigen sind und doch wieder einen so wenig bestimmbaren Charakter haben. Die Kennerschaft der Herren, welche lange im Orient gelebt haben, bezieht sich zum großen Theil auf die eigenthümliche Qualität, auf den Gesammt-Charakter des Stückes, die eigentliche Kenntniß der Waare als solcher. Wenn es auch nicht möglich ist, diese Kennerschaft ohne Weiteres zu übertragen, so dürfen wir doch als bleibenden Gewinn von der Ausstellung die Kenntniß gewisser Gruppen davontragen, welche sich bei eingehender Betrachtung dem Beschauer nachdrücklich einprägen.

Zunächst erkennen wir die Gruppe der Smyrna-Teppiche, welche bei uns bis noch vor einem Jahrzehnt fast die einzige weit verbreitete Art orientalischer Teppiche bildete, und welche für die Schmiedeberger und sonstigen schlesischen Fabrikate das eigentliche Vorbild gewesen ist. Sie sind ziemlich grob geknüpft, langhaarig, mit kräftigen Maschen, meist nur zwei bis drei Farben enthaltend, Roth, Grün, Blau, gelegentlich etwas Gelb; die Muster bilden eine Art von phantastischem Blattwerk, welches keine besondere Beachtung beansprucht, aber in seinen tiefen und satten Farben einen warmen und harmonischen Eindruck macht. Hier in Smyrna hat man, wie erwähnt, zuerst und zwar schon im 17. Jahrhundert angefangen, für europäischen Bedarf auf Bestellung zu arbeiten, und die Möglichkeit, Producte in bestimmten Größen und Qualitäten zu erlangen, hat vorzüglich zum lebhaften Export dieser Waare beigetragen, der auch jetzt noch keineswegs besiegt ist. Wir lernen auf der Ausstellung, wie Smyrna auch nur ein Gattungsname für eine große Gruppe kleinasiatischer Teppiche ist. Wir lernen die feiner gearbeiteten Teppiche kennen, die in Giördes noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts gearbeitet wurden und von denen wir in der vorigen Nummer eine Abbildung gebracht haben.

Der hauptsächlichste Concurrent von Smyrna ist seit zehn bis zwanzig Jahren das eigentliche Persien und hier vor Allem der Landstrich von Ferahan, welcher in großen Mengen diejenige Waare herstellt, welche man als den modernen persischen Teppich par excellence bezeichnen kann. Das Muster, von welchem wir eine Abbildung geben, kehrt mit geringen Abwechselungen auf allen diesen Waaren wieder. Es enthält regelmäßig in Rauten gestellte Figuren von Blättern und Blüthen, in vielerlei Farben, zumeist in matten Tönen auf grünlichem oder weißgrauem, gelegentlich aber auch schwarzem Grunde, die Borten sind scharf abgesetzt, mit kleineren Rändern eingefaßt. Die Wolle ist kräftig, hart, kurz geschoren, die Knoten stehen eng beisammen, sodaß wir eine sehr widerstandsfähige Waare erhalten. Die außerordentliche Brauchbarkeit dieser Teppiche hat dahin geführt, daß verschiedene englische Häuser sich mitten im Lande niedergelassen haben, um für den europäischen Gebrauch dort arbeiten zu lassen. Leider hat die Concurrenz, — es wird vor Allem über die rücksichtslosen Bestellungen des Marktes von Konstantinopel geklagt, — dahin geführt, daß man in minderwerthiger Wolle und loser Knüpfung ein der guten Waare äußerlich möglichst ähnliches Fabrikat herstellt, welches aber nicht entfernt die fast unverwüstliche Haltbarkeit der ursprünglichen Machweise besitzt. Kette und Einschlag der Ferahan-Teppiche pflegen aus Baumwolle zu sein, die

Teppich aus Ferahan (Persien).

Preise derselben stellen sich in Wien auf vierzehn bis dreißig Mark für den Quadratmeter. Es ist zu bemerken, daß bei ungewöhnlicher Größe die Preise zunehmen, da es schwer ist, breite Massen ebenmäßig und faltenlos herzustellen. Als nahe verwandt, aber besonders schön gelten die Teppiche von Dschouschegan, welches aber seit der Verwüstung der Ortschaften um 1850 nicht mehr producirt. Etwas Besonderes sind die Teppiche von Serabent, dichter gewirkt als die von Ferahan, etwas hart in der Mache, zumeist mit dem aus den indischen Shawls bekannten Palmenwipfel-Muster versehen.

Im Muster vielfach ähnlich, aber in der Waare erheblich verschieden sind die Teppiche von Kurdestan, zumeist als Senne-Teppiche bezeichnet. Ganz außerordentlich fein in der Knüpfung und kurz geschoren, aus besonders feiner Wolle hergestellt, geben sie einen Stoff ab, von der Weichheit und Geschmeidigkeit eines schweren Sammets, überaus kostbar und daher zumeist für Diwan-Decken verwendet. Sehr beliebt sind in diesen köstlichen Stücken Muster aus ganz zierlichen Blüthen und Blättern, welche, dicht über den Grund verstreut, das Bild einer reichen Blumenwiese entfalten.

Eine besondere Gruppe der wirklichen Perser sind die Arbeiten von Khorassan, im Muster vielfach verwandt mit denen von Ferahan, aber von einer weicheren Wolle, die langhaarig ist und sich umlegt, außerdem für den Kenner erkenntlich durch eine ungleichmäßige Schur.

Eine recht schwierige Gruppe sind die Teppiche der Kaschkai-Nomaden, eines türkischen Völkerstammes, der vom Kaukasus bis tief nach Syrien herunter haust und daher eine Menge verschiedenartiger Elemente in sich aufnimmt. In diese Teppiche von überwiegend geometrischer Musterung ist vielfach Ziegenhaar verarbeitet, welches denselben den seidenartigen Glanz verleiht. Sie sind sehr dicht, voll und langhaarig und äußerlich daran zu erkennen, daß an der einen Seite eine Schnur eingewirkt ist zur Verwendung des Stückes beim Aufbau des Zeltes. Diese Teppiche heißen im Handel gewöhnlich Kirmanscha oder Schiraz von den beiden Marktplätzen, auf welchen sie zusammenströmen, oder auch wohl Mekka aus dem oben angegebenen Grunde. Unsere Abbildung giebt von dem gebräuchlichsten Typus derselben eine hinreichende Vorstellung.

Soweit die Muster geometrisch sind, berühren sie sich vielfach und sind daher nicht leicht zu unterscheiden von den Teppichen, welche die Völker des Kaukasus in großen Mengen produciren, und welche im Handel zumeist als Daghestan oder Derbent bezeichnet werden. Die größte Menge der bei uns verbreiteten langen und schmalen Teppichstreifen mit rein geometrischen Mustern und kräftig gezeichneten Borten stammt dorther.

Durch besondere Technik ausgezeichnet und bei uns ebenfalls wohl bekannt sind die Teppiche, welche man als Sumaths verkauft, ein Name, der aus dem Ortsnamen Semache verstümmelt ist. Dieselben sind nicht geknüpft, sondern durch eine Art von Wirkarbeit hergestellt, welche aber nicht auf der Rückseite das Muster der Vorderseite klar zur Anschauung bringt. Es sind vielmehr mit Willen, um dem Teppich die nöthige Dicke zu geben, die Fäden auf der Rückseite vielfach durchgesteckt, zum Theil läßt man die Enden flott hängen, sodaß sie sich zu einer Art von weicher Unterlage des Ganzen verbinden. Diese leicht erkennbaren Stücke werden durch unsere Abbildung hinreichend bezeichnet.

Den kaukasischen Teppichen am nächsten verwandt, trotzdem aber durch besondere Zeichnung, vor Allem aber durch ganz absonderliche Färbung als erkennbare Gruppe herausgehoben, sind die Teppiche von Central-Asien, welche erst nach der Einnahme dieses Landes durch die Russen seit etwa zehn Jahren bei uns im Handel vorkommen, gerade aber in letzter Zeit nach der Eröffnung der Wege in jene Länder hinein in sehr großer Menge auf den europäischen Markt geworfen sind. Die besten Stücke der Art werden von den Turkmenen hergestellt. Diese Teppiche sind kurzhaarig, sehr fest, von tief dunkelrother Farbe im Grunde. Das Muster ist allen Waaren des Landes gemeinsam. Auf einer quadratischen, durch Linien geführten Theilung liegen achteckige Rosetten und Sterne mit springenden Farben, gewöhnlich nur etwas Schwarz, Weiß und Braun zu dem vorherrschenden Dunkelroth. Die von den Afghanen in Khiwa gearbeitete Waare ist in demselben Muster und nahezu in derselben Farbenstellung gefertigt, nur gröber und schwerfälliger. Auch in Bokhara finden sich dieselben Muster, aber in ganz loser, flockiger Waare, daneben vielerlei andere, buntere Stücke geometrischer Musterung. Bokhara aber ist es hinwiederum gewesen, welches der gesammten Waare von Central-Asien, die guten Turkmenen-Arbeiten mit eingeschlossen, den Handelsnamen gegeben hat.

Noch eine sehr wesentliche Erweiterung unserer Kenntniß brachte die Ausstellung durch die Arbeiten von Turkestan und von China. In beiden Ländern wird vielfach Seide verarbeitet. Die Muster sind zum Theil die von Persien überkommenen, aber vielfach mit chinesischen Elementen durchsetzt, bis sie im eigentlichen Lande der Mitte völlig in chinesische Formen übergehen.

Bekannt sind die Waaren von Marokko, geometrischer Musterung, ganz lose geknüpft, buntscheckig und willkürlich, überwiegend in Roth und Gelb.

Sehr vollständig tritt uns Indien entgegen, wo die englische Regierung begonnen hat, durch Zuführung guter alter Muster die Teppich-Industrie zu heben, wobei nicht nur verarmte Dörfer, sondern auch die Insassen der Zuchthäuser (Jail) herangezogen sind. Diese Kräfte sind zum Theil an gewissenlose Unternehmer verpachtet, sodaß eine ganz wüste, die indische Provenienz in der allgemeinen Werthschätzung tief herabsetzende Waare als „Jails“ hergestellt wird. Ebenfalls ein Product neuerer Zeit und verwaltungsmäßiger Fürsorge der Regierung sind die Teppiche, die nach orientalischer Art in Bosnien gearbeitet werden.

Teppich der Turkmenen.

Teppich aus dem Kaukasus.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.

Reisekocher. — Viele unserer Leserinnen werden wissen, daß es für einzelne Damen auf Reisen und in der Sommerfrische kaum etwas Practischeres giebt, als einen Reisekocher, welcher gestattet, zu jeder Zeit eine Tasse Kaffee oder Thee in gewohnter Weise zu bereiten; auch die Herstellung einer leichten Eierspeise, das Wärmen eines Büchsen-Gemüses oder das Kochen frischer Eier ist oft von nicht zu unterschätzendem Werthe. Einen besonders practischen, wenig Raum beanspruchenden Kocher (siehe Bezugsquellen) stellt die kleine Abbildung dar. Aus Nickel gefertigt, dient die größere, hohe Casserole zur Bereitung von Thee und Kaffee, zu welchem Zwecke man das gefüllte Thee-Ei oder Kaffeesieb, am Deckel des Behälters hängend, in das Wasser einsetzt. Zum

Kochen der Eier bedient man sich des auf Füßchen ruhenden durchbrochenen Einsatzes; die niedrige Casserole, welche mit der anderen gemeinschaftlich einen einzuschraubenden Griff hat, ersetzt die Bratpfanne. Als Brennmaterial ist Alkohol gewählt, von welchem so lange auf die Lampe gegossen wird, als die Asbest-Faser Flüssigkeit einsaugt; die Flamme kann beliebig regulirt werden. Alle Einzelheiten des practischen Apparates finden in der großen Casserole Aufnahme, welche selbst in die flachere, und hierauf das Ganze zusammen in einen mit schwarzem Leder bezogenen Carton gestellt wird. E. F.

*

Seekrankheit. — Eine abscheuliche Krankheit! Ich kenne Viele, namentlich Damen, die schon auf kurzen Seereisen unter ihr kläglich zu leiden haben, und ich selbst habe auf einer orientalischen Spritztour die alte Thatsache, daß auch ein Kameelritt seekrankheitsartige Erscheinungen hervorrufen kann, an meinem eigenen Körper bewahrheitet gefunden. Mit dem „Schiff der Wüste" werden ja jedenfalls die Wenigsten unserer Leserinnen zu thun bekommen, — wie aber beugt man am besten der veritablen Seekrankheit vor? Gsell-Fels schlägt in seinen Handbüchern eine Mischung von 1½ Gr. Chloral, 25 Gr. destillirtem Wasser, 30 Gr. Klosterbeeren-Syrup und 1 Tropfen Pfeffermünz-Essenz als erprobtes Mittel vor. Eine Dame, die vor Jahren mit mir zu Schiff von Neapel nach Palermo fuhr, genoß diese Mixtur unmittelbar vor der Abfahrt des Schiffes, — und fünfzehn Minuten später lag sie stöhnend in ihrer Kajüte. Das Mittel hatte bei ihr nicht angeschlagen, — vielleicht hilft es Anderen! Ich für meine Person kann allen seefahrenden Touristen nach eigenen Erfahrungen nur folgende Rathschläge geben:

1. Man suche sich ein gutes Schiff, keinen Klapperkasten, aus. In Italien z. B. benutze man nur die Schiffe der französischen und österreichischen Gesellschaften, nicht die der italienischen Schifffahrts-Compagnien, die meist so viel zu wünschen übrig lassen, daß man schon in den Häfen seekrank werden kann.

2. Man nehme vor der Abfahrt unter allen Umständen eine kleine Mahlzeit zu sich: ein Beefsteak oder sonst ein gutes Stück Fleisch und ein Glas Wein.

3. Man strecke sich bei gutem Wetter auf Deck, und zwar in der Mitte des Schiffes, wo das Schaukeln am wenigsten empfunden wird, auf einer Bank oder zwei Stühlen möglichst horizontal aus und vermeide es, die Wellen zu betrachten. Bei schlechtem Wetter lege man sich in das Kabinen-Bett. (Auch bei der Wahl der Kabine nehme man, wenn man nicht seefest ist, nur solche, die nach der Mitte des Schiffes zu liegen.)

4. Tritt der Beginn der Uebelkeit ein, so hilft oft ein Schluck Cognac, besser noch ein Glas Sekt; auch einige Tropfen Citronensaft auf Zucker sind für mich schon eine Wohlthat gewesen. Will der Magen absolut nichts mehr bei sich behalten, so nehme man kleine Eisstückchen, auf die man einen Tropfen Cognac träufelt. Man bewege sich so wenig wie möglich und halte Leib und Magen warm.

Hilft Alles nichts, dann weiß ich als bestes Erfrischungsmittel den Trost, daß Alles ein Ende haben muß: man denke an den Schluß der Seefahrt! Das hat mich manchmal aufrecht erhalten, während rings um mich lebendige Leichen stöhnten. —t.

*

Etwas zur Fußpflege auf Reisen. — Zur Abhärtung und Frischerhaltung der Füße bei Gebirgstouren haben mir sogenannte Doppelbäder stets sehr wohl gethan. Man stellt zwei Gefäße, eines mit kaltem und eines mit ziemlich warmem Wasser, neben einander, badet dann zuerst den einen Fuß in dem warmen Wasser und stellt ihn sodann ohne abzutrocknen in das kalte. Hierauf trocknet man den Fuß gehörig durch Reiben mit einem Tuche, bekleidet ihn wieder und verfährt nun in gleicher Weise mit dem anderen Fuße. Diese Prozedur erzielt neben der Abhärtung auch auf der Stelle eine gleichmäßige Erwärmung der Füße. — Nach dem Bade kann man zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit die Füße auch noch mit Branntwein, Arnica oder Fett, bei starker Transspiration mit einem in Salicyl-Lösung getauchten Läppchen einreiben. — Hornhaut erweicht man in lauem Wasser und schabt sie mit dem Messer ab. Bei Durchziehung einer Blase mit einem Wollfaden versäume man nicht, beide Gegenstände vorher in kochendes Wasser zu legen. S. J.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

— Die Sparsamkeit ist eine Tugend, die gar nicht früh genug gelernt werden kann, und Mittel, welche die Kinder zur Bethätigung derselben anhalten, sind daher stets mit Freuden zu begrüßen. Eine der artigsten Erfindungen auf diesem Gebiet ist die „automatische Sparkasse", welche kürzlich von einer bekannten Chocoladen-Fabrik (siehe Bezugsquellen) in den Handel gebracht wurde. Der zierliche Apparat ist eine Nachbildung der bekannten Chocoladen-Automaten in verkleinerter Form und so eingerichtet, daß die Kinder, wenn sie zehn Pfennig gespart haben, ein Täfelchen Chocolade bekommen. Wer die Kindesnatur kennt, der wird wissen, daß den Kleinen damit ein mächtiger Antrieb gegeben ist, der ohne Zweifel dereinst einmal gute Früchte tragen kann. Wir möchten die reizende Neuheit unseren Leserinnen hiermit bestens empfohlen haben.

— Zwar haben wir längst und allgemein dem Einmachen der Früchte in Blechbüchsen den Vorzug zuerkannt, dennoch wird manche Hausfrau bei einer Fruchtart nicht immer vollkommen zufrieden gestellt worden sein. Es sind die Erdbeeren, die leicht ihre schöne rothe Farbe einbüßen, und obgleich man dieselbe einigermaßen herstellen kann, wenn man nach dem Oeffnen der Büchsen dem Safte wenige Tropfen Alkermes zusetzt, so fehlt doch die natürliche Frische. Diese zu erhalten empfehlen wir folgendes einfache Mittel: Man schneide von Pergamentpapier zwei runde Stücke, in der Größe des Bodens und Deckels der zu benutzenden Büchse, lege das für den Ersteren bestimmte hinein, bedecke die Seitenwände ebenfalls mit passendem Papier, fülle Früchte und Zucker hinzu, thue das zweite Stück auf die Beeren, lasse verlöthen und koche in gewohnter Weise; der Erfolg ist ein trefflicher. E. K.

— Für eine Tafel, die Anspruch auf gute Ausstattung erhebt, gilt ein besonderes Silber-Service für den Nachtisch als unentbehrlich, und wenn früher die Kuchenschaufel das einzige Zierstück ausmachte, so bedürfen wir außer dieser heute des Eismessers, des flachen Löffels und verschiedener kleiner Gabeln für petits fours und feines Confect. In den letzten Jahren fast ausschließlich an die lustigen, krausen Figuren des Roccoco gewöhnt, die das Kunsthandwerk zur Mode erhob, zeigt unsere Zeichnung ein neues, reiches Muster, das wiederum die schönen, edlen Formen der Renaissance trägt. Gol-

dig heben sich die Löffelschalen von den grau oxidirten silbernen Stielen, die Einheit des Tones mit dem der Zeichnung zu anmuthigstem Ausdruck bringend. Neu ist die Form des Eismessers, das halbmondartig, dem krummen Türkensäbel gleichend, kräftig die harte Masse theilt, originell die eine der kleinen Gabeln mit dem

Dreizack und dem Widerhaken der Harpune, die fest hält, was sie aufspießte; auch Kuchenschaufel und Zuckerlöffel zeichnen sich durch den Reiz ihrer Ornamente aus, und so dürfen wir das Ganze als eine beachtenswerthe Neuheit empfehlen. Zum Serviren von Wein und Fruchtsäften, auch für Liqueure, giebt es silberbeschlagene Kannen aus glattem oder gereifeltem Krystall in verschiedener Größe, welche jedem Tische zur Zierde gereichen. E. K.

— Saccharin, ein vor einigen Jahren entdecktes, aus den Derivaten des Steinkohlentheers gewonnenes „Süßmittel", wurde zunächst ärztlicherseits für Zuckerkranke angewendet, denen es eine Bereicherung ihrer eng begrenzten Kost gestattete und den verbotenen Genuß des Zuckers ersetzte. Kein Nahrungsmittel, ist es gleich dem Salz, Essig, Vanillin ꝛc., nur eine Würze für Speisen, ein Genußmittel. Es besitzt weder die nährenden, — fett machenden, — noch die säuernden Eigenschaften des Zuckers, ist aber 300 Mal süßer als dieser. Selbst in einer Verdünnung von 1 : 1000 noch von intensiv süßem, angenehmem Geschmack, liegt der Schwerpunkt seiner eigentlichen Bedeutung auch wohl heute noch in der Anwendung für Zuckerkranke, die angeblich Brod, Kuchen und sämmtliche Getränke, welche mit Saccharin gewürzt wurden, unbeanstandet genießen können. Welchen Platz das neue Erzeugniß im Haushalte einzunehmen bestimmt ist, muß die Zukunft lehren, es fehlt hierfür noch die genügende Erfahrung. Ein weiteres Eingehen auf dieses Thema, das vielfach wissenschaftlich erörtert wurde und wachsendes Interesse hervorruft, würde zu weit führen; denjenigen unserer Leserinnen, welche einen Versuch in der Küche wagen wollen, empfehlen wir die von Frau Lina Morgenstern herausgegebenen 100 Recepte mit Anwendung von Saccharin, vorzüglich für den Gebrauch für Zuckerkranke berechnet. (Siehe Bezugsquellen.)

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Bastseide. — Als langjährige Abonnentin Ihres geschätzten Blattes erlaube ich mir folgende Anfrage zu stellen: Durch welches Verfahren kann man Bastseide (neu) wasserdicht machen, damit sich dieser Stoff, der zu einem Staubmantel verarbeitet werden soll, auch zu einem Regenmantel eignet? L. Th., Metz.

Soda. — Ist die Anwendung von Soda der Wäsche schädlich? Marie K. bei Bromberg.

Kitt für ein Aquarium. — Läßt sich ein Aquarium vollständig wasserdicht kitten? Marie B. in Tilsit.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Veilchenduft (56). — Wenn es auch nicht möglich ist, den lieblichen Veilchenduft ohne besondere Apparate und umständliche Behandlung zu gewinnen, denn er ist besonders zarter und vergänglicher Natur und kann nur durch Maceration und Absorption erlangt werden, so lassen sich doch auch die Veilchen zu Toilettenzwecken im Hause auf mancherlei Weise verwerthen. Die Blumen müssen aber immer bei trockenem Wetter gepflückt, frisch und in voller Blüthe, ohne Stengel und Blattwerk sein. Wenn man die duftenden Frühlingsblumen in einem Porzellan- oder Glasgefäß lagenweise mit Salz überstreut, so erhält man ein angenehmes Riechmittel, ebenso wenn man starken, reinen Weingeist auf ein mit Veilchen angefülltes Glas gießt und gut verschlossen stehen läßt. Durch Zusatz von Wasser und Zucker läßt sich hieraus auch ein feiner Liqueur herstellen. Werden die blauen Veilchenblumen von den Kelchen befreit und in einer Flasche mit gutem Weinessig übergossen, so nimmt derselbe nach einiger Zeit eine schöne violette Farbe und den angenehmen Geruch der Veilchen an. Man seiht ihn durch und bewahrt ihn in wohlverschlossenen Flaschen. Besonders empfehlenswerth ist das Verfahren mit Glycerin, wie es in Nummer 22 des vorigen Jahrganges auf Seite 176 angegeben ist. E. M. in Zoppot.

Grasflecke (56). — Da meine Jungen fleißig botanisiren, bleibt es auch nicht aus, daß sie von ihren Wanderungen Grasflecke in den Turn-Anzügen heimbringen. Solange diese Flecke frisch sind, lassen sie sich leicht durch Auswaschen mit Spiritus entfernen. Die alten, durch ungeeignete Behandlung dunkel gewordenen Flecke erfordern aber stärkere Mittel. Versuchen Sie es mit mäßig verdünnter Salzsäure; die damit betupften Stellen müssen aber nachher tüchtig mit Regenwasser und Seife nachgewaschen werden. Ebenso könnte die Anwendung von Kleesalz gute Dienste thun; die angefeuchteten Flecke werden mit einer starken Kleesalz-Lösung benetzt und gelinde gerieben. Wie bekannt wird durch die Gegenwart von Zinn die Wirkung des Mittels beschleunigt und verstärkt; deshalb bedient man sich entweder beim Reinigen eines Zinngefäßes oder streicht mit einem Zinnlöffel einige Male über die betreffenden, mit Kleesalz behandelten Stellen. Selbstverständlich ist auch hierauf fleißiges Nachwaschen und Ausspülen erforderlich. R. Sp. in Magdeburg.

Rhabarberwein (72). — Ich habe mehrfach nach verschiedenen Recepten Rhabarberwein bereitet und kann Ihnen namentlich das folgende Verfahren, das ein aromatisch kräftiges, champagnerähnliches Getränk liefert, bestens empfehlen. Die Rhabarberstauden werden im Juni und zum zweiten Male Anfang August geschnitten. Nachdem ich die Blattstiele und starken Rippen geschält habe, zerschneide ich sie in dünne Scheiben, thue sie in ein sorgfältig gereinigtes Holzgefäß und gieße Wasser darüber. Auf jedes Kilo rechne ich ein Liter Wasser, also auf 25 Kilo, die schließlich etwa 34 Liter Wein ergeben, 25 Liter. Die Masse bleibt neun Tage mit einem Tuche bedeckt stehen und wird täglich einige Male mit einem Stäbchen umgerührt. Hierauf füge ich dem angegebenen Quantum den Saft von 18 Citronen hinzu, die ich vorher auf dem für den Wein bestimmten Zucker abgerieben habe. Die Flüssigkeit muß dann durch die Beerenpresse gehen oder durch ein grobes Tuch gepreßt werden. In dem gewonnenen Safte wird der Zucker aufgelöst; da ich einen süßen, starken Wein liebe, karge ich mit dem Zucker nicht, sondern rechne auf das Liter Wasserzusatz ¾ Kilo Zucker, also auf mein Quantum 18¾ Kilo. Der auf ein gut gereinigtes Faß gefüllte Saft wird nach erfolgter Gährung im October von der Hefe gezogen und im Februar mit etwa 5 Gr. Hausenblase, welche in 2 Liter Wein aufgelöst wurden, geklärt. Wie bei Obstweinen ist es zweckmäßig, den Wein nach Verlauf von weiteren sechs Wochen nochmals abzuziehen und dann fest zu verspunden, bis man ihn nach einigen Monaten auf Flaschen füllt. Will man den Wein noch mehr veredeln, so kann man nach dem Abziehen von dem Bodensatze eine halbe Flasche Cognac hinzufügen. Trotz dieses Zusatzes und der reichlichen Beimischung von Zucker und Citronen stellt sich der Wein doch kaum auf 60 Pf. pro Liter. M. v. G. in Baden.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 13. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. Juli 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Das Gut im Monde.

Novelle von Marie von Olfers.

1.

In einem engen Dachstübchen der Großstadt saß ein junger Bursche. Dürftig sah es um ihn her aus, verräuchert der Hof, auf den das Fensterchen blickte; aber eine schlanke Akazie nickte und winkte ihm mit ein paar duftigen Blüthen. Sie war sonst ganz verdorrt; nur diesen einen Zweig streckte sie wie einen Arm sehnsüchtig nach dem Jünglinge aus.

Er war ein Dichter und genoß dies Liebeszeichen der Natur aus vollem Herzen.

Der Aermlichkeit ringsumher kaum bewußt, weilte seine Seele in einem Lande, über welchem ein leuchtender Himmel blaute; darunter funkelte das Meer, besäumt von Orangenwäldern und Myrten, begrenzt von klaren, edlen Gebirgslinien.

Er war auf seinem Gut im Monde. Eben trat das hohe Gestirn majestätisch aus einer dunklen Wolke und überfluthete das Zimmerchen mit märchenhaftem Glanze. Eine alte blecherne Dose funkelte, als sei sie pures Silber. Servaz war bei seiner Heldin; eben sollte sich ihr schweres Geschick vollenden. Sie starb als Märtyrerin. Wie er sie liebte, wie sie ihn ansah mit brechendem Auge! Immer noch fand er nicht das rechte Wort.

Er legte sich zum Fenster hinaus; die Akazie duftete doppelt süß, die Ecken und Schärfen der Häuser verschwammen sanft in weichen Nebeln. Er träumte. Lange und tief muß der Traum gewesen sein, denn immer noch blickte er hinaus, und schon wurde es auf der Straße lebendig.

Mägde holten ein, Schulbuben liefen mit Mappen vorüber, Handwerker gingen an ihre Arbeit.

Er reckte und dehnte sich. Bequem mußte das Bett auf dem Monde nicht gewesen sein. Hinaus wollte er, vor das Thor, in's Freie.

Da klopfte es.

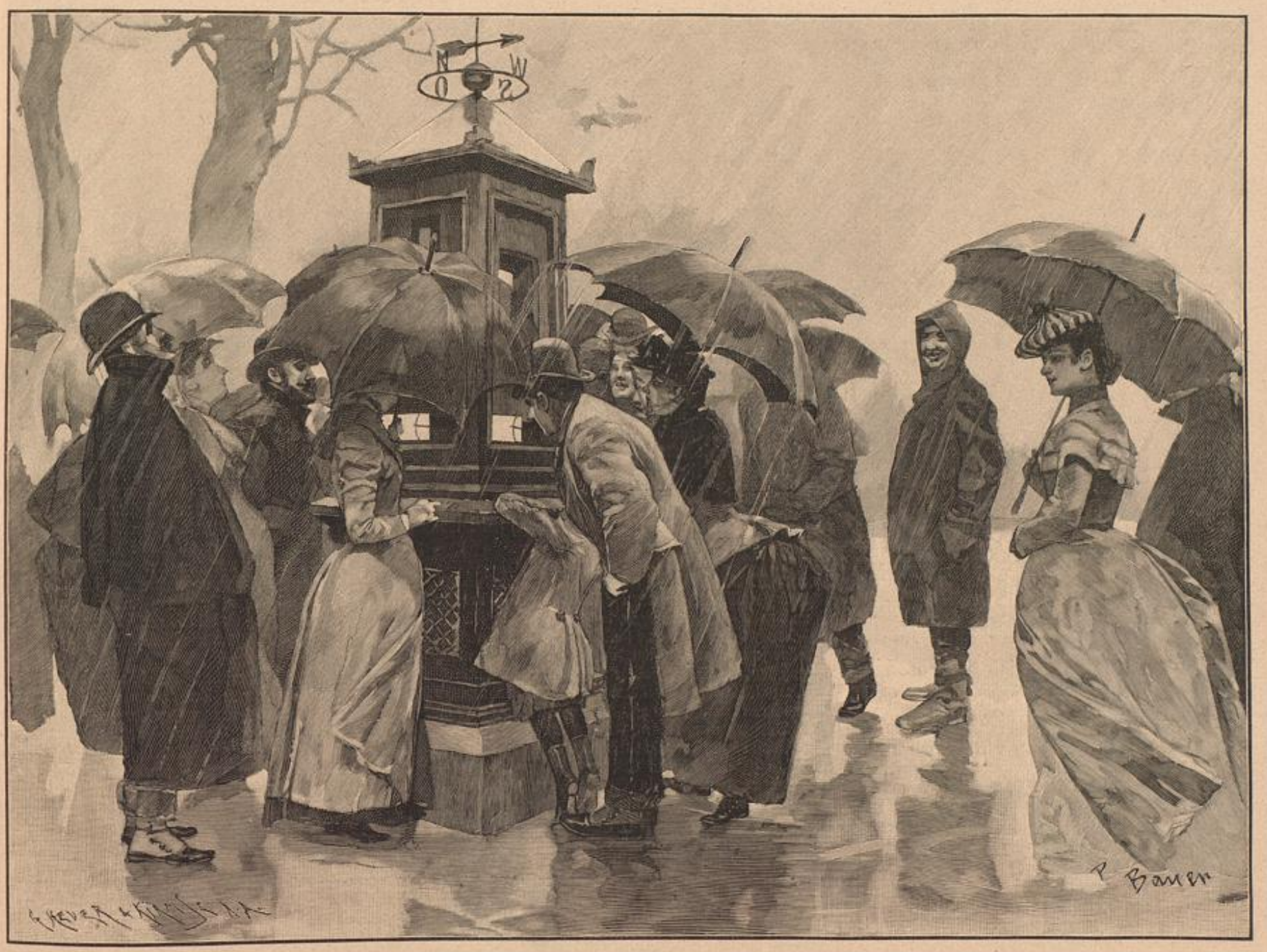
Er ging an die Thür und öffnete; der Briefbote hielt ihm einen Brief entgegen; — Briefe bekam er sonst nie. Verwandte hatte er nicht, der letzte Onkel, ein alter, menschenscheuer Kauz, der von Niemandem Etwas wissen wollte, war kürzlich gestorben. Und dieser Brief war ein Geldbrief.

Erst glaubte er an ein Versehen, — wer sollte ihm Geld schicken? Aber der Brief war richtig adressirt. Servatius Lilienstern. Er untersuchte den Schatz, mehrere Hundertmark-Scheine fielen heraus.

So viel hatte er selten bei einander gesehen. Er wurde ganz roth vor freudigem Schreck. Sein erster Gedanke war seine Märtyrerin; jetzt sollte sie Leben bekommen, gedruckt werden.

Als er aber weiter las, verschwand sie wie ein Schemen, die Wirklichkeit trat hervor, das Gut im Monde zurück. Sein Onkel hatte ihm, ihm, Servaz Lilienstern, sein Gut, das Familien-Gut Dornbusch hinterlassen.

Der Brief war von einem Advokaten, des Onkels Testamentsvollstrecker. Der alte Onkel tauchte vor ihm auf, seiner Mutter Bruder. Einmal hatte er ihn gesehen, einmal zu Servaz gesagt: „Junge, Du gefällst mir.“ Starr saß Servatius da, die Augen auf das Blatt gerichtet, auf welchem ihm seine Phantasie eine herrliche Besitzung vorzauberte. Vor ihm lag's am



Schlecht' Wetter. Von P. Bauer. — Siehe Seite 103.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

breiten Strome, er spürte den Meerduft, den ihm über blumige Wiesen und duftige Wälder der Wind zutrug. Dort leben, dort dichten. Seligkeit auf Erden!

Mit welcher Rührung gedachte er der verstorbenen Eltern; wie hatten sie sich einen grünen Fleck gewünscht und hatten es nie über einen Basilikentopf am Fenster gebracht.

Er kannte das Gut wohl; als kleiner Junge war er mit der Mutter dort gewesen. Wie eine Fata Morgana tauchte es vor ihm auf. Gleich wollte er hin, obwohl der Advokat schrieb, er solle sich lieber ansagen. Ehrenpforten waren ihm ein Greuel, seinen Ruhm dachte er sich anders.

Er bezahlte die Wirthin großmüthig. Jeder bekam etwas ab von seinem Glück. Alle Hausgenossen hatten ihn gern und sahen ihn ungern scheiden. Voll Wonne sog er auf der Fahrt die frische Lenzesluft ein; er begriff nicht, daß er ohne sie all die Zeit hatte leben, athmen können. Erst von heute an dünkte er sich ein Berechtigter auf dieser Erde, als gehöre ihm die Welt und Natur ganz anders, als vorher.

Wie erinnerte ihn dieser Duft von Korn, Wald und Meer an seine Kindheit, an die Mutter!

Von der Eisenbahnstation aus mußte er zu Fuße gehen, da er keinen Wagen bestellt hatte. Der Weg ging damals durch einen großen Forst. Der Onkel ließ keinen Baum schlagen; ein wahrer Urwald war's gewesen, voll Hopfengehänge und Brombeerranken.

Umsonst sah er sich jetzt danach um; öde und sandig lag der Pfad vor ihm. Am Heidekraut, an den Stubben allein erkannte er die Stätte. Ein ohnmächtiger Versuch welker Zuckerrüben; endlose Kartoffelfelder.

Enttäuscht ging er weiter und rächte sich an den Distelstauden, die am Raine standen.

„O, mein Wald! mein Wald!" seufzte er. „Wer hat dich verwüstet? Ich hätte dich geschützt!"

Und er schwor sich, keinen Baum mehr fällen zu lassen, sollte er ihm auch mit Gold aufgewogen werden.

Es ging auf die Mittagsstunde. Die Sonne stach; er watete durch tiefen Sand. Ach du lieber Himmel, dachte er, irdische Güter sind doch viel beschwerlicher zu erreichen, als mein Gut im Monde! —

Das also war sein Haus. Dem Kinde schien es damals ein Schloß; was ist die Phantasie für eine lügenhafte Creatur!

Ein uralter Kasten von Backsteinen lag vor ihm, freilich vorn mit dem Wappen der Lilienstern, hinten aber mit einem bedenklichen Riß in den Hofgebäuden, aus welchem eine wilde Bestie von Bulldogge hervorschoß. Ein Zahn stand ihm als Warnungstafel aus dem Maule.

„Hallo, Troll!" schrie eine keifende Weiberstimme, „hüten Sie sich, die giftige Kröte beißt! Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

Troll schien mehr Menschenkenntniß zu besitzen, als Jungfer Rosalie Isegrimm, oder er hatte Angst vor dem großen Stocke, — genug, er stutzte.

Servaz nannte sich. Mamsell Rosalie begriff endlich; sie knixte und jammerte, daß der gnädige Herr so überraschend komme, nun sei nichts Anständiges zu essen im Hause. Die Hühnlein zu jung, ganz Bein, die Kohlrabi zu alt, ganz Stein. Der Verwalter hielte Alles unter Schloß und Riegel und sei fortgefahren, käme erst morgen wieder, es sei nur das Bett des seligen Herrn zurecht gemacht. Ueberhaupt sähe es jammervoll bei ihnen aus. Erst sei die Saat erfroren, dann ertrunken, jetzt vertrocknet, den Wald hätte die Nonne gefressen, der Herr müsse es gesehen haben. Die neue Scheuer sei abgebrannt, und so fuhr sie, neben ihm hergehend, in lamentirender Weise fort, ihm alles Unglück aufzuzählen, das ihn schon betroffen hatte und noch betreffen würde, während ihre paar grauen Haare im Winde flatterten und ihre dürren Gebeine zu klappern schienen. Servaz ging es zu einem Ohre hinein, zum anderen heraus. Er war wieder auf dem Monde; unsanft kam er herunter.

Wüst sah es aus. Zimmer, in denen Ratten hausten, Felder, auf denen nichts wuchs; überall halbverhungerte Herden.

Der Hund ging immer mit ihm, als mache er die Honneurs dieses Erbstückes. Offenbar hatte er sich in die Situation gefunden und Servaz als Herrn anerkannt. Hunde erkennen meist die Verwandtschaft.

Mamsell Rosalie war ganz erstarrt. Diese Bestie, die ihnen so viel Noth gemacht, die Niemandem gehorchte, seit der Onkel todt war, der ihn verzogen, verwöhnt, wie einen Sohn behandelt hatte! Da ging dieser tückische, gefährliche Tiger und sah aus, als könne er keinem Würmchen etwas anhaben.

Troll hörte mit einer Art Lächeln, indem er die Oberlippe empor zog, diese Verdächtigung seines Charakters.

Servaz strich ihm über den runzlichen Kopf.

„Du sollst es gut haben," sagte er, „wie Alles, was mir angehört."

Eine Mehlsuppe, welche Mamsell Isegrimm als einzige Delicatesse bereitete und ihm im dunklen Zimmer des Erdgeschosses sammt einer Portion Fliegen servirte, stimmte ihn noch mehr herab.

Um sich zu befreien, zog er mit Troll beim letzten Abendschein hinaus in den Wald, der ihm geblieben, um richtig Besitz zu nehmen und sich zu freuen an dem schönen Stückchen Erde, welches ihm der Onkel geschenkt. Troll sprang trotz seines hohen Alters in seligen Capriolen voraus.

Schön war es; immer schöner wurde es, und als er erst am Flusse entlang über Wiese und Feld in den Wald trat, jauchzte er so laut, daß Troll ihn erschreckt ansah. Die Kiefern leuchteten roth, das Wasser glänzte, weiße Nymphenblumen wuchsen darauf, über denen die Schmetterlinge und Libellen gaukelten.

Er setzte sich in das grüne Moos; über ihm eine mächtige Tanne, den Ausblick auf den stillen See. Den Kopf stützte er in die Hand. Woran dachte er? Nicht an die Wirklichkeit, die ihn fortan in ihre Gewalt bekam, er war wieder in einem Luftschlosse, nur daß es jetzt hier auferbaut werden sollte, hier in diesem Sande.

Mit Liebe sah er jedes Blümchen an; es wuchs, gedieh; aus den dürren Feldern sproßten Riesengarben. Glückliche Menschen arbeiteten wie im Spiel.

Troll, dem die poetische Reise in's blaue Land zu lang wurde, zupfte ihn am Aermel.

Er hatte Recht, wie konnte er jetzt träumen, dazu war später Zeit, erst mußte er handeln.

Es dunkelte schon, als er nach Hause kam; der volle Mond stieg herauf, aber er schien ihm ein Anderer, als der in seiner Dachkammer. Sein Gut war nicht mehr droben bei ihm. Hier war's, all der Glanz lag auf seinem Grund und Boden. Still war's um ihn her. Wie in vergangener Nacht lag er noch lange im Fenster. Macht, Ruhm hatten einen neuen Klang.

Troll holte sich den Rest der Mehlsuppe, dies schien Mamsell Rosaliens einziges Gericht. Grollend zog er sich zurück.

Wie erstaunt war Servaz, ihn am Fußende des alten Bettes behaglich schlafend zu finden, als er sich zur Ruhe legen wollte.

Empört warf er ihn hinaus. Der Hund knurrte, schlich dann beschämt in eine Ecke und sah ihn von da aus mit klugen Augen an, die er blinzelnd schloß und öffnete.

Todtmüde legte sich Servaz nieder und schlief ein. Er schlief unruhig, als läge ein Alp auf ihm. Endlich konnte er die bleierne Last abschütteln, die Sonne stand hoch am Himmel. Troll, der auf seinen Füßen gelegen, sprang eilfertig herab. Schon hatte er den Stock erhoben, aber er legte ihn wieder fort, winkte dem Thiere und sagte:

„Ich verstehe, Troll, dies war Dein Platz zu des Onkels Zeiten, ich will Keinen verdrängen, ich überlasse Dir das Bett und suche mir eine andere Lagerstatt."

Der Hund grinste, als verstände er ihn, kam heran und leckte ihm dankbar die Hand.

Der Verwalter war unterdessen von seiner Vergnügungstour heimgekommen. Sie endete auf diese Weise sehr kläglich.

Ein Poet und sein Gut selbst bewirthschaften! Welcher Unsinn! Daran hatte er nicht von fern gedacht; das würde er ihm eintränken. Er stand vor der Thür, unter dem Fenster des nichtsahnenden Träumers und schüttete im Verein mit Jungfer Rosalie sein Herz aus.

Wo sollte er denn mit den Kindern bleiben, wenn der sich hier breit machte? Der Onkel hatte sich mit dem schlechtesten Zimmer begnügt, aber der war ein Philosoph gewesen; Dichter und Künstler dagegen machten heutzutage Ansprüche wie die Prinzen, er sähe es ja in der Stadt. Nun, dieses Dornbusch sollte ihm ein stachlicher Aufenthalt werden!

„Machen Sie ihm nur das Leben recht unbequem, Jungfer Isegrimm!"

Jungfer Rosalie lächelte essigsauer. „Dazu brauche ich mich gar nicht anzustrengen, das geht ganz von selber."

Servaz hatte einst eine ländliche Idylle geschrieben; er dachte jetzt daran, als ihn der Verwalter stundenlang herumschleppte. Diese Realität war doch etwas Anderes.

Er schleifte ihn im glühendsten Sonnenbrande über Sturzacker, in Kuh-, Schaf-, Pferdeställe, ließ ihn an jedem Düngerhaufen riechen, Alles, während er stöhnend bewies, daß es auf der Welt keinen geplagteren, elenderen Menschen gäbe, als einen Gutsbesitzer.

Aber er hatte sich in Servaz verrechnet. Seine Dichterkraft verwandelte sich in einen brennenden Thatendurst, Alles hier zu ändern, zu verbessern; unter ihm sollte das goldene Zeitalter beginnen.

Der Verwalter zuckte mitleidig und ungläubig die Achseln. Wenn es der Herr durchaus probiren wolle.

Ja, das wollte er.

Und er beschwor Herrn Verwalter Dickkopf in rührender Unschuld zu bleiben und ihm zu helfen.

Dickkopf kam sehr aufgeregt nach Hause und räumte Hals über Kopf die guten Stuben unter dem Geheul der jungen Dickköpfe, welche glaubten, die Welt ginge unter. Es erhob sich ein wahres Zetergeschrei, ausgeführt von seiner Frau und der wilden Völkerschaft seiner Kinder. Er hatte sechs Stück, und man mußte sagen, sie sprachen für die Nährkraft des Gutes.

Die so mühsam comprimirte Familie wünschte Junker Servaz in das Land, wo der Pfeffer wächst.

Er merkte nichts davon, lag im Walde und träumte.

So verhallte der Jammer der Dickköpfe ungehört, sonst hätte ihn der schmerzliche Ton vielleicht an seiner Beglückungs-Theorie irre machen können.

Herr Dickkopf wußte aber, was er that und sagte: „Schweigt, es ist ja nur für eine Weile, da ist Alles auszuhalten, wenn es nicht Kopf und Kragen kostet, und die sind beim Herrn gefährdeter, als bei uns!" —

Junker Servaz begann damit, sich der sogenannten „Mutters" zu erbarmen. Jeder, der auf dem Lande gewesen, kennt sie. Es sind die Alten, Schwachen, Kranken, die das Gut mit durchfüttert.

Wie jammervoll diese Ruinen aussahen, und die sollten arbeiten! Das Gnadenbrot mußten sie haben.

Er verhieß es ihnen, als sie ihm unter Thränen Rock und Hände küßten. Herr Dickkopf wetterte, erklärte Alles für Verstellung; selbst den Buckel der Mutter Lorschen. Mit der Peitsche solle man kommen, dann sprängen sie wie die Lämmer.

„Bei mir soll das nicht sein," erklärte Servaz, „davon werde ich nicht arm, die Alten und Schwachen sollen bei mir Ruhe haben." Er merkte kaum, daß er den ältesten Hahn des Hühnerhofes zum Mittag bekam, so hochgeflügelt gingen seine Pläne über Dornbusch. Phantasien, die er sonst nur dem Papier anvertraut, — hier sollten sie Wirklichkeit werden: Dornbusch ein Mustergut! Die primitive Ziegelei wollte er durch Dampfbetrieb erweitern, wie er auf den Gütern eines steinreichen Gönners gesehen, auf den Wiesen eine Schweizer Molkerei anlegen. Er sprach viel mit Dickkopf darüber; der aber lächelte boshaft.

„Es fehlt nur das Geld, gnädiger Herr. Es gäbe freilich Leute, die auf Dornbusch borgten, da es ganz schuldenfrei ist; aber Geld ist theuer."

Schulden! Er erschrack; er hatte nie einen Groschen Schulden gehabt. Leute, die von der Hand in den Mund leben, haben meist nicht den Muth dazu, auch borgt ihnen so leicht Niemand.

„Ich habe mir durch lange Arbeit ein Sümmchen gespart," fuhr Dickkopf fort, „ich würde es d'ran wagen. Freilich nicht ohne gute Sicherheit. Es muß auf das Gut eingeschrieben werden. Der gnädige Herr hat Recht, ein Gut muß Betriebs-Kapital haben, und wenn es nicht da ist, muß man es sich schaffen."

Bei sich aber dachte er: „I, das geht ja noch besser, als ich dachte, besser als beim Philosophen, da sollte man immer Alles beim Alten lassen. Diesen jungen Durchgänger wollen wir bald zahm machen, — und er rieb sich vergnügt die Hände: Dickkopf, Du wirst früher als Du dachtest Besitzer von Dornbusch!" —

Servaz dagegen war ganz Dankbarkeit; er meinte in seiner Unschuld, solch' einen braven, erfahrenen Mann zur Seite, — brav schienen ihm alle Menschen, — könne es ihm nicht fehlen. Bösewichter kannte er nur in der Kunst, wo sie als Schlagschatten durchaus nothwendig waren. Er hatte die Welt bis jetzt allein von der freundlichen Seite gesehen. Geduld hatte nie zu seinen Tugenden gehört, und als Poet war er gewöhnt, seine Pläne schnell zur Ausführung zu bringen, es gehörte nur Papier und Feder dazu. Hier gewissermaßen auch, aber die Wechsel, die er schrieb, waren kostbareres Material. Es begann ein reges Leben auf Dornbusch, eine Wirthschaft mit Dampf, bei der die alten Dornbuscher Mund und Nase aufsperrten. Sie waren ihm eigentlich Alle gut, diesem freundlichen, hülfreichen Herrn, der fast aussah wie ein Knabe; hatte er nicht mit eigener Gefahr den kleinen Sohn der Lorschen aus dem Wasser gezogen? Keiner ging ungehört, ungetröstet von seiner Thür.

Natürlich wurde das bald ruchbar, es zog eine Wallfahrt bedenklicher Gestalten nach Dornbusch, die nur durch Dickkopf's gefürchtete Knute im Zaume gehalten wurden.

Selbst das alte morsche Haus bekam ein freundliches Ansehen; erst hatte Servaz bauen wollen, aber der Epheu, der die alten Mauern umklammerte, that ihm leid. Kartoffeln und Kohlpflanzen verschwanden aus seiner Nähe, an die Stelle der Disteln, Nesseln, Kletten, traten hochstämmige Rosen und seltene Pflanzen; die hohen Alleen wurden gesäubert.

Es war herrlich; wie schön hätte man dort dichten können, wenn nur Zeit dazu gewesen wäre, aber diese mühselige Landwirthschaft ging ja wie ein Mühlrad, immer um und um, keine Ruhe, immer etwas los und meist etwas Unangenehmes . . .

2.

Die Nachbarn hatten Dornbusch's Verwandlung — man hätte es jetzt eigentlich Rosenbusch nennen müssen, — mit Staunen gesehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Der muß ein steinreicher Mann sein!“ sagten sie.

Am tollsten überrascht war der einzige Freund und Vertraute des Onkels Philosoph, Hans Saatwinkel, ein durchaus braver Mann und ausgezeichneter Landwirth, so entfernt von der Philosophie, wie ein Kohlkopf von einer Rose; trotzdem hatten der Onkel und er sich gefunden, und das gerade in der Landwirthschaft. Der kluge Philosoph hatte wohl gemerkt, daß er in diesem Punkte weder logisch denken, noch practisch handeln konnte. Manchen Rath holte er sich von Hans Saatwinkel, der meist darin gipfelte: „Wenig bauen und tüchtig stutzen, ist des armen Landmanns Nutzen.“

Da der Onkel ebenso wenig Geld gehabt hatte, wie Servaz, so war dieser Rath das einzig Vernünftige. Er lebte ganz zufrieden, wenngleich Hans Saatwinkel durchaus nicht mit ihm zufrieden war wegen Ueberwucherung der Schmarotzerpflanzen, welche beim Onkel Philosoph überhand genommen hatten. Die Familie Dickkopf war ihm besonders verhaßt. Er rieth oft, den frechen Patron an die Luft zu setzen, und ärgerte sich, daß er die hellsten Zimmer vorweg nahm, aber der Philosoph antwortete: „Wer soll ihn denn nehmen! Mit acht Kindern bekommt so Einer schwer eine Stelle, und sehen Sie, dies junge Volk braucht Luft und Licht zum Wachsen, während ich, — ich verdorre so langsam ebenso gut im Schatten . . .“

Hans brummte, lebte in großer Feindschaft mit Dickkopf, und kein Lächeln der rothwangigen Dickköpfchen konnte ihn besänftigen. Er schüttelte den Kopf, als er hörte, das Gut käme an einen Dichter, einen Neffen des Herrn.

Das klang noch schlechter als Philosoph. Dichter hielt er von vornherein für Tagediebe; Bücher von solchen kamen nicht in sein Haus, da hatte man Besseres zu thun, als deren Gewäsch zu lesen.

Na, er wollte ihm die Wahrheit sagen, — der junge Mann würde doch sicher bei ihm vorsprechen. Onkel Philosoph mußte ihm doch vertraut haben, daß es ohne den Rath von Hans Saatwinkel nicht ging! —

Aber er kam nicht. Wohl wußte er von diesem nothwendigen Nachbarn durch ein Schreiben des Verstorbenen, aber solch' ein Vormund schien ihm höchst unbequem, da versuchte er's lieber erst selbst. So kam er für's Erste nicht nach Saatwinkel.

Hans dagegen ließen die Erzählungen von dem neuen Glanze Dornbusch's keine Ruhe.

Eines schönen Tages machte er sich auf und fuhr hin; nicht um einen Besuch zu machen, dazu war er zu stolz; es galt einer Inspection im Interesse seines Freundes und aus Haß gegen Dickkopf, der nun sicher sein Schäfchen in's Trockne brachte.

Durch den Park ging es zu Fuß. War das denn Dornbusch?

An der Stelle des kleinen Schweinestalles ein Tempel, in dem eine unbekleidete Frau stand! Schwäne statt Enten auf dem Teiche. Wirthschaftsgebäude im Schweizervillen-Stil!

Er berechnete sofort Alles auf Heller und Pfennig; eine Unsumme mußte das kosten.

Staunend stand er vor dem verwandelten Hause, welches eine Veranda mit Säulen bekommen hatte. Waren das verwunderliche Ungeheuer am Springbrunnen, Menschen mit Fischschwänzen! Ueberhaupt ein Springbrunnen in dieser Sandbüchse, welche unverantwortliche Verschwendung dieses edlen feuchten Elements!

Ein Gärtner war beschäftigt, Rosen aufzubinden; mit Empörung erkannte er einen Burschen, den er wegen Diebereien aus dem Dienst entlassen. Der Bube sah ihn frech an.

„Ja, Herr Saatwinkel,“ sagte er spöttisch, die Mütze lüftend, „ich bin es. Sie hatten wohl nicht geglaubt, was aus mir und Dornbusch werden könnte, wenn der rechte Mann darüber kam?“

„Wenn der rechte Mann bei Dir anfängt, Flock, werden die Dornen und Disteln schon wiederkommen. Nimm Dich in Acht, ich kann bös über Dich aussagen.“

„Reden Sie nur, Herr Saatwinkel, unser Junker ist zu klug, der hört nicht, was die Anderen sagen, er weiß Alles am besten.“

Kopfschüttelnd ging Hans weiter; als er eine Scheune, mit altdeutschen Giebeln verziert, mißbilligend betrachtete, trat Servaz zu ihm.

Jetzt, da er sich in gutem Zuge glaubte, freute es ihn, den braven Mann hier zu sehen; er streckte ihm fröhlich die Hand entgegen und sagte:

„Wie lieb ist es mir, daß Sie kommen, Sie, der einzige Freund meines Onkels. Ich hätte Sie längst selbst aufgesucht, aber ich hatte zu viel Arbeit.“

„Arbeit nennen Sie das, junger Herr?“ antwortete Hans Saatwinkel und wies auf die Giebel. „Ich nenn's Spielerei.“

„Nun ja, das ist nur Schmuck; was wäre aber ein Leben ohne Schmuck?“

„Es wäre weit weniger kostspielig,“ fuhr Hans fort, jetzt seine Hand ergreifend. „Nehmen Sie's mir nicht übel, ich war wirklich der Freund Ihres Onkels. Diese alte Ruine herauszustaffiren, nutzt nichts, sondern schadet nur.“

„Ich liebe die Schönheit, Herr Saatwinkel, das muß man einem Dichter zu Gute halten.“

„Nicht, wenn er Landwirth wird; dort gilt eine andere Sorte Schönheit: volle Aehren, gutbestellte Aecker, gepflegter Wald, prächtige Herden, Ordnung, Reinlichkeit. Verzeihen Sie, daß ich so spreche, ich möchte auch Ihr Freund sein.“

„Tausend Dank, ich hoffe, Sie sollen es bleiben.“

„Gewiß, wenn Sie einverstanden sind. Ich war Ihnen gut, um des Onkels willen, ehe ich Sie sah. Jetzt muß ich sagen, Sie gefallen mir, aber es gefällt mir nicht bei Ihnen.“

„Bis jetzt,“ entschuldigte Servaz, „ist noch nicht Alles, wie es sein sollte, die Ernte steht schlecht; der Boden verlangt eine eigenartige Cultur.“

„Das weiß der Kuckuck!“ rief Hans. „Es ist eine verteufelte Sandbüchse; eben deshalb lassen Sie lieber die kostbaren Plantagen. Kartoffeln, sag' ich, Kartoffeln, mein junger Freund!“

Servaz bewirthete ihn; es war noch immer nicht die glänzende Seite von Dornbusch.

„Sie müßten eine Hausfrau haben,“ meinte Hans, „aber eine, die es versteht.“

Servaz lachte. „Bis jetzt hab' ich eine ganz andere Liebschaft gehabt, die wohnte auf dem Parnaß und konnte nur Nektar und Ambrosia bereiten.“

„Ich weiß nicht, was das für Zeug ist und welche Gegend,“ antwortete Hans, „eins aber weiß ich: Sie müssen die Sache von einem ganz anderen Zipfel anfangen.“ — und es folgte eine Geschichte der Knollengewächse, nach der Servaz nicht mehr wußte, ob eine Kartoffel eine Kartoffel war, und auf welche Weise man die beste erzeugte.

Artig, aber theilnahmlos saß er da; eine neue Aussicht erschloß sich ihm, eine Straße, mühevoll, prosaisch, und dabei ergriff ihn das unheimliche Gefühl, als sei dies die sogenannte Wirklichkeit, für die er fortan leben müsse.

Er dankte Hans Saatwinkel herzlichst für die guten Rathschläge, und hatte zu ihm dasselbe Vertrauen, welches sein Onkel gehabt, das eines Epheu, der einen festen Stamm umklammert.

Nichtsdestoweniger fühlte er sich befreit, als Hansen's scharfe Augen nicht mehr kritisch auf seiner Umgebung ruhten.

Herrn Dickkopf war die Begegnung sehr fatal. Wie hatte ihn dieser Mann schon beim Onkel genirt. Das sollte ihm nicht wieder geschehen. Er machte einen vollständigen Verdächtigungsplan, bewies Servaz, dieser eigensüchtige Mensch wolle sein Verderben; schon zu des Onkels Zeiten hätte er nach dem Besitze von Dornbusch, welches ihm sehr bequem läge, getrachtet, — wer weiß, ob er nicht mit seinen vielen Besuchen in der letzten Krankheit gehofft, es zu erschleichen; ihm sei Alles zuzutrauen. Er habe nie begriffen, wie ein so kluger Herr sich mit so einem rohen, ungebildeten Bauern habe einlassen können.

3.

Servaz, dem Hans Saatwinkel durchaus nicht sympathisch dünkte, schenkte dem Verwalter Glauben. Ihm war es, als seien sie aus zwei ganz verschiedenen Welttheilen, einer verstand des Anderen Sprache nicht. Ueberhaupt behielt bei Servaz meist Der Recht, der das letzte Wort hatte.

So vergingen drei Jahre. Im Winter versuchte er zu schreiben; Zeit war genug, auch Platz, auch Stille. Sonderbar, diese Stille verscheuchte ihm die Gedanken; sie schien ihm öde, wie eine Wüste und ebenso unfruchtbar.

Ihn fror, er fühlte sich verlassen, hatte eine unbezwingliche Sehnsucht nach Menschen, holte sogar die unmanierlichen Dickköpfchen herbei, gab ihnen Bratäpfel, hörte ihr Geschrei. Alles besser, als diese Stille!

Draußen lag wundervolle Winterpoesie auf glitzernd beschneitem Wald und Feld. Er strich darin umher, er staunte sie an, aber Kopf und Herz blieben leer und seine Feder stumm.

Ihm war, als könne er seiner Muse nur einen Grabstein setzen, als habe er sie getödtet. Nun, es dichteten und schrieben ja ohnehin genug; wenn er sich nur nicht so elend fühlte, so hohl, so abgestorben! Könnte er nur in dieser Wirklichkeit etwas leisten; aber auch dazu schien er unbrauchbar. Vor Hans Saatwinkel schämte er sich; Gutes hatte er nicht zu berichten.

Der Lenz kam, die Nachtigallen sangen; die ganze Erde war ein Gedicht. Dornbusch wurde immer schöner, aber auch immer größer wurden die Schulden.

Hans Saatwinkel hatte längst eingesehen, daß sein Reden nichts half. Traurig sah er von ferne zu, denn der junge Mensch hatte neben größter Mißbilligung ein Gefühl der Zuneigung in ihm erweckt, außer der Liebe, die er ohnehin vom Onkel her geerbt hatte.

Junker Servaz wurde es etwas heiß bei seinen Unternehmungen, aber Dickkopf wußte ihm zu beweisen, wenn er immer wieder mit diesen leidigen Wechseln kam, daß Wagen eine Hauptsache beim Gewinnen sei.

Er führte ihn meisterlich von Abgrund zu Abgrund, ohne ihn hineinfallen zu lassen, denn es war noch lange nicht an der Zeit.

Dornbusch wurde für Alle, außer dem Besitzer, ein Eldorado. Die Alten und Schwachen genossen selige Ruhetage, der Gärtner schwelgte im Reichthum seiner Früchte, Blumen und Gemüse, von denen er den schlechtesten, kleinsten Theil ablieferte. Im Walde vermiethete der Förster die Villen, schlug Bäume, so viel er wollte, Alles gedieh, schien Geld zu bringen, aber ehe es in Servaz' Tasche kam, war es verronnen, wie Wasser.

Dann hieß es, die Mäuse hätten es gefressen, oder die Käfer, oder die Würmer. Junker Servaz haßte kleine Unannehmlichkeiten, und das ist gefährlich; sie wachsen in der Heimlichkeit, wie der Schwamm im Hause. Er ahnte nicht, was vorging, hatte ein glückliches Vertrauen zu der Menschheit im Allgemeinen und zu seiner Umgebung im Einzelnen.

Bald gönnte Keiner dem Anderen seine Uebergriffe; es entstand ein Kampf um den Besitz des Herrn.

Wie die Wasser auf dem Grunde des Meeres wühlen und die Alles übersteigende Fluth vorbereiten, so unterwühlte die gewissenlose Schar, die sich überall ansammelt, wo das Recht nicht strenge gehandhabt wird, Dornbusch.

Dickkopf führte alle Geschäfte, besaß alle Pflichten, deshalb auch alle Rechte. Servaz gab es ganz auf, in die Bücher zu sehen. Es war unnütz, was verstand er davon?

Dickkopf hatte ihm schon mehrfach angeboten, Dornbusch zu pachten. Wie viele Gutsbesitzer thaten das und lebten sorglos auf ihren Gütern. Ja, diese Sorge wollte Servaz nur zu gern los sein.

Wenn er glaubte, einen Augenblick Ruhe zu haben und in seinen Träumen von fern seine geliebte Muse sah, verwandelte sie sich plötzlich in Mamsell Isegrimm oder Herrn Dickkopf mit tausend Nöthen und Anliegen. Leise begann er sich nach dem Dachkämmerchen mit dem Akazienbaume zu sehnen.

Fest schloß er den Vertrag mit Dickkopf ab. Es war ihm doch nicht ganz heimlich dabei; verstanden hatte er nichts von diesen tausend Klauseln. Hans Saatwinkel hätte er fragen sollen.

Freilich war es eigentlich zu spät, aber vielleicht konnte er ihm doch etwas erklären, und dann konnte er es auch nicht länger aushalten, mit einem Freunde seines Onkels in Feindschaft zu leben.

Jetzt war er ja die ganze Sache los und wieder ein freier Mensch. Ihm ward ganz leicht bei dem Gedanken, wie Einem, dem plötzlich die Ketten abgenommen werden.

Mochten die Anderen sich plagen um Geld und Gut, er brauchte keines. Er wollte nur leben, athmen, dichten.

Dichten, aber die Quelle war versiegt. Trocken, öde, wie die Landschaft sah es in ihm aus.

Er ließ sich den alten, wohlgenährten Gaul des Onkels satteln und zog durch die grünende Heide. Feuerfünkchen und blaue Schmetterlinge umschwärmten sein Pferd. Troll ging, wie immer, in wilden Sprüngen voraus, der Gaul ließ sich aber in seinem bedächtigen Schritte nicht irre machen, schnob mit den Nüstern und zog den Duft der frischen Erde ein.

Servaz war so in Gedanken, daß er nicht merkte, ob sie schnell oder langsam vorwärts kamen. Er dachte an sein Trauerspiel; zum ersten Male wieder zeigte sich ihm seine Heilige auf dem Goldgrunde des Horizontes.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Blumen am Wege.

Von A. Godin.

Du seufzest über dürres Land, —
O sei nur so blind nicht, so träge!
Viel Freuden schmachten unerkannt,
Das sind die Blumen am Wege.

Sie winken still, sie duften fein,
Erheischen nicht deine Pflege,
Sie möchten nur geerntet sein,
Die kleinen Blumen am Wege.

Nach goldnem Sterne, weit entrückt
Blickst du, nach fernem Gehege, —
Dieweil verblühen, ungepflückt,
Viel tausend Blumen am Wege!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Die kleine Anita.

Von A. von Klinckowstroem.

Mit einer Abbildung von Karl Rickelt.

Leichtsinn hießen sie es, was doch weiter nichts war, als ein Talent, glücklich zu sein. Es giebt Naturen, die eine besondere Gabe dafür haben. Zu ihnen gehörte die kleine Anita. Mochte man sie noch so heftig ausgezankt haben, — und man zankte sie oft aus, denn sie war eine Waise und lebte von der Gnade ihrer Tante, der verwitweten Sanitätsräthin im ersten Stock, — gleich darauf konnte sie wieder auf der Hoftreppe sitzen, den zottigen, verwahrlosten Hund aus dem Nachbarhause auf den Knien, und lächelnd, mit lustig zwitschernder Lerchenstimme vor sich hin singen.

Freilich, die kleine Anita war nicht mehr klein, sondern eine schlank aufgeschossene, knospende Frühlingsblume, mit dunklem Köpfchen und strahlenden hellen Augen, schöner, als die Blumen, die in den schmalen Rabatten des Hofes mühsam dahinsiechten; aber die Hausbewohner, welche das unscheinbare, ewig bewegliche, im Wachsthum etwas zurückgebliebene Kind vor fünf Jahren seinen Einzug halten sahen, hatten sich an die Bezeichnung gewohnt und sie traditionell auf später Einziehende übertragen.

Die Sanitätsräthin konnte den Sing-Sang nicht leiden, und ihr Freund, der Schulinspector, stimmte ihr darin bei.

„Man kann dem Mädchen nicht frühzeitig genug ernsten Sinn einimpfen, denn es ist arm wie eine Kirchenmaus, und das ewige Lustigsein schickt sich nicht für Arme," meinte sie, und er secundirte:

„Ein wahrer Segen, daß unsere junge Schwester unter Ihre Zucht gekommen ist, verehrte Frau."

„Ich fürchte nur, der Geist des Leichtsinns ist zu tief gewurzelt. Denken Sie, daß ich sie letzthin ein Lied singen hörte, dessen Worte von Heine, — stellen Sie sich vor, von Heinrich Heine waren!"

„Oh! oh! — Sie erweisen dem Mädchen einen wahren Gefallen, wenn Sie es so streng und knapp als möglich halten, denn körperliches Wohlleben erzeugt sündige Gedanken und wird zu einem Fallstrick." — Der Rest der Worte erstarb in einem fetten Husten.

„Ja, ja, wenn wir nur darauf achten, so bietet sich uns überall Gelegenheit zum Wohlthun."

Und der kleinen Anita wurde das Singen im Hause verboten. Es focht sie nicht weiter an. So lange die Jahreszeit es erlaubte, saß sie ohnehin mit der Arbeit draußen auf ihrem Lieblingsplatze, der Hoftreppe, und nähte, plauderte und lachte dazwischen mit den vorübergehenden Hausgenossen; zuweilen blickte sie auch verstohlen und erröthend zu einem Fenster des zweiten Stockes empor, hinter welchem ein blonder Kopf mit Schnurrbart und Brille sich einen Tag wie den anderen über den Schreibtisch beugte. Mitunter war das Fenster offen, dann drangen Tabakswolken heraus, und zerrissene Papierschnitzel flatterten hier und da herab, und wurden von dem Mädchen sorgsam aufgehoben und wie eine Kostbarkeit bewahrt.

„Du, sag' mal, warum bist Du eigentlich immer vergnügt?" fragte der kleine Ludwig, dessen Mutter im Keller wohnte. Er war ein verkümmerter, kranker Junge mit einem Klumpfuß und ging auf Krücken.

„Warum soll ich denn nicht vergnügt sein? Es ist doch sehr hübsch in der Welt."

„Hübsch?" Seine matten Augen öffneten sich erstaunt. „Wo ist es denn hübsch?"

„Ei, nun hier, überall wo man den blauen Himmel und Menschen hat, die man lieb haben kann."

„Hast Du denn Menschen, die Du lieb haben kannst?"

„Närrische Frage! Hast Du keine?"

„Nein. Wen sollte ich wohl lieb haben?"

Sie lachte ein wenig. — „Mich zum Beispiel."

„Ach, Du bist ja nur ein Mädel."

Anita war verdutzt. „Ach so," meinte sie verlegen, „ich wußte nicht, daß das ein Hinderungsgrund sei."

„Natürlich! Ein Junge wird doch nicht hinter einem Mädel herlaufen."

„Wirst's schon noch lernen."

„Niemals!" versicherte er feierlich, und kauerte dann, im Widerspruch zu seinen knabenhaft spröden Worten, zu ihren Füßen nieder.

„Erzähle doch etwas. Ich langweile mich."

Sie blickte einen Augenblick sinnend in das blasse Gesichtchen, dann fing sie an zu plaudern, wie es ihre Art war, von Diesem und Jenem, sich mit feinem Gefühl der Fassungskraft ihres Zuhörers anpassend. Und während sie sprach, rötheten sich ihre Wangen, sie baute Luftschlösser, die sich kühn in's Unendliche erhoben, und malte sie aus mit den glühenden, lebendigen Farben jugendlicher Einbildungskraft.

Das Kellerkind lauschte athemlos mit weitgeöffneten Augen. Es vergaß seine Umgebung, den unordentlichen Hof, die dunkle Wohnung, in der es seine Tage zubrachte, und ließ sich willig mit forttragen in das Reich der Phantasie und Hoffnung, die allein im Stande ist, die nackte Wirklichkeit dieses Lebens mit dem Rosenschimmer zu umkleiden, den wir Glück nennen.

„Und das ist Alles, Alles wahr?" fragte er, als sie inne hielt.

„Nun, — es könnte doch wahr werden."

„Du, das glaube ich aber doch nicht, daß der Prinz Dich in sein Feenland heimholen wird."

„Warum denn nicht?"

„Dazu bist Du doch wohl nicht hübsch genug."

„Dummer Junge!" rief sie heiter. „Was verstehst Du davon!"

„Ich habe letzthin einmal ein schönes Frauenzimmer gesehen. Es war von Wachs und stand in einem Ladenfenster. Das sah aber ganz anders aus wie Du, und Zöpfe hatte es auf dem Kopf! Zöpfe, sage ich Dir, dagegen sind Deine eine Lumperei."

Anita brach in helles Lachen aus. Sie lachte so, daß ihr die Thränen in die Augen traten, dann sang sie mit neckischer Stimme den Schlußvers eines Liedes, dessen Worte Mirza Schaffi entnommen sind:

„So strahlend lebt Dein Bild in meinem Innern,
„Ich brauche blos mich Deiner zu erinnern,
„Ich glühe für Dich, aber kalt bleibst Du,
„Und selber ruhig, — raubst Du meine Ruh."

Der Kleine fühlte den Spott heraus.

„Geh, Du bist unartig!" schalt er mit erhobener Stimme. „Das war wieder so recht wie ein Mädel! Ich will auch nichts mehr von Dir wissen." — Und er humpelte davon.

„Jungchen!" rief sie schmeichelnd hinter ihm her. „Jungchen! Komm doch nur wieder."

Aber der Bube war böse und verschwand auf der Kellertreppe. Dagegen scholl von oben aus dem offenen Fenster des zweiten Stockes eine scheltende Männerstimme: „Wird denn der Lärm da unten kein Ende finden?"

Man hörte, wie ein Stuhl mit heftigem Ruck zurückgeschoben wurde, gleich darauf energische Schritte auf der Treppe. Anita wurde ganz blaß und drückte die Hand auf das Herz. Die Schritte hielten vor der Thür des ersten Stockes inne, und die Glocke wurde hastig gezogen. Fünf Minuten später rief die Köchin zum Küchenfenster hinaus: Das Fräulein solle gleich einmal zur Frau Räthin kommen.

Anita folgte zögernd dem erhaltenen Befehl. Im Vorzimmer bereits hörte sie dieselbe ärgerliche Männerstimme, die sich schon vorhin vernehmen ließ, welche eben, als sie die Thür öffnete, sagte: „Bei dem ewigen Lärm kann man zu keiner gedeihlichen Arbeit kommen, und wenn das so fort geht, sehe ich mich genöthigt, auszuziehen."

Das Mädchen wußte, daß die Tante große Stücke auf ihren Miether, den jungen Dr. Gerhard, hielt, der seit drei Jahren in ihrem Hause wohnte, und der Schreck jagte ihr das rasche Blut in die Wangen.

„Du hörst, was der Herr Doctor sagt!" rief die alte Dame streng. „Wie oft habe ich Dir schon den Lärm verboten. Verzeihen Sie nur freundlichst, Herr Doctor, solche Störungen sollen gewiß nicht wieder vorkommen. Meine Nichte soll sich selbst bei Ihnen entschuldigen.

Anita stand mit zusammengepreßten Lippen und gekreuzten Armen da, als der junge Mann, dessen Antlitz noch immer zorngeröthet war, sich zu ihr wandte. Er war ihr oft auf der Treppe begegnet, aber dann stets mit verlegenem Gruß an ihr vorübergegangen. Einmal, vor einem Jahr, hatte er sie in einer Gesellschaft, welche die Sanitätsräthin gab, getroffen, und da zum ersten Mal mit Erstaunen gesehen, daß die Kleine inzwischen ein erwachsenes Mädchen geworden war. Er war roth geworden, als sie ihm den Thee reichte und ihn dabei heiter ansprach, und hatte schüchtern kaum zehn Worte als Antwort gestottert. Jetzt machte sein Aerger der tödlichsten Verwirrung Platz.

„Hörst Du nicht? Du sollst Dich entschuldigen."

„Nein! Ich will nicht!"

„Du willst nicht?" — Der Sanitätsräthin verging der Athem. Eine derartige Verstocktheit war ihr noch nicht vorgekommen. Dann faßte sie sich. — „Ich verlange, daß Du augenblicklich gehorchst."

„Aber bitte, — das, — das kann ich ja gar nicht beanspruchen, stotterte der junge Mann, die Augen niederschlagend. „Ich hatte keine Ahnung, daß die kleine Ani — daß Fräulein Anita es gewesen ist, welche, — ich bedauere —"

„Lassen Sie nur, lieber Herr Doctor. Es ist um des Prinzips willen. Es ist meine Pflicht, die Hoffart dieses Mädchens zu zügeln. — Ich stelle Dir die Wahl: entweder Du gehorchst, oder Du verläßt mein Haus."

„Es ist gut, dann gehe ich."

„Wohin?"

„Gleichviel wohin!"

„Hat man je solch sündhaften Eigensinn gesehen!"

Sie blickte sinnend in das blasse Gesichtchen . . . Zeichnung zu „Die kleine Anita" von Karl Rickelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bange Stunden. Von Otto Wolf. — Siehe Seite 104.

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, A.-G., München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Aber verehrte Frau, — Sie setzen mich in die peinlichste Verlegenheit. An mir ist es, um Entschuldigung zu bitten. In der ersten Hitze des Aergers überlegte ich nicht lange. Ich flehe Sie an, mir das beschämende Gefühl zu ersparen, der jungen Dame eine Unannehmlichkeit bereitet zu haben."

„Ich nehme niemals etwas zurück, was ich einmal gesagt habe. Anita ist Ihnen Genugthuung für die wiederholten Störungen schuldig, und ich verlange Gehorsam von ihr."

„Ich bin dem Herrn da keine Genugthuung schuldig. Er mag die Einsamkeit aufsuchen, wenn er allein sein will. Wer unter Menschen lebt, muß ihre Lebensäußerungen dulden."

„Verlaß das Zimmer! Wir sprechen uns später noch unter vier Augen."

Anita wandte sich kurz und ging hinaus, nicht ohne einen finsteren Blick auf den jungen Gelehrten zu werfen, der wie vernichtet dastand. Sie ging über den Hof hinweg nach dem Holzplatz, der hinter demselben am Wasser lag, da war sie wenigstens allein. Scham und Zorn färbten ihre Wangen. Ein heftiger Trotz, wie er ihrer leichtherzigen Natur sonst fremd war, hatte von ihr Besitz ergriffen. Wie sie ihn in diesem Augenblick haßte, den anmaßenden Doctor, der sich einbildete, daß die ganze Welt nur seiner und seiner Arbeit wegen da sei. Es hätte ihn nur ein Wort der Bitte gekostet, und sie wäre willig und stumm auf den Zehenspitzen umhergeschlichen, um ihn nicht zu stören, aber er hatte sich nie um sie gekümmert. Welchen Anspruch auf Rücksicht von ihrer Seite konnte er denn geltend machen? Und nun beraubte er sie auch noch des einzigen, freilich freudenlosen Asyls, denn sie kannte die unnachsichtliche Strenge ihrer Tante, und trotzdem war sie entschlossen, nicht nachzugeben. Sich bei ihm entschuldigen? Nimmermehr! Sie kauerte auf einem Floß nieder und starrte rathlos in das träge dahingleitende Wasser des Kanals. Der Holzplatz war um diese Zeit einsam, es hörte Niemand ihr Schluchzen.

Doch was war das? Rasche Schritte vom Hof her? Kam man, um sie zu suchen?

„Gott Lob, daß ich Sie endlich finde," sagte eine Männerstimme hinter ihr. Dem ersten Impulse folgend, bedeckte sie ihr thränennasses Gesicht mit den Händen. Dann sprang sie auf, und wollte fortlaufen, aber sie wurde festgehalten.

„Lassen Sie mich, Herr Doctor!"

„Nein. Sie sollen mich hören. Ich wollte Ihre Verzeihung erbitten.

„Ich verzeihe Ihnen nicht."

„Aber um Gotteswillen, soll ich eine Uebereilung so unverdient hart büßen? Sie wissen, bei den Engeln im Himmel ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte."

„Ich bin kein Engel. Und es wird Sie ja wohl nicht allzuhart berühren, daß ich aus dem Hause muß. Dann wird es ja wohl still genug sein."

„Sie wollen doch nicht im Ernst sagen, daß Sie fort gehen?"

„Ja."

„Das dürfen Sie mir nicht anthun."

„Ihnen?!" — Sie lachte bitter.

„Ja, mir. Ich will nicht, daß Sie gehen. Ich will nicht, daß es still um mich wird. Mir ist, als würde ich nie wieder eine frohe Stunde in diesem Hause haben, wenn ich Sie daraus vertriebe." — Er fand jetzt die Worte rasch genug.

„Mag es denn so sein. Ich will fort. Ich will nicht bleiben."

„Aber warum?" — Er hielt noch immer ihre Hand fest. Mit großen, anklagenden Augen sah sie zu ihm empor, und der Blick traf ihn wie eine Offenbarung in's innerste Herz. „Wohin gehen Sie?" fragte er unsicher.

„Was weiß ich! Einerlei wohin! Am liebsten da hinunter," rang es sich aufschluchzend über ihre Lippen, und sie machte eine unwillkürliche Bewegung nach dem Wasser hin.

Im raschen Schreck umschlangen sie seine Arme, um sie zurück zu halten, und wie er die schlanke, weiche, junge Gestalt an seiner Brust ruhen fühlte, kam es wie ein plötzlicher Rausch über ihn, und sie fester und fester an sich drückend, neigte er sein Antlitz tief zu dem ihren und flüsterte athemlos: „Bleib', kleine Anita, bleib' um meinetwillen!" —

Sie antwortete nicht. Er fühlte nur, wie sie zusammenzuckte, und fuhr hastig und aufgeregt fort: „Ich hab' Dich lieb. Nie wieder würde ich Dich vergessen können. Du bist zu meinem Glück nothwendig geworden. Wir sind vom Himmel für einander bestimmt. Schon seit einem Jahr trag' ich Dich heimlich, fast ohne es selbst zu wissen, im Herzen. Wie war es möglich, daß ich so lange neben Dir her gehen konnte, ohne zu merken, daß Du mich liebst. — Ja, leugne es nur, wenn Du kannst, Du liebst mich. Sieh mich nur zornig an, kleine Heuchlerin, ich weiß es doch besser."

Das Mädchen schloß die Augen. Es mußte, es konnte ja nur ein Traum sein. So schön konnte die Welt nicht wie durch Zauberschlag werden. Der Vogel, der dort in dem Weidengebüsch am Wasser sang, war gewiß keine gewöhnliche Nachtigall, sondern der wahrhaftige Zaubervogel aus dem Märchenlande, dessen Gesang die Menschen, vor denen er sich alle hundert Jahre einmal hören läßt, in weltvergessendes Glück hinüberlullt, daß sie als Greise erst wieder erwachen und sich dann auf Erden nicht mehr zurecht finden können.

„So sprich doch nur ein Wort!" rief der junge Mann. „Sage mir, daß Du meine kleine Frau werden willst."

„Deine Frau? — Ist's wahr?"

„Gewiß, Liebchen. Um des Himmelswillen antworte. Ich bin ein so ungeduldiger Mensch, ich kann nicht länger warten."

Sie hob das dunkle Köpfchen zu ihm empor und lächelte glückselig, und er küßte ihr feurig das Ja' von den Lippen. In diesem Augenblick zog in ihr Herz die Gewißheit ein, daß die Liebe allein der Schlüssel zur Pforte des Wunderreiches sei, das ihre Phantasie so oft aus weiter Ferne geschaut.

Spät am Abend noch schlüpfte sie die Kellertreppe hinab. Keiner der Hausgenossen sollte von ihrem Glücke ausgeschlossen bleiben. Sie trat an das Bett, auf dem der kleine Ludwig mit dem hohläugigen blassen Gesichtchen lag, und flüsterte ihm scherzend zu: „Nun ist der Prinz aber doch gekommen, mich in sein Feenland zu holen."

Er richtete sich überrascht empor.

„Wahrhaftig? Das hätte ich nicht gedacht." — Dann strahlte es wie ein hoffnungsvolles Lächeln in seinen Augen auf. — „Vielleicht kommt er dann auch einmal zu mir. Meinst Du nicht?"

Anita wandte den Kopf schnell zur Seite, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen schossen, denn es kam wie eine Ahnung über sie, daß binnen Kurzem der Engel Gottes kommen würde, um den kleinen Spielkameraden zur ewigen Herrlichkeit heimzuholen.

Nachdruck verboten.

Das fragende Kind.

Von Margarethe Henke.

Selbst hochgebildete und denkende Eltern werden dem dringlich fragenden Kinde gegenüber nicht immer antwortbereit sein und ihre Antworten so zu ertheilen wissen, daß das Kind durch dieselben nicht irregeleitet, nicht auf Wege geführt wird, von denen es zurückgehalten werden sollte. Aber ein wie gewaltiges Erziehungsmittel in der Frage des Kindes gegeben ist, darüber werden sich Alle klar sein, denen die eigene Kindheit lebhaft im Gedächtniß steht, oder die mit liebevollem Versenken dem Aufblühen von Kindern folgen. Man beobachte nur das Mienenspiel des fragenden und mehr noch des die Antwort erwägenden Kindes. Wieviel Enttäuschung, wieviel Zweifel drücken die kindlichen Züge oft aus, wie kehrt das Kind wieder und wieder zu der ungenügend oder unverständlich beantworteten Frage zurück oder hält, wenn rauh abgewiesen, im Spielen inne, sieht träumerisch in die Ferne und bemüht sich, selbst einen Ausweg, eine ihm genügende Antwort zu finden. Denn es ist nicht wahr, daß der kommende Augenblick stets den Eindruck des vorangegangenen verwische, wie manche Erwachsene es, — aus Bequemlichkeit, — vom Kinde so gern annehmen. Das wenig begabte, das Durchschnittskind, klebt, seiner geringen geistigen Elasticität zufolge, an dem einmal erfaßten Gedanken fest, bis endlich eine Antwort gefunden ist, oder bis eine neue und ihm noch wichtiger scheinende Frage die erste verdrängt. Das kluge Kind aber wird sein Köpfchen an dem unbeantworteten „Warum?" arbeiten lassen, bis es mit immer steigender Erbitterung, die Sache endlich ruhen läßt, einer Erbitterung die sich gegen den antwortlosen Erzieher richtet, das Vertrauen zu diesem erschüttert und dem jungen Gemüth ein schwer auszuscheidendes Gift zuführt.

Ein etwa fünfjähriges, herziges Mädchen spielte mit der Blume eines Hasen, als ich ihre sorglosen Kinderaugen mit einem Male den Ausdruck ernsten Nachdenkens annehmen sah, und sie sich mit der Frage an mich wandte:

„Aus was macht man Hasen?"

Ich war damals im Backfischalter und hätte wohl schwerlich eine Antwort für das liebliche Kind gefunden. Glücklicherweise wurde ich derselben überhoben, denn die Kleine rief frohlockend:

„O, ich weiß! Aus Wolle, aus ganz weicher, feiner Wolle!"

Und sie schmiegte das weiche Hasenschwänzchen wieder an ihr liebes Kindergesicht.

Welche Antwort hätten unsere Leserinnen wohl gegeben, wenn ihnen aus Kindermund die Frage vorgelegt worden?

Unfreundlich, ja lieblos scheint es mir, namentlich bei schwierigeren, oft auch heiklen Fragen, wie man sie nicht selten aus Kindermund vernimmt, mit dem vielgehörten: „Das verstehst Du noch nicht" oder gar: „Das kann ich Dir nicht erklären, dafür bist Du noch zu dumm" zu antworten. Aber geradezu gefährlich ist es, die Antwort so zu geben, daß das Unbekannte, welches soeben die Wißbegier des Kindes erregte, mit mystischem Reiz ausgestattet wird. Nichts übt, eine so hohe Anziehungskraft auf das kindliche Gemüth aus, wie das Geheimnißvolle, und wird die Antwort mit einem vielsagenden Lächeln oder einem mit einem Erwachsenen gewechselten Blicke des Einverständnisses ertheilt, die das Kind mehr oder etwas ganz Anderes in der Antwort vermuthen lassen, so fühlt das Kind sich unbefriedigt, verletzt, seine Neugier wird in noch höherem Maße erregt, es fragt weiter, oder es forscht bei Anderen, es beobachtet, horcht und geräth so vielleicht auf eine Wahrheit, die seinem, diese Wahrheit noch nicht fassenden Verstande um Jahre zu früh kommt. Wäre die Antwort in unbefangener Weise und in einer Form ertheilt worden, die, dem Verständniß des jungen Fragers gemäß, demselbem genügen konnte, sie wäre dem Kinde zum Segen geworden, es hätten sich andere Fragen und Antworten anreihen können, die den kleinen Verstand zum Weiterdenken, das Gemüth zum Beobachten angeregt hätten.

Nicht selten nimmt man wahr, wie Erwachsene sich von inhaltlosen Fragen des Kindes fortziehen lassen, dieselben tändelnd und neckend beantworten bis die Sache in einem Scherze endet. Dann hört man wohl sagen: „Unser Kind soll sich nicht beständig anstrengen, nicht immer lernen. Die Zeit der Erholung soll nur durch das Spiel ausgefüllt werden." Wohl! Keineswegs soll das Kind immer lernen, aber weise Pädagogen sprechen von „spielendem Lernen", einem Lernen im Spiel, das durchaus zu keiner Anstrengung für das Kind wird, und dem durch die Fragen des Kindes Thor und Thür geöffnet sind, falls nur ein Erzieher, der im Spiel zu lehren versteht, die Aufsicht führt.

Bisweilen auch wird das fragende Kind von dem Erwachsenen mit weit über die Fassungskraft des Kindes hinausragenden Antworten und weiteren Anregungen gequält, seine Fähigkeiten werden überschätzt, es folgt mit halbem Verständniß und gutem Willen; aber der beste Wille erkaltet an den zu hohen Anforderungen, das Kind wendet sich ermüdet ab. Oder, — und dieser Fall ist nicht selten, — der Erzieher ermüdet, wird unlustig, weil er das Kind nicht folgen sieht, weil das ihm zu gering scheinende Fassungsvermögen des Kindes ihn verdrießt. Klugen Kindern gegenüber ereignet es sich auch, daß der Erwachsene an sich selbst eine Unzulänglichkeit entdeckt, er empfindet Unbehagen in dem Bewußtsein, sich mit mangelndem Wissen oder Können vor dem Kinde bloßzustellen, die Scham hält ihn ab, die weiteren Fragen des Kindes zu beantworten, er weist das Kind einfach zurück.

All' diese Fälle können in Familien eintreten, wo Eltern sich der herzlichsten Absichten für ihr Kind bewußt sind, alle, bis auf den letzten, können sich in hoch gebildeten Familien ereignen. Und doch wird nur da die Erziehung eine sorgfältige zu nennen sein, wo dem fragenden Kinde in anderer Weise begegnet wird.

Man beobachte nur einen Erwachsenen, der zu erziehen versteht und sich die Vertiefung in das Wesen des Zöglings zur Pflicht macht, im Verkehr mit einem gleichviel ob drei, ob sieben oder zehn Jahre zählenden Kinde. Wie wird derselbe den belanglosen Fragen des Kindes einen Damm entgegenzusetzen, sie in bestimmte Formen zurückzudrängen wissen, wie wird er das Kind in der Frage mit Maß umherschweifen lassen, ohne ein zu weites Entfernen vom Ausgangspunkt, ohne zerstreuendes Abirren zu gestatten! Wie wird er sofort aufhören, wenn ein geringstes Zeichen von Unlust, von mangelndem Verständniß, von geistiger oder körperlicher Abspannung sich bemerkbar macht. Mit nur geringem Aufwand von Geschicklichkeit wird er, anknüpfend an eine Frage des Kindes, diese oder jene Figur in den Sand zeichnen und das Kind zum Nachbilden der Figur veranlassen, diesen oder jenen practischen Griff den noch ungelenken kleinen Händen vorthun und sie zum Nachmachen anleiten, diese oder jene der ewigen Wahrheiten der Natur durch Anspornen zum Beobachten dem kindlichen Gemüth faßbar machen!

Das glückliche Kind, das in Gesellschaft solch' eines Erwachsenen seinen Spaziergang, seine Spielstunde feiert, wird aus der Erholungszeit neben dem Segen für sein körperliches Wohl eine reiche Ausbeute an geistigem Besitz mitbringen. Wie viele Bilder ziehen da an dem jungen Geist vorüber, wie manche bisher schlummernde Fähigkeiten werden geweckt und von dem reich belohnten Erzieher an's Licht gezogen, wieviel Empfindungen und Gedanken werden erregt, wie köstliches Wissen eingeheimst! Für solch einen Erzieher, — und hierin liegt wohl der herrlichste Lohn für die nimmer ermüdende Sorgfalt und die Hingabe an den heiligsten Beruf, — wird das Kind von Gefühlen unbegrenzter Liebe und Achtung erfüllt sein, gleichviel ob der Erzieher durch die innigsten Bande des Blutes mit dem Zögling verknüpft oder demselben nur als Lehrer und Leiter gegeben.

Solch ein Erzieher wird in der Seele des herangewachsenen, des einstigen Zöglings stehen wie ein herrliches und unzerstörbares Standbild, dessen ausgestreckte Rechte nach dem Pfade deutet, wo das Wahre und Schöne zu finden!

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Neue deutsche Romane.

Von Klaus von Rheden.

Was ich Ihnen von den jüngst erschienenen schönwissenschaftlichen Schriften mit gutem Gewissen empfehlen kann? Nur „nichts Naturalistisches", wie Sie besonders hinzufügen; — mein Gott, beste Freundin, das ist selbstverständlich, — ich kenne Ihren Geschmack und Ihre literarischen Neigungen und weiß sehr wohl, daß Sie dem Realismus nur bis zur Grenze des ästhetisch Zulässigen einen Erlaubnißschein ertheilt haben wollen. Ich selbst habe darüber andere Ansichten, die ich Ihnen ja auch nie vorenthalten habe, — aber ich füge mich immer, und in diesem Falle mit besonderer Freude, weil ich glaube, Ihren Wünschen Rechnung tragen zu können. Also, — nehmen Sie, bitte, Ihr Notizbüchelchen zur Hand und notiren Sie!

Da ist zunächst einmal Heinrich Seidel, unser lieber alter Freund, mit einem neuen Bändchen kleiner Erzählungen, die er unter dem Titel „Sonderbare Geschichten" (Leipzig, A. G. Liebeskind) vereinigt hat! Seidel gleicht dem alten Alexander Dumas sonst wenig; eine gewisse Aehnlichkeit hat er diesem Buche zufolge mit dem Autor des Monte-Christo indessen doch aufzuweisen. Dumas verstand sich bekanntlich außerordentlich auf gute Kochrecepte und hat auch ein vielgelesenes Kochbuch verfaßt; Seidel giebt in seinem jüngsten Werke nun gleichfalls ein Kochrecept zum Besten, und zwar für — Thüringische Kartoffelklöße, — und wie, gnädige Frau, wie! Lesen Sie es, — ich wette mit Ihnen, daß Seidel's Recept unter allen Umständen sofort eine gute Wirkung auf Sie ausübt: die fröhlichen Lachens! Und wenn Sie dann weiterblättern und die kleine Gesellschaft neuer Sonderlinge kennen lernen werden, die der Sonderling Seidel seinen Lesern vorstellt, dann wird Ihr Lachen noch herzlicher werden, denn das ist das Herrliche am Humor Seidel's: daß er auch am Herzen rührt und nicht nur am Zwerchfell! —

In ernsteren Stunden wird Julie Niemann's neuester Roman „Henriette" (Jena, Herm. Costenoble) Ihr Interesse fesseln. Ein gutes Buch, — ein Buch, das nicht als Leihbibliothekenfutter behandelt, sondern recht aufmerksam gelesen zu werden verdient. Es ist eine Studie aus dem gesellschaftlichen Leben unserer Tage, ein scharf gezeichnetes Sittenbild, — Grau in Grau allerdings, aber nicht minder lebenswahr darum, weil ihm die Farben leuchtenden Frohsinns fehlen. Vielleicht mißfällt Ihnen der Schluß: die Heldin giebt sich in geistiger Umnachtung selbst den Tod, nachdem sie, ihrer Familie ein Opfer bringend, ihrer Liebe und damit allem Glück für die Zukunft entsagt hat. Man könnte der Autorin vorwerfen, sie habe diese mit wundervoller Feinheit durchgeführte Gestalt ihres Romanes nicht mit genügender „poetischer Gerechtigkeit" behandelt, — aber, verehrteste Freundin, das ist ein Punkt, in dem unsere Ansichten aus einander gehen werden: ich meine nämlich, daß es für den Dichter, der das Leben nach Wahrheit und Wirklichkeit hin schildern will, eine abwägende „Gerechtigkeit" nicht giebt. Ist das Leben nicht nur zu oft hart, grausam und ungerecht? — Ihrem Charakter und ihrer Veranlagung nach mußte Henriette untergehen, — auch ohne Schuld! —

Als sehr gute, spannende und vortreffliche Unterhaltungs-Lectüre kann ich Ihnen unserer liebenswürdigen Mitarbeiterin Eufemia Gräfin Ballestrem's neuesten Roman „Die Falkner vom Falkenhof" (Dresden, Verlag des Universum) und Anna Hartenstein's Erzählungen „Aus dem Bürgerhause" (ebenda) bestens empfehlen. Der Letztgenannten Novelle „Im Banne der Pflicht" verdient sogar uneingeschränktes Lob; der Kampf, den ein Mädchenherz zwischen Liebe und Dankbarkeit durchzuringen hat und der schließlich in harmonischen Accorden ausklingt, ist feinfühlig und naturwahr geschildert.

Da Sie mir kürzlich sagten, daß Sie auch gern einmal einen neueren historischen Roman lesen würden, wenn er nicht nach den üblichen Recepten gearbeitet wäre, so seien Ihnen für heute zwei Bücher dieses Genres genannt: „Gundel von Buchsweiler" von L. Haidheim (Jena, Costenoble) und „Mark Ravensberg" von Arthur Freese (ebenda). „Mark Ravensberg" behandelt die künstlerische Ausgestaltung eines sehr interessanten seelischen Problems auf dem Hintergrunde des dreißigjährigen Religionskrieges. Die historischen Hauptgestalten der Erzählung: der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und die Königin Christina von Schweden sind recht gut charakterisirt; der Verfasser hat sich bemüht, in diesen beiden Charakteren, die sich zur Zeit der Erzählung noch im Alter der Ausreifung befinden, den Keimen nachzuspüren, die zu ihrer späteren Entwickelung führen mußten, — und er hat dies mit unleugbarem psychologischen Verständniß und historischem Sinn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Persischer Teppich. XVI. Jahrhundert.

gethan. Weniger kraftvoll, aber vielleicht noch gefälliger und anmuthiger als Freese, weiß L. Haidheim zu schildern und zu gestalten. Sie (Haidheim ist das Pseudonym für eine Dame) führt den Leser in das Straßburg des sechzehnten Jahrhunderts und an den Hofhalt Kaiser Maximilians. Die Ausspinnung der romantischen Fabel beeinträchtigt dann und wann die geschichtliche Färbung, die namentlich in Bezug auf die revolutionären Bewegungen des Bundschuh's etwas stärker hätte hervortreten können; dafür entschädigt aber die Verfasserin den weniger historisch-kritischen Leser durch die wechselnde Fülle der Scenerie und die bunt gewebte, stoffreiche Handlung. Freese's Buch ist ein im besten Sinne realistischer historischer Roman, bei L. Haidheim überwiegt das Romantische; beide Werke aber sind eine sehr interessante Lektüre . . .

Nachdruck verboten.

Die Ausstellung orientalischer Teppiche in Wien.

Von Julius Lessing.

III.

(Schluß-Artikel.)

Von der Fülle herrlicher älterer Teppiche, welche auf der Wiener Ausstellung einen Saal von großen Abmessungen bis zur Decke heran mit den prächtigsten Werken bedeckt, dürfen wir gewiß eine nachhaltige Anregung für die Fabrikation moderner Stücke erwarten. Für diesen Theil der Ausstellung bot Wien einen sehr günstigen Boden. Die nahen Beziehungen Oesterreichs zu der Pforte haben in den letztverflossenen Jahrhunderten eine große Menge von Stücken als Geschenke nach Wien geführt. Es ist bis zum heutigen Tage im Verkehr mit orientalischen Fürsten Sitte geblieben, an Stelle der in Europa üblichen Orden und Auszeichnungen sich gegenseitig wirkliche Werthgegenstände zu verehren, und im Orient dienen hierfür nach uralter Ueberlieferung die Gegenstände der Textilkunst, vor allen Dingen die Teppiche. Von vielen der hier ausgestellten Stücke läßt es sich mit Bestimmtheit nachweisen, wann und für wen sie herüber gekommen sind. Vor Allen war im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dieser Verkehr reichlich ausgebildet. Das schönste Stück der Ausstellung, im Besitze des Hofes, ist ein herrlich in Seide hergestellter Teppich, in dessen Bordüre Genien mit der persischen Königskrone eingefügt sind, mit großer Darstellung einer Jagd, welchen Peter der Große Karl VI. zum Geschenk gemacht hat. Dieser Teppich ist, seinem Muster nach zu schließen, unzweifelhaft im sechzehnten Jahrhundert angefertigt, muß also schon manches Mal seit jener Zeit als Tribut, Beute oder Geschenk von einer Hand in die andere gewandert sein. Aus dem Besitze der Familien Schwarzenberg, Metternich, Enyenberg, Schönborn u. A. sind die prachtvollsten Stücke hergeliehen, die sämmtlichen österreichischen Museen, die Museen von London, Berlin und Leipzig haben sich betheiligt, vor Allem aber hat der in Wien sehr ausgebildete Teppichhandel aus seinen mächtigen Lagern Alles hergegeben, was nöthig ist.

Abgesehen von dem künstlerischen Vergnügen an diesen erlesenen Stücken älterer orientalischer Kunst tritt an uns die Frage heran, an welchen Stellen und zu welcher Zeit entstanden wir uns dieselben zu denken haben. Wir stehen hier allerdings vor recht schwierigen Fragen, da die Stücke an sich so gut wie gar keine feste Anhaltspunkte für historische oder locale Datirung abgeben, und da wir ferner annehmen müssen, daß gerade in diesem, durch die Technik vielfach beschränkten Formenkreise sich bestimmte Muster nicht nur durch Generationen, sondern durch Jahrhunderte in nahezu gleicher Weise erhalten haben. Wenn menschliche Gestalten in der Musterung vorkommen, so helfen gelegentlich die Kostüme zur Zeitbestimmung. Inschriften auf den Teppichen sind nicht gerade selten, aber zumeist enthalten sie nur Segenssprüche in der dem ganzen Orient gemeinsamen arabischen Schrift, oder wenn sich selbst eine Art von Inschrift findet, wie auf dem berühmten, von Karabaceck veröffentlichten Teppiche, dessen Abbildung wir (Heft 11, Seite 87, unten) gegeben haben, so ist es leider doch nicht möglich, zu einer abschließenden Sicherheit in der Datirung zu gelangen. Dieses von dem vortrefflichen Gelehrten in das 16. Jahrhundert datirte Stück ist, wie sich jetzt herausstellt, um mehrere Jahrhunderte jünger. Einen festen Anhaltspunkt geben lediglich Darstellungen der Teppiche auf datirten Bildern oder Monumenten. Als solche besitzen wir vom Orient her eine Reihe von persischen Handschriften, in deren Miniaturbildern wir deutlich Teppiche erkennen, wie die Ausstellung sie bietet. Aber diese Handschriften, soweit sie bis jetzt haben benutzt werden können, gehen auch nicht über das sechzehnte Jahrhundert zurück. Für diese verhältnißmäßig junge Zeit besitzen wir dann aber zur Controle, und zwar zu einer sehr viel sicherern, die malerischen Darstellungen auf europäischen Bildern. Ich selber habe im Jahre 1878 dreißig Blatt derartiger Teppiche herausgegeben, welche hundertzwanzig Darstellungen auf den Bildern der Florentiner und Deutschen Maler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts entnommen sind. Der bekannteste von diesen ist der Teppich auf der Holbein'schen Madonna (in Dresden resp. in Darmstadt). Zu diesen Anhaltspunkten haben sich allmälig in unseren Sammlungen Originale angefunden, so daß wir jetzt wenigstens mit großer Bestimmtheit sagen können, welche Arten orientalischer Teppiche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Europa üblich waren. Das beweist aber keineswegs, daß man damals im ganzen Orient nur solche, ziemlich einfache, quadratische Muster gehabt hätte; es ist weit richtiger, anzunehmen, daß man damals die orientalischen Teppiche ausschließlich oder vorzugsweise aus einem bestimmten Gebiete hergeholt hat, und dies Gebiet kann nach Ausweis der Wiener Ausstellung kaum ein anderes, als die Gegend des Kaukasus gewesen sein. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde das eigentliche Persien dem Handel erschlossen, und von dort kamen seit jener Zeit die herrlichen Stücke, welche auf zumeist dunkelrothem oder braunschwarzem Grunde prachtvoll gezeichnete phantastische Blüthen in reichem Rankenwerk zur Darstellung bringen. (Siehe die Abbildung oben links.) Diesen Teppichen begegnen wir das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch auf den Bildern der Niederländer, wie Netscher und Mieris. Daneben finden sich auch schon gröber gezeichnete, meist in Blau, Roth und Grün behandelte Stücke, welche dann im achtzehnten Jahrhundert auf den Darstellungen der großen Staats-Actionen fürstlicher Persönlichkeiten überwiegen. In diesen letzteren werden wir wohl nicht fehl gehen, sogenannte Smyrna-Arbeiten zu finden, d. h. Arbeiten von Klein-Asien und Syrien, für welche Smyrna der Stapelplatz war, wo die Holländer, wie erwähnt, Agenturen errichtet hatten, um für die Bedürfnisse Europa's Teppiche herzustellen. Diese älteren Smyrna-Teppiche waren aber in ihrer Zeichnung erheblich schärfer als die modernen. Die Abbildung in Nr. 11, Seite 87 oben, giebt das Mittelstück eines derartigen, zumeist in Roth, Blau und Gelb gearbeiteten Smyrna-Teppiches aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

Türkischer Teppich. XVI.—XVII. Jahrhundert.

Von Smyrna-Arbeit ist auf der Ausstellung nur Weniges vorhanden, dagegen ist mit besonderer Liebe die Abtheilung der eigentlichen persischen Prachtarbeiten des sechzehnten Jahrhunderts gepflegt. Das glänzendste Stück ist der oben erwähnte Jagdteppich. Aber man begnügte sich bei der Herstellung derartiger köstlicher Waare nicht mit der Verwendung von Seide, sondern selbst Gold und Silber wurden eingewirkt, natürlich nicht in aufrecht stehenden Büscheln, sondern in flach gelegter, in sich gemusterter Arbeit. Derartige, jedenfalls auch zu ihrer Entstehungszeit überaus kostbare Stücke, finden sich außerordentlich selten auf dem europäischen Markte. Kaum irgendwelche Stücke orientalischer Kunst werden von den modernen Sammlern so eifrig gesucht, wie diese Teppiche. Im Besitze der Familie Rothschild in ihren verschiedenen Zweigen ist allerdings eine sehr erhebliche Zahl. Einer derselben, aus dem Besitze des Barons Nathaniel von Rothschild, befindet sich auf der Wiener Ausstellung; ein anderer, aus dem Besitze des Grafen Lobanow, gehörte zur Ausstattung eines Kiosk's im alten Serail zu Konstantinopel, und wurde vor etwa zwanzig Jahren mit altem Hausrath als unmodern hinausgethan, um europäischem Mobiliar Platz zu machen. Aus derselben Quelle stammten die drei prachtvollen Teppiche, welche auf der Nachlaß-Auction des Malers Goupil zur Versteigerung kamen, und von denen ein einzelner mit 36 000 Francs bezahlt wurde, Teppiche, welche jetzt für die moderne französische Teppichfabrikation als das höchst erreichbare Vorbild dienen. Gewisse Elemente der Musterung kehren in allen diesen Teppichen wieder; es sind vor Allem die phantastischen Blüthen und langen Ranken, dann auch die Thiergestalten, auf welche chinesische Vorbilder einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt haben. Da Persien in jener Zeit im engsten Zusammenhange mit China stand, da vor Allem das chinesische Porzellan vollständig eingeführt und Vorbild für die heimische Fabrikation war, so braucht das Eindringen chinesischer Vorbilder nicht weiter zu verwundern; der große Drache, der Vogel Fo, die chinesische Wolke, die wir am Schlusse dieses Artikels bringen, sind in einer Fülle von Nachbildungen zu erkennen. Etwas abweichend von dem gewöhnlichen Typus und schwer für uns classificirbar ist der prächtige Teppich, welchen das österreichische Handelsmuseum vor wenigen Jahren von einem orientalischen Händler erstanden hat. Die schlanken, an einander gereihten Blüthenbäume mit den dazwischen verstreuten Thieren erinnern lebhaft an die Wandteppiche, welche man im fünfzehnten Jahrhundert in Italien und auch in Deutschland in ganz verwandter Art zu schaffen liebte, ohne daß es darum nöthig wäre, diese beiden Gruppen als Vorbild und Nachahmung anzusehen. In diesem Teppich gewahren wir eine Anlehnung an bezeichenbare Naturformen, welche erheblich größer ist, als auf den sonstigen persischen Teppichen. Wir können verfolgen, daß im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts und noch mehr im siebzehnten Jahrhundert, diese Anlehnung an bestimmte Naturformen ernstliche Fortschritte macht; wir sehen die Hyacinthe, die Tulpe, die Nelke in den Kreis der Formen eintreten, und die Rose, die wir auch bereits in früherer Zeit beobachten

Türkischer, golddurchwirkter Teppich (sog. Polenteppich). XVI.—XVII. Jahrhundert.

können, gewinnt an lebendiger, der Wirklichkeit sich nähernder Darstellung.

Die Beobachtungen, welche uns die Wiener Ausstellung ermöglicht, werden uns dahin führen, daß wir nicht mehr diese ganze Gruppe von Teppichen lediglich der persischen Herkunft zutheilen. Es drängt vielmehr zu der Annahme, daß in dem mächtigen türkischen Reiche, welches bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts seinen Sitz in Brussa in Klein-Asien hatte, und ihn sodann nach Konstantinopel verlegte, eine blühende Teppich-Industrie existirt haben muß, welche ihre besten Stücke für den Hofhalt des Sultans lieferte. Wir werden geneigt sein, gerade diese mit naturalistischen Elementen durchsetzten Teppiche dem türkischen Gebiete zuzuweisen. Ob sie in Konstantinopel selbst gemacht sind, oder etwa in Skutari, wo bis in unser Jahrhundert hinein die Sammet- und Goldweberei blühte, das wird zunächst noch dahin gestellt bleiben. (Siehe die mittlere Abbildung.)

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören eben hierher jene in Seide und Gold gearbeiteten Teppiche, welche, gewöhnlich nur in der Größe einer stattlichen Tischdecke hergestellt, zu dem Prächtigsten gehören, was Teppichsammlungen, wie z. B. die des Münchener National-Museums, aufzuweisen haben. Für diese Arbeiten hatte man seit einiger Zeit den Namen der „polnischen Teppiche" aufgebracht, daraufhin, daß im Besitze des Fürsten Czartoryski einige Stücke mit dem eingearbeiteten Wappen dieser Familie sich finden, die nach einer Familien-Ueberlieferung durch persische Weber in Polen hergestellt sind. Wenn dies auch bei einzelnen Stücken möglich war, so ist die gleiche Herkunft doch undenkbar für die Fülle von Stücken, wie sie allein die Wiener Ausstellung aufweist. (Siehe die Abbildung oben rechts.) Diese können nur durch Geschenke oder den Handel aus einer Fabrikationsstätte gekommen sein, wo derartiges in großen Massen hergestellt wurde. Ein gewisses europäisches Element, welches die polnische Hypothese zu begünstigen schien, wird durch Konstantinopel vollständig erklärt, wo sich selbst an den Bauten, vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an, die europäischen Einflüsse deutlich verfolgen lassen.

Für alle hier einschlagenden Fragen ist es dankbarlichst zu begrüßen, daß eine Veröffentlichung der herrlichen Sammlung in Aussicht genommen ist. Die Lichtdrucke, welche zu sehen ich Gelegenheit hatte, sind von der k. k. Versuchsanstalt für Photographie in großer Vollkommenheit ausgeführt, dieselben sollen durch eine Reihe farbiger Tafeln vervollständigt werden.

Es war übrigens höchste Zeit, daß die Feststellung der Typen orientalischer Teppiche in Angriff genommen wurde. Denn seit einem Jahrzehnt leicht anfangend, jetzt aber immer weiter fortschreitend, sehen wir im Orient eine systematische Nachahmung alter Teppichmuster, welche in kurzer Zeit zur höchsten Verwirrung führen muß. Englische und französische Häuser lassen die besten Teppichmuster aus den Sammlungen von London und Paris copiren, schicken diese Zeichnungen oder auch Originalstücke alter Teppiche nach Ferahan, oder einem sonstigen Arbeitsgebiet, und dort entstehen mit demselben Material und annähernd denselben Farben, deren sich die Perser vor dreihundert Jahren bedient haben, in Masse diese Copien, die man in kurzer Zeit nur schwer von den Originalen des sechzehnten Jahrhunderts wird unterscheiden können. Dieselbe Bewegung in Indien haben wir bereits erwähnt, aber dort ist die Arbeit so viel gröber, daß eine Täuschung nicht so leicht stattfinden kann. Jedenfalls hat die Wiener Ausstellung zur rechten Zeit eingesetzt, um noch festzustellen, was von alter Tradition erhalten ist. Die Veranstalter derselben haben sich um die Kenntniß dieses für die ganze europäische Cultur so wichtigen Gebietes nachhaltige Verdienste erworben.

Chinesische Wolke aus einem persischen Teppich.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Schlecht' Wetter. Von P. Bauer. Siehe die Abbildung, Seite 97. — Wer kennt nicht die fatale Situation, in einem Badeorte, in dem man sich amüsiren will, von anhaltend schlechtem Wetter überrascht zu werden! Du liebe Güte, — das ganze Vergnügen, auf das man so sehnsüchtig gehofft hat, schwimmt mit dem plätschernden Regen davon . . . Der erste Blick, mit dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

man den erwachenden Tag begrüßt, gilt dem Himmel. Die bloßen Füße schlüpfen in die Morgenschuhe und dann geht's zum Fenster, — man hebt einen Zipfel des Rouleaux vorsichtig in die Höhe, — zagend, fürchtend, hoffend . . . aber ach! der Himmel ist grau, grau, grau, — trostlos grau, genau so grau wie gestern und vorgestern . . . Aergerlich kriecht man wieder zurück in das warme Bett und versucht noch eine Stunde zu schlafen. Aber mit dem Schlafe ist es vorbei, — man macht sich gewissermaßen Vorwürfe darüber, in dieser schönen, goldenen Ferienzeit länger zu schlafen, als unbedingt nothwendig ist. Plötzlich fahren wir erschreckt im Bette empor; ein leises, monotones Rauschen, ein diabolisches Geräusch für unsere geschärften Sinne, schlägt an unser Ohr. O du grundgütiger Jupiter pluvius, — es regnet schon wieder! — Nun aber erwacht ein wilder Trotz in unserer sonst so sanftmüthigen Seele; im Nu sind wir angekleidet, haben den Paletot übergeworfen, den Regenschirm ergriffen und stürmen hinaus auf die Promenade. Jawohl, — dem Regen zum Trotz hinaus auf die Promenade! Hundert Andere haben es ebenso gemacht wie wir. Auf der Promenade wimmelt es von vermummten Menschenkindern; aus Kapuzen und Regenmänteln blicken grimmig verzogene Gesichter hervor, — wo man hinhört, wird allen Regeln des guten Tones zum Hohne vom Wetter und immer nur vom Wetter gesprochen. Um die sogenannte Wettersäule am Ausgange der Promenade haben sich dichte Gruppen vereinigt. Gespannt schauen Aller Augen auf das Quecksilber-Röhrchen des Barometers. „Es fällt immer mehr," behaupten die Pessimisten, während die Sanguiniker eine winzige Steigung constatiren zu können meinen . . . Indessen regnet es fort und fort, — — „wird es denn nicht einmal aufhören?" klagt Comtesse Ada und schlägt die lachlustigen braunen Augen, Schwermuth heuchelnd, zum Himmel auf, unbekümmert darum, daß ein dicker Tropfen auf ihr niedliches Stumpfnäschen patscht. Herr von X. aber, der Saison-Witzbold, der von oben bis unten in Waterproof gewickelt ist, citirt: „Es regnet, was es regnen kann, — es regnet seinen Lauf, und wenn's genug geregnet hat, so hört es wieder auf!" . . .

Bange Stunden. Von Otto Wolf. Siehe die Abbildung, Seite 101. — Der letzte Akt eines Dramas. Die Mutter todtkrank auf ihrem Schmerzenslager, ihr einziges Töchterchen weinend am Tische, — zwischen Beiden die Seraphim-Gestalt der barmherzigen Schwester, Wunden stillend und tröstend. Bedarf es noch der Worte, um das ergreifende Bild zu erklären? —

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Rothe Farbe der Wurst. — Kann mir Jemand ein Verfahren mittheilen, wie man Mett- und Schlackwürsten eine dauerhaft schöne, frischrothe Farbe geben kann? Die bei uns bereitete Wurst ist sehr wohlschmeckend, sieht aber leider etwas grau aus.

Junge Hausfrau vom Kurischen Haff.

Brumata-Leim. — Dürfte ich wohl um gütige Auskunft bitten, wie man Raupen- oder Brumata-Leim bereitet?

F. L. in Celle.

Kitt für Messerklingen. — Welcher Kitt ist am zweckmäßigsten, um Messerklingen dauerhaft im Griffe zu befestigen?

Ida S. in Ischl.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Staniol (32). — Bei uns in Berlin wird gutes Staniol gern von größeren Zinnwaaren-Fabriken (z. B. von P. König, C., Friedrichsgracht 18) gekauft. Die Preise richten sich ganz nach der Güte der Waare. Für feine Zinnfolie von Chocoladen, Seifen ꝛc. erhalte ich 50 bis 60 Pf. für das Pfund, für geringere Sorten weniger. Weinkapseln stehen viel niedriger im Preise; weiße werden mit 6 Pf., bunte sogar nur mit 5 Pf. pro Pfund bezahlt. Wahrscheinlich werden Sie Ihr angesammeltes Staniol auch in München bei Zinngießern verwerthen können. P. K.

Korkteppich (64). — Ich fürchte, Ihre Mühe und Geduld beim Sammeln von Korken ist vergeblich gewesen. Wenigstens war das bei mir der Fall. Ich hatte eine Notiz in einer Zeitschrift, daß aus gemahlenem Kork mit siedendem Leinöl, auf einer Unterlage von wasserdichtem Segeltuche, Linoleum-Stoffe hergestellt werden, dahin verstanden, daß ich nur einige Säcke von Korken in einer Fabrik abzugeben brauche und mir daraus den schönsten Teppich weben lassen könne. So sammelte ich denn frisch darauf los und zog meinen ganzen Bekanntenkreis in Mitleidenschaft. Als ich genug zu haben glaubte, wandte ich mich an die Haupt-Fabrik-Niederlage der Rixdorfer Linoleum-Kork-Teppiche von Poppe und Wirth, Gertraudtenstr. 23, und da erfuhr ich denn eine große Enttäuschung. Man sagte mir, daß nur chemisch reine Korkabfälle Verwendung fänden, nicht aber gebrauchte Korke, die häufig durch Siegellack und stoffliche Reste verunreinigt seien, und daß es bei dem großartigen Betriebe, wobei täglich Waggon-Ladungen verarbeitet würden, unmöglich wäre, auf so kleine, private Wünsche einzugehen. Ein ähnlicher Bescheid wurde mir bei Rosenfeld und Co., den Vertretern der Köpnicker Patent-Linoleum-Fabrik, zu Theil. Einen Teppich habe ich mir aber doch gekauft und meine vergebens gesammelten Korke verbrauche ich nach und nach, mit etwas Petroleum getränkt, beim Feueranmachen statt der Kohlen-Anzünder. Also trösten Sie sich mit mir, gnädige Frau, wenn Ihr Sammeleifer diesmal nicht den gehofften Erfolg erzielte.

Auch eine Sammlerin in Erkner bei Berlin.

Knochengriffe (64). — Durch mehrstündiges Einlegen in wässerige schweflige Säure werden gelb gewordene Knochen- und Elfenbein-Gegenstände gebleicht. Ein neueres, erprobtes Bleichmittel (welches bereits im vorigen Jahrgange, Heft 13 auf Seite 104 empfohlen wurde), ist Wasserstoff-Superoxyd, das Sie in größeren Droguen-Handlungen oder in der Apotheke erhalten. Die Griffe werden so lange in die Lösung gelegt, bis sie wieder weiß und ansehnlich geworden sind. Durch die Einwirkung des Sonnenlichtes wird der Bleichprozeß beschleunigt. Falls Ihnen das Verfahren gelungen ist, können Sie wesentlich zur Erhaltung des Ansehens und der Farbe beitragen, wenn Sie darauf halten, daß beim Reinigen von Gabeln und Messern die Griffe nie mit heißem Wasser in Berührung kommen. A. L. in Gießen.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Verwerthung der Erdbeeren. — Die Verwendung der Erdbeere ist eine äußerst vielseitige. Meist werden sie frisch als Obst genossen und bilden eine höchst gesunde und zuträgliche Nahrung für Gesunde und Kranke, besonders für Kinder. Die Zubereitung geschieht meist mit Zucker oder Milch. Ferner werden die Erdbeeren als Füllung von Törtchen, wie auch zu Confitüren verwendet. Zur Bowle eignet sich wegen ihres starken Aromas neben den Walderdbeeren auch die Moschuserdbeere. Zum Einmachen sind bei den Hausfrauen solche Sorten beliebt, die ein festes, mehr butterartiges Fleisch, verbunden mit schönem, kräftigem Aroma besitzen. Zum Conserviren für den Winter empfiehlt sich das Einmachen in Zucker, wobei folgendermaßen verfahren wird: Auf jedes Pfund Erdbeeren wird je 1 Pfund Zucker mit ca. 1/4 Liter Wasser aufgekocht; dann gießt man diesen über die von Stielen und Kelchen befreiten, reingewaschenen und abgetropften Erdbeeren und läßt das Ganze, mit Papier zugedeckt, bis zum anderen Tage stehen. Die Erdbeeren werden dann mit dem Zucker auf das Feuer gesetzt, wo man sie 7—8 Minuten lebhaft kochen läßt. Nach dem Abschäumen werden die Früchte mit dem Schaumlöffel aus dem Zucker genommen und in Töpfe gethan; dann wird der nochmals aufgekochte Zucker darüber gegossen. Am nächsten Tage läßt man die Erdbeeren auf einem Siebe abtropfen, kocht den Zucker zu einem dünnen Syrup soweit ein, daß er langsam vom Löffel abtropft, fügt die Früchte hinzu, läßt sie noch einmal leicht aufkochen und füllt sie dann heiß in Gläser, welche nach dem Erkalten mit Papier bedeckt und mit Blase zugebunden werden. Der Syrup ist, mit Wasser vermischt, ein sehr angenehmes Getränk. — Erdbeersaft wird dargestellt, indem man schöne reife, gut gereinigte Früchte in eine Terrine thut; zu 1 1/2 Liter Erdbeeren kocht man darauf 1 Pfund Zucker mit etwa 1/3 Liter Wasser zu einem Syrup, gießt diesen heiß über die Erdbeeren, läßt sie erkalten und deckt sie fest zu. Nach 24 Stunden preßt man den Saft leicht durch ein Tuch, läßt ihn noch einige Stunden stehen, gießt ihn von dem Bodensatz behutsam ab, füllt ihn auf Flaschen, verschließt diese mit Pfropfen, überbindet diese kreuzweise mit Bindfaden und läßt sie im Wasserbade etwa 10 Minuten kochen. Nach dem Erkalten werden die Flaschen gut versiegelt. — Um Erdbeer-Marmelade zu bereiten, verfährt man in folgender Weise: Man streicht die reifen Erdbeeren roh durch ein Sieb, fügt auf jedes Pfund Erdbeerbrei 2/3 Pfund gestoßenen Zucker hinzu und kocht beides zusammen auf nicht zu starkem Feuer unter stetem Rühren zu einem Muse ein. Man darf dasselbe aber nicht zu kurz einkochen, weil es sonst sowohl die Farbe, wie auch seinen schönen Geschmack verliert. Wenn das Mus breit und gallertartig von dem Löffel fällt, nimmt man es vom Feuer, füllt es heiß in Töpfe oder Gläser, bedeckt es nach dem Erkalten mit in Rum getauchten Papierblättern und bindet die Gläser mit steifem Papier oder einer Blase fest zu. — Die Bereitung von Erdbeerwein ist verhältnißmäßig kostspielig und nur in besonderen Fabriken rentabel, weshalb hier von einem näheren Eingehen auf diese Verwendungsweise abgesehen wird. E. K.

*

Fenster-Vorhang aus Cigarrenbändchen. — Der Liebenswürdigkeit einer Leserin verdanken wir den eigenartigen Vorhang, der eine neue Verwendung des in letzter Zeit so beliebten Materiales zeigt. Die Cigarrenbändchen sind gelb gewählt, mit Ausnahme der beiden rothen, die im Vereine mit zwei anderen, je 4 Cent. breiten Seidenbändern, die untere Rand-Verzierung ergeben. Abweichend von der gewöhnlichen Art, die Cigarrenbändchen mit einander zu verbinden, dient hier als Halt derselben ein mit gelber Nähseide gearbeiteter Filet-Streifen von 126 Cent. Breite zu 212 Cent. Länge, an welchem die einzelne Masche 1 1/2 Cent. Durchmesser hat. Um das den Filet-Grund deckende gerade und zackige Streifenmuster zu erzielen, sind die Bändchen durch die Maschen hindurchzuleiten; dem oberen Rande und den beiden Seitenrändern ist je ein Cigarrenband glatt aufgesetzt, während an dem unteren Rande kreuzweise geknotete, 20 Cent. lange Bandschlingen den Abschluß bilden. Die Arbeit ist anfangs und rasch fördernd; dabei ist das Material nicht umfangreich und sehr leicht, sodaß es sich bequem auf Reisen mitführen läßt. Gleichzeitig erinnern wir an die Notiz in der „Redactions-Post" der Nr. vom 19. April d. J., welche nähere Angaben über Maße und Preise der Cigarrenbändchen enthielt, die durch die Firma W. Herrmann Müller, C., Neue Friedrichstr. 9 zu beziehen sind. E. F.

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.

Schweizer-Reisen unternehme man zwischen Mitte Mai und Mitte September; vor und nach dieser Zeit gehe man an die italienischen Seen. Für Hochgebirgs-Touren, Titlis, Aeggischhorn ꝛc. wähle man Juli und August, je nachdem die Schneeverhältnisse es erlauben.

Reist man zum Vergnügen, d. h. will man in kurzer Zeit viel sehen, so ist die Grundbedingung, daß man bei Antritt der Reise gesund und nicht ermüdet ist; will man aber eine körperliche Erholung suchen, so thut man am besten, sich an zwei oder drei verschiedenen Orten in Pension zu geben, und von diesen Plätzen Ausflüge zu machen. Bleibt man fünf bis sieben Tage in dem gleichen Hotel, so berechnet der Wirth eine Gesammtsumme pro Tag und Person, was selbstredend billiger ist, wie das beständige Wandern von Ort zu Ort. Dabei hat man manche Vortheile, z. B. als „Uferbewohner" das Recht auf Bezug von Abonnements für Dampfschiffe ꝛc. Als solche Pensionsplätze eignen sich vorzugsweise etwa die folgenden: Interlaken, Luzern, Brunnen, Pontresina, Andermatt, Zermatt, Wiesen, Vevey, Bex ꝛc. Die Preise in den Pensionen wechseln, je nach der eleganten Einrichtung, von 4—15 und mehr Francs für Zimmer, Frühstück, Mittag- und Abendessen. —

Gepäck nehme man so wenig wie möglich mit. Bleibt man auf der großen Straße, so braucht man keine andere Toilette, wie die gewohnte; will man Touren ausführen, die nicht bis zur Schneegrenze gehen, so wird ein festes Kleid von Wollstoff mit einer Kattunbluse und ein besseres für die Mittagstische genügen. Dazu Weißzeug zum Wechseln, einen starken Schirm, ebensolche Stiefel, wollene Strümpfe, Plaid, Schutzhut mit Schleier, blaue Brille und etwas Vaseline gegen die aufgesprungene Haut. Damit hält man drei bis vier Wochen aus; auch bekommt man überall das Nothwendigste zu kaufen. Da es sich oft empfiehlt, das Gepäck per Post zu schicken, so vergesse man nicht einige Etiketten für die anzuhängenden Adressen. Ein Paß ist nur bei Geldsendungen nöthig. Das Frankengeld wechselt man am besten im Heimathsorte.

Für eine kurze Reise von acht bis zehn Tagen ist die folgende Tour sehr beliebt:

1. Tag: Uebernachten in Schaffhausen, Rheinfall, Fahrt bis zum mittleren Felsen, zu Mittag nach Zürich. Fahrt mit Wagen durch die Stadt, dann bei klarem Wetter Eisenbahn auf den Uetli. Am Abend Concert am See oder Theater.

2. Tag: Von Zürich nach Zug, mit Dampfschiff über den See bis Arth, kurze Eisenbahnfahrt nach Goldau und mit Bergbahn auf den Rigi-Kulm.

3. Tag: Sonnenaufgang auf Rigi; hinunter mit Bergbahn nach Vitznau, mit Schiff via Brunnen auf Tellsplatte. Zwanzig Minuten Spaziergang nach Flüelen zu auf der Axenstraße, bis zu den Gallerien und zurück zu Fuß (oder Schiff) nach Brunnen.

4. Tag: Von Brunnen mit Gotthardbahn nach Göschenen, eine Stunde Fußwanderung nach Andermatt, auf dem gleichen Wege zurück nach Brunnen.

5. Tag: Von Brunnen mit Schiff nach Kehrsiten und mit Drahtseilbahn nach Bürgenstock, oder nach Alpnach und mit Bahn auf Pilatus. Abends Luzern.

6. Tag: Luzern ansehen, mit Eisenbahn über den Brünig nach Gießbach; am Abend Beleuchtung der Wasserfälle.

7. Tag: Nach Meiringen, Rosenlaui, große Scheideck, Grindelwald; starke Tagestour, eventuell zu Pferde, aber nur bei gutem Wetter lohnend. Von der großen Scheideck läßt sich die Besteigung des Faulhorns ausführen; dann muß ein Tag eingeschoben werden.

8. Tag: Grindelwald (der Gletscher liegt am Wege vom Tage vorher), nach der kleinen Scheideck, Wengenalp, Lauterbrunnen und Staubbach; ebenfalls starke Tagestour zu Fuß oder zu Pferde.

9. Tag: Interlaken, Heimwehfluh.

10. Tag: Ueber den Thuner See, bis Bern oder Basel.

Will man über den Rhônegletscher gehen, so kehrt man am vierten Tage nicht nach Brunnen zurück, sondern wendet sich von Andermatt nach der Furka und dem Rhônegletscher-Hotel. Dann folgt

5. Tag: Die Minnewand hinauf nach der Grimsel, über Handeck nach Meiringen, und entweder weiter wie oben und zum Schluß nach Luzern zurück oder 1) Rhônethal abwärts bis Visz und in's Thal von Zermatt oder 2) bis Martigny und in's Thal von Chamouny oder 3) nach Binsch und auf's Aeggischhorn und über den Aletschgletscher nach Bellalp. Jede dieser Seitentouren verlangt mindestens drei Tage. Man kommt immer auf das Rhônethal zurück, und will man nicht über den beschwerlichen Gemmipaß zurück, so muß man über den Genfer See fahren.

Eine Reise in die Centralschweiz läßt sich wohl mit einer solchen in's Engadin verbinden (über Oberalp), aber man thut besser, diese für ein anderes Jahr aufzuschieben. Der Eindrücke sind zu viele in kurzer Zeit! Dagegen ist es leicht, von Zürich aus nach der Ostschweiz zu kommen, d. h. einen Tag für Glarus, Linththal, Uelialp und einen zweiten für Kerenzer Berg (Mollis bis Mühlehorn) mit Uebernachten in Ragaz und am dritten Tage nach Zürich zurück. —m—.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 14. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften vierteljährlich 2½ M. Berlin, 19. Juli 1891. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Das Gut im Monde.

Novelle von Marie von Olfers.

(Fortsetzung.)

Die Gegend war nicht schöner geworden. Der Wald, nicht dunkel, wie der Urwald in Dornbusch, wurde regelmäßiger. Junge, schlanke Stämmchen, in Reihen getheilt, kleine Kiefernschonung, überhaupt nutzbarer Wald.

Dazwischen hie und da große Warnungstafeln; nirgends die großen, schattenreichen Eichen mitten auf den Feldern, wie in Dornbusch.

Servaz wurde enge um das Herz.

Das war nicht seine Natur, — ein armes, geknechtetes Wesen, das nur zum Verdienst da war.

In tiefem Sinnen zog er fürbaß. Jetzt standen sie vor einem kleinen Pförtchen; bellend erschien Troll's Ebenbild.

Sie freuten sich unsinnig mit einander, und die Bulldogge „Hexe" nahm den Geliebten sofort mit in die Küche.

Eine Reihe kleiner Apfelbäume führte auf das Haus, welches plump und bäuerisch zwischen Düngerhaufen lag, nur an einer Seite geschmückt durch einen Küchengarten mit Bohnenlaube, in welchem allerlei Kräuter üppig duftend blühten.

Ein belebter Hühnerhof, dessen Insassen unter vielem Lärm zur Ruhe gingen, glänzende Gespanne mit wohlgemuthen Burschen darauf gaben dem Ganzen ein behagliches, fröhliches Ansehen.

In der Thür erschien ein Mädchen, offenbar angelockt durch der „Hexe" Bellen; sie trug grünen Salat in der Schürze und eine Rose im Gürtel.

Junker Servaz war abgestiegen und hatte das Pferd einem Jungen übergeben; verlegen näherte er sich der unerwarteten Erscheinung.

„Ich wünschte Herrn Saatwinkel zu sprechen," sagte er zögernd, während seine Augen mit Wohlgefallen auf der jungen Gestalt ruhten.

„Der Vater ist noch in der Wirthschaft, aber er kommt gleich heim; er hat Sie lange erwartet."

„Woher kennen Sie mich denn?"

„Vater zeigte Sie mir, und dann, sind wir ja auch Nachbarn? Aber Sie haben bis jetzt wenig Gebrauch davon gemacht; bei Ihrem Onkel war ich oft, er liebte Kinder."

„O, jetzt wollen wir auch gute Nachbarschaft halten; mir nahm bis jetzt die Wirthschaft alle Zeit, aber das soll anders werden."

Sie standen vor der Thür.

„Im Zimmer ist's kühler," sagte sie, „aber in der Laube luftiger. Wo wollen Sie bleiben?"

„Wo es Ihnen am besten gefällt," antwortete er, besorgt, sie möchte ihm entschlüpfen.

„Nun, dann draußen; mir scheint, unter freiem Himmel ist es am schönsten."

Sie lud ihn zum Sitzen ein, wollte einen Trunk holen, aber er sagte: „Ich warte lieber, bis der Vater kommt. Hören Sie: wie geht es nur zu, daß ich Sie heute zum ersten Male sehe?"

„Sie haben wohl nicht Acht auf so ein dummes Ding gehabt. Uebrigens bin ich auch die letzten Jahre im Kloster bei den lieben Frauen gewesen. Die haben mich überhaupt erzogen. Meine Mutter starb früh, was sollte der Vater mit solch' einem Würmchen anfangen? O, ich lernte viel dort: Nähen, Stricken, Haushalten, Schreiben, Lesen. Lesen war mir immer das Liebste, aber das darf der Vater nicht hören, er sagt, daher habe ich all die Flausen im Kopfe. Wissen Sie, was das ist? Es muß etwas Schlimmes sein!"

Servaz lachte. „Ich fürchte, ich habe auch Flausen im Kopfe; ich lese gern, aber ich schreibe noch lieber, schreibe Geschichten, Gedichte."

Sie sah ihn groß an.

„Sie sind ein Dichter, sagt der Vater; er hält davon nicht viel, ich desto mehr."

Sie zog ein kleines Büchlein hervor. „Sehen Sie, das ist mein Schatz, mit dem geh' ich Abends zu Bett, steh' Morgens auf. Ich fand's in Dornbusch, der Onkel schenkte es mir."

Es waren Eichendorff's Gedichte. Er vertiefte sich lächelnd darin.

Plötzlich wurde sie roth. „Schnell geben Sie es mir zurück, der Vater kommt! Er darf's nicht sehen, er nähme es mir gleich fort."

Hans Saatwinkel rief schon von Weitem: „Gott sei Dank, daß Sie endlich gekommen sind; ich fürchtete schon, mit unserer Freundschaft wäre es aus, und darüber würde sich Ihr Onkel im Grabe umdrehen! Nun aber, Britta, hol' vom Besten! Wo hast Du wieder Deine Gedanken, daß Du den lieben Gast trocken sitzen läßt!"

Sie war schon auf und davon und kam mit einem appetitlichen Abendbrode zurück, in dessen Mitte ein paar duftende Blumen in einem Kelchglase standen.

Hans Saatwinkel lachte. „Was sollen wir mit dem Unkraute!" rief er, „Du denkst wohl, wenn sich Herz und Mund thut laben, muß die Nase auch was haben; aber da wäre Tabak besser."

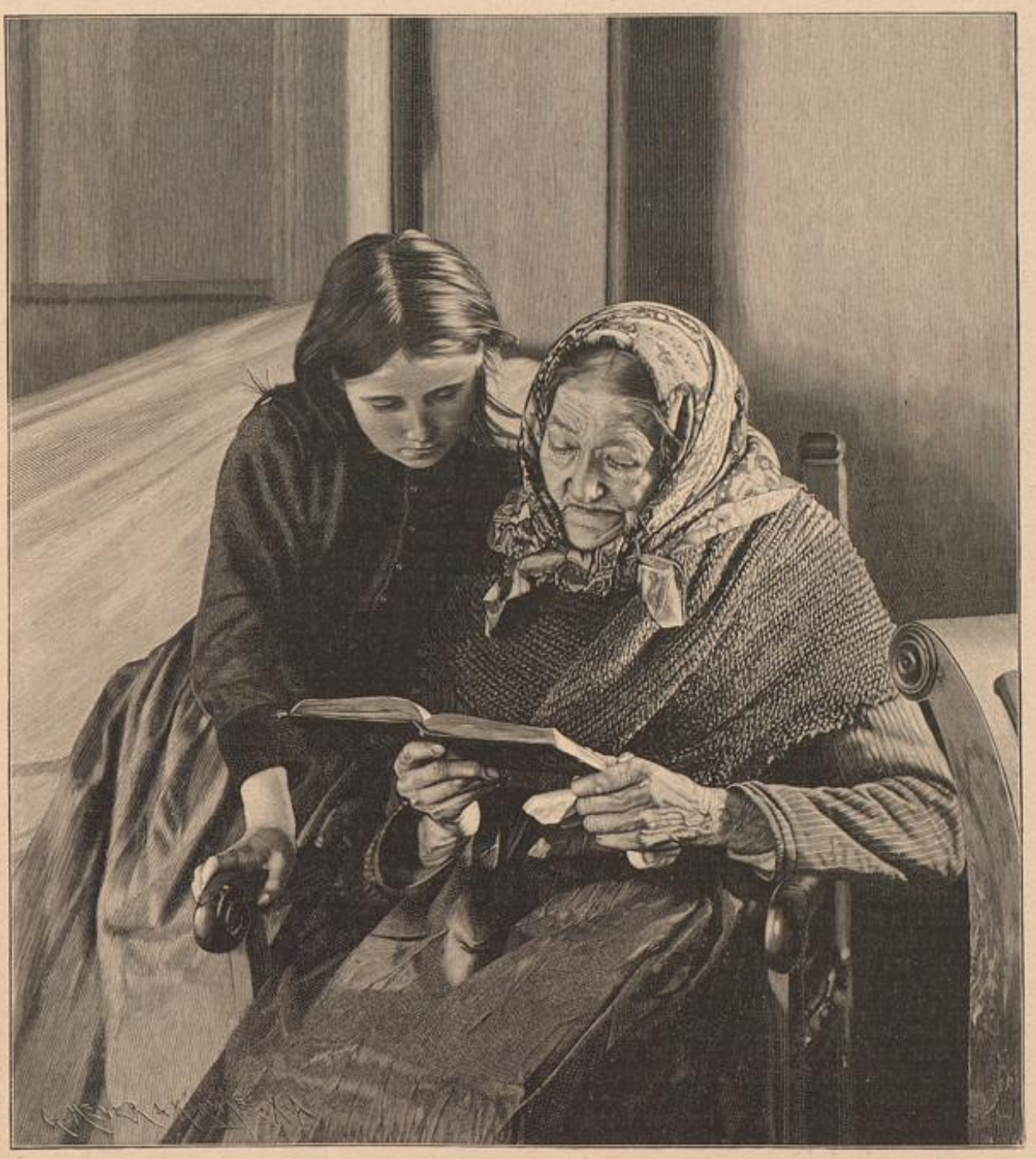
Servaz sah das schöne Mädchen liebevoll an, nahm eine Blume und sagte: „Unser Einer kann ohne Blumen keine Feste feiern, und dies ist für mich heute ein rechtes Fest."

Darauf verschwand Britta wieder; Servaz sah ihr sehnsüchtig nach.

Hans Saatwinkel entwickelte nun sofort seine wirthschaftlichen Pläne, Dornbusch betreffend. Eine sehr eingehende Besichtigung der Wirthschaft folgte, bei der zuletzt ein herrlicher Mond purpurroth am Abendhimmel emporstieg.

Da war es mit Servaz' Aufmerksamkeit aus, er sah zu dem Monde auf, wie zu einem Freunde, bei dessen Anblick alte, schöne Zeiten wieder aufdämmern.

„Ich habe schon gehört, daß auf Dornbusch nicht Alles ist, wie es sein sollte," schloß Hans Saatwinkel.



Großmutter liest. Nach einer Original-Photographie aus dem Verlage der Artistischen Union in Berlin. — Siehe Seite 111.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Leider!“ entgegnete Servaz zögernd, „ich scheine nicht zum Landwirth zu passen, ich möchte verpachten.“

„Verpachten! Schämen Sie sich, gleich die Flinte in's Korn zu werfen! Verpachten, eine verwünscht gewagte Sache für Land und Leute, fast wie Seife leihen! Entweder es geht zu gut, dann behält meist der Pächter das Gut, oder es geht schlecht, dann ist Alles ruinirt. Freilich, wenn man einen vortrefflichen Menschen hat; aber das sind weiße Raben in dieser verderbten Zeit. Wen haben Sie denn gefunden?“

„Der Verwalter Dickopf will Dornbusch pachten. Er ist ein geschickter Mann, Dickopf!“

„Ebenso gut könnten Sie das Geld aus dem Fenster werfen.“

„Ich nähme gern einen Anderen; aber ich bin ihm verpflichtet. Viel vom Inventar gehört ihm.“

„J, das sieht ja miserabel aus, mein Sohn. Nein, zu der Sache leih' ich meine Hand nicht. Da müssen Sie sich einen Anderen suchen.“

Eine gewaltige Predigt folgte. Mit gesenktem Kopfe ließ Servaz sie über sich ergehen. Was konnte er dagegen sagen? Alles war richtig. Wenn aber hitzige Leute dem Anderen gründlich grob gekommen sind, ergreift sie eine Art Mitleid, besonders wenn sie Recht haben. Hans lenkte ein, klopfte Servaz zuletzt auf die Schulter und sagte: „Junger Freund, nichts für ungut. Machen Sie den dummen Streich nicht; ich will sehen, was ich thun kann, um Sie aus den Klauen dieses Geiers zu retten. Leicht wird es nicht sein, und Sie müssen mir ganz freie Hand lassen. Kommen Sie nur recht oft her, damit man sich nicht wieder fremd wird.“

Servaz versprach Alles, besonders der letzte Satz gefiel ihm.

Das Pferd wurde vorgeführt. Troll mußte man mit Gewalt von seiner Gefährtin trennen.

Britta stand in der Thür und hielt sie am Halsbande.

„Die Beiden lieben sich,“ sagte sie. „Die Hexe ist aus Dornbusch, der Junker konnte sich, obgleich er allen Grund hatte, nicht unglücklich fühlen, ihm war, als hätte er seine Muse wiedergefunden . . .“

Alles Elend versank, und vor Servaz' Augen stand glückverheißend das liebliche Mädchen mit der Rose.

4.

Zum ersten Male in seinem Leben hatte Hans Saatwinkel keine Ahnung von dem, was in seinem Hause vorging; selbst der schlaueste Kopf verrechnet sich.

Freilich war es ein Terrain, auf dem er wenig Erfahrung hatte. Während er in Dornbusch grausam aufräumte, Dickkopf sammt der heulenden Kinderbande hinaussetzte, Mamsell Isegrimm entließ, die ihr Schicksal mit Würde trug, da ihr hier doch nichts mehr zu gewinnen zu sein schien, knüpfte ein rosenrothes Liebesband seine Tochter Britta an diesen unpractischen Dichter, der ihm immer mehr zum Räthsel wurde, und für den in seinem braven Gemüth etwas ganz Anderes als Hochachtung keimte. Was war ihm poetische Begabung! Davon verstand er ebenso wenig, als Servaz von der Landwirthschaft. Bummler waren sie Alle. Arbeiten, — als ob die nur eine Ahnung von dem hätten, was Arbeit ist! Dieser hirnverbrannte Jüngling hatte Pläne ausgeführt, bei deren Gedanken schon Hans Saatwinkel das Haar zu Berge stand, und blind war er, stockblind, — nicht zu sehen, wohin das führte. ‚Seinem Pflegesohne, Tim Engelbrecht, werde er schreiben, der müsse ihm helfen, Alles in Ordnung bringen. Der wäre ein Genie, was dergleichen anbeträfe. Zeit und Geld würde es natürlich kosten, aber im Andenken an seinen alten Freund sollte, was irgend möglich, geschehen. Servaz dürfe Dornbusch sobald nicht wieder in die Hand bekommen. Tim müsse es eine Weile verwalten.‘

Timotheus Engelbrecht war ein wohlhabender junger Besitzer der Nachbarschaft. Auf dem Todtenbette hatte der Vater des Jünglings Hans Saatwinkel, seinem besten Freunde, den Sohn vermacht.

Die Mutter war lange todt. Tim erschien Allen wie ein Familienglied. Schon als Knabe war er eine Hülfe, ein Schutz für die kleine Britta, die er über alle Maßen bewunderte. Von dem rothblonden, schmalen Gesellen mit Sommersprossen, linkisch und schüchtern, ahnte damals Niemand, welch' ein kräftiger Charakter, welche practische Begabung in ihm steckte. Als Hans Saatwinkel ihm nicht ohne Besorgniß seine großen Güter übergab, bewährte er sich auf das Glänzendste. Er leitete Alles mit der Vernunft und der Umsicht eines Fünfzigjährigen, die keiner diesem blonden Jüngling zugetraut hätte.

Von jeher war es der Wunsch der Väter gewesen, ihn mit Britta zu verheirathen; dem schien auch nichts im Wege zu stehen, sie hatten sich gern, und er nannte sie sein Bräutchen.

Da kam Servaz. Tim hatte ihn nur flüchtig gesehen, aber es gab ihm gleich einen Stich in das Herz. Liebe ist scharfsichtig.

Wie sehr war der geschaffen, Britta's Seele zu beschäftigen; viel mehr als er, mit seinen hausbackenen Tugenden!

Eine übergroße Bescheidenheit ließ ihn sofort den Platz räumen, dem, den er für höher hielt als sich selbst.

Servaz merkte nichts davon. Ganz versunken in seine Liebe, die ihn mehr beglückte als je eines seiner Werke, fühlte er nicht, welche edle, uneigennützige Natur er verdrängte.

Britta war so gewöhnt, daß Tim Alles that, was sie glücklich machte, daß auch sie sein Opfer als selbstverständlich annahm. Es war ein merkwürdiges Schicksal, daß der nichtsahnende Hans gerade ihn zum Retter für Servaz ausersah. Alle edlen Naturen bekommen eine Liebe für den, dem sie helfen. So erging es Tim; er verstand Britta.

Manches Mal zwar hatte er für Hans Saatwinkel ein warnendes Wort auf der Lippe, aber er drängte es zurück, weil er für Britta fürchtete, die Zerstörung dieses Glückes würde die Zerstörung ihres Lebens sein. Selig wandelten die Liebenden im Gärtchen unter Lavendel und Basiliken; ihnen schien's der herrlichste Rosengarten. Servaz wurde sogar thätig, half beim Kirschenpflücken, schnitt Blumen ab zu den Sträußchen, die Barbara, die alte Magd, zum Markte brachte.

War der Tag verflossen, brachte er Bücher, eröffnete ihr eine Wunderwelt, die sie im Kloster geahnt, aber nie betreten. All' die schönen Lieder waren für sie gesungen, ab und zu eins von Servaz darunter. Er hatte die Sprache wiedergefunden, und die Natur schien dem Dichter wieder hold, seitdem er sie nicht mehr auf den Erwerb hin ansah.

Sie suchten die blaue Blume und fanden sie.

Keinen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß er Unrecht thue, daß er sein Leben nicht genießen dürfe, während Andere sich abplagten, sein Schiff zu retten, welches er selbst in die tosende Brandung getrieben, eine Menge lebender Creaturen darauf, die von ihm abhingen; daß es sündlich und frevelhaft sei, ein gesichertes Dasein, wie Britta's, an sein gefährdetes zu ketten.

Er sah nichts, er hörte nichts als sie. Strahlenden Auges saß die Geliebte vor ihm, sog ihm die Worte von den Lippen, heiße Liebesworte.

Mochte Tim dabei sein oder nicht, ihnen galt Alles gleich, sie waren auf der Insel der Seligen, im Mond, überall, nur nicht auf der Erde. Nicht als ob sie die Menschen nicht liebten, im Gegentheil, auch für Tim hatten sie eine große Freundschaft, für den guten, stillen Jüngling mit den treuen, wasserblauen Augen.

Meist war er übrigens drüben in Dornbusch. Er hatte eine große Hypothek darauf genommen, trotz Hans Saatwinkel's Warnung. Darum ging auch Alles vorwärts, bald würde die Sache in eine Art Ordnung kommen.

Nun kehrte Hans sein Gesicht wieder heimwärts. Er wußte, Tim hatte seine Wirthschaft behütet, sein Auge war ebenso gut als das seinige. An Britta dachte er nicht; deren Schicksal war ja fertig und geordnet, gerade wie seine Gutswirthschaft.

Stolz führte er Servaz in Dornbusch einher.

„Jetzt könnte Alles glatt gehen,“ sagte er, „aber ich trau' Ihnen nicht, ich gebe Ihnen für den Anfang noch ein paar Stützen, eine weibliche und eine männliche, beides braucht solche Wirthschaft. Freilich nur auf ein paar Wochen. Hier meinen Sohn Tim und meine Tochter Britta. Natürlich müßt Ihr erst Hochzeit machen, Tim. Das wird sich rasch machen lassen, und ihr werdet nicht bös darüber sein. Britta's Ausstattung steht in Kisten und Kasten fertig da.“

Servaz erschrak. Tim wurde schneebleich.

„Ich fürchte, ich bin noch nicht so weit mit ihr,“ stotterte er. „Sie liebt mich nicht, noch nicht.“

„Ach was! Das kommt nach der Hochzeit. Mit ihrer seligen Mutter war's gerade so. Als sie erst sah, daß ich ein braver Kerl war, der es gut mit ihr meinte, hat sie mich liebgewonnen.“

„Wir wollen ihr Zeit lassen,“ bat Tim, „ich werde für's Erste genug hier sein, von meinem Gute, das nur zehn Minuten entfernt ist, kann ich jeden Augenblick herkommen. Später soll meine alte Ursula die Mägde anlernen.“

Servaz hatte in diesem Augenblicke nicht den Muth zu reden, erst wolle er handeln. Er ging wirklich an die Arbeit, sah Wirthschaftsbücher nach, bis ihm der Kopf schwindelte, ihm fehlte der Sinn für Zahlen. Immer wieder ertappte er seine Phantasie auf Irrwegen, auf Plänen wie La Fontaine's Milchmädchen. Nie konnte er Einnahme und Ausgabe in das rechte Gleichgewicht bringen.

Er lag oft im Fenster Abends, sah hinunter nach Saatwinkel; seine Gedanken waren bei der Geliebten. Welch' ein herrliches Leben hier, wenn er es erst mit ihr theilen konnte! Wie stolz würde er sein, für sie etwas zu leisten. Wäre ihm nur diese leidige Arbeit erst geläufig.

Das böse Geld! Er wünschte es zum Kuckuck und brauchte es doch an allen Ecken. Erst hier hatte er gelernt, welch' ein Dämon darin steckt.

Wie es gleich dem Irrlicht verlockt unter allerlei Gestalten, meist den liebsten; nur an die lieben Menschen kann es nicht heran. Tim war sein bester Trost. „Du wirst uns nie solch' ein Leid anthun, Du wirst uns helfen,“ sagte er, „denn Du weißt am besten, daß wir zu einander gehören und nie von einander lassen können.

Du bist viel vernünftiger, viel verständiger, viel besser, aber sie liebt mich. Liebe ist nicht verständig. Was kümmern sie Abgründe, sie geht ihren schwindelnden Weg, sie kann leiden unter tausend Gestalten, ohne zu sterben, oder zu vergehen.“

Tim wußte das. Er wußte auch, daß trotz allem Anschein dagegen, Servaz Britta's Liebe werth war. Er gehörte nur nicht hierher, dieser Minnesänger, dieser Verbannte aus dem Lande der blauen Blume. Mehrere Wochen ging Servaz nicht nach Saatwinkel.

Einmal hatte er Britta im Walde am Bache gesprochen, ihr Alles erklärt.

Sie selbst warnte vor dem Vater. Er sei so zornig, er wolle durchaus, sie solle Tim heirathen, und sie wage nicht zu gestehen, weshalb sie es nicht könne. Er solle nur Geduld haben, nie, nie würde sie von ihm lassen.

Der Herbst kam. Die Ernte war gut gewesen. Tim saß nach der Tagesarbeit neben Servaz. Es brannte Feuer im Kamin, und Troll dehnte sich davor, ab und zu aufstehend, weil die göttliche Gluth ihm den Pelz versengte.

Tim war Servaz' echter Freund geworden. Soviel besser er auch auf Erden Bescheid wußte, in gewissen höheren Regionen fühlte er Servaz über sich, dadurch glichen sie sich gegenseitig aus. Er hoffte ihm Dornbusch zu retten, aber Servaz war todtmüde, seelenmüde und körpermüde.

„So geht es nicht länger,“ sagte er, „ich halt' es nicht aus, ich muß Britta sehen, ich muß diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen, Tim, mir fehlen alle Deine guten Eigenschaften: Geduld, Sanftmuth, was Ihr Fleiß nennt, Beharrlichkeit, und wie Ihr all' das Zeug heißt, aber ich muß Britta haben.“

„Du wirst Alles verderben, Servaz. Warte doch nur, bis das Gut etwas sicherer steht.“

„Du wirst uns weiter helfen, Tim.“

„Ich kann es jetzt besser, als wenn Du Dich mit Hans entzweist.“

„Der Vater kann sie mir nicht vorenthalten, er wird sich dann noch mehr für Dornbusch interessiren.“

„Da kennst Du ihn schlecht, Servaz. Sobald Du ihm sagen kannst, ich kann für die Zukunft Deiner Tochter sorgen, geh' zu ihm, nicht früher. Ich liebe Britta und könnte leicht den Vortheil von Deiner Ueberstürzung haben, daß Du sie verlörst, aber ich will Euer Unglück nicht. Ich bin nun einmal für kein großes Glück geboren. Ich werde immer nur der Nutznießer, nie der Kapitalist sein. Es muß auch solche Menschen geben.“

„O, Tim, sie sind die Besten, ich werde Dir folgen; wie ich Dich liebe, — wir werden Dir unser Lebenlang dankbar sein!“

„Du brauchst nur Geduld, Servaz; ich brauche ganz etwas Anderes.“

„Ja, Du bist stark, und ich bin schwach, aber ich werde Dir nacheifern, Tim.“

5.

Er hatte die besten Absichten, aber als die langen Winterabende kamen und Tim nicht mehr so oft als Schutzgeist an seiner Seite war, hatte er manches Mal schon die Thür in der Hand, um hinüberzugehen.

„Ich will sie ja nur sehen,“ sagte er, „ein einzig Mal ihre liebe Gestalt erblicken.“ Ein paar Mal hatte er das Pferd wieder abbestellt, oder war nach der entgegengesetzten Seite geritten, heute ritt er auf Saatwinkel zu.

Hans hatte sich ja schon gewundert, daß er nicht kam. Die Ernte war vortrefflich gewesen, Dornbusch ging vorwärts. Freilich immer noch ein Wirrsal gegenüber seinen Ansichten von Ordnung und das Geld, welches geholfen hatte, gehörte Tim. Nun, soviel Zinsen als die Wucherer nahm er nicht. Immer war's ein hübsches Sümmchen.

„Wenigstens ist er auf gutem Wege,“ schloß er seine Betrachtung über Dornbusch, „und ich bin nicht wenig stolz, ihn darauf gebracht zu haben.“

Servaz ritt mit Troll vergnüglich in den Vorfrühling hinein. Hoch in den Lüften kreiste ein Habicht, der den Flug nach Dornbusch nahm. Der Schurke, dachte er, holt sich sicher wieder eine meiner besten Hennen, aber was kann man dabei thun? Es ist schrecklich, wenn man ewig auf seinen Schätzen sitzen muß, wie ein Drache, und mir würde selbst das nicht helfen, denn ich bin nun einmal kein Drache. Hasen und Rehe huschten durch den Wald. Er war kein Jäger, sie hatten keine Furcht vor ihm; nie schlich er mit der Flinte umher.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich würde sie doch nicht treffen," dachte er, „und es ist mir ganz lieb, daß ich es nicht kann."

Troll war längst verschwunden, eh' er am Thore war. Er hatte die Scheidung überhaupt nicht so ernst genommen, war in mancher Mondnacht drüben gewesen, hatte auch manches Zwiegespräch mit der Hexe gehabt, wenn sie mit Britta durch den Wald wandelte.

So kam's, daß diese Servaz beim Anblick Troll's nicht erwartete.

Das Pferd hatte der Bursche gleich in den Stall geführt. Der Junker ging der Bohnenlaube zu, dort saß sie meist. Die Bohnen trieben noch keine Blättchen, aber die Sonne schien heiß durch die Latten, und überall in der Erde hob sich's und keimte.

Britta war auch darin; er sah sie mit dem rothen Büchlein, das sie immer bei sich führte, neben ihr lag das Gemüse, welches sie augenscheinlich zum Abendbrod putzen sollte.

Er schlich ganz dicht heran, sie blickte erschreckt, wie aus einem Traume aufgescheucht, zu ihm empor. Zwei große Tropfen standen in ihren Augen.

„Ich glaubte, Du hättest mich vergessen!" sagte sie.

„Nein," antwortete er, „das glaubtest Du nicht."

„Oder ich fürchtete es," ergänzte sie zögernd.

„So kleinmüthig! Ich kam gerade, um der Sache ein Ende zu machen. Dein Vater muß wissen, wie es steht, es ist ein Unrecht, ihn im Dunkeln zu lassen. Weshalb sollt' er Dich mir nicht geben? Ist mein Gut nicht in Ordnung? Hab' ich nicht Deine Liebe voraus vor Tim?"

„Er traut Dir nicht."

„Ich mir in vieler Hinsicht auch nicht, in der Liebe zu Dir gewiß; die wird mir für Alles Kraft geben, selbst für das langweiligste Geschäft, denn wärst Du nicht, ich hätte ihnen den ganzen Bettel vor die Füße geworfen und wäre fortgezogen, wer weiß, wie weit."

„Da kommt der Vater!" rief sie, erschreckt aufstehend. „Sag ihm lieber nichts; warte. Tim wäre der Beste, um ihn vorzubereiten, er hat solch' eine kluge, ruhige Art mit ihm."

Hans war erstaunt und durchaus nicht zufrieden, die Beiden zusammen zu finden.

„Mich wundert, daß Sie zu Hause abkommen konnten, es ist jetzt so viel auf den Feldern zu thun. Britta, Du thätest auch besser, nach dem Abendbrod zu sehen, als unnützes Zeug zu schwätzen." Dann fuhr er fort: „Wie weit sind Sie drüben mit der Arbeit? Wie steht's mit der Winterung? Was und wieviel werden Sie säen?"

Auf diese verfänglichen Fragen wußte Servaz nicht zu antworten.

„Tim schrieb Alles auf, es steht im Buch," bemerkte er entschuldigend. „Morgen kann ich Ihnen Alles sagen."

„Morgen! Heut' ist der Tag. Kennen Sie nicht den Spruch: morgen, morgen, nur nicht heute? Gleich muß man wissen, woran man ist."

„Das dacht' ich auch, Herr Saatwinkel, freilich an meine Aecker dacht' ich dabei nicht. Ich habe eine große Bitte an Sie auf dem Herzen. Sie haben mich immer mit väterlicher Güte behandelt. Lassen Sie mich Ihr Sohn werden, — ich liebe Britta."

Hans Saatwinkel war erst sprachlos, dann donnerte er los.

„Kreuzhimmeldonnerwetter! Was ist das für Unsinn! Wissen Sie denn nicht, daß das Mädchen mit Tim verlobt ist?"

„Verlobt? Sie liebt ihn nicht!"

„Ach was! Solch' ein dummes Ding weiß viel, was es will, und ist es verliebt, geht die Tollheit erst recht los. Sie ist verlobt, sag' ich; verlobt mit einem Ehrenmann, und wissen Sie, was Sie sind? Sie, der, während ich für Sie arbeite, meines Kindes Herz stehlen?—" Servaz war kreidebleich geworden, er fühlte, daß Hans Recht hatte.

„Vater!" rief Britta außer sich; sie war, nichts Gutes ahnend, stehen geblieben. „Wenn es ein Unrecht ist, ich that es mit. Wenn Du ihn strafst, strafst Du mich mit."

„Das will ich auch; geh' mir aus den Augen. Ein Bettler! ein Tagedieb! Vergessen Sie, daß der größte Theil Ihres Gutes Tim gehört? Freilich, Schulden rechnen Sie nicht. Mein Kind in diese liederliche Wirthschaft, — niemals!"

Britta hatte schluchzend des Geliebten Hand gefaßt.

„Ich lasse nicht von Dir," stammelte sie, „der Vater soll es einmal versuchen, uns zu trennen. Ist es ein Unrecht, arm zu sein? Er wußte es nicht, daß es so stand, Vater, gewiß nicht, er hat nicht den berechnenden Verstand, wie Du oder Tim, deshalb lieb' ich ihn gerade, gieb ihn mir, Vater!"

„Nein," sagte jetzt Servaz, die theure Hand küssend. „Er soll Dich mir erst geben, wenn ich gezeigt habe, daß ich etwas werth bin. Sie haben sehr hart an mir gehandelt, aber ich schweige, denn eins ist wahr, den größten Reichthum, den Sie haben, Ihres Kindes Herz habe ich gestohlen. Es ist mein; es bleibt mein, Sie werden uns nie wieder scheiden."

Hans Saatwinkel riß Britta an sich.

„Das wollen wir doch sehen!" rief er zornig. „Hinein mit Dir! Der Weg hieher, Servaz, ist Ihnen für immer verschlossen. Gott sei's geklagt, ich wollte Ihnen Gutes thun wegen Ihres Onkels, und Sie haben es mit Bösem vergolten."

Servaz ließ des Mädchens Hand los, das Pferd wurde vorgeführt, es bäumte sich, weil er es zum ersten Male hart schlug und raste mit ihm von dannen.

6.

In der Bohnenlaube saß Tim, umsonst bemüht, Britta zu trösten. Welch' ein schlimmes Amt für ihn. Immer von Neuem flossen ihre Thränen. Am Morgen hatte ihn Hans vorgenommen, das war auch nicht erheiternd. Er wäre doch sonst kein solcher Waschlappen; da er sie liebte, wär's eine wahre Schande, wenn er das unvernünftige Ding nicht zur Vernunft brächte; heirathen solle er sie frischweg, das wäre das Beste. Ob er es vielleicht für ein Glück hielte, Herrin auf Dornbusch zu sein, Servaz neben sich als Stütze. Das solle sie sich nur aus dem Kopfe schlagen, das gäbe er nie zu.

Tim versicherte umsonst, es sei unmöglich; er wolle ja Servaz immer mit seinem Rathe zur Seite stehen.

Hans wollte nichts hören. Servaz möge jetzt je eher, je lieber zu Grunde gehen, er hätt's verdient, und wenn Tim auf den Verkehr mit ihnen hielte, dürfe er sich nicht in Dornbusch sehen lassen.

Der Sommer ging darüber hin; der Herbst setzte ein mit trüben Regentagen, nicht mit der erfrischenden blauen Luft, die ihn zum stärkenden Uebergang für die Winterkälte macht.

Tim hörte nur durch Andere von Servaz. Keine guten Nachrichten, er konnte nicht streiten, wenn Hans sagte: „er geht wieder seinen alten Gang, da siehst Du, wer er ist. Jedem glaubt er und den Scheinheiligsten am meisten, er ist schon wieder in der Hand von lauter Betrügern."

Er hielt nicht hinter dem Berge mit diesen Nachrichten und theilte sie Britta nicht ohne Schadenfreude mit.

„Wär' ich nur bei ihm!" jammerte sie, „es sollte anders werden, er ist zu gut, er traut keinem Menschen etwas Böses zu."

Draußen regnete es in Strömen. Sie saß am Schreibpulte der Mutter, denn die Mutter hatte wie sie eine Liebe für geistige Arbeit; man sagte, sie paßte schlecht zu Hans. Ganze Hefte gab es, in denen Stellen ihrer Lieblingsdichter standen. Britta hatte sie verbrennen sollen, sie rettete sie heimlich. Der Vater sagte, als er sie ihr einhändigte: „Ich will froh sein, wenn das Zeug fort ist, es hat Kummer genug gemacht."

Sie zog eben eins hervor. Es waren Stellen über die Liebe; wie schön das klang, wie wahr. Die Mutter mußte gut damit Bescheid wissen.

Es gab aber noch einen größeren Schatz, den Barbara für sie gerettet. Sie hatte es unter der Todten Kopfkissen gefunden, es sollte mit ihr begraben werden, aber die treue Dienerin dachte, das arme Ding! Nie wird es etwas von der Mutter wissen, ich heb's ihr auf. Lesen konnte sie nicht, sonst hätte sie es vielleicht der Tochter doch nicht aufbewahrt. Als Britta aus dem Kloster kam, gab sie ihr das Päckchen Briefe.

Britta sagte dem Vater nichts davon, sie hatte eine Scheu vor diesem Vermächtniß, und dann liebte er nichts Geschriebenes als seine Rechenbücher; er hielt die viele Tinte und Druckerschwärze, die sich jetzt über die Welt verbreitete, für ein Werk des Satans.

Britta hatte die gelben Blätter schon oft in der Hand gehabt.

Eins zog sie jetzt hervor, und ihre Thränen fielen unaufhaltsam darauf, es mußten auch wohl sonst schon welche darauf gefallen sein, das Blättchen zeigte Spuren. Es stand darin:

„Geliebter —

„Noch ein Mal, zum letzten Male darf ich Dich so nennen. Du weißt, ich bin nicht Schuld. Mein Vater trennt uns, aus Sorge, aus Liebe für mich, sein einziges Kind, aus Sorge um mein Glück! Als ob es ohne Dich noch ein Glück gäbe! Mit Dir stirbt es für mich. Ich sagte es dem braven Manne, der trotzdem um mich wirbt, nie werd' ich einen Anderen lieben, wie ich Dich geliebt."

Dann zog sie ein goldenes Blättchen hervor, die Hochzeits-Anzeige Hans Saatwinkel's mit ihrer Mutter; am Rande bemerkt: „Er war in der Kirche, Gott verzeih' mir's, ich dachte an ihn."

Was mochte dazwischen liegen? Weshalb hatte sie sich doch entschlossen? Konnte man, das Herz voller Liebe für einen Anderen, solchen Schritt thun? Sie, — nie, nie!

Kurz war die Ehe gewesen, nach ein paar Jahren legte man die schöne Mutter in das Grab.

Es ging die Sage, daß immer frische Blumen darauf gelegen, und sie hörte den Vater über die Frechheit schelten. Niemand habe dort etwas zu suchen als er allein.

Er ging aber nie hin, Barbara dagegen oft mit dem Kinde, Britta erinnerte sich jetzt. Barbara hatte manches Mal dort einen Mann getroffen, einen Geigenspieler. Einmal hatte er ihr etwas gespielt, weil sie so sehr bat. Wie schön das war.

Dann fiel ihr ein, wie der Mann zerlumpt, verkommen, offenbar betrunken an ihrer Thür gebettelt und Barbara ihn erschreckt fortgewiesen.

Man fand ihn nachher todt auf dem Grabe ihrer Mutter, er war bei einer Schlägerei im Dorfe verwundet worden, wo er zu einer Kirmeß aufspielte. Sie besann sich auf den Tag, sie war noch ein Kind, ein neugieriges Kind, der Vater hatte sie unsanft weggestoßen aus der Menge, die den Ort umstand. Er hatte dem Unglücklichen auch keinen Platz gegönnt auf dem Kirchhofe, hatte es durchgesetzt, daß er außer der Mauer eingescharrt wurde, wie ein räudiger Hund.

Noch ein Blatt zog sie hervor, kein Brief, ein Zettel, den sie offenbar nur für sich geschrieben:

„Ich wollte eine gute Frau sein! Als ob ich das könnte, mein Herz ist anderswo. Meine Gedanken suchen ihn auf dem traurigen Pfade abwärts, den er geht, ich sorge um ihn, nicht um mein Kind, meinen Mann, — oh, ich that Unrecht, nun sind wir Alle unglücklich. Vielleicht hätte ich ihn retten können, nun geht er zu Grunde."

„Er geht zu Grunde!" wiederholte Britta. „Mutter, ich könnte nicht thun, was Du gethan!" —

Heut' Abend, als sie mit dem Vater beim Feuer saß, — der Sturm umsauste das Haus, — sagte sie ihm noch einmal, daß sie von Servaz nie lassen würde.

„Wenn er kein Schuft ist, läßt er von Dir," entgegnete er hart.

„Vater!" rief sie, „bring' mich nicht auf's Aeußerste, ich bin nicht wie die Mutter, ich bin Dein echtes Kind. Du weißt, was ich für Recht halte, das thue ich."

„Bis jetzt gehörst Du mir, und ich habe Gewalt über Dich."

„Nein, Du nicht!" rief sie, „Servaz hat eine Gewalt, die größer ist als jede Andere, die Gewalt der Liebe."

„Er soll nur kommen, ich werd' ihm schon beweisen, wer die größere hat!"

„Er wird nicht kommen, Vater."

„Desto besser, unterdessen heirathest Du Tim und wirst eine brave Frau, wie Deine Mutter."

„Meine Mutter, meine arme Mutter!"

Er stand auf. „Ich weiß nicht, weshalb sie zu beklagen war, außer daß sie früh fort gemußt! Das aber steht in Gottes Hand."

„Es giebt größeres Unglück als den Tod, Vater."

„Ja, ein ungehorsames Kind, wie Du eins bist. Gieb es auf, mich änderst Du nicht mehr."

Sie ging auf ihr Zimmer, es war spät. Alles außer ihnen zu Bett, für Hans sogar ungewöhnlich spät. Er hatte heiß gearbeitet; ein tiefer, bleierner Schlaf umfing ihn bald. Wie im Traume hörte er die Hexe knurren und die Pforte öffnen und schließen.

Britta stand in ihrem Zimmerchen; sie packte ein Bündel Sachen zusammen. Die Briefe der Mutter ließ sie offen auf dem Tische, die Hexe war von ihrem Schlafplatze an der Thür unruhig aufgestanden und begriff die Sache nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Sinnsprüche.

Von Julius Grosse.

Man kann Städte mit einander vergleichen, aber Gegenden niemals. Der Frühling in einem armen Thale, auf einer öden Heide ist so reizend und belebend, wie in der reichsten Au. Mit den Menschen ist es ebenso. Talente kann man mit einander vergleichen, denn sie zählen nach ihren Werken, Menschen dagegen niemals. An der unbedeutendsten Natur ist die Liebe so zaubermächtig, so verklärend und heiligend, wie an der bedeutendsten. In der Liebe werden sie ebenbürtig, wie die Länder im Frühling.

*

Alle Lebensalter haben eine verschiedene Stimmung; deshalb verstehen wir unsere Kinder, weil sie uns jene Stimmung zurückrufen, verstehen jedoch unsere Väter erst, wenn wir in dieselben Jahre kommen. Die Mütter aber verstehen wir von Jugend auf, denn sie sind in der Natur stehen geblieben.

*

Die Jugend ist ein Zauberland, in dem man immer ferne Musik hört, — nämlich die Melodie unserer Zukunft. Wer genau lauscht, könnte sein eigener Prophet werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schloß Schwöbber, der Stammsitz derer von Münchhausen.
Von Vincent St. Lerche.

Nachdruck verboten.

Wie ich Münchhausen fand!

Von Vincent St. Lerche.

Siehe die Abbildungen auf Seite 108 und 109 und das Portrait Münchhausens, Seite 112.

Wie ich Münchhausen eigentlich entdeckte? Sie wissen, theure Gnädige, daß Stanley ein Buch geschrieben „How I found Livingstone"; — ich will wenigstens ein Feuilleton schreiben, wie ich Münchhausen fand.

Denn Münchhausen ist kein Phantom, kein Ideal-Typus eines genialen Aufschneiders, wie so Manche annehmen, die seine weltbekannten Geschichten kennen. Münchhausen hat wirklich existirt, hundert Jahre kaum sind es her; Nachrichten über ihn und sein Leben habe ich erhalten bei noch lebenden Verwandten von ihm, — authentisch genug, denn sie sind aus der Familien-Chronik geschöpft, und es haftet an diesen trockenen Aufzeichnungen nichts von dem phantastischen Geist, von dem der berühmte Träger des Namens beseelt war.

Schon als Kind hatten mich Münchhausen und seine erstaunlichen Erlebnisse zu Lande und zur See mächtig interessirt, — kein Wunder also, daß es dem Maler nahe lag, den Münchhausen zu malen, wie er, im Kreise seiner Freunde, bei fröhlicher Tafel seine Abenteuer erzählte.

Münchhausen war aber damals für mich noch die Schöpfung einer kühnen Dichter-Phantasie. Ich wußte wohl, daß sich im Hannöverschen eine weitverzweigte Familie dieses Namens seit alten Zeiten befand, aber ich dachte, es wäre nur rein aus Zufall für den Erzähler dieser Name gewählt worden.

Ich malte also Münchhausen, wie ich ihn mir dachte: den eleganten Militär und Diplomaten, wie er, im eleganten Hofkostüm vor einer Tischgesellschaft ebenso eleganter Genossen in einem reichen Rococosaale seine Erlebnisse mittheilte.

Aber es war nicht unser Münchhausen, behauptete die Kritik, nicht der gewaltige Jäger vor dem Herrn, als den sich ihn das große Publicum vorstellte, und das Bild wanderte nach verschiedenen Ausstellungs-Tourneen nach dem hohen Norden, wo es an der Wand eines nicht so scrupulös denkenden Mäcens über ein verfehltes Dasein nachdenken kann. Ich aber gab mich damit nicht zufrieden und wollte gerade darangehen, einen neuen Münchhausen zu malen, wo der Jäger mehr hervorlugt, als der Diplomat, — da kam ich unverhofft auf die richtige Spur.

Es war in Hameln, wo ich rein zufällig die Bekanntschaft seines Urgroßneffen machte, des jetzigen Besitzers von Schloß Schwöbber, das versteckt in einem Seitenthale der Weser liegt und, was das Aeußere anbelangt, unberührt dasteht seit den Tagen seines Erbauers, des Obersten Hilmar von Münchhausen, der es in den siebziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts fest und solide aufführen ließ. Es ist viel Raum darin, denn der Oberst war ein gewaltiger Kriegsherr und ein immer fertiger Parteigänger mit seinen dreihundert Landsknechten, die er in Schwöbber bei sich hatte, und deshalb gestattete ihm der Kaiser beim Bauen des Schlosses auch nur einen trockenen Graben. Aber einen großen Teich grub er sich doch an der einen Seite, darin spiegelt sich noch immer der eine Schloßflügel, und darin schwimmen die fettesten Karpfen, von denen die Jubelgreise vielleicht noch vom gewaltigen Hilmar selbst hineingesetzt worden sind. Denn Karpfen werden bekanntermaßen sehr alt, und man erzählt sich in Versailles von einzelnen bemoosten Häuptern dieses Geschlechtes, die von Ludwig dem Vierzehnten, als er noch Kind war, gefüttert worden sind.

Das Schloß selbst besteht aus einem zweistöckigen Hauptgebäude mit zwei Flügeln, die inneren Ecken des Schloßhofes werden von zwei Thürmen flankirt, worin die steinernen Wendeltreppen, die einzigen, die in die oberen Stockwerke führen. Die Giebel, sowie die Erker, sind in grauem Sandstein verziert, in demselben Stile deutscher Renaissance, wie fast alle alten Schlösser in dieser Gegend, so z. B. die mehr bekannte Hämelschenburg beim Ausflusse der Emmer in die Weser.

Schwöbber liegt versteckt in einem Seitenthale, das durchflossen ist von der kleinen, aber forellenreichen Bower; um so überraschter ist man beim Anblick des alterthümlichen Schlosses mit dem großen Schloßhofe zwischen den Flügeln, mit dem breiten Teiche davor und dem wundervollen Park dahinter.

Und hierher führte mich der Urgroßneffe, und in liebenswürdigster Weise gab er mir die Erlaubniß, die umfassendsten Studien für mein Bild zu machen. Denn hier im Rittersaale, der groß genug, aber um so einfacher in der Architektur ist, — nur ein ungeheurer, reich verzierter Kamin mit dem v. Münchhausen'schen und v. Reden'schen Wappen (die Frau des Erbauers war eine v. Reden) macht eine Ausnahme, — hier im Rittersaale fanden beim damaligen Besitzer, dem Vetter des berühmten Aufschneiders, die großen Jagdessen statt, und hier hat er so manche von seinen übermüthigen Schnurren zum Besten gegeben, wenn er von Bodenwerder, seinem eigenen Besitzthum, zum Jagen und Poculiren herüber kam; und im Rittersaale und im Schlosse sonst herum hängen die Porträts seiner Jagdgenossen und Zechkumpane, die Herren von Beer, von Reden, von Zersen, von Lenthe, von Liechtenstein, und wie sie alle hießen, Herren in rothen Röcken, mit rothen Gesichtern und mächtigem Haarbeutel.

Von seinem Besitzthum in Bodenwerder ist nichts mehr übrig. In dem Hause ist eine Lohgerberei eingerichtet, und da war er auch nicht lustig, wenigstens nicht in den letzten Jahren seines Lebens.

Von der großen und weitverzweigten, seit Alters her im Hannöverschen angesessenen Familie Münchhausen giebt es zwei Linien: die schwarze und die weiße. Der Ersten gehört unser Held an: Hieronymus Carl Friedrich, Freiherr von Münchhausen, geboren auf dem Familiensitze Bodenwerder am 11. März 1720, gestorben daselbst am 22. Februar 1797.

Sein Vater war Georg Otto, geboren 1682, gestorben 21. September 1724 als Oberstlieutenant in Hannöverschen Diensten, und seine Mutter Sybille Wilhelmine von Reden-Hastenbeck, gestorben 20. April 1741.

Von seiner Kindheit ist uns nichts erhalten, wir erfahren nur, daß er in den Dienst des Erbprinzen Anton Ulrich von Braunschweig kam. Als derselbe von der Kaiserin Elisabeth von Rußland zum Inhaber eines Kürassier-Regiments ernannt wurde, setzte er in dieses Regiment Münchhausen als Cornet, und schenkte ihm dazu drei schöne Pferde mit Schabracken und Pistolen (diese Pistolen, kleine, mit Silber eingelegte Terzerole, die Münchhausen während seiner ganzen Dienstzeit geführt hat, befinden sich jetzt im Schlosse zu Schwöbber) nebst der Montur. Das elegant auf Pergament gedruckte, mit großem kaiserlichen Siegel versehene Patent ist vom 11. December 1739. Schon im folgenden Jahre ernannte ihn der Erbprinz mit Uebergehung von zwölf Cornets zum Lieutenant in der Leib-Kompagnie, was er seiner Mutter von Riga aus meldete in einem Briefe, der mit folgenden Worten schließt: „Ich befinde mich hier sehr wohl, es geschieht mir von den Herren Edelleuten und den dames viel obligeance."

Am 2. Februar 1744 ward er zu Pernial in Liefland mit Jacobine von Dunten vermählt. Unterm 2. November 1750 erhielt er den erbetenen einjährigen Urlaub, und am 24. Januar 1752 auf gleiche Zeit Verlängerung, weil seine Anwesenheit in Hannover durch die Vermögens-Auseinandersetzung mit den Geschwistern nöthig war, die denn auch wirklich gelang. Ueber seinen Abschied findet sich nichts vor; nach dem zweijährigen Urlaub scheint er jedoch, wenn auch nicht dauernd, nach Rußland zurückgekehrt zu sein, denn es finden sich im Archive aus allen Jahren Schriftstücke von ihm, die in Bodenwerder ausgestellt wurden.

Er that manches zur Verbesserung des Gutes, und lebte dort in ländlicher Stille, nur spärlichen Umgang mit Verwandten und Nachbarn pflegend; seine einzige, aber leidenschaftliche Freude fand er in der Jagd mit den dazu gehörigen Hunden und Pferden, deren Vollkommenheiten und Tugenden er gern, wie wir ja zur Genüge wissen, anzupreisen pflegte. Sein Jäger, der auch mehrfach in den Geschichten vorkommt, hieß Rösemeyer und muß ein gelungener Kerl gewesen sein, der mehrfache Streiche mit Bauern und Wilddieben, wie auch der hohen Obrigkeit auszufechten hatte.

Mit seiner Frau lebte Münchhausen in kinderloser, aber sehr glücklicher sechsundvierzigjähriger Ehe, bis zu ihrem 1790 erfolgten Tode. Von da ab beginnt sein letzter, recht trauriger Lebensabschnitt, auch sehr getrübt durch das Erscheinen seiner „Geschichten", worüber er sich namenlos geärgert hat. Dazu kam außerdem, daß Münchhausen im fünfundsiebzigsten Lebensjahre leichtsinniger Weise eine neue Ehe eingegangen war mit einer herzlosen Koketten, der Tochter eines alten Kriegskameraden, die den alten Herrn in der abgefeimtesten Weise zu kapern wußte, um ihn nachher, nachdem sie ihn in jeglicher Weise betrogen, schmählich zu verlassen und mit einem Anderen auf und davon zu gehen. Müde und gebrochen starb Münchhausen in seinem Hause zu Bodenwerder am 22. März 1797, aber sein Humor hat ihn, trotz aller Widerwärtigkeiten, bis zuletzt nicht verlassen, denn, als wenige Tage vor seinem Tode die Haushälterin beim Zudecken des Bettes gesehen hatte, daß ihm an dem einen Fuße zwei Zehen fehlten, und ausrief: „ach, was ist denn das?" hat er ruhig erwidert: „die hat mir ein Eisbär auf der Jagd abgebissen."

Sein im Besitze eines Nachkommen in Berlin befindliches Porträt zeigt ihn in der russischen Kürassier-Uniform als eine kräftige, untersetzte Statur. Er war ein durchaus reeller, ehrenhafter und wahrheitsliebender Mann; sein improvisatorisches Talent wußte aber aus den gewöhnlichsten Jagd-, Kriegs- und Reise-Ereignissen mit schlagendem Witz die Phantasiebilder zu schaffen, und, wenn er im Laufe der Erzählungen erst warm geworden war, dann verstand er es, besonders Kriegs- und Jagdkämpfe, gegen Türken, Wölfe und Bären mit Gestikulationen so lebhaft vorzuführen, daß die Herren wirklich die Sache zu sehen wähnten. Er war aber mit seinem Talent ebenso wenig zudringlich, als durch Wiederholungen langweilig. Meisterhaft verstand er es, wenn bei der Tafelrunde die Uebrigen, von genossener Jagdfreude und reichlichen Libationen erglühend, sich in dem immer noch glaublich klingen sollenden, blödsinnigsten Jäger-Latein überboten, seine reizenden Erfindungen als Trumpf darauf zu setzen, um so das letzte Wort zu behalten und den geistlosen Aufschneidereien der Anderen ein Ziel zu setzen, denn ihn konnte Niemand überbieten.

Einer biographischen Skizze, die, nach Inhalt, Schrift und Papier zu urtheilen, aus der Zeit seines Ablebens herrühren wird, ist folgender Satz entnommen:

„Fast nur im vertrautesten Kreise von Freunden und Bekannten war er zum Erzählen zu bringen, gewöhnlich nur nach der Tafel, nachdem sein kolossaler Meerschaumkopf mit kurzem Rohre in Rauch gesetzt war und ein dampfendes Glas Punsch neben ihm stand. Fing das Gespräch an, lebhaft zu werden, so wirbelten auch die Wolken aus seiner Pfeife immer dicker empor; seine Arme wurden immer unruhiger; die kleine Stutzperrücke (muß doch ganz respectabel gewesen sein, denn eine noch vorhandene Rechnung zeigt, daß sie in Hannover fünf Thaler kostete), fing an, durch die Hände an dem Kopfe herum zu tanzen, das Gesicht ward lebhafter und röther, und der sonst wahrhafte Mann wußte dann bei seiner lebhaften Imagination Alles so bildlich auszumalen, daß es den Zuhörern schließlich wie wunderbare, noch nie erlebte Wahrheit vorkam."

Nicht zu verwundern ist es, daß diese genialen Aufschneidereien in weiteren Kreisen durch Wiedererzählen bekannt wurden; — eine schamlose Indiscretion aber, eine That des schwärzesten Undankes war es, daß sie, als Buch gesammelt, dem großen Publicum unter dem wahren Namen des ursprünglichen Erzählers unterbreitet wurden.

Merkwürdiger Weise erblickte dieses Buch aber nicht in Deutschland das Licht der Welt, — es war nicht einmal in deutscher Sprache geschrieben.

Im Jahre 1785 erschien in London: „Baron Münchhausen's narrative of his marvellous travels and campagne in Russia."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Diner bei Münchhausen. Von Vincent St. Lerche. — Siehe Seite 108.

— eine Sammlung der Geschichten des Freiherrn; die außerordentliches Glück machte und in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte.

Der Verfasser war — Münchhausen's früherer Privat-Secretär, ein Mann, für den er sich in jeder Weise interessirt und dem er zu einer angesehenen und einträglichen Stellung verholfen hatte. Er hieß P. E. Raspe und war ein nicht unbedeutender Archäologe und Mineraloge; auch war er als Verfasser verschiedener belletristischer Werke seinen Zeitgenossen nicht unbekannt. Durch Münchhausen's Vermittelung hatte er eine Professur in Kassel erhalten und war zum Aufseher der dortigen, sehr bedeutenden Münzsammlung ernannt worden.

Raspe war aber ein lockerer Vogel, und als ihm der Boden in Kassel zu heiß wurde, flüchtete er sich, nachdem er das Münz-Kabinet um die werthvollsten Sachen erleichtert hatte, 1775 nach London, wo er so lange flott lebte, als der Erlös für die Münzen vorhielt. Nachher jedoch ging es ihm bitterlich schlecht, und er mußte sich als Gelegenheits-Journalist mühsam durchschlagen.

Da erinnerte er sich eines Tages seines Wohlthäters und all' der schönen Geschichten, die dieser erzählt hatte; in einem Lande, das dem Sport so huldigt, mußten solche Erzählungen Anklang finden, dachte er, und schnell entschlossen schrieb er die Geschichten nieder, fand auch einen Verleger, und der Erfolg zeigte, wie recht er calculirt hatte.

Das Buch fand vom ersten Augenblicke an ein so sympathisches Publicum, daß es in drei Jahren fünf Auflagen erlebte, und sogar in einer Bearbeitung als Oper auf die Bühne kam. So viel Tact- oder vielmehr Schamgefühl hatte aber Raspe doch, daß er seinen Namen nicht auf sein Opus setzte, — es erschien anonym. Erst nach der vierten englischen Auflage wurde das Werk in's Deutsche übersetzt, und zwar von Bürger und Lichtenberg.

Durch diese Uebersetzung bekam Münchhausen auch erst Kunde von dem Gebrauch, oder vielmehr Mißbrauch, der mit seinem Namen gemacht war; den tiefen Verdruß darüber hat er nie verwinden können und seinen Freunden, die ihn vergeblich zu überzeugen suchten, daß die Sache ganz anders aufzufassen sei, mehrfach bitterlich geklagt, daß er durch Bürgers und Lichtenbergs Bosheit so vor aller Welt prostituirt sei.

Wie würde er wohl geurtheilt haben, wenn er gewußt hätte, welch' eine Berühmtheit sein Name bekommen würde, — wenn er gewußt, daß seine Abenteuer in alle Sprachen übersetzt, in aller Herren Länder zur lieben Lectüre geworden, — wenn er gewußt, daß nach hundert Jahren sein Name noch strahlen würde als derjenige des besten und liebenswürdigsten Erzählers?

Allerdings, — hätte er so lange leben können, so hätte er das erlebt, was er damals in seiner Bitterkeit wohl oft gewünscht, die Annahme, daß Hieronymus von Münchhausen nie existirt, daß er nur das Hirngespinnst der müßigen Phantasie eines erfindungsreichen Dichters gewesen sei. Denn nach und nach haben die Leute das geglaubt. Daß dies aber nicht der Fall, daß der berühmte Name auch einen wirklichen Träger gehabt, daß Hieronymus von Münchhausen thatsächlich existirt und seine Geschichten auch selbst erzählt hat, — das habe ich hoffentlich hier aus den Akten der Familie zur Genüge bewiesen, und ich habe das Versprechen eingelöst, das ich meiner schönen Nachbarin an der gastlichen Tafel im Schlosse zu Schwobber gab: ich habe ein Feuilleton geschrieben „wie ich Münchhausen fand". . .

Nachdruck verboten.

Aus den Erinnerungen einer Theater-Garderobière.

Von Anna Löhn-Siegel.

Theateranzieherinnen, — mit dem Kunstausdruck: Garderobièren, — können als lebendige Memoiren der Künstlerinnenwelt in vieler Hinsicht gelten. Eine derselben, die vor wenigen Jahren verstorbene Garderobière des königlichen Hoftheaters in Dresden, Frl. Bertha Heyse, eine höchst gebildete Dame, war denn auch in ihrer langjährigen Amtsthätigkeit oftmals die Vertreterin der Confidenten-Rollen hinter den Coulissen gewesen, und ganz besonders waren es dramatische „Größen", deren Vertrauen sie in hohem Grade genossen hatte, allen voran: Wilhelmine Schröder-Devrient. Diese hatte wiederholt zu dem trefflichen Mädchen gesagt:

„Wissen Sie, liebes Berthel, das Amt einer Garderobière ist eigentlich schon an sich ein Vertrauensamt. Was sich Alles unter Ihren verschönenden Händen befindet, das ahnt Niemand da vorn (das Publicum). Was Sie, Berthel, mit eigenen Augen sehen, des sieht ja kein Verstand der Verständigen! . ."

So besaß denn Bertha Heyse auch eine ganze Memoiren-Literatur in Briefen berühmter Sängerinnen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen, die sich an das gebildete und achtbare Fräulein in einem Zeitraum von mehr als dreißig Jahren in den mannigfachsten Angelegenheiten, Toiletten-, Engagements-, Geld-, ja sogar in Herzenssachen um Rath gewendet hatten. Sie durfte sich rühmen, manche Kopflosigkeit und überstürzte Handlungsweise, die von einem stürmischen, jüngeren und auch älteren Künstlerblut beabsichtigt worden war, verhindert zu haben, wie eine reiche Anzahl von Dankes-Episteln bewies.

Eines Tages schrieb die Schröder-Devrient folgenden vertraulichen Brief an Bertha Heyse, der später in die Hände eines Autographen-Sammlers kam, bei welchem ich Abschrift davon nehmen durfte.

„Herzens-Berthel!

Meine Sandalen von der Vestalin sind von vorgestern her, wo ich die Priesterin sang, im Theater geblieben. Ich brauche sie aber zu was Närrischem und zu was Gutem. Fallen Sie nur nicht etwa vor Lachen in den alten Garderobenstuhl (der ohnehin nächstens zusammenknicken wird), wenn Sie den Jux erfahren, also: Ein Engländer oder Irländer war bei mir, rothhaariger Fuchsjäger, pudelnärrischer, aber hübscher Kauz. Erzählt mir da, er habe seine „Kossine" geliebt, herrliches Mädchen, er habe sie heirathen sollen und wollen. Da sieht er mich als Vestalin, und fort ist die Liebe für seine Braut. Die weint, ist unglücklich, flucht mir. Aber ich bin doch noch herrlicher als jene, und er muß die Devrient lieben, die göttliche Vestalin.

‚Aber was nun?' frage ich. ‚Thun Sie, was Sie nicht lassen können,' setze ich belustigt hinzu. Er räuspert sich und sagt endlich:

‚Well! Ich habe eine Wette gemacht, daß ich werde trinken Champagner aus das Schuh der herrliche Vestalin, der göttlichen Devrient. Wenn ich die Wette gewonnen werde haben, kann es auch werden, daß ich noch heirathen thue die untröstliche Kossine.'

Ich war guter Laune, zog meinen gestickten Hausschuh vom Fuße, überreichte ihn dem Albionssohne und rief laut lachend: ‚Machen Sie die Sache kürzer, hier ist mein warmer Schuh, lassen Sie Champagner holen und trinken Sie daraus. Dann kann sogleich die Hochzeit folgen.'

Er darauf mit tiefem Ernst: ‚Nein, auf das gestickte Pantoffel habe ich nicht Wette gemacht, sondern auf das Schuh von Fleischfarbe mit Bändern von die Vestalin.'

Halsstarrig wie ein echter Abkömmling John Bull's, ging er von der Forderung nicht ab.

‚Nun in's Kuckucks Namen,' rief ich, ‚so holen Sie sich die Dinger aus dem Theater,' und zog meinen Schuh wieder an, den der Enthusiast mit einem Kusse berührt hatte, gleich als wäre ich der Papst. Liebes Berthel, geben Sie ihm die Sandalen, wenn er kommt (es können auch ein Paar alte sein), und nun wollen wir noch etwas Gutes thun. Hier ist ein Zettel, den muß er unterschreiben, ehe ihm die Sandalen ausgeliefert werden. Darauf steht, wie Sie sehen, daß er verpflichtet ist, die ‚Kossine' zu heirathen sobald er die Theaterschuhe erhalten hat. Verstehen Sie? Eher keinen Schuh, als bis er unterschrieben hat. Die Schuldverschreibung senden Sie mir, liebes Berthel. Vielleicht gelingt es, den rothhaarigen Fuchsjäger auf diese Art zu fangen."

Es geschah; Bertha befolgte genau die Befehle der „göttlichen" Devrient. Der Engländer unterschrieb, aber er bat, sobald er die eingegangene Verpflichtung erfüllt haben würde, ihm die Schuldverschreibung als werthvolles Autograph zu überlassen. Ob dies geschehen, ist unbekannt geblieben. Aber eines Abends war die Schröder-Devrient sehr vergnügt in die Theater-Garderobe gekommen und hatte gesagt:

„Berthel, heute passen Sie auf, die schönsten Stellen sing' ich in die Prosceniumsloge hinein. Dort sitzt ein junges Ehepaar, das ich glücklich gemacht habe. Der Engländer und seine ‚Kossine' . . ."

Nachdruck verboten.

Luxus und Eleganz.

Eine Salon-Plauderei von C. Schreiber.

Wenige Begriffe werden so häufig mit einander verwechselt, als die Begriffe von Luxus und Eleganz. Beide können allerdings nur in den Kreisen jener Gesellschaft heimisch sein, welche über wohlgefüllte Börsen verfügt, aber selbst in dieser Gesellschaft ist der Luxus häufig der böse Geist, die Eleganz fast immer die wohlthätige Fee. So viel die National-Oekonomen auch über den Luxus geschrieben haben, es bleibt dennoch schwer, eine Charakteristik des Begriffes zu geben. Das Verlangen nach dem Ueberflüssigen kann nicht als Luxus im allgemeinen Begriff gelten. Subjectiv ist Alles Luxus, was mit den Verhältnissen des Individuums nicht im Einklange steht. Subjectiv ist das Bewohnen zweier Kammern Luxus, wenn die Mittel nur zur Bezahlung der einen reichen, und ebenso ist subjectiv das Bewohnen eines üppigen Palais nicht als Luxus aufzufassen, wenn die zum Lebensunterhalt bestimmten Geldmittel hierdurch nicht in starke Mitleidenschaft gezogen werden.

Luxus ist die glänzendste Form, unter welcher die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens Befriedigung finden. Zu allen Zeiten aber waren Luxus und Eleganz hauptsächlich Attribute der Frauenwelt. Es wäre aber wünschenswerth, daß die Frauen mehr mit der Fee Eleganz plauderten und sich weniger vom Teufel Luxus bezaubern ließen.

Jeder anmuthigen Frau ist eine gewisse Vornehmheit des Wesens angeboren, und jede Frau gewinnt, wenn man sie als elegante Frau bezeichnen darf. Sie muß darum jedoch durchaus nicht luxuriös sein, und braucht nicht eine einzige ihrer Pflichten als Hausfrau, als Verwalterin des vom Manne Erworbenen zu vernachlässigen.

Die Ehemänner sprechen gern von der guten alten Zeit. Wenn sie die Einfachheit derselben rühmen, vergessen sie die Wahrheiten, welche ihnen die Culturgeschichte auftischt, alle Kleiderordnungen, die schon im Mittelalter gegeben wurden, alle Satiren, welche im alten Rom entstanden und sowohl in Deutschland als in Frankreich blos ein neues Gewand anzulegen brauchten, um zeitgemäß zu erscheinen. Die Civilisation hat den Luxus entwickelt, der Luxus aber hat mit der höheren Civilisation theils abgenommen, theils vernünftigere Bahnen eingeschlagen. Der französische Chroniker Brantôme, welcher als tapferer Krieger bei Malta gegen die Türken focht und später als aalglatter Höfling unter Franz I. Personen und Verhältnisse schilderte, berichtet von Elisabeth, der Gemahlin Philipp's von Spanien, derselben Königin, welche Schiller im „Don Carlos" idealisirte, daß sie nie ein Kleid zweimal trug, sondern es stets ihren Damen und Fräuleins schenkte. „Gott weiß," ruft Brantôme aus, „welch' herrliche Kleider sie hatte!" Das Einfachste kostete drei- bis vierhundert Thaler. Der König gewährte ihr die Mittel zur größten Pracht. Jeden Tag trug sie ein neues Kleid. Ihr Schneider war arm nach Spanien gekommen und unermeßlich reich daselbst geworden.

Die schöne Königin Margôt, die erste Gemahlin Heinrichs IV., besaß den kühnsten Geist, das treuloseste Herz, die herrlichste Hautfarbe und die kostbarsten Kleider. Als junge Prinzessin erschien sie zu Ostern in folgender Toilette: Ein Kleid aus Goldbrocat umfloß die königliche Gestalt. Der Stoff zu diesem Kleide, fünfzehn Ellen, stammte vom Sultan, welcher ihn dem französischen Gesandten zum Geschenk gemacht hatte, und eine Elle kostete des wunderbaren Gewebes hundert Thaler. Um das stolze Haupt wand die Prinzessin Schnüre großer Perlen, welche durch Sterne von Diamanten gehalten wurden.

Auf einem einzigen Kleide der Maria von Medicis erglänzten zweiunddreißigtausend Perlen und dreitausend Diamanten. Nicht von den genannten Damen allein weiß Brantôme zu erzählen. Die Liebe für Pracht und Luxus war allgemein entwickelt, die Trachten der Herren nicht weniger kostbar, nicht weniger geschmückt, als die der Frauen. Den Juwelen gesellten sich köstliche Spitzen und Kanten hinzu, deren Anfertigung mit Gold aufgewogen wurde.

Für den Luxus war nicht nur die Pracht der Kleidung maßgebend. Vehse erzählt in seiner „Geschichte der deutschen Höfe" von einem goldenen Speise-Service, welches 1685 zur Hochzeit des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern beschafft wurde. Es gab bis zur französischen Revolution fünf solcher Service, vier befanden sich in Wien, Berlin, München und Amsterdam. Das fünfte Service gehörte der Familie des Herzogs von Newcastle und jedes derselben wurde auf vierhunderttausend Pfund Sterling geschätzt.

Der Graf Brühl in Sachsen besaß ein Meißner Porzellan-Service, das seiner Zeit auf eine Million Thaler veranschlagt wurde und heute von geradezu unermeßlichem Werthe wäre.

Als die liebreizende Josephine Beauharnais Napoleon's Gemahlin ward, verwandelte sie die starre Pracht des Luxus in vornehme Eleganz. Josephine verstand nicht zu sparen. Sie legte, wie Madame de Remusat erzählt, zweimal des Tages seidene Strümpfe an, welche sie nie wieder benutzte. So hatte sie denn trotz ihres hohen Toiletten-Budgets immer bedeutende Schulden, und wir sehen den großen Napoleon als brummigen Ehegemahl, der durchaus nicht nachgeben wollte.

Auf einem Ball war die Gattin des modernen Cäsar in einer prachtvollen Toilette erschienen, die Napoleon mit dreitausend Francs in die Rechnung eingestellt fand. Aergerlich über diesen hohen Betrag, ersuchte der Kaiser Josephine, gelegentlich eines zweiten Balles, sich einfacher zu kleiden. Die Kaiserin erschien denn auch wirklich in einem Kleide aus leichtem weißen Linon, das reich mit Fliederzweigen geschmückt war

„Ihre Toilette ist reizend!" bemerkte Napoleon. — „Sie dürfen Herrn von Remusat (damals Zahlmeister des Imperators) die Rechnung überreichen lassen. Ich wünsche, Ihnen für Ihre Einfachheit dankbar zu sein."

„Josephine verneigte sich lächelnd. „Sire, ich bin glücklich, Ihren Geschmack errathen zu haben."

Die Rechnung lautete: Ein weißes Linon-Kleid 500 Frcs., Fliederzweige mit brasilianischen Leuchtkäfern 3000 Francs, Summa 3500 Francs.

„Ein anderes Mal, Madame, tragen sie meinetwegen scharlachrothen Sammet!" rief Napoleon gereizt aus. „Aber halten Sie mich nicht zum Narren! Ich verzichte darauf, Ihnen meinen Geschmack beizubringen . . ."

Der Luxus spottet aller Schranken und Gesetze, die Eleganz schafft sich einen bestimmten und besonderen Rahmen. Die elegante Frau besitzt fein durchbildeten Geschmack und festen Ordnungssinn. Sie weiß sich über ihre Ansprüche und Wünsche Rechenschaft zu geben und bringt dieselben in feste Harmonie. Die Eleganz verbindet sich mit der Sitte, ordnet die Lebensgewohnheiten und duldet nicht, daß man gegen ihre Gesetze verstößt. Der Luxus verpflichtet zu nichts, er ist die egoistische Befriedigung der Neigung.

Bei der Eleganz jedoch heißt es: „élégance oblige". Der Luxus stellt Niemand auf eine höhere gesellschaftliche Stufe. Der Verkehr mit luxuriösen Menschen gewährt denn auch keine Vortheile, ist aber zuweilen ein Stimulans für den Neid. Die Eleganz erzeugt durchgeistigte, feine Lebensformen, und diese wirken immer anmuthend und fördernd.

Wie peinlich berührt es, geputzte Frauen um wenige Groschen feilschen zu sehen. Wie oft drängt sich die Ueberzeugung auf, daß sie nicht die Preiswürdigkeit der Waare beurtheilen, sondern knausern, um dem Luxusbedürfniß der eigenen Person besser Rechnung tragen zu können. Die elegante Frau trägt täglich dasselbe Kleid und knausert weder beim Gehalt des Lehrers und der Erzieherin, noch beim Honorar des Arztes. Sie schenkt auch ihren Dienern zur Weihnachtszeit nicht Stoffe, die nach sehr viel aussehen und dabei aus einem Material sind, das kaum der Mühe des Anfertigens lohnt. Die elegante Frau macht ihren Freunden kein Hochzeitsgeschenk, welches den Empfänger häufig verletzt, anstatt ihm Freude zu bereiten.

Eleganz legt immer Pflichten gegen Andere auf, während der Luxus solche nicht anerkennt. Die luxuriöse Mutter wirkt durch ihr Beispiel nicht selten verderblich auf die Kinder ein. Die elegante Frau umgiebt wohlthuender Zauber, ihr Haus ist immer geordnet, immer behaglich. Sie vermeidet schreiende Farben, aufdringliche Gerüche, Kleider und Schnitte, welche zwar der Mode huldigen, aber nichts mit dem individuellen Geschmack zu thun haben und für die Erscheinung des Individuums nicht passen. Der Luxus vermag gar leicht zu erniedrigen, denn er stimmt zur Genußsucht, zum Materialismus im Denken und Fühlen. Mit feinem Takt und etwas Geschmack kann die Frau elegant sein, ohne sich luxuriös zu kleiden, während häufig genug die luxuriöse Frau durchaus nicht als elegante Dame erscheint. Mit Eleganz vereint sich gar wohl die äußerste Sparsamkeit. Das Luxusbedürfniß äußert sich oft bei Menschen, welchen die Mittel zur Befriedigung desselben nicht zu Gebote stehen, und dann lehnen sich dieselben entweder gegen ihre Verhältnisse auf, oder sie verfallen der Lächerlichkeit, indem sie dem Scheine huldigen und dem Wohlfeilen den Anstrich des Kostbaren zu geben bemüht sind. Man rühmt die Fortschritte der Industrie bei Herstellung künstlicher Edelsteine, und langathmige Reclamen versichern, daß man dieselben nicht von den echten unterscheiden könne. Eine elegante Frau trägt niemals Schmuck, wenn ihre Vermögensverhältnisse ihr nicht die Anschaffung echter Juwelen gestatten. Wenn erzählt wird, daß Damen der höchsten Aristokratie ihre Familien-Diamanten im Arnheim verwahren und auf Festen nur mit Nachahmungen sich schmücken, aus Furcht, ihre Kleinodien zu verlieren, so ist das eine ganz verschiedene Sache. Diese Damen besitzen die Originale und täuschen Niemand über ihre Verhältnisse, aber sie begehen eine Geschmacklosigkeit, denn noblesse oblige, — selbst zum möglichen Verluste von Diamanten. Mit zunehmendem Alter wird die luxuriöse Frau oft lächerlich, man meidet sie, denn sie will immer noch jugendlich erscheinen. Die elegante Frau hingegen umgiebt stets der Schimmer unvergänglicher Jugend.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Edelsteine.

Von Gregor Samarow.

I.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die höchste und wunderbarste Farbenpracht in der irdischen Natur in der niedrigsten Ordnung der Schöpfung sich findet, und daß sie verblaßt, je höher hinauf die Stufenleiter der Gestaltungen steigt. Die Tiefe und der Glanz der Farben, verbunden mit der durchsichtigen Leuchtkraft der Sonne, der Sterne, des Regenbogens und anderer Himmelserscheinungen, zeigt sich in mannigfaltigster Gestaltung bei den Edelsteinen, welche die Tiefen der Erde bergen, und welche zum Theil eigene Leuchtkraft besitzen oder wenigstens die Fähigkeit haben, das Licht aufzusangen und lange festzuhalten. Weniger leuchtend und flammend schon sind die Farben der Pflanzenwelt, — ihnen fehlt, so bunt und mannigfaltig sie auch sein mögen, die durchsichtige Leuchtkraft der Edelsteine; noch mehr nimmt die leuchtende Farbenpracht bei den Thieren ab, und zwar wieder in umgekehrtem Verhältniß zur Vervollkommnung der Schöpfungsstufe. Insekten, Fische, Amphibien haben vielfach noch lichten Glanz, die tropischen Vögel zeigen duftigen Schmelz der Farben, und am wenigsten findet sich die Farbenpracht bei den Säugethieren der höheren Ordnungen, — das buntgefleckte Fell des Tigers, der Hermelin des Zobel, das Alles reicht bei Weitem nicht an den Schimmer der Schöpfungsbildungen in absteigender Ordnung, — während umgekehrt die Formen sich in aufsteigender Linie immer mehr veredeln und zum Dienste des Geistes und der Willenskraft immer geschickter gestalten. Der Mensch, der König der irdischen Schöpfung, der nach Gottes Ebenbilde gestaltet wurde, zeigt am wenigsten Glanz und Pracht der Farbe. Wohl hat das Auge leuchtenden Glanz, — aber dieser Glanz bleibt weit zurück hinter dem Phosphorschein in den Augen der Raubthiere, — die Haare sind verschieden gefärbt, aber sie erreichen doch vom tiefsten Schwarz bis zum lichtesten Goldblond niemals die Federn der Vögel und die Felle der Thiere, und der zarteste Teint der Jugend, so oft er auch schon mit Rosen und Lilien verglichen worden ist, kommt doch nie diesen Blumenköniginnen unserer Zone gleich, geschweige denn der glühenden Farbenpracht tropischer Blüthen. Es scheint eben, daß mit den höheren Ordnungen der Schöpfung die Schönheit sich mehr in die Form und in den Geist concentrirt, der in der Form sich ausdrückt. Das minder gebildete Auge stellt den Farbenglanz über die Form, erst in höherer Entwickelung vermag der Blick die Harmonie der Form zu würdigen, und auf der höchsten Stufe erst beginnt das Verständniß des Geistes, der die Form belebt und in der Sprache sich ausdrückt. Das klassische Alterthum zeigt uns daher den Schönheits-Cultus der Form im höchsten Maße neben dem allgemeinen Volksverständniß der Schönheit in den Außerungen des Geistes, während die weiter zurückstehenden Cultur-Völker die Farbe auch in den auf uns gekommenen Baudenkmälern, wie in Indien, mehr hervortreten ließen und in der Form nicht die harmonische Schönheit, sondern das Massenhafte und Gewaltige zum Princip ihrer Schöpfungen machten, — wie in den ägyptischen Riesenbauten.

Doch diesen Gedanken weiter auszuführen ist hier nicht unser Ziel, wir wollten nur die Thatsache constatiren, daß die Farbenpracht mit den aufsteigenden Graden der Schöpfung verblaßt, — vielleicht wird das erklärt durch die abnehmende Gluth der Erde während der verschiedenen Schöpfungs-Epochen, deren letzte dann für das geistige Ebenbild Gottes, den Menschen, Raum gab in des weißen Lichtes milder Wärme, denn es ist ja wissenschaftlich nachgewiesen, daß alle Weltkörper sich allmälig abkühlen und von dem flammenden Zustande durch den flüssigen zum festen übergehen. Die Menschen haben nun diesen mangelnden Farbenschmuck ihres Geschlechtes stets empfunden und ihn durch Entlehnungen aus den anderen Schöpfungsgebieten zu ersetzen gesucht, je nach den Entwickelungs-Epochen der Cultur und den Eingebungen der unserer Rasse eingeborenen Eitelkeit, die sich in den verschiedensten Formen äußert, immer aber danach strebt, die Natur zu verbessern nach den verschiedenen Auffassungen der Schönheit. Dies Bestreben zeigt sich bei den Wilden in dem Anmalen und Tätowiren des Körpers in grellen Farben, und bis zu unseren Tagen hat sich ja eine solche Farben-Kosmetik erhalten, welche sogar soweit ging, daß vor etwa zehn Jahren ein Mann in Paris die Kunst erfunden haben wollte, das menschliche Gesicht zu emailliren, um auch ohne tägliche Retouche die frischen Farben bis zum Alter zu erhalten. Wir wissen nicht, ob seine Kunst Verwendung gefunden und sich bewährt hat, — jedenfalls aber ist das Streben, die menschliche Form und den Ausdruck des menschlichen Geistes durch Farbenschimmer zu erhöhen, ein allgemein verbreitetes, und es werden dazu alle Naturreiche zu Hülfe genommen: die Steine, die Blumen, die Federn der Vögel und die Pelze der Säugethiere. Den anmuthigsten Schmuck für die liebenswürdigen Töchter unserer Stamm-Mutter Eva bilden die frischen Blumen, welche, um sie dauernd zu erhalten, nachgeahmt werden, — den vornehmsten und kostbarsten, die Edelsteine, welche in dem erkalteten Blut der Erde das helle Sonnenlicht, die Gluth der früheren Schöpfungs-Perioden und die Farben des Regenbogens festgehalten haben. Zu allen Zeiten waren die aus den Tiefen heraufgeholten Lichtsteine der gesuchteste Schmuck, um die Kronen der Könige und die Festgewänder zu zieren und sowohl der Würde als der Anmuth zu dienen. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine richtige und verständnißvolle Anwendung von edlen Steinen die weibliche Schönheit außerordentlich zu erhöhen, gewissermaßen zu erleuchten vermag, wenn auch freilich falsch angewendeter und überladener Schmuck gerade entgegengesetzt wirkt. Es ist unglaublich, wie sehr gerade in der Anwendung von Juwelenschmuck auch von Damen gesündigt wird, die sonst Geist und Geschmack besitzen.

Eine der ersten, gar so oft mißachteten Regeln scheint uns zu sein, daß der Edelstein wesentlich nur zum Schmuck des Körpers, nicht der Kleidung benutzt werden sollte, weil sein eigenthümlicher Lichtglanz den so ganz anders gearteten lebendigen Schmelz der Haut, der Haare, der Augen, durch den Gegensatz hervorhebt, während die todten Stoffe der Kleidung durch die Strahlenbrechung der Lichtsteine unendlich verlieren und außerdem auch die Blicke dann zu sehr von der Hauptsache der menschlichen Erscheinung und Schönheit abgelenkt werden.

Ein edel geformter Hals wird schöner erscheinen in seiner Form und Bewegung, wenn er von einem Bande leuchtender Steine umgeben ist, ebenso hebt nichts die plastisch schöne Form des Armes mehr hervor, als eine Spange von Edelsteinen um das Handgelenk oder den Oberarm. Unter einem Kopfschmuck von edlen Steinen gewinnt das Haar, die Stirn und der Glanz der Augen; die Farbengluth der Steine zieht den Blick an, der Schmelz und die Bewegung des Lebens, das geistige Licht des Auges fesseln ihn.

Eine schöne Frau, und geböte sie über Aladin's Schatzkammer, sollte daher niemals anderswo Edelsteine tragen, als in den Hals- und Armbändern, in Diademen und in Ringen, — bei diesen aber auch mit vorsichtiger Zurückhaltung, denn der Bau der Hand ist zu zart, die Bewegung derselben zu vielgestaltig und ausdrucksvoll, als daß sie mit zahlreichen Ringen und schweren, großen Steinen belastet werden dürfte. Edelsteine am Gürtel und am Corset, oder gar über die ganzen Roben verstreut, werden niemals einen anderen Effect, als den der Pracht machen, sie werden sich mit den Farben der Roben fast niemals harmonisch vereinen und mögen nur für Fürstinnen einige Berechtigung haben, bei großen Repräsentationsfesten, wo es mehr gilt, durch königlichen Pomp zu imponiren und zu blenden, als die Wirkung der Persönlichkeit hervortreten zu lassen.

Ganz besonders sollten unsere Damen aber auch wählerisch in der Farbe der Steine sein und dabei nicht nur die jeweilige Toilette, sondern auch ihr Haar und ihren Teint berücksichtigen.

Der Diamant, dieser König der Edelsteine an Preiswerth wie an innerer Leuchtkraft, behauptet auch darin den ersten Rang, daß er für jeden Teint, sowie für jede Toilette paßt, — vom Weiß bis zu den grellsten und tiefsten Farben. Er ist eben die Verkörperung des weißen Lichtstrahles, und die durch Brechung aus seinen spiegelnden Flächen und Winkeln hervorbrechenden Regenbogenfarben sind nur flüchtig den Blick streifende Reflexe, in denen jede Farbe wieder ihre Verwandtschaft findet.

Bei allen anderen Steinen aber sollten die Damen sehr vorsichtig in der Auswahl sein. Brünetten mit rother Grundfarbe in ihrem Teint dürfen keine Steine in gleichem Farbenton tragen, also keine Rubinen, Hyacinthen, Heliotropen und Granaten. Denn, ist das Roth des Steines tiefer als der Teint, so wird derselbe unrein erscheinen, ist es aber heller und durchsichtiger, so wird die Hautfarbe jeden Schmelz verlieren. Für solchen Teint, — der ja unter Umständen sehr schön sein kann, gehören der blaugrüne orientalische Smaragd, der blaue Saphir, der Aquamarin, der Lapislazuli, oder auch Lava und Malachit.

Damen mit dunklem Haar und dem so schönen Teint der Südländerinnen, der jene zarte, gelbliche Färbung zeigt, welche man bei den Bildern der berühmten Schönheiten aus der Familie Bonaparte bewundert, dürfen aus ähnlichen Gründen keine Steine mit gelblicher oder grünlicher Färbung tragen, weil beide den Teint unrein erscheinen lassen, ebensowenig auch besonders zarte Färbungen wie Opale. Auch Perlen, die man ja trotz des verschiedenen Ursprunges mit zu den Edelsteinen als Schmuckgegenstände zählen kann, werden keinem gelblich gefärbten Teint anstehen. Jenen Damen sind besonders die tiefrothen Edelsteine, wie Rubinen und Granaten, zu empfehlen, auch Blau, namentlich in dunklen Nüancen, schadet dem Schmelz des gelblichen Teints nicht.

Am glücklichsten daran sind die zarten Blondinen mit aschfarbenem Haar und lichtweißem Teint, denn sie können die Edelsteine aller Farben tragen; am besten werden ihnen aber die lichtblauen Steine stehen, vor Allem der orientalische Amethyst; aber auch der morgenrothe Hyacinth wird ihnen erlaubt sein, wenn ihr Teint vollkommen makellos ist. Blondinen mit goldrothem Haar aber werden röthlich gefärbte Steine zu meiden haben, denn der Schmelz auch des schönsten, reichsten und schimmerndsten Haares wird stets durch die Lichtfarbe des Edelsteins zurückgedrängt werden.

Wir haben hier nur ganz allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt, glauben aber, daß unsere liebenswürdigen Leserinnen uns Recht geben und finden werden, daß sie selbst schon oft solche Mißbräuche mit dem Schmuck der Edelsteine bemerkt haben. Einwenden möchte man wohl, daß zu einer solchen Auswahl unter den edlen Steinen ein Reichthum nöthig sei, der nicht in Jedermanns Händen liegt und am wenigsten oft in denen der schönsten und anmuthigsten Damen. Gerade diese aber haben auch den Schmuck am wenigsten nöthig, — aber viel kann doch zu geschmackvoller und richtiger Anwendung der Edelsteine auch ohne eine fürstliche Schatzkammer geschehen. Wenn jede Dame sich darüber klar wird, welche Steine gerade für sie am besten passen, so wird sie bei jedem Einkauf, den sie macht, bei jedem Geschenk, das sie von den Eltern oder dem Gemahl erbittet, für die richtige Wahl sorgen und niemals dahin kommen, ihre natürliche Schönheit und Anmuth gerade durch den Schmuck zu vermindern. Auch möchte allen Damen zu rathen sein, daß sie jeden Stein für verschiedenen Gebrauch vorrichten lassen, — z. B. für ein Armband, — für das Mittelschloß einer Halskette, für eine Brosche und für einen Kopfschmuck. Auch dadurch wird selbst bei beschränkteren Mitteln eine größere und geschmackvollere Mannigfaltigkeit in der Verwendung der Edelsteine bei der Toilette erreicht. Die Fürstin Metternich besitzt ein, bei den großen Festen in den Tuilerien viel bewundertes und selbst von der Kaiserin Eugenie beneidetes Diadem, das aus einer Krone von großen Solitairs reinsten Wassers besteht, über deren Jedem sich eine Perle von der seltensten Größe und Schönheit erhebt. Dies Diadem ist so aus einander zu nehmen, daß jeder Stein und jede Perle wieder einzeln oder in anderer Zusammensetzung zum Arm- und Halsschmuck verwendet werden kann. Dadurch erhält dies Diadem, das auf eine Million Gulden geschätzt wird, einen sehr viel höheren Repräsentationswerth. Freilich nimmt die Verwendung von Edelsteinen gegenwärtig durch die vollendete, dem Auge gar nicht bemerkbare Nachahmung derselben mehr und mehr ab, je mehr der zinstragende Werth des Geldes steigt, und wir begreifen in der That nicht, warum eine Dame nicht imitirte Edelsteine tragen soll, da dieselben als Schmuckgegenstand ganz gleichen Werth haben und sich von den echten nur dadurch unterscheiden, daß diese ein zur Schau ausgehängtes Kapital repräsentiren. Thatsächlich findet in Paris der Gebrauch der imitirten Steine gerade in den vornehmsten Kreisen schon lange statt. Die alten französischen Familien besitzen noch ganz außerordentlich werthvollen Familienschmuck, und um diesen vor Unfällen und Verlusten zu behüten, haben sich die meisten vornehmen Damen ihren Schmuck genau imitiren lassen, um diese Nachbildung bei großen Festen mit starkem Gedränge zu tragen. Sollten da nun nicht Verhältnisse eintreten können und eingetreten sein, in denen die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß der imitirte Schmuck dieselben Dienste thut, wie der echte, der jährlich die Zinsen eines großen Vermögens verschlingt? Vielleicht wird noch die Zeit kommen, wo die echten Edelsteine ihren Werth erheblich verringern, da doch nur die Nachfrage den Preis macht und schon jetzt unendlich weniger todtes Kapital in große Schmucksammlungen versenkt wird und versenkt werden kann, als in früheren Zeiten.

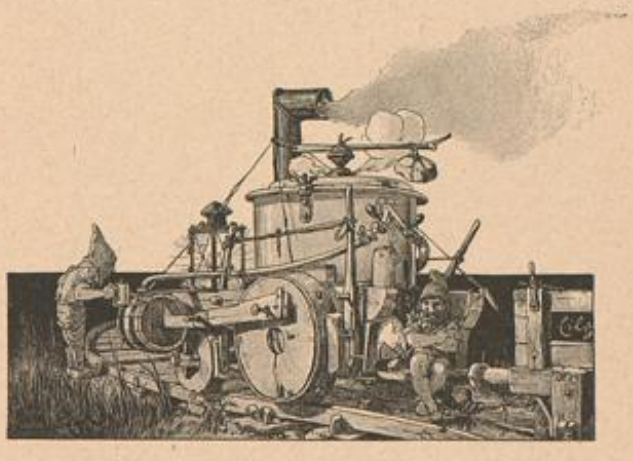
Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Großmutter liest. Nach einer Original-Photographie. Siehe die Abbildung, Seite 105. — Großmutter liest die Predigt des heutigen Sonntags. Alle Anderen sind in der Kirche, aber ihr, der Greisin, gestatten die gelähmten Glieder nicht, das Gotteshaus zu besuchen; sie muß zu Hause bleiben, und das jüngste Enkelkind leistet ihr Gesellschaft. Großmutter hat schon seit langen Jahren die Stimme des Predigers entbehren müssen, doch die alte Bibel, die sie dereinst mit in ihren jungen Hausstand gebracht hat, ersetzt ihr das geistliche Wort. Sie pflegt sich allsonntäglich das Evangelium des Tages vorzulesen, und dann wölbt sich das kleine Stübchen hoch auf zum Kirchendome, und sie selbst glaubt, vor dem Altare zu stehen und ihre eigene Stimme klingt ihr wie die des Geistlichen. Heut' hat sie in ihrem Enkelkindchen auch noch eine andächtige Zuhörerin, die mit großen Augen den Worten von der Urewigkeit der Liebe lauscht, von der die Bibel spricht. Worte, die hehr und feierlich von den Lippen der Greisin tönen; denn in langem Menschenleben hat auch die alte Frau erfahren müssen, daß unser irdisches Dasein ohne die göttliche Liebe nichts ist, als „ein tönend' Erz und eine klingende Schelle" . . .

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.



Höflichkeit auf Reisen. — Was ist Höflichkeit? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Wahre Höflichkeit ist eine unbewußte Aeußerung der Nächstenliebe, sie verhält sich zu jener anerzogenen Höflichkeit der Welt, wie die zart duftende Blüthe zur papierenen Nachahmung. Oft nimmt diese gemüthvolle Höflichkeit, — man verzeihe uns den Ausdruck, — die Formen der anderen an, nie aber täuschen uns auf die Dauer die Redensarten, die Verbeugungen über den Mangel an Gemüthsbildung.

Im brieflichen, im gesellschaftlichen, im Familienverkehr giebt es feststehende Formen der Höflichkeit. Auch auf Reisen? Gewiß! In Pensionen und Hotels findet man internationale gesellschaftliche Formen, aber auf der Eisenbahn begegnet man oft dem directen Gegentheil von Höflichkeit, nämlich rücksichtsloser Ungezogenheit.

„Es kann mir Niemand zumuthen," so denkt vielleicht die eine oder die andere der Leserinnen, „höflich zu sein gegen Leute, die ich nicht kenne, die ich nie in meinem Leben wiedersehe, gegen die ich keine Verpflichtungen habe. Wer wird in einem Eisenbahn-Coupé Höflichkeit verlangen?"

Man ist nicht höflich Anderer wegen, man ist es um seiner selbst willen! Gewiß, man kommt mit Leuten aller möglichen Bildungsklassen zusammen; Jeder ist berechtigt, es sich so behaglich zu machen, wie möglich; oft ist es sehr schwer, Uebergriffe in die eigenen Rechte tactvoll und ruhig zurück zu weisen. Indeß kommt man bei gebildeten Leuten wohl immer zu seinem Ziele. Merkwürdig burschikos sind manchmal die jungen Damen. Rechnet man eine gewisse Reise-Aufregung ab, so kann man trotzdem nicht begreifen, daß sich wohlerzogene Mädchen so unhöflich benehmen können. Hin- und Herlaufen im Coupé, nachlässiges Sitzen auf den Plätzen, launenhaftes Oeffnen und Schließen der Fenster, laute Bemerkungen über Mitreisende, — das alles sind Dinge, die bei unserer heutigen Erziehung nicht vorkommen sollten. Und doch findet sich gerade für eine junge Dame auf Eisenbahnfahrten so leicht Gelegenheit, artig und höflich zu sein. Freilich muß das Tactgefühl sagen, wie weit man gehen darf. Es ist vielleicht eine einzelne Dame, oder ein älterer, kränklicher Herr bei den Mitreisenden: Das Ein- und Aussteigen ist für sie beschwerlich, wir bieten uns an, etwas aus der Restauration zu besorgen; bei Hustenanfällen werden wir unsere Bonbons offeriren. Oder wir haben einige Minuten Aufenthalt in einer düsteren Bahnhofshalle, da sehen wir, wie eine kurzsichtige Dame sich vergebens bemüht, auf einem hoch hängenden Fahrplan die Zeit des Zuganschlusses zu suchen. Warum sollten wir der Dame nicht helfen? Wir haben ja Zeit und gute Augen. So giebt es tausend Gefälligkeiten; suchen wir sie! Liebe deinen Nächsten, — auch auf Reisen!

— m —.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Kleine Blumen, kleine Blätter.

Winke für sommerliche Handarbeiten.

Von Pauline Doubberck.

Theuerste Lizzie!

Dein Wunsch, Dir einmal wieder recht ausführlich über Phantasie- oder Dilettanten-Arbeiten zu berichten, kommt mir gerade recht, denn mein sommerfrischlicher Aufenthalt birgt eine ganze Schar

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schönheits- und thatendurstiger Damen, welche die verschiedensten Arten dieses Beschäftungsbaumes cultiviren und neue Reiser auf alte Stämme setzen. Das giebt nicht nur Anregung, sondern auch, gerade wie die Musik, ein angenehmes Mittel, unter ganz fremden Elementen eine gesellige Zusammengehörigkeit zu schaffen.

Die gepreßten Blümchen auf kalkweißen Tisch- und Gratulations-Kärtchen, die Arrangements auf Sammet, welche der glückliche Empfänger unter Glas bringen muß, will er sie anders vor Staub bewahren, habe ich glücklich aus dem Felde geschlagen, indem ich meine Manier, Pflanzen auf Holz und Thon zu kleben, bekannt gab. Weißt Du übrigens davon?

Ich kam darauf durch die naturalistisch verzierten Majolika-Gefäße und klebte zunächst bunte Blätter auf eine irdene Schale und zwar mehrfach kranzförmig, sodaß gar kein Grund sichtbar blieb und in der Mitte das schönste Blatt prangte. Ich befestigte sie mit sehr dickem Gummi oder mit Fischleim, lackirte stark und wiederholt mit Kopallack und brachte die verschiedensten Randverzierungen an, als gespaltene und ausgehöhlte Baumzweiglein, gebrannte oder vergoldete Kaffeebohnen, Buchnüsse ꝛc. Später überzog ich die bekannten Blechdeckel entweder mit Deckfarben oder in Perlmuttertönen und brachte ein Halbrund aus gepreßten Farnen und Blumen, auch wohl einen gemalten Schmetterling hinein. Goldgrund sieht etwas gröber aus. Man darf ihn nur wählen für sehr dunkle Blätter oder solche, deren Töne durch Wasserfarben erhöht wurden (was sie ganz gut vertragen, wenn sie aufgeklebt sind). Figuren aus silbergrauen Weidenblättern auf einem königsblauen, fein geglätteten Oelfarbengrunde schmücken erfolgreich größere Thonvasen.

Nunmehr komme ich zu meiner neuesten Erfindung, welche leider einen großen Fehler in meinen Augen hat: Die Ausführung ist etwas mühsam und nicht an einem Tage zu machen. Deshalb paßt sie für Dich, Du Engel der Geduld, und ich würde entzückt sein, sie in Deiner sauberen Manier zu erblicken.

Also:

Ich preßte Blätter, sorgfältig ihre Grundform erhaltend, und gruppirte sie mit Malerei verbunden, flach-symmetrisch. Ich legte sie zum Kreise auf dunklen oder hellen Grund, unterbrach Flächen durch kleine Friese, welche auf andersfarbenem Grunde feinere Blattformen enthielten, gab hier einem Viereck Inhalt durch Aufkleben eines schönen Blattes und gebrauchte fleißig Zirkel, Reißfeder und Lineal, damit auch mathematisch Alles wohl am Platze sei. Meine Freude war groß, als sich meine Hoffnung, daß diese Arbeit polirbar sei, bestätigte. Man hat nur nöthig, allzu dicke und allzu dünne Blätter zu vermeiden, sowie harte Stiele und dicke Blattrippen zu entfernen. Es ist auch nöthig, die fertige Arbeit vor der Politur mit Lack-Ueberzug zu versehen und hübsch zu trocknen, ehe man sie auf die Reise schickt.

Da dies „Fournier" aber ein sehr zartes ist, so empfiehlt es sich, Blätter unter Politur nur für Dinge zu wählen, welche keinem Drucke und keiner Reibung ausgesetzt sind.

Als Lampenteller z. B. sind sie gänzlich unpractisch, aber für Schränkchen, Etageren und Ziertischchen höchst originell. Man kann auf diese Weise Blättern, welche an theuren Orten wuchsen, ein langes Dasein verschaffen. Jedenfalls aber muß man, ehe man diese immerhin theure Arbeit macht, eine genügende Uebung im Aufkleben und Arrangiren der Pflanzentheile haben und sich eine ganze Weile mit lackirten Sachen begnügen.

Damit die Blättchen sich recht gut von dem gefärbten Holzgrunde abheben, ist es vortheilhaft, die Farbe nach dem Aufkleben (welchem natürlich immer ein Aufzeichnen vorangehen muß) aufzusetzen und zwar so, daß ein winziger Rand des Naturgrundes neben den Blättern stehen bleibt.

Blumen darf man wohl unter Lack verwenden, auch hier und da Pflanzentheile über einander legen; für Politur aber eignen sich nur Blätter, die vollkommen papierglatt gepreßt sind, ebenso vollkommen dem Holze flach aufliegen und aufgepreßt sein müssen.

Der hier abgebildete, nur mit Blättern verzierte Kasten mißt 17½ Cent. Länge, 11½ Cent. Tiefe und 6 Cent. Höhe. Außer Ahorn- und

Weidenblättern kamen Klee- und Petersilienblätter zur Verwendung; die verbindenden Stiele sind gemalt.

Die Formen der Natur sind so reich und mannigfaltig, daß die begleitende und ergänzende Malerei nur gering zu sein braucht, um ein hübsches Ganzes zu schaffen, ein Umstand, der diese Arbeit auch für jüngere Mädchen geeignet macht, welche „der Kunst" noch fern stehen. Sie werden spielend für ornamentales Zeichnen vorbereitet.

Meine Studienmappen solltest Du sehen, Lizzie: solch' eine Ausbeute! Es reizte mich besonders, die zarten Blümchen aus Feld und Au' in allen möglichen Entwickelungsstadien auf je einem Blatte zu malen und, — da mir weißer Papier-Untergrund unleidlich ist, — außer den allmälig undeutlich verklingenden Motivwiederholungen leicht passende und wechselnde Farbentöne darum und daneben zu setzen. Man kann sie in Wasserfarben ja so leicht und spielend verschmelzen. Das gab stets ein eigenthümlich reizvolles Ensemble, welches mir würdig schien, auf Porzellan übertragen zu werden.

So entstanden meine Studientäßchen, die Du copiren oder frei nachahmen mußt, — mußt! Schätzchen. Ich habe vor Vergnügen im Zimmer umher getanzt, als ich die erste aus dem Brande zurückerhielt, — alte Frau, die ich eigentlich schon bin.

Laß' Dir beschreiben. Also: Bestes Porzellan, allerbestes sogar, welches ich von meinem Brenner kaufte. Ich thue das immer, ungeachtet der kleinen Mehrausgabe, die sich reichlich belohnt. Dann behandelte ich mein Thema, diesmal Gänse- oder Marienblümchen, — in der angedeuteten Weise, die zarten Mitteltöne aus Grün und Rosenpurpur gemischt, eine unvergleichliche Mischung in Porzellanfarben, auch für fernliegende Blätter und den behutsam abgestimmten Grund anwendbar, welcher hier röthlicher, dort grüner, hier grauer erscheinen muß. Die Blumenstielchen scheinen bei der Obertasse an ihrer Basis emporzuwachsen; bei dem Schälchen sieht man scheinbar auf die Blumenköpfchen und Blätter herunter, von denen natürlich die dem Auge näher gedachten Gruppen stärker hervorgehoben werden.

Wenn Du nun (hoffentlich bewundernd!) das Obertäßchen emporhebst, so blickt Dir aus dem kleinen Rund, welches es bedeckte, das Bild unseres Jungen entgegen, Hampelmännchen im nackten Arm. Die kleinen Blüthen und Blätter umrahmen es freundlich, ohne von einem Goldrand unterstützt zu sein, denn Gold ist an meinen Studientäßchen verpönt. Der Henkel ist schwarz.

Eine hiesige Dame ließ eine Photographie ihrer Tochter in Waldenburg in Schlesien auf eine Untertasse übertragen und brachte meine Marienblümchen, in zu dem Bilde passenden Farbentönen, auf das Porzellan. Auch nicht übel, jedoch wohl mehr für Vasen geeignet.

Weiße Blüthen sehen am schönsten auf feinem Porzellan aus, da erstens der kostbare Untergrund unbedeckt mitwirken kann und zweitens die Eigenart der Porzellanfarben für weiße Blumen die reichste und natürlichste Schattirung und Modellirung gestattet. Da mischen sich Gelb und Grau, Grau und Blau, Grün mit Rosenpurpur und Pompadourroth, während die Möglichkeit z. B. in Roth etwas Künstlerisches zu schaffen, für uns Dilettanten allzuviel Schwierigkeiten macht.

Doch nun genug für heute. Es ist doch sonderbar, daß meine Briefe an Dich so oft von Farbe triefen. „Die reine Fachfimpelei" spottet mein theurer Gatte, der mir schon lange über die Schulter gesehen. Nun, weiß' das Herz voll ist ꝛc. ꝛc.

In alter Liebe

Deine Plaudertasche.

*

Kleine Rathschläge. — Ausgesteinte Glaskirschen, Nattkirschen oder Amarellen werden mit gutem Weinessig übergossen, sodaß sie von diesem bedeckt sind und bleiben vierundzwanzig Stunden stehen. Nun läßt man den Essig durch ein Sieb ablaufen, mischt das Obst, — je auf 1 Kilo Frucht 1 Kilo feingesiebten Zucker rechnend, — mit Letzterem und füllt es in Gläser, welche man luftdicht verschließt. In gleicher Art können geschälte und entsteinte Pflaumen eingemacht werden.

— Cognac-Kirschen. Man wählt zu diesen im Sommer die edelsten Sorten aus, Schatten-Morellen oder ganz große Glaskirschen, ebenso beste Natte. Die einzelnen Früchte werden vorsichtig abgewischt, der Stiel gleichmäßig gekürzt, so daß er ungefähr 1 Cent. lang bleibt; dann packt man die Kirschen in Gläser, die entweder einen eingeschliffenen Glasstöpsel haben, oder sonst hermetisch verschlossen sind, und übergießt sie mit Cognac. Es ist der feste Verschluß unbedingt nöthig, da sich der Sprit sonst verflüchtigt und die Kirschen vertrocknen. Hat man diese Kirschen, deren Bereitung sich sehr empfiehlt, vorräthig, so braucht man sie nur abtropfen zu lassen, einzeln auf ein feines Holzspeilchen oder eine Spicknadel gesteckt, schnell in fondant zu tauchen, mit dem sie sich ganz überziehen, und sie auf einer mit etwas feinem Salatöl eingeriebenen Platte zu trocknen. Einzeln, in kleine Papierhülsen gelegt, gehören die so zubereiteten Früchte zu dem gesuchtesten Confect. — Es sei hier noch bemerkt, daß eingemachte Ananasstückchen, in gleicher Weise mit fondant überzogen, ebenfalls zu den ausgesuchten Delicatessen gehören.

— Ein sehr geschätztes, leicht bereitetes Dessert sind Glaskirschen, die au bain Marie eingemacht, abgetropft, in kleine runde Papierkästchen gelegt werden. Man bestreut sie dick mit Zucker beträufelt sie mit etwas „Kirschwasser", füllt dick geschlagene Sahne darüber und läßt die Kästchen vor dem Anrichten etwa eine halbe Stunde auf Eis stehen, so daß die Sahne erstarrt. — Im Sommer nimmt man frische Kirschen, entsteint sie und läßt sie, gut eingezuckert, verdeckt einige Stunden stehen, dann verfährt man wie mit den eingemachten.

— Quitten-Käse. Reife Quitten werden geschält, entkernt, in Stücke geschnitten, in Wasser weich gekocht und durch ein feines Sieb geschlagen. Auf je 1 Kilo dieses gewonnenen Quitten-Markes rechnet man 1 Kilo Zucker; beides läßt man in einer Kasserole unter beständigem Rühren auf gelindem Feuer kurz einkochen, sodaß die Masse ganz steif wird, mischt dann das zu Schnee geschlagene Weiße von 12 Eiern hinzu, füllt sie in runde, etwa 8 Cent. hohe Papier-Kapseln und läßt diese einige Tage im Trockenofen stehen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Quitten-Käse die genügende Festigkeit erlangt haben; man befeuchtet nun das Papier mit einem Schwamme, löst den Inhalt heraus und läßt ihn im Ofen noch ein paar Stunden vollkommen trocknen.

— Tomaten. Von Tomaten bereitet man einen vorzüglichen Salat auf folgende Weise. Einen Salatnapf reibt man leicht mit einem Stückchen Knoblauch aus, giebt 2 Eßlöffel feines Oel, 1 Theelöffel Estragon-Essig, 1 Theelöffel Anchovis-Essenz, 1 Theelöffel fein gewiegte Capern, 1 Theelöffel eben solcher feiner Kräuter, ½ Theelöffel englischen Senf, Salz, Pfeffer und etwas Rothwein hinein, rührt diese Sauce wohl zusammen und fügt zuletzt die geschnittenen, geschälten und entkernten Tomaten hinzu. Der Salat muß einige Stunden vor dem Gebrauche bereitet werden, sodaß die Früchte gut von der Sauce durchzogen sind.

E. K.

Hieronymus Karl Friedrich Freiherr von Münchhausen.
Von Vincent St. Lerche. — Siehe Seite 108.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Sechsgespann. — Möchte ein Kundiger wohl die Güte haben mitzutheilen, wie es sich eigentlich mit den sogenannten „Unsterblichen", einem Sechsgespann, ich glaube Isabellen, im Königl. Marstall zu Hannover, verhält, und wann die ersten Pferde eingestellt worden sind?

L. v. P., Schloß G.

Vertilgung von Maulwurfsgrillen. — Im Garten zeigen sich zahlreiche Maulwurfsgrillen. Wie kann man die jungen Gemüse und Blumenpflanzen dagegen schützen und die häßlichen Larven vertilgen? J. A. in G. bei D.

Kennzeichen der Leinewand. — Giebt es ein sicheres Kennzeichen, um die Verfälschung von Leinewand durch Baumwolle sicher zu erkennen?

Junge Braut in Berlin.

Petroleumbrand. — Womit kann man einen durch Petroleum entstandenen Brand am besten löschen? Wasser nützt in solchen Fällen bekanntermaßen wenig.

Aengstliche Hausfrau in Stendal.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Puten (72). — Ich mäste Puten seit Jahren mit ausgezeichnetem Erfolge und bin gern bereit, der geehrten Fragestellerin meine Methode mitzutheilen. Ich verwende Kukuruz (Mais), der in lauwarmem Wasser eingeweicht und nach Verlauf von 24 Stunden kurze Zeit aufgekocht wird. Wenn die Masse gut ausgekühlt ist, füttere oder vielmehr stopfe ich damit die Puten, indem ich den kleinen ¼, den großen ½ Liter abgemessen zukommen lasse. Diese Mahlzeit reicht vollständig für einen Tag aus; doch darf es den Thieren nie an Milch zum Trinken fehlen. Ich halte die Puten nicht in einem dunklen Raume, sondern in einem luftigen Hühnerstall mit starken Stangen, auf denen sie sitzen können, und sorge stets für die größte Reinlichkeit. Bei diesem Verfahren werden die Puten in vier bis fünf Wochen prachtvoll fett und wohlschmeckend. Will man nicht stopfen, so muß man gut und reichlich mit Mais und Gerste füttern und den Thieren gekochte und zerdrückte Kartoffeln geben, die mit Buchweizen-, Gersten- oder Bohnenmehl zu einem Teige angerührt sind. Wird die Masse mit Milch statt mit Wasser zubereitet, so fördert man dadurch die Mast in hohem Grade. Für frisches Wasser, Sand und Grünfutter muß stets genügend gesorgt werden.

Mathilde D., Postmeistersgattin in J.

Makartsträuße zu reinigen (72). — Das folgende einfache und zweckmäßige Verfahren, Makartsträuße zu reinigen, habe ich mehrmals selbst erprobt. Man bereitet aus weißer Seife, etwas Soda und warmem Wasser eine Seifenlauge, in welcher man das Bouquet oder besser noch die einzelnen Gräser und Wedel mehrmals hin und herschwenkt. Das Wasser, das anfangs schnell schmutzig wird, muß oft erneuert werden. Auch beim Spülen ist wiederholter Wasserwechsel nothwendig. Die Pampaswedel drücke ich zwischen Tüchern vorsichtig aus und lockere sie durch häufiges Schütteln. Dann hänge ich den Strauß, resp. die einzelnen Theile, auf Schnüre gezogen, an einer sonnigen Stelle frei auf; wenn sie an einem Tage nicht trocken werden, bringe ich sie am nächsten Morgen nochmals an die Luft, bis die Gräser locker und die Wedel glänzend weiß und dicht sind. Auch kann man sie zum vollständigen Nachtrocknen über Nacht in der Nähe eines Ofens aufhängen.

Toni in L., Rheinland.

Bekleidung einer Tischplatte (80). — Die Frage bezüglich des Beziehens von Tischen mit Wachstuch kann ich als Fachmann dahin beantworten, daß die betreffende Dame gut thut, einen Tischler damit zu beauftragen. Ist der Tisch viereckig und der Rand der Platte ganz glatt, so kann der Stoff (amerikanisches Möbelleder) einfach übergenagelt und an den Kanten mit einer Leiste vom Holze des Tisches verdeckt werden. Hat der Tisch eine Kehlung oder ist derselbe rund oder oval, so ist es besser, auf die Platte einen circa 5 Cent. breiten und 2 Millimeter starken Holzfries leimen, und das Ledertuch, nur an den Kanten geleimt, einlegen zu lassen.

H. Wieler in Bremen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 15. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 2. August 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Das Gut im Monde.

Novelle von Marie von Olfers.

(Fortsetzung.)

Britta lockte den Hund an sich.

„Du kommst mit," sagte sie, „Du gehörst mir, und was solltest Du hier anfangen ohne Troll! — Vater, Du bist Schuld! Du ganz allein! Du treibst mich fort!"

Sie rang stumm die Hände, zog den Mantel zusammen und wanderte mit der Hexe hinaus.

Die Wächterhunde umschnoberten sie und ließen sie ziehen. Der alte Wächter schlief, sicher, daß sie bei jeder Gefahr anschlagen würden.

Sie wanderte durch die Heide; ihre Aufregung ließ keine Angst aufkommen.

Wie dürr, wie braun Alles. Der Sturm sauste in den Wipfeln.

So hatte sich ihr friedliches Leben auch verwandelt.

Einen Augenblick sehnte sie sich danach, ausgelöscht zu sein, nichts zu wissen, nichts zu fühlen; dann trat wieder Servaz vor ihre Seele. Nein, sie liebte selbst diesen Schmerz um ihn!

Es war kein weiter Weg, die Güter grenzten nahe aneinander. Hie und da schimmerte Licht in den Hütten. Plötzlich jagte Troll mit einem Jubelgebell auf sie zu. Alle Hunde schlugen an, bis in die entferntesten Gehöfte.

Servaz, der jetzt viel schlaflose Nächte hatte, saß noch und rechnete wohl zum zwanzigsten Male eine Rechnung, die nicht stimmen wollte, durch, und wenn sie stimmte, war es nicht besser. Die Einnahmen deckten nie die Ausgaben.

Britta war draußen im Garten. Sie hatte allen Muth verloren, sie fror, ihr wurde etwas klar von dem, was sie mit dem Schritte that.

Die Leute im Hause würden wach werden, zusammen laufen; aber desto besser, ihr war jetzt Alles einerlei.

Sie hatte Recht, da kamen sie schon mit Laternen, unter ihnen Servaz, Troll's stürmischem Bellen folgend; die Hexe war bei ihm.

Britta suchte sich aufzuraffen, es ging nicht; gehen konnte sie keinen Schritt mehr. Eine Anwandlung von Ohnmacht fesselte sie. Es war zu viel gewesen.

Als sie Servaz fand, wußte sie von nichts. Er trug sie hinauf, er war außer sich. Die Leute tuschelten mit einander; wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch das Dorf.

Am frühen Morgen brachte sie die Botenfrau nach Saatwinkel.

Die alte Barbara schwamm in Thränen, Niemand wagte, es dem Herrn, der auf dem Felde war, zu sagen; durch Tim erfuhr er es.

„Er wird das arme Kind todtschlagen!" wiederholte Barbara.

Hans nahm es aber ganz anders, als sie dachten; er antwortete Tim: „Nun, da wären wir ja mit ihr fertig! Mag sie nun liegen, wie sie sich gebettet hat, ich rühre keinen Finger mehr."

In der Abendstunde ging er hinauf in ihr Zimmer, fand die Briefe der Mutter, las sie und zerriß sie in tausend Stücke. Er mußte sich setzen; sein Auge wanderte über die zerzauste Heide; durch die zerrissenen grauen Wolken zogen Krähenschwärme.

„Und ich dachte, sie hätte mich lieb, wäre glücklich!" wiederholte er ein paar Mal.

Tim fand ihn merkwürdig gefaßt.

Geh' hinüber, Tim," sagte er, „ich will sie nicht hindern, sich zu heirathen, aber was mein sauer erworbenes Vermögen betrifft, davon werf' ich nicht einen Heller in diesen Abgrund. Sag' ihnen das, — auch daß ich sie nicht wiedersehen will, — für die ersten Jahre nicht, — sag' lieber gar nichts. Was soll ich bei ihnen? Was wollen sie bei mir?"

Tim erschien bei Servaz.

„Du wirst nicht denken, daß ich Britta zu diesem Schritte verleitete, Tim, aber da er geschehen ist, begreifst Du, daß ich die Geliebte nie wieder von mir lassen kann."

„Ihr sollt ja nicht mehr getrennt werden, Servaz. Britta ist Dein, ihr Vater läßt es durch mich sagen. Er zürnt, wie Du Dir denken kannst, — er enterbt sie."

„Mag er sein leidiges Geld behalten, — hab' ich je danach gefragt?" fuhr Servaz auf.

Seemannsscherze. Von C. Seeber. — Siehe Seite 120.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Nun, es ist doch schlimm! Du wirst es in nächster Zeit brauchen; wenn nicht für Dich, für sie."

„Britta denkt wie ich; haben wir nicht eine Heimath, was braucht man mehr?"

„Wie lange aber; es steht nicht gut hier, Servaz."

„Jetzt wird es besser werden. Jetzt hab' ich Muth, mein Herz ist so voll Freude über die Geliebte, — ich kann nicht kleinmüthig sein. Komm', wir wollen ihr sagen, daß der Vater nichts gegen unsere Ehe hat."

„Was sollte er auch jetzt Vernünftigeres thun, Servaz. Aber er will Euch nicht sehen."

„Sein einziges Kind nicht sehen!? Das glaub' ich nicht! Der Zorn hält nicht vor, wir werden ihn uns wiedergewinnen . . ."

Britta weinte bitterlich, als ihr Tim sagte, wie er den Vater bei den Briefen der Mutter gefunden. „Es wird eine traurige Hochzeit," sagte sie, „ohne des Vaters Segen, aber Du, Mutter, Du siehst vom Himmel herab und verstehst Dein armes Kind! Tröste den Vater, Du kannst es weit besser als ich; Tim, Du wirst ihm ein Sohn sein, da er Servaz nicht annehmen will."

In der kleinen Kirche wurden sie still getraut. Britta war bis zu dem Tage bei der Tochter der alten Barbara gewesen.

Die Leute aus dem Dorfe sahen die Braut scheu und verwundert an; hatte sie doch für eine der reichsten Erbinnen der Umgegend gegolten, und nun opferte sie dies Alles, all' das gute Geld, denn sie kannten Hans Saatwinkel genug, um zu wissen, daß er nicht einen Groschen geben würde.

Servaz hatte alle Noth vergessen. Er lag selig mit Britta im Walde, wo die Sonnenstrahlen mit letzter Gluth über das rothe Heidekraut strichen. „Wenn ich Dich habe, Geliebte," wiederholte er immer, „frag' ich nichts nach anderem Reichthum! . ."

Eine Fülle glühender Liebeslieder strömte ihm zu, er fühlte sich wie neugeboren. Er lebte auf seinem Gute im Monde. Tim brachte ihn etwas unsanft zur Erde nieder, zeigte ihm den verworrenen Knäuel seiner Angelegenheiten, selbst für einen practischen Kopf eine schwere Aufgabe. Stopfte man an einer Seite die Löcher zu, gingen sie an der anderen wieder auf.

Britta fand sich besser zurecht. Trotz ihrer Schwärmerei hatte sie eine sehr reale Seite vom Vater geerbt; auch war sie auf dem Lande zu Hause.

Schon nach ein paar Wochen ging Alles, was sie anbetraf, in gutem Geleis. Eine Frau mag aber noch so viel sparen, in der Landwirthschaft ist, was sie erwirbt, nur wie ein Tropfen gegen die Massen, mit denen der Mann rechnet.

Wenn man, wie Servaz, mehr ausgegeben, als man hat, kommt man ohne außerordentliche Glücksfälle nie wieder zurecht. Man beginnt, gegenüber großen Forderungen, kleine Gewinne gering zu schätzen und vergißt, daß die größten Vermögen meist auf kleinem Gewinn gegründet sind.

Das nächste Jahr kam ein derbes Bübchen; sie tauften es Hans und hofften, den Vater damit herzulocken; aber er blieb hart.

„Geh' Du, wenn Du es nicht lassen kannst," sagte er zu Tim, „ich kann die Bettelwirthschaft und mein Kind mitten darin nicht ansehen. Auf allen Zäunen schreien die Spatzen schon das Ende aus, und er merkt nichts! Wenn er nicht schlecht ist, so ist er mir zu dumm. Für so Einen hab' ich nichts übrig, weder im Herzen noch im Beutel."

So hielt Tim den rosigen, kleinen Burschen, der aussah wie die sieben fetten Jahre der Bibel, über die Taufe. Britta blühte selbst wie eine Rose.

Alles war Wonne und Seligkeit. Abends, wenn sie auf der Veranda saßen, die mit Wein überhangen, weit über Wiese und Wald fort sah bis an das Meer, sagte die junge Frau:

„Sähe der Vater nur einmal, wie vergnügt wir sind, wie glücklich Du mich machst, Servaz; nur eins fehlt uns, er selbst."

Im nächsten Jahre gab es wieder Taufe. Diesmal ein Dirnchen, sie nannten es Dorothee, nach der Mutter. Sie baten den Vater nicht, sie wußten, er würde doch nicht kommen, und Britta weinte bittere Thränen, als sie ihrem Kinde den Namen der Mutter gab.

Bei der dritten Taufe, diesmal Zwillinge, hatte sie schon viele Thränen im Stillen geweint. Sie hätte nicht ihres Vaters Kind sein müssen, um nicht zu sehen, daß es mit ihnen bergab ging.

Die alte Barbara war zu ihr herüber gezogen, als ihr Knabe auf die Welt kommen sollte. Hans sagte, er wäre froh, sie los zu sein; er wolle keine Erinnerung, weder an die Tochter noch an die Mutter.

Mit der treuen Dienerin, die sie als Kind auf dem Arme getragen, konnte Britta Manches besprechen. Tim kam nur selten; er sah, daß Servaz einen Weg eingeschlagen, auf dem er nicht folgen und wo er nichts mehr helfen konnte.

Im letzten Jahre wurde noch ein liebliches Kindchen, die kleine Lisi, geboren.

Ein Haus voll Kinder, frische lustige Kinder, kann unmöglich trüb' und finster sein. Wenn man dies zwitschernde Spatzennest von fern hörte, von nahe sah, wurde Einem vergnügt zu Muthe.

Hans hatte nichts davon wissen wollen, ihm war es ein Greuel, ein Leichtsinn sonder Gleichen, dabei froh zu sein. Einmal, als er ein Buchweizenfeld im Wald untersuchen ging, — Britta war jetzt acht Jahre verheirathet, — fand er ein derbes Bürschchen dort, bemüht, eine große Bulldogge am Halsbande zurückzureißen. Er erkannte natürlich gleich die Hexe und die Hexe ihn.

Achtlos, was aus ihrem Führer wurde, riß sie sich los und stürzte sich auf ihren alten Herrn, ihm die Hände leckend, außer sich vor Freude. Servaz hatte sie heute an die Kette gelegt, weil sie immer wieder nach Saatwinkel lief, natürlich gefolgt von Troll, — es gab zu gute Bissen dort, — den kleinen Sohn dauerte das Thier, er machte die Dogge los, und Britta erlaubte einen Spaziergang an der Leine im Garten. Natürlich gelang das schlecht, denn fort stürmte der Hund die Straße entlang, dem Walde zu.

Ohne daß er es sich recht gestand, that Hans Saatwinkel die Liebkosung der Hexe wohl. „Hunde," sagte er, „sind besser als die Menschen."

Der Junge aber, der in den Staub gerollt war, erhob sich empört und griff wieder nach der Dogge. Er kannte seinen Großvater nicht, wenngleich ihm die Mutter oft von ihm erzählte, wie gut sie es bei ihm gehabt, wie schön es dort wäre.

Hans wußte natürlich gleich, wen er vor sich hatte. Der stramme Bursche gefiel ihm.

„Der Hund war früher mein," sagte er, „wenn ich nicht rufe ‚Geh', so zwingst Du Knirps die Bestie nicht."

„Das wollen wir doch sehen!" rief empört der kleine Hans und zerrte an der Hexe, bis er und sie, Beide in einem Knäuel am Boden lagen.

Vater Hans lachte. „Laß' sie doch laufen; du bist ja eine verteufelt muthige kleine Kröte!"

„Ich lass' nicht los!" schrie der Junge zornig. „Ich muß für die Hexe stehen. Als ich sie von der Kette befreite, versprach ich der Mutter, sie zurückzubringen." Er hatte sie damit fest im Halsbande und zerrte sie heimwärts.

„Da hast Du Recht," sagte Hans Saatwinkel, „was man verspricht, muß man halten." Er ging ein Stück mit, und dann rief er:

„Geh', Hexe!"

Das Thier setzte sich heimwärts in Galopp, und der kleine Hans galoppirte mit wehenden Haaren hinterher.

Schmunzelnd sah der Alte dem Paare nach.

„Würde der hier erzogen, könnte ein ganzer Kerl aus ihm werden, aber so, — wisch' es Dir aus den Gedanken, Hans, von dort kann nie etwas Gutes für Dich kommen."

7.

Immer tiefer sank Dornbusch, und was schlimmer war, Servaz kam immer mehr aus dem Gleichgewicht, ein Hinkender sucht sich zu halten, wo es geht. Wie es in solchen Fällen immer geschieht, sammelten sich schon die Geier, die sich in die Beute theilen wollten.

Dickkopf stand natürlich oben an. Auf listige Weise wußte er sich Servaz zu nähern, erst sein Mitleid erregend. Von der Seite war er immer zu gewinnen. Die Dickköpfe heulten im Verein mit ihrer Mutter, sie hatten kein Unterkommen.

Eines schönen Tages erschien die ganze Familie wieder auf Dornbusch; nur für ein Weilchen, bis er eine Stelle hat, erklärte Servaz, aber aus dem Weilchen wurde ein Jahr. Er war der Einzige, der doch immer noch Geld schaffte. Geld hieß eine Weile Ruhe.

Britta warnte und klagte. Oftmals aber verstummte sie vor Servaz' sorgenschwerem Antlitz. Er war nicht mehr derselbe. Düster, in sich gekehrt, konnte er nur auf Augenblicke seine sonnige Lustigkeit wiedergewinnen. Nie mehr sah er seine Muse oder das Gut im Monde.

Britta rieth, Tim zu Hülfe zu holen, aber er wies sie rauh ab.

„Mit denen hab' ich nichts mehr zu theilen, sie verachten mich, wer weiß wie bald Du es auch thust."

Sie fiel ihm dann mit Thränen und Liebesversicherungen um den Hals und sagte: „Nie, nie werd' ich das thun, ich kenne Dich besser, ich weiß, was Du werth bist!"

Tim bat für die Familie bei Hans, aber der wollte nichts hören.

„Es ist mir ganz recht, wenn Britta die Bitternisse solcher Lage kostet, sie soll sehen, was es heißt, so Einen heirathen! Von fern sieht es ganz anders aus, als in der Nähe. Laß Du auch die Hand davon, wenn Du es nicht mit mir verderben willst. Dein gutes Geld ist so wie so verloren."

Schon das nächste Jahr brachte für Dornbusch das Ende. Es stürzte zusammen wie ein morsches Gebäude. Raubgieriges Gesindel erschien, Gesichter, bei denen Einem für die Menschheit bange werden konnte.

Britta saß mit den Kindern in eine Ecke gedrückt, sie wäre fortgegangen, aber wohin?

Wie die Leute feilschten um jedes Stück und Keiner dem Anderen etwas gönnte, mit welchem Undank sie Servaz' Gutmüthigkeit lohnten.

Dickkopf, den er krank verpflegt, trat hochmüthig mit großen, leider berechtigten Ansprüchen hervor. Das Netz zog sich zusammen, welches er jahrelang gesponnen.

Ihm blieb Dornbusch.

Wie sich alles sofort von ihnen abwandte, um kriechend dem neuen Herrn zu dienen. Servaz ekelte die Sache an, am liebsten hätte er ihnen Alles vor die Füße geworfen und wäre mit seinem Stock ausgezogen in die weite Welt, — aber Britta, — die Kinder!

„Bei Tim hättest Du es besser gehabt," sagte er bitter, „ich habe Dein Leben verdorben."

„Nein! nein!" schluchzte sie, „unsere Liebe ist mein Leben, und die ist nur gewachsen in der Noth.

„Der Vater will Dich nehmen, Dich und die Kinder, sagte es Dir Tim nicht?"

„Und Du?"

„Ich, was ist an mir gelegen?„

„Ohne Dich geh' ich nicht; lass' uns lieber Alle zusammen bleiben, ich kann arbeiten."

„Arbeiten! als ob das genügte, habe ich nicht gearbeitet?"

„Zu spät, auf falschem Felde."

„Ich bin verloren, gieb mich auf, rette Dich."

„Ohne Dich nie, nie, Servaz."

Am nächsten Tage rüstete sie Alles zur Abreise. Wie sie all' die lieben Stellen zum letzten Male mit einander sahen; im Walde die Schlucht mit den Eichen, wo sie den Hochzeitstag zugebracht, ihr Herz voll Muth und Freude.

„Könnt' ich noch einmal wieder beginnen, Britta."

„Hier nicht, Servaz, hier würde es dasselbe sein."

Jedes Kind nahm Abschied von seinem Liebling, das zahme Lämmchen blökte ihnen nach. Der kleine Hans erwürgte Troll und die Hexe fast vor Zärtlichkeit, sie sollten nach Saatwinkel, solche Fresser konnten sie jetzt nicht brauchen.

Hans Saatwinkel schickte Tim noch einmal herüber, ließ anbieten, er wolle Hansi nehmen, aus dem Aeltesten wolle er seinen Erben machen, wenn ihn die Eltern ihm ganz überließen, aber der Junge klammerte sich an Mutter und Vater.

„Wir bleiben zusammen, Tim," sagte Britta, „das ist das einzige Glück, das wir aus diesem Elend retten."

„Es ist hirnverbrannt, wie Alles, was sie thun!" erklärte Hans Saatwinkel empört.

Tim hatte ein kleines, baufälliges Häuschen auf seinem Gut, es genügte zum Unterkommen, das war alle Hülfe, die Servaz von ihm annahm.

„Geld kann ich Dir nicht zurückzahlen, — Gott sei Dank, daß Du aus dem Gut noch Deine Hypothek gerettet hast!"

„Du wirst wieder dichten, Servaz — Geld verdienen —"

„Auf Geld rechnen hab' ich verlernt, Tim. Ich hab' das Geld immer verachtet, nun rächt es sich an mir. Kannst Du nicht einen Schreiber brauchen? Früher lobte man meine Hand. Die kleinste Arbeit der Art wäre mir lieber, um mein Brod zu verdienen."

„Gewiß, Servaz, wenn Du Dich dazu erniedrigen willst."

„Erniedrigen! Es scheint mir für Einen, der am Ruin steht, ein hoher Posten."

Am nächsten Tage richtete sich die Familie in dem elenden Hause ein. Tim war sehr unglücklich, daß sie nicht zu ihm auf das Schloß zogen.

„Laß ihn nur," sagte Britta, „wir sind gesund, wir werden schon durchkommen."

Das Landhaus, in dem Tim wohnte, war ein schöner alter Bau, wie in Dornbusch, mit großer Veranda, auch sie hatte die Aussicht auf das Meer. Als es Britta und die Kinder zum ersten Male wieder sahen, jauchzten sie vor Freude.

Servaz war dabei, er schwieg. Britta aber sagte: „Wenn ich mich drüben müde gesorgt und gewirthschaftet habe, komm' ich hierher zu einem frischen Athemzug."

„So oft Ihr wollt," antwortete Tim erfreut; „dagegen kannst Du doch nichts haben, Servaz? das ist eine Erquickung, die Keinem einen rothen Heller kostet."

So saß sie mit den Kindern fast alle Abende dort. Servaz kam nie. „Ich habe keine Zeit," sagte er, „und wenn die Arbeitsstunden vorüber sind, muß ich hinaus in Feld und Wald. Ich fürchte so wie so, Tim duldet mich bei seinen Rechnereien nur, ich mache nichts als Noth und Verwirrung. Sag' es nur offen, Tim, ich bin unbrauchbar."

Der Freund wollte es nicht Wort haben, „Du wirst Dich einarbeiten," sagte er. „Du müßtest Dir nur mehr Muße gönnen, mit uns fröhlich sein. Schreibe etwas Anderes, dichte auch, das bringt Geld."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich kann das nicht mehr," sagte Servaz muthlos.

Er sah die Kinder, wenn er von seinen ruhelosen Streifereien nach Hause kam, vergnüglich auf dem Balcon sitzen; sie hatten eine wahre Leidenschaft für Tim, der ihnen tausend kleine Freuden bereitete. Britta machte sich nützlich durch allerlei kleine Verbesserungen, Verschönerungen, wie sie nur einer Frau einfallen. Alle schienen befriedigt, glücklich, er allein der Ausgestoßene. Der Engel mit dem feurigen Schwert, sein Gewissen, stand davor. Hansi wußte bald besser Bescheid, als sein Vater in der Landwirthschaft, konnte genau herzählen, wie viel Vieh auf dem Hofe, wie viel Fuder in der Scheune, was und wie bestellt wurde. Er war der genaue Abklatsch seines Großvaters. Britta und Tim bauten manches Luftschloß darauf.

„Wenn er erst älter geworden ist, nehme ich ihn nicht mehr," antwortete Hans Saatwinkel. „Dann ist er schon durch seinen Vater angesteckt. „Pfui, sich bei Dir durchfüttern zu lassen! Es ist eine Schande! Denn daß Du ihn brauchen kannst, wirst Du mir nicht weiß machen. Wer seine Pflicht in einer Art versäumt, der versäumt sie überhaupt im Leben."

Servaz fühlte zum ersten Male wie Hans Saatwinkel. Ja, es war eine Schande, und er ertrug dies Leben nicht länger. Düster und verstimmt ging er neben den Fröhlichen her. Keine Liebkosung seiner treuen Britta konnte ihm helfen. Sie mußte es sehen, daß er werthlos war neben Tim.

Oftmals stand er im Walde am See und wünschte sich drunten oder weit, weit fort mit den Seinen, wo kein Mensch ihn und sein Schicksal kannte. Umsonst überlegte er hin und her, wie es zu machen wäre, ohne der Frau und der Kinder Existenz in Gefahr zu bringen.

Auf keine Weise ging es. Die Kinder fingen an, scheu vor ihm zu werden, selbst die prächtige kleine Lisi, sein Liebling, die ihm glich wie ein Wassertropfen dem anderen, und der die Reime zuströmten, freilich noch ohne Sinn, gerade wie ihm in seiner Kindheit.

In einer heimlichen Stunde suchte Servaz sein Trauerspiel wieder hervor. Er erkannte sich darin nicht mehr, Alles war ihm todt, Alles fremd. Das Leben war aus seiner Kunst gewichen. Auch sie braucht Arbeit als Untergrund, wie die Pflanze Erde. Er hatte das Feld brach liegen lassen und das, was er bearbeiten wollte, trug ihm Disteln und Dornen.

Sehnsüchtig sah er zum Monde empor in den vielen schlaflosen Nächten, aber kein Flügel trug ihn mehr hinauf . . .

8.

Der Winter stand vor der Thür. Die schönen Sommervergnügen drüben bei Tim hatten aufgehört. Eng an einander gedrängt, führte die Familie ein kärgliches Dasein; das kleine Haus war feucht, der Schwamm zeigte sich. Tim beschwor täglich Servaz, herüber zu ziehen, wo ganze Gemächerreihen leer standen.

Traurig schüttelte er den Kopf. Endlich bat Britta in Angst um die Kinder selbst darum.

„Ich kann es nicht," antwortete er, „willst Du Dich von mir trennen? gut! Das Brod der Armuth ist bitter genug, am reichgedeckten Tische könnte ich's nicht essen. Verstehst Du das nicht, oder verachtest Du mich so, daß Du meinst, ich fühle es nicht?

„Der Kinder wegen," bat sie, „es ist so feucht. Der Arzt sagt, sie brauchen mehr Wärme, besonders Lisi."

„Geh' doch!" sagte er muthlos, „ich halte Dich nicht."

Darauf blieb sie.

Eine Weile hielt sie tapfer aus, als Lisi aber immer elender wurde, gerieth sie in Verzweiflung; ein nie gekannter Groll wuchs in ihrer Brust gegen Servaz. Je näher sich die Herzen sind, desto schneller fühlen sie jede Regung. Es war die unglücklichste Zeit ihres Lebens.

Manches unausgesprochene Wort hörte seine Seele; sie sind wie die Dämonen, die lauernd im Hintergrunde warten, bis der Augenblick kommt, der ihnen Gewalt giebt. Dann nehmen sie Gestalt an in verletzenden Reden, in giftigen Anspielungen und sind fortan da, nicht wegzuleugnen, und nur eine lange, oft sehr schwere Buße kann von dem Banne lösen.

Es kam der Tag, an welchem Britta Servaz sagte, er habe kein Recht, sie zu hindern, die Hülfe anzunehmen, die er selbst nicht geben könne. Die armen Kinder dürften unter seinen Fehlern nicht leiden.

Es gab eine heftige Scene, nach der Britta erklärte, noch heute brächte sie Lisi hinüber, der Arzt hielte es für die einzige Rettung; er könne ja nachher thun, was er wolle.

Sie schickte die anderen Kinder voraus, damit doch wenigstens Ruhe würde; Tim kam.

„Wir werden Lisi mit Gottes Hülfe durchbringen," sagte er, „komm mit mir."

In dieser Nacht wachte Servaz bei der Kleinen; erst morgen durfte sie hinüber.

Britta war hinausgegangen, etwas zu besorgen.

Ein Lämpchen beleuchtete Lisi's liebliches Gesicht.

„Mein Herzblatt," sagte Servaz, „Du hast zu viel von mir, vielleicht ruft Dich Gott deshalb ab; — könnt' ich mit Dir gehen!"

Da öffnete das Kind plötzlich die Augen; als es den Vater am Bett sah, lächelte es, zog seinen Kopf zu sich herab, küßte ihn und flüsterte: „Hab' Dich lieb, so lieb!"

„Und ich Dich, Lisi, und muß doch fort!"

„Wiederkommen," sagte das Kind.

„Ja, Lisi."

„Wann?" frug die Kleine.

„Wann Gott will," antwortete er.

Er hörte die Thür gehen und schlich leise hinaus. Der Mond schien hell hinein.

Ich kann Britta nicht wiedersehen und kann doch nicht fort, ehe das Kind besser ist. Er wanderte in der Nähe umher.

Als die Mutter Lisi allein fand, zürnte sie von Neuem Servaz.

Nicht einmal eine Viertelstunde kann man ihm sein eigen Kind anvertrauen.

„Wiederkommen," flüsterte Lisi, „Vater wird wiederkommen."

Als er Abends spät nicht da war, wurde Britta Angst, sie wartete noch eine bange Nacht. Sie zog mit dem Kinde hinüber. Tim versprach, Alles nach Servaz zu durchforschen. Keiner hatte ihn gesehen.

„Er muß in der Nähe sein," tröstete er, „habe Geduld mit ihm, wie könnte er Euch verlassen, ehe er weiß, was aus Lisi wird."

Aber Servaz kam nicht wieder. Morgen und Abend wechselten, er blieb verschwunden. Immer höher stieg Britta's Unruhe. Das Kind war besser, sie hätte warten sollen. Wie viele Kinder lebten und wurden groß unter weit schlimmeren Bedingungen. Die bösen Worte, die sie ihm gesagt, brannten sie selbst am meisten; wenn sie, die ihn von Grund ihres Herzens liebte, so hart mit ihm sein konnte, wie hart würden Fremde sein. Sie weinte ganze Nächte durch, daß klein Lisi erwachte, ihr Händchen ausstreckte und fragte, weshalb.

„Um Vater," antwortete sie.

„Wird wiederkommen," tröstete das Kind.

Bei Tage ging Britta still und fleißig der Wirthschaft nach; bald begriff Tim nicht, wie er das Leben ohne sie, ohne dies liebe Gesicht, diese geschickte Hand, ohne diesen erfrischenden Kinderjubel, ertragen sollte.

Gedanken scheuchten ihn, die er mit Abscheu von sich wies. Wie die Versucher traten sie vor seine reine Seele, und bald sehnte er sich nach Servaz, fast ebenso sehr als Britta, um ihn von diesen wilden Wünschen zu befreien.

Hans Saatwinkel hatte sich eingefunden, sobald er hörte, daß Servaz sie verlassen.

„Es ist das einzig Vernünftige, was er je gethan hat," sagte er zu Tim.

Erst freute sich Britta; als er aber in seiner Empörung Servaz schlimme Namen gab, schlich sie scheu von dannen, sobald sie ihn kommen sah.

Servaz war wirklich nicht weit, fast immer draußen; der Wintersturm that ihm wohl, im Unwetter wurde er ruhiger.

Nachts verbarg er sich in dem kleinen Hause; sie hatten es oft durchsucht und ihn doch nie gefunden.

Er schlich spät Abends um das große Gebäude herum, sah durch die erleuchteten Fenster, sah Britta in tiefem Gespräch mit Tim, hörte der Kinder Lachen. Ein Mal begegnete ihm Hans Saatwinkel. Beide stutzten, als sähen sie einen bösen Geist.

Hans fand zuerst Worte.

„Sie werden Britta in Frieden lassen," sagte er drohend, „sie ist glücklich und zufrieden, ebenso die Kinder, — hören Sie nur? —"

Von drinnen tönte lauter Jubel.

„O hätte mein Kind auf mich gehört. Tim ist ein anderer Mensch als Sie!"

„Ich werde ihr Glück nicht stören, aber ich glaube nicht daran!" rief Servaz. „Es giebt eine Liebe, von der Sie keine Ahnung haben, eine Liebe, wie sie nie zwischen Ihnen und Ihrer Frau, Ihrer Tochter bestand! Diese Liebe aber war unser; hat sie Schuld oder Mißgeschick getödtet, kann kein Glück an ihre Stelle treten. Arme Britta! Am Wohlleben ihrer Kinder kann sie sich noch freuen. Ich kann es ihr nicht schaffen, darin haben Sie Recht, werde es ihr aber sicher nicht nehmen."

Er verschwand in der Dunkelheit.

Hans sah ihm nach: „Ein wunderlicher Kauz! Nun, wenn es nur Britta wieder gut geht!"

Servaz packte zusammen, was er noch hatte; es reichte, um in die Stadt zu kommen, freilich spärlich genug.

Barbara, die etwas im kleinen Hause suchen kam, ging mit einem Licht darin herum; er wußte, sie würde ihn nicht verrathen. Sie hatte ihren freundlichen Herrn wirklich lieb gehabt, und auch jetzt waren ihre Gedanken bei ihm.

Einen besseren Vater für unsere Kinder finden wir doch nicht, dachte sie, sorgsam immer auf ihr Bestes gerichtet; freilich Geld konnte er nun einmal nicht schaffen, — wenn das eine Sünde ist . . . Schlimm ist es freilich, da Alles in der Welt danach geht. Der Großbauer drüben, der so protzig thut, was hat der aus seinen schönen Buben und Mädchen gemacht, liederliche Schlingel und putzsüchtige Närrinnen. Das macht auch das Geld.

Und die Alte konnte nicht zu Stande kommen, ob es etwas Gutes oder Schlechtes sei.

Sie nahm ihr Gesangbuch, wie sie immer in solcher Wirrniß that und las:

„Was sind dieser Erde Güter?
Eine Hand voller Sand,
Kummer der Gemüther!"

Als sie aufsah, stand Servaz vor ihr.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, gnädiger Herr! Nun wird Alles gut."

„Still, Barbara, ich kann nicht bleiben, ich muß fort. Sag' Niemand, daß Du mich gesehen, es würde sie unnütz betrüben. Ich komme wieder und hole Euch Alle nach. Such' einige Sachen für mich zusammen."

Mit zitternden Händen machte sie ihm ein Bündel, viel war es nicht.

„Darf ich es tragen?" fragte sie, „es ist weit bis zur Station?"

„Nein, Barbara, mich drückt es nicht, Du weißt, es ist die geringste Last, die ich trage."

„Ob ich es weiß!" schluchzte die Alte, „die Hände möchte ich Ihnen unterlegen, gnädiger Herr, es ist solch ein harter Weg!"

„Eben darum mach' ich ihn besser allein; pfleg' mir nur die Lisi, sie sieht noch so schmal aus!"

Er ging zum Thor hinaus; sie stand lange und sah ihm betrübt nach.

„Solch ein guter Herr!" murmelte sie, „solch ein lieber Herr, und muß so unglücklich sein!"

Servaz wanderte mühsam weiter bis zur entfernten Station, ihm war als trüg ihn jeder Schritt weiter von dem Herzen Britta's und Tim war ganz nah. Nicht als ob er etwas fürchtete, aber die süße Gewohnheit täglichen Zusammenlebens mußte sie einander unentbehrlich machen, während er —.

An einem grauen Morgen trat er in die Thore der Stadt, aus der er so fröhlich ausgezogen. Er wanderte durch die Straßen. Ja, da stand noch das alte Haus, er sah hinauf zu seinem Stübchen. Der Akazienbaum war abgehauen, wahrscheinlich, weil der letzte Zweig vertrocknete.

Die Wirthin stand in gewohnter Frische inmitten ihrer Mägde und ordnete den Tag an. Ihre immer rosigen Wangen erglühten in der Kälte.

Sie schrie auf, als sie ihn sah.

„Gnädiger Herr, welche Freude! Nicht wahr, wer die Stadt gewohnt ist, kann sie doch nicht ganz vergessen. Welch ein Jammer, daß Ihr Stübchen nicht frei ist, aber freilich, solch ein reicher Herr!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Am Ziel.

Von Frida Schanz.

Im Garten, auf den glatten Rasenplätzen,
Sah ich die schlanken Knaben oft beim Spiel. —
Im raschen Wettlauf nach gestecktem Ziel
Galt es, die Kräfte messend abzuschätzen.

Oft stahl sich dann das Schwesterchen herzu.
Sie wollte auch dabei sein; sie begehrte
Auch ihre Kraft zu messen. — Wie man wehrte
Und spottete und schalt, sie ließ nicht Ruh.

Daß sie die Letzte immerdar geblieben,
Trotz ihrer heißen Müh', nahm sie gar schwer,
Viel schwerer, viel mal ernster, als nachher
Die Krankheit, die sie in den Tod getrieben.

Gar hold trug sie die Schmerzen, die sie litt,
Und auch das Sterben hat sie hold getragen.
Ihr letzter Seufzer nur schien bang zu sagen:
Ich werde müd'! Ich spiele nicht mehr mit!

Dann lag sie lächelnd, wie nach heitrem Spiel,
Im schmalen Bett, von lauter Duft umsponnen,
Als spräche sie: Ich habe doch gewonnen!
Seht ihr, nun bin ich doch zuerst am Ziel!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Tschefika's Ausflug nach Gök-Su.

Aus dem türkischen Frauenleben von Gottfried Albert.

Von der Stange des Galata-Thurmes weht der Halbmond: es ist Sonntag. Die ganze Woche haben die Hanums davon gesprochen und sich verabredet über den Ort, wo sie die wenigen Stunden der Freiheit und Ungebundenheit zubringen wollen, die ihnen heute vergönnt sind.

Fatimé Hanum mit ihren Töchtern, der sanften Tschefika und der kleinen Mewrura, sind mit ihrer alten Tante sonst immer hinauf gefahren nach Kiahat-hané, den süßen Wassern von Europa, und schon seit aller Frühe trippelt die Kleine mit ihrer aufgeputzten Sklavin im Hause herum und freut sich auf die Ausfahrt.

Wie hüpft ihr jedesmal das Herz, wenn sie in der hübsch überdachten Barke das „goldene Horn" hinaufsliegt in Gesellschaft zahlloser, zierlich gebauter Fahrzeuge, welche das Wasser beleben. In Kiahat-hané giebt es stets so kostbare Unterhaltung; dahin kommen auch ihre Freundinnen, und dann wird gelacht und getanzt.

Mewrura, Du kleine Blauäugige, heute hast Du die Rechnung ohne die Launen der wunderlichen Tante gemacht: ihr ist die Welt dort zu modern geworden!

„Wie magst Du noch den altmodischen ‚Feridschè' umlegen?" sagte letzthin eine Freundin zu ihr, die zwar auch nicht jünger ist, als sie, die sich aber zum Entsetzen der frommen Tante ganz fränkisch emancipirt hat. Sie streift sogar den „Jaschmak" zurück und schlägt kaum die Augen nieder, wenn so ein kecker fränkischer „Mußjö", ein Tschelebi, an ihr vorüberstolzirt.

Nein, ihre Nichte soll ein solches Beispiel loser Sitte nicht mehr schauen, das schwur die Tante, und darum geht es heute nach dem Bosporus hinauf. Mutter Fatimé konnte zwar die Tante auch nicht recht begreifen und wäre lieber für einen Ausflug nach Feneraki am Marmara-Meere gewesen, aber auch dort sei die sittsame Umhüllung des Feridschè aus der Mode gekommen, und man hat schließlich der alten Frau nachgeben müssen. So steuerte man denn auf einem Dampfer der Schirket-i-Hairije von der Karaköi-Brücke hinüber nach Kandilli am asiatischen Bosporus-Ufer. Dort wohnt die reiche Großmutter-Witwe. Welch' eine Freude macht man ihr! Sie läßt sogleich der hochachsigen „Araba" mit den alterthümlich geschnitzten Seitentheilen und dem rothen Baldachin die schönsten Ochsen vorspannen, denen der Stallknecht, ein stämmiger Albanese in bunter Leibbinde und goldgestickter Jacke und breitem Turban, — denn die Großmutter kann das Fez nicht leiden, — gewirkte Stirnbänder umgethan und blaue Perlenschnüre um Hals und Hörner geschlungen hat. Dann fährt man hinauf nach dem Gök-Su, in's Thal des Himmelswassers. In zwei Minuten haben die Sklavinnen den Teppich über die Strohmatten ausgebreitet, die der Kafedschi dienstfertig heranschleppte.

„Nun, Kleine, was meinst Du, ist es hier oben nicht gut? Tschudschum, burasi güsel dir?" schmunzelte die Tante.

„Ewet, walidem, tschok güsel dir, tschok choschuma gitdi!" jauchzt Mewrura, indem sie auf ein bekanntes Mädchen zueilt, welches sie hier wider Erwarten antrifft.

Es giebt für die Aelteren überall Bekannte, und eine neue Freundschaft anzuknüpfen, fällt der Türkin auch nicht schwer. Man läßt sich auf den Teppich nieder, der kleine Strohstuhl (Skemli) wird zur Seite geschoben, die Sklavin schleppt einen Krug voll Wasser herbei, man kostet und prüft:

„Entschieden besser als Kiahat-hané-Su," meint die Tante. „Und welche frische Luft vom schwarzen Meere her! Wie lacht das Grün der Berge, und wie frei wird das Herz!"

Ja, das Herz! ach jüreim! Tschefika's Herz ist in Kiahathane. Man ruft nach dem graubärtigen Helwadschi: er soll süße Speise aus Honig und Sesam, fünfzig Dramm Helwa abwiegen; aber Tschefika mag sie nicht, und auch die Trauben, welche die Mutter gekauft hat, schmecken ihr heute sauer. Selbst der Appetit, mit welchem die süße Mewrura den knusperigen Simit, das runde, mit Sesamkörnern bestreute Gebäck, verzehrt, das sie für zehn Para vom Holzteller des Simidschi genommen, vermag ihre Eßlust nicht zu reizen.

„Tschefika," schmeichelt die bekümmerte Tante, „mein Leben, mein Auge: ein Stück Lokum?" Und die Mutter blickt ihr trübes Töchterchen vorwurfsvoll an.

Da steht auch schon der rosenrothe Lokum, das zarte Zuckerzeug, in zierlichen Stückchen auf dem blumigen Teller. Das Mädchen lächelt verbindlich, und ihre blassen Finger greifen danach; jetzt einen Trunk Himmelswasser: Tschefika läuft es kalt über das Herz!

„Meine Perle muß sich vorigen Sonntag an den süßen Wassern von Europa erkältet haben," sagt die Tante.

Sie sieht die buntfarbigen Gruppen der Damen ringsum; die seidenen Faltenroben und bunten Sonnenschirme glänzen im Schein der Sonne; lautes Lachen und Plaudern füllt die Luft, nur Tschefika nimmt keinen Antheil daran.

Gegen sechs Uhr packt man zur Heimfahrt auf; es ist wohl noch früh, aber die Schiffe müssen vor Sonnenuntergang im Hafen sein und die Muhammedanerinnen zu Hause. Wenn das auch der jüngeren Generation nicht mehr recht paßt, so hat es doch die Tante nie anders gekannt und möchte es auch nicht anders haben, aber daß es in Kiahat-hané kurzweiliger sei, gesteht sie auf der Heimfahrt selbst, und nächsten Sonntag möge man wieder dorthin gehen. „Inschallah! so Gott will!" sagt die Mutter, und die schöne Tschefika zieht den Jaschmak über den erglühenden Wangen zusammen ...

Bilder aus dem türkischen Frauenleben: Landpartie im Ochsenwagen. Von Th. von Eckenbrecher.

Nachdruck verboten.

Charlotte von Schiller und ihr literarisches Schaffen.

Von Julius W. Braun.

Lange Zeit hindurch galt es als unwiderlegliche Thatsache, daß Schiller's Gattin Charlotte eine unbedeutende, geistig weit unter dem großen Dichter stehende Dame gewesen sei, die ohne jegliches Verständniß für höhere Interessen kaum für etwas Anderes Sinn gehabt habe, als für ihren Haushalt, ihren Putz und gesellige Vergnügungen; es ist ihr sogar die Kleinlichkeit untergeschoben worden, sie habe den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar dazu gedrängt, für Schiller den Adel beim Kaiser auszuwirken, damit sie selbst, als geborene Adelige, zu den Hoffestlichkeiten wieder offiziell Zutritt erlange, dessen sie doch durch ihre Ehe mit einem Bürgerlichen verlustig gegangen war. Lotte tanzte sehr gern, und diese unschuldige Neigung wurde denn wohl auch, zur Leidenschaft aufgebauscht, unter den Motiven genannt, weswegen sie des Hofes nicht habe entbehren mögen. Ebenso wie heute noch, trotz der mancherlei Ehrenrettungen, gemeinhin so grundfalsche Ansichten verbreitet sind über Goethe's Christiane, pflegt man sich häufig auch ein ganz verkehrtes Bild zu machen von der Lebensgefährtin Schiller's. Aber hätte wohl ein Mann, wie Schiller, sein Herz und seine Hand einem hausbackenen, vergnügungssüchtigen, eitlen Wesen schenken können?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bilder aus dem türkischen Frauenleben: Ausflug nach Gök-Su. Von Th. von Eckenbrecher. — Siehe Seite 116.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Mehr und mehr wird denn auch, hauptsächlich infolge der mannigfachen Veröffentlichungen von Briefen aus ihrer Feder, der Irrthum über Charakter und Wesen von Schiller's Gattin Ansichten Platz machen müssen, die der Wirklichkeit entsprechen. Wer Charlotte von Schiller aus ihren vertraulichen schriftlichen Aeußerungen kennen lernt, wird bald so viel schöne, wahrhaft weibliche Eigenschaften in ihr entdecken, um unparteiischen zeitgenössischen Urtheilen über sie beizustimmen, die darin gipfeln, daß gerade Lotte und ihr echt frauenhaftes Walten und Wirken an der Seite Schiller's, ihr verständnißvolles Eingehen auf seine Intentionen, um den Dichter jene Atmosphäre reinen Glückes verbreitete, in der es ihm möglich wurde, trotz steter Kränklichkeit, trotz fast unaufhörlicher materieller Sorgen, seine unsterblichen Schöpfungen hervorzubringen.

Lottens Jugend fiel in jene Epoche, welcher ganz besonders durch Goethe's Werther der literarische Stempel aufgedrückt ist. Um so wohlthuender muß es berühren, wahrzunehmen, wie es ihrem klaren Verstande, ihrem sicheren Gefühl für das Schöne und Wahre gelungen ist, sich von der sentimentalen Schwärmerei freizumachen, die damals alle Gemüther beherrschte, und der sie ja natürlich auch ihren Tribut hatte darbringen müssen. Lotte von Lengefeld und ihre ältere Schwester Karoline, nachmals Frau von Wolzogen, beschäftigten sich viel mit Literatur; sie lasen deutsche, französische und englische Werke und gaben ihren Empfindungen über das Gelesene gern schriftlich Ausdruck. Während einer Schweizerreise 1783/84 führte Lotte ein Tagebuch, das sie auch später noch zuweilen zum Vertrauten ihrer innersten Gedanken macht. Es sind keine Backfisch-Ideen, die sie da niedergeschrieben; es sind im Gegentheil oft ernste Reflexionen, tiefe Betrachtungen, die man von einem jungen Mädchen zwischen 17 und 24 Jahren am allerwenigsten erwartet.

Die ersten poetischen Versuche Lottens, welche uns bekannt geworden, stammen aus dem Jahre 1785. Die damals Neunzehnjährige ergeht sich in Klagen über die Trennung von einem ihr theueren Wesen. Eines dieser Gedichte hat folgenden Schluß:

„Wie der Schmetterling umschwirren
Wir der Freude Blume; aber sie verschwindet
Gleich der Blüthe, die den Strauch umwindet.
Ach, bald zeigt ein ödes, dürres Land
Uns, daß Alles, — Alles Unbestand."

Vielfach versuchte sich Lotte auch im Uebersetzen. Während der ersten Zeit ihrer näheren Bekanntschaft mit ihrem späteren Gemahl, 1788, als dieser einen Sommer in Volkstedt und Rudolstadt zubrachte, waren es besonders die durch Werther's Leiden erst noch recht populär gewordenen Gesänge Ossian's, mit welchen sich das junge Mädchen beschäftigte. Um ein zuverlässiges Urtheil über dieselben zu erlangen, legte sie Schiller Proben ihrer Kunst vor. „Es fällt mir eben ein," schrieb sie Mitte August 1788 an den Freund, „daß Sie gestern meine Uebersetzung aus dem Ossian sehen wollten, ich schicke sie, im Vertrauen auf Ihre Güte, daß Sie nachsichtig gegen mich sind; ich sehe mehr auf die Gefühle, die sich dabei in meiner Seele erheben, als auf die Pünktlichkeit des Ausdrucks, der wohl oft fehlerhaft seyn mag." Es war „Cuchullin's *) Tod", das englische Gedicht in Prosa übersetzt. Nach einigen Tagen erwiderte Schiller: „Ich habe heute schon recht oft Ihrer gedacht, und in Ihrem Cuchullin habe ich auch gelesen. Es sind Feinheiten in gewissen Stellen der Uebersetzung, die das Gepräge Ihrer Seele tragen und vielen anderen würden entgangen seyn."

Am 29. December 1788 meldet Lotte dem inzwischen nach Weimar zurückgekehrten Freund: „Ich habe jetzt wieder etwas aus Ossian fertig, ich werde es Ihnen durch den Boten schicken." Und Schiller, der gerade in diesen Tagen seine Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Universität Jena erhalten, antwortete am 3. Januar 1789: „Zuerst danke ich Ihnen für das Ossian'sche Lied" — (Calthon und Colmala) — „das Sie sehr glücklich gewählt haben. Es überraschte mich, da ich mich nicht erinnere, es schon gelesen zu haben, und Ossians ganzer Geist athmet darin. Alles ist so rein, so edel in seiner Schilderung „Fingal kam von der Jagd und fand die lieblichen Fremden. Sie waren wie zwei Lichtstrahlen in der Mitte seiner Halle". — Welcher Dichter hätte dieses schöner sagen können! Auch die feinste Bescheidenheit ist Ossian eigen. Wie leicht schwebt er am Schlusse des Gedichtes über seine eigenen Thaten hin, die er uns nur in den Folgen merken läßt, nicht schildert! Es freut mich, daß Sie diesem schönen Dichter getreu bleiben und sich auf die beste Art, die möglich ist, durch Uebersetzungen mit seinem Geist familiarisiren. Endlich werden Sie noch ein ganz Ossianisches Mädchen! Die Uebersetzung —" kritisirt der Dichter dann, — „ist ungezwungen und thut dem Original durchaus keine Gewalt an. Etwas weniger Wortversetzungen und einige Bindewörter mehr, die die kurzen und abgebrochenen Sätze angenehm in einander fügen und zerschmelzen, — so wird die Uebersetzung ganz harmonisch fließen. Alsdann muß ich Ihnen wegen der merklichen Besserung, die ich in den n und m wahrnehme, meinen Glückwunsch abstatten. Jetzt würde ich sie Ihnen ohnehin nicht mehr passiren lassen können, denn was ein Dichter schlechtweg verzeyht, darf ein Professor nicht mehr so hingehen lassen."

Mit der Orthographie stand Lotte nämlich einigermaßen auf dem Kriegsfuß. So „originell", wie etwa diejenige Blücher's, war die ihrige freilich nicht, aber es prägte sich doch allzusehr der Thüringer Dialekt darin aus, namentlich in Bezug auf die Endungen.

Am 22. Februar 1790 wurde Lotte Frau Professor Schiller. In den ersten Jahren ihrer Ehe scheint sie sich selbständig nicht literarisch beschäftigt zu haben, mindestens finden sich Anhaltspunkte für diese Annahme nicht vor. Um die Zeit, da Schiller am Wallenstein arbeitete, scheint jedoch Lotte ihre frühere Lieblingsthätigkeit, — Uebersetzen, — wieder aufgenommen zu haben. Sie übertrug eine Anzahl französischer Erzählungen in's Deutsche, in der Absicht, sie pecuniär zu verwerthen. Leicht scheint ihr die Arbeit diesmal nicht geworden zu sein, sie wußte immer noch bald hier, bald da etwas zu verbessern, und hatte schließlich doch nicht den Muth, sich zur Autorschaft zu bekennen. Die Erzählungen erschienen anonym, aber Schiller konnte doch durch dieselben ein gegebenes Wort einlösen, oder doch ein Aequivalent dafür bieten. Dem Verlagsbuchhändler Cotta in Tübingen hatte er nämlich für die Zeitschrift „Flora", und dem Verlagsbuchhändler Unger in Berlin für das von ihm neu begründete „Journal der Romane" Beiträge aus eigener Feder zugesagt und beide Male, auch für den Fall, daß sich bei ihm selbst „Stoff und Stimmung zu etwas passendem" nicht einfänden, in Aussicht gestellt, „etwas geeignetes von fremder Hand" mitzutheilen, „kleine Erzählungen, die für die „Horen" zu spät eingesendet worden." An Unger schrieb Schiller unter'm 11. April 1800 wörtlich: „Einstweilen, bis ich mit einem eigenen Beitrag heranrücken kann, . . . sende ich Ihnen etwas von fremder Hand, das mir mitgetheilt und von mir durchgesehen worden. Es ist eine allerdings interessante Erzählung, die in der Sammlung kleiner Romane keine schlechte Figur machen würde. Eine zweite Erzählung, die ich aber noch durchzusehen habe, wird in kurzer Zeit nachfolgen. Ich habe dem Verfasser in Ihrem Nahmen zehn Louisd'or für eine jede versprochen, da beide ohngefehr von derselben Größe sind, und hoffe, daß Sie meine Zusage, die Ihrem eigenen Anerbieten gemäß ist, ratifizieren werden." Das mit diesem Schreiben eingesandte Manuscript war „Autun und Manon", und ist abgedruckt im 3. Stück des Journals der Romane, Seite 217 bis 388.

*) Cuchullin ist ein in den Gesängen vielgenannter Held.

Gelegentlich seiner Reise zur Buchhändler-Ostermesse 1799 nach Leipzig hatte Cotta einen Besuch bei Schiller in Jena abgestattet, und damals schon hatte dieser geäußert, „man" habe ihm einige Erzählungen zum Abdruck in den „Horen" und eventuell in einem anderen Blatte übergeben, die er aber zuvor selbst noch durchsehen und corrigiren wolle, um sie „mit Anstand empfehlen zu können". Am 12. October 1799 fragt der Dichter nun bei Cotta an, ob er ihm jetzt die eine oder andere jener Erzählungen für die „Flora" senden solle, doch sei es ihm wünschenswerth, wenn Cotta „abschläglicher Weise gleich etwas bezahle, den Bogen 1 Carolin"; „jetzt muß ich sie weggeben," entschuldigt er sich, „um sie zu Gelde zu machen an Sie oder an Unger, denn der Uebersetzer hat bißher aus meinem Beutel gelebt . . . Die Erzählungen werden zusammen 18 bis 20 Bogen ausmachen, und so viel Carolin werde ich mir also, wenn Sie das Manuskript erhalten haben, ausbitten." Erklärend fügt er schließlich hinzu: „Es ist in den letzten Monaten viel über meinen Beutel hergegangen." Er meinte damit die Ausgaben anläßlich der schweren Krankheit Lottens, von welcher dieselbe bald nach der Geburt der ältesten Tochter Karoline (11. October 1799) befallen wurde und die sie in Lebensgefahr brachte, sowie die Kosten der am 3. December ausgeführten völligen Uebersiedelung von Jena nach Weimar. Am 20. December sandte Cotta die gewünschte „Abschlagszahlung" ab, nämlich „für 20 Bogen Erzählungen à 11 fl. = 220 fl."; jedoch noch am 12. Januar 1800 mußte Schiller „bitten, wegen der Erzählungen nur noch ein vierzehn Tage Geduld zu haben," er sei hier gar zu sehr genirt, weil er keinen rechten Copisten haben könne, denn „die wenigen Skribaxe, die sie hier haben," so schreibt er, „beschäftigt das Theater." Am 5. Februar endlich konnte Schiller das Manuscript zweier Erzählungen zur Post geben. Auch hier ermahnt er, dasselbe der Orthographie wegen vor dem Drucke noch durchsehen zu lassen, weil ihm selbst dazu die Zeit gefehlt. — Diese beiden Handschriften befinden sich noch im Besitze der Cotta'schen Buchhandlung, beide tragen erkenntlich die Spuren von Schiller's Durchsicht, nämlich hie und da Aenderungen im Stil und Ausdruck von seiner Hand. Die erste der Erzählungen trägt den Titel „Die Nonne" und befindet sich im Märzheft 1800 der „Flora" Seite 163 bis 222; die andere, „Die neue Pamela", im Maiheft, Seite 81 bis 157. Die Anonymität der Uebersetzerin blieb übrigens so vollständig gewahrt, daß zunächst weder Cotta noch Unger von der Person derselben Kenntniß erhielten. Charlotte Schiller freute sich „erstaunlich" über die Geheimhaltung, noch mehr aber über das „schöne Geld, weil man es doch immer so sehr braucht". Außerdem hatte ihr dieser schriftstellerische Erfolg auch Muth gemacht zu einem eigenen Product, welches sie im Winter 1801 begonnen. An ihren Gemahl, welcher sich am 5. März 1801 nach Jena in die Einsamkeit seines Gartens zurückgezogen, um ungestört die „Jungfrau von Orleans" beendigen zu können, schrieb sie darüber: „Damit doch in Deiner Abwesenheit jemand im Hause die Feder führt, bin ich auch mit meiner angefangenen Geschichte beschäftigt, die vielleicht doch so wird, daß man sie brauchen kann. Ich gehe streng zu werke und laße mir nichts hingehen, und so wollen wir sehen, was heraus kommt."

Daraufhin ermahnt Schiller seine „kleine liebe Maus": „Arbeite Deine Geschichte nur mit dem möglichsten Fleiße aus, daß sie schon eine Gestalt hat, wenn Du sie mir mittheilst. Sie giebt uns dann eher Gelegenheit, das Wesentliche, worauf es ankommt, zur Sprache zu bringen, und über die Grundsätze, nach denen verfahren werden muß, in Ordnung zu kommen." Ob diese „Geschichte" überhaupt fertig geworden, scheint fraglich. Späterhin findet sich kein Hinweis mehr auf dieselbe.

In späteren Jahren schrieb Charlotte, außer eigenen „Erinnerungen aus den Kinderjahren", „Schiller's Leben bis 1787", wie sie es aus seinem Munde erfahren. Dieser Aufsatz bildete dann die quellenmäßige Grundlage für die von Frau von Wolzogen verfaßte Biographie des Dichters. Im März 1806, nachdem manche unberufene Federn den dahingeschiedenen Dichter in Zeitungsartikeln und Büchern auf eine Art und Weise charakterisirt, durch welche die Witwe sich äußerst verletzt fühlte, schrieb sie eine Widerlegung der Unrichtigkeiten. „Nicht um dem Publicum zu zeigen, wie und was Schiller war," so hebt das Schriftstück an, „werde ich öffentlich auftreten, um die zu widerlegen, die so unendliche Unrichtigkeiten erdacht haben, sei es, daß sie es selbst nicht wußten, daß sie Unrichtigkeiten sagten, oder hatten sie den Willen, absichtlich die Welt zu belügen, um sich das Ansehen zu geben, als wären sie mit Schiller in Verbindung gewesen? . . . Es geht mit der Zeichnung eines Charakters, und eines solchen Charakters, wie mit der Statue des Apollo; jeder Stümper wagt sich daran, diese hohen Umrisse zu zeichnen, und glaubt sie erreichen zu können. Eben weil er ein uns gegebenes Kunstwerk ist, glaubt Jeder ein Recht daran zu haben, eignet es sich zu und hat kaum noch die leisesten Züge ergriffen, die das Ganze andeuten. Ewig unerreichbar steht der hohe Gott, der den Künstler beseelte, dem er erschien . . ."

Dann aber konnte sie sich doch nicht dazu entschließen, den Aufsatz zu veröffentlichen. Im Juni 1805 hatte sie an ihre Schwägerin Christophine Reinwald, Schiller's Schwester, geschrieben, sie wünschte wohl, es spräche Niemand über ihn. „Seine Werke sprechen für ihn, und kein lebender Mensch kann etwas sagen, das sich der Mühe lohnte." Diese Empfindung mochte wohl die Ursache sein, daß sie auch jetzt die Widerlegung zurückhielt.

Auch „Erinnerungen an Wieland, Herder, Goethe" und Kritiken über manche Hervorbringungen dieser Dichter hat Charlotte aufgezeichnet. „Goethe, Herder und Schiller sind die eigentlichen genialischen Dichter in Deutschland . . ." meint sie u. A.

Vielleicht eines der letzten poetischen Erzeugnisse Lottens ist ein am 17. September 1819 entstandenes Gedicht, zu welchem sie angeregt wurde durch den Anblick der Alpen vom Fenster ihres Zimmers in Altshausen, wo sie als Gast bei ihrem Sohne Karl weilte. Ergreifend ist auch die nachfolgende, aus den letzten Lebensjahren Charlottens stammende

„Klage um Schiller.

Noch eh' des Todes Flügel mich umschwingen,
Eh' langer Schlaf das müde Aug' verhüllt,
Soll bebend noch dies Trauerlied erklingen,
Wenn schon die höh're Ahnung mich erfüllt:
Was hier der Seele einzig süßes Streben,
Das ist der Weg zum hohen, besseren Leben.

Nur durch den Himmel noch mit Dir verbunden,
Such' ich auf Erden trauernd Deine Spur!
Was ich in Dir, Du hohes Bild, gefunden,
Das gab nur eine göttliche Natur.
Nur aus dem Quell des ewig-großen Guten
Trug Dich das Schicksal in des Lebens Fluthen.

Du wagtest in die unermeß'nen Tiefen
Mit Kraft und edlem Willen Dich voran;
Und alle Thaten, die zum Großen riefen,
Sie wandelte Dein Geist auf rascher Bahn.
Du wolltest nur das Ewige gestalten
Und in der Schöpfung wie ein Schöpfer walten.

Für Eine Welt nicht war das große Wesen,
Nur uns gegeben als ein Unterpfand.
Er sollte uns des Lebens Räthsel lösen,
Er zeigen uns des Geistes Vaterland.
Und wie er selbst im Leben, Lieben, Leiden,
So sollen wir das Bessere erstreiten.

Doch eh' das Herz sich diesem Schluß entfaltet,
Vermag es kaum die Welt noch anzuschauen!
Es sieht nur ewig trauernd, neu gestaltet,
Der Täuschung Bild auf's Neu' sich stets erbauen.
Und wendet trauernd von den Lustgesängen
Des Lebens hoch betrübt das wunde Ohr.
Wenn alle sich berauscht zur Freude drängen,
Doch immer herrschend tritt der Gram hervor."

Angesichts der mancherlei Ausgrabungen und Neudrucke älterer Schriftwerke, die jetzt so vielfach unternommen werden, dürfte es vielleicht auch an der Zeit sein und sowohl der Pietät gegen Schiller als gegen Lotte entsprechen, eine Gesammtausgabe ihrer literarischen Hervorbringungen zu veranstalten. Es dürfte dies um so leichter bewerkstelligt werden können, als nunmehr sich das vollständige Material im Schiller-Goethe-Archiv zu Weimar befindet und allgemeiner Benutzung in diesem Sinne freisteht. Ein Exemplar der Unger'schen Zeitschrift „Journal der Romane" des Jahrganges 1800 befindet sich übrigens auch auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Nachdruck verboten.

Eine Puppengeschichte.

Novellette von Ella Berg.

„Ein Junggeselle ist ein Unding!"

„Hm!"

„Widersprich mir nicht! Ich sage Dir, ein Junggeselle ist ein Unding, eine Unnatur, ein halbes Wesen, nicht Fisch, nicht Fleisch, ein —"

„Aber, lieber Freund —"

„Mensch, so schweige doch, laß mich gefälligst zu Worte kommen! Die Regierung sollte sich in's Mittel legen, die Junggesellen besteuern, eine Straf-Colonie anlegen, sie dorthin transportiren, wo —"

„Wo der Pfeffer wächst, meinst Du? Ist Alles schon vorgeschlagen worden."

„Unterbrich mich nicht immer, nimm mir nicht das Wort vor dem Munde weg, Du Halbmensch, Du Wilder, Du —"

„Na, das ist doch zu arg! Ich ein Wilder, blos weil ich keine Frau habe?"

„Das ist ja eben Deine Sünde, Dein Verbrechen!"

„Na, na, so schlimm ist's doch nicht! Gar Verbrechen! Du bist doch auch erst seit drei Tagen verheirathet."

„Ist's meine Schuld, daß es nicht schon dreißig Jahre sind?"

„Nein, daran bist Du wirklich unschuldig, mit fünf Jahren hättest Du doch nicht gut heirathen können."

„Mensch, mache mich nicht rasend!"

„Beileibe nicht; das wirst Du schon von selbst werden, wenn Du erst dreißig Jahre verheirathet bist."

„Du mußt auch heirathen!"

„Um keinen Preis!"

„Ich sage, Du mußt."

„Ich bleibe Junggeselle!"

„Da ist die Aelteste von unserem Präsidenten."

„Eine Hopfenstange mit einer langen Nase."

„Nun, dann die kleine Blondine des Generals."

„Mit den Pfropfenzieherlocken? Eine Frau ist an und für sich schon ein Unglück, aber eine, die ihr Haar um Lockenwickel dreht! Schrecklichster der Schrecken!"

„Unsinn! Die Locken sind natürlich. Also gefallen Dir die schwarzen Flechten der Majorstochter besser?"

„Die Zigeunerin? Hat lange gelbe Zähne, wie die Hexe im Märchen."

„Also auch nicht. Da sind die Zwillinge des Apothekers."

„Bist Du wahnsinnig? Ich kann doch nicht Zwillinge heirathen!"

„Ich meine ja nur eine von ihnen."

„Unmöglich! Ich würde nie wissen, welche meine Frau und welche meine Schwägerin ist. Sie sind einander zu ähnlich!"

„Professor Wrede hat vier Töchter. Wähle!"

„Gütiger Himmel! Und die Schwiegermutter!"

„Du willst ja nicht die Mutter heirathen, sondern nur —"

„Die vier Töchter? Danke, Mormone, ich will überhaupt nicht heirathen."

„Wollen sehen."

„Gieb Dir keine Mühe. Bekommt man denn je eine Frau allein? Da sind Brüder, Schwestern, die landesüblichen Schwiegereltern. Im Vertrauen gesagt, schon das bloße Wort ‚Schwiegermutter' flößt mir einen heiligen Schrecken ein. Ich habe da alle Tage in meiner Hauswirthin so ein Exemplar dieser Gattung vor Augen. Nein, nein, ich heirathe nicht, abgemacht! Sprich mir nicht mehr davon, wenn Du mein Freund bist."

„Hu, das klingt ja ganz feierlich! Doch sei es d'rum, alter Bursche. Man soll keinen Menschen zu etwas zwingen, auch nicht zu seinem Glück. Jetzt aber komm mit mir, ich will Dich meiner Frau vorstellen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Thu's lieber nicht! Du weißt, ich bin der reine Bär in Damengesellschaft."

„Macht nichts, Käthchen ist nicht furchtsam."

„Ich komme später nach, bereite Deine Frau erst vor."

„Vorbereiten? Sie wird nicht vor Schreck ohnmächtig werden, selbst nicht beim Anblick Deines Kopfes, auf dem sich schon jetzt bei dem Gedanken, mit einer Dame reden zu müssen, jedes Haar einzeln sträubt, sodaß Du für einen ganz passablen Igel gelten kannst. Oder soll ich meine Frau vorbereiten, damit sie Dich als weißgewaschene Ehrenjungfrau mit einem Blumenstrauß empfängt?"

„Ich muß doch erst Toilette machen."

„Hast Du die Absicht, mich eifersüchtig zu machen?"

„Der Himmel bewahre mich!"

„Also komm! Jetzt, sofort, ohne Widerspruch! Da ist Deine Angströhre, und nun vorwärts, der Gefahr entgegen!"

Ein kleines, zierliches, bis zum First mit Wein umranktes Haus.

Professor Holk, der junge Ehemann, und sein Freund, Kreisrichter Lenze, treten ein. Der Professor öffnet eine Thür.

„So, da wären wir! Tritt nur einstweilen hier ein, ich rufe indessen meine Frau."

Ein behagliches, teppichbelegtes Gemach; Feuer im Kamin, denn die Tage beginnen kühler zu werden; duftige weiße Vorhänge an den Fenstern, ein paar blühende Blumen, in den Ecken einige hübsch geordnete Blattpflanzen. An einem Fenster ein Nähtischchen mit dem Kreisrichter ganz verwunderlich erscheinenden Dingen.

„Hübsch ist's hier," denkt Lenze, nachdem er sich niedergelassen. „Angenehmer, als in meiner kahlen, unfreundlichen Wohnung. So traut und heimlich! Aber die Frau!"

Ein Zug des Mißbehagens fliegt über sein Gesicht.

„Wär's nur schon vorüber!"

Dann versinkt er wieder in Gedanken. Eine Thür öffnet sich, eine junge Dame tritt ein.

Ein lustiges, frisches Gesicht, ein ganzer Wald von krausen, braunen, goldig schimmernden Haaren darüber. Braune lachende Augen, ein keckes Näschen, ein schelmischer, rosiger Mund.

Sie bleibt betroffen stehen beim Anblick des behaglich dasitzenden Fremden, der, in Gedanken versunken, sie gar nicht bemerkt.

„Wer ist denn das?"

Sie spricht es leise für sich und tritt dann, absichtlich geräuschvoll, näher.

Er rührt sich nicht.

Da, — lebhaftes Stimmengeräusch draußen, ein schwerer Fall.

Der Fremde springt entsetzt auf, ohne in seiner Verwirrung die Eingetretene zu sehen.

„Herr des Himmels! Ein ehelicher Zwist! Sie ist ohnmächtig geworden, hingefallen! Armer Kerl! Nein, ich warte lieber nicht, lasse mich nicht vorstellen, müßte ihm peinlich sein. Ich brenne durch!"

Er will hastig davon und rennt gegen das halb erschrockene, halb belustigte Mädchen.

Der Hut entfällt seiner Hand. Er steht da, verzweifelt, wie ein ertappter Verbrecher. Vergebens fahren die Hände durch sein buschiges Haar, daß es sich nach allen Richtungen sträubt, — kein rettender Gedanke. „Verzeihung," stotterte er endlich, „Verzeihung, gnädige Frau, — bin sehr glücklich, — ich störe, — Sie sind also nicht mehr ohnmächtig?"

„Ich? Ohnmächtig?"

„Ja, doch, ja, bedaure unendlich, es war wirklich nicht meine Schuld. Er hat mich hierher geschleppt, habe ihm gleich gesagt, ich wollte nicht mit."

Sie steht da wie eine Bildsäule. Sie weiß nicht, was sie denken soll. Wer hat ihn hergeschleppt? Ist dieser Mensch ein Wahnsinniger, der seinem Wärter entsprungen?

Sie schaut ihm in's Gesicht.

Er sieht ganz vernünftig aus; zwar scheu, unbeholfen im höchsten Grade, aber er hat so gute freundliche Augen.

Wenn sie nur wüßte, was er eigentlich will. Sie faßt ihren Muth mit beiden Händen.

„Mein Herr, darf ich fragen, was Sie hierher geführt?"

„Ihr Gemahl, gnädige Frau, wollte durchaus —" Die Stimme versagt ihm. Die braunen Augen schauen ihn gar zu forschend an.

„Mein Gemahl? Aber ich bin ja gar nicht verheirathet."

„Dachte ich's doch!" ringt sich's verzweiflungsvoll aus seiner Brust. „Er hat sich in der Hausnummer geirrt."

„Ganz richtig scheint's doch nicht mit ihm," denkt sie bei sich.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, — gnädiges Fräulein," stottert er immer verwirrter, „ich wollte Sie nicht belästigen."

Und hastig seinen Hut aufnehmend, will er davon, verfehlt aber die rechte Thür und rennt fast einen Herrn und eine Dame um, die eben eintreten.

„Heda! Halt! Wo willst Du hin, Lenze?" ruft ihm der Eintretende erstaunt entgegen. „Verzeihe, lieber Freund," fährt er fort, „daß ich Dich so lange allein ließ. Meine Frau war beschäftigt und konnte nicht sogleich abkommen. Uebrigens," setzt er hinzu, die junge Dame gewahrend, „Du bist ja nicht allein gewesen, da ist ja Grete, meine Schwägerin."

Das junge Mädchen trat näher.

„Ist das ein Wirrwarr!" rief sie lachend. „Also Du, Hermann, hast den Herrn hergebracht? Er sagte mir, mein Gemahl habe ihn hergeführt, und da ich einen solchen in Abrede stellen mußte, wollte er sich entfernen. Namen hat der Herr nicht genannt —"

„Und Du auch nicht danach gefragt, Fräulein Unverstand! Nun komm, Kätchen," wandte sich Professor Holk an seine Frau, „da ist Lenze, mein treuester Freund seit unserer Kindheit bis auf den heutigen Tag. Wenn ich einen Bruder hätte, er könnte mir nicht theurer sein, als Fritz Lenze. Gieb ihm die Hand und, — erziehe ihn ein wenig für Damengesellschaft."

Die blonde Frau mit den sanften blauen Augen ergriff mit ihren kleinen Händen des Kreisrichters gewaltige Tatze.

„Wie gut von Ihnen, und wie froh bin ich, daß Sie gekommen, Herr Lenze. Hermann hat mir so viel von Ihnen erzählt, daß es seit lange mein Wunsch war, Sie persönlich kennen zu lernen. Aber Sie wollten ja nicht einmal zu unserer Hochzeit kommen."

„Aus Furcht vor Dir, kleines Frauchen!" warf der Professor ein.

„Spotte nicht, Hermann!" bat freundlich die junge Frau. „Sonst, glaube ich, kannst Du Deinen, unseren Freund wieder vertreiben."

Sie wandte sich wieder zu dem Kreisrichter.

„Sehen Sie, Herr Lenze, jetzt ist es aus mit dem einsamen Leben. Sie müssen oft, sehr oft zu uns kommen, wir wollen es Ihnen schon behaglich machen. Wird's Ihnen dann gar zu öde in Ihrem Hause, so ziehen Sie ganz zu uns. Wir haben Platz genug."

Der Professor war aufgesprungen.

„Höre, Käte," rief er, „das ist ein riesig gescheidter Einfall! In den zwei Stübchen oben, die wir gar nicht brauchen, könnte er ganz nach seinen Gewohnheiten leben, ohne zu stören, oder gestört zu werden. Lenze, alter Junge," wandte er sich an seinen Freund, dessen beide Hände ergreifend, „das ist zu schön, den Wunsch mußt Du mir erfüllen! Nein, sprich nicht dagegen, Fritz, komm zu uns, das soll ein Leben werden!"

Sie überredeten und baten, der Freund und sein liebliches Hausmütterchen, daß dem alten Junggesellen ganz weich um's Herz wurde, und der Gedanke an seine struppige, zänkische Hauswirthin ihn mit noch größerem Abscheu erfüllte als gewöhnlich.

Sie hatte Recht, die junge Frau, sie war ihm längst keine Fremde mehr, wenn er sie auch heute zum ersten Male mit Augen sah. Sechs Jahre war sie Hermann Holk's Braut gewesen, und oft waren Grüße getauscht worden in die Ferne, zwischen ihr und des Bräutigams bestem Freunde. Sie hatten so viel von einander gehört, daß sie sich vorkamen wie alte Bekannte.

Und als nun der Professor noch einmal die Hand nach ihm ausstreckte mit einem bittenden „Topp! schlage ein, alter Freund!" da konnte er nicht mehr anders; beide Hände reichte er den Freunden hin und dankte ihnen mit stummem Händedruck.

Und als die Sonne des nächsten Tages zur Rüste ging und die Hausbewohner sich im traulichen Stübchen um die summende Theemaschine sammelten, da saß Fritz Lenze unter ihnen als vollberechtigter Hausgenosse, und ihm war zu Sinne, als wäre es immer so gewesen.

Außer der kleinen Schwägerin lebte auch noch die Mutter der Frau Professor in Holk's Hause, eine liebe, sanfte Frau mit schneeweißem Haar und blauen Augen. Die alte Dame hatte die seltene Gabe, es Jedem in ihrer Nähe angenehm und heimisch zu machen.

Als Lenze die Freunde verlassen und sich hinauf in seine Wohnung begeben hatte, da begannen die Jahre der Vergangenheit an seinem Geiste vorüber zu ziehen. Er empfand keinen Schlaf, zündete eine Cigarre an und setzte sich an das geöffnete Fenster.

Sein Elternhaus trat vor seinen Geist, ein Pfarrhaus auf dem Lande.

Es war Abend.

Kerzenschimmer erhellte das Gemach. Sein Vater kniete vor einem Sarge, darin lag seine Mutter, seine schöne Mutter, in ihrem Arm das kleine Schwesterchen, über welches er sich so gefreut hatte, und das nur wenige Tage alt geworden war.

Er selbst zählte damals kaum sieben Jahre. Stumm, mit zu Gott erhobenen Händen, lag sein Vater vor dem Sarge, der sein Lebensglück barg.

„Die Mutter todt!"

Ein heißes, ungekanntes Weh überkam den Knaben, daß er laut aufschrie, wie in körperlichem Schmerze.

Da legte sich sanft eine Hand auf seine Schulter, ein gutmüthiges, rosiges Antlitz beugte sich über ihn, und eine freundliche Stimme sprach:

„Weine nicht so bitterlich, mein Junge. Mutter ist nun beim lieben Gott und hat's da gar gut, und das kleine Schwesterchen ist auch ein Englein im Himmel. Und Beide schauen auf Dich herab und bitten unsern lieben Herrgott, daß er Dich gut und brav mache, damit Du Deines Vaters Freude werdest. Vater hat jetzt nur noch Dich, und er ist so traurig; darum weine nicht, das thut ihm weh! Da ist Hermann, geh' mit ihm in's Nebenzimmer."

Ein kleiner Knabe, vielleicht ein Jahr älter als er, einfach aber reinlich gekleidet, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Dann erzählte er ihm so schöne Geschichten vom lieben Gott und seinen holdseligen Engelein, daß der kleine Fritz allen Jammer vergaß und aufmerksam lauschte.

Der fremde Knabe war Hermann Holk, der Sohn des Küsters; und die freundliche Frau war seine Mutter.

Sie wurden unzertrennliche Freunde, die beiden Knaben, die sich in so trauriger Stunde zusammengefunden.

Der Prediger unterrichtete den Küstersohn zusammen mit seinem eigenen, und des Knaben aufgeweckter Geist, seine Lernbegierde, sowie sein treues, dankbares Herz erkennend, sorgte er auch später für ihn wie für seinen eigenen Sohn. Zusammen besuchten die Freunde das Gymnasium der nahegelegenen Stadt, zusammen bezogen sie die Universität. Kurz, nachdem sie ihre Studien beendet, starb der Prediger.

Sein einsamer Sohn, der keine Verwandte besaß, fand im Küsterhause seine treuesten Freunde.

Nun waren auch der Küster und seine Frau seit Jahren todt. Die beiden Freunde hatten ihren Weg im Leben gemacht. Der Eine war ein geschätzter Gelehrter, der Andere ein angesehener Beamter geworden. Professor Holk hatte vor wenigen Tagen ein junges Weib heimgeführt. Er selbst, — Fritz Lenze seufzte.

Ihm blühte wohl nie solch' ein Glück.

Er fürchtete die Frauen. Sie machten ihn eckig, verlegen, fast „tölpelhaft", dachte er bei sich.

Er stand auf und trat an seinen Schreibtisch.

Er öffnete ein geheimes Fach, und was der Kreisrichter Fritz Lenze demselben entnahm, war ein gar sonderbarer Gegenstand für einen halben Weiberfeind, nämlich eine kleine Wachspuppe in blauem Kleidchen, mit krausen Flachslöckchen und beweglichen blauen Aeuglein. Auch „Mama" konnte sie sagen, wenn man sie drückte. So hatte ihm das kleine Mädchen versichert, das ihm die Puppe einst in die Hand gelegt.

Er hatte es nie versucht.

Was wohl aus ihr geworden war, aus der rosigen Kleinen mit den großen braunen Augen, die er als Student mit eigener Lebensgefahr den Hufen scheu gewordener Pferde entrissen hatte, und die so kindlich schmeichelnd bitten konnte und nicht nachließ, bis er die Puppe, ihre „Lieblingspuppe" als Dank entgegennahm? Er hatte weder die Kleine noch das sie begleitende Dienstmädchen nach des Kindes Namen gefragt. Das hatte ihm schon oft leid gethan, und noch jetzt verfolgte ihn zuweilen das liebliche Kindergesicht bis in seine Träume. Tagsüber neckte ihn indeß ein anderer Kobold, Gretchen, des Professors Schwägerin. Bisher war der geduldige Schwager die Zielscheibe all' ihrer Possen und Streiche gewesen.

Nun hatte er in dem Kreisrichter einen Leidensgefährten gefunden. Eines Tages hatte die kleine Schelmin es so bunt getrieben, daß „Orest und Pylades", wie sie die beiden Freunde nannte, eine lange, lange humorvolle Anklage zu Papier brachten und dieselbe Abends am Theetisch der Mutter feierlichst überreichten. Die alte Frau lachte bis zu Thränen und versprach, wenn auch nicht Abhülfe, so doch Waffen zur Gegenwehr.

„Warte, Schelm!" drohte sie lächelnd dem in komischer Zerknirschtheit dastehenden Mädchen, „ich werde unseren Freunden Gelegenheit geben, Dir Deine Neckereien zu vergelten. Hört also, welch' thörichtes kleines Mädchen unser Gretchen einst war —"

„Noch ist und wahrscheinlich noch lange bleiben wird!" schaltete die Betreffende mit überzeugendem Tone ein.

„Ich will Euch eine Thorheit erzählen," fuhr die Mama fort, aber wieder unterbrach die Tochter mit dem Ausdruck reinen Erstaunens:

„Nur eine, Mama?"

„Ja, damit Du's weißt, böses Kind, die Puppengeschichte."

„Verzeih', Mamachen!" sagte der Professor, „das klingt nicht sehr verheißend."

Lenze aber rückte seinen Sessel näher und schaute seltsam forschend auf das junge Mädchen.

„Gretchen," begann die Mutter, „war damals ein Kind von kaum sieben Jahren. Eines Tages erlaubte ich ihr, das Dienstmädchen auf einem Gange zu begleiten. Beinahe hätte ich diese Erlaubniß ewig zu bereuen gehabt. Beim Ueberschreiten eines Straßendammes machte sich die wilde Hummel von der Hand des Mädchens los, um schneller hinüber zu laufen und gerieth fast unter die Hufe eben heranstürmender scheu gewordener Pferde. Ehe das vor Entsetzen halb gelähmte Dienstmädchen noch eine Bewegung machen konnte, hatte ein junger Mann mit eigener Lebensgefahr das Kind den Hufen der Pferde entrissen und auf die Seite getragen. Gretchen erholte sich schnell von ihrem Schrecken, dachte aber gar nicht daran, — meine lieben Zuhörer, die das Vergnügen haben, den Kindskopf zu kennen, werden das ganz begreiflich finden, — also sie dachte gar nicht daran, ihren Retter nach seinem Namen zu fragen oder ihn zu mir zu führen. Sie hielt ihn wohl für hinlänglich belohnt durch — ihre Puppe, die sie ihm als Lohn für ihre Rettung in die Arme legte. Nun sagt, ist das nicht ein Stückchen Dummheit, dessen sich mein Töchterchen noch heute schämen muß?"

„Ach!" entgegnete Gretchen etwas kleinlaut, „wenn Ihr nur wüßtet, welchen Schmerz mir die Trennung von dieser Puppe bereitete, Ihr würdet nicht lachen. Ich weinte mich Abends mit bitteren Thränen in den Schlaf, es war meine Lieblingspuppe, und sie konnte auch ‚Mama' sagen."

„Nun," sagte ihr Schwager lachend, „wie es scheint, kannst Du den Verlust der Puppe noch heute nicht verschmerzen. Da wollen wir doch gleich morgen für Ersatz sorgen."

Gretchen warf ihm einen strafenden Blick zu.

Lenze war aufgestanden und stumm hinausgegangen. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, die Wachspuppe aus seinem Schreibtisch in der Hand.

„Erkennen Sie die Puppe wieder, Fräulein Gretchen?" fragte er lächelnd.

Gretchen stand in hellem Erstaunen.

„Sie, Herr Lenze, Sie waren mein Retter? Und ich habe Sie nicht wiedererkannt!"

„Hätte Dir auch schwer werden sollen, Kleine!" lachte Professor Holk. „Damals zierte dieser dichte Urwald noch nicht sein Kinn, nur ein zierliches Schnurrbärtchen bedeckte seine Oberlippe. Die Rettungsgeschichte eines Kindes kannte ich übrigens, aber von der heimlich aufbewahrten Puppe hat mir dieser alte Heimtücker nicht ein Sterbenswörtchen gesagt."

Die Mutter hatte in wortloser Rührung Lenze's Hände ergriffen.

Da machte sich dieser sanft los.

„Bitte, bitte, Mama, nicht danken! Frau Käthchen, kein Wort, — oder ich laufe davon. Es war keine Heldenthat und ist nicht der Rede werth. Aber," wandte er sich an Gretchen, „muß ich meine Puppe nun wieder herausgeben? Ich meine, geschenkt ist geschenkt und behalte sie. Später erbitte ich mir dazu wohl noch ein größeres Geschenk," schloß er mit innigem Blick auf das erröthende Mädchen.

Wenige Monden danach machte er sein Wort wahr. Er verlangte und erhielt Herz und Hand Gretchens.

Nachdruck verboten.

Emmy von Dincklage-Campe †.

Von Helene Pichler.

Sie war eine merkwürdige Erscheinung, diese Emmy von Dincklage, deren irdische Hülle vor einigen Tagen in der Familiengruft derer von Dincklage auf „Haus Campe" im Emslande zur ewigen Ruhe beigesetzt wurde. Wer jemals mit ihr in nähere Berührung kam, vergaß sie nicht wieder, denn unverlöschlich prägte sich sowohl ihr äußeres Bild, wie ihre Art des Seins dem Gedächtnisse ein.

Man hatte, selbst bei der flüchtigsten Begegnung, sofort die Ueberzeugung, einer hochbedeutenden Frau gegenüber zu stehen, und bei näherer Bekanntschaft fühlte sich ein Jeder gezwungen, diese Frau zu bewundern, zu verehren und, — was mehr ist als beides, — zu lieben.

Gern erfülle ich den Wunsch der Redaction der Illustrirten Frauen-Zeitung, der Dahingeschiedenen einige Worte zu widmen; stand sie mir doch im Leben freundschaftlich nahe, und hatte ich doch oft Gelegenheit, in ihre wahrhaft große und gute Seele zu blicken, die Art ihres dichterischen Schaffens zu belauschen und ihr liebenswürdiges, echt weibliches Walten im Kreise ihrer Familie zu beobachten.

Es sei mir gestattet, zunächst über die „Schriftstellerin" Einiges zu sagen, zumal sich die nun Verblichene einen dauernden Platz neben den Besten in unserer zeitgenössischen Literatur erworben hatte. Emmy von Dincklage zeigt sich uns in all' ihren Schriften und Werken als fest ausgeprägter Charakter. Da ist keine sentimentale Gefühlsschwelgerei, kein Haschen nach Effect, kein Liebäugeln mit bedenklichen Situationen zu finden. Alles ist groß, klar, wahrhaftig und rein. Man hat Emmy von Dincklage die „Dichterin des Emslandes" genannt, und das mit Recht, denn diesen westlichsten Theil unseres deutschen Vaterlandes hat sie uns erst in ihren vortrefflichen Novellen und Charakterbildern voll erschlossen.

Immer wieder und wieder schöpfte sie aus dem Leben dieser, ihrer eigenen, „weltentlegenen, culturfremden Heimath", um, in oft knappester Form, die stillen Moor- und Heidegegenden, über denen im Frühling der „Moorrauch" lagert und wo später der Buchweizen seine zierlichen Halme im Sommerwinde beugt, zu schildern. Kein Hauch von dem seltsamen, schwer-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

müthigen Zauber dieser Gegenden ging bei den Schilderungen verloren, und ebenso wahrhaftig und lebendig wie das Land, treten uns die Menschen entgegen. Es sind prachtvolle Gestalten, wie aus Vorväter-Zeit, die uns mit ernsten Augen aus Emmy von Dincklage's Schriften anschauen; wir glauben uns in längst vergangene Zeiten zurückversetzt, wo weder an Eisenbahnen noch Telegraphen gedacht wurde, wo „der Schritt der Zeit" leise und bedächtig war. Fast möchte man glauben, man hätte in diesen Gestalten die Letzten der alten „Amsivarier" vor sich, die schon zu Drusus' Zeiten an den Ufern des Emsflusses festsaßen.

Sie sind Alle dem Leben abgelauscht, diese dichterischen Gestalten: der halb stumpfsinnige und doch so fest in seiner eigenen Lebensphilosophie beharrende Ochsenknecht, wie das unheimliche alte Weibelein, die „goldene Lisebeth, die sich selber nicht so ganz sicher darüber ist, daß sie nicht wirklich eine Hexe sei", die „Heide-Imme", eine der rührendsten Mädchengestalten, die den in der Nacht erfolgten Tod ihrer „Bestmutter" (Großmutter) am frühen Morgen in aller Form, mit heiliger Einfalt und Einfachheit den Immen ansagt, die bislang die einzigen Ernährer der beiden einsamen, armen Frauen waren.

Die Dichterin lebte mit ihren Landsleuten, als gehörten sie alle zu ihrer Familie, in innigster Verbindung. Nur daraus läßt sich auch ihre Naturtreue und tiefe Wahrhaftigkeit erklären. Ich bin bei Spaziergängen oft Zeuge gewesen, wie die „Frau Baronin" (Emmy von Dincklage war Inhaberin einer Stelle im adeligen Fräuleinstift zu Börstel, und führte als solche den Titel „Frau", obwohl sie nie verheirathet war) mit „ihren Leuten", als der ihren Eine verkehrte.

Im Städtchen Lingen war ich beispielsweise zugegen, wie sie die Straßenjugend zu erziehen suchte:

„Jan, Du großer Bengel, schäm' Dich doch! So'n lüttes Wurm von Mädchen schmeißt Du in die Gosse? Gleich kommst Du daher und sagst schön Abbitte! Na, ich will Deine Hand nicht! Aber der Grete sollst Du sie reichen! So, das ist hübsch! Mach' aber nicht solch' brummig Gesicht dabei! So! Das ist gut! Noch ein bischen artiger."

Ein anderes Mal, als wir im Herbstsonnenschein unter den Birken und Erlen des Emskanals dem „Haus Haneken" entgegen wanderten, dem sorglich bewirthschafteten Gute, wo Agnes, die mit einem Amerikaner verheirathete jüngste Schwester unserer Dichterin residirte, trafen wir auf dem schmalen Kanalwege zwei lasttragende Frauen, Mutter und Tochter, von denen die Letztere heftig weinte. Auf einen Wink meiner Freundin schritt ich weiter, während sie selber stehen blieb und eine lange Discussion mit den Beiden anfing.

„Nun?" fragte ich, als sie mich wieder eingeholt hatte.

„Ja, das ist nun so," sprach die Dame so vor sich hin, als wäre ich gar nicht zugegen, „da muß getröstet werden, wenn auch alle Beide Unrecht haben: die Mutter ist unglücklich, weil die Tochter den Reichen, der aber „gesessen" hat, nicht nehmen will; und die Tochter heult, weil die Mutter den armen Schulmeister vom Moor nicht anerkennen mag. Ich muß mir diesen jungen Menschen erst 'mal genau ansehen, ehe ich für ihn stimmen kann."

Letztere Wendung bezog sich darauf, daß das „Kloster Börstel" noch heute verschiedene Pfarr- und Schulmeisterstellen im Emslande zu vergeben hat. Wenn der junge Schullehrer, den die „Frau Baronin" gewiß alsbald vor ihr mildes Antlitz beorderte, nur einigermaßen ein Mann nach ihrem Herzen war, dann hat er sicher die „Stelle" und die „Alheit" (Adelheit) gekriegt, und die „Frau Baronin" mußte eben so sicher bei dem Erstling des jungen Paares Gevatter stehen!

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Seemannsscherze. — Von C. Seeber. Siehe die Abbildung, Seite 113. — Pieter van den Brinken, eine alte Theerjacke, ist in ganz Vlissingen berühmt wegen seiner selbsterlebten Geschichten. „Eines Tages," so erzählt er, „lagen wir mit unserem Schooner bei Windstille unter einer der karaibischen Inseln, wo die Menschenfresser hausen. Das Wasser war uns knapp geworden und der Kapitän meinte zu mir, ich könnte 'mal hinüberrudern, um zu sehen, ob auf der Insel keine Quelle zu entdecken sei. Ich steige also in die Jolle und fahre ab. Wie ich den Fuß an's Land setze, stürzt plötzlich eine ganze Schar von Kannibalen aus einem Hinterhalte auf mich los, und ehe ich nur weiß, wie mir geschieht, bin ich umzingelt und gefesselt. Die Kerle schleppen mich nach ihrem Lager. Ich werde an einen Pfahl gebunden, und während einige von den blutdürstigen Teufeln trockenes Holz zum Braten um mich herum aufschichten, tanzen die Anderen wie wahnsinniges Höllengelichter um den Pfahl und wetzen die Zähne zu der leckeren Mahlzeit. Ich sage mir natürlich, daß mein letztes Stündlein gekommen ist und ergebe mich in mein Schicksal. Mit einem Male kommt so ein schwarzer Satan auf mich zugesprungen und fährt mir mit seinem langen Messer unter die Nase, daß ich nicht anders denke, als er will sie mir abschneiden. Natürlich kitzelte das furchtbar, und das war mein Glück ..." „Wie so denn, Pieter?" fragte das Gretje, die mit athemloser Spannung zugehört hat. — „Ich mußte plötzlich fürchterlich niesen, und davon wachte ich auf. Ich hatte die ganze Geschichte nämlich nur geträumt," sagt der boshafte Pieter trocken. —e.

Fürs Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Unser armer Backfisch. — Da werden sie immer beklagt und bedauert, die armen Männer, die in jetziger Zeit dazu verdammt sind, überbildete und unpractische junge Mädchen zu heirathen! Aber giebt es wohl eine barmherzige Seele, die Mitleid fühlte mit dem jungen Mädchen und unser Backfischlein bedauert, statt an ihm herumzumäkeln? Und sie sind doch gar schlimm daran, die armen Dinger. Sie müssen lernen und wieder lernen, ach, manchmal so überflüssige und langweilige Sachen; sie müssen sich in ihren kärglichen Freistunden mit der Musik abplagen, auch wenn sie keine Spur von Talent haben! Zu allen häuslichen Beschäftigungen, welche für ein Mädchen, schon der wohlthuenden Abwechselung wegen zwischen anstrengendem geistigen Denken, so segensreich wirken würden, bleibt ihnen niemals eine Minute Zeit in den letzten Jahren ihrer Schulzeit. Sie lernen daher auch nie das frohe Gefühl kennen, Mütterchen einmal hülfreich zur Hand zu sein, wohl gar einmal selbständig einen Eierkuchen zu backen und vom Vater liebevoll „kleines Hausmütterchen" genannt zu werden. So bleibt ihnen vor ihrer Einsegnung der Haushalt ein Labyrinth, in welchem sie sich nicht zurecht finden, in dem sie bei gelegentlichem Hineintappen nur Unheil anrichten. Und nach der Einsegnung, wo man erwarten sollte, daß nun die Mutter ihnen den leitenden Faden giebt, sich zurecht zu finden, ach, da scheitert auch der beste Wille oft an mancherlei vorher nicht geahnten Hindernissen! Eins der schlimmsten, ich muß es beklagen, sind die rüstigen Mütter selber, denn es fehlt ihnen eins, — die Geduld! Sie verlangen, daß das Backfischchen womöglich schon Alles wissen soll, was ihnen eben selbstverständlich, den Töchtern aber oft unbegreiflich ist, und was zu lehren sie nicht im Stande sind, weil sie eben fehlt, die liebe Geduld.

Auch die „Vergeßlichkeit" der Jugend ist den Müttern ein stetig wiederkehrendes Aergerniß und Anlaß zu Vorwurf über Vorwurf, und man möchte mit Recht fragen, war unsere tüchtige Hausmutter nie jung und vergaß sie nichts? Schlimmer aber fast noch als die mangelnde Geduld ist das wenige Zutrauen, welches rührige Mütter in das Können und Wollen ihres Töchterchens setzen; ich bin überzeugt, ein wenig „Selbständigkeit" und ruhiges „Gewährenlassen" werden dem Kinde das Ziel erreichbarer erscheinen lassen, als das stete Predigen und Ueberwachen, durch welches leicht niedergedrückte Gemüther den Muth und die Kraft und Lust zur häuslichen Thätigkeit verlieren. Was macht es, wenn einmal der Apfelreis angebrannt, das Gemüse versalzen und der Braten ein „klein wenig" angesengt ist, Väterchen läßt bei der betrübten Miene der kleinen Sünderin gewiß Gnade vor Recht ergehen, und wenn Mütterchen klug ist, schilt sie nicht, sondern tröstet. Sicher geht es das nächste Mal besser, und bald wird die Tochter der vielbeschäftigten Hausfrau eine liebe Stütze sein.

Das arme Backfischlein aber, welches keine so vernünftige Mutter hat, ist wahrlich zu bedauern; denn nun giebt's in der Lehrzeit nichts als Jammer der Mama über Töchterchens unglaubliche Ungeschicklichkeit und Thränen dieses gescholtenen Unglückskindes, bis selbst dem harmlosen Vater die trübseligen Gesichter auffallen und nach einem Jammerausruf der Mutter und gekränktem Schluchzen des Backfisches, der Hausherr die ungemüthliche Atmosphäre des Hauses vertreibt durch die Entscheidung: „Das Kind soll in eine Pension". Und so geschieht es, nur wird der Zweck höchst selten erreicht, wirthschaftlich tüchtig wird das Mädchen fast nie, und so wichtig und segensreich die Pensionen an und für sich auf die Charakterbildung des Kindes wirken können, so gut das „Sich fügen" und das „Kennenlernen anderer Verhältnisse" ist, für die Vorbereitungen zu dem späteren hauswirthschaftlichen Beruf eignen sich die Pensionen meistens nicht. So kehrt das Töchterlein, hold und lieblich zwar, aber nicht viel practischer zurück, ist der enttäuschten Mutter nicht viel mehr Stütze als vordem, es sei denn, daß nun die Mutter das Kind noch richtig anleitet. Dazu kommen jetzt die Vergnügungen und bald ist Backfischlein glückliche Braut. Die Zeit eilt weiter, und noch einmal besuchen wir unseren armen Backfisch, welcher jetzt die glücklichste junge Frau sein könnte, — wenn der Haushalt und das böse Kochen nicht wäre. Viele Tage ungetrübten Glückes werden durch diese Kümmernisse dem jungen Weibchen gestört, bis es anfängt „practisch" zu werden und, zum Nachdenken über sich selbst kommend, fragt, ob sie das Wirthschaften wirklich früher nicht hätte leichter lernen können, wenn, — ja, wenn sie nicht „Unser armer Backfisch" gewesen wäre. Luise Holle.

Kleine Notizen. — Cherry brandy, bekannter unter dem Namen „Kirschwasser", wird aus den Früchten des wilden Kirschbaumes durch Gährung und Filtration hergestellt. Man entstielt die Kirschen, zerstampft ½ bis ⅔ derselben mit den Steinen, zerreibt die übrigen mit Zurücklassung der Kerne und drückt die Früchte in passende Fässer. Nach vollendeter Gährung wird der gewonnene Saft destillirt, rectificirt und auf Flaschen gezogen. E. K.

— Saure Kirschen ungekocht einzumachen. Große, schöne saure Kirschen, namentlich die sogenannten Ostheimer, werden vorsichtig ausgekernt und mit leichtem guten Weinessig übergossen. Nach einigen Stunden gießt man den Essig ab und füllt die Kirschen, die noch genügend saftig sein müssen, in sorgfältig gereinigte Gläser, wobei man jede Lage mit einer entsprechenden Schicht von fein geriebenem weißen Zucker bedeckt. Nachdem man auf die oberste Zuckerlage ein in Rum getauchtes Papier gelegt hat, werden die Gläser mit Pergamentpapier gut verschlossen und trocken aufbewahrt. Die so bereiteten Kirschen halten sich vorzüglich; der abgegossene Essig kann mit Zucker aufgekocht werden oder bei gleichzeitiger Bereitung von Essigkirschen Verwendung finden.

— Kirsch-Liqueur. Reife saure Kirschen werden abgestielt, sauber abgerieben und mit den Steinen in eine weithalsige Flasche gethan. Hierauf gießt man feinen Korn oder Franzbranntwein auf die Kirschen, fügt besten Farinzucker hinzu und läßt die Flasche gut verschlossen einige Wochen stehen. Auch kann man nach Belieben noch Zimmet, Gewürznelken und Cardamom hinzuthun, doch ziehen Viele das reine Kirscharoma vor. In Betreff der Zuckermenge ist ebenfalls der persönliche Geschmack maßgebend; man pflegt gewöhnlich ¼ Kilogramm auf das Liter Korn zu rechnen. Nach Ablauf einiger Wochen gießt man durch einen Trichter den Kirschliqueur ab, der ganz klar, wohlschmeckend und von schöner Farbe ist. Die zurückbleibenden Kirschen kann man nochmals ausziehen lassen und zu Liqueur verwenden. O. A.

*

Hochzeits-Geschenken eine Form zu verleihen, durch welche sie für die Braut noch eine besondere Bedeutung erhalten, indem sie in irgend einer Beziehung zu den Ereignissen ihrer Jugend stehen, ist im Allgemeinen recht schwer. Besonderer Dank der Leserinnen ist daher der liebenswürdigen Freundin unserer Zeitung gewiß, welche durch Einsendung der kleinen, mit dem Brandstift verzierten Truhe willkommene Anregung bietet, bei solcher Gelegenheit die eigenen Talente in's Treffen zu führen und die Gabe hierdurch doppelt werthvoll zu gestalten. An der Ausführung können sich auch Mehrere betheiligen, je nachdem ihnen Ornamente, Landschaften oder Figürliches geläufiger sind; ebenso würden Stift und Pinsel vereint, d. h. Brand- und Holzmalerei, reiche Wirkung erzielen. Zur Ueberreichung von Brautkranz und Schleier bestimmt, zeigt der Deckel der Truhe eine Ansicht des Vaterhauses der Braut; ihre Chiffre, sowie die Daten des Verlobungs- und Hochzeitstages befinden sich auf den Schildern inmitten der Verzierungen der Wände. Diese

Ornamente wurden einer feinen Goldstickerei nachgebildet und wirken nicht unähnlich der Einlege-Arbeit Intarsia. Jede Linie muß möglichst glatt und exact eingebrannt werden.

Die Anwendung des entgegengesetzten Verfahrens zeigt das von derselben geschickten Hand uns zugegangene kleine Kreuz, eine Art Hausegen, der seinen Platz im Schlafzimmer oder neben dem Schreibtische erhält. Ornamente und Spruchband heben sich hell von dem gebrannten Grunde ab; dieser erscheint durch regelmäßiges Punktiren mit dem steil gehaltenen, rothglühenden Stift wie gepunzt. Schrift und Schatten in Band und Ornament sind in feinen Strichen eingebrannt. Die Größe des Kreuzes ist bei der Einfachheit des Ornamentes leicht beliebig einzurichten; auf Ahornholz arbeitet der Brennstift am sichersten. E. F.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Essig. — Welche verehrte Leserin theilt mir ein gutes Essig-Recept mit? Treue Abonnentin in Stettin.

Spitzwegerich. — Wie kann man echten Spitzwegerich von gefälschtem unterscheiden, und ist gefälschter schädlich?
Mathilde S. in K., Oest. Schlesien.

Spiegelgläser und Fensterscheiben zu putzen. — Auf welche Weise lassen sich am schnellsten und leichtesten Fenster und Spiegel reinigen und putzen? M. R., Brieg.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Bohnenwasser (72). — In unserem Hause wird Bohnenwasser mit bestem Erfolge zur Beseitigung von Flecken, wie zum Waschen bunter und schwarzer Stoffe benutzt. Dies einfache, billige Mittel erspart in vielen Fällen die Anwendung scharfer Säuren, die sonst bei der Vertilgung von Flecken gebräuchlich sind und hat dabei den großen Vorzug, weder Farbe noch Stoff anzugreifen. Die Herstellung ist überaus einfach. Die trockenen, weißen Bohnen sind mit dem erforderlichen weichen Wasser, aber ohne Salz, anzusetzen und gar zu kochen; sie können nach dem Abgießen noch gesalzen werden und bei Tische Verwendung finden. Die abgegossene Brühe aber besitzt überaus reinigende Eigenschaften. Es ist erstaunlich, wie bald die verschiedensten Flecke, — mögen sie von Fett, Obst, Wein, selbst Tinte herrühren, — verschwinden, wenn man die beschädigten Stoffe oder die Flecke in lauwarmem Bohnenwasser einweicht und ausreibt. Sollen seidene, wollene oder baumwollene Kleidungsstücke gewaschen werden, so rechne ich auf ein halbes Kilogramm Bohnen etwa 4 Liter Wasser, drücke und reibe die Gegenstände in dem lauwarmen Bohnenwasser ohne Anwendung von Seife tüchtig durch und spüle zweimal lauwarm nach. Wenn die Stoffe, solange sie noch etwas feucht sind, gut gebügelt werden, erscheinen sie nach dieser Behandlung wie neu.
Treue Abonnentin in Holstein.

Glaskugeln (80). — Wenn sie im Besitze geeigneter Flaschen sind, können Sie sich spiegelnde Glaskugeln ohne große Mühe selbst herstellen. Für schwarze Kugeln, auf denen nach meiner Meinung das Spiegelbild der Landschaft am schönsten erscheint, wird Leinöl und Kienruß dick eingekocht und diese Mischung in die kugelförmige Flasche gegossen und durch Umschwenken gleichmäßig vertheilt. Der Ueberzug trocknet bald und bekommt auch in der Sonne keine Sprünge. Zur Versilberung bedient man sich einer Legirung, die aus Zinn, Blei und Wismuth zu gleichen Theilen besteht und mit ⅔ des Gewichts Quecksilber zusammengearbeitet wird. Die Mischung wird ebenfalls in die vollständig trockene und etwas erwärmte Flasche gegossen und so lange geschüttelt, bis der Ueberzug gut vertheilt erscheint.
C. M. in Breslau.

Atlas (80). — Einzelne Flecke lassen sich mit Benzin, Salmiak und anderen geeigneten Mitteln entfernen; soll der Atlas aber gewaschen werden, so wende ich das folgende Verfahren mit gutem Erfolge an. Der Stoff wird mit Eidotter bestrichen, in lauem Wasser gewaschen, dann gespült und getrocknet. Inzwischen löse ich Traganth-Gummi in halb mit Brunnenwasser verdünntem Weinessig, seihe die Auflösung durch ein Tuch und weiche den Atlas gleichmäßig darin ein, sodaß er überall stark angefeuchtet wird. Hierauf drücke ich das Gummiwasser wieder aus und lasse den Atlas schnell an der Sonne oder am warmen Ofen trocknen.
Maria in Komorn.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 16. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 16. August 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Das Gut im Monde.

Novelle von Marie von Olfers.

(Schluß.)

„Was den Reichthum anbetrifft," sagte Servaz, „der zerfließt Manchem wie Wasser in der Hand. Ich kann nicht mehr so viel geben. Vielleicht haben Sie noch ein kleineres Zimmerchen!"

„Noch kleiner?" wiederholte sie erstaunt, „ei ja, da wäre wohl eins, aber es schickt sich eigentlich nicht für solchen Herrn, — die Handwerker wohnen darin."

„Mir wär's recht; auch wenn Sie irgend welche Arbeit wüßten. Sie hatten doch früher immer allerlei zu schreiben für mich!"

„Natürlich! Solch ein fleißiger Mensch wie Sie findet überall zu thun. Soll ich Ihre Sachen holen lassen?"

„Meine Sachen sind hier."

Da ging die Frau schweigend voran; ihr wurde klar, wie es stand, und Servaz fühlte das.

Die Mägde kamen schwatzend zusammen; bald wußte es das ganze Haus, der leutselige Herr sei wieder da, der die schönen Verse mache, das Gut aber sei fort. Die gute Frau brachte ihm gleich am nächsten Tage Allerlei zu thun, was sie bei ihren Miethern, deren sie Viele hatte, eingesammelt hatte.

Ihr war, als sei ein verlorener Sohn heimgekehrt, und auch ihm schien es, als wäre er wieder in seiner Heimath.

Er stand noch lange wie an jenem Abend am Fenster. Der Mond kam wieder, aber er hatte einen Hof; auf seinem Gute dort oben war auch schlecht' Wetter.

Ob er je wieder würde schreiben können? Wo war die Fluth der Gedanken, die Fülle der Gefühle, der Gestalten?

Sie strömen aus einer gesunden, frischen Seele, nicht aus einer, die mit gebrochenem Flügel am Elend eines verfehlten Lebens schleppt.

Mit einem Seufzer wandte er sich vom Fenster ab.

Diesmal weckte ihn keine Glücksbotschaft aus seinen traurigen, schweren Träumen.

Er arbeitete unermüdlich, wie ein Lastthier. Das verstand er wenigstens, machte Correcturen, schrieb lange Manuscripte anderer Dichter und Dichterinnen ab. Der Verdienst war nicht groß, aber er sah ihn doch wachsen. Für sich brauchte er wenig; wenn ihn die gute Wirthin nicht zwang, etwas aus ihrer Küche zu kosten, lebte er nur von Kaffee und Brod.

Die Leute im Hause, alle dem freundlichen Herrn zugethan, schüttelten die Köpfe und meinten: lange würde der es wohl nicht machen, der würde ja alle Tage bleicher.

Eine dicke Freundin der Frau Wirthin rieth ihr, den blassen Miether bald hinauszusetzen, sie wisse, was es für Schwierigkeiten mache, wenn Jemand, der so wenig Mittel habe, im Hause sterbe.

9.

Jetzt erst war Britta unglücklich, und kein Jauchzen der Kinder konnte sie von dem Stein befreien, der auf ihrer Brust lag. Immer wieder hörte sie die bösen Worte, die sie Servaz gesagt hatte! —

„Das Beste wäre, Ihr siedeltet ganz zu mir herüber," meinte Hans Saatwinkel, „dort gehörst Du hin. So gern es auch Tim giebt, es bleibt doch immer ein Almosen."

Aber sie wollte nicht.

„Tim hat meinen Mann lieb gehabt, ich kann nur da wohnen, wo man ihn liebt," sagte sie.

„Ewig mit Eurer Liebe! Ich dächte, die könnte bei all' diesem Elend vergangen sein! Er sprach auch davon, als ich ihn unter Eurem Fenster traf."

„Du sahst ihn?" fuhr sie auf.

„Es ist schon lange her, — wer weiß, wo er jetzt steckt."

„Du hast ihn verjagt!" schrie sie.

„Sein schlechtes Gewissen hat ihn verjagt, ich sagt' ihm nicht ein Wort, das er sich nicht selber sagen mußte."

„Er ist fort, und ich kann nicht ohne ihn leben, Vater!"

„Ich sehe ja, es geht ganz gut! Er hörte Euch lachen und meinte, wenn es Euch gut ginge, wäre auch er zufrieden. Wer weiß, ob er nicht recht froh ist, Euch mit guter Manier los zu sein; für so Einen ist eine Frau und ein Pack Kinder eine große Last! Vielleicht wird er wieder Dichter, lebt im Monde und was weiß ich. Wir Erdenwürmer verstehen davon nichts. Du solltest vernünftig werden; hast allen Grund, jetzt glücklich zu sein."

„Glücklich ohne ihn? O Vater, Du weißt nicht, was glücklich sein heißt!"

„Nein! Eure Sorte glücklich sein ist eine ganz aparte. Darin bist Du wie die Mutter."

„Sprich nicht von ihr, Vater, oder ich weiß nicht, was ich thue! Von Dir hatte ich die bösen Worte, die ich ihm sagte, ich hab' ihn fortgetrieben, ich selbst!" —

Er hatte ihr oft er-

Wiener Kaffeehäuser. Von M. Ledeli.

Spielzimmer im Café central.

Kaffeehaus in einer Wiener Vorstadt. — Siehe Seite 123.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zählt von seinem Zimmerchen in der Stadt, ihr das Haus beschrieben, die Straße genannt. Sie hatte Tim gebeten, gleich dort zu fragen. Er hatte es auch gethan.

„Sag' nichts, verrath' mich nicht," bat Servaz. „Du siehst ja, es ist nicht mehr auf lange. Ich will ihr ersparen, mich so zu sehen. Wenn sie erst frei ist, kann sie sorglos mit ihren Kindern bei Dir leben, Tim. Mit mir ist es aus, für mich gab's nur das Gut im Mond, auf dem hätte ich bleiben müssen . . . Könnt' ich Britta und die Kinder nur noch einmal sehen! Der Arzt hat versprochen mir zu sagen, wenn es so weit ist. Er spricht noch immer von Jugendkraft; aber ich bin ein gebrochener Mann, Tim."

Der Freund tröstete ihn, kam alle Tage. Servaz frug nach Jedem der Seinen, in Gedanken lebte er nur mit ihnen. Er lag jetzt völlig apathisch da.

Tim hätte Britta davon sprechen müssen; ein wunderbares Gefühl hielt ihn davon ab: eine Art Mitleid, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft geben mochte, war es für Servaz, war es für Britta. Wenn ihm nicht zu helfen war, sollte sie dies Elend in der Nähe sehen, all' die Kämpfe mitmachen, in denen eine Seele langsam zu Grunde geht? Umsonst bat er Servaz, zu ihm zu kommen, dort wäre es für sie doch leichter gewesen. Der aber schüttelte traurig den Kopf.

„Hier," sagte er, „habe ich das Gefühl der Buße, und so soll es sein. Keiner kann mich frei sprechen; ein Mann muß wissen, was er thut, und die Folgen, so viel er kann, allein tragen . . ."

Es war Frühling geworden; Servaz ließ sich das kleine Fensterchen weit öffnen und sah die Schwalben in der blauen Luft hin und her schießen.

Das Miethstöchterchen, ein blondes Kind, brachte ihm die ersten Veilchen. Er zog die Kleine nahe zu sich heran und sagte:

„Ich hab' auch ein Mädelchen wie Du eins bist, und es hat Augen wie die Blauveilchen dort!" —

An demselben Tage saß Britta auf der Veranda, auch ihr brachten die Kinder Veilchen, einen ganzen Berg. Die kleine Lisi aber kam mit einem weißen.

„Schick' es dem Vater!" sagte sie, „oder wollen wir es ihm selbst bringen?"

„Ja, wenn wir wüßten, wo er wäre!"

„Ich weiß es," flüsterte das Kind. „Barbara hat es mir gesagt, aber es ist ein Geheimniß. Ich hab' ihr keine Ruh' gelassen, ich bangte mich so nach ihm."

Britta war schon aufgestanden. Barbara trat ein.

„Alle wissen es," rief Britta ihr entgegen, „nur ich nicht!"

„Ich durft' es nicht sagen, gnä' Frau, Herr Saatwinkel sagte, ich würde dann nicht eine Stunde mehr hier im Hause sein. Er zahlt mir meinen Lohn, aber ich will keinen Lohn. Sie müssen es wissen, Sie sollen wieder Ruhe haben!"

„O! wie mag es ihm gehen, — ich will hin, — gleich!"

„Nun, schlecht geht es ihm nicht, er wird verpflegt wie ein Prinz. Herr Engelbrecht ist alle Tage bei ihm."

„Er auch, und er konnte schweigen!"

Sie packte kaum das Nothdürftigste zusammen, die treue Dienerin half; als sie eilig zur Station wanderten, erzählte sie ihr von Servaz.

„Sie werden den armen Herrn verändert finden, er ist krank. Die Leute sagen sehr, mir ist aber, als fehlte ihm nichts, als wir und die Kinder."

Die Dämmerstunde war herangekommen, da stand Britta vor dem kleinen Hause. Die Gasse eng, das Gebäude düster, schmal und hoch. Die Stiegen nahmen kein Ende, kein grünes Blatt war zu sehen, so wie er es liebte.

Die Wirthin begleitete sie bis zur Thür. Tim hatte ihr erzählt, Servaz habe eine Frau, die müsse aber bei den Kindern bleiben.

„Ich fand das nie recht," sagte sie; „wer Einen am meisten braucht, da gehört man hin, und der arme Herr brauchte Sie! . . Wir pflegten ihn, so gut wir konnten, aber wissen Sie, etwas fehlt doch immer. Weiß er, daß Sie kommen?"

„Nicht grad', daß ich heut' komme," sagte sie zögernd, „aber er erwartet mich gewiß täglich."

„Ja, das ist wahr, mit mir sprach er zwar nicht davon, aber mit meinem Töchterchen Lina, die kennt die ganze Familie. Einmal wird sie kommen, sagte er."

An der Thür verabschiedete sie sich.

„Es ist ein Zimmerchen daneben leer, wenn Sie es wünschen, die Kammer ist zu klein für Zwei."

Ja, sie wünschte es. Sie öffnete; wie dunkel, wie luftlos! Es schnürte ihr den Athem zu; während sie die herrliche Luft draußen einsog, die über Wälder und Wiesen kam, lag er hier im Dumpfen.

Sie trat leise und schüchtern näher, zaghaft wie eine Braut.

Da lag er im Schlummer, sein edles Gesicht abgezehrt, sein Haar ergraut. Sie stand, die Hände gefaltet, und sah ihn an. Sein Unglück lag um ihn, — für sie, die ihn liebte.

Lange betrachtete sie ihn so.

Als er sich regte und die Augen aufschlug, sah er sie kaum erstaunt an.

„Britta," flüsterte er, „ich wußte, daß Du kommen würdest!"

Sie hatte nur ein Wort für ihn: „Geliebter!" —

„Ist die Zeit schon da?" frug er, ihre Wange an der seinigen, „sagt der Arzt: ich muß fort? Ach, jetzt blieb ich so gern noch ein Weilchen hier!"

„Du wirst leben, Servaz. Gewiß, wirst mich nicht wieder allein lassen. Du wirst leben, weil wir wieder beisammen sind."

„Und die Kinder? Du verließest die Kinder?"

„Die Kinder pflegt Barbara: sobald Du besser bist, lassen wir sie kommen, wir trennen uns nie mehr, nie mehr!"

„Aber das Geld, Britta! Wo soll das Geld herkommen, während ich hier liege?"

„Ich habe etwas von der Mutter geerbt, der Vater hat es mir ausgezahlt."

„Weil er dachte, ich könne nichts schaffen, Britta; wenn er wüßte, daß ich Dir auch das noch koste! Stecke es fort, verwahr's! Geld ist bei mir nicht sicher, ich weiß damit nicht umzugehen, und es ist doch eine Hauptsache im Leben!"

„Das sagst Du?"

„Ich habe es erfahren, Britta."

„Nein, das sollst Du nie sagen, Geliebter. Wir wissen andere Hauptsachen, unsere Seelen schütteln es ab wie Staub, an ihr Leben reicht es nicht heran."

„Hat es uns nicht getrennt?"

„Dem Herzen nach nie, Servaz. Es giebt aber noch viel Güter, die weit mehr werth sind, als Geld. Dein Leben, das Leben der Kinder, unsere Liebe, — kann man das kaufen?"

„Erhalten doch, Britta."

„Nur mit Gottes Hülfe. Wir werden schaffen, die Kinder helfen; Hans ist ein kluger, anstelliger Junge."

„Klüger als sein Vater, so Gott will!"

„Nur anders klug, Servaz, besser darum nicht, Geliebter; sollte er Deine schönen Lieder schreiben, so würde er kläglicher scheitern, als Du in der Landwirthschaft auf Dornbusch. Fasse Muth! Sagt man doch, Freude ist ein Heilmittel, — freust Du Dich nicht?"

„Ob ich mich freue!"

Er schlang beide Arme um sie. Der Mond ging vorüber und warf seine Silberschätze über sie; das kleine Zimmer strahlte wie ein Prachtgemach. — —

Hans Saatwinkel war wüthend.

„Nun wird er ihr noch die letzten Groschen abnehmen! Ich fahre hin, ich hole sie zurück!"

„Das wird wohl nicht so leicht gehen," meinte Tim; „er hat ein Recht auf sie, sie ist seine Frau."

„Ein Recht, — als ob er Rechte respectirt hätte! Wer sie ernähren kann, der hat sie."

„Sie wirthschaften mit dem Vermögen der Mutter, es ist zwar sehr klein, aber für's Erste —"

„Für's Erste! Dann sind sie wieder so weit! Du wirst mir mein Kind wiederschaffen, Tim. Mein unglückliches, verirrtes Kind!"

Wenn sie wieder litte, wieder lebte wie damals! Der Vater hatte wohl recht. Tim wollte versuchen, sie zurückzubringen, sie könnte ja von hier aus immer hin, brauchte nicht die ganze Misère zu theilen. Eine Kammer, in die er keine Magd stecken würde!

Aber er fand es anders, als er gedacht.

Wo eine geschickte Frauenhand ist, gedeiht die Lebenspoesie auf dem dürrsten Felde. Freilich war's ein Dachstübchen; sie hatten ihn nebenan gebettet. Die Frühlingssonne schien in ein Eckchen hinein. Veilchen in einem Glase standen auf einem Tisch, Alles so sauber als möglich, sie selbst frisch wie ihre Veilchen. Sie saß auf seinem Bett, er hörte Beider Lachen.

Servaz lachen, wie er es lange nicht von ihm gehört, wie ein lustiger Schüler in den Ferien! —

Tim hatte die Thür nur halb geöffnet. Niemand sah ihn.

Sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Leise schloß er wieder, stieg in den Wagen und fuhr nach Hause zurück.

Hans erwartete ihn.

„Nun," rief er schon von Weitem, „wo bleibt Britta?"

„Sie bleibt bei ihrem Mann," antwortete er bestimmt.

„So, und weshalb? Das wollen wir doch sehen!"

„Weil sie glücklich sind, Hans; glücklicher, als wir sie machen können, trotz all' unseren Vorzügen, — ich beneidete sie fast."

„Du bist wohl auch auf dem Mond gewesen, Tim?"

„Ich wollt', ich wäre es, aber ich sah nur durch eine Spalte seinen Glanz . . ."

Langsam erholte sich Servaz. Es gingen viele Kräfte, viel vom mütterlichen kleinen Erbe darauf. Britta verlor den Muth nicht.

„Sobald der Arzt erlaubt, gehen wir auf unseren Landsitz, Du mußt Luft haben. Unsern Landsitz, sagte ich, Servaz, aber Gott sei Dank gehört er uns nicht. Wir haben keine Verantwortung dafür. Keine Sorge, ob's zu rechter oder unrechter Zeit regnet, ob die Mäuse fressen, oder was sonst am Besitz nagt. Auch zu verderben ist nichts daran, es ist nur der Platz zu einem Gärtchen dabei, Hansi kann seine Thatkraft zeigen, die Kinder können buddeln nach Herzenslust. Die Kinder! Jauchzt Dein Herz nicht? Wir nehmen sie alle mit, selbst den Hans, obgleich er es weit besser hätte beim Großvater, — er will nicht von uns fort!" —

Endlich kam der schöne Tag, an dem Servaz in die neue Wohnung gebracht werden konnte. Es war ein winziges Häuschen, weit, weit vor dem Thor.

Ein Akazienbaum stand davor; Servaz lächelte, als er ihn sah.

Die Kinder, welche Barbara Tags zuvor gebracht, standen als Blumen auf dem kleinen grünen Fleck, der den Garten vorstellte.

„Ist es nicht prachtvoll?" rief Hansi, der sich gleich mit einem Spaten bewaffnet hatte, „wir machen einen Gemüsegarten, einen Hühnerhof und —"

„Warum nicht auch noch einen Kuhstall?" fiel Britta lachend ein.

Die kleine Lisi drängte sich zum Vater und flüsterte, als wär's nur für seine Ohren: „Gestern Abend hab' ich hier unsere Nachtigall gehört, sie ist mit uns gezogen, auch unser lieber Mond! . ."

Servaz erholte sich sichtlich, bald konnte er wieder schreiben, und an Manuscripten fehlte es ihm nicht; daran ist kein Mangel in der Welt.

Er saß meist draußen in der Bohnenlaube, die nach dem Muster in Saatwinkel gebaut war.

Es fiel ihm nicht ein, daß er selbst etwas schreiben könne; das ist vorbei, dachte er, die Zukunft gehört den Kindern, ich muß still und geduldig für das tägliche Brod arbeiten. Mögen sie einst das werden, wofür ich wohl eigentlich von Gott bestimmt war. Wehe dem, der von dem ihm vorgezeichneten Wege abweicht, selten oder nie findet er zurück! —

„Wo Kinder sind, da ist das goldene Zeitalter." Diese Fülle von Hoffnungen, von Vertrauen in Gott, in Menschheit und Welt, ruft selbst im winterlichsten Herzen den Frühling hervor.

Kindern ist meist, was Große schätzen, Eleganz und äußere Pracht, nichts als Zwang. Das reiche Kind sieht oft mit Sehnsucht die Spiele der Armen, bei denen Wasser, Sand, freie Luft die größten Schätze sind.

Hier gab's das Alles zu freier Benutzung, noch dazu Lieblingsthiere, Gärtchen, in denen Kresse, Salat, Radieschen gezogen wurden, ja sogar einmal eine Rose erblühte. Lisi's Rose, berühmt noch lange, als sie schon Mambutte war.

Britta und Barbara schafften nicht nur frohe Werkeltage, nein, es gab auch herrliche Feste. Sommerfeste auf grünem Rasen, wenn der Kirschbaum Früchte trug. Winterfeste um den behaglichen altmodischen Ofen, in dem Bratäpfel schmorten.

Und dann die Partien, Schlittschuhpartien, Waldpartien und wie sie alle hießen, — kein Ende des Vergnügens!

Die Eltern lächelten, wenn sie die rauschende Lust dieses frohen Völkchens umbrauste.

„Du solltest es mir aufschreiben für später," bat Britta, „besonders Lisi's Geschichten, sie ist Deine echte Tochter, — was der Alles einfällt!" —

Und er schrieb wieder.

Abends, wenn die Kinder im Bett lagen und sie all die lockigen Köpfchen gesegnet, saßen sie zusammen, je nach der Jahreszeit, im Gärtchen oder am Ofen, und Servaz las vor. Oft lachten sie; manchmal aber war es zu schön dazu, grad' wie ein Lied, meinte Britta.

Sie lebten von der Welt abgeschieden, weit fort; die Verbindung war zu theuer. Nur Tim kam oft.

„Es ist schöner bei Euch, wie irgendwo," sagte er, während die Kinder ihn jubelnd begrüßten und die kleine Lisi ihm ihr liebstes Blümchen brachte.

Manchmal fand er sie lesend.

„Gieb mir das doch einmal mit, Servaz," sagte er, „das muß noch andere Menschen erfreuen; ich will sehen, ob es Jemand druckt."

Sie lachten darüber. Solche Kindereien! Wer wird sie lesen? Wer interessirt sich für anderer Leute Kinder?

„Mir ist, als müsse es Jeden interessiren. Du bleibst ein Dichter, Servaz. Die echten Dichter schreiben ganz für sich, ganz individuell und doch wieder für die ganze Menschheit. Es ist etwas darin, das anders ist, wie Alles, was wir ausdenken können, und etwas, was wir Alle gleich empfinden."

Er nahm einen Theil des Manuscripts mit, und schon nach acht Tagen konnte er Servaz sagen: „Es wird gedruckt, hier ist das Honorar. Zinsen von Deinem Gut im Monde!"

„Und welch' schönes echtes Gold," rief Britta.

Servaz hielt es gerührt in der Hand.

„Ich schalt darauf," sagte er, „heut' fühl' ich, daß

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

es eben so edel als gemein sein kann. Ein Werthzeichen, ein Ehrenzeichen. Kinder, Euer Vater hat dies Geld verdient!"

Die Kinder standen ehrfürchtig davor. Lisi faltete sogar die Hände.

„Es ist aus seiner Goldgrube auf dem Monde," sagte Britta, „aber um das herunter zu holen, muß man Flügel haben, und Ihr habt keine."

„Vater, nimm mich mit unter Deine," bat Lisi, „nur um es ein einziges Mal zu sehen!" —

Bücher haben Schicksale wie die Menschen. Die Bücher, die Servaz schrieb, hatten ein glückliches Los; nicht nur brachten sie den Leuten, die sie lasen, Glück und Zufriedenheit, Manchem einen Trunk in der Wüste, — auch beglückend war's, sie zu schaffen; eine sanfte, wonnige Stille umgab den, der sie schuf, — seine Lorbeern drückten nicht.

Britta führte die Geschäfte, denn leider Eins lernte Servaz nie: die Geschäftsseite der Kunst. Wie Mancher gleicht ihm, und während er beglückt und entzückt, darbt er und die Seinen, verbittert, stirbt elend einem Mangel gegenüber, gegen den er machtlos ist.

Wohl dem Künstler, der neben sich ein gesundes Erdenkind hat, das, während er die Sterne herunter holt, sie in sein Schürzchen faßt, wo sie, wie im Märchen, zu Sternthalern werden!

Das Geld floß Servaz zu. Schon wohnten sie nicht mehr im kleinen Häuschen am Sandweg. Klein war das Haus zwar auch, doch es stand an einem wundervollen Gebirgssee, umgeben von Wald und Wiese; aus seiner Veranda sah man auf silberne Gletscher.

Tim hatte es für ihn vom Erlös seiner Bücher gekauft. Er war der Verwaltungsrath des kleinen Vermögens.

Hans Saatwinkel staunte, als er ihm dies Alles erzählte.

„So lang' ich's nicht mit eignen Augen seh', glaub' ich's nicht," wiederholte er, „in so kurzer Zeit, solch' Geld für seine Tintenklexerei! Da möchte man selbst das Grabscheit und die Hacke niederlegen und Dichter werden."

Tim war viel bei Servaz oder zu Haus. Es wurde einsam um Hans Saatwinkel.

„Wofür hab' ich gearbeitet?" sagte er einst zu Tim, „nun braucht es Niemand, weder Du, noch Britta, noch die Kinder; nicht einmal Servaz!"

Langsam begann ihm aufzudämmern, daß ihm etwas fehle bei all' seinem Reichthum. Das, was die Andern Liebe nannten.

Hätte er nur den kleinen Hansi hier! Sie hatten so Viele, — den konnten sie ihm doch überlassen!

„Sie wollen Dir den Jungen gern geben," meinte Tim; „Servaz sagt, er ist von Deiner Art, Du wirst etwas Rechtes aus ihm machen, aber Du mußt ihn selber holen kommen."

Eine Weile kämpfte Hans mit sich, dann ging er.

An einem herrlichen Sonnenmorgen stieg er mit Tim zu ihnen herauf. Das Gebirge hatte seine Zustimmung nicht.

„Unfruchtbar," sagte er, „wie soll man da ackern, und so ein bischen Himmel für all' die Gegend! Da lob' ich mir mein Flachland mit dem weiten Horizont."

Vor der reizenden Villa blieb er sprachlos stehen; dann machte er sich Luft.

„Goldene Gitter! Säulen, seltene Pflanzen, grad' wie bei einem Prinzen! Wenn der nur nicht wieder zu viel Geld ausgiebt!"

„Dafür sorg' ich und Britta," antwortete Tim.

„Also ist er doch noch derselbe?"

„Gott sei Dank, ja!"

Eben öffnete sich die Pforte, ein fröhliches Kindergewimmel drang daraus hervor, stürzte sich auf Hans, blieb stehen, glotzte ihn an; aber er öffnete seine Arme und rief:

„Zu mir her, Gesindel! Kennt Ihr Euren Großvater nicht mehr?"

Da umtanzten und umsprangen sie ihn, eingedenk all' der guten Dinge, die er ihnen bei Tim gebracht hatte.

Britta stand in der Thür und lächelte, hinter ihr Servaz.

Da schüttelte Hans die Kinder ab, ging auf Servaz zu und streckte ihm seine große braune Tatze entgegen.

„Verzeih' mir," sagte er, „ich that Dir Unrecht."

„Nein, Vater," antwortete Servaz, mit seinen feinen Händen die Schwielige umschließend, „ich war der Schuldige; ich übernahm, was ich nicht halten konnte, zog Dein Kind mit in den Ruin. Was wäre aus mir geworden ohne meinen Herzensfreund Tim! Wer darf aber auf solche Freunde im Leben rechnen."

„Du, wie es scheint, mein Sohn. Von der Gutswirthschaft verstehst Du nichts, desto mehr von der Sorte Liebe, die Du mir damals angepriesen. Darin hab' ich mich verrechnet; Du hast einen Freund, eine Frau, die Dich anbetet, gute Kinder, — mir fehlt das Alles, ich habe nichts."

„Sind wir nicht Deine Familie, Vater," rief Britta, „was unser ist, ist auch Dein. Den kleinen Hansi bekommst Du gleich mit, er lernt das Gut erhalten, — er wird es lernen."

„Und ich nie," fiel Servaz ein, „nie will ich wieder ein Gut haben!"

„Nur das Gut im Monde," rief Britta.

„Das mag uns bleiben, obgleich es auch dort Mißernten und Noth genug geben kann. Ich hatte eben Glück dort und gute Jahre. Ich weiß nur ein Gut, auf welches wir bauen können. Auf dieses Gut lad' ich Dich ein, Vater, — ein kleines Stübchen kann es fassen, kein Elend erreicht es, denn selbst das Leid dort ist besser, als alle Freude sonst. Seine Sorgen: liebe Sorgen, sein Schatz: ein Kindervolk wie dies. So lieb ich mein Gut im Mond habe, — sollt' ich eins missen, geb' ich das noch eher als dies!" —

Nachdruck verboten.

Wiener Kaffeehäuser.

Von Baldwin Groller.

Mit vier Abbildungen von M. Ledeli.

Man hört oft die Klage aussprechen, daß die Institution der Kneipe einen zu breiten Raum einnehme im Leben des deutschen Volkes. Um gerecht zu sein, muß man allerdings zugeben, daß diese Klage keine allgemeine ist, und daß bei einem suffrage universel die Unzufriedenen ganz gewiß überstimmt werden würden. Die Unzufriedenen bilden nämlich den leidenden Theil, und der ist schwächer, als der thätige, in diesem Falle der trinkende Theil. Der gesegnete deutsche Durst ist zu mächtig: der gute Tropfen, möge er braun, goldig oder purpurn sein, zu verlockend, und der tiefsinnige Satz, daß man allerdings leicht zu viel, niemals aber genug trinken könne, zählt zu viele überzeugungstreue Anhänger, als daß da auf einen baldigen Wandel gehofft werden könnte. Daß aber durch die Kneipe die edle Geselligkeit leidet, daß durch sie die deutsche Frauenwelt und das deutsche Familienleben zu kurz kommen, das bleibt deshalb doch eine unanfechtbare Thatsache.

Auch der Wiener ist kein Kostverächter, auch er geht einem guten Tropfen nicht aus dem Wege, auch er ist nicht so unchristlich, „daß er auf Gottes Gabe schimpft", aber die rechte Poesie der Kneipe ist ihm in ihrer vollen Größe und Erhabenheit doch noch nicht aufgegangen, und wenn's an's scharfe Zechen geht, ist er dem richtigen Deutschen gegenüber doch das reine Wickelkind. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich da berechtigte Empfindlichkeiten verletzen sollte; ich möchte Niemanden herabsetzen und kein Ehrgefühl kränken. Auch bei uns in Wien finden sich schätzenswerthe Talente, was Talente! — wahre Kneipgenies, aber das beweist schließlich doch nichts. Auf die Statistik kommt es an, die uns über das zärtliche Verhältniß zwischen Kopf und Liter in einem Jahre Aufschluß giebt. Nach diesen Aufschlüssen aber ist der Record des Wieners im Kneipen noch kein sensationeller.

Was für eine interessante Sache die Statistik doch ist! Sie wäre nun vollkommen berechtigt, aus der Thatsache, daß in Wien auf den Kopf nicht so viele Liter kommen, wie in den großen deutschen Kneipcentren, auf eine günstigere Stellung des Frauenelementes und auf ein traulicheres Familienleben zu schließen. Der Mann ist weniger im Wirthshaus, also ist er mehr bei seiner Familie. Da wäre nun die Rechnung allerdings mit dem Wirthe, aber ohne den Cafétier gemacht, und darum stimmt sie auch leider nicht. Die Welt ist schlecht und die Männer sind schlecht, und namentlich wollen letztere nicht einsehen, warum sie in Wien besser sein sollten, als anderwärts. Also auch in Wien wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Man kneipt da allerdings weniger, aber was in den Wirthshäusern an Zeit und Geld gespart wird, das wird reichlich in den Kaffeehäusern angebracht. Ja, vielleicht mehr noch als die Wirthshäuser, stehen in Wien die Kaffeehäuser der Entwickelung der feineren Geselligkeit und der Pflege des trauten Familienlebens im Wege. Die Anziehungskraft die sie auf die Männerwelt ausüben, ist eine zu mächtige; ja, sie ist eine so starke, daß in Wien nicht einmal das Clubwesen je zu einer halbwegs nennenswerthen Blüthe gelangen konnte. Einen so wichtigen und dominirenden Platz hat sich das Kaffeehaus im Leben des Wieners erobert.

Das Wiener Kaffeehaus ist eine Spezialität, und, — es ist nicht sehr tief, was wir da sagen wollen, aber doch wenigstens richtig, — und es ist etwas Eigenes um so eine Spezialität. Man hat ja auch in Berlin eine große Anzahl von Kaffeehäusern nach Wiener Muster eingerichtet, und man muß zugestehen, daß die Nachbildungen die Originale sogar in mancher Hinsicht übertroffen haben, aber wenn man auch, um ganz stilgerecht sein zu können, sogar Wiener Marqueurs importirt hat, — im Kaffeehaus-Leben giebt es nämlich nur Marqueurs, keine Kellner, — so hat man doch nicht auch die Wiener Kaffeehaus-Luft importiren können, und die ist nun doch in Wien eine andere als in Berlin. Wir drücken uns vielleicht nicht ganz deutlich aus, indem wir diesen Unterschied aufstellen, aber der Unterschied ist in der That so unfaßbar wie die Luft. Er wird bedingt durch die verschiedene gesellschaftliche Atmosphäre, durch das verschiedene soziale Parfüm, und in dieser Verschiedenheit offenbart sich gleichzeitig auch eine feine Abstufung in der Psychologie der Bevölkerung dieser beiden großen Städte. Sie sehen also, daß man sehr in's Detail gehen müßte, um all' die Feinheiten dieses Unterschiedes bloßzulegen.

Dem Wiener ist das Kaffeehaus geradezu unentbehrlich geworden. Es giebt in Wien sehr viele Leute, die kein Stamm-Wirthshaus haben, aber sein Stamm-Kaffeehaus hat wohl Jeder. Es ist durchaus nichts Seltenes, daß insbesondere unverheirathete Leute ihr Stamm-Kaffeehaus täglich regelmäßig vier Mal besuchen. Der Anfang wird mit dem Frühstück gemacht, das die Junggesellen lieber im Café nehmen als zu Hause, weil sie da gleich in aller Bequemlichkeit sämmtliche Morgenblätter durchfliegen können. Der zweite Besuch gilt dem „kleinen Schwarzen" nach Tisch. Die vom Amte oder vom Geschäfte gestattete Mittagspause wird durch das rasch eingenommene Mittagsmahl nicht ganz ausgefüllt, und man beeilt sich, den freien Rest noch einer kleinen Siesta beim schwarzen Kaffee und einer Cigarre zu widmen. Ist nun dieser kleine Schwarze ein Genußmittel, so ist die Jause-Melange, die zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags genommen wird, ein Nahrungsmittel. Eine Jause nimmt in Wien Alles und Jedes. Hier dürfte auch die richtige Stelle sein, auf einen tiefgehenden Unterschied hinzuweisen, der zwischen dem Kaffee-Consum in Wien und in Berlin sich bemerkbar macht. In Berlin wird der Kaffee getrunken, in Wien wird er gegessen, wenn es sich nicht gerade um einen kleinen Schwarzen oder Braunen handelt. In Berlin würde es vielleicht auffallen, wenn ein schneidiger Lieutenant sich eine Semmel in sein Glas Kaffee brocken und dann die ganze Geschichte auslöffeln würde. Ländlich, sittlich, — in Wien fällt derlei nicht auf, weil es die Regel ist.

Der letzte Besuch endlich wird dem Kaffeehause nach dem Nachtmahl gemacht. Entweder ist es noch zu früh zum Schlafengehen, oder es ist schon spät, der Hausmeister muß doch schon bezahlt werden, — und dann geht man erst recht. Für jede Abendunterhaltung bildet der Kaffeehaus-Besuch den Schlußpunkt.

Berücksichtigt man ferner noch, daß außer den genannten pflichtgemäßen Besuchen, von welchen zwei ja der Zeitungslectüre gewidmet sind, je einer für die Morgen- und für die Abendblätter, auch noch für unzählige Leute die eiserne Verpflichtung der täglichen Karten- oder Billardpartie besteht, so wird man sich schon einen annähernden Begriff machen können von dem Umfange der Anforderungen, welche das Wiener Kaffeehaus an seine Getreuen stellt.

Untersuchen wir nun einmal die Genüsse, die das Kaffeehaus seinen Gästen zu bieten vermag. Wir beginnen, wie sich's gebührt, mit dem Kaffee. Kaffee ist im Kaffeehause ein allgemeiner Begriff, und wenn ein Fremder in das Kaffeehaus tritt und einen Kaffee verlangt, so wird er den diensteifrigen Marqueur in Verlegenheit setzen. Was für einen Kaffee, groß oder klein, mit Haut oder ohne, mit Schlagobers oder ohne — u. s. w.?

Wenn man also schon bestellt, — ein Stammgast hat das natürlich nicht nöthig, denn er wird sofort, ohne daß er „was angeschafft" hätte, sofort ordnungsgemäß bedient, — so verlangt man je nach Neigung eine Melange, und zwar groß oder klein, die kleine ist nur um zwei Kreuzer billiger, mit Haut oder ohne Haut, mit Schlagobers oder ohne Schlagobers, oder gar „Doppelschlag", d. i. mit einer doppelten Ration Schlagobers. Damit sind die Nüancen der Melange aber noch nicht erschöpft. Es giebt Leute, die es sehr genau nehmen, und die verlangen „mehr weiß" oder „sehr weiß" oder „mehr braun". Der Eine will eine „Gebirgs-Melange", der Andere eine „Theeschale", d. h. den Kaffee in einer Theetasse. Letzteres ist eine ziemlich häufig vorkommende capriciöse Liebhaberei, auf welche aber vom Cafétier eine besondere kleine Steuer gesetzt ist, die übrigens willig getragen wird. Die große Melange wird gewöhnlich im Glase, die kleine in einer Schale servirt, wenn es nicht vorher ausdrücklich anders bedungen worden ist. Es kommt aber oft vor, daß der Gast sich ganz besondere Methoden für den ihm unterthänigst darzureichenden Kaffee aussucht, wie denn überhaubt der Kaffeehaus-Gast ein großer Tyrann und das launischste Wesen unter der Sonne ist.

Neben der Melange führen ein vollberechtigtes Dasein der „Kapuziner" mit oder ohne Haut, auch kurzweg der „Braune" oder appetitlich „Schale Gold" genannt, dann kommt der „Schwarze", der „Piccolo", endlich „Nuß-Braun" oder „Nuß-Schwarz". Die „Nuß" hat hier keine Beziehung auf die Farbe, sondern auf die Form, und soll an die Nußschale erinnern; wir haben es demnach hier mit einem Kaffee in nuce zu thun. Der Kaffee wird da auf Wunsch in winzig kleinen Tassen aufgetragen. Er ist ganz unbedeutend billiger, als die volle Portion, in vielen Kaffeehäusern überhaupt nicht billiger, aber er wird doch sehr häufig so verlangt, und ein Stammgast, dem ein Marqueur einmal eine gewöhnliche Tasse anstatt der „Nußschale" vorzusetzen wagte, würde im höchsten Grade entpört sein.

Es giebt noch eine andere Art, den Kaffee zu bestellen und zu serviren, aber von der weiß der Wiener Gast nichts oder nur vom Hörensagen: das ist die „Portion" Kaffee oder „Der Kaffee im Geschirr". Da wird eine leere Kaffeetasse mit zwei Kännchen dem Gaste hingestellt, in der einen Kanne ist Obers, in der anderen schwarzer Kaffee, die Mischung hat der Consument sich selbst zu besorgen. Das auf diese Weise dargebotene Quantum entspricht ungefähr dem der Melange, aber im „Geschirr" ist der Kaffee fast doppelt so theuer, als im Glase oder in der Schale. Der Marqueur, der einem Wiener eine „Portion" Kaffee vorzusetzen die Stirn hätte, würde unfehlbar gelyncht werden. Der Fall war übrigens noch gar nicht da, und selbst die ältesten Forscher wissen von einem solchen nicht zu erzählen. Die Erfindung scheint ausschließlich für die Zugereisten, die Fremden, gemacht worden zu sein. Die bestellen in ihrer Unschuld eine „Portion Kaffee", die ihnen dann auch vom Marqueur mit diabolischer Freude in wörtlicher Ausführung des Auftrages vorgesetzt wird. Meist sind es auch Fremde, die sich Butter zum Kaffee bestellen. Der Wiener Kaffeehaus-Gast nimmt selten Butter zu seinem Frühstücks- oder Jausen-Kaffee, eben weil er gewöhnt ist, das Gebäck einzubrocken.

Außer dem Kaffee ist im Kaffeehause zu haben: Butter, wie soeben erwähnt, ferner Eier, Schinken, Caviar, und an Getränken noch Thee, Bavaroise (eine Art Glühwein, vom Wiener Barbaras genannt), alle erdenklichen Liqueure und Limonaden, Sodawasser und endlich feinere Weine, die jedoch selten verlangt werden. Die Biertrinker müssen sich mit Flaschenbier begnügen, indessen sind die Marqueure für Stammgäste immer bereit, in's nächste Bierhaus zu laufen, um diesen das braune Naß frisch vom Fasse zu holen. Doch der ganze Biergenuß ist im Kaffeehause kein erheblicher.

Ein besonderes Wort der Anerkennung verdient das Gebäck im Kaffeehause. Die Semmeln, Baunzerln, Strißerln, Kipfeln, Laberln Salzstangeln sind außerordentlich klein und daher sehr theuer, aber von ganz vorzüglichem Geschmack. Eben so trefflich sind die leichten Zuckerbäckereien, die zu dem „Gefrorenen" serbirt werden; und das Gefrorene selbst ist ebenfalls fast überall ganz ausgezeichnet. Alles in Allem: Man bekommt etwas Ordentliches für sein Geld in den Wiener Kaffeehäusern.

Der Wiener Kaffeehaus-Marqueur würde eine Monographie für sich verdienen. Er ist der liebenswürdigste, geschmeidigste und sorgsamste Diener, der sich denken läßt, sofern nur die Maschinerie seines Organismus durch das Oel eines täglichen oder wöchentlichen kleinen Trinkgeldes im entsprechenden Gang erhalten wird. Der Marqueur läßt sich zusammenschimpfen, oft von Leuten, die sozial kaum höher, und die finanziell höchst wahrscheinlich tiefer stehen als er, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne ein Wort der Erwiderung und nur durch eine Verbeugung antwortend. Er weiß, daß er ein Marqueur ist, und daß er sich zu ducken hat.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Für Gäste, die ihn gut behandeln, ist er eine wahre Vorsehung. Sein Gedächtniß ist ein phänomenales. Er kennt alle Eigenthümlichkeiten seiner Gäste, behält sie im Gedächtniß und berücksichtigt sie; er nimmt Posten entgegen und richtet sie mit unfehlbarer Verläßlichkeit aus. Er weiß, wie du den Kaffee liebst, welche Zeitungen du regelmäßig zu haben wünschst; ob er sie dir zur Rechten oder zur Linken hinzulegen hat. Bist du ein Freund von Mohnstrietzeln, und drohen diese auszugehen, bevor du kommst, so hebt er dir in privatem Verschluß eines auf, das er dir dann auch noch als so unerhört gut anpreist, daß dir das Wasser im Munde zusammenläuft. Dann steckt er dir unter dem Tische vertraulich ein Zeitungsblatt zu, das er für dich gerettet hat; denn vor einer Stunde waren die Sicherheitswachmänner da, um zu confisciren. Er besorgt dir Theaterbillets, selbst wenn an der Kasse keine mehr zu haben sind, und er bringt deine Billets ehrlich an den Mann, wenn du sie schon gekauft hast und dann doch verhindert bist, sie zu benutzen. Kurz er ist ein treues und verläßliches Factotum, das besser behandelt zu werden verdient, als es gewöhnlich behandelt wird.

Das schwache Geschlecht ist beim Kaffeehaus-Personal nur durch die „Cassirerin" vertreten, die aber mit der Casse nichts zu thun hat. Sie ist lediglich Decorations-Object und gleichzeitig Control-Organ. Sie sitzt in der meist prächtigen Kredenz wie auf einem Throne und hält da Cercle, ohne sich dadurch jedoch in ihrem Geschäfte stören zu lassen, das allerdings ein ziemlich einfaches ist. Sie hat nämlich mit dem Zucker zu manipuliren. Die Marqueure haben zu jedem bestellten Kaffee die entsprechende Zuckerration bei ihr zu holen und für jedes verabfolgte Zuckertäßchen macht sie mit einem Bleistift einen Strich in das vor ihr offen daliegende Einschreibebuch. Das ist die einfache und ausreichende Controle.

Nun wäre es noch eine dankbare Aufgabe, auch das Wiener Kaffeehaus-Publicum zu schildern, aber der Stoff läßt sich nicht in den engen Rahmen eines Artikels zwängen. Der Zeitungshamster, der Kartenspieler und der Billardspieler, der unglückliche, überall nur ein geduldetes Dasein führende „Kibitz", der mehr oder minder elegante Tagedieb, der eigentlich ganz im Kaffeehause lebt, die verschiedenen Pedanten, die mit planetarischer Pünktlichkeit kommen und gehen, die mit einer Regelmäßigkeit, die keine Ausnahme kennt, ihren Kaffee trinken, ihre Cigarre rauchen, ihre Zeitungen, immer dieselben, lesen; die verschiedenen Gestalten, die ihr Hauptquartier im Kaffeehause aufgeschlagen haben: Correspondenten, Agenten für Geld und Waaren, die Studenten, die da studiren ꝛc. ꝛc., sie Alle bieten dem Beobachter überreichen Stoff.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß es in Wien durchaus nicht mehr auffällt, wenn auch Damen das Kaffeehaus besuchen.

Der erste Kaffeesieder hieß Koltschitzky. Er hat im Jahre 1683 mit Lebensgefahr aus dem belagerten Wien durch das türkische Lager hindurch den Verbündeten wichtige Botschaft gebracht, und dann als Belohnung unter Anderem auch mehrere Säcke Kaffee aus der großen Beute erhalten. Mit diesem Kaffee soll er dann das erste Wiener Kaffeehaus gegründet haben, in dem vermuthlich auch zum ersten Male der heute in jedem Café unzählig oft wiederholte Ruf erklungen ist:

„Bitte zahl'n!"

Nachdruck verboten.

Klepper und Vollblut.

Ein Fabel von Richard von Hartwig.

Der Sommer stand in voller Blüthenpracht; Alles strömte hinaus vor die Thore der Stadt; wer nur irgend die Zeit erübrigen konnte, eilte in das Freie, um den herrlichen Tag zu genießen und sich in der frischen Luft zu ergehen.

Es war wie eine kleine Völkerwanderung, die da zu den Thoren hinauswallte; die Anlagen vor denselben auf dem Glacis der Festung mit ihren verschlungenen Wegen und lauschigen Plätzen waren von Menschen erfüllt, und Kinder tummelten sich auf den für sie dort hergerichteten Spielplätzen, daß es eine Lust war.

Auch zwei junge Männer sah man so des Wegs daher schreiten. Aus dem Berliner Thor kommend, wandten sie sich links dem Wege zu, der auf dem Festungsglacis durch die Anlagen dem Neuen Thor zuführte.

Es schien indeß, als ob sie sich weder um all' die sommerfröhlichen Menschen viel kümmerten, noch ein besonderes Augenmerk hatten für die grünende, blühende Natur, denn sie waren

Wiener Kaffeehäuser: Im Café Spieß frühmorgens. Von M. Ledeli.

in eifrigstem Gespräch begriffen, das ihre Gedanken völlig in Anspruch nahm.

Besonders der Eine, ein junger Mann von schlanker Erscheinung, auf dessen blonden Locken etwas schief und keck der breite Schlapphut saß, schien von dem Inhalte des Gesprächs völlig erfüllt.

Sein ganzes Aeußere athmete etwas von der so oft für genial gehaltenen Nachlässigkeit des Künstlers, — war er ja doch Maler, — und die ganze Art und Weise seines lebhaften Sprechens und Gesticulirens trugen das leicht erregbare sanguinische Temperament, das leidenschaftlich Excentrische seines Wesens, das vom Augenblick völlig beherrscht wird, zur Schau.

Einen gewissen Gegensatz hierzu bildete sein Begleiter. Ein männlich fester, ruhiger Ernst lag auf den fein geschnittenen Zügen, der seinem ganzen Wesen den Stempel gemessener Würde verlieh, indeß der Blick der großen, leuchtend dunklen Augen so ruhig und doch so scharf durchdringend traf, als könnte er in der Seele jedes Menschen das Verborgenste lesen; und doch flammte es auch darin wie die verhaltene Gluth der Leidenschaft, die nur von der Energie eines starken Geistes, einer überlegenen Vernunft beherrscht wird.

„Hast Du Dir auch Alles wohl überlegt, lieber Hans?" wandte er sich seinem Bezleiter zu, nachdem er ihm schweigend bisher zugehört hatte.

„Was ist da viel zu überlegen, wo die Stimme des Herzens spricht?" antwortete dieser, „Du weißt, wie ich Marguerite liebe, das ist mir genug! Was frage ich danach, was die Welt dazu sagt? Mir ist es gleich! Ich weiß, daß ihre Vergangenheit nicht makellos ist, aber was kümmert die Vergangenheit mich?! Ich liebe und weiß, daß sie mich liebt, und ich muß sie besitzen! Nicht die Vergangenheit, die Zukunft soll unser sei!"

„Und doch läßt die Zukunft schwer sich trennen von der Vergangenheit, sie wurzelt in dieser und wächst aus ihr heraus," erwiderte sein Begleiter, „bedenke den Schritt, den Du thun willst! Er ist leicht gethan, doch die Folgen sind bindend für Dein ganzes Leben! Bedenke Deine Carriere, Deine Stellung in der Welt, wenn Du ein Mädchen zur Frau nimmst, das —"

„Nun ja, sprich es nur aus," fiel der Andere ihm in's Wort, „ein Mädchen, das nichts ist, ein Modell, das die verlogene Gesellschaft nicht für salonfähig hält, das zu heirathen mein Vater für eine Schande ansieht, zu der er nie seine Zustimmung geben wird, daß er mich enterben wird, wenn ich gegen seinen Willen Marguerite zu der Meinen mache, und doch weiß er, wie leidenschaftlich ich sie liebe! Muß ich wählen zwischen ihm und ihr, kann ich mich da besinnen?!"

„Sei nicht unvernünftig, Hans! Der Mensch darf sich nicht so völlig von der Leidenschaft beherrschen lassen! Denke an Deine Familie, Deine Eltern, — welchen Kummer würdest Du ihnen bereiten!"

„Soll ich immer nur daran denken, ihnen keinen Kummer zu bereiten, wo sie verständnißlos sind für das, was mein Glück in sich schließt?!"

„Aber ist es nicht nur Dein eigenes Glück, was sie im Auge dabei haben?"

„Bin ich nicht alt genug, um selber zu fühlen und zu wissen, was mein Glück und Unglück ausmacht?"

„Alt genug vielleicht," entgegnete der Andere, „doch ob auch vernünftig genug?"

„Lächerlich, lächerlich!" erwiderte Jener gereizt, „wer keine Leidenschaft besitzt, der hat gut Vernunft predigen!"

„Oder sagen wir lieber, wer keine Vernunft besitzt, wird zum willenlosen Sklaven der Leidenschaft! Glaube mir, lieber Hans, die Leidenschaft ist oft wie ein Rausch, der schnell verfliegt, und wieder zur Vernunft erwacht, sieht der Mensch meist mit Schmerz und Bekümmerniß zurück auf die Thorheiten, zu denen die Leidenschaft ihn verführt hat. Eine Leidenschaft, die nicht geleitet wird von der Vernunft, ist blind, ist ziellos, und führt nie zum Glück!"

„So sprechen nur die nüchternen Naturen, die einer tiefen, großen Leidenschaft nicht fähig sind; geh' mir doch mit Deiner ewig kalten Vernunft, wo das Gefühl des Herzens, die Gluth der Empfindung allein nur sprechen kann und darf! Ich hasse diese blutlose Vernunft, die das Herzblut gerinnen und erstarren läßt, indeß die Leidenschaft es gluthheiß durch unsere Adern treibt; sie ist des Lebens bewegende Kraft, und die Vernunft nur die Fessel, die jede Freiheit und jede Kühnheit der Entschließung tödtet!"

Sie waren währenddem an den breiten Fahrweg gelangt, der, die Anlagen durchschneidend, vom Neuen Thor aus dem nächsten Vororte zuführte.

Ein Milchwagen, von einem mageren Klepper gezogen, fuhr im langsamsten Schritt, von der Stadt herkommend, wieder heimwärts. Der Milchmann ging, seine kurze Pfeife rauchend und mit der Peitsche knallend, wohlgemuth nebenher, sein kleines Söhnchen saß vorn auf dem Wagen und kutschirte stolz, die Zügel in der Hand, mit lautem „Hottehü!"

Sei es nun, daß das unaufhörliche Peitschenknallen die vielleicht nicht mehr ganz intacten Pferdenerven unangenehm berührte, sei es, daß im leeren Magen des armen Kleppers eine allgewaltige Sehnsucht nach dem Stall und dem Futter in der Krippe unwiderstehlich erwachte, kurzum, urplötzlich begann der Gaul sich mit einem unvermutheten Galoppsprunge in Bewegung zu setzen und wie toll und wild nach eigenem Gutdünken darauf los zu stürmen. Alles Schreien des Mannes, der, was er konnte, seinem Gefährt nachlief, war umsonst, und die schwachen Händchen des kleinen Bengels auf dem Wagen waren außer Stande, den Durchbrenner zu zügeln, der, störrisch seiner Laune folgend, schien zeigen zu wollen, daß er noch Temperament genug besitze, um mit so einem kleinen Burschen durchzugehen.

Gerade den beiden Freunden raste das Fuhrwerk entgegen. Ehe indeß dem von seiner Leidenschaft Erfüllten das Gefährliche der ganzen Situation klar zum Bewußtsein gekommen, war unser Vernunftprediger, rasch entschlossen, schon dem daherstürmenden Gefährt in den Weg getreten, mit kräftiger Hand dem Pferde in die Zügel fallend, und es zum Stehen bringend. So hielt er es fest, bis der nachlaufende Milchmann selbst herangekommen war.

„Das hätte leicht ein Unglück geben können," wandte er sich diesem in verweisendem Tone zu, „man soll einem Kinde doch nicht allein das Pferd überlassen."

„Na, Gott sei Dank ist es ja noch so abgelaufen," erwiderte der Mann, unbeholfen und verlegen seinen Dank stammelnd.

„Was die Rosinante noch für Temperament entwickelte!" meinte lächelnd der nun auch hinzugetretene junge Maler.

„Auch ein Klepper kann durchgehen, wie Du siehst, wenn ein Knabe die Zügel führt."

Damit wandten sie sich der Promenade jenseits des Fahrweges zu.

Hier führte der Fußweg wieder durch herrliche Baumpartien, und ihm zur Seite zog sich der von den Offizieren der Garnison viel und gern benutzte, schöne, breite Reitweg hin.

Eben kam ein als schneidiger Reiter allgemein bekannter Offizier auf seinem Vollblutrenner in sausendem Galopp daher gesprengt. Mehrere Schritte vor ihnen parirte er plötzlich das Pferd, daß es wie angewurzelt am Boden stand, mit schnaubenden Nüstern, in das Gebiß schäumend und zitternd und bebend am ganzen Leibe, wie von gewaltsam verhaltenem Feuer, gebannt durch den Willen seines Reiters. Und nun begann es, jedem Winke und leisen Drucke nachgebend, langsam in spanischem Schritt einherzutänzeln. Das edle Roß fühlte, es hatte in seinem Reiter seinen Meister gefunden; der eiserne Schenkeldruck, die ruhig nervige Faust, die den Zügel hielt, hatten das wilde Feuer des Renners völlig in der Gewalt, — fromm wie ein Lamm folgte das edle Thier dem Willen seines Herrn.

Die beiden Freunde hatten aufmerksam dem Schauspiele zugesehen.

„Was meinst Du wohl, wer mehr Temperament und Leidenschaft besitzt," fragte plötzlich der Vernunftprediger seinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rückkehr aus den Ferien-Kolonien. Von Wilhelm Geißler. — Siehe Seite 128.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Begleiter, den Maler, „der durchgehende Klepper oder dieser Vollblutrenner, der, von dem Willen seines Reiters beherrscht, hier im langsamen Schritt einherstolzirt?"

„Was willst Du damit sagen?" meinte der Gefragte etwas betreten.

„Was ich damit sagen will? Nichts weiter, als daß Du noch nicht das Recht hast, von einer großen, tiefen Leidenschaft zu sprechen, da sie Dich nur fortreißt, weil Deine Vernunft, jenem Knaben gleich, nicht im Stande ist, sie zu zügeln; weit tiefer und größer ist oft die Leidenschaft, die von der Vernunft mit eiserner Willenskraft im Zaume gehalten wird, gleich jenem Vollblutrenner, der in seinem Reiter seinen Meister fand. Lerne das begreifen! Sei kein Knabe, sei ein Mann!"

Er streckte dem jungen Maler die Hand entgegen, der sie ergriff und ihm voll in die Augen sah.

„Du magst Recht haben," erwiderte er, „ich will es lernen, mich zu beherrschen."

Nachdruck verboten.

Erzieherinnen-Wesen in Paris.

Ein Mahnwort für Alle, die es angeht.

Von Marianne Hoernes.

Viel ist über dieses Thema schon geschrieben worden, und dennoch erscheint es stets von Neuem nützlich, Alles in dieses Gebiet Einschlägige vorurtheilslos zu beleuchten und mit practischer Anleitung zu versehen.

Ein langjähriger Aufenthalt in Paris ermöglichte es mir, das Erzieherinnen- und Lehrerinnen-Wesen daselbst zu studiren und es drängt mich nun, meine Erfahrungen auf diesem Gebiete Denjenigen zur Verfügung zu stellen, welche sich dieselben zu Nutze machen wollen. Hunderte von Erzieherinnen wandern alljährlich aus dem Kreise der Familie einer ungewissen Zukunft entgegen.

Zuweilen sind sie mit Adressen von Stellen-Vermittelungs-Bureaux oder Pensionen versehen oder an Familien empfohlen, sehr oft, ja meistens sogar, fehlt ihnen aber jeder Anknüpfungspunkt.

Alle verlassen sie die Heimath voll der schönsten Erwartungen, denen meistens bittere Enttäuschung folgt, denn um in Paris eine wirklich annehmbare Existenz zu finden, dazu gehört neben Fähigkeit und Energie auch genaue Kenntniß der Mittel, welche zum Ziele führen.

Unsere socialen Verhältnisse haben die Frau aus dem natürlichen und ihr eigentlich glückbringenden Wirkungskreise, der Ehe, gedrängt. Viele Tausende sind denn genöthigt, ihren Lebensunterhalt zu suchen. Besonders geeignet, um sich ehrlich fortzubringen, erscheint den Meisten das Lehrfach, obwohl gerade für dieses nur wahrhaft Berufene einstehen sollten. So bilden sich Lehrerinnen und Erzieherinnen aus lediglich um ihren Erwerb zu finden, wie man etwa ein Handwerk ergreift. Manche aber, welche die Heimath in dieser Eigenschaft verlassen, werden damit nur einem Sinne nach etwas über ihrer eigentlichen Sphäre Liegendem gerecht, und dem Drange, aus gegebenen Verhältnissen hinaus zu streben ohne Beruf, noch Berechtigung.

Meine Aufgabe ist es nun, zu den wahrhaft Berufenen zu sprechen. Ich will ihnen die Schwierigkeiten zeigen ebenso wie die Vortheile, welche sie erwarten, mögen sie nun durch mißliche Lebensschicksale zum Broderwerb gezwungen sein oder das Lehrfach freiwillig erwählt haben.

Jene Unberufenen aber, deren ich erwähnte, werden in Paris entweder eine an Enttäuschungen reiche Existenz fristen oder vielleicht, wie so Viele, in einer Brasserie des femmes im Quartier Latin enden oder sich zum kläglichen, aber immerhin noch ehrenvollen Rückzuge anschicken müssen.

Die beste Jahreszeit, um in Paris eine Stelle als Lehrerin, oder überhaupt Unterrichtsstunden zu suchen, ist der Monat September, da im October schon die Lehrkurse beginnen, während die Erzieherin am schnellsten eine Stelle im Monat März oder April findet. Um diese Zeit nämlich begiebt sich der Adel und die elegante Welt nach Paris zurück, nachdem der Sommer in den Bädern oder in der Schweiz, der Herbst auf den Schlössern verbracht wurde. Die Wintermonate bis gegen Ostern verbringt die „Gesellschaft" zumeist in Nizza, Cannes oder Mentone, bis der Frühling Alle wieder nach Paris zurückführt.

Um diese Zeit also kann es einer mit guten Referenzen versehenen Erzieherin, bei Anwendung der richtigen Schritte, in drei bis vier Wochen gelingen, eine ihrem Wissen und ihren Ansprüchen genügende Stelle zu erlangen.

Die Ueberfülle an deutschen Lehrkräften in Paris ist eine große; dies entspringt einestheils aus dem Umstande, daß Deutschland und Oesterreich eine Ueberzahl an weiblichen Wesen besitzt, gegenüber den männlichen, welche gezwungen sind, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, daß in Frankreich anderentheils die deutsche Sprache seit den letzten zwei Decennien sehr cultivirt wird und sich die Gehälter in Paris verhältnißmäßig sehr hoch stellen.

Eine tüchtige Lehrerin, welche nicht nur ihre eigene Sprache unterrichtet, sondern auch Musik, sowie Französisch und Englisch aufweist, kann eine Stelle mit einem Gehalt von 150—200 Frcs. monatlich beanspruchen.

Die Lehrstunden in der Musik sind zwischen vier bis acht Frcs., die Sprachstunden zwischen drei und sechs Frcs. zu berechnen. Vielfach ist es Sitte, auch in den reichsten Familien, theils infolge von Raummangel, theils aus anderen Gründen, die Erzieherin nur den Tag über zu beschäftigen, sie nur als „daily-governess" zu engagiren. In diesem Falle wird die Erzieherin Abends um acht Uhr nach dem Diner oder, je nach Vereinbarung, auch früher entlassen. Ihr Gehalt muß entsprechend erhöht sein, da ein anständiges Zimmer in einem guten Stadtviertel monatlich auf 40—50 Frcs. und darüber zu stehen kommt, sei es in einem Privathause oder in einer Maison meublée.

Aelteren, reifen Damen, welchen es nichts Neues ist, auf sich allein angewiesen zu sein, sind derartige Stellen besonders zu empfehlen, während sie sich für junge, unerfahrene Mädchen aus leicht begreiflichen Gründen weniger eignen. Weiter giebt es sehr viele Stellen in Paris, welche nur den halben Tag über Beschäftigung bieten, à demie-journée genannt. Die Erzieherin wird engagirt, um die Kinder für den sogenannten „Cours" vorzubereiten. Diese Lehrkurse unter Leitung mehrerer französischer Fachlehrerinnen oder Professoren, bestehen aus einer wöchentlichen Prüfung der Kinder, sowie den Vortrag aller in gedruckten Programmen für das ganze Jahr vorbereiteten Lehrgegenstände. Sache der Erzieherin ist es, mit dem Kinde den gesammten Lehrstoff die Woche über durchzunehmen. Da die Kurse zumeist sehr gut geleitet sind, kann auch die Erzieherin bei fortgeschritteneren Kindern viel von der Sprache profitiren und überdies ihre freien Vormittage noch mit anderen Privatstunden ausfüllen. Vor Allem wird Musikunterricht sehr gut bezahlt. Eine tüchtige Lehrerin kann sich auf diese Weise, wenn sie nur fünf Stunden täglich zu sechs Frcs. die Stunde giebt, durchschnittlich im Monat 600—700 Frcs. verdienen. Zu Anfang wird sie sich wohl mit drei bis vier Stunden per Tag begnügen müssen, bis ihre Tüchtigkeit als Empfehlung für andere Stunden dienen kann. In Zeitungen zu annonciren ist gewagt, da man sehr selten damit ernst zu nehmende Erfolge erzielt, meist aber lauten die Antworten so, daß man den Muth verliert, es noch einmal zu versuchen.

Außer in „Gagliani's Messanger", Rue de Rivoli, welche Zeitung vorwiegend englische Leser aufweist, würde ich keinerlei Annonce anrathen.

Jede Erzieherin aber warne ich eindringlichst vor den Instituten „Institutions pour jeunes filles", wo sie um einen wahren Sündenlohn bei schlechter Kost und Wohnung ihre Kräfte abnutzt. Eine Unmenge solcher Pensionate giebt es in der Umgebung von Paris (in Neuilly, Passy, Courbevoie ꝛc.), sowie in Paris selbst, welche theils mittelst Zeitungs-Annoncen, theils durch Vermittelungs-Bureaux ihre billigen Lehrerinnen vom Auslande beziehen. Die Briefe klingen meist recht verlockend: ein eigenes Zimmer (thatsächlich eine unheizbare Bodenkammer), gute Kost (für Solche, welche sich einer Hungerkur unterwerfen wollen), freundliche Behandlung (welche so lange dauert, als sich die geplagte Lehrerin Alles nicht vorher Vereinbarte aufbürden läßt), und Uebung in der französischen Sprache, welche als die Umgangssprache im Pensionate gilt.

Auch diese letzte Illusion wird bald zerstört sein, denn die Zöglinge sollen im Deutschen profitiren und jedes französische Wort der Lehrerin erregt unwillige Mienen von Seiten der Vorsteherin, — oder der Großtheil der Mädchen besteht aus Engländerinnen, deren Französisch der armen Deutschen sogar ein Lächeln entlockt.

Das Gehalt dieser Lehrerin ist nicht einmal dem Gehalte eines „Mädchen für Alles" in Paris gleichzustellen, denn dieses kann 40 Frcs. beanspruchen, während sich die Instituts-Lehrerin oft mit 35 Frcs. begnügen muß.

Ich kenne ein Mädchen aus sehr guter Familie, welches sich jahrelang in einer Pension für junge Engländerinnen als Musiklehrerin sowie als Lehrerin der deutschen Sprache befand und endlich infolge geistiger Ueberanstrengung hochgradig blutarm und endlich so leidend wurde, daß sie ihren Beruf aufgeben mußte und nun in einer Heilanstalt für Nervenkranke dahinsiecht. Die oben erwähnte Pension steht in gutem Rufe und ihre Vorsteherin wird sich demnächst zurückziehen, um von ihren Renten zu leben!

Neben den erwähnten „Institutions pour jeunes filles", welche ihre Lehrerinnen wenigstens mit kleiner Gage entlohnen, wimmelt es von sogenannten „au pair"-Engagements. Es klingt verlockend für gering Bemittelte, Kost und Wohnung gegen Entgelt einiger Unterrichtsstunden zu erhalten. Dennoch hat diese Einführung in Paris auch viele Schattenseiten. Meistens entspricht eben diese gebotene Kost und Wohnung kaum den allerbescheidensten Ansprüchen und befindet sich die Lehrerin nicht in der Lage, Mittel und Wege zur Erreichung einer günstigeren Stelle anzuwenden. Später werde ich auf das Verhalten einer ernstlich Stellesuchenden noch zurückkommen, hier sei nur erwähnt, daß ich mehrere Lehrerinnen kannte, welche bemüht waren, ihre keineswegs beneidenswerthe „au pair"-Existenz mit einer anderen Stellung zu vertauschen, da sie in ihrer Unerfahrenheit glaubten, es genüge sich in mehreren Stellen-Vermittelungs-Bureaux einschreiben zu lassen und ruhig abzuwarten, bis eine Nachfrage käme. Die Nachfragen kamen allerdings, waren aber an die Vorsteherin gerichtet, — und wurden abfällig beurtheilt, da man die Kenntnisse der Betreffenden gut verwerthen konnte und nicht Willens war, sie zu verlieren. In einigen Fällen gelang es den Lehrerinnen durch Empfehlung befreundeter Familien eine Stelle zu erhalten und auf diese Weise den wohlwollenden Armen der Instituts-Vorsteherin zu entrinnen. Zeugnisse haben sie für ihren guten, pflichttreuen Unterricht aber keine erhalten!

Ich sprach bis jetzt ausschließlich von Erzieherinnen und diplomirten Lehrerinnen oder solchen, welche überhaupt umfassende Kenntnisse besitzen. In Frankreich giebt es zwei gänzlich verschiedene Begriffe für „Institutrice" und „Gouvernante". Das Gehalt einer Gouvernante stellt sich zwischen 70 und 120 Frcs. Man verlangt von ihr gewöhnlich Unterricht in den Anfangsgründen der deutschen Sprache, — der französischen, zuweilen auch in Musik. Stets hat sie sich auch um die körperliche Pflege der Kinder zu bekümmern und theilt meistens das Schlafzimmer mit den Kindern. Diese Gouvernanten-Stellen sind in Paris meist von Engländerinnen besetzt. Deutsche lassen sich in Unkenntniß der Sitten nur zu oft zur Stellung einer Bonne herabdrücken.

Es ist in Frankreich überhaupt unbedingt nothwendig, sich nicht aus Gutmüthigkeit zu Diensten herzugeben, welche nicht speziell der angenommenen Stellung zukommen. Was die Erzieherin anbelangt, erwähne ich ausdrücklich Folgendes: Bei uns wird man ein Mädchen, wenn es aus guter Familie ist, und wie die Mutter es thäte, auch die körperliche Pflege der Zöglinge übernimmt, dafür nur um so höher stellen, — nicht so in Frankreich. Da sind die verschiedenen Stellungen streng geschieden. Die Erzieherin wird nur als solche behandelt, wenn sie einzig den Unterricht und die moralische Leitung der Kinder übernimmt, sie besitzt in diesem Falle ihr eigenes Zimmer und steht auch der Dienerschaft gegenüber in höherem Ansehen. Unter allen Umständen muß sie ihre Selbständigkeit in diesen verschiedenen Punkten wahren, sonst gilt sie nicht als das, was sie ist. Tritt ein Krankheitsfall ein, so wird die einsichtsvolle Erzieherin selbstverständlich gern aus ihrer Reserve treten und die Pflege der Kinder überwachen. Es wird ihr das dann als Verdienst angerechnet, was man sonst für Pflicht und Schuldigkeit ansehen würde. In dieser Beziehung muß viel dem natürlichen Tact überlassen bleiben.

Was die sociale Stellung der Lehrerin oder Erzieherin in Frankreich anbelangt, so ist diese eigentlich eine traurige, man darf daran nicht unseren Maßstab legen. In der Regel erscheint die Erzieherin zwar mit den Kindern in Salon und Speisesaal, aber sie möge sich deshalb nicht als zur Familie oder gar zur Gesellschaft gehörig betrachten. Nie findet, wenn geladene Gäste anwesend sind, eine Vorstellung der Erzieherin statt. Dem Hause befreundete Damen werden vielleicht ab und zu ein Wort an sie richten, Herren jedoch erweisen ihr nur ihre Achtung dadurch, daß sie ihre Existenz ignoriren, denn eine, wenn auch streng in den Grenzen sich bewegende Aufmerksamkeit oder Höflichkeit würde sehr übel vermerkt werden. Die Erzieherin möge sich also ruhig als Wanddecoration betrachten und je weniger sie sich Illusionen in dieser Beziehung hingiebt, desto zufriedener wird sie sich fühlen.

Ich gehe nun zur practischen Frage über.

Vielfach ist der Irrthum verbreitet, es genüge, um in Frankreich eine gute Stelle zu erhalten, wenn man sich von der Heimath aus an ein Stellen-Vermittellungs-Bureau wendet und dann ruhig auf Erledigung wartet. Auf diese Weise kann man trotz der Versicherung des Bureaux ein halbes Jahr, ja länger warten, denn alle in Paris Anwesenden werden der sich im Auslande Befindlichen unfehlbar vorgezogen. Die besten Zeugnisse und Diplome nützen wenig aus der Entfernung. Alles wünscht eine persönliche Vorstellung, und dieselbe entscheidet schneller und günstiger, indem man überhaupt selten einen Blick auf Diplome wirft bei Aufnahme einer Erzieherin.

Gute Manieren, ein freundliches Gesicht, ruhiges Selbstvertrauen gelten mehr als alle Diplome.

Am geeignetsten ist das Alter zwischen 25 und 35 Jahren, jüngere, besonders hübsche Mädchen werden in Paris nicht so leicht Stellung finden. Bescheiden ohne unterwürfig zu sein, gebe sich die Erzieherin und suche ihre Talente zur Geltung zu bringen, denn es gereicht auch ihrer Gebieterin zur großen Befriedigung, von ihren Bekannten um die Acquisition der gediegenen Erzieherin beneidet zu werden.

Vor Allem nenne ich nun drei segensreiche Institute in Paris, an welche sich die in Paris angekommene Erzieherin oder Lehrerin vertrauensvoll wenden möge.

Es ist dies erstens das mir selbst bekannte ausgezeichnete „Institut Protecteur des femmes de la Société" mit der liebenswürdigen Präsidentin Vicomtesse du Peloux an der Spitze. In der Rue de Turin Nr. 26 besitzt die Gesellschaft ein Haus, in welchem achtzehn Damen Aufnahme finden. Je nach der Größe des Zimmers und nachdem es sich im ersten, zweiten oder dritten Stockwerk befindet, schwankt der Preis der Pension per Woche zwischen 35 Frcs. bis 45 Frs. Damit sind Wohnung, Kost, Beleuchtung und Bedienung inbegriffen. Die Bedingungen sind weniger hoch, wenn man ein Vierteljahr voraus erlegt.

Das Institut ist eine Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, Damen, ohne Unterschied der Confession noch Nationalität, ein Heim zu bieten, welches es ihnen ermöglicht, im Schutze desselben ihren Beschäftigungen nachzugehen. Sei es nun, daß sie Unterricht ertheilen oder Stellen suchen, sei es, daß sie nach Paris gekommen sind, um sich nur in der Sprache zu vervollkommnen. Achtbarkeit und der Bildungsgrad der Dame sind die einzigen Bedingungen zur Aufnahme.

Um sehr mäßigen Preis wird den Damen des Institutes die Theilnahme an ausgezeichneten Cursen von Geschichte, Literatur und lebenden Sprachen ermöglicht.

Zugleich werden den im Institut wohnenden Damen Stunden und Stellen unentgeltlich vermittelt. Eine kleine monatliche Zeitschrift bringt hübsche literarische Beiträge und giebt ein Bild von der Thätigkeit der Gesellschaft, indem es auch Ankündigungen von Stellen und von Engagements-Abschlüssen bringt. Der Abonnementsbetrag besteht aus 5 Frcs. im Jahre für das In- und Ausland.

Die Zeitschrift heißt „Les hirondelles", publié par l'Institut Protecteur des femmes de la Société. Siège Social, 26 rue de Turin, Quartier de l'Europe. Paris.

Ich bin aus dem Grunde so ausführlich gewesen, weil ich weiß, wie sehr die arme Vorsteherin des „Institut Protecteur" mit den unsinnigsten Zuschriften geplagt ist, welche sie alle beantworten muß. Referenzen über das Institut geben unter vielen Anderen in England, Dänemark, Amerika ꝛc. für Oesterreich-Ungarn: Fräulein Folwarzny, Nicolaigasse, Wien, und Fräulein Wollmann, Directrice der höheren Töchterschule in Preßburg, für Deutschland: Gräfin Sehrr-Thoß, Schloß Hohenfriedeberg, Schlesien, und Herr Doctor Wyschgram, Director der höheren Töchterschule in Leipzig.

Weiter ist allen nach Paris kommenden Deutschen der unter dem Schutze Ihrer königl. Hoheit der Frau Großherzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin stehende „Verein deutscher Lehrerinnen" zu empfehlen. Ehrenpräsidentin ist Gräfin Marie zu Münster, Vorstand Frln. Schliemann, Vorsitzende Frln. von Harbou. Adresse des Vorstandes ist 8 Rue de Villejust, Avenue de Kleber, Paris. Sprechstunden an Sonntagen von zwei bis vier Uhr und an Sonnabenden, sowie jeden Mittwoch von acht bis zehn Uhr Abends.

Aus den Statuten entnehme ich wörtlich Folgendes:

Vermittelung von Stellen und Stunden.

„Für Vermittelung von Stellen wird nach Verlauf der ersten drei Monate zwei Procent des Gehaltes in die Vereinscasse entrichtet; für eine Stelle, welche weniger als drei Monate dauert, oder ein bezahltes Ferien-Engagement fünf Frcs.; für Stunden oder Morgen- und Nachmittags-Beschäftigungen der fünfte Theil der ersten Monats-Einnahme."

In den Verein werden deutsche Lehrerinnen ohne Unterschied der Confession aufgenommen, auch Oesterreicherinnen, Schweizerinnen, Deutschrussinnen. Der Vereinsbeitrag beträgt fünf Frcs. im Jahre.

Dieser Verein, welcher erst durch Sammlungen und Beiträge*) die Summe zur Erbauung eines eigenen Hauses aufzubringen bemüht ist, steht in inniger Verbindung mit dem deutschen Heim 21 rue Brochant.

Dieses besteht seit fünf Jahren und es finden in ihm alle deutschen Lehrerinnen Aufnahme, welche ihr Prüfungszeugniß (auch in beglaubigter Abschrift), oder, wo dieses fehlt, eine Empfehlung von einer amtlichen Persönlichkeit einschicken.

Die Aufnahme in das Heim berechtigt nur zu einem Aufenthalte von drei Monaten. Nach Verlauf dieser Zeit müssen die Damen darauf vorbereitet sein, auf vierzehntägige Kündigung hin Neuangemeldeten Platz zu machen.

Der Pensionspreis beträgt:

Für ein Einzelzimmer: 96 Frcs. per Monat, 28 Frcs. die Woche, 4,50 Frcs. den Tag.

Für ein Zimmer mit 2 Betten: 85 Frcs. den Monat, 22,50 Frcs. die Woche, 3,50 Frcs. den Tag.

Anfragen und Anmeldungen für das Heim sind, mit einer 20 Pfg.-Marke versehen an die Vorsteherin des deutschen Heims 21 rue Brochant, Batignolles, zu richten. Es ist besser, die Adresse in französischer Sprache folgendermaßen abzufassen: „Madame la Présidente du home allemand. 21 rue Brochant, Batignolles, Paris."

Das „english home" der Miß Leigh, Avenue Wagram,

*) Ich erlaube mir, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß der Verein auch die kleinste Gabe unter der Adresse 8 rue de Villejust dankbar annimmt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nimmt nur Protestanten auf, und soll dort ebenfalls der Pensionspreis ein sehr mäßiger sein.

Pensionen in Privatfamilien stellen sich per Monat Alles in Allem auch auf 130—160 Frcs. Ich gebe keine Adresse an, da doch dieselben dem Wechsel mehr unterworfen und infolgedessen weniger verläßlich zu nennen sind. Ich begnüge mich nur, darauf aufmerksam zu machen, daß sich in der Avenue de Villiers, in der Nähe des Parc Monceau, sowie in Passy sehr gute derartige Pensionen befinden, sowie Familien, welche Kostzöglinge aufnehmen.

Für Damen, welche vollkommen unabhängig sein wollen und denen daher mit einem Zimmer sammt Bedienung allein besser gedient ist, nenne ich einige seit Jahrzehnten bestehende, sehr achtbare „Maisons meublées" im Quartier des champs-Elysées in der rue Washington. Es sind dies: das Haus Nr. 43 der Madame A. Le Perrier, und das Haus Nr. 45, bekannt unter dem Namen „Hôtel Matthews". In letzterem kann man auch die Mahlzeit in der Mitte des Tages, das sogenannte Déjeuner, einnehmen. Die Zimmer belaufen sich in diesem Quartier, welches allerdings das theuerste von Paris ist, auf 45—60 Frcs. per Monat.

Eine Lehrerin, welche aber in diesem Quartier überhaupt Beschäftigung findet, kann diesen Preis auch bestreiten und befindet sich zugleich am Knotenpunkt vieler Omnibuslinien.

Jede in Paris befindliche Erzieherin setze sogleich alle Hebel in Bewegung und wende sich nicht an ein Stellen-Vermittelungs-Bureau allein, sondern scheue die Mühe nicht, an verschiedenen Thüren anzuklopfen. Von den unzähligen Vermittelungs-Bureaux nenne ich besonders vier, welche für Erzieherinnen und Lehrerinnen zu den besten gehören. Es sind dies: „Mme. Robert, 39 rue de Miroménil."

„Agence classique de Mme. Mariette, succ. de Mlle. Capron, 23 rue de Miroménil."

„Mme Dusaussoy, 3 bis, rue d'Ahtènes."

„Agence Stewart, 52 rue de Washington."

Ueberall stelle man sich persönlich vor und frage öfters nach, um nicht in Vergessenheit zu gerathen.

Zum Schlusse erwähne ich noch, daß der französische Adel im Allgemeinen geringere Gehalte zahlt, und die Erzieherin, der es um eine Stelle am Bvd. St. Germain zu thun ist, sich mit einer weniger hohen Einnahme wird begnügen müssen, während sich die Gehalte in der hohen Finanzwelt bedeutend besser stellen. Dasselbe gilt auch von Beschäftigungen für halbe oder ganze Tage und für Stunden.

Den Sommer über sind Unterrichts-Stunden allein kein genügender Verdienst und wäre die Annahme eines Ferien-Engagements der überarbeiteten Lehrerin zu empfehlen Es giebt nämlich viele Familien in Paris, welche eine Erzieherin für das Seebad oder für die Reise suchen.

Somit glaube ich denn die hauptsächlichsten Punkte beleuchtet zu haben und fasse noch einmal in Kürze zusammen, worauf ich besonderes Gewicht lege:

Man strebe keine Stellen aus der Ferne an mittelst Zeitungs-Annoncen oder durch sonstige Vermittelung. Bei diesen Stellen geräth man häufig in sehr bedenkliche Lagen, denn sie haben meist einen Haken. Sehr oft auch erreicht man trotz langem Wartens endlich doch nichts, — oder aber man nimmt in der Unkenntniß der eigentlichen Verhältnisse Bedingungen an, welche weit unter den gebräuchlichen stehen.

Man vermeide die Zeit zwischen Mai und September, wappne sich mit Geduld und wende sich sogleich an die angeführten erprobten Institute, nachdem man die Reise nicht gescheut hat. Endlich vergesse man nicht, daß auch zum Stellensuchen in Paris Geld gehört, wie zum Kriegführen.

Sollten meine Rathschläge und Fingerzeige nur einigen unerfahrenen, strebsamen Mädchen die Wege geebnet haben, so wäre der Zweck dieser kleinen Studie in vollem Maße erfüllt.

Nachdruck verboten.

Edelsteine.

Von Gregor Samarow.

II.

Wie die edlen Steine von Alters her als Schmuck hoch geschätzt wurden, so hat man ihnen auch im Alterthum, wie im Mittelalter, symbolische Bedeutungen und geheime Kräfte beigemessen. Seit lange hat man die Steine mit den Monaten des Jahres in Verbindung gebracht, und für jeden Menschen soll der Stein, der zu seinem Geburtsmonat gehört, besonders heilbringend sein, — sodaß auch hierin vielleicht für unsere Damen eine Rücksicht bei der Wahl ihres Schmuckes liegen könnte, — wenn sie die mystische Kraft der Edelsteine höher stellen als deren Wirkung auf ihre Schönheit und Anmuth.

So gehört dem Januar der Hyacinth, seine Farbe bedeutet das erwachende Morgenroth des Jahres. Er hat die Kraft, Freundschaft zu gewinnen und die Freundschaft zu versöhnen.

Des Februars Stein ist der Amethyst, der Roth und Blau, — die Liebe und Treue, — in sich vereint. Er macht besonnen, klar und verständig und gewinnt die Gunst der Fürsten und Mächtigen.

Der Heliotrop, der Stein des März, schützt vor Gift und Verleumdung und soll auf dem Herzen getragen werden.

Dem April gehört der Diamant mit seinem sprühenden Licht, das des Jahres Frühlingsleben weckt, — nach Anderen der Saphir, der wie der Monat in allen Farben vorkommt, — er macht leichten, fröhlichen Sinn und frischen Muth.

Der Smaragd, grün wie die erblühende Natur, ist der Stein für den Mai, er soll die Liebe befestigen und behüten und im Ringe zerbrechen, wenn die Hand falsch ist, die ihn trägt.

Der Chalcedon, der Stein des Juni, verscheucht die Sorgen und bringt dem Herzen ruhigen Frieden; der Carneol, der dem Juli gehört, giebt heiße Leidenschaft in der Liebe, feurige Kraft in allen Kämpfen des Lebens. Dem August, der mitten inne steht zwischen Sommer und Herbst, ist der zweifarbige Onyx zugewiesen, der das Herz warm erhält und zugleich den Geist kalt und klar macht und daher von den Königen und Fürsten getragen werden soll.

Der goldgrüne Chrysolith ist der Stein des Septembers, er besänftigt den Zorn und hält böse Träume ab. Dem October gehört der Aquamarin, der vor Intriguen und Verrath schützt. Man soll ihn an der rechten Hand tragen und öfter vom Monde bescheinen lassen.

Im November bringt der Topas, — ähnlich dem im Glase funkelnden Weine, — freundliche Ruhe und behagliche Beschaulichkeit, Freude am ruhigen, leidenschaftslosen Genuß des Lebens in das menschliche Gemüth.

Der Chrysopras ist der Stein des Decembers, — er giebt Glauben und Hoffnung in aller Noth und Bangigkeit, schützt vor Gefahr durch eigenen Muth und bringt dem, der ihn trägt, einen sanften und glaubensfreudigen Tod.

Unsere Leserinnen mögen sich nun nach dem Geburtsmonat ihren Stein wählen und dessen Kraft erproben.

Zur Zeit des ersten Kaiserreichs hatte man eine Art von symbolischer Sprache der Edelsteine ersonnen, in dem man aus den Anfangsbuchstaben derselben ein Wort zusammenstellte, das eine Erinnerung oder auch einen Gruß oder sonst Etwas bedeutete.

So besitzen wir ein Armband, ein Geschenk der Königin Karoline von Neapel, das in seinem Geflecht die Haare sämmtlicher Mitglieder des Napoleonischen Hauses vereinigt. Die einzelnen Glieder dieser geflochtenen Haarkette werden durch Steine gebildet, deren Anfangsbuchstaben den Namen Karoline zusammensetzen. Ein anderes Armband aus jener Zeit setzt sich aus den durch kleine Ketten vereinigten Steinen: Jaspis, Emeraude (Smaragd), Topas, Aquamarin, Jacinthe (Hyacinth), Malachit und nochmals Emeraude zusammen. Das Bracelet sagt auf diese Weise in der Sprache der Edelsteine: je t'aime! und gewiß hat einst der schönen Empfängerin der geheimnißvolle Gruß der Liebe, der ihr aus den Steinen entgegenfunkelte, mehr Freude gemacht, als das kostbare Geschenk.

Eine andere Art der Steinsymbolik und Steinsprache war in den vierziger Jahren in der vornehmen Gesellschaft von Paris Mode, — während jener Zeit, in welcher der König Louis Philipp es verstand, das politische Leben einzuschläfern und die Gesellschaft mit pikanten Spielereien zu beschäftigen.

Die eleganten Herren und Damen, welche den Ton bestimmten, den man damals chic zu nennen begann, und den man heute pschutt nennt, gaben ihren Freunden und Freundinnen statt der Visitenkarten einen Edelstein, in welchen das Wappen oder die Namenschiffre eingravirt wurde. Die Steine waren von ovaler Form und lagen auf einem rundgewölbten Schilde von dunkelblauem Email, das dann von der Empfängerin an der Gürtelkette, von den Herren an der Uhr getragen wurde, — wenn die kostbare Karte freundliche Aufnahme gefunden hatte. Es war so eine symbolische Sprache entstanden, in welcher jeder Stein seine Bedeutung hatte, sodaß für die Eingeweihten die funkelnde Visitenkarte einen Gruß, ein Geständniß, eine Frage, — auch einen Vorwurf ausdrücken konnte.

So bedeutete der Lapis lazuli die unerschütterliche Treue, — der Malachit die schüchterne Hoffnung, der weiße Karneol heilige Freundschaft, — der Baumachat aber bezeichnete eine launenhafte, unbeständige Dame, welche sich nicht fesseln läßt. Der letztere Stein konnte also ebenso ein Vorwurf für die Geliebte, als die Abweisung eines Geständnisses sein. Man nannte diese Schildchen mit den kostbaren Symbolsteinen visitenses, und sie blieben in der Mode, bis die Revolution von 1848 mit dem Königthum Louis Philipp's auch dieser geistvollen und anmuthigen Tändelei ein Ende machte.

Von den geheimnißvollen Eigenschaften der Edelsteine wissen die alten Sagen und Märchen viel zu erzählen; die Talismane des Orients und die zauberkräftigen Siegel des Mittelalters sind in edle Steine geschnitten und Geschenke geheimer Mächte. Eine ganz besondere Bedeutung hat in dieser Beziehung der Karfunkel, — bei den Alten der edle Granat, dem man heilkräftige Wirkung zuschrieb, namentlich gegen Gifte und ebenso auch gegen das schlimmste Gift, — die üble Nachrede und Verleumdung. Im Mittelalter war der Karfunkel ein dunkelrother und dabei goldglänzender fabelhafter Stein, der im Dunkeln so hell strahlte, daß ein Karfunkel große Säle mit tageshellem, goldschimmerndem Lichte erfüllen konnte. Er gab seinem Besitzer die Macht über den Willen anderer Menschen, — heute würde man das symbolische Kraft nennen, — und zugleich die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, — ein vortrefflicher Stein also für politische Reporter, die mit einem Karfunkel in der Tasche die mühselige Arbeit der Interviews sich sparen könnten und nur nöthig hätten, ganz ungesehen in die Sitzungszimmer der diplomatischen Conferenzen zu treten und die tiefsten Geheimnisse der hohen Politik zu stenographiren. Der Zeisig hatte die Eigenschaft, den Karfunkel zu finden und in sein Nest zu tragen, wo er dann unter allerlei sehr complicirten und schwierigen mystischen Operationen gesucht werden sollte, — auch arbeiteten die Alchymisten, wie Paracelsus und Albertus Magnus, daran, den Karfunkel künstlich herzustellen. Von Karl dem Großen erzählt die Sage, daß seine Gemahlin von einer wohlthätigen Fee einen zauberkräftigen Edelstein erhalten habe, der die Macht besaß, ihr die Liebe und Treue des Gemahls für alle Zeit zu erhalten. Vor ihrem Tode warf sie den Stein in einen kleinen See bei Aachen und ihr Gemahl nahm dort seine dauernde Residenz und ließ auch in der Nähe des Wundersteins sein Grabmal errichten.

Von den berühmten Steinen, die als Wunder ihrer Art einen Platz in der Geschichte einnehmen, — wie der Sancy, den Karl der Kühne in der Schlacht bei Sembach im Schwertknopf trug, — dem Kohi-noor, dem „Berg des Lichts", aus dem Thron des Groß-Moguls in Delhi, den heute die Königin Victoria an ihrem Witwenkleide als einzigen, der Kaiserin von Indien würdigen Schmuck trägt, — und anderen ist so viel und oft geschrieben, daß wir unseren Leserinnen nichts Neues davon erzählen könnten. Alle diese Steine sind eigentlich unbezahlbar, denn ihr wirklicher Werth, nach der üblichen Berechnung ermittelt, übersteigt jedes Vermögen. Sie sind deshalb auch immer erobert oder geraubt, und viel Blut klebt an ihnen, ohne ihren Glanz zu trüben, der ja schon so viele gewaltige Revolutionen unserer Erde überdauert hat. Wenn nach Napoleon's I. zündendem Wort auf seine Aegyptische Armee vier Jahrtausende herabblickten, so sehen uns aus jedem Edelsteine eine unzählbare und unberechenbare Reihe von Jahrtausenden an, und lange hinter den Mammuths und Sauriern liegt die Zeit zurück, in der das flammende Sonnenlicht sich in dem flüssigen Blut der glühenden Erde spiegelte, das heute zu kaltem Stein geronnen und in versprengten Tropfen ein Bild jener Feuerepoche bietet, in der die flammenleuchtende Farbenpracht ohne Form und Gestalt die Welt erfüllte.

Einige kleine Notizen mögen hier noch angeschlossen sein über die persönliche Symbolik, welche historische Personen zuweilen an die Edelsteine knüpften. Die Königin Elisabeth von England führte ein Siegel, welches in einem rothen Karneol, dem Stein des Muthes und der feurigen Kraft die lateinischen Worte zeigte: „Aut fer aut feri, ne feriare feri", — „man muß schlagen, um nicht geschlagen zu werden, wenn du nicht schlägst, wirst du geschlagen werden."

Maria Stuart, die diesem harten Herrscherspruche ihrer Feindin zum Opfer fiel, siegelte seit dem Tode ihres ersten Gemahls, des Königs Franz II. von Frankreich, mit einem Opal, dem Stein der Thränen, in welchen ein Zweig des Süßholzstrauchs eingravirt war, aus dessen Wurzeln man damals ein sehr beliebtes süßes Getränk bereitete, mit der Umschrift: „Ce que j'ai de plus doux est caché sous la terre" — „das süßeste, was ich habe, ist unter der Erde begraben."

Der Herzog von Beaufort, Großadmiral von Frankreich, führte als Siegel den äußerst seltenen Mondstein, Adular, darauf einen Mond mit der Umschrift: „Elle obéit au soleil et commande aux flots", — „der Mond gehorcht der Sonne und gebietet der Fluth", — eine äußerst feine und geistvolle Schmeichelei gegen den König.

Louise de la Vallière, die Geliebte Ludwig's XIV. aus dessen romantischer Jugendzeit, siegelte ihre Briefe an den König mit einem Rubin, dem Stein der tiefen, glühenden Liebe, darin geschnitten war eine fliegende Taube mit der Inschrift: „L'envie, l'invidie", — „ich sende sie, und ich beneide sie".

Das Siegel der Kaiserin Josephine war ein Heliotropstein, darin geschnitten ein Heliotropzweig mit der Inschrift: „Vers le Soleil". Der Heliotrop ist der Stein des ersten Frühlings, der der Sonne entgegenstrebt, ebenso wie die Pflanze sich dem Tagesgestirn zuwendet, — für den Stein wie für das Bild paßt daher die Inschrift. Die arme Josephine sollte aber die Sonne ihres Lebens noch herabsinken sehen von ihrer strahlenden Mittagshöhe, und sie starb, wie der Heliotrop ohne Licht sterben muß.

Auch in unsere Zeit setzt sich diese Symbolik fort. Wir sahen bei einer der elegantesten und geistvollsten Damen der alten und guten Gesellschaft des Fauburg St. Germain ein Petschaft, das aus einer zierlichen goldenen Katzenpfote bestand, deren diamantene Krallen einen schillernden graugrünen Katzenaugen-Stein hielten, der die Inschrift trug: „Acier et velour", — „Stahl und Sammet". Aeußerst bezeichnend für diejenige, welche dies Petschaft führte, wie für gar viele Damen, die ja ebenso liebenswürdig zu schmeicheln verstehen, wie sie es nicht unterlassen können, bei Gelegenheit die feinen, spitzen Krallen hervorzukehren.

Wir hoffen, daß unsere flüchtige Plauderei unsere Leserinnen nicht gelangweilt hat. Möchte sie Diejenigen, denen die Gunst des Glückes den Luxus der Edelsteine erlaubt, dazu anregen, dieselben immer mit Geist und Geschmack in den Dienst der harmonischen Schönheit zu stellen. Diejenigen aber, denen des Glückes launische Hand das Füllhorn seiner Gaben verschloß, mögen sich darum nicht bekümmern.

Wenn aus klaren Augen der Geist blitzt und der Liebe und der Treue warmes Licht strahlt, dann wird sich die lebendige Macht des göttlichen Ebenbildes weit erheben über den schimmernden Glanz der versteinten Gluth vergangener Jahrtausende. Und wenn dann aus dem leuchtenden Auge die Thräne des Mitleids mit fremdem Leid hervorquillt, so wird der zaubermächtige Karfunkelstein weit überboten durch die Wunderkraft der opferfreudigen Liebe, die Gott in die Herzen edler Frauen gelegt und von der das traurige Wort nicht gilt, das Alexander Dumas in sein Petschaft von fleckig gesprenkeltem Baumachat grub:

Tout { P C L } asse.

Aus Haus.

Nachdruck verboten.

Die Poesie der Farben. — „Wie kommt es nur, daß man in Bezug auf die Wahl der Farben so viel Geschmackloses und Widersinniges in den Damen-Toiletten sieht?" äußerte ich neulich zu einem mir bekannten Maler.

„Weil die Frauen gemeiniglich nichts von Farben-Aesthetik verstehen," erwiderte er.

„Ist das denn nöthig?" fragte ich. „Ich dächte, eine Jede belehrte ihr guter Geschmack darüber, welche Farben zusammenpassen, ebenso wie ihr Spiegel ihr sagt, welche sie am besten kleiden."

Er lachte. „Der Spiegel! Der gute Geschmack! Ich bitte Sie! Einer ist so unzuverlässig wie der andere, denn der erstere betrügt und der zweite — fehlt in den meisten Fällen."

„Er fehlt?"

„Gewiß, und das zwar, weil er nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine Naturgabe, sondern etwas Angelerntes, Anerzogenes ist. Wenn demnach in unserem Falle die Damen nicht die Gesetze der Farbenharmonie kennen, wie vermögen sie dann bei ihrer Toilette die ihnen vortheilhaften Farben zu wählen?"

„Ich kenne diese Gesetze auch nicht," gestand ich, „aber ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie meine lückenhafte Bildung ergänzen wollten. Man möchte doch nicht gern wie eine Vogelscheuche aussehen, und vermag einige Kenntniß auf dem erwähnten Gebiet dies Uebel abzuwenden, so ist es ja geradezu Pflicht, sich dieselbe anzueignen. Ich habe z. B. behaupten hören, ein zu rother Teint könne abgeblaßt, ein fahler belebt und ein bräunlicher heller gestimmt werden, — ist das richtig?"

„Gewiß ist's das."

„Nun, so sagen Sie mir schnell, wie man's macht."

Er strich sich nachdenklich seinen Schnurrbart.

„So kurzweg läßt sich das nicht sagen," meinte er, „um Ihre Fragen zu beantworten, muß ich weiter ausholen. Also hören Sie, — wir besitzen drei Primär- oder Grundfarben, — es sind dies diejenigen, welche sich durch keine Mischung erzeugen lassen, nämlich: Gelb, Roth und Blau. Aus der Verbindung dieser Farben mit ihren Nachbarn werden die Secundärfarben gebildet, sie heißen: Orange, Violett und Grün. Orange geht aus der Verbindung von Gelb und Roth, Violett aus der von Roth und Blau hervor, und Grün wird durch Gelb und Blau erzeugt. Auf diese Weise entstehen die sogenannten Farbenverwandtschaften. Nun stehen aber leider, wie dies ja auch häufig bei den Menschen der Fall ist, die Farben in schlechten Familienverhältnissen zu einander, und gerade die nächsten Verwandten suchen sich gern zu schädigen. Und wieder gerade wie bei uns Staubgeborenen, sind es auch hier die Stärkeren, welche die Verdränger der Schwächeren werden. So betrübend an sich indessen diese Unverträglichkeit der Farben unter einander ist, so nützlich erweist sie sich doch den Damen, indem sie ihnen die Möglichkeit giebt, diejenigen Töne ihres Teints, welche ihnen unbequem erscheinen, durch deren liebe Verwandte verdrängen zu lassen."

„Ah!" machte ich unwillkürlich, denn endlich ging auch mir ein Licht auf, wo mein Freund hinauswollte. „Die Complementärfarben!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Er nickte. „Ganz recht, die Complementärfarben! Ueber sie wollte ich sprechen, denn sie sind's, mit deren Hülfe die Damen über die Mängel ihres Teints zu täuschen vermögen. Daß sie im Farbenkreise einander gegenüber stehen, werden Sie vermuthlich wissen. Gelb ist die Complementärfarbe von Blau, Roth von Grün, und Orange von Violett. Steht nun eine dieser leuchtenden Farben neben einem neutralen Nachbar, so zwingen sie denselben, den Ton ihrer Complementärfarbe anzunehmen, wovon Sie sich durch ein einfach auszuführendes Experiment leicht überzeugen können. Sie brauchen nämlich nur einen farbigen Streifen Zeug auf einen weißen Bogen Papier zu legen und nach kurzem Hinschauen wird Ihr Auge um jenen einen in der Complementärfarbe leuchtenden Rand zu sehen glauben. Welcher Vortheil den Damen aus dieser optischen Täuschung erwächst, begreift sich leicht, — jeder matte Teint kann durch die Einwirkung der Complementärfarbe erhöht und das schwache Roth desselben ergänzt werden."

„Was vermag nun solch' ein semmelblondes Geschöpf wie ich, das sich ausnimmt wie ein abgeblaßtes Pastellbild, zu thun, um seinen grauen, fahlen Teint frischer erscheinen zu lassen?" forschte ich begierig.

„Ja, der graue, farblose Teint, namentlich wenn er einer Blondine angehört, ist freilich schwer zu behandeln, schwerer als jeder andere," lautete die aufrichtige Antwort. „Jedenfalls verträgt er ebensowenig wie der gelbe, bläuliche und rothe, die Complementärfarben seiner Haut, sondern vielmehr nur verwandte Farben, welche, indem sie die Complementärfarbe hervorrufen, seine unschönen Töne verdrängen. Wie verbreitet ist nicht der Irrthum, daß Hellblau die Blondine unter allen Umständen kleiden muß! Und doch erweist's ihr, sofern sie nicht mehr die blühende Frische der Jugend besitzt, nicht den Gefallen, im Gegentheil wird sie zu ihrem Kummer sich eingestehen müssen, daß es ihrem Gesicht ein gelbliches, kränkliches Aussehen verleiht. Ebensowenig eignet sich für sie Rosa, welches die Haut grünlich schimmern läßt."

„Sie sagen mir nur, was eine etwas verblühte Blondine nicht tragen, aber nicht, was sie tragen soll," warf ich ärgerlich ein. „Giebt's denn für sie keine Farben?"

„Gewiß, — das heißt, Halbfarben, — Graugrün, Reseda, z. B. Das in diesen enthaltene Grau bleicht als stärkerer verwandter Ton den schwächeren des Teints, das beigemischte Grün sucht als Contrastfarbe dessen zu mattes Roth zu beleben und sich selbst zu ergänzen. Auch ein tiefes Blauviolett und Oliv kann eine günstige Wirkung hervorbringen, — ersteres führt die Hautfarbe in ein helles mattes Gelb hinüber, welches dem fahlen Grau vorzuziehen ist, und letzteres läßt sie zarter erscheinen und giebt ihr einen Hauch von Röthe. Bei allen diesen Farben, gleichviel ob man sie in Wolle, Leinen oder Seide tragen will, ist jedoch anzurathen, sie möglichst dunkel zu wählen, da helle Toiletten gar zu sehr geeignet sind, die ganze Erscheinung in's Matte, Farblose zu ziehen. Am meisten aber hat man sich vor weißen Roben zu hüten, denn Weiß besitzt die Eigenschaft, jeden Ton, neben den es gesetzt wird, zu erhöhen und läßt deshalb auch den grauen mit verdoppelter Stärke hervortreten. Ist es nun durchaus nicht zu vermeiden, bei dieser oder jener Gelegenheit eine helle oder gar weiße Toilette anzulegen, so möge man sie wenigstens mit einer dem Teint vortheilhaften Farbe garniren, — eine schwarze Spitze, ein violetter oder oliv Besatz um den Halsausschnitt und Blumen von der nämlichen Farbe im Haar, thun in solchem Falle oft gute Dienste. Was übrigens den Besatz anbelangt, so braucht man bei demselben lange nicht so discret mit der Farbe zu verfahren, wie bei den Kleidern, denn bei richtiger Zusammenstellung der Farben läßt es sich wohl machen, daß die üble Wirkung der einen durch die andere gleichsam neutralisirt wird. Während es der kränklich blassen Blondine fast unbedingt verwehrt ist, eine ganze Toilette in Roth zu tragen, kann sie es zur Garnitur eines blauen oder grünen Kleides recht gut verwenden, ohne ihrer Schönheit Eintrag zu thun."

„Roth und Grün!" rief ich verwundert aus, indem mich ein leiser Zweifel an dem Geschmacke meines farben- und toilettenkundigen Freundes beschlich. „Das würde doch wohl neben einander zu grell aussehen!"

„Ganz und gar nicht," erwiderte er, „sobald man nur die richtigen Nüancen wählt. Ponceau darf man natürlich nicht mit Grasgrün garniren, aber ein mattes Meergrün mit Granatroth gewiß. Es nimmt sich sogar vortrefflich aus, ebenso wie Marineblau mit Granat, Crême mit Kornblau, Wasserblau mit Fraise, Altrosa mit Altgold."

Ich konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. „Die Farbenwahl bei der Toilette scheint mir doch eine recht schwierige Sache zu sein," meinte ich kleinlaut, „für uns arme Blondinen zum mindesten, wie Sie ja selbst zugeben. Ja, wer das Glück hat, zu den Brünetten zu gehören, hat es leichter. Sie dürfen ohne Bedenken die ganze Farbenscala durchtragen."

„Um Himmelswillen nicht," fiel mein Maler entsetzt ein. „Denken Sie sich eine Brünette mit gelber Haut in einem prononcirt blauen Kleide, — würde sie nicht wie eine Citrone aussehen? Ja, selbst Grün darf sie nicht ohne Weiteres wählen, denn wenn dies auch einen rosigen Schein auf ihr Gesicht wirft, so ist dieser doch immer noch nicht hinreichend, um den naheliegenden Vergleich von Salat mit Eiern abzuwehren. Günstiger liegen die Dinge ja freilich für sie, als für die Blondine, da auch bei bleichem Teint die dunkle Umrahmung des Haares von vornherein dazu beiträgt die Hautfarbe zu beleben. Im Allgemeinen wird sie jedoch immer gut daran thun, sich vorzugsweise an Roth und Gelb zu halten."

„Und wenn ihr Teint allzu roth ist, wie dann? Doch ich vergesse, die Complementärfarbe von Roth ist ja Grün, folglich bleicht eine rothe Toilette die Haut."

„Das wohl, aber wenn letztere gar zu roth ist, wirkt die Complementärfarbe auch nicht stark genug, sondern steigert im Gegentheil den allzu grellen Ton. Daher wird denn auch der übermäßig blühenden Brünette schließlich nichts Anderes übrig bleiben, als sich vorzugsweise in neutrale Farben zu kleiden, so schwer das auch einer farbendurstigen Seele fällt."

„Also wieder neutrale und Halbfarben und nichts als solche," entgegnete ich bedenklich. „Wo bleibt denn da die Farbenschönheit?"

„Habe ich Ihnen, wie Ihren brünetten Schwestern, nicht gestattet, Ihre Kleider farbig zu garniren? Vermögen Sie nicht durch zweckmäßige Combination der verschiedenen Töne die farbenschönsten Wirkungen hervorzubringen? Und sind schließlich nur Primär- oder ganz duftige zarte Farben schön?"

„Letztere sind aber so poetisch," warf ich ein.

„Poetisch! Sie sprechen, — ich bitte unterthänigst um Vergebung, — wie eine schwärmerische Pensionärin," sagte er. „Was ist poetisch? Was schön und harmonisch ist und wohlthuend und anregend zugleich auf Empfindung und Sinne wirkt. Eine Toilette, deren Farben unter einander und mit ihrer Trägerin harmoniren, wird darum auch nie verfehlen, einen poetischen Eindruck hervorzurufen, denn in der vollkommenen Harmonie der Farben ist auch die Poesie der Farben enthalten . . ."

M. Kossak.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Rückkehr aus den Ferien-Kolonien. Von Wilhelm Geißler. Siehe die Abbildung, Seite 125. — Es war im Jahre 1876, als der schweizerische Pädagoge und Menschenfreund, Pfarrer Bion in Zürich, seine Ideen einer gründlichen Reform der Schulferien zum ersten Male practisch zu verwerthen versuchte und eine Kolonie von vierunddreißig Knaben und dreißig Mädchen unter Leitung einer Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen nach den Appenzeller Matten in der Umgegend von Trogen schickte. Die Kinder blieben nur vierzehn Tage im Freien, aber diese vierzehn Tage Landluft, verbunden mit absolutem geistigen Ausruhen (die Ferienarbeiten waren auf das geringste Maß beschränkt worden), hatten ihnen mehr genutzt, als eine sechswöchentliche Ferienfreiheit in der dumpfen Stadt, eine „Freiheit", die dadurch zu einer sehr bedingten gemacht wurde, daß die Kleinen gewöhnlich eine Unlast von Ferienarbeiten mit auf den Weg bekamen. Die Anregung, die Pfarrer Bion gegeben, weckte überall das Interesse für die sogenannten Ferien-Kolonien; man ahmte dem schweizerischen Kinderfreund zunächst in Frankfurt a. M., Berlin, Dresden, Stuttgart, Leipzig und Wien, und bald in fast allen anderen größeren Städten nach. Sammlungen wurden veranstaltet, und schließlich fanden sich auch zahlreiche Bäder-Directionen bereit, alljährlich eine größere Anzahl von Kindern gänzlich frei oder gegen höchst mäßiges Entgeld in besonderen Hospizen aufzunehmen, um den Kleinen dort die Wohlthaten der Seeluft und der Seebäder, einer körperlichen und geistigen Erfrischung nach der anstrengenden Schulzeit zu bieten. Das Geißler'sche Bild in unserer heutiger Nummer mag als eine Art von künstlerischer Propaganda für die Ferien-Kolonien aufgefaßt werden. Vielleicht erfreut sich manche Mutter an den dargestellten frischen Kinderscenen und erhält durch sie die Anregung, den Ferien-Kolonien gleichfalls eine kleine Spende zu opfern. Giebt's eine schönere Wohlthätigkeit, als die für unsere Kinder, für das heranwachsende Geschlecht? —

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.

Reiseroute für die oberitalienischen Seen. — So wenig Gepäck, wie irgend möglich, gilt an den Seen in vollstem Maße; da man bald die schweizer, bald die italienische Grenze überschreitet, so muß man sich einer Reihe von Zollrevisionen unterwerfen, die nicht zu den Annehmlichkeiten einer Reise gehören. Die Kenntniß der italienischen Sprache ist nicht unbedingt nöthig; es lohnt sich indeß, einige Sätze zu lernen, man reist unabhängiger und billiger, wenn man selbst mit Kutschern, Schiffern und Kaufleuten sprechen kann. In den großen Hotels wird allgemein Französisch gesprochen; diese sind gut aber theuer. In den kleineren italienischen Gasthäusern ist es billiger, das Essen sehr gut, aber die Reinlichkeit läßt zu wünschen übrig.

Die drei Seen sind unter einander mit Dampfschiffen und Tramways verbunden; es existirt eine Reihe von Rundreisebillets für die drei Seen (gültig drei Tage), deren Lösung ein Gotthardtbahn-Retourbillet um die Dauer des Rundreisebillets verlängert. Man vergleiche darüber den „Indicatore ufficiale", ein kleines, gelb eingebundenes, italienisches Eisenbahn-Kursbuch, das jeden Monat neu erscheint und an allen Bahnhöfen feilgeboten wird.

Die Reise-Toilette bedarf keiner besonderen Aenderung, nur für März und November nehme man sehr warme Kleider mit; es schneit dann manchmal Tage lang. Die geschütztesten Plätze für diese Zeit sind: Cadenabbia, Pallanza und Castagnola (bei Lugano).

Ist man nicht sehr mit der Zeit beschränkt, so thut man am besten, sich an jedem der drei Seen einige Tage aufzuhalten, und sich in Pension zu geben oder Privat-Logis zu nehmen. Am Comer-See eignet sich hierfür Bellagio, am Luganer Lugano und am Maggiore Pallanza. Welchen dieser drei Plätze man zuerst besucht, richtet sich nach den betreffenden Zufahrtslinien, die man benutzt. Von Norden wird der Comer-See über Splügen und Maloja, der Luganer-See mit der Gotthardbahn erreicht; der Lago maggiore ebenfalls mit dieser, und mit dem Genfer-See verbindet ihn der Simplonpaß. Einen hübschen Eindruck kann man schon in drei Tagen bekommen, andererseits aber reichen Wochen nicht aus, um alle Schönheiten in sich aufzunehmen. Die genauen Angaben der Touren vergleiche man in einem Reisehandbuche; auch seien die „Illustrirten Wanderbilder" (Zürich, Orell u. Füßli; auf jedem Bahnhof und in jedem Buchladen zu haben) empfohlen. A.

Ein stiller Winkel. — Wer sich inmitten einer köstlichen Natur in tiefstem Frieden ausruhen will, dem kann ich aus bestem Gewissen einen stillen Winkel am Garda-See empfehlen: Fusano bei Gardone-Riviera. Gardone-Riviera selbst mit seinem einzigsten Riesenhotel liegt bei Weitem nicht so geschützt und so reizvoll wie Fusano, wo man in der kleinen Casa Gigola zwar einfach, aber in jeder Beziehung gut und billig (Pensionspreis 6—7 Frcs.) aufgehoben ist. Die Umgebung Fusano's ist großartig schön; beste Zeit Frühling und Herbst; die Reiseroute führt von Norden über Mori und Riva, von Süden über Desenzano nach Fusano.

—g.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Tabaksqualm. — Neulich las ich eine kurze Notiz, daß Tabaksqualm auf die im Zimmer befindlichen Eßwaaren eine gesundheitsschädliche Wirkung ausüben soll. Sind darüber wirklich sichere Beobachtungen angestellt worden?

Anti-Nicotin in Landau.

Schuhwichse. — Kann mir Jemand eine Vorschrift zu einer guten Schuhwichse mittheilen? T. G., Grabow.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Rothe Farbe der Wurst (104). — Zu 2 Pfund Schweinefleisch wird 1 Pfund Rindfleisch genommen, das Fleisch mit der Maschine dreimal durchgemahlen, nach Geschmack gesalzen und auf 30 Pfund Wurstfleisch für 5 Pf. Salpeter zugethan. Die Wurst wird in dicke Rinderdärme sehr fest gestopft und mit tannenen Holzspähnen bei ständigem Rauchfeuer acht Tage lang geräuchert, also niemals mit Holzessig oder anderen Surrogaten. Diese so bereitete Wurst hat bei mir in einem nicht einmal sehr trockenen Keller (ein ganz trockener ist natürlich der beste) den ganzen Winter hindurch gehangen und zeigte im Aufschnitt eine schöne Farbe. Selbst die Ende Frühjahrs in Gebrauch genommene und vierzehn Tage im Anschnitt gewesene Wurst blieb bis zum letzten Rest sehr schön roth. H. Wieler.

Goulasch (47). — Geehrtester Herr Redacteur! — Mit Ihrem außerordentlich taktvollen Auftreten in der frisch entbrannten Fehde: hie Goulasch, — hie Gulyás, haben Sie nicht nur den entfesselten Sturm besänftigt, sondern auch durch Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen unsere, der südlicheren Breite entsprechend, rascher schlagenden ungarischen Herzen im Sturme erobert. Jawohl handelt es sich hier um nationale Eigenthümlichkeiten. Kann man doch aus der Art und Weise, wie eine Nation kocht und sich nährt, Schlüsse ziehen auf ihre Charakter-Eigenheiten, ja auf ihren Culturgrad. Unseren national magyarischen Speisen entsprechend, muß man uns entschieden für ein gesundes, kerniges, wenn auch culturell etwas noch zurückgebliebenes Naturvolk halten. Letzteres hat seine Begründung in unserer örtlichen Lage, in Zeiten und Umständen. Bildeten doch die Magyaren Jahrhunderte lang das Bollwerk gegen die heranstürmenden asiatischen Horden; an der felsenharten Brust unserer tapferen Vorfahren zerschellte die Macht dieser wilden Volksfluthen, — wie die Springfluth am Felsenriff, und geborgen hinter diesem Damme konnten die westlichen Völker Europa's in Ruhe und Frieden an ihrer culturellen Entwickelung fortarbeiten. Während bei jenen Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe erblühten, stagnirten wir; ein Volk, stets in Waffen, das Schwert nie aus der Hand legend, kämpften unsere Väter immerwährend um Erhaltung des mit Blutströmen eroberten Bodens, um Bestand ihrer Nation, und mittelbar auch um Bestand der Christenheit. Ohne Stammesbrüder sitzen wir nun da in dem stets brodelnden, vielsprachigen Kessel, genannt Mitteleuropa, hergeweht wie ein Baumblatt vom Orkan: der Völkerwanderung; angefeindet von allen Seiten bis in die neuesten Zeiten, schlugen wir, wenige Millionen stark, mächtige Wurzeln in dieses schöne Land; uns mit seltener Zähigkeit von allen Schlägen, die uns das Schicksal, Feind und Parteihader reichlich zumaß, erholend, können auch wir nun rüstig, — die Zeiten sind nun hoffentlich vorüber, wo: Inter arma silent leges — et artes, an unserer Cultur-Entwickelung weiterbauen.

Doch habe ich mich in eine wehmüthige Stimmung hineingeredet, die wohl auch magyarische Eigenheit ist, — wo ich doch vor Allem als ein Vertreter des Magyarenthums, als welchen Sie mich, geehrtester Herr, gütigst bezeichneten, im Namen Aller unseren besten Dank für Ihre uns entgegengebrachte Freundlichkeit ausdrücken wollte.

Als Tribut unserer Dankbarkeit würden wir Ihnen gern ein gutes, magyarisch nationales Gericht senden, doch dürfte es, — da uns wohl Eis-, aber keine Heißwaggons bekannt, — bis Berlin kalt werden. Wohl könnte es der Locomotivführer an seiner Maschine warm stellen, doch dürfte er dem köstlichen Geruche nicht lange widerstehen und Ihnen nur die geleerte oder mit einem Butter-Sahne-Goulasch-Surrogat gefüllte Terrine überreichen. Brr!

Senden Ihnen deshalb nur Recepte einiger echt magyarischer Speisen, die Sie sich schon aus ethnographischem Interesse kochen lassen wollen; sie werden Ihnen gewiß schmecken, und wird Ihre liebwerthe Frau Gattin oder, falls Sie noch ledig der sogenannten Rosenbanden, die werthe Zukünftige diese Recepte als gute Acquisition für ihre Küche gelten lassen. Auch werden Sie als uneigennütziger Mann nachfolgende Speisekarte dem Lesepublicum nicht vorenthalten:

1. Szegedi halászlé (Szegediner Fischsuppe). — Man nehme mehrere Gattungen frische Fische, putze und zerschneide sie in kleinere Stücke, gebe zuerst die Fische mit hartem Fleisch, später die anderen in eine mit ziemlich viel Speck, Zwiebel, Salz und Paprika gefüllte Kasserole, gieße das Ganze mit Wasser auf und koche es zugedeckt, bis das Fleisch, ohne zu zerfallen, weich wird.

2. Székely gulyás (Kraut nach Szöllyer Art). — Klein zerschnittenes Schweinefleisch mit viel geringelten Zwiebeln, Salz und Paprika, nebst nicht zu viel Sauerkraut, lasse man weich dünsten, und gebe dann, bis es fuppig wird, sauern Rahm dazu.

3. Pöcköls (geschmortes Fleisch). — Würfelig geschnittenes Lamm-, Ferkelfleisch oder auch junge Hühner gebe man zu geringelter und gelb gebräunter Zwiebel, dazu Salz und Paprika, und dünste es zugedeckt. Es ist nicht nothwendig, Wasser hinzuzugießen, da das Fleisch genügend Saft läßt. Zuletzt lasse man es ohne Deckel etwas braun schmoren.

4. Turós csusza (Topfenfleckerln). — Man schlage vier Eier in eine Schüssel, nehme etwas Wasser dazu und so viel Mehl, als es aufnimmt, und knete das Ganze zu einem harten, glänzenden Teig, walke es auf doppelten Messerrücken stark aus, zupfe davon mit dem Finger kleine Fleckerln ab, die man in gesalzenem heißen Wasser aufkocht. Dann schöpfe man sie heraus, lasse das Wasser ablaufen, gebe sie nun in heißes Schmalz, hierauf auf die Anrichtschüssel; oben herauf kommen frische Topfen und schön geröstete Speckkrammeln.

F. O.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 17. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. September 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Frau Lieutenant.

Novellette von A. Godin.

Im ersten Stockwerke eines stattlichen Hauses fand heute gegen Mittag großer Empfang statt. Die Neuigkeit, daß Major von Wolff zum Regiments-Kommandeur ernannt war, hatte sich rasch verbreitet, und die ihm untergebenen Offiziere sowohl, als die Freunde des Hauses beeilten sich um so mehr, ihren Glückwunsch zu bringen, als der Vorgesetzte einer der beliebtesten Stabs-Offiziere und das Haus als ein sehr gastliches bekannt war.

Die imposante Gestalt der neuen Frau Oberst bildete den Mittelpunkt für die älteren Damen und Herren; sie wußte die um sie gescharten, stets wechselnden Gruppen weltgewandt zu empfangen, zu entlassen. An einem der Fenster stand die schlanke Tochter des Hauses, von jungen Mädchen und Offizieren umgeben, ihr zunächst der Adjutant ihres Vaters, ein hochgewachsener, eleganter Mann. In Blick und Mienen dieses jungen Offiziers lag etwas Selbstbewußtes, das dennoch nicht unangenehm wirkte; man erkannte sofort, daß er ein verwöhntes Kind des Glückes war. Auch Ilse Wolff schien, dem unbekümmerten Ausdruck ihres feinen Gesichtes nach, zu den Bevorzugten zu gehören. Mit sicherer Anmuth wurde sie Jedem gerecht, war aber sichtlich etwas zerstreut; ihre Augen irrten zuweilen durch das Fenster auf die Straße. Im vollen Flusse des Gespräches mit Baron Eßlar, dem Adjutanten, unterbrach sie plötzlich ihren Satz und verbeugte sich, ganz Lächeln und Grazie, den Scheiben zu.

„Wen begrüßen Sie mit so besonderer Gnade, wenn es zu fragen erlaubt ist?“ scherzte Eßlar. „Einen Ihrer Verehrer?“

„Ja!“ bestätigte sie heiter und hob nun auch die Hand zum Winken. Der Richtung ihrer Augen folgend, gewahrten die Anderen am offenen Fenster des gegenüberliegenden Hauses die hagere Gestalt eines alten Herrn in Lieutenants-Uniform. Militärisch grüßend berührte er wiederholt die Mütze, sein faltiges Gesicht strahlte in Vergnügtheit. Er mußte hoch in Jahren stehen, spärliches graues Haar regte sich im Luftzuge, sein schneeweißer Schnauzbart verbarg nur theilweise einen zahnlosen Mund, und so viel Mühe der Veteran sich gab, straffe Haltung zu bewahren, glückte es doch nicht ganz. Hinter ihm kam eine steifgetollte weiße Haube zum Vorschein, deren nicht erkennbare Trägerin in tiefen Knixen auf- und niedertauchte.

„Ein Verhältniß von Fenster zu Fenster, Fräulein Ilse?“ warf Eßlar mit spöttischem Rümpfen der feingebogenen Nase hin.

Sein Ton mißfiel ihr. „Ein intimes!“ sagte sie kühl; dann, wieder hinüberlächelnd: „Wie er nur schon erfahren hat —?“

„Vielleicht durch Sympathie!“ Der junge Mann, welcher das laut Gedachte so beantwortete, war vor wenigen Augenblicken eingetreten und hatte sich, nach schweigender Begrüßung der Frau Oberst, der jugendlichen Gruppe genähert. Bei dem Klange seiner Stimme wendete Ilse schnell den Kopf, ihre grauen Augen hafteten einen Moment wie fragend auf dem intelligenten Gesichte des Ingenieur-Offiziers, dessen Worte von Eßlar aufgenommen wurden, der in etwas hochfahrendem Tone sagte:

„Wissen Sie denn, wovon die Rede war, Herr Premier? Oder giebt die Sympathie auch Ihnen unbewußte Dinge kund, wie dem klapperigen Kameraden aus Anno X dort drüben? Wie denken Sie über diesen Punkt, gnädiges Fräulein?“

Ilse maß den Fragenden mit abweisendem Blick. „Das dürfte Sie wenig interessiren, Herr Baron,“ sagte sie nachlässig; „ich glaube kaum, daß wir uns in Fragen dieser Art verstehen würden.“

Eßlar lachte leicht auf, er schien diesen Ausfall nicht übel zu nehmen, doch ging Ilse auf sein Scherzwort nicht ein.

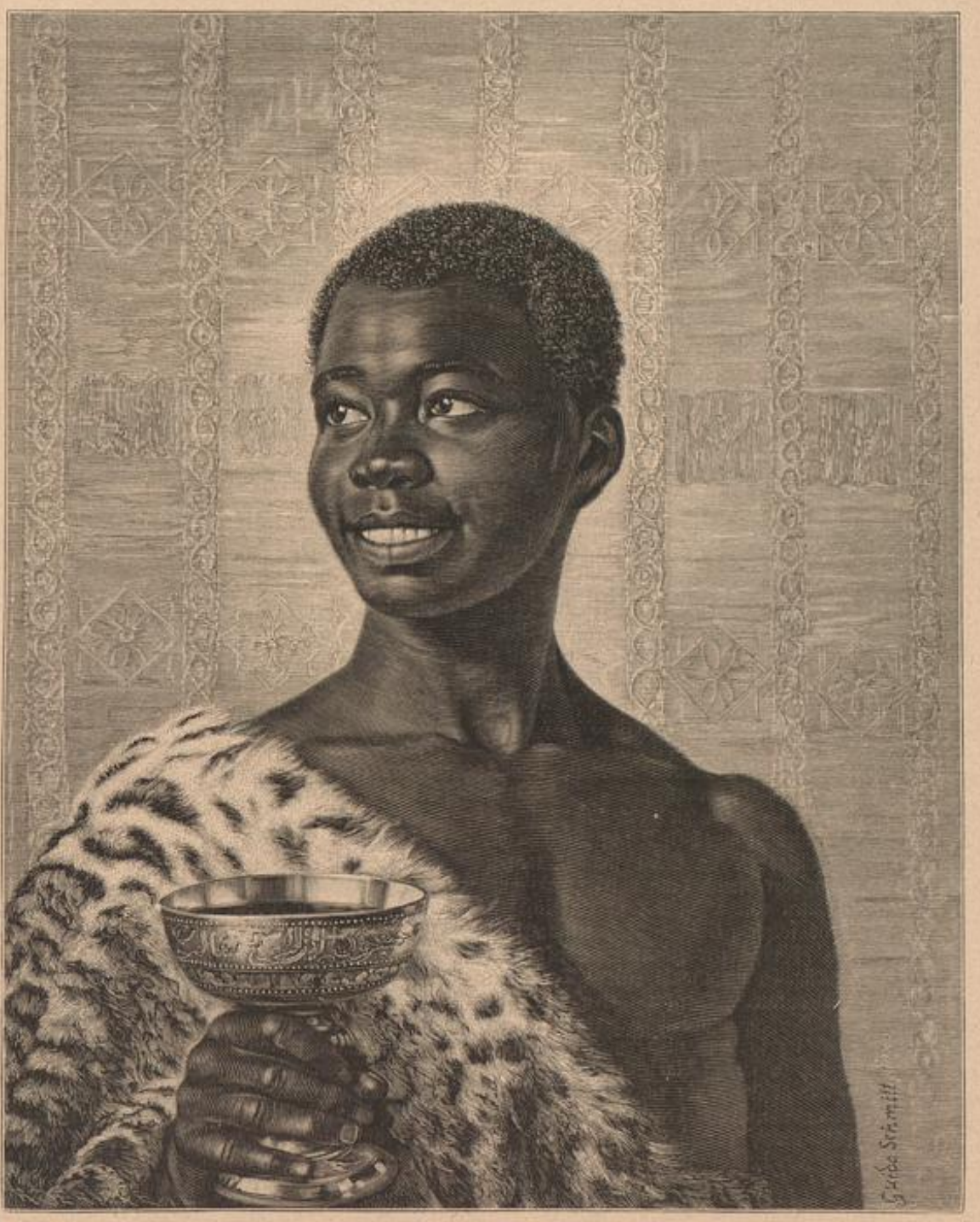
„Was hattest Du heute mit Eßlar?“ fragte Ilse's Mutter während des Nachmittag-Spazierganges. „Ich sah Dich plötzlich Dein kühles Gesicht aufstecken und ihm den Rücken wenden, um Dich auf Tod und Leben mit dem kleinen Weber zu unterhalten.“

Das junge Mädchen sah lebhaft auf: „Du weißt, Mama, ich traue Deinem Protégé keine große Dosis Menschenfreundlichkeit zu, — diese Ansicht fand ich heute bestärkt, — er schätzt Alle und Alles gering.“

„Kinderei! Eßlar ist ein Weltmann und trägt als solcher keine Sentimentalitäten zur Schau. Sei nicht launisch! Du weißt, was Papa wünscht, und — Du selbst? — Laß mich nicht fürchten, daß Du kokett bist.“

„Kokett? Ich?“ Ilse wurde unmuthig roth, ein Schatten fiel über ihr Gesicht. Es war kein schönes Gesicht. Ilse war nicht das, was man „ein hübsches Mädchen“ nennt, ihr Reiz lag im Ausdruck. „Gewiß weiß ich, was Ihr Beide wünscht, Du und Papa,“ sagte sie gelassener; „daß ich mich aber jemals ungleich gegen Eßlar benommen hätte, gebe ich nicht zu, — wäre es so, dann bliebe noch die Frage, ob das ihn irgend berühren würde. Er macht mir den Hof, ja, wir stehen auf dem Neckfuße, zuweilen zeigt er auch Gefühl. Ob das, was er zeigt, sein Eigenes ist, oder Entliehenes, — wer weiß es? Deshalb —“ Sie brach ab, klopfte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes gegen den Boden, auf dem die Sonne zwischen Laubschatten schimmernde Kreise malte, und sagte dann rasch: „Nie könnte ich mein Leben mit einem gemüthlosen Manne theilen!“ —

Während der nächsten Wochen folgten die Wolff'schen Damen einer Einladung auf das Land, um den in voller Pracht stehenden Frühling zu genießen. Nach der Heimkehr hatten sie ihrerseits Logirbesuch; es gab durch geraume Zeit so viel Thun und Treiben beschäftigten Müßigganges, daß Ilse's Zeit zu jeder Stunde in Anspruch genommen und man wenig zu Hause war. Endlich fiel es ihr doch auf, daß ihr stiller Verehrer, der Veteran, sich gar nicht mehr am Fenster drüben blicken ließ, und sie war ganz bestürzt, als sie von einem Dienstmädchen hörte, der alte Lieutenant sei während ihrer Abwesenheit gestorben und seine Frau habe die Hand gebrochen. Der gleichgültig hingesprochene Bericht ging Ilse selt-



Sudan-Neger. Von Guido Schmidt. — Siehe Seite 136.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sam nahe; ihr war, als sei mit den täglichen Grüßen des alten Herrn, an dessen huldigenden Geberden sie sich so oft still ergötzt hatte, eine Art Besitz aus ihrem Leben fortgenommen. Zwar hütete sie sich, das zu äußern, um nicht ausgelacht zu werden, die eigenartige Erscheinung des Greises stand aber lebendig vor ihr; sie konnte nicht an das Fenster treten, ohne seiner zu denken. Von ihrem Vater wußte sie, wo die Ordenszeichen gewonnen worden, welche die eingesunkene Brust geschmückt hatten, und wie der schon alternde Feldwebel sich vor Königgrätz den Offiziersrang verdient hatte. Und mit seinem Bilde zugleich tauchte in ihren Gedanken die große weiße Haube auf, aus deren Schatten nur zuweilen ein spitzes Näschen zur Schau getreten war.

Gegen Abend ging Ilse hinüber und fragte im Spezereiladen bei der Hausbesitzerin an, ob man die Frau Lieutenant besuchen dürfe. Die redselige Frau gab sofort die ganze Krankheitsgeschichte ihres Miethers zum Besten, und wie knapp es droben bestellt gewesen, und daß die Frau Lieutenant vor lauter Schwäche am Begräbnißtage im Zimmer hingestürzt sei. „Man wäre ja gerne beigesprungen, man ist ja kein Unmensch, die Frau ist aber so unmenschlich stolz, sie nimmt bei Leibe nicht 'mal einen Tropfen Suppe an!"

Ilse eilte treppauf und klopfte an die Thür, welche ein Messingschild trug: „Hase, Königl. Preuß. Lieutenant im xten Infanterie-Regiment."

„Herein!" klang es schwachen Tones.

Das kleine, magere Gesicht, welches Ilse aus steifgetollter Umrahmung entgegenblickte, erhellte sich bei ihrem Eintritte plötzlich, wie ein dunkles Kämmerchen, in das die Sonne fällt. Frau Hase saß auf einem alten Lehnstuhle mit breiten Ohrbacken; ihre dürftigen Glieder verschwanden fast in dem grünen Polstergehäuse. Die rechte, in Gips gelegte Hand ruhte auf einem Kissen, die linke hielt einen abgegriffenen Lederband, der ihr entglitt, als sie aufzustehen versuchte. Schon war Ilse neben ihr.

„Sitzen bleiben, bitte! Ich komme nur, zu sagen, wie leid es mir thut —"

„Das gnädige Fräulein!" stammelte die Alte, dann erstickte ihre Stimme in Thränen. „So schnell, nicht wahr? Und er war noch gar nicht so alt, erst achtundsiebzig! Wie hat er das gnädige Fräulein verehrt! Er nannte Sie, wenn Sie's nicht für ungut nehmen wollen, allzeit seine Augenweide."

„Erzählen Sie mir von ihm, und wie es Ihnen ging und geht, und ob ich irgend wie helfen kann?"

Die kleine Gestalt richtete sich steif in die Höhe, ihre schmalgeschlitzten, lebhaften Augen blinzelten mißtrauisch; als sie dem treuherzigen Blicke des jungen Mädchens begegnete, trat aber ein freundlicherer Zug um die eben noch zusammengekniffenen Lippen, und sie begann, ihren Seligen zu preisen, welch' ein Mann das gewesen, so ausbündig tapfer und daheim wie ein Lamm! Keinem Würmchen konnte er 'was zu Leide thun sehen. Und in Büchern habe er gelesen, bis die Augen schwach geworden, — davon mußte man ihn dann reden hören, — solch' ein Mann! Und wenn er nur noch sechs Wochen länger gelebt hätte, so wär' gute Zeit gekommen, die Pension für Veteranen sollte ja nun erhöht werden, — dann hätte er wieder mehr als eine Pfeife am Tage rauchen können . . .

Während sie sprach, mehr von alten, besseren Zeiten, als von Noth und Tod der jüngsten Wochen, überflogen Ilse's Augen das Zimmer. Es war geräumig, aber sehr niedrig; Querbalken durchzogen die Decke, die graublaue Tünche der Wände war stellenweise abgefallen, dennoch lag etwas Anheimelndes über dem Raume. Ilse kannte bisher nur elegante Wohnungen oder Stätten der Armuth; dies kleinbürgerliche Heim, in dem Alles von Sauberkeit glänzte, auf dessen wenigen Möbeln mancherlei schmucke Geräthe, Gedenkzeichen besserer Tage, umherstanden, wurde ihr zum Rahmen einer stillbefriedigten Existenz, die für die Vereinsamte sicher nicht blos innerlich zusammengebrochen war.

„Und was dürfte ich Ihnen zu Liebe thun?" fragte sie, als die Frau Lieutenant inne hielt, mit herzlichem Ton.

Das bleiche, faltige Gesicht färbte sich ein wenig, die Alte blinzelte wieder, stand dann mühsam auf und öffnete mit der Linken eine Lade, der sie ein Kästchen entnahm und etwas sorgsam Eingewickeltes daraus hervorholte. „Wenn es nicht gar zu unbescheiden wäre, möcht' ich das gnädige Fräulein wohl bitten! Der Ring da ist gewiß Thaler werth, es ist ein Erbstück! Ich kenn aber nicht ausgehen, um ihn zu verkaufen, und dar Hausfrau darf ich so 'was nicht auftragen, wissen Sie! Man kann sich doch nicht blosstellen, mein Mann war Offizier!" Die große Haube zitterte.

Ilse unterdrückte das ihr auf den Lippen schwebende Wort, nahm schweigend den Ring und bat dann in rücksichtsvollstem Tone, etwas zur Erquickung herübersenden zu dürfen.

„Wir haben nie etwas angenommen!" sagte die Frau Lieutenant pedantisch und zog den Mund zusammen.

„Ich bin auch gar nicht so schwach," fuhr sie fort, — „und wenn ich nur erst wieder stricken kann, — wenn Sie aber die Gnade hätten, mich noch einmal zu besuchen, Gnädiges, dann wäre mir das eine große Ehre." Sie tauchte tief knixend unter und sank dann strauchelnd in den Lehnstuhl zurück.

Von dieser Stunde an stellte sich zwischen Ilse und der Nachbarin ein dauerndes Verhältniß her. Das Mädchen strengte alle Erfindungskraft an, der Frau Lieutenant durch die feinsten Listen kleine Erleichterungen in das Leben zu schmuggeln, ohne ihren reizbaren Ehrgeiz zu verwunden. So oft ihr das glückte, blieb sie Tage lang in sonnigster Laune. War sie aber dann und wann nicht geschickt genug verfahren, und die Witwe merkte etwas von der gegen sie angezettelten Intrigue, dann mußte Ilse erleben, daß die Gebrechliche ihre eigenen dunklen Treppen hinab und die drüben hinauf kroch, um „ihren schuldigen Dank" und sonst noch etwas mitzubringen. Ein paar der theuersten Andenken: ein bemaltes Schreibzeug von Porzellan, ein Perlmutter-Federmesser des seligen Lieutenants wanderten so von Haus zu Haus. Versuchte die erschrockene Ilse abzulehnen, dann reckte die Frau Lieutenant das dünne Hälschen hoch auf und fragte so tief gekränkt: „Soll nur ich annehmen?" sodaß Ilse nicht eifrig genug versichern konnte, wie sehr die Spende sie erfreue.

Der Spätherbst brach herein. Ilse's zwanzigster Geburtstag, der in den Beginn des October fiel, wurde durch eine kleine Abendgesellschaft gefeiert, die zugleich die Einweihung der von Wolffs neu bezogenen Wohnung bedeutete. Nur jugendliche Gäste waren geladen. Die Freundinnen umstanden bewundernd, vielleicht nicht ganz neidlos, den reichen Gabentisch des Wiegenkindes, auf dem ein mit herrlichen Rosen gefüllter Korb besonders reizvoll in die Augen fiel. Baron Eßlar hatte ihn Morgens gesendet; seine Stellung zur Familie, als Adjutant des Vaters und häufiger Hausgast, berechtigte ihn zu solcher Aufmerksamkeit.

„Heute wird er sprechen!" dachte Ilse's Mutter. Vielleicht dachten dies auch Andere. Als Hermann Weber, der junge Ingenieur-Offizier, welcher im Wolff'schen Hause nur erschien, wenn er geladener Gast war, sich dem Geburtstagskinde näherte, haftete sein Blick auf der Visitenkarte, die zwischen den Rosen hervorsah. Ohne Ilse anzusehen, sagte er gehalten: „Sie haben heute schon viele Glückwünsche in Empfang genommen, gnädiges Fräulein; für Spätkommende bleibt kaum etwas zu sagen übrig, — jeder Wunsch ist überflüssig, wenn das Glück bereits eingekehrt ist."

„Ich verstehe nicht," begann Ilse zögernd, hielt aber inne, als sie den auf ihr ruhenden Augen begegnete, die still und mächtig sprachen. Ihr zartes Gesicht röthete sich; als sie fühlte, wie die Blutwelle ihr bis in die Schläfen stieg, zog sie die Brauen zusammen und sagte, den Kopf leicht zurückwerfend, nicht ohne Schärfe:

„Woraus schließen Sie, daß — mir nichts mehr zu wünschen bleibt?"

„Vielleicht aus Ihrer Ungnade —"

Das Klavier erklang in munterem Walzertact; ehe Ilse antworten konnte, trat Eßlar heran und holte sie zum Tanze, der die junge Welt bis zur Abendmahlzeit in fröhlicher Bewegung erhielt und die Tafelrunde dann gleich in der erhöhten Stimmung beginnen ließ, die meist erst allmälig Herrschaft gewinnt. Eßlar, der Ilse zu Tisch geführt hatte, widmete sich ihr mit allem Aufgebot sieghafter Liebenswürdigkeit, doch erschien seine Partnerin zerstreut, fast einsilbig.

„Welchen wunderlichen Ring tragen Sie heute, Fräulein Ilse?" sagte er, als sie ihr Glas zum Danke für seinen eben gesprochenen Toast erhob. „Was hat dieser blutrothe Stein zu bedeuten? Treiben Sie Zauberei damit?"

„Vielleicht! Es ist ein Glücksring, und ich habe ihn heute an den Finger gesteckt, damit er Glück bringen soll, mir und noch Jemand," lächelte Ilse. Sie gab dem Diener einen Wink, worauf dieser einen mit allerlei Verhülltem angefüllten Korb zwischen die Dessertplatten stellte.

„Der Zauber beginnt!" sagte die Festgeberin, indem sie ein mit großen Ziffern beschriebenes Blatt auf den Korb legte und eine zierliche Sparbüchse daneben setzte. „Mir wurde heute so viel Liebes und Gutes gespendet, daß ich übermüthig genug wurde, meinen Gästen noch mehr zuzumuthen! Jedes dieser Päckchen enthält eine Arbeit meiner Hand, vielleicht keinen Obolus werth, und doch bin ich so tollkühn, ‚Werthe' dafür eintauschen zu wollen. Wir alle sind Soldatenkinder, — es handelt sich um Jemand Zugehörigen, — eine kleine Lotterie soll über den bösen Winter forthelfen. Wer seinen Namen auf dieses Ziffernblättchen schreiben und ein Scherflein in diese verschwiegene Büchse werfen mag, gewinnt das mit gleicher Zahl beschriebene Päckchen, — Jedes ist vom Glücksringe angerührt!"

Sie hatte die kleine Rede so frisch und herzlich hingesprochen, daß nicht nur das Blatt rasch von Hand zu Hand ging und die Büchsenspalte sich füllte, sondern die Stimmung der Gäste sich zu heller Lustigkeit steigerte. Die allmälige Enthüllung der zierlichen Handarbeiten gab Stoff vollauf zu Neckereien, Rühmen und Neiden.

Die erste Unternehmung, einen kleinen Fonds zu schaffen, war geglückt, und Alles, was damit im Zusammenhang stand, glückte über Verhoffen. Ilse führte diesmal einen großen Coup aus. Zu ihrem Schmerz war eine von ihr angeregte Eingabe um Erhöhung der spärlichen Pension der Frau Lieutenant von der zustehenden Behörde mit Zukunfts-Vertröstungen abgespeist worden, und Ilse übte nun die feingesponnenste aller ihrer Listen: ihrer alten Freundin das Gegentheil glauben zu machen.

Die sonst so Mißtrauische fand kein Arg in dem Erbieten, die Einziehung ihrer Pension fortan durch Ilse's Vater besorgen zu lassen, und die Augen des Mädchens tanzten vor Vergnügen über die Befriedigung, welche sich auf dem alten Gesichtchen spiegelte. „Nun kann ich doch wohnen bleiben," sagte die Frau Lieutenant mit unverhehltem Triumphe. „Stellen Sie sich vor, Gnädiges, die Hausfrau hat mir Miethnachlaß angeboten, dafür sollte ich dann im ganzen Hause Flur und Treppen kehren, — da hätte sich doch mein Seliger im Grabe gewendet, — eine Offiziersfrau! Nein, — lieber trockenes Brod!" — —

Die von Wolffs neubezogene Wohnung lag in einem anderen Theile der Stadt. Diese Entfernung beschränkte Ilse's frühere Nachbarbesuche auf einen bestimmten Wochentag, dem die Frau Lieutenant großes Gewicht beilegte. Nach einiger Zeit merkte Ilse ihr jedesmal etwas Besonderes an; offenbar trug die gute alte Seele irgend eine Heimlichkeit mit sich herum, und eines Abends kam Alles heraus. Ein junger Herr hatte die Frau Lieutenant besucht, schon vor geraumer Zeit, war öfters wiedergekommen, war ihr guter Freund geworden, denn er hatte sich als wohlbekannt mit ihrem Seligen zu erkennen gegeben, der ihm vor Zeiten Mancherlei zu Gefallen gethan. Ein Mensch wie ein Engel, dem man nichts abschlagen konnte, unmöglich! Auch nicht die köstlichen Kaffeebohnen und die Kuchen, welche er jedesmal mitbrachte!

Ilse lachte. In ihrer Vorstellung erschien ihr Eßlar geradezu komisch als gepriesener Engel einer alten Feldwebelsfrau. Nur er wußte von deren Existenz im Zusammenhang mit Ilse; die Pensions-Eingabe war durch seine Hände gegangen, ihr von ihm an's Herz gelegt worden. Unwillkürlich schweifte ihr klares Auge durch das ärmliche Zimmer, — was sie eben gehört, sah ihm doch gar nicht ähnlich! „Und solche Begebenheiten haben Sie mir treulos verschwiegen!" sagte sie in wunderlicher Aufregung; „wie nennt sich denn Ihr himmlischer Gast?"

„Ja, wenn ich das wüßte! Er will seinen Namen nicht sagen, hat auch verboten, von ihm zu sprechen, aber das hat mir schon all' die Zeit das Herz abgedrückt, — Sie müssen doch Alles wissen, was mich angeht. Und," — sie reckte sich und wisperte mit blanken, vergnügten Augen in Ilse's Ohr: „Er kennt Sie, liebes Gnädiges! Wir sprechen gar oft von Ihnen, aber gerade Ihnen sollt' ich durchaus nichts sagen."

Ilse's heitere Miene war nachdenklich geworden. „Lassen wir es beim Schweigen," sagte sie kurz.

Die Frau Lieutenant sah ganz betreten zu ihr auf. „Sie sind doch nicht böse?" sagte sie ängstlich, „und, — wenn, — bitte, o bitte, verrathen Sie ihm nicht, daß ich Ihnen gesagt habe —"

„Ohne Sorge!" erwiderte Ilse bestimmt und begann von anderen Dingen zu plaudern. —

Weihnachten rückte heran. Alle Hände waren beschäftigt, alle Gedanken durch Bescherungspläne verdrängt, Keiner gönnte sich Ruhe, bis zur letzten Minute und bis der letzte Pfennig ausgegeben war. Ilse steckte, gleich allen Anderen, tief in diesem Sturm und Drang reizvollen Sichabhetzens, und wurde täglich deshalb von ihrer Mutter gescholten, welche die leichte Blässe und die Schweigsamkeit ihres Kindes auf Rechnung des Weihnachts-Wahnsinns stellte. Allerdings mehr in Worten, als in ihren eigenen stillen Gedanken, die ganz andere Sorgen hegten. Eßlar hatte noch immer nicht gesprochen, und nicht selten überkam sie nun das heimliche Bangen, ob es klug gewesen sei, das Herz ihrer Ilse auf alle Weise zu diesem Zauberer hinzudrängen, ob der in unbewachten Momenten bei Ilse zu Tage tretende traurige, fast vergrämte Zug ähnlichen Zweifeln entspringe, wie die, von denen sie selbst beunruhigt wurde.

Am heiligen Abend erbat Ilse sich ein Stündchen Urlaub, um vor der daheim stets späten Bescherung ihrer Frau Lieutenant ein für sie angeputztes Duodez-Bäumchen zu bringen. Sie bestand darauf, allein zu gehen und wanderte nun, in der Rechten die kleine Tanne, am linken Arme ein gefülltes Körbchen tragend, durch eine Allee der Anlagen, welche sie in kürzerer Zeit, als der Weg durch die Stadt, an ihr Ziel führte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Es hatte stark geschneit, die sich links hinziehende Wiesenfläche schimmerte weithin in reinem Weiß, in der rechts von der Allee sich erstreckenden Häuserreihe glänzten hell beleuchtete Fenster. Im pelzbesetzten Mantel warm eingehüllt, empfand Ilse die frische Ostluft nur belebend, es war ihr heute leichter zu Muthe, als seit manchem Tage, sie freute sich der im Rauhfrost glitzernden Bäume, welche dann und wann unter der Beleuchtung des Weges märchenschön aufsilberten, freute sich unbewußt ihrer eigenen Lebenskraft. Weihnachtsstimmung überkam sie hell und warm, — die Stimmung, in der Vergangenes und Gegenwärtiges einander so tief in die Augen blicken, die durch nichts so voll geweckt wird, als durch dies Alle zugleich umfassende Fest der Liebe, dem kaum andere Festfreude gleicht.

Sie war am Ziele. Leichten Fußes huschte sie treppauf, steckte oben auf dem Vorflur die Kerzen ihres Bäumchens an und trat, ohne anzuklopfen, so lautlos ein, daß die Frau Lieutenant sie nicht sofort gewahr wurde. Hier sah es übrigens schon festlich aus. Frau Hase saß, mit dem Rücken gegen die Thür, in ihrem großen Sessel vor dem weiß gedeckten Tische, auf dem, von mehreren, noch uneröffneten Päckchen umgeben, ein riesiger Rosinenstollen prangte.

Die große Haube beugte sich vor, um eine von der Lampe hell beleuchtete Cabinet-Photographie ganz nahe zu betrachten. Ilse's scharfe junge Augen erkannten schon von der Schwelle aus die Züge des Bildes. Sie fuhr zusammen, dann glitt helles Leuchten über ihr Gesicht. Schnell eilte sie vorwärs, hob die Lampe vom Tische und stellte ihr brennendes Bäumchen darauf. Ein scharfer Aufschrei der Frau Lieutenant erstarb in dem lebhaften Kusse, welchen Ilse auf ihre dünnen Lippen drückte und schlug in Dankesworte um, die ebenso plötzlich mitten im Satz abbrachen, während die gerunzelten Hände sich bergend über die Photographie breiteten."

„Zu spät, liebe Frau Hase!" rief das junge Mädchen übermüthig; „ich sah schon, lassen Sie mich also nur näher betrachten!" Sie nahm das Rähmchen in beide Hände und beschaute das Bild mit glücklichen Augen, ließ sich dann nicht abhalten, alle die Päckchen zu öffnen, deren Inhalt feinen Herzenssinn verrieth, und baute ihre eigene Bescherung dazu auf. Während sie so eifrig hantierte, folgte die Frau Lieutenant jeder ihrer Bewegungen mit blanken Augen und dem herzförmigen Zusammenziehen des Mundes, das bei ihr stets einen kühnen Aufschwung der Ideen begleitete.

„Wollen Sie mir noch etwas zur Weihnacht schenken, Gnädiges?" sagte sie plötzlich, wie aus der Pistole geschossen. „Kein Ding! Ich möchte nur etwas wissen!"

„Nun?"

„Ist's wahr, daß mein Gnädiges verlobt ist, — oder bald sein wird? Mit dem Herrn Adjutant-Baron? Jemand sagte das, — ich glaub's aber nicht!" . . .

„Sybille! Ich glaube es auch nicht." Ilse hakte schnell ihr Pelzjäckchen zu und huschte davon. Schon hatte sich die Zimmerthür hinter ihr geschlossen, als sie noch einmal umkehrte, sich zum Ohr der vergnügt lächelnden Alten niederbeugte und ihr zuflüsterte: „Wenn Ihr Engel wieder einmal hier ein- und ausfliegt, liebe Frau Lieutenant, dann beichten Sie ihm getrost, daß Sie — geplaudert haben!"

Sie war hinweg. Daheim angelangt, fand sie sich schon ungeduldig erwartet. Eilig lief sie in ihr Zimmer, um die für ihre Eltern vorbereiteten Gaben zu holen und behielt nur gerade Zeit, abzulegen, als das Klingeln ertönte, — der Klang, dessen Erinnerung selbst das Herz der Greise für einen Augenblick wieder jung werden läßt! Ilse fand ihren Tisch mit Allem bedeckt, was die Liebe wohlhabender Eltern für ihre Einzige ersinnen kann. Ihr Dank sprach sich lebhaft aus, sie strebte die erwiesene Güte durch heiteres Wesen zu vergelten, nahm wiederholt Anläufe zur Munterkeit, versank aber dazwischen immer wieder in das Sinnen, welches sie seit Wochen so still erscheinen ließ, sich mitunter zur unbesieglichen Zerstreutheit vertiefte, aus der es dann in plötzliche Lebendigkeit umschug. Da man nicht umsonst eine Mutter ist, ließ Frau von Wolff sich nicht durch diese spontane Lustigkeit täuschen, verschwieg aber ihre Gedanken.

Der Morgen des Weihnachtstages ging leuchtend über der Welt auf, als wüßte die Sonne, wie viele fröhliche Gesichter es heute zu bescheinen gab. Die Wolff'schen Damen waren eben aus der Kirche nach Hause gekommen und saßen beisammen im Weihnachtszimmer etwas schweigsam und einsilbig; Jeder lag etwas auf dem Herzen. Ilse blickte ihre Mutter zuweilen an, als wollte sie sagen: hilf mir doch! Die Frau Oberst schien aber nicht geneigt, ihrem Kinde in eine Aussprache hineinzuhelfen. Stark auftretende Schritte unterbrachen eine der langen Schweigepausen. Der Hausvater stürmte in das Zimmer, seine Stirn war dunkel wie eine Wetterwolke. Ohne Ilse gewahr zu werden, deren Gestalt ihm der Christbaum verbarg, polterte der Oberst heraus:

„Angenehme Neuigkeiten, Frau! Bin begierig, welche Miene Du dazu machen wirst! Vor zehn Minuten tritt Eßlar in voller Gala bei mir ein, — wie ich den Parade-Anzug sehe, denke ich natürlich, er kommt, um Ilse anzuhalten! Da meldet mir der Herr Baron gehorsamst, er habe sich gestern Abend mit der ältesten Tochter des Commerzienrathes Müller verlobt."

Seine Frau hatte vergebens versucht, ihn auf Ilse's Anwesenheit aufmerksam zu machen; als er endlich ihre Zeichen verstand, hielt er betroffen inne, wurde aber noch weit betretener, als sein Liebling auf ihn zueilte, ihn umschlang und in Thränen ausbrach. Er drückte das erregte Mädchen an sich und rief zornig. „Der Teufel soll ihn holen!" verstummte jedoch abermals in maßlosem Erstaunen, als Ilse's feuchte Augen ihn anstrahlten und sie innig rief: „Ich bin zu glücklich!"

„Hat sie den Verstand verloren?" stotterte der Oberst mit ängstlichem Blicke auf seine Frau.

Ilse ergriff seine Hand, legte ihre heiße Wange darauf und sagte leise: „Habt Geduld, Papa — Mama! Kaum weiß ich, wie ich Alles sagen soll. Ihr hieltet so viel von Eßlar, und ich — hatte einen Anderen lieb, schon lange. Einen, von dem ich glaubte, er mache sich nichts aus mir. Und weil ich davon so überzeugt war, gab ich mir zeitweise förmlich Mühe, ein Herz zu Eßlar zu fassen, konnte es aber nicht dazu bringen, weil mir immer schien, daß er selbst keines habe. Seit einiger Zeit nun meinte ich ihn doch ungerecht beurtheilt zu haben, er wurde mir interessanter und, — hätte er mich wirklich geliebt, so dürfte er mir jetzt vielleicht vorwerfen, ihm Hoffnung gemacht zu haben. Das hat mich sehr beunruhigt, denn in der letzten Zeit war ich zweifelhaft geworden, ob ich nicht doch dem Anderen ein wenig lieb sei, — zweifelhaft, nicht sicher! Und gestern erfuhr ich auch, daß ich Eßlar in falschem Verdacht hatte, als ich ihm ein gütiges Gemüth zuschrieb, — erfuhr heute, daß ich geliebt bin, wo ich liebe!"

Tief erglühend zog sie ein Briefblatt aus den Falten ihres Kleides hervor und gab es ihrem Vater, der, noch immer grenzenlos verblüfft, die Zeilen überflog.

„Aber was bedeutet das Alles!" rief die Frau Oberst mit erhobenen Händen, — „das ist ja, um den Verstand zu verlieren."

„Wir wollen der Mama vorlesen," sagte Ilse's Vater mit dem leisen Zucken um die Mundwinkel, das bei ihm den Barometerstand guter Laune bedeutete. Er setzte sich gemächlich und begann:

„Theures, gnädiges Fräulein.

Unmöglich kann Ihnen unbewußt geblieben sein, was ich heute auszusprechen wage, — daß ich Sie liebe, seit langer Zeit von ganzem Herzen. Ich war bisher gezwungen, mich zurückzuhalten, meine äußere Lage berechtigte mich nicht, Hoffnungen zu äußern, und ich hielt einen Anderen für den Beglückten. Jemand, Ihnen sehr ergeben, nahm mir diese Last von der Seele. Seit gestern zum Hauptmann avancirt, dürfte ich nun auch wagen, Ihrem Herrn Vater meine heißesten Wünsche auszusprechen, wenn ein Wort von Ihnen mich dazu berechtigte. Dies Wort entscheidet über das Wohl und Wehe

Ihres tief ergebenen
Hermann Weber."

„Und das erfahre ich erst heute!" rief die Mutter vorwurfsvoll; „hast Du etwa schon geantwortet?"

„Nein, Mama! Der Gedanke an Eßlar ängstigte mich so sehr! In mir war Alles sicher und selig, und doch fühlte ich mich nicht frei, nicht vorwurfsfrei, Euch und ihm gegenüber. Jetzt ist Alles, Alles gut! Darf ich antworten, Papa? Gutes antworten?"

Der Oberst strich sich den Bart. „Dieser kleine Genie-Hauptmann ist ein tüchtiger Offizier, aus gutem Hause, — kein solcher Paradiesvogel freilich wie der Herr Baron, — na, ich habe von dieser Sorte genug bekommen, — ist mir auch nicht unlieb, Verlobungskarten auszutauschen! Dein Stiller im Lande soll willkommen sein, wenn Mama nichts einzuwenden hat."

„In Gottes Namen," stimmte die Frau Oberst zu; „Weber ist ein Charakter, man wird sich ja auch noch näher kennen lernen. Aber nun sage mir, Du stilles Wässerchen, von welchem Jemand spricht Weber in seinem Briefe? Wer hat ihm verrathen können, daß Eßlar Dich nicht interessirte, während das doch für alle Welt ganz anders aussah?"

Ilse lächelte: „Vielleicht meine Frau Lieutenant!"

Nachdruck verboten.

Ein Sommer-Ausflug zu Alphonse Daudet.

Von Adolf Gerstmann.

Hierzu das Portrait auf Seite 136.

Der Tag des „Grand prix" ist vorüber. Nach den Stunden festlich-fröhlichen Treibens, das sich bis zum sinnverwirrenden Lärmen steigert, und das diesem großartigsten Volksfeste sein eigenes, auf dem ganzen Erdenrunde nicht wieder zu findendes Gepräge giebt, ist die Rennbahn von Longchamps wieder öde und leer, — und leer wird es auch in Paris. Von den Freunden und Bekannten weilt fast keiner mehr hier; allein muß ich auf den Boulevards flaniren, in den Theatern die ältesten Stücke von den ältesten Darstellerinnen spielen sehen, allein die oft gesehenen Herrlichkeiten auf's Neue bewundern. Achselzuckend nehmen die Portiers meine Karte in Empfang: „Die Herrschaften sind auf dem Lande". So ging es mir auch, — ich wußte ja, daß es so kommen würde, — in dem prächtigen Hause in der Rue de Bellechasse, als ich Alphonse Daudet aufsuchen wollte, ihn zu begrüßen, mit ihm zu plaudern und mündlich zu erörtern, wozu zahlreiche Briefe die Anregung gegeben hatten.

Es wäre durchaus unrichtig, wollte ich nach beliebter Manier sagen, daß Daudet es sich wohl niemals „hat träumen lassen", ein solch' großartiges Heim zu besitzen, in so luxuriös eingerichteten Räumen die erste Gesellschaft Frankreichs zu empfangen. Nein! Er hat es nicht nur ersträumt, sondern er würde Jeden, der solche Träume von Ruhm und Wohlergehen als Phantastereien eines jugendlichen Südfranzosen verspottet hätte, sehr ernsthaft zur Rede gestellt haben. Als er, kaum dem Knabenalter entwachsen, hungernd und frierend mit dem Bummelzuge nach endloser Fahrt in Paris eintraf, vom Bruder Ernst, der als Copist fünfundsiebzig Francs monatlich verdiente, am Lyoner Bahnhofe in Empfang genommen und nach dem gemeinsamen Quartier im Hôtel du Sénat gebracht wurde, da ordnete er rasch seine Toilette, aß ein wenig und ging dann aus, um Papier und Tinte zu kaufen und so schnell als möglich mit dem „Dichten" anzufangen. Sein südlicher Feuergeist, der ihn glücklich über die Misère der Kindheit und ersten Jugend hinweggeleitet hatte, sodaß er in froher Erwartung besserer Zeiten das Elend der Gegenwart vergaß, er ließ ihn mit unerschütterlicher Zuversicht auf's Gelingen die neue Laufbahn beginnen. Das zweite Kaiserreich gab dem Werdenden und Lernenden den Stoff zum Studium; die dritte Republik sah ihn auf der Höhe der Entwickelung und begrüßte seine reifsten Erfolge, wie „Fromont junior und Risler senior", „Könige im Exil", „Nabob" Numa Roumestan" ꝛc. —

„Bedauere, die Herrschaften sind auf dem Lande! Aber ich bitte um Angabe Ihrer hiesigen Adresse; alle Karten werden mit den Briefen den Herrschaften nachgesandt." Schön, der Wille des Thürhüters geschehe.

Und siehe da! Bereits am nächsten Nachmittage erhalte ich im Hotel ein Telegramm aus Champrosay: „Sie müssen kommen! Widerspruch giebt's nicht. Kommen Sie baldigst. Goncourt ist auch hier. Herzlichste Grüße. Daudet."

„Widerspruch giebt's nicht?" Ich wollte ja gar nicht widersprechen. Im Gegentheil; etwas Handgepäck war schnell geordnet und am nächsten Vormittage nahm ich mir auf dem Lyoner Bahnhofe ein Billet nach Riz-Oranges, der letzten Bahnstation vor Champrosay, der im Departement Seine-et-Oise belegenen Besitzung des Dichters.

Die hübsche, sehr saubere Ortschaft macht mit den Villen und Landsitzen, in denen sich gleich Meister Daudet einzelne Pariser Schriftsteller und Künstler angesiedelt haben, mit den kleinen Häusern einiger Rentiers und Pensionäre, die hier, fernab vom tosenden Gewühl der Weltstadt, beschaulich ihre Tage verbringen, und mit den Wohnungen der Ackerbürger und Pächter einen freundlichen, fast möchte man sagen modernen Eindruck; nichts erinnert auf den ersten Blick daran, daß Champrosay auf eine Geschichte von mehreren hundert Jahren zurückblickt.

Hier ist ein Park, der von der Straße durch eine Mauer und ein Gatter getrennt wird, während er sich auf der anderen Seite hinabzieht bis zum Seinestrom, — es ist Alphonse Daudet's Landsitz, die Stätte seiner fleißigsten Wirksamkeit und seines ungetrübten, durch keine gesellschaftlichen Verpflichtungen in seinem Frieden beinträchtigten Familienglücks.

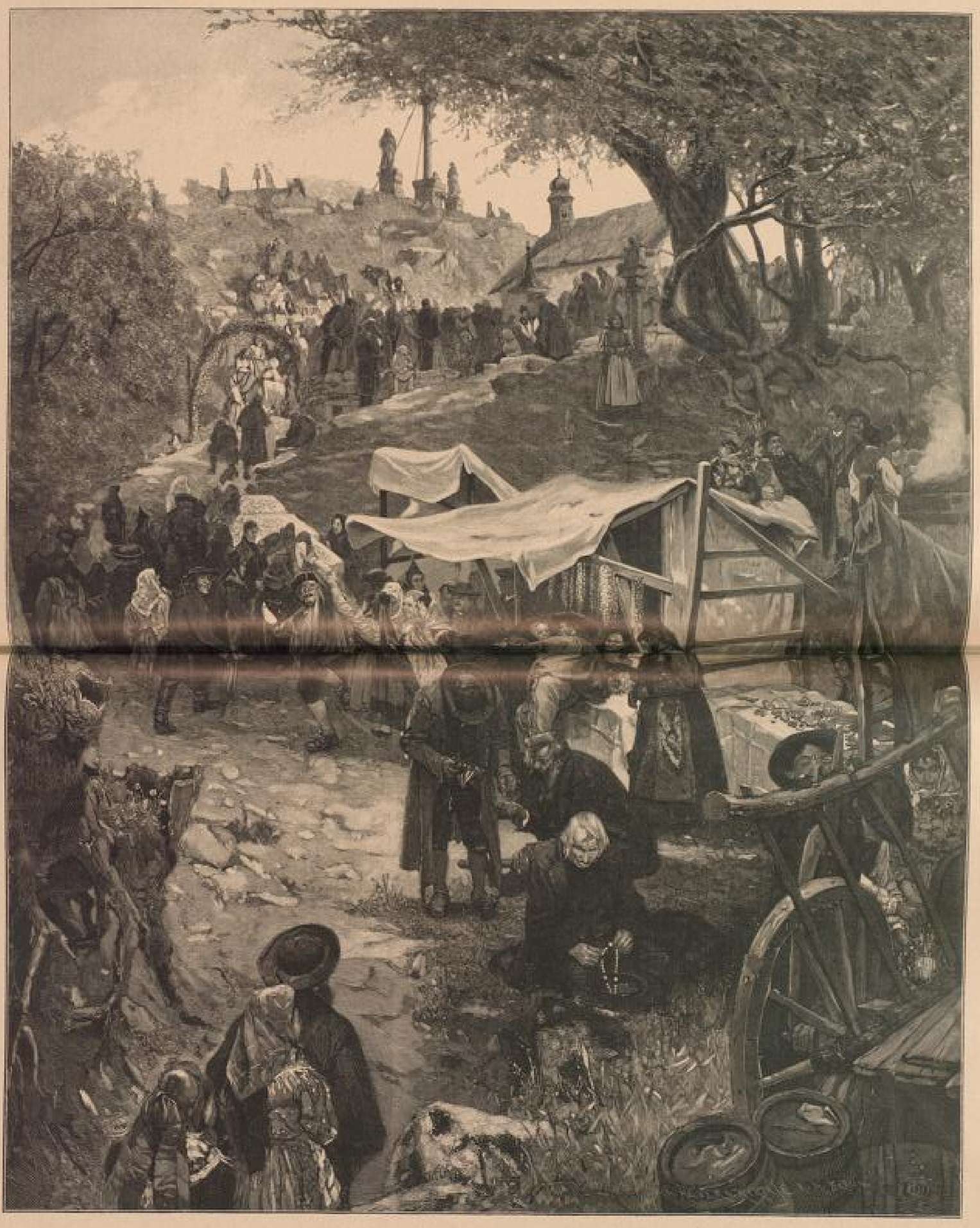
Ueber einen mäßig großen Hof gelangt man zu dem, von Wirthschaftsgebäuden, Stall und Remise flankirten Wohnhaus. Im Vorzimmer zu ebener Erde nimmt ein Diener meine Karte in Empfang und kaum habe ich das benachbarte Arbeitszimmer betreten, von dem aus man unmittelbar in den Park gelangt, als auch schon die Thür geöffnet wird, — der Hausherr tritt herein, und in herzlichster Begrüßung drücken wir uns die Hände. Dann folgt ein Schwarm von Fragen, von Antworten, Auskünften, sodaß eine geraume Zeit vergangen ist, ehe wir daran denken, daß ich auch die Hausgenossen zu begrüßen habe.

Während Daudet in's Nebenzimmer geht, um seinen Hut zu holen, kann ich mich in diesem seinem Allerheiligsten des Hauses umschauen. In der Mitte des Zimmers steht der Schreibtisch; ein angefangenes Manuscript liegt in der Mitte, leicht erkenntlich an der seltsamen, etwas kritzlichen und nicht allzu leicht leserlichen Handschrift des Dichters. Bücher und Albums liegen auf den Seiten, stehen in Repositorien an den Wänden und bilden nebst einigen ausgezeichneten Bildern und den auf dem Kamin stehenden Photographien der Familien-Mitglieder und einiger Freunde den hauptsächlichsten Schmuck dieses Raumes. Da ist auch ein Conterfei des Dichters aus früherer Zeit. Ja, das Gesicht ist dasselbe geblieben; der Mund lächelt immer noch so freundlich, so wohlwollend, das Auge, dem man selbst auf dem Bilde seine Schwäche anmerkt, blickt immer noch so träumerisch, auch der Bart umrahmt wie früher in ganzer Fülle und in zwei Spitzen nach unten auslaufend das Gesicht, — aber die langen Haare, die hier auf dem Bilde noch in herrlichster Fülle prangen, haben doch wohl mit der Schere Bekanntschaft machen müssen, denn sie haben jetzt die landesübliche Länge. Ach, was würde wohl der selige Herzog von Morny, der Halbbruder des Kaisers Napoleon III., gesagt haben, wenn er diese Freude noch an seinem Schützling erlebt hätte!

Es war in der Jugendzeit des Dichters. Sein erstes Buch war eben erschienen, gesammelte Dichtungen unter dem Titel „Amoureuses". Die Kaiserin Eugenie hatte das Werk mit Interesse gelesen und Erkundigungen über den bis dahin in den allerweitesten Kreisen unbekannten Verfasser eingezogen. Eines Tages sagte sie zum Herzog von Morny: „Lieber Herzog,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Schützengelfest auf der Hohen Rhön. Von Wilhelm Zimmer. — Siehe Seite 136.

Photogravüren-Verlag von Löhner und Petsch in Berlin.

Sie interessiren sich ja für junge Talente und haben ausgesprochene Begabung zum Mäcen. Da habe ich das Erstlingswerk eines jungen Mannes gelesen, eines gewissen Alphonse Daudet. Es verräth entschiedene Begabung. Sehen Sie doch, ob Sie Etwas für den Dichter thun können." Morny verbeugte sich; der Kaiserin Wunsch war für ihn Gesetz. Schon am nächsten Tage ließ er Daudet zu sich bescheiden. „Die Kaiserin interessirt sich für Ihre Schriften; wäre Ihnen vielleicht irgend ein kleiner Posten angenehm, der Ihnen gestattet, ohne Sorgen Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zu leben? Sie können auch bei mir als Privatsecretär eintreten." Das war so recht Wasser auf die Mühle des prahlerischen, extravaganten Südfranzosen, der Daudet nun einmal im Blute steckte. Er wußte, daß er sich mit der Annahme des angebotenen Postens nicht das Mindeste vergeben würde, aber es kitzelte ihn, diesem Herzog, der so leichthin über ihn verfügen zu können glaubte, zu zeigen, daß er eine — Persönlichkeit sei. So strich er denn seine in's Gesicht fallenden Haare zurück, setzte sich in Positur und entgegnete: „Herr Herzog, ich bin Legitimist!"

Ach Gott, beim Herzog von Morny, diesem Welt- und Menschenverächter, war er mit seiner auf den Effect berechneten Tirade gerade an den rechten Mann gekommen! Morny zuckte einfach die Achseln und sagte: „Das ist mir ja äußerst gleichgültig. Die Kaiserin ist noch viel legitimistischer als Sie. Thun Sie mir nur den einzigen Gefallen und lassen Sie sich Ihre langen Haare scheren."

Das letztere that Daudet nicht, aber die Stellung nahm er an und er hat in Morny stets einen wohlmeinenden Berather und hülfsbereiten Protector gehabt.

Jetzt war mein freundlicher Wirth wieder in's Zimmer getreten; er hatte einen Schlapphut auf dem Kopfe und trotz der herrschenden Hitze den Paletot angezogen.

„Ach, Sie sehen meine Bilder aus alter Zeit! Ja, lieber Freund, damit ist's vorbei. Ich wundere mich nur, daß ich jetzt nicht noch schlechter aussehe. Ich leide entsetzlich unter meiner Nervosität. Beim Arbeiten und bei der Erholung, zu jeder Tages- und Nachtzeit plagen mich diese Nerven, denen ich nicht beikommen kann. Was haben die Aerzte nicht schon Alles versucht und verordnet, — Alles vergebens. Dazu gesellt sich jetzt ein abscheulicher Rheumatismus. Ich kann's zuweilen kaum am Schreibtische aushalten, — und ich fühle mich doch noch fähig, so viel zu schaffen. Ach Gott, wenn mir nur die Schaffenskraft erhalten bleibt! Die Schmerzen will ich ja gern ertragen."

Seine wohllautende, klangvolle Stimme tönte verschleiert, als er das sagte. Ich machte ihm, um die Sorgen zu verscheuchen, Complimente über sein wirklich gutes Aussehen und mit echt südlicher Lebhaftigkeit des ganzen Wesens war er auch im nächsten Moment schon wieder in heiterer Stimmung.

Im Parke war die Familie versammelt: Frau Julie Daudet, die Söhne, von denen der ältere, Leon Daudet, Candidat der Medicin ist, während der jüngere im Alter von etwa zehn Jahren steht, — ein prächtiger, aufgeweckter Junge; endlich der jüngste Sprößling, ein im zartesten Alter befindliches Mädchen. Edmond de Goncourt, der intimste Freund des Hauses, der seit dem Tode seines Bruders und Mitverfassers fast aller seiner Werke, Jules de Goncourt, die ganze Herzlichkeit seines Wesens auf Alphonse Daudet übertragen hat, hatte sich zu der Familiengruppe gesellt und nahm Theil an der Begrüßung, die so warm und herzlich war, so in jedem Worte von echter Liebenswürdigkeit dictirt, daß ich von der ersten Minute an vergaß, fern der Heimath, im fremden Lande zu sein und mich heimisch fühlte wie nur jemals im deutschen Freundeskreise.

Das Geschick hat dem Dichter, der eine freudlose, liebearme Jugend durchzukämpfen gehabt, in späterer Zeit manch' reiches Glück beschert, aber für alle Güter, die ihm zu Theil wurden, braucht er dem gütigen Schicksal nicht so dankbar zu sein als für das Kleinod seines Hauses, für seinen höchsten Schatz, — für seine Gattin. In seinen „femmes d'artistes" hat Daudet den Beweis zu führen gesucht, daß es besser sei, Künstler und Schriftsteller gehen unbeweibt durch's Leben, da nur in den seltensten Fällen die Gattin des Künstlers das Streben und Empfinden ihres Mannes richtig zu würdigen verstände und deshalb statt förderlich auf ihn einzuwirken, seine Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit lähmen würde. Was wahr und was falsch an dieser Behauptung ist, die in gewissem Sinne sich auf die Angehörigen aller Stände und Gesellschaftsklassen erweitern läßt, — das zu erörtern ist hier nicht der Platz. Eines aber ist sicher: Daudet's Ehe bildet den sprechendsten Gegensatz zu der dort ziemlich allgemein ausgesprochenen Lehre. In seiner Gattin hat der Dichter das liebendste Weib gefunden und zugleich die treueste Gefährtin in Freud und Leid, die uneigennützigste Genossin bei seinen Arbeiten. Wie sie dem Gatten und den Kindern mit aufopfernder Hingebung sich widmet, so weiß sie den Künstler zu ermuthigen in den Stunden, da er verzagend und kleinmüthig am Schreibtisch sitzt. Ihr Geschmack, ihr Tact haben dem Dichter manchen guten Rath ertheilt und niemals bereute er es, denselben befolgt zu haben. Keine Zeile veröffentlicht Daudet, die er nicht nach Inhalt und Form mit der Gattin besprochen; ihr vertraut er unbedingt und wie er jeden Plan zu neuen Arbeiten mit ihr zuerst bespricht, so ist sie es zunächst, mit der er immer auf's Neue über das im Entstehen begriffene Werk discurirt. Geistvoll und von hoher Bildung, hat Frau Daudet unter ihrem Mädchennamen Julie Allard selbst einige Werke veröffentlicht, von denen besonders die „Bemerkungen über Natur und Kunst" verdiente Würdigung fanden. Die Stellung ihres Gatten brachte es allmälig mit sich, daß sie in einem Hause zu repräsentiren hatte, in welchem die vornehmsten Geister wie die gesellschaftlich Ersten des modernen Frankreich verkehren; diesen Pflichten als Hausfrau gerecht werdend, ist sie dabei doch stets die aufmerksamste Hüterin der Ihrigen geblieben und so bildet sie, der die Herzensgüte aus dem schönen und freundlichen Gesicht leuchtet, den Stolz und den Mittelpunkt der gesammten Familie. Ihr Gatte wollte ihr, als seinem getreuesten Mitarbeiter, ein Zeichen der Dankbarkeit geben, indem er ihr seinen Roman „Der Nabob" widmete. Sie aber, die sich am Bewußtsein der Leistung genügen läßt, mochte nicht, daß selbst dieses so wohl verdiente Lob in die Oeffentlichkeit käme, und so tragen nur zehn Exemplare des genannten Werkes, die der Verfasser an besonders liebe Freunde vertheilte, das Widmungsblatt. Man muß gesehen haben, mit welchem Ausdruck von Liebe und Dankbarkeit der Blick des Dichters auf seiner Gattin ruht, und mit welcher anmuthigen Hingebung sie, die auch äußerlich zu ihrem mittelgroßen Gatten so prächtig paßt, sich an ihn schmiegt, um zu erkennen, daß diese Eheleute, die nun bald ihre silberne Hochzeit feiern werden (im Jahre 1866 haben sie sich in Ville d'Avray kennen gelernt und sich bald geheirathet), einander lieb haben, wie im Honigmond ihrer Ehe. Denen, die mit leichtem Sinn ihr absprechendes Urtheil abgeben, daß im modernen Frankreich absolut jeder Sinn für Familienleben erloschen sei, kann nur der Rath gegeben werden, hinzugehen und — desgleichen zu thun.

Alphonse Daudet hat die Charaktereigenschaften seiner südfranzösischen Landsleute, jene Schwächen, die das Erbtheil der Rasse sind, mit scharfer Feder in mehreren seiner Romane, namentlich in „Numa Roumestan", geschildert, und so viel an ihm lag, hat er sich selbst von diesen in der Abstammung und wohl auch in der Erziehung begründeten Schwächen frei gemacht, — sein engeres Heimathland verleugnet er deshalb aber doch nicht. Das Prahlerische, in Uebertreibungen aller Art sich Gefallende seiner Landsleute, ist ihm nicht mehr eigen, — aber die laute Fröhlichkeit, die aus sich selbst heraus immer neue Anregung schöpft, und die Freude an Sang und Klang und lustigem Jubiliren ist ihm geblieben, und es ist kein Grund einzusehen, weshalb er die frische, fröhliche Grundstimmung seines Wesens, die Niemanden verletzt, irgend einer falsch verstandenen Maxime des sogenannten „Guten Tons" zum Opfer bringen sollte. Sogar jetzt, da der Dichter nervös ist und von Krankheitsfällen häufiger heimgesucht wird, ist die Grundstimmung im Hause eine fröhliche, und Frau Musica kommt hier zu hohen Ehren. Daudet ist ein leidenschaftlicher Freund der Musik; er schwärmt für Beethoven und Mozart, für Mendelssohn und Gluck, für Berlioz und Massenet in gleicher Weise, — vor Allem ist es aber Richard Wagner, für dessen Werke er mit glühender Begeisterung eintritt. Sein Sohn Léon, der neben dem Hauptstudium der Medicin die Musik von Grund aus als Nebenstudium betrieben hat, sekundirt ihm wacker, und als wir eines Tages eine Spazierfahrt durch Champrosay machten, dann hinaus kamen in's entzückende Seinethal und hinein fuhren, dem Walde von Senart zu, da schmetterten wir aus vollen Kehlen in die Luft, was und wie es uns gerade in den Sinn kam. Jetzt den Einzugsmarsch aus dem „Tannhäuser", dann das Lied an den Schwan, das der scheidende Lohengrin einst seinen wehmüthig gestimmten Landsleuten vorsang; darauf das Preislied aus den „Meistersingern", das Frühlingslied aus der „Walküre", schließlich gar das Lied der Walküren selbst, — und der alte Wald von Senart nahm höchst verwundert das „Hojotoho", das hier sicherlich noch niemals zuvor erklungen war, auf und hallte es in prächtigem Echo wieder. Edmond de Goncourt, der mit von der Partie war, sang nicht mit; er lächelte still vor sich hin und erklärte uns in der Tiefe seines Herzens für mindestens halbverrückt, denn er, wie Freund Zola, haben eine entsetzliche Abneigung gegen Alles, was mit der Musik irgendwie in Verbindung steht. Zola hat, wie Daudet mir erzählte, vor langen Jahren irgend ein Instrument gespielt, — was es war, darauf kann er sich selbst nicht mehr besinnen; aber jetzt haßt er die Musik, und in dem kleinen literarischen Club, den sie vor langen Jahren gebildet hatten, stand der „Musiknarr" Daudet ganz allein. Theophile Gautier nannte die Musik das unangenehmste aller Geräusche; das erinnert nun allerdings schon mehr an den schönen Vers von Wilhelm Busch:

„Musik wird oft nicht schön gefunden,
Weil sie stets mit Geräusch verbunden."

Der oben erwähnte Club war die „Gesellschaft der Ausgepfiffenen"; nach dem unbestreitbar richtigen Satze, daß getheilter Schmerz leichter zu ertragen sei, hatten sich mehrere befreundete Dichter, denen mit ihren Theaterstücken bei der Erstaufführung „etwas Menschliches passirt" war, unter der Aegide Flaubert's zusammengethan; und nun vergessen sie allmonatlich bei einem oder mehreren guten Diners ihren Schmerz über die dramatischen Mißerfolge. Das waren die „Diners des auteurs sifflés". Flaubert hatte sich durch seinen „Candidat", Zola durch seine „Bouton de rose", Goncourt durch „Henriette Maréchal" und Daudet durch seine „Arlésienne" das Recht zur Theilnehmerschaft theuer erkauft. Später wurde auch Turgenjew in die Vereinigung aufgenommen, da er auf Ehrenwort versicherte, daß vor langen Jahren einmal „da hinten in Rußland" ein Stück von ihm schmählich ausgepfiffen worden sei.

Recht bezeichnend für die, — ich möchte sagen: harmlose Unbefangenheit, mit der viele, selbst die größten Geister des zeitgenössischen Frankreich, den literarischen Strömungen bei anderen Völkern gegenüberstehen, ist so Manches, was mir Daudet mit Bezug auf nichtfranzösische Schriftsteller mitgetheilt hat. Von Turgenjew hatte er Einiges (natürlich in Uebersetzungen) gelesen, hatte keine Ahnung, ob und wo dieser Mann, der so treffliche Schilderungen seiner russischen Heimath verfaßt, noch lebe, und war sehr erstaunt, als er eines schönen Tages in einer Gesellschaft mit einem imponirend aussehenden, weißbärtigen Herrn bekannt gemacht wird, der ihm als Iwan Turgenjew vorgestellt wird und in Bougival, dicht vor den Thoren von Paris, damals sein ständiges Heim hatte. Heine wird von den Franzosen ja halb und halb zu den einheimischen Dichtern gerechnet; für Schiller und Goethe hegen sowohl Daudet als Goncourt eine unbegrenzte Verehrung; Goethe's „Faust" ist Beiden in mehreren Uebersetzungen geläufig, und mit wirklicher Begeisterung citirte Daudet einige Goethe'sche Gedichte, die er in wohlgelungenen Uebertragungen so oft gelesen hatte, daß sie ihm im Gedächtniß geblieben waren. Lessing war ihnen nur theilweise bekannt, von den die mächtigste dramatische Kraft athmenden Dichtungen Heinrich von Kleist's hatten sie gar keine Ahnung. Von Kant's Schriften hatte Daudet Einiges gelesen. Schopenhauer war, wenigstens nach den Grundzügen seiner philosophischen Richtung, sowohl Daudet als Goncourt bekannt; dasselbe war natürlich der Fall mit Häckel und seiner Schöpfungslehre. Von den modernen deutschen Dichtern, über die Goncourt gar nicht sprach, weil er rund und nett erklärte, von ihnen so viel oder vielmehr so wenig wie gar nichts zu wissen, waren Daudet einige Wenige bekannt. Berthold Auerbach's Dorfgeschichten hatte er theilweise gelesen, und was er davon kennen gelernt, hatte in ihm das lebhafteste Bedauern wachgerufen, daß nicht sämmtliche Schriften des ausgezeichneten Dichters in französischer Uebersetzung erschienen seien.

„Lebt Auerbach eigentlich noch?"

Ich bedauerte, ihm mittheilen zu müssen, daß der Dichter bereits im Jahre 1882 gestorben sei.

„Sehen Sie, — davon hat man nun gar keine Ahnung. Es ist eigentlich schade, daß man in unserer Jugend so gar nicht die Nothwendigkeit einsah, deutsch zu lernen. Bei dem Mangel an Sprachkenntnissen bringt man ganz naturgemäß nicht nur den fremden Literaturen an sich, sondern auch den fremdländischen Dichter-Collegen nur geringes Interesse entgegen."

Und nun erzählte mir Daudet unter allgemeiner Heiterkeit, wie er einmal durch die harte Nothwendigkeit dazu gezwungen worden sei, deutsche Sprachstudien zu treiben. Vor langen, langen Jahren hatte er mit einem jugendlichen Kameraden eine Fußpartie durch die Pfalz und durch einen Theil von Baden gemacht. In den städtischen Hotels gab's ja französisch sprechende Kellner, schlimm war's aber in den Dörfern und in den kleinen rheinischen Nestern bestellt, wo man weder für ihre Sprache noch auch für ihre Pantomimik das richtige Verständniß besaß. Von einem des Französischen mächtigen Herrn, dem sie zufällig begegneten, hatten sie sich nun die wichtigsten deutschen Sätze aufschreiben lassen, um sie auswendig zu lernen. Aber das gelang nur äußerst mittelmäßig. Da kam Daudet auf den Gedanken, den Worten die Melodien der schnell erlernten Studentenlieder unterzulegen; so ging's prächtig. Mit der Melodie blieben die Worte im Gedächtniß haften. Zum größten Erstaunen der biederen Wirthe begannen die beiden jungen Touristen in jedem Wirthshause, in dem sie einkehrten, nach der Melodie von „Was kommt dort von der Höh'?" zu singen:

„Wir wollen haben Bier!
Wir wollen haben Bier!
Wir wollen — ja, wir wollen —
Wir wollen — ja, wir wollen —
Wir wollen haben Bier!"

Wenn auf diese musikalische Bestellung hin der Wirth vor allen Dingen den gewünschten Stoff gebracht hatte, begann die Fortsetzung:

„Wir wollen haben Fleisch!
Wir wollen haben Fleisch!
Wir wollen — ja, wir wollen —
Wir wollen — ja, wir wollen —
Wir wollen haben Fleisch!"

Wie jetzt in allen gebildeten französischen Familien, so wird auch in der Daudet'schen der deutschen Sprache eine früher nie für möglich gehaltene Aufmerksamkeit gewidmet; im Erziehungs- und Lehrplan des heranwachsenden Frankreich ist ihr ein recht bedeutender Platz eingeräumt, und es ist natürlich, daß mit der Kenntniß der Sprache auch das vergrößerte Interesse für die Erzeugnisse ihrer Literatur Hand in Hand geht. Leon Daudet, des Dichters ältester Sohn, beherrscht die deutsche Sprache, die seinen Eltern völlig fremd ist, vollständig, und auch der jüngere Sohn hat bereits Unterricht im Deutschen, — vorläufig allerdings noch ohne eigentlichen Erfolg, und ohne daß er dabei übermäßiges Vergnügen empfände. Wenigstens versicherte mich der drollige Kerl wiederholt, daß er kaum begreife, weshalb er sich mit diesem Studium abplacken müsse, und mit tiefem Seufzer fügte er dann stets hinzu: „Die deutsche Sprache ist überhaupt das Schwerste, was mir in meinem ganzen Leben noch vorgekommen ist."

Außer von Auerbach's Schriften waren Daudet auch einige von Spielhagen's Romanen bekannt; er lobte an ihnen vor Allem die Klarheit in der Führung der Handlung, die Uebersichtlichkeit im Aufbau und die prachtvollen Natur- und Landschaftsschilderungen. Mit großem Interesse hörte er an, was ich ihm von unseren modernen Literarhistorikern und Kritikern mittheilte; nur einen Einzigen kannte er aus seinen Schriften, — es war Julian Schmidt. Turgenjew, der mit Schmidt auf freundschaftlichem Fuße gestanden, hatte die Bekanntschaft vermittelt, aber auch hier fehlte so ziemlich jede Kenntniß der persönlichen Verhältnisse, und daß auch Julian Schmidt nicht mehr unter den Lebenden weile, war für Daudet eine überraschende Mittheilung. Den Namen Karl Frenzel's hatten sowohl Daudet wie Goncourt wiederholt mit höchsten Ehren nennen hören; gelesen hatten Beide nichts von ihm. Daudet wollte diesem Mangel abhelfen, indem er mich bat, ihn auf besonders bemerkenswerthe Essays dieses Feinsinnigsten unserer modernen Kritiker aufmerksam zu machen, die er sich dann von seinem Sohn in sein geliebtes Französisch übertragen lassen wollte.

Es mag seltsam erscheinen, daß ein in den ersten Gesellschaftskreisen verkehrender Franzose, der in früheren Jahren intimste Fühlung mit jenen Kreisen hatte, in denen die Politik gemacht wird, und dessen Bruder heute noch wie seit Jahren der Leiter des bedeutendsten monarchistischen Blattes ist, sich gänzlich von der Politik zurückgezogen hat, — es ist aber der Fall und zwar im denkbar größten Umfange des Wortes. Daudet steht der Politik nicht etwa mit dem Interesse eines beobachtenden Zuschauers gegenüber: er will absolut nichts von ihr wissen. Er haßt sie und hat dieser Empfindung in „Robert Helmont" und später in einer seiner kleineren Skizzen sehr unverblümt Ausdruck gegeben. Der Ausspruch „Politik verdirbt den Charakter", der auch in Deutschland zu einem bekannten Schlagworte geworden ist, hat in ihm den begeistertsten Verfechter gefunden. Sein scharf beobachtender Blick, sein analysirender Geist beschäftigt sich selbstverständlich auch mit den Größen der Staatskunst, — aber nicht ihre Thaten und Absichten sind's, die ihn interessiren, sondern es sind für ihn nur Objecte zum Studium der Menschheit; den Fürsten Bismarck bezeichnete er als bewundernswerthen universellen Geist, der trotz seines mit größter Consequenz auf's Reale, auf die Erreichung des Thatsächlichen gerichteten Sinnes doch im Grunde genommen „ein echter Dichter" sei, da er sich nie hinreißen lasse, von seinen Idealen abzulassen und die Größe seines Gedankenganges weit erhaben sei über allem Positiven, das zu erreichen überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liege. Ebenso bewunderte er den umfassenden Geist Moltke's, dem er auch als Schriftsteller, — er hatte eine Uebersetzung seiner Briefe über den russisch-türkischen Feldzug gelesen, — ungewöhnliche Bedeutung zuerkennt. —

Wenn man unter der „Arbeit" des Schriftstellers nicht nur jenen eigentlich kleinen und gewissermaßen leichteren Theil seiner Thätigkeit verstehen will, der sich am Schreibtische abspielt und die Ausarbeitung und Niederschrift des Erschauten und Ersonnenen bezweckt, sondern wenn man zur Arbeit auch jene viel mühsamere und aufreibendere Thätigkeit rechnet, bei welcher der Geist rastlos thätig ist, — beobachtend, die Eindrücke verarbeitend, componirend, verwerfend und ergänzend, — dann arbeitet Daudet eigentlich immer und überall. Nur durch sein unablässiges Beobachten, durch sein Hineinversenken in den Geist der Individuen, die er schildern will, durch sein Studium der Menschheit, die er aufsucht bei ihrer Thätigkeit, wie diese auch immer geartet sein mag, durch sein Nachspüren in den verborgenen Tiefen des Menschengemüthes und Menschengeistes, damit es ihm gelinge, für die Thaten der Menschen den Schlüssel zu finden durch die Erkenntniß ihres Wesens, — nur durch diese rastlose Thätigkeit, die den größten Dichter zum größten Menschenkenner macht, ist es Daudet möglich gewesen, der Menschheit Sinnen und Treiben so zu schildern, wie er es gethan, und wie es ihm die Bewunderung aller Cultur-Nationen eingetragen hat.

Aber die Ausarbeitung des Erdachten, die Ausfeilung, die Vollendung, bis das Kunstwerk hinausgesandt wird in alle Welt, um neuen Ruhm zu ernten und zu den alten Bewunderern neue zu gewinnen, — sie erfolgt fast ausschließlich in Champrosay. In Paris hindern ihn alle Einzelheiten des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

großen gesellschaftlichen Lebens, denen er sich nicht entziehen kann und auch nicht entziehen darf, damit ihm nicht eine neue Strömung des frisch pulsirenden Lebens unbekannt bleibe, an der zur geistigen Arbeit nöthigen Ruhe und Concentration. Aber in Champrosay, wohin der Lärm des Tages nicht dringt, wo die Luft so rein, der Kopf klar ist, dort giebt er dem die bleibende Form, was er im Geiste vorher in allgemeinen Umrissen gestaltet hat. Wie ihn gerade die Lust anwandelt, und je nachdem es die Witterung gestattet, schreibt er in dem oben geschilderten kleinen Arbeitszimmer im Erdgeschoß der Villa, von wo beim Ausruhen sein Blick auf den Spielplatz am Hause fällt, wo sich die Kinder tummeln und auf die jenen Platz umsäumenden prächtigen Blumenanlagen, — oder er arbeitet in dem kleinen Pavillon unten am Ufer des Stromes oder endlich in jenem Gartenhäuschen, das er erst neuerdings im verstecktesten, von mächtigen Buchen und Platanen beschatteten Theile des an lauschigen Plätzchen, an verschlungenen, einsamen Pfaden so reichen Parkes errichten ließ.

Bald langsam, Wort an Wort und Zeile an Zeile mühsam reihend, bald in nervöser Hast die Feder über das Papier jagend, seiner außergewöhnlich starken Kurzsichtigkeit wegen den Kopf fast ganz auf den Schreibtisch beugend und nur selten aufblickend, wie nach einem Ausdruck suchend, nach dem prägnantesten Bilde ringend, — so schafft Daudet an seinem Schreibtische fast ohne Unterbrechung vom frühen Morgen bis zur Stunde des Dejeuners, und dann nach kurzer Pause weiter bis in den späten Nachmittag, bis einige Schläge auf das am Hause hängende Tamtam, dessen Ton weit in der Runde vernehmbar ist, alle Hausgenossen zum Diner zusammenruft. Gleich vielen anderen Schriftstellern, hat Daudet es nie fertig bekommen zu dictiren; er muß mit eigener Hand das Ersonnene niederschreiben, mit eigenem Auge das Erdachte auf dem Papier entstehen sehen, soll der Denkprozeß nicht unterbrochen werden. Nach der ersten Niederschrift liest er das Manuscript seiner Gattin, mit der er alle Einzelheiten schon vorher durchgesprochen, vor, — hört ihre Einwände und discutirt mit ihr, wie er es überhaupt liebt, mit Freunden und Bekannten sein Thema durchzusprechen, weil er aus solchen Discussionen stets neue Anregung gewinnt. Zweimal, zuweilen sogar dreimal arbeitet er dann sein Werk noch um, vom ersten bis zum letzten Federstrich es selbst schreibend, — eine unsäglich mühevolle Arbeit, die er aber um keinen Preis unterlassen möchte, da er nur auf diese Weise jede kleinste Schwäche und Unebenheit in seinem Werke aufzuspüren und zu beseitigen vermag.

Bekanntlich ist man mit einem Werke der freischaffenden Phantasie niemals „fertig", wenigstens nie fertig im landläufigen Sinne, denn der nimmer rastende Geist weiß stets neue Ausgestaltungen, neue Wendungen zu finden, die noch durchaus nicht Verbesserungen der ursprünglichen Formen zu sein brauchen. Wenn also auch der Moment des „Fertigseins" nie eintritt, so muß doch irgend einmal derjenige des „Aufhörens" eintreten. Und zu diesem zwingt sich Daudet, indem er, — wie dies auch Emile Zola thut, — die ersten Kapitel seines neuen Werkes dem Verleger übergiebt. Jetzt erscheinen dieselben im Feuilleton der Zeitung, und ein längeres Hinausschieben ist absolut unmöglich; das Publicum, das unbewußt der unerbittlichste Dictator ist, verlangt die Fortsetzungen, und der Druckerpresse muß ohne Weigerung ihr Material übergeben werden.

Vom Beginne des Frühlings bis zum Einsetzen des Herbstes, zu welcher Zeit die Familie gewöhnlich noch ein Seebad aufsucht, weilt Daudet in seinem ihm unendlich lieben Champrosay. In gleichmäßiger Ruhe verläuft die Zeit, die fast nur der Arbeit gewidmet ist, wenn nicht der Besuch von Freunden einige Aenderungen im Programm der Villeaiatur hervorruft. Nur um die Mitte des August wird die Physiognomie des Landsitzes total verändert, erhält das Treiben daselbst für einige Tage einen ganz anderen Anstrich. Dann kommen in Scharen die Freunde und Collegen, die Verehrer des Meisters aus Paris und von anderen Landsitzen, um mit ihm im Kreise der Seinigen seinen Namenstag zu feiern. Dann giebt's Segelpartien und Regatten, Massenausflüge und Feste, an denen sich die ganze Ortschaft, die auf ihren berühmten Dichter nicht wenig stolz ist, betheiligt, und wenn dann wie gewöhnlich ein Feuerwerk am Seine-Ufer den Abschluß der festlichen Tage bildet, dann mischen sich in das Knattern und Prasseln, in den Becherklang und all' das fröhliche Jubiliren die ehrlichsten und herzlichsten Wünsche für das weitere Wohlergehen des Dichters, durch den der Geist des modernen Frankreich so oft seinen beredten und treffendsten Ausdruck erhalten hat.

Nachdruck verboten.

Die Mutter Giacomo Meyerbeer's.

Ein Gedenkblatt zu Meyerbeer's hundertjährigem Geburtstage

von Adolph Kohut.

Glücklich diejenigen, welchen es beschieden war, des Segens der Mutter, ihrer fürsorglichen Pflege und ihrer zärtlichen Liebe, sich zu erfreuen! Wem in der Kindheit nicht das Glück der Mutterliebe gelächelt, der hat sein ganzes Leben hindurch keine Ahnung von dem beseligenden Gefühl, das man Mutterliebe nennt.

Zu diesen, von der Vorsehung besonders begünstigten Sterblichen gehörte auch Giacomo Meyerbeer, der unsterbliche Componist von „Robert der Teufel", der „Hugenotten", des „Prophet" und der „Afrikanerin", dessen hundertjähriger Geburtstag am 5. September dieses Jahres gefeiert wird, und der schon aus Anlaß dieses Säculartages gewiß wieder auf's Neue die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich lenken wird. Er hatte das Glück, eine Mutter zu besitzen, welche schon frühzeitig in das Herz des Kindes die Keime alles Guten, Schönen und Edlen pflanzte und welche das musikalische Genie ihres Knaben bereits zu einer Zeit erkannte, als noch wenige ahnten, daß in dem kleinen Jungen mit den blitzenden Augen und dem krausen Haar ein Talent schlummere, welches nicht nur Europa, sondern die ganze Welt in den größten Aufruhr versetzen sollte.

Die Mutter Meyerbeer's hieß Amalie Beer, und sie war die Gattin des Bankiers Jacob Herz Beer in Berlin, denn ursprünglich nannte sich Meyerbeer keineswegs Giacomo Meyerbeer, sondern Jacob Meyer Beer, der erst später, während seines Aufenthalts in Italien, seinen Namen in Giacomo umänderte. In dem Hause seiner reichen Eltern gab es großen Ueberfluß an Gold und allen Schätzen der Welt, noch mehr aber an den idealen Gütern des Lebens, welche namentlich die Mutter mit vieler Sorgfalt und Begeisterung pflegte. Die Werke der größten Dichter und Denker, sowie die musikalischen Schöpfungen unserer herrlichen Tonschöpfer waren von jeher die Lieblingslektüre der Mutter Meyerbeer's. Fleißig besuchte sie die Concerte und Theater und versäumte nie die Aufführung bedeutender Kunstwerke. Die Liebe zur Musik hatte also Giacomo gleichsam mit der Muttermilch eingesogen.

Von allen ihren Zeitgenossen wird sie als ein wahrhafter Engel an Herzensgüte geschildert. Sie wurde als die größte Wohlthäterin in Berlin gefeiert und verehrt; als Urenkelin von Wolf Tausk und Tochter des reichen Liepmann Meyer Wulf, welcher der „Berliner Krösus" hieß, verfügte sie über reiche Geldmittel, welche sie ausschließlich zum Nutzen ihrer Nebenmenschen und zur Milderung der Armuth und des Elends der Nothleidenden verwandte. Mit dieser seltenen Humanität vereinigte sie die feinste Bildung und den geläutertsten Geschmack. In ihrem Hause verkehrten die damaligen größten Geister des deutschen Volkes, die hervorragendsten Dichter, Tonschöpfer, Forscher, Gelehrten und Schriftsteller. Man erblickte dort u. A. Karl Immermann, den bekannten Dichter des Münchhausen, den Poeten Ludwig Robert, den Bruder der schönen Friederike Robert, die Tondichter B. A. Weber, F. S. Lauska, K. F. Zelter, den Director der Berliner Singakademie und Freund des Dichterfürsten Goethe, Georg Benda, den größten Naturforscher des Jahrhunderts Alexander von Humboldt, den Schauspieler Iffland u. A. Sie war allerdings kein sogenannter „Schöngeist", wie die Rahel von Varnhagen oder wie die Bettina von Arnim, sie schriftstellerte nicht und suchte auch nicht in geistreichen Briefen zu glänzen, lebte jedoch ganz für Poesie und Musik und verehrte nicht allein Dichter und Componisten mit Begeisterung, sondern war auch eifrig bestrebt, in ihrem Salon der Poesie und Musik eine weihevolle Heimstätte zu bereiten. Unter den Dichtwerken waren namentlich Klopstock's Messias und dessen Oden ihre Lieblingslektüre, und sie hat wahrscheinlich ihren Sohn bewogen, schon in seinen Jünglingsjahren geistliche Lieder dieses Dichters in Musik zu setzen. Nächst Klopstock schwärmte sie für Schiller; unter den Tondichtern waren Beethoven und Mozart ihre Lieblingscomponisten. Sie las die Werke der Poeten sehr oft, sodaß sie ganze Acte aus dem Gedächtniß hersagen konnte. Ebenso war sie in der Musik und Literatur der alten und neuen Zeit ganz außerordentlich bewandert.

Ihr Wohlthätigkeitssinn bewährte sich besonders 1813. Man weiß, daß im März des genannten Jahres König Friedrich Wilhelm III. jenen ewig denkwürdigen Aufruf („An mein Volk") erließ, welcher alle deutschen Patrioten zu den Waffen rief, um Deutschland vor den Vergewaltigungen des Kaisers Napoleon zu schützen. Auch das Beer'sche Haus versäumte nicht, in seinem sechzehnjährigen Sohn Wilhelm sein Gut und Blut dem Vaterlande preiszugeben; obschon die Mutter ihren Sohn zärtlich liebte, so ließ sie ihn doch, wo das Vaterland in Frage kam, freiwillig in's Feld ziehen. Der gebeugten Mutter zum Troste componirte der fromme Sohn und Bruder damals Davids glaubensfreudigen 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte" für zwei Chöre und fünf Solostimmen, welchen die Singakademie zu Berlin am 12. October 1813 aufführte. Damit nicht genug, wirkte Frau Amalie Beer als rastloses Mitglied des Frauenvereins, welcher sich unter dem Vorsitz der Prinzessin Wilhelm von Preußen behufs Pflege der Verwundeten gebildet hatte und ihre edle, aufopfernde Thätigkeit wurde später auch von allerhöchster Seite durch die Verleihung des Luisen-Ordens anerkannt. Wie seine Brüder und die übrigen Hausgenossen mußte auch Meyerbeer dem Befehle seiner Mutter folgen und Charpie zupfen und Verbandzeug herrichten; wer hätte denn auch den nicht verachtet, der damals im Dienste für das Vaterland lässig gewesen wäre!

Den ersten Unterricht in den elementaren Gegenständen ließ ihren Sohn Giacomo die Mutter, der damaligen Sitte der vornehmen Familien entsprechend, von Hauslehrern ertheilen, wobei sie aber seine Studien mit scharfem Auge überwachte. Dafür waren aber auch die Fortschritte des aufgeweckten Knaben in allen Wissensfächern bedeutender, namentlich aber im Klavierspiel, sodaß er, kaum daß er die Noten und Finger in der richtigen Gewalt hatte, es auch bereits mit schriftlichen Compositionen zu versuchen begann. Man kann sich denken, wie sehr das Herz der Mutter mit Freude erfüllt war, als ihr Wunderkind, im wahren Sinne des Wortes, auch vor der Oeffentlichkeit Proben seines Virtuosenthums an den Tag legte! Bevor dies aber geschah, sorgte die vorsichtige Mutter dafür, daß erst der Knabe bei dem berühmten und allgemein beliebten Klavierlehrer Franz Lauska sich gründliche Kenntnisse aneignete, um reif zum öffentlichen Auftreten zu werden. Schon mit sieben Jahren spielte das geniale Wunderkind vor seinen Eltern und vielen eingeladenen Kunstfreunden Berlins in einem der Patzig'schen Concerte das D-moll-Concert von Mozart und Variationen von Lauska mit solchem Schwunge und solcher Fertigkeit, daß Alles geblendet von dieser Erscheinung war und der wunderbare Knabe nicht blos begeistert beklascht, sondern auch unter Freudenthränen von seinen Eltern und Verehrern umarmt wurde. Die Mutter war über diesen großen Erfolg und die damit verbundenen Ehrenbezeugungen so erfreut, daß sie ihren Liebling lebensgroß in Oel malen ließ. Wir sehen auf diesem noch verhandenen, jetzt im Besitze der k. Sammlung alter Instrumente in Berlin befindlichen Bilde den jungen, freiblickenden Virtuosen, dessen hübsche Züge bereits einen ausgeprägt entschiedenen Stempel tragen, hoch aufgerichtet vor dem Klavier stehen, welchem sein Rücken halb zugekehrt ist. Das dunkle, kurzgeschnittene Haar, welches kunstlos aufliegt, umrahmt das anspruchslos dreinschauende Gesicht. Ein offenes Hemd mit langem Kragen, welches die Brust theilweise unbedeckt läßt, schaut aus der blauen, zugeknöpften Jacke hervor, die eine Doppelreihe blanker Messingknöpfe zeigt. Die rechte Hand hält ein breites Notenheft, während die Linke nachlässig die Klaviatur des Instrumentes berührt, auf dessen großem Notenpulte ein Heft der Mozart'schen Werke und andere Stücke stehen. Starke, englische gelbe Lederhosen, welche bis zum Knöchel reichen, weiße Strümpfe und Schuhe mit Schnallen vervollständigen den Anzug, welcher in seiner ansprechenden Einfachheit, — gegenüber dem damals bekanntlich getriebenen Kleider-Luxus, — vortrefflich mit der Anspruchslosigkeit und Kindlichkeit der ganzen Erscheinung übereinstimmt.

Die Mutter war jedoch nicht nur darauf bedacht, ihren Sohn zu einem ausgezeichneten Musiker zu erziehen, sie sorgte auch für eine möglichst allseitige Ausbildung desselben in Sprachen und Wissenschaft. Bekanntlich war Giacomo Meyerbeer kein einseitiger Tonkünstler, sondern er verfügte über eine große Fülle von Kenntnissen und sprach ebenso gewandt französisch, italienisch und englisch, wie deutsch.

Als sein Vater 1825, zu dem größten Kummer des Sohnes, im 55. Lebensjahre verschied, konnte sich Giacomo über dessen Verlust lange Zeit nicht trösten; nur das weibliche Zartgefühl und der Tact der Mutter waren im Stande, seine Lebensgeister aufzurütteln und seine Schaffensfreudigkeit zu wecken: sie führte ihm nämlich die liebreizende Tochter ihrer Schwester, Fräulein Minna Mosson, eine in Tugend und hoher Bildung erblühende Jungfrau, für welche ihr Vetter schon von frühester Zeit an stets tiefe Neigung bekundet hatte, als Braut zu. Erst nach Ablauf der Trauerzeit, im Jahre 1827, durfte er sie als Gattin heimführen, und diese Ehe war eine der glücklichsten, welche wir in der Musikgeschichte kennen; sie erinnert an die glückliche Verbindung Mozart's mit seiner Konstanze und Weber's mit seiner Karoline.

Es ist begreiflich, daß die ihn so zärtlich und innig liebende Mutter mit liebevollen und theilnehmenden Augen das Ringen und Schaffen ihres Sohnes verfolgte; bei seinen Erfolgen war sie himmelhoch jauchzend und bei etwaigen Niederlagen zu Tode betrübt; gerade wie Goethe's Mutter den immer wachsenden Triumphen ihres Sohnes mit sich immer steigerndem Selbstgefühl ihre lebhafte Aufmerksamkeit zuwendete, so die Mutter Meyerbeer's den Triumphen ihres Erstgeborenen. Als sie 1825 nach Italien reiste, war sie glücklich, an den glänzenden Siegen desselben theilnehmen zu dürfen. Damals wurde der deutsche Componist wegen seiner Oper „Kreuz-Ritter in Aegypten" von allen Klassen der italienischen Bevölkerung hoch geehrt und gefeiert; seine Reisen durch die Hauptstädte Italiens glichen wahren Triumphzügen, auch seine Mutter wurde mit Blumen und Lorbeerkränzen überschüttet und in Gedichten als die glücklichste der Mütter gepriesen.

Als Giacomo Meyerbeer 1827 mit seiner jungen Frau nach Paris zog, wo er fortan eine ständige Wohnung beibehielt, wohnte auch die Mutter bei ihrem Sohne. In Paris entstanden zuvörderst „Robert der Teufel" und „Die Hugenotten", welche den Namen Meyerbeer's zu einem der gefeiertsten und berühmtesten unter allen lebenden Componisten machten. Die Seligkeit der Mutter kannte jetzt keine Grenzen mehr; endlich war ihr lang ersehnter und heiß erstrebter Wunsch in Erfüllung gegangen und Giacomo, ihr Erstgeborener, ein weltberühmter Componist geworden. Heinrich Heine, der öfters im Meyerbeer'schen Hause verweilte, schrieb damals aus Paris: „Ich kenne nur eine glückliche Mutter auf Erden; sie ist die glücklichste der Glücklichen; dies ist die Mutter Meyerbeer's. Sie schwelgt in einem Meere von Seligkeit, denn die Erde ist ihr zum Himmel, zum Paradies geworden; überall, aus Hütten und Palästen, in allen Straßenecken von allen nur erdenklichen Instrumenten tönen ihr einige Tacte Musik ihres Sohnes in die Ohren, und das macht sie überglücklich."

Am Tage der ersten Vorstellung von „Robert der Teufel" in Paris, im November 1831, empfing Meyerbeer einen Brief seiner Mutter mit der Aufschrift: „Zu eröffnen nach der ersten Vorstellung des Robert." Als nun am Abend der Vorhang zum letzten Male gefallen und das jubelnde Publicum den großen Erfolg des Componisten stürmisch bezeugte, erbrach dieser den Brief seiner Mutter und fand dort die folgenden Worte

„Der Herr segne Dich und behüte Dich,
Er lasse sein Antlitz leuchten über Dir,
Er erhalte Dich und schenke Dir seinen Frieden
Deine Mutter."

Dieser Brief wurde für Meyerbeer ein wahrer Talisman; stets trug er ihn in einer Brieftasche bei sich, und als er starb, fand man dieses Amulet auf der Brust des Todten.

Es war Amalie Beer vergönnt, den Ruhm ihres Sohnes voll zu erleben. Im hohen Greisenalter von achtundachtzig Jahren starb sie am 27. Juni 1854. Ihrem Sarge folgten Tausende von Menschen aller Bekenntnisse und Berufsklassen. In seiner Mutter verlor Giacomo Meyerbeer seine glühendste und zärtlichste Verehrerin, deren schmerzlicher Verlust ihn wie kein Ereigniß seines Lebens auf's Tiefste erschütterte; noch jahrelang nach ihrem Tode war er zu jeder ernsten Arbeit unfähig.

Nachdruck verboten.

Die Anhänger.

Ein Märlein von Marie von Ebner-Eschenbach.

Ein Schneckenmännchen, voll Ehrgeiz und großen Ideen, — mit gutem Recht der Stolz seiner Nation, — unternahm es, an einer hochpolirten, steinernen Gartenbank emporzuklimmen. Dort oben, meinte er, müsse ein weiter Ausblick und eine ganz neue Weltanschauung zu gewinnen sein.

Nach langem mühe- und gefahrvollem Ringen gelang es ihm endlich, die Kante der Banklehne zu erreichen.

Behaglich sah er sich um und dachte: Am Ziele seiner Wünsche zu stehen ist doch wunderschön; es giebt der Schnecke ein äußerst wohlthuendes Selbstbewußtsein. Uebrigens habe ich mich umsonst geplagt, denn die Welt nimmt sich von dieser hohen Warte nicht anders aus, als von meiner alten Wohnung im Felsenspalt.

Das sagte er auch seinen zahlreichen Anhängern, die sich ringsum im Grase versammelt hatten, um ihn zu bewundern. Aber sie erwiderten: „Verzeih', das können wir nicht glauben. Dein Haus badet im Azur, deine Hörner reichen an's Himmelsgewölbe. Bei Tag kannst du schwelgen in Sonnennähe, bei Nacht Fangball spielen mit den Sternen. O du Großer, sei auch großmüthig, gönne deinen treuen Anhängern Antheil an deinem Glücke! Hilf deinem Nebenthier, hilf ihm zu dir hinauf!"

Immer hartnäckiger bestürmten sie ihn und begannen schon, ihm von allen Seiten nachzukriechen. Da er einsah, daß sie Vernunft nicht annehmen wollten oder vielleicht nicht — konnten, wohl auch geschmeichelt durch ihr Vertrauen, that er, was sie verlangten. Er kam den Tollkühnen entgegen, beschützte die Zagenden, bugsirte den, schob jenen vorwärts . . . Alles vergeblich. Die Schnecken waren ungeschickt, und als sich zuletzt gar zu Viele von ihnen auf einmal an den Herrn Patron anklammerten, verließ ihn die Kraft und er plumpste sammt seinen Clienten auf die Erde nieder.

Da schämte und grämte er sich sehr und verlor seinen ganzen Anhang. Alle seine ehemaligen Verehrer aber erklärten einstimmig: Die Leute an sich reißen und sie dann ohne weiteres fallen lassen, ist doch gar zu schnöde! —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Sudan-Neger. Von Guido Schmidt. Siehe die Abbildung, Seite 129. — Es ist kein Phantasiestück, sondern ein Portrait nach der Natur, das uns der Maler in seiner prächtigen und lebensfrischen Studie bietet. Das Original des Bildes ist der Sudan-Neger Massond (d. h. der Glückliche) Ben El Hadij Salem, ein siebzehnjähriger Bursche, der als Knabe geraubt und nach Kairo verkauft wurde. Dort erhielt ihn ein Freund des Malers „zum Geschenk"; er nahm sich des gutmüthigen, herrlich gewachsenen, braunschwarzen Jungen an und ließ ihn erziehen und verschiedene Sprachen erlernen, um ihn späterhin in Kairo als selbständigen Dolmetscher unterbringen zu können.

Schutzengelfest. Von Wilhelm Zimmer. Siehe die Abbildung, Seite 132 und 133. — Das Monatszeichen des Septembers ist die Wage; sobald aber die Sonne in das Zeichen der Wage tritt, feiert die christliche Kirche nach altem Ritus das Schutzengelfest, das die Reichsstände zu Mainz im Jahre 813 zufolge Anregung des Bischofs Otto von Hildesheim auf den 29. September, den Tag des Erzengels Michael, festsetzten und ihm den Titel Kirchweihfest gaben. Der Ursprung der Feier ist auf die altjüdische Tempelweihe zurückzuführen, die in den Monat Kislev (unsern November) fiel und auch das „Fest der Lichter" genannt wurde. In der christlichen Kirche wurde sie erst unter Kaiser Konstantin gebräuchlich. Da es bei den Katholiken üblich ist, an diesem Tage eine Messe zu halten, so gab man dem Feste wohl auch den vereinfachten Namen Kirchmesse, aus dem im Volksmunde „Kirmse" oder „Kirmes" wurde. Merkwürdiger Weise hat speziell die protestantische Welt diesen Ausdruck angenommen, die das Kirchweihfest vielfach in Verbindung mit dem Erntefest zu feiern pflegt.

In den katholischen Ländern wird das Schutzengelfest heutzutage gewöhnlich am 31. August oder 1. September gefeiert. An die gottesdienstliche Feier schließen sich Volkslustbarkeiten aller Art an, wie Professor Zimmer sie auf seinem figurenreichen und charakteristischen Bilde zur Darstellung gebracht hat. Gerade in malerischen Schilderungen des Volkslebens liegt die Hauptstärke der hervorragenden Begabung Zimmer's, die sich schon in seinen früheren Werken „Kartoffelernte", „Sonntags-Vergnügen auf dem Lande" und „Schlittenfahrt" schlagend bekundete. Professor Zimmer wurde am 16. April 1853 zu Apolda geboren und gehört der Weimarer Kunstschule an.

Alph. Daudet

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Die Hausfrau als Chemiker. — Geehrte gnädige Frau! Sie bitten mich in Ihrem Briefe um die Angabe einfacher Methoden zur Prüfung der wichtigsten Lebensmittel auf Verfälschungen. „Sie seien genöthigt," so schreiben Sie, „da Sie auf dem Lande wohnen, die Lebensmittel im Großen zu beziehen; dabei biete Ihnen nur die Solidität des Verkäufers die Garantie für die Reinheit der Waare. Nun lesen Sie täglich von Verfälschung der Nahrungsmittel; im Mehl soll Schwerspat, in der Wurst schimmliges Brod, im Wein Fuchsin sein. Sie verständen zwar gar nichts von Chemie, aber es gäbe doch gewiß eine populäre Anleitung, nach welcher man die Prüfung einiger Nahrungsmittel selbst vornehmen könne . . ."

Nein, geehrte Frau, ein solches Buch giebt es nicht; oder besser: sämmtliche derartige Bücher sind ohne Kenntniß chemischer Ausdrücke und Zeichen nicht zu verstehen. Wohl aber ist es für Sie mit Ihren practischen Erfahrungen als Hausfrau nicht schwer, Verfälschungen in den Nahrungsmitteln zu erkennen; auch einige Vorschriften zur chemischen Prüfung will ich Ihnen gern angeben. Wir bedürfen dazu nur einige Reagircylinder, etwas Lakmuspapier, einige Gramm verdünnte Salzsäure, Salpetersäure, Bleiessig und Jodlösung (1 Gramm Jod und 2 Gramm Jodkalium mit 125 Gramm Wasser gelöst), alles Dies aus der nächsten Apotheke zu beziehen.

Als wichtigstes Prüfungsmittel aber dienen uns unsere gesunden fünf Sinne; wir betrachten die Waare, wir befühlen sie, wir riechen und kosten sie.

Beginnen wir unsere Untersuchungen mit dem Mehl, Gries-Maismehl, überhaupt mit den Getreidearten. Wir riechen am Mehl! Der Geruch muß erfrischend, angenehm sein; verdorbene, feuchte Waare riecht moderig; letztere kühlt die Hand, während trockenes Mehl diese Erscheinung nicht zeigt; verreiben wir etwas zwischen den Zähnen, so werden sich mineralische Zusätze durch Knirschen bemerkbar machen. Sollten diese aber so fein sein, daß sie beim Kauen nicht gespürt werden, so nehmen wir eines unserer Reagirgläschen, übergießen das Mehl mit Wasser und setzen einige Tropfen Salzsäure hinzu; entsteht ein Aufbrausen, so ist Kreide vorhanden. Schwerspat und Gips werden nachgewiesen, indem man das Mehlwasser mit concentrirter Salpetersäure übergießt und leicht erwärmt. Das Mehl löst sich in der Säure, während die mineralischen Verunreinigungen als Pulver auf den Boden sinken.

Ist Mehl mit Ungeziefer durchsetzt, so betrachten Sie jenes durch ein Vergrößerungsglas. Haben Sie kein solches zur Hand, so formen Sie mittelst eines feinen Trichters recht spitze Mehlhäufchen, lassen diese einige Stunden stehen und beobachten, ob die Spitzen abgeflacht sind, oder sich gar Straßen gebildet haben. Ist dies der Fall, so ist das Mehl nur als Viehfutter zu verwenden.

Ob Fleisch verdorben ist, läßt sich durch den Geruch bestimmen. Manchmal kann man es durch Waschen mit Wasser conserviren, dem man einige Tropfen einer Lösung von Kalium hypermanganicum zugesetzt hat; d. h. man erneuert das Waschwasser so lange, bis die röthliche Farbe der Lösung nicht mehr zerstört wird.

Wurst ist auf Mehl- resp. Brodgehalt zu untersuchen, indem man eine kleine Portion mit Wasser zerdrückt, einige Tropfen Jodlösung zufügt, welche bei vorhandenem Mehl sofort eine blaue Farbe hervorruft.

Kaffee und Thee kommen häufig gefärbt in den Handel. Rohe Kaffeebohnen dürfen, mit heißem Wasser übergossen und ungerührt, dieses nicht färben; ebenso verhält sich reiner, gebrannter, gemahlener Kaffee, während Surrogate das Wasser tief braungelb färben; auch schwimmt Kaffeepulver auf der Oberfläche, die Beimischung sinkt nach unten. Theeblätter mit kochendem Wasser angebrüht, müssen leicht aufquellen und sich als Blattstücke des Theestrauches erweisen, deren Formen in einem botanischen Werke nachzusehen sind.

Zucker und Honig müssen sich im Wasser klar lösen, etwaiger Rückstand muß wie Kreide in Mehl nachgewiesen werden.

Zur regelmäßigen Prüfung der Milch bedient man sich einer Senkwage, das ist eine mit Skala versehene Glasröhre, welche am unteren Ende beschwert ist, sodaß sie frei in der Milch schwimmen kann. Die Grade geben das spezifische Gewicht der Milch an, bezogen auf Wasser von 15° Celsius. Hat man nun in circa ½ Liter Milch die Wage eingesetzt, so bringt man das Auge in die Ebene der Milchoberfläche und liest den Theilstrich ab, der mit diesem Niveau zusammenfällt. Für abgerahmte Milch ist dies (bei 15° Cel.) 32,5, für nicht abgerahmte 29. Ferner muß die Milch gelblichweiß, nicht blauweiß sein, muß süßlich, rahmartig schmecken und darf keinen Schmutz absetzen.

Um die Rahmmenge zu bestimmen, nehme man einen eingetheilten Glascylinder, schüttle die Milch vor dem Einfüllen tüchtig um und lasse sie 24 Stunden lang ruhig stehen. Bei ganzer Milch sollte die Rahmschichte 10—14 Theilstriche, respective Volumprocente betragen.

Bei Butter muß Geschmack und Geruch entscheiden; beide müssen rein und aromatisch sein. Zu großer Gehalt von Wasser oder Buttermilch ist dann erwiesen, wenn die Butter, mit einem flachen Messer geschlagen, von der Oberfläche mehr oder weniger klare Tropfen absetzt; indeß ist frische Butter nie ganz wasserfrei; doch ist das Wasser farblos. Ist Butter künstlich gefärbt, so ist das austretende Wasser ebenfalls gefärbt oder die Farbe schwimmt als Pulver im Wasser.

Wein soll klar sein, keine Pilzvegetation zeigen, und der Geruch darf weder an Essigsäure noch an Branntwein erinnern. Blaues Lakmus-Papier muß durch Wein leicht geröthet werden; nimmt dieses die Farbe von Zwiebelhaut an, so ist der Wein als „Schwefelsäure verdächtig" anzusehen. Man wird dann ein Stück weißes, ungeleimtes Filtrir-Papier eintauchen und es auf dem Deckel eines Topfes, in welchem Wasser kocht, trocknen lassen. Ist freie Schwefelsäure vorhanden, so bräunt sich das Papier. — Die Prüfung von Rothwein auf seine Farbe, bes. Fuchsin, ist leicht auszuführen. Zu etwas Rothwein gießt man so lange tropfenweise Bleiessig, bis keine Fällung mehr entsteht, schüttelt um und läßt das Glas stehen. Nach einer Viertelstunde ist bei ungefärbtem Wein der Niederschlag blaugrau und die Flüssigkeit farblos, bei Fuchsin-Zusatz bleibt die Flüssigkeit roth. Farbe von Heidelbeeren und Hollunder weist man nach, indem man circa 25 ccm Wein mit 2 ccm Salmiakgeist und einigen Tropfen Schwefel-Ammonium schüttelt und filtrirt. Die klar ablaufende Flüssigkeit muß grün sein, ist sie violett, so ist fremder Farbstoff im Wein.

Soviel, geehrte Frau, über leicht auszuführende chemische Untersuchungen. Ich bemerke Ihnen dabei, daß diese Methoden einer Verordnung entnommen sind, die gesetzlich gültige Kraft im deutschen Reiche hat. — Nicht alle Verfälschungen, das wissen Sie wohl, sind dem menschlichen Körper direct schädlich, aber als Täuschung des Publicums sind doch die meisten strafbar. Und nun prüfen Sie selbst, es wird mich freuen, wenn Sie mit den oben angegebenen Methoden günstige Resultate erzielen! —

—m—

*

Kleine Notizen. — Junge Hühner mit Esdragon. — Eine Hand voll abgestielter Esdragon-Blätter koche man eine Viertelstunde, werfe sie in kaltes Wasser, drücke sie aus und hacke sie. Den vierten Theil davon mischt man mit den ebenfalls gehackten Lebern der Hühner, Butter, Salz und etwas Pfeffer zu einer Farce, mit der das Geflügel gefüllt und, — mit Speck bedeckt, — in 25—30 Minuten saftig gebraten wird. Den Rest des Esdragons thut man mit einem wallnußgroßen, mit Mehl verkneteten Stück Butter, einem halben Glas starker Fleischbrühe oder gutem Braten-Jus, einigen Tropfen Essig, Pfeffer und Salz in eine Casserole, lasse Alles, ohne daß es koche, seimig werden, richte die Hühner auf einer runden Schüssel an und gebe die Sauce darüber.

Paprika-Hühner. — Von jungen, fertig vorbereiteten Hühnern löst man die Keulenstücke los, schneidet, je nach der Größe, die Brust in 1—2 Scheiben, und läßt die Stücke in Butter, gut zugedeckt, in etwa einer halben Stunde weich schmoren. Nun gießt man die Butter ab, füllt dafür einen halben Liter saure Sahne über, schwenkt gut um und achtet darauf, daß die Sahne die Hühner ganz glasire. Sollte die Sauce nicht kräftig genug sein, füge man noch etwas Paprika zu.

Reste von gebratenen Hühnern zu verwenden. — Man wiege einige Champignons und feine Kräuter, verrühre sie mit zwei Eßlöffeln Sahne und dünste sie mit einem entsprechend großen Stück Butter, etwas Salz, Pfeffer und Citronenschale etwa zehn Minuten, gebe dann das ebenfalls gewiegte Hühnerfleisch hinzu, schmecke mit Citronensaft ab und richte, nachdem sich Alles gut verbunden hat, mit gerösteten Semmelschnitten an.

Tauben à la tartare. — Man senge die Tauben, bereite sie als ob sie gekocht werden sollten, vor, schlage sie dann aber mit der flachen Seite eines Hackemessers so breit als möglich, darauf achtend, daß die Haut nicht platze, und brate sie, mit Salz, etwas Pfeffer und geriebener Brodkrume bestreut, in ungefähr einer halben Stunde mit Butter gar. Für die Sauce nehme man einen Löffel gehackter Petersilie, eine Chalotte oder Zwiebel, zwei Löffel Pickles, eine entgrätete Anchovis, wiege auch diese Substanzen einzeln sehr fein, mische sie dann, beträufle sie mit dem Saft einer Citrone, gebe einen Löffel Wasser, sechs Löffel Olivenöl hinzu, rühre alles gut durch einander und füge vor dem Anrichten einen Löffel Senf dazu. Die Sauce wird in die Schüssel gefüllt, in der man die Tauben anrichten will, diese hinein gelegt.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Holz-Parkett. — Wie behandelt man am zweckmäßigsten Fußböden aus Holz-Parkett? M. v. K. in Raab.

Seidene Handschuhe. — Wo kann man neue Hände an lange, schwere Seiden-Handschuhe anweben lassen? A. W. in St.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Vertilgung der Maulwurfsgrille (112). — Die Maulwurfsgrille oder Werre (Grillotalpa vulgaris) ist einer der gefürchtetsten Pflanzenfeinde, da sie das Erdreich durchwühlt und die Wurzeln der Pflanzen abfrißt. Sie liebt Wärme und Feuchtigkeit in hohem Grade, und diese Eigenschaften geben auch die Mittel zu ihrer Vertilgung an die Hand. Man beginne den Kampf gegen die Maulwurfsgrille möglichst schon im Frühjahr, sobald die ersten Spuren des vorhandenen Ungeziefers sichtbar werden, da in der zweiten Hälfte des Juni bis Mitte Juli die Begattung und gleich darauf das Ablegen der Eier stattfindet. Man begießt an einem warmen Tage nach vorhergegangener Trockenheit vor Sonnenuntergang diejenigen Stellen, an welchen man die Gänge der Maulwurfsgrillen bemerkt, und deckt sie mit Strohdecken zu, unter denen sich die in der Nähe lebenden Werren, angelockt durch den frischen, feuchten Boden, alsbald versammeln werden, wo man sie dann leicht vertilgen kann. Auch während des Winters, wenn die Maulwurfsgrille in der Tiefe der Erde Schutz vor der Kälte sucht, lassen sich Mittel zu ihrer Vertilgung anwenden. Man gräbt zu Beginn des Herbstes (Ende September) an verschiedenen Stellen im Garten mehrere viereckige Löcher von ca. 60 Cent. Tiefe und Breite, füllt dieselben mit trockenem Pferdedung aus, den man fest zusammen tritt und obenher wieder mit Erde bedeckt. Nimmt man im Januar oder Februar den Dung heraus, so findet man auf dem Boden des Loches große Mengen von Werren vor, die man dann vernichtet. — Das Eingießen von Petroleum oder dergl. in die Gänge der Thiere, sowie die Anwendung chemischer Mittel ist nicht anzurathen, da dieselben meist den Pflanzen schädlich sind.

A. W.

Petroleumbrand (112). — Brennendes Petroleum kann nur durch daraufgeschüttete Erde gelöscht werden. Sorgen Sie daher dafür, stets einen großen Topf mit Erde im Hause zu haben, um bei etwaigem Entzünden solches Mittel sogleich anwenden zu können.

Henriette L. in Eger.

Kennzeichen reiner Leinewand (112). — Wenn man ein Stückchen von dem leinenen Stoffe, von dessen Echtheit man sich überzeugen will, in Seifenwasser wäscht und an der Luft trocknen läßt, so wird dieses, wenn Baumwolle darin enthalten ist, runzelig werden, da die Baumwolle schneller trocknet als die Leinenfäden. Reines Leinen dagegen wird glatt trocknen.

Henriette L. in Eger.

Eisenwasser (88). — Bei dem billigen Preise des Eisenwassers möchte ich Ihnen dringend davon abrathen, sich dasselbe selbst herstellen zu wollen, denn die Nägel oder sonstigen Eisentheile, die meist zur Verwendung kommen, enthalten oft Kupfer oder anderweitige Beimischungen, die für die Gesundheit nachtheilig sind. Wollen Sie das Eisenwasser nicht fertig beziehen, was am besten ist, so finden Sie in jeder Apotheke Eisenpulver zur leichten Bereitung von Eisenwasser vorräthig.

B. M. in Merseburg.

Spiegel in Sammet und Plüsch (88). — Wenn die Flecke nicht nach Behandlung mit Dämpfen verschwinden, so versuchen Sie es, die gedrückten Stellen mit einer durchschnittenen Zwiebel abzureiben. Ein anderes, oft erfolgreich angewandtes Mittel besteht in dem Auflegen einer Speckschwarte. Dieselbe muß sehr dünn und ohne Fett- und Fleischtheile abgeschnitten und noch mit einem Tuche nachgerieben werden. Hierauf schneidet man ein der Größe und Form der gedrückten Stelle entsprechendes Stück aus, legt es auf den Fleck und beschwert es mit einem leichten Buche. Nachdem der Sammet so einige Tage an einem mäßig warmen Orte gelegen hat, nimmt man die Schwarte ab und überstreicht die Fäserchen nochmals mit Speckschwarte.

Tante Gertrud in Marienbad.

Flecke auf Photographien (88). — Sehr häufig liegt die Schuld an den Flecken, die in Photographien erscheinen, in den chemischen Mitteln, welche bei Fabrikation des Papiers angewendet wurden, z. B. treten in dem bei Dilettanten vorzugsweise beliebten Chlor-Silberpapier später an den Stellen Flecke hervor, die beim Silbern des Papiers nicht genügend getroffen sind. Hiergegen läßt sich leider nichts machen, da die Stellen immer wieder zum Vorschein kommen würden. Aber auch beim Albumin-Papier zeigen sich mitunter nach dem Aufziehen der Photographie weiße und gelbliche Flecke, deren Grund mitunter in dem angewandten Kleister liegen kann. Die Klebmittel müssen durchaus rein und säurefrei sein; ebenso ist stets auf große Sauberkeit der Pinsel zu halten. Beim Reinigen derselben thun Sie gut, dem Wasser einige Tropfen Karbol zuzusetzen.

Ludwig S. in Oldenburg.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 18. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 13. September 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Madonna „del divino amore".

Ein Stillleben von Richard Voß.

Mit fünf Abbildungen von Kunz Meyer.

1.

In der Campagna Rom's, zwischen dem Albanergebirge und der lateinischen Meeresküste, befindet sich ein kleines, uraltes Heiligthum mit einem Gnadenbilde der Himmelskönigin, das eben dieses Bildnisses wegen zur Madonna „del divino amore" genannt wird. Rings umfangen Oede und Wildniß das Haus der gnadenreichen Jungfrau, ein stallähnliches, verwahrlostes Gebäude aus Travertin, dessen dunkler Goldton weithin durch die Steppe leuchtet. Daß es ein Tempel der göttlichen Liebe ist, bezeichnet am Dache das Holzkreuz, von den Sonnengluthen schwarz gebrannt, vom Meerwinde fast umgerissen. Der Kirche ist ein Kloster angebaut, das, längst zur Ruine geworden, von einem einzigen Mönch, dem Wächter des Heiligthums, bewohnt wird. Wegen der Verlassenheit des Ortes und der dort herrschenden Malaria pflegt das Bild der Gnadenreichen ein Bruder zu hüten, auf dem eine schwere Buße liegt. Und gewöhnlich erweist die himmlische Jungfrau, die mitten in der Oede des alten, heidnischen Latiums Wunder vollbringt, sehr bald sich diesem sündhaften und elenden Menschen gnädig. Der Gestorbene wird von Wallfahrern oder Hirten begraben; vielleicht schon nach Tagen, vielleicht erst nach Wochen, je nachdem der Zufall einen frommen Sabiner, Volsker oder Albaner zur Anbetung nach dem Heiligthum führt; und ein neuer Büßer, ein neuer zum Tode Verurtheilter, bezieht bald darauf die furchtbare Gruft.

Das göttliche Bildniß, welches den sündigen Mönch von seiner Schuld und von allen Uebeln erlöst, ist eine alterthümliche, morsche Holzfigur in verblichenem, brocatenem Gewande, mit vergildtem Schleier, zerknittertem Lilienzweig, Stirn, Brust und Arme umfunkelt von prächtigem Geschmeide. Vielfache Reihen von silbernen und wächsernen Herzen, von Votivtafeln und Kränzen aus bunten Glasperlen und blauem Drahtgeflecht bilden eine Corona um die Figur der Heiligen, deren Antlitz braun ist, wie das einer Maurin, mit harten, starren Zügen. Mit dieser feindseligen Miene könnte die Göttin für den Genius des Ortes gelten, wo die Schuld und das Fieber eine bleibende Stätte gefunden.

Die Madonna ist in einem Winkel der Kirche zwischen zwei Pfeilern aufgestellt, und nur einmal des Jahres weicht die Verödung des Raumes einer armseligen Pracht: am Feste des Heiligthums, das auf den zweiten Ostertag fällt. Dann werden die kahlen, vom Moder angefressenen Wände mit verblaßten Behängen bekleidet, dann erhält der einsinkende Altar seinen schimmernden Aufputz; der geborstene Estrich wird mit frischen Blumen bestreut, und von weit her kommen die Wallfahrer gezogen. Sie verrichten Gebete, vollziehen Gelöbnisse, leisten Sühne und bringen Opfer dar. Ein Priester aus Rom liest die Messe, Weihrauch dampft, Gesang erschallt, das Glöcklein ertönt, und das hochwürdige Gut wird in Prozession bis hinaus auf die Steppe getragen. Nach wenigen Stunden ist Alles vorüber, ist die Menge verschwunden, sind Wände und Altar wieder kahl, befindet der büßende Mönch sich von Neuem mutterseelenallein in der Wildniß, einsam mit seinem beladenen Gewissen, seinen strafbaren Gedanken, mit der Malaria und dem finsterblickenden Gnadenbilde der Göttin.

Aus einem Kloster, in den wonnigen Gefilden Umbriens gelegen, ward der Bruder Ambrogio in die Verbannung nach dem lateinischen Heiligthume geschickt und zwar mit triftigem Grunde. Denn nicht nur, daß der Mönch die größte Sünde, in welche ein Diener der Kirche verfallen kann, stets von Neuem begangen: gegen seine Oberen sich aufgelehnt hatte, — in der Beichte beschuldigte er sich selbst, auch gegen Gott voller Widersetzlichkeit zu sein und immer tiefer in Zweifel und Ungehorsam zu gerathen, den Höchsten anklagend, daß er ihn die Liebe, davon Erde und Himmel voll sein sollten, nicht finden lasse.

Es stand aber der Uebelthäter noch in so jugendlichem Alter, — gerade in seinem zwanzigsten Jahre, — daß die würdigen Väter, denen diese Seele anvertraut war, hoffen durften, durch strenge Zucht den frevelhaften Priester der Reue und Besserung zuzuführen.

Da er nun behauptete, nirgends in der Welt die göttliche Liebe zu finden, so sendete ihn der Abt nach dem Heiligthum, welches man der göttlichen Liebe in der römischen Wildniß errichtet hatte, und das sich gerade wieder einmal ohne Hüter befand.

Ambrogio nahm die schwere Strafe in Demuth auf sich; war er doch nicht mit Absicht und aus freiem Willen ein Verräther an der göttlichen Sache geworden. Ja, er würde sein Leben darum gegeben haben, hätte er, wie Andere, ganz dumpfe Ergebung und blinder Glaube sein können. Seine Sünden waren seine Gedanken, seine Schuld ein unablässiges Tasten und Trachten. Er wünschte nichts sehnlicher, als zur Erkenntniß seines Verbrechens gegen Gott zu gelangen und dann voll Zerknirschung bereuen, büßen und sühnen zu können. Er war ein reiner Mensch, aber eine tödtliche Sehnsucht, über die er keine Gewalt besaß, hatte sein Gemüth und seine Seele vergiftet. Durch sein Gelübde an die Kirche gefesselt, hinter sich eine verlorene Jugend, vor sich ein verfehltes Leben, wußte er nicht aus noch ein.

Barfüßig, unter unablässigem Beten legte Ambrogio den weiten Weg nach Rom über Foligno und Orte zurück. Während der kühlen Stunden wanderte, in der heißen Tageszeit rastete er, so lange Hunger und Durst ertragend, bis er sich gänzlich erschöpft fühlte. Erst dann erbettelte er sich ein Stück Brod und trank aus einer Cisterne. Jeden besseren Bissen wies er zurück, und an jedem sprudelnden Quell ging er vorüber. Jeden, der ihm begegnete, grüßte er mit tiefem Neigen; wenn ein Kind ihm die Hand küssen wollte, verwehrte er's, und so oft ein Weib ihn um seinen Segen bat, schüttelte er traurig den Kopf: er war nicht würdig, im Namen Gottes Segen zu spenden.

In Rom angelangt, betete er zuerst in den zwölf apostolischen Kirchen und meldete sich dann bei dem Großmeister seines Ordens, der ihm eine scharfe Vermahnung ertheilte, den Schlüssel des Heiligthums übergab, und ihn ohne Segen auf den Weg wies. Am nächsten Morgen befand sich Ambrogio auf der alten appischen Straße und schritt mit wunden Füßen und todkranker, wunder Seele dem Albanergebirge zu, welches wie ein wonniges Eiland aus den Nebelfluthen des frühen Tages aufstieg. Die Steppe trug das erste junge Grün des Jahres und leuchtete bis an den Fuß der lichten Bergkette in smaragdenem Glanze. Zwischen den Ruinen blühten die Veilchen in einer Ueppigkeit, als läge Purpur längs des Weges gebreitet; die zertrümmerten Bildsäulen ruhten auf einem schimmernden Bett von Crocus und

Bruder Ambrogio und der Genzanese.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tazetten. Scharen von Lerchen jubilirten in den sonnigen Lüften. Aber für den jungen, büßenden Mönch blühten weder die Blumen, noch sangen die Vögel; denn der Arme wußte nicht, daß die Welt schön sei.

Als die Straße, unweit der Ruinen von Bovilan gegen Albano zu, aufwärts führte, erkundigte sich Ambrogio bei einem Landmann aus Genzano, der auf seinem Karren unter lautem Schellengerassel Wein nach Rom brachte, wo der Weg nach der Madonna „del divino amore" abzweige? Der Mann, — er lag unter seinem Gezelt der Länge nach auf dem Bauche, — hielt sein lustig mit bunten Lappen, Falkenfedern und Fuchsschwänzen aufgeputztes Pferd an, deutete mit dem Kopfe nach der linken Seite, schielte auf den Bruder herab und frug:

„Wollt Ihr zu der Madonna?"

„Ja."

„'s ist Niemand dort."

„Ich weiß."

„Der Bruder, der dort wohnte, ist gestorben."

„Am Fieber?"

„Woran sonst?! He, Ihr! Und Ihr wollt auch hin?"

„An Stelle des Todten."

„An Stelle des Todten, — freilich! He, Ihr! Wenn ich Ihr wäre, ich ginge lieber nicht an Stelle des Todten zur Madonna. Wenn ich Ihr wäre, ich ginge viel lieber nach Genzano."

Er richtete sich etwas auf und schrie in plötzlicher Extase:

„In Genzano giebt's kein Fieber; in Genzano giebt's guten Wein. In Genzano sterben die Menschen, — wenn sie schon einmal sterben müssen, — an dem vielen guten Wein, den sie trinken. Ich an Eurer Stelle ginge nach Genzano."

Ernsthaft versetzte der Mönch, daß sein Weg ihn nach der Madonna führte, wünschte dem biederen Genzanesen glückliche Reise und ging weiter, eifrig sein unterbrochenes Gebet wieder aufnehmend. Der Landmann, ein hübscher brauner Bursche, trieb, sich behaglich ausstreckend, sein Thier an und begann zu dem gellenden Schellengerassel seinen Gesang abzuschreien, darin nicht nur der gute Wein von Genzano, sondern auch die schönen Mädchen dieser rebenumgürteten Bergstadt ein Langes und Breites gepriesen wurden.

An der ihm bezeichneten Stelle verließ Ambrogio die appische Straße und schlug einen grasbewachsenen Weg ein, der quer durch die Steppe führte. Diese war hier ebener als in ihrem nördlichen Theile; obgleich auch hier noch das römische Land einem stürmischen Meere glich und eine Welle der anderen folgte, auf deren Rücken braunes antikes Gemäuer sich erhob, und in deren Senkungen eine verlassene Capanna oder die Behausung eines Hirten sich barg. Falken kreisten über der ungeheuren Weite; ihr klagender, gellender Aufschrei war der einzige Laut, den der einsame Wanderer vernahm.

Nach einigen Miglien verlief der Weg in eine enge Niederung, darin die Kirche mit dem Kloster lag. Der Mönch öffnete das Heiligthum. Modergeruch drang ihm entgegen, eine Viper schlängelte sich über die Schwelle. Ambrogio trat ein und schlich gesenkten Hauptes zu dem Gnadenbilde, davor er sich niederwarf . . . .

Gegen Abend bezog er seine Zelle, eine Art von Höhle, in der sich ein Crucifix, ein Wasserkrug und das armselige Lager befand, auf dem sein Vorgänger, — auf dem alle seine Vorgänger gestorben waren. Sie hatten ihre Namen in die Mauern gekritzt. Unter den Meisten stand verzeichnet, um welcher Sünde willen sie in diese Verbannung geschickt worden waren, und daß sie ihre Schuld abgebüßt hatten. Nicht Alle waren zerknirschten Herzens gewesen. Da war ein Fra Tommaso, der hatte unter seinem Namen in schlechtem Mönchslatein sogar die Lästerung geschrieben: Er sterbe, ohne jemals gelebt zu haben. Daß der Mensch sterben müßte, sei noch das Beste am Leben. Er hoffe nur, in alle Ewigkeit todt bleiben zu dürfen.

Ambrogio las jeden Namen und was darunter stand. Vor den letzten Worten des Fra Tommaso verweilte er, bis die Dämmerung einbrach. Dann verließ er das Kloster und erstieg einen Hügel, wo er den Platz fand, an welchem die Hüter des Heiligthums ausruhen durften. Ein morsches, schwarzes Kreuz bezeichnete den Ort. Er warf sich auf den öden Steinboden nieder und verlor sich in Grübeleien darüber: welches von diesen, mit Felsstücken bedeckten, trostlosen Gräbern wohl das Grab des Bruders Tommaso wäre, der in aller Ewigkeit darin liegen bleiben wollte. Aufmerksam schaute er zu, wie die Nacht sich auf die Wildniß niedersenkte, gleich dem Deckel eines Sarges, der sich über einem Leichnam schließt.

2.

Und Ambrogio büßte.

Er verrichtete vor dem Madonnenbilde zahllose Andachten, geißelte sich Brust und Rücken blutig und schrie Tag und Nacht zum Himmel auf, daß er ein großer Sünder sei.

Mit Nahrung versorgten ihn die Hirten, die, sobald sie erfuhren, daß das Heiligthum der himmlischen Jungfrau wieder von einem Bruder gehütet würde, von den Feldern herbeikamen. Sie brachten dem Büßer Brod, Käse und Ricotto, wofür er ihnen ihre Sünden vergeben sollte. Weil er das nicht thun wollte, murrten sie, drohten, ihn ohne Speise zu lassen, verringerten schließlich, da der Mönch unbeweglich blieb, in so weit ihre Forderungen, daß sie sich mit einer Fürbitte bei der Madonna zufrieden erklärten. Die Fürbitte versprach ihnen der junge Priester.

Damit der neue Betbruder möglichst lange am Leben bleibe, — möglichst lange bei der Madonna für sie bitten könne, trugen die Hirten ihm von Ciampino große Quantitäten Eukalyptusblätter zu, welche, gekocht, das Mittel des römischen Landvolks gegen Fieber sind. Und sie warnten ihn, sich bei Sonnenuntergang auf den Boden zu legen und von dem vergifteten Wasser aus der Cisterne zu trinken: nach der Meeresküste zu befände sich ein fließender Bach. Sie erzählten ihm ausführlich von seinen Vorgängern, wie diese dahin gesiecht und eines qualvollen Todes gestorben wären.

Ambrogio rührte die heilsamen Blätter nicht an, trank aus der Cisterne von dem faulen Wasser und legte sich mit seinen blutrünstigen schmerzenden Gliedern zu jeder Stunde auf den verpesteten Boden. Er wurde denn auch sehr bald vom Fieber befallen; doch trat das Uebel Anfangs nur schwach bei ihm auf. Freilich war es jetzt noch die gute Jahreszeit.

Aber bei der schlechten Ernährung, der scharfen Buße, und der verderblichen Luft, nahmen die Kräfte des jungen Priesters von Tag zu Tag ab. Auch sein Geist wurde stumpf. Hatte er seine Andacht verrichtet, seine Buße vollzogen, so erklomm er gewöhnlich den Hügel, auf dem das schwarze Kreuz in die Lüfte ragte, warf sich zwischen den Gräbern nieder und blieb so lange, bis die Pflichten seines Hüt- und Sühnamtes ihn wieder in die Kirche hinabtrieben. Mit weit offenen Augen starrte er hinauf zu dem leuchtenden Aether, dessen Unendlichkeit das Gewand eines Gottes sein sollte, ließ den Meerwind über sein Gesicht wehen, lauschte auf das Rauschen des trockenen Grases, auf das Schwirren und Summen der Insecten, fühlte die Sonnengluth wie eine feurige Decke auf seinem matten, kranken Leibe, versuchte nachzudenken, versank mit seinem Geist in unergründliche Tiefen.

Entriß er sich endlich mit dem Aufgebot aller seiner Willenskraft diesem Zustande, so mußte er sich erst besinnen, um zu begreifen, daß das, was er vor sich sah, die Welt war. In schimmerndem Farbenspiel breitete sich die Steppe aus, bis die Gebirge sie wie gewaltige Felsenmauern umschlossen; nach der anderen Seite hin verlor sich das Land in's Grenzenlose. Dort war das Meer. Ambrogio war es oft, als müßte er sich aufraffen, in's scheinbar Ewige hinein gehen und die göttliche Liebe, die zu finden ihn ein verzehrendes Verlangen ergriffen, in der fluthenden Unendlichkeit suchen.

Es kam die Woche, da die Madonna „von der göttlichen Liebe" ihren Festtag hatte, den einzigen des Jahres. Der empfangenen Weisung gemäß begann der Mönch, das einsame Heiligthum für die bevorstehende Feier zu schmücken. In der Sacristei lagen alte, verblaßte Prunkstoffe, Behänge, Teppiche und Kirchenfahnen. Da waren eine Menge hölzerner, mit Silberpapier beklebter Candelaber, vergoldeter Schreine und Altäre, blechener Lampen, an hohen Stangen befestigt und von einer Krone geschliffener Glaskugeln umfunkelt. Unter großer Anstrengung traf Ambrogio, nachdem er das Heiligthum einigermaßen gesäubert, die Falken verjagt und die Schlangen getödtet hatte, alle Vorbereitungen, und am Morgen des Festtages erhob er sich vor Aufgang der Sonne und begab sich hinaus, um auf der Steppe Blumen zu pflücken, aus denen er, so gut es gehen wollte, ein Gewinde machte, das er über der Kirchenthür aufhing. Was er an Blüthen übrig behielt, streute er auf die Schwelle und den Boden der Kirche, rings um das Bildniß der Gnadenreichen, die an diesem Tage so vielen Sündern, Unglücklichen und Beladenen sich gnädig erweisen sollte. Alsdann öffnete er die Thüren des Heiligthums für die Gläubigen.

Mit der Sonne trafen die ersten Wallfahrer ein. Schon von Weitem vernahm er ihre Gebete und Litaneien. Gleich den Stimmen verdammter Geister schwebten die dumpfen Klagetöne über die öde Steppe. Von allen Seiten kamen sie herbeigezogen: vom Albaner- und Sabinergebirge, von den Volsker Bergen, von der Meeresküste — von Rom, braunes, verwildertes Volk, Hirten und Landleute. Viele der Männer steckten in Fellen; die Weiber trugen Sandalen, rothe, enge Wollröcke, steife, grellfarbige Mieder und gelbliche Schleiertücher. Sobald einem Zuge, dem ein Greis oder eine Greisin als Vorbeter vorausschritten, das Heiligthum sichtbar ward, warfen sich Alle nieder, streckten die Arme empor und brachen in gellendes Geschrei aus:

„Grazia, Maria!"

Unter die wilden Gestalten des römischen Bergvolkes, welche die Kirche füllten, mischten sich die modernen Figuren der Römer; neben dem Ciocciaren kniete der Elegant der Capitale, neben dem Weib aus dem Brigantendorf Sonnino die vornehme römische Dame im schwarzen Seidenkleide mit dem Pariser Hut.

Der Kanonikus erschien, wurde von Ambrogio demüthig empfangen und in die Sacristei geleitet: bald darauf begann das Hochamt. Wer in der Kirche keinen Platz fand, warf sich draußen vor den Thüren nieder. Bis weit hinaus in die Steppe schallte der Gesang der büßenden Gemeinde, tönte die Stimme des Geistlichen. Das Heiligthum erstrahlte im Glanze der Kerzen, um das Gnadenbild dampfte der Weihrauch, Bitten, Seufzer und Klagen stiegen zu dem regunslosen Antlitz empor, das mit feindseliger Miene auf die Flehenden niederblickte.

Ambrogio kniete, abgesondert von den Gläubigen und Anbetenden, in der Sacristei. Er hatte die Augen geschlossen, lauschte auf die Stimmen aus der Kirche und fühlte solche Sehnsucht, solchen Neid: Alle Jene glaubten an die göttliche Liebe, von welcher er, der Mönch und Priester, nichts wußte.

Nach dem Gottesdienst leerte sich die Kirche; die Wallfahrer lagerten sich auf der Steppe und verzehrten die mitgebrachten Vorräthe. Sie fühlten sich entsündigt und erfreuten sich des Tages wie eines Festes, sich einer Lust hingebend, die beim Landvolke gemäßigt und ernsthaft blieb, bei den Römern indessen bald ausartete.

Ambrogio hatte dem Kanonikus gebeichtet und war nicht absolvirt worden. Leichenblaß, von Fieberschauern geschüttelt, schlich er aus der Kirche. Er wollte sich in seine Zelle begeben, gewahrte das draußen lagernde fröhliche Volk und entwich in die Einsamkeit der Steppe. Als das Getöse der Stimmen nur noch als ein sanftes Murmeln sein Ohr erreichte, warf er sich todesmatt unter einem blühenden Rosenbusch nieder.

Seine halb zerrütteten Sinne überkam es wie eine Vision. Er vernahm den Klang einer seligen Stimme, erblickte eine engelgleiche Gestalt in lichtem Gewande, von goldigem Gelock wie von einer Gloriole umflossen, Blumen im Arm. Die holdselige Erscheinung schritt gerade auf den Busch zu, darunter Ambrogio lag. Auf ihrem Wege Narzissen und Tazetten pflückend, wiederholte sie singend immer dieselben kindlichen Worte in einer eintönig jauchzenden Weise, daß es wie ein Satz aus einem Canon klang:

„Blumen pflücken, Blumen pflücken!"

Plötzlich brach der seltsam liebliche Gesang ab. Das reizende Mädchen, — es war fast noch ein Kind, — sah den einsamen Mönch, blieb stehen und schaute aus großen, unschuldigen Augen erschrocken auf den todtblassen Mann, der sich mit halbem Leibe emporgerichtet hatte und sie in Verzückung betrachtete. Wie mächtig angezogen von diesen leuchtenden Blicken kam das junge Mädchen langsam und zaudernd näher und näher, bis es dicht vor dem Mönch stand, den es, ohne die Augen von den seinen zu lassen, mit einer leisen süßen Stimme frug:

„Seid Ihr krank?"

Ambrogio erwiderte nichts; er kniete im Grase vor ihr, sah sie an, und schien noch immer auf ihre Stimme zu lauschen. Nach einer Weile frug sie von Neuem, noch leiser, angstvoll und dringend:

„Was fehlt Euch?"

Und aus ihren schönen, kinderreinen Augen fiel der Strahl eines wahrhaft himmlischen Mitleides auf das bleiche Antlitz des armen Jünglings.

Er wollte sprechen, brachte indessen kein Wort hervor, und plötzlich entstürzten heiße Thränen unaufhaltsam seinen brennenden Augen. Das Kind erbebte, stieß einen leisen Schmerzensruf aus, ließ alle Blumen fallen und stand hülflos vor dem krampfhaft schluchzenden Manne.

„Nicht weinen! Bitte, bitte, nicht weinen!" bat sie.

Aber er war nicht im Stande, seinen Thränen Einhalt zu thun. Da kniete sie nieder auf ihre herabgefallenen Blumen, faßte seine beiden glühenden Hände, streichelte sie, wie man einem kranken Kinde thut, und bat wiederum:

„Nicht weinen, nicht weinen!"

Als sie merkte, daß er sich allmälig beruhigte, begann sie zu plaudern:

„Wenn Euch nicht wohl ist, dürft Ihr Euch nicht auf die Erde legen. Das ist ungesund. Denkt, wenn Ihr das Fieber bekämt. Gewiß habt Ihr noch Eltern, die sich um Euch sorgen und grämen würden. Wie, Ihr habt keine Eltern mehr? Aber gewiß Geschwister? Auch keine Geschwister? Nun, dann gedenkt Eurer Freunde. Was sagt Ihr? Ihr hättet keinen Freund? Nicht einen einzigen Freund? Es muß doch Menschen geben, die Euch lieb haben, die von Euch geliebt werden? Ihr seid ganz allein auf der Welt, Ihr liebt Keinen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ihr werdet von Niemand geliebt? Wie könnt Ihr das sagen, wie ist das möglich?"

Sie war so bleich geworden, wie er selbst es war. Mit bebender Stimme wiederholte sie:

„Keinen Menschen! Keinen Menschen, den er liebt, keinen Menschen, von dem er geliebt wird."

Tonlos stieß er hervor:

„Auf der ganzen Welt keinen Menschen. Ich bin ja ein Mönch. Ich soll nur Gott lieben, soll nur von Gott geliebt werden."

Das Mädchen stammelte:

„Nur von Gott?"

„Wenn ich einen anderen Menschen liebe, und nicht allein nur Gott, so ist das eine große Sünde. Ich bin ein großer Sünder, und meine Sünde kann mir nicht vergeben werden."

Das liebliche Kind rief:

„Ich würde sterben, wenn ich die Menschen nicht lieben dürfte, nicht alle Menschen. Wie ertragt Ihr es nur?"

„Das seht Ihr ja."

Und er sah sie an, mit dem Blicke eines Menschen, der alle Hoffnung hinter sich gelassen hat.

3.

Beide schwiegen. Gedankenlos griff sie in die hingeworfenen Blüthen und begann die geschmeidigen Stiele der Narzissen in einander zu flechten. Ambrogio hatte sich erhoben und sah den zarten, weißen Händen zu, unter denen sich die Blüthen zum Kranze schlangen. Ueber der Steppe lag der Glanz des Frühlingstages; die goldene Lichtfluth wälzte sich über das unabsehbare freie Land, die Fernen in schimmernden Dunst tauchend, daraus sich die leuchtenden Massen der Felsenberge erhoben.

Um die beiden jungen Menschen breitete sich die Einsamkeit gleich einem göttlichen Mysterium. Es war, als wären sie die einzigen Lebenden auf der Welt: ein Kind und ein Mönch.

Als sie endlich wieder sprach, fuhr Ambrogio beim Klang ihrer Stimme zusammen; ein Schauer überlief ihn. Ernsthaft zu ihm aufsehend, sagte sie:

„Ihr müßt wissen, daß ich anderen Glaubens bin, als Ihr; denn meine Eltern sind Protestanten. Wir wohnen in England, kommen aber jeden Winter nach Rom. In meiner Religion giebt es keine Mönche und keine einsamen Priester, wie Ihr Einer seid."

Sie stockte, blickte von ihm fort, flüsterte:

„Meine Eltern erzählten mir, daß dieses Heiligthum von einem Mönch gehütet wird, der eine große Schuld begangen hat. Ist dem so?"

„Ja."

Und langsam sich zu ihm wendend, fragte sie:

„Und Ihr seid der Mönch — —"

„Ich bin es."

Er sah, daß sie erbebte. Sie stammelte:

„Um Eurer Schuld willen seid Ihr hier? Um welcher Schuld? Ihr seid ja ein guter Mensch."

„Ich bin ein Missethäter."

Sie wiederholte ihre Frage:

„Um welcher Schuld willen?"

„Um einer Schuld willen, für die es in meinem Glauben keine Vergebung giebt. Auch heute wies der Priester mich zurück."

Sie rief:

„Sind heute nicht viele Sünder hergekommen, denen vergeben worden ist? Es ist ja ein so heiliger Ort."

Der Mönch murmelte:

„Allen ist vergeben worden, nur mir nicht."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Voll unsäglichen Erbarmens blickte sie in das farblose, entstellte Gesicht. Plötzlich verklärte sich ihre angstvolle Miene; freudig rief sie aus:

„Wie kann Euch nicht vergeben werden? Ist Gott doch die Barmherzigkeit. Jesus Christus starb für unsere Sünden, und wenn ihr ein Katholik seid, so wißt Ihr, daß die göttliche Mutter des Herrn für Euch bittet."

Aber statt zu antworten, murmelte Ambrogio:

„In Eurem Glauben dürfen die Priester, welche Gott lieben, auch Gottes Menschen lieben, auch das Weib, welches Gott für den Mann geschaffen hat."

Sie verstand ihn nicht; aber sein Ton und sein Blick erschreckten sie von Neuem.

Abgewendet von ihm, daß die zarten Linien des Profils sich wie ein Schattenriß von dem leuchtenden Himmel abhoben, wiederholte sie:

„Die Madonna bittet für Euch; das muß Euch doch ein großer Trost sein?"

Der Mönch versetzte, von Fieberschauern geschüttelt:

„Wir lieben die himmlische Frau, wir beten sie an, wir bringen ihr unser blutendes Herz dar, wir küssen ihr Gewand und ihre Füße, wir bekennen ihr unsere Sünden und unsere geheime Schuld und flehen zu ihr, daß sie bitte für uns. Und ich bin hier, ein gottverdammter Büßer, um ihr Bildniß, das die göttliche Liebe selber ist, zu hüten. Aber auch sie will sich mir nicht barmherzig erweisen. Bei Euch ist mehr Gnade, als bei dem Bild der Gnade. Seht mich nicht so entsetzt an! Wenn ich Euch mein Herz darbringen könnte, blutend vor Jammer, — Ihr würdet an mir Barmherzigkeit üben."

Da frug sie ihn noch einmal:

„Was habt Ihr verbrochen?"

„Mich gesehnt, heißes Verlangen getragen."

„Wonach?"

„Nach einer Stunde des Glücks, nach einem Augenblicke reinen Menschenglücks! Ihr könnt es mir geben."

„Ich — —"

„Wenn Ihr Euch zu mir herabneigen und mich mit Euern Kinderlippen küssen wolltet — —"

— — — — — — — — — — —

Am Abend zogen die letzten Wallfahrer davon, und die alte Oede und Stille schwebte wieder über dem Heiligthum, als wäre Alles, was sich daselbst während des Tages ereignet hatte, ein Spuk gewesen. Ambrogio schlich langsam über den Platz, wo die lagernden Pilger das Gras niedergetreten, er trat in die Kirche, wo am Boden die verwelkten Blumen lagen und auf dem Altar die Kerzen niedergebrannt waren. Durch die Schatten der anbrechenden Nacht glühte gespenstisch das Lämpchen von dem Bilde der Madonna, der Weihrauch zog in geisterhaften Nebelstreifen zur Decke empor, die Luft war schwer und schwül vom Dunst der Spezereien, als läge ein Leichnam aufgebahrt.

Schwankenden Schrittes begab sich der Verlassene zu dem Gnadenbilde, vor dessen Antlitz heute so viele Schuld von den Seelen sich gelöst hatte, so viel Jammer still geworden war. Er wollte vor dem heiligen Bildniß den Kranz niederlegen, welchen die himmlische Liebe eines Kindes ihm zurückgelassen. Schon streckte er die Hände aus, seine Spende der Madonna darzureichen; aber den Namen der Madonna rufend, daß es wie ein wilder Schrei durch das Gotteshaus gellte, zog er die Hand wieder zurück, preßte die blassen Blüthen an sein Herz, und brach zu den Füßen der Gnadenvollen, der Gnadenlosen zusammen.

In der Nacht befiel ihn das Fieber mit aller Gewalt. Das Bild der Himmelskönigin vernahm sein Stöhnen und Aechzen, sein Aufschreien und Seufzen; es vernahm seine Phantasien, sein Rasen und Toben, — vernahm die stammelnden Laute seines Entzückens, das zitternde Bekenntniß eines kurzen, ewigen Glückes; und es blickte mit strenger, starrer Miene erbarmungslos auf den Missethäter herab, auf den ewig Verdammten, der als Priester einen Augenblick lang alle Wonnen des Menschen empfunden und der die Todsünde nicht bereute, nicht bereuen wollte!

Am Morgen kam Ambrogio zur Besinnung. Er raffte sich auf, schleppte sich in's Kloster und in seine Zelle. Hier schrieb er auf die Wand, hinter den Namen seines Vorgängers, seinen Namen, und daneben die Worte: „Ich suchte die göttliche Liebe." Und darunter mit letzter Kraft: „Ich habe die göttliche Liebe gefunden."

Dann wußte er nichts mehr vom Leben.

Nach einigen Tagen fanden ihn die Hirten, begruben ihn, scharrten ihn ein: auf dem Hügel, unter dem schwarzen Kreuz, über der Gift brauenden Campagna Rom's. Den verwelkten Kranz, den sie dem Todten genommen hatten, gaben sie dem Gnadenbilde der göttlichen Liebe in die segnenden Hände.

— — — — — — — — — — —

Wiederum hatte die Madonna einem Büßer sich gnädig erwiesen, wiederum blieb das öde Heiligthum eine Zeitlang unbehütet in der Wildniß. Dann kam ein neuer Sünder, ein neuer Büßer.

Eines Frühlingstages, als die römische Campagna ihr fiebergelbes Antlitz mit Tazetten weiß geschminkt und rothe Rosen auf die fahlen Wangen gelegt hatte, wurde das Heiligthum der Gnadenreichen von Neuem zu ihrem Fest mit verblaßter Pracht überschüttet, von Blumenduft und Kerzenschimmer erfüllt, und bald darauf ertönten in der Steppe die Gebete und Gesänge der Wallfahrer. Sie kamen. Es kamen die wilden Söhne und Töchter des Landes; es kamen die Römer und Fremden, und es kam die Mitleidsvolle, die Erbarmende, Liebende.

Sie trug wieder ein lichtblaues Kleid; aber die langen, leuchtenden Locken waren in Flechten gefesselt und zierlich um das Köpfchen aufgesteckt: aus dem Kinde war eine Jungfrau geworden.

Suchend sah sie sich um unter den Scharen der Büßer. Aber den, welchen sie suchte, fand sie nicht.

Als der Gottesdienst beendet, verließ sie die Kirche und begab sich hinaus auf die Steppe. Zuweilen blieb sie stehen und pflückte eine Narzisse. Aber sie sang nicht dabei.

Sie kam zu dem blühenden Rosenstrauch: hier mußte er auf sie warten. Doch er wartete nicht.

Trotzdem setzte sie sich und begann einen Kranz zu winden. Damit kehrte sie nach der Kirche zurück, von dem büßenden Mönch, der das Heiligthum hütete, ließ sie sich sagen, wo Diejenigen begraben wurden, die hier starben.

Sie erstieg den Hügel, sie fand die Steinhaufen. An dem letzten blieb sie stehen, auf den letzten legte sie ihren Kranz nieder.

Lange stand sie an dem einsamen Grabe und schaute hin über das weite, glanzvolle Land.

Nachdruck verboten.

Fang ein den gold'nen Sonnenschein!

Von Ernst Behrend.

Fang ein den gold'nen Sonnenschein,
Dein Herz soll sich verklären!
Schnell bricht die finst're Nacht herein, —
Fang ein den gold'nen Sonnenschein,
So lang' der Tag will währen.

Und wenn sich treu ein Herz dir weiht,
Dein Herz soll sich verklären!
Am Weg' gedeiht viel Haß und Neid,
Drum wenn sich treu ein Herz dir weiht,
So laß es ja gewähren.

Und wird dir fremder Kummer kund,
Dein Herz soll sich verklären!
Ein freundlich Wort von mildem Mund,
Ein Trost aus hellen Herzens Grund
Wehrt bald den bittern Zähren.

Nachdruck verboten.

Theodor Körner.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstage (23. September).

Von H. von Remagen.

Eine animirte Vorstellung schien heute an dem Burgtheater in Aussicht zu stehen. Es herrschte ein ganz außergewöhnliches Gedränge vor der Pforte des berühmten Musentempels der Kaiserstadt, und unter den Heranströmenden machte sich eine Lebhaftigkeit der Unterhaltung, ja eine förmliche Aufregung geltend, die andeuteten, daß etwas Besonderes geschehen oder im Werke sein müsse.

Und das war auch so: Die guten Wiener waren von jeher ein leichtbewegliches, dem Vergnügen zugeneigtes Völkchen, welches aber auch der Kunst und besonders der Bühne die lebhafteste Empfänglichkeit entgegenbrachte. Das Wiener Burgtheater ward gerade um jene Zeit ausgezeichnet geleitet, war mit den vorzüglichsten Kräften besetzt, und das Herzenskind unseres Schiller, seine „Jungfrau von Orleans", welcher der Dichter selbst das Zeugniß „Dich schuf das Herz" als Reisegeleit mitgegeben, hat niemals und nirgends die Herzen wieder so hoch entzückt, wie damals in Wien. Die herrliche Tragodie entflammte Alles zur höchsten Begeisterung, sodaß die Menschen sich stundenlang vor Beginn der Vorstellung in das Theatergebäude drängen mußten, um nur einen Platz zu erhalten.

Andere Vorstellungen blieben dann wohl, besonders an Wochentagen, wenig besucht, und das Gedränge am heutigen Tage, — man schrieb den 17. Januar 1812, — war eigentlich um so mehr zum Verwundern, weil in der Ankündigung der beiden Lustspiele: „Der grüne Domino" und „Die Braut" von Theodor Körner, für den Uneingeweihten eigentlich nichts Besonderes zu liegen schien.

Allein die guten Wiener, welche da so redselig dem Burgtheater zudrängten, wußten besser, was diese Ankündigung bedeutete. In der ganzen Stadt war es ja bekannt geworden, daß dieser Theodor Körner seit einigen Monaten in Wien lebe, nachdem er aus Leipzig wegen ärgerlicher Studentenhändel vor einer langen Karzerhaft geflohen war, daß er in den angesehenen Familien Wilhelm von Humboldt's, Friedrich von Schlegel's, der geistreichen Frau von Pereira ꝛc. verkehre, daß er ferner die beiden Lustspiele, welche er dem Burgtheater eingereicht hatte, erst in Wien verfaßt habe, und daß der kaum zwanzigjährige junge Dichter von den kunstsinnigen Wienern mit um so größerer Spannung ein Urtheil über seine dramatischen Erstlinge erwarte, weil er wußte, daß ein Erfolg in Wien in ganz Deutschland einen Wiederhall finden und ihm auch andere Bühnen öffnen würde.

Das war genug, um die guten Wiener für die Vorstellung zu interessiren. Das Streben eines Jünglings findet in einem gemüthvollen Volke fast immer Sympathie, die selbst da zur Milde geneigt ist, wo, wie der Vater Theodor Körner's, der Freund und kritische Rathgeber unseres Schiller, so treffend gesagt hat, der junge Dichter die Stimme des strengen Tadels vernehmen und auf Mängel aufmerksam gemacht werden soll, die den Blicken der Freunde entgangen waren . . .

Die Vorstellung begann vor dicht gefülltem Hause, das sich überdies in der besten Stimmung befand. Theodor Körner weilte unerkannt mitten im Zuschauerraume. Trotz aller günstigen Vorzeichen schüttelte ihn das Autorfieber. Er war auch in der Generalprobe gewesen und hatte bereits gesehen, daß der jugendliche Liebling der Wiener, Fräulein Antonie Adamberger, ihre Rollen zum Entzücken spielte; aber trotzdem schlug sein Herz voll Bangigkeit, als der Vorhang in die Höhe flog. Aller Augen sich der Bühne zuwandten und sein eigener Blick scheu über das vielköpfige Ungeheuer dahinflog, in dessen Hände für die nächste Stunde sein Schicksal gegeben war.

Aber bald war der junge Dichter nur von der Darstellung auf der Bühne gefesselt, — oder vielmehr nur von der einen Darstellerin, deren Anblick ihn schon während der Generalprobe vollständig bezaubert hatte. Erst der rauschende Beifall

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ambrogio auf der Via Appia. Von Kunz Meyer. — Siehe Seite 137.

der Menge erinnerte ihn wieder an diese seine Richter, deren Spruch so günstig für ihn ausfiel, daß er über den Erfolg an seine Eltern schreiben konnte: „Ihr Lieben, soeben komme ich aus dem Burgtheater, wo zum ersten Male meine beiden kleinen Stücke mit einem Beifall gegeben wurden, den ich mir als Anfänger nicht geträumt hatte. Das Haus war wider Gewohnheit an einem Wochentage gedrückt voll." Ueber die Darstellerin aber, die ihn vor allen Anderen entzückt hatte, fügte er voll Begeisterung hinzu: „Die Adamberger braucht nur den Mund zu öffnen, um zu bezaubern."

Ach ja! bezaubert war der Dichter auch, und er fühlte sein Herz so voll und bewegt, daß er unmöglich im engen Zimmer athmen konnte. Stolze Freude ob seines unerwarteten Erfolges und sehnende Liebe wogten in seiner Brust stürmisch durch einander und jagten das Blut wie im Fieber durch die Pulse. Er hatte sie wiedergesehen, — wiedergesehen in der ganzen Lieblichkeit ihrer Erscheinung, bezaubernd, sobald sie nur die rosigen Lippen öffnete, und klar war es in ihm geworden, siegender rief es die Stimme seines Herzens in sein Denken hinein, daß das Ideal dieses liebedurstigen Herzens gefunden, daß sie, die Einzige, der Engel sei, der liebend ihn zum Höchsten zu begeistern vermöchte . . . .

Nach einem stürmischen Gange durch die kalte Winternacht trat er, wie menschenbedürftig, in ein Kaffeehaus, aus welchem ihm noch lebhafte Unterhaltung entgegentönte.

Theodor Körner traf daselbst eine Reihe ehrbarer Philister der guten Kaiserstadt, von denen mehrere im Burgtheater gewesen waren, und die nun ihren Bekannten von den beiden lustigen Stücken dieses gewissen Körner erzählten. Der Dichter setzte sich zu den heiteren Leuten, war aber nicht wenig erstaunt, als er seinen Nachbar mit großer Behäbigkeit von den Theaterstücken und ihrem Verfasser erzählen hörte, als ob derselbe sein bester Bekannter sei.

„Kennen Sie denn den Mosje Körner?" frug der Dichter, innerlich belustigt, den wichtig thuenden Erzähler, den er in seinem Leben nicht gesehen hatte.

„Freilich kenne ich ihn wohl!" entgegnete dieser ernsthaft. „Man sieht's ihm aber halt nit an, daß er solche Stücke schreiben mög'. Es ist ein kleiner, dicker Mann, sonst aber ein ganz leidliches Subject."

Der Dichter-Jüngling, über dessen Aeußeres Karoline Pichler zu derselben Zeit das Urtheil fällte: „Es war eine hohe, schlanke, kräftige Jünglingsgestalt, nicht eben mit schönen, aber sehr bedeutenden Zügen, lebhaften blauen Augen, bei ganz dunklem Haar, und in einem etwas vernachlässigten Anzuge" — fühlte sich von der schmeichelhaften Personalbeschreibung seines Wiener Verehrers nicht wenig belustigt, hütete sich aber wohl, sich zu verrathen.

Am anderen Tage begab sich Theodor Körner zu Fräulein Adamberger. Er ging nicht ohne Zagen zu ihr, denn er wußte, daß die junge Künstlerin mit einer Tante sehr eingezogen lebte, und daß es noch keinem jungen Manne aus ihrer zahlreichen Verehrerschaft gelungen war, die Erlaubniß zum Besuche ihrer Wohnung zu erhalten. Antonie Adamberger hatte sich inmitten der gefahrvollsten Stellung in der an Sittenreinheit wenig hervorragenden Hauptstadt den ganzen Zauber einer reinen und unbefangenen Unschuld bewahrt; die geschäftigste Verleumdung verstummte vor ihrem Namen, und die vornehmsten und gebildetsten Cirkel in Wien bemühten sich, der jungen Künstlerin Achtung zu beweisen und hießen sie in ihrer Mitte willkommen.

Im Bewußtsein seiner edelsten Absichten und in reiner, heiliger Zuneigung fest entschlossen, um die Liebe seines Ideals zu werben, versuchte der Dichter zu der jungen Dame zu gelangen. Hatte er doch wohl das Recht, der Künstlerin wenigstens danken zu dürfen, die sein Stück durch den Zauber ihres Talentes verherrlicht hatte! Er wurde auch angenommen, Antonie empfing ihn in Gegenwart ihrer Tante. Das war eine selige Stunde, als er das holde Mädchen so in ihrer einfachen Häuslichkeit, nur umgeben von dem Nimbus des Reinweiblichen, sah. Die ganze kleine Wohnung war so ganz von ihm durchduftet, daß keine Spur von der sonst in solcher Sphäre nicht selten heimischen Genialität die Künstlerin verrieth.

Antonie nahm die begeisterten Dankesworte des Dichters bescheiden entgegen, aber der Umstand, daß die beiden Stücke am selbigen Abend wiederholt werden sollten, führte zu einem anregenden Gespräche zwischen dem Dichter und der Darstellerin. Ueberall fanden sich dabei Anknüpfungspunkte, die Körner Gelegenheit gaben, das künstlerische Verständniß des schönen Mädchens zu bewundern, welches seiner Kunst mit wahrer, heiliger Begeisterung diente.

Was Antonie noch Niemandem gestattet hatte, das erlaubte sie Theodor Körner: er durfte sie in ihrer Wohnung besuchen, — und damit war das Schicksal dieser beiden Menschenherzen unwiderruflich mit einander und für immer entschieden . . .

Aber so hochgeachtet Antonie Adamberger in der Wiener Welt dastand, die Freunde Körner's und seiner Eltern konnten sich doch der Liebe des Jünglings zu der Schauspielerin nicht freuen, so lange sie nicht ihrer Billigung durch seine Eltern sicher waren. Karoline Pichler selbst erzählt in ihren Denkwürdigkeiten davon; mit weiblichem Muthe hatte sie ihn gefragt: „Wissen denn Ihre guten Eltern um Ihre Liebe und um Ihr Verhältniß zu Fräulein Adamberger, und billigen sie es?"

Körner mußte die Frage verneinen.

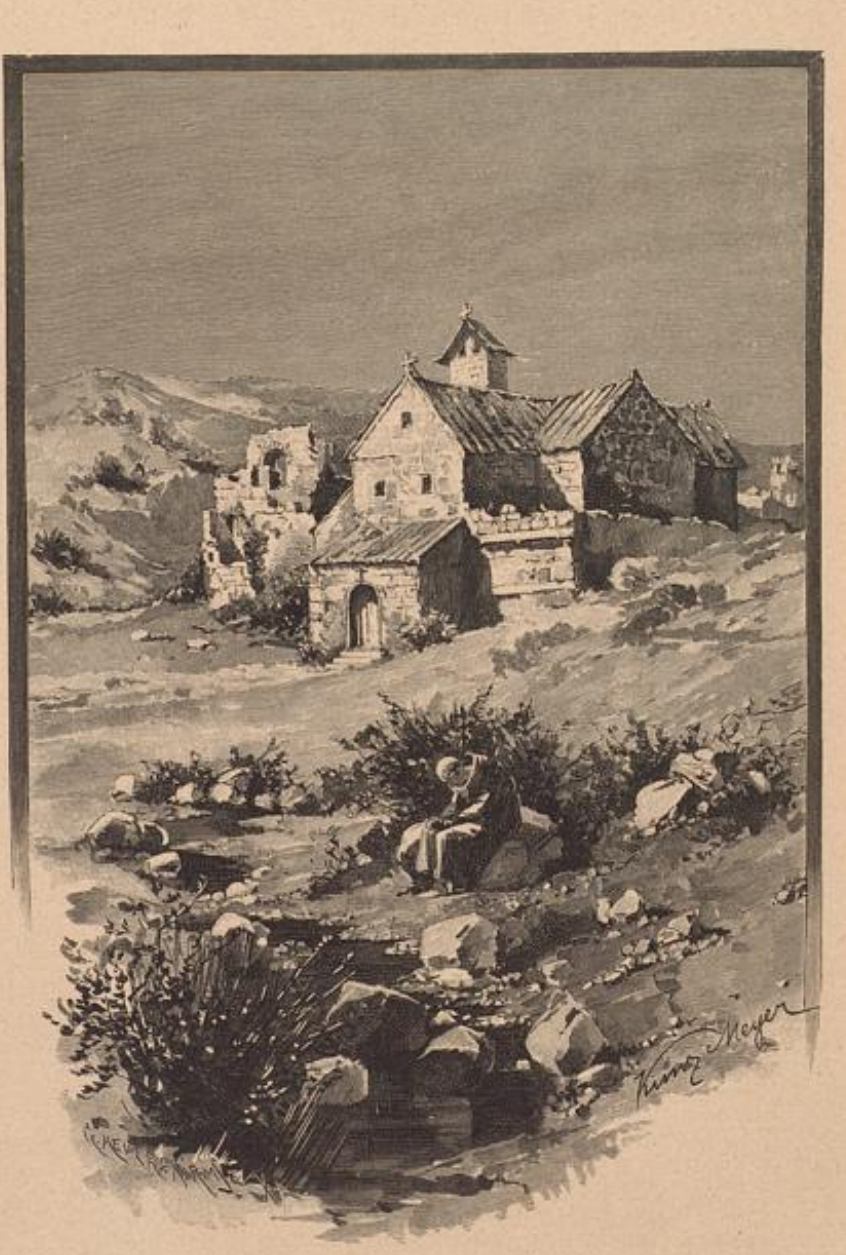
„Das ist jedenfalls ein Fehler, lieber Körner, den Sie so bald als möglich gut machen müssen. Sie sind das auch dem Glücke und der Ruhe des guten Kindes schuldig, denn Sie werden ein zu guter Sohn sein, um jemals eine Verbindung einzugehen, welche die Billigung Ihrer Eltern nicht erlangt. Haben Sie denn noch nicht daran gedacht, daß Fräulein Adamberger Schauspielerin ist, oder haben Sie das Vorurtheil der Welt vergessen, die solche Verbindungen mit scheelem Blick betrachtet? Und wenn nun Ihre Eltern ähnlich dächten und auch nichts wissen wollten von einer Verbindung mit der Schauspielerin?"

„O, Sie kennen meinen Vater nicht und nicht meine treffliche Mutter! Die schätzen nicht den Stand, sondern Herz und Gemüth, und da sie in einigen Wochen selbst nach Wien kommen, bin ich ganz außer Sorge, — sie werden meine Toni lieben, sobald sie sie gesehen haben. Meine Eltern wollen mich glücklich sehen und Glück ist für mich nur bei Toni."

„Ich glaube Ihnen gern, lieber Freund," unterbrach Karoline Pichler den Jüngling, „und dennoch rathe ich Ihnen als mütterliche Freundin, entdecken Sie sich Ihren Eltern, ehe dieselben hierher kommen. Treten Sie ihnen nicht plötzlich mit Toni entgegen, die ihnen dann fremd sein und als Fremde von ihnen begrüßt werden wird, wo das gute Kind liebende Eltern erhofft. Bereiten Sie Ihre Eltern darauf vor, daß Sie ihnen eine würdige Tochter zuführen würden, dann ist Toni den Ihrigen keine Fremde mehr, und das Verhältniß wird sich gleich von vorn herein angenehmer und vertraulicher gestalten."

Das sah Theodor ein, und zum Geburtstage seines Vaters schrieb er demselben von seinem Glück in einem Briefe, welchen der Vater später der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten hat, da er wie das kostbarste Juwel an dem Charakter des Jünglings strahlt, das Lebensbild dieses berechtigten Lieblings unseres Volkes mit einem rührenden, herzgewinnenden Schimmer verklärt und die Liebe rechtfertigt, die sich zu der Begeisterung für seine Lieder, zu der Bewunderung seiner kurzen, aber schönen, — todtgekrönten Heldenlaufbahn für unser Vaterland gesellt.

„Vater," heißt es in diesem köstlichen Briefe, „ich habe mit aller Liebe und Sorge Dir wohl nie ein besseres Geschenk erdenken können, als diesmal mit der Ueberzeugung, die ich in mir trage, daß ich des Lebens höchste Freude kenne, daß ich ganz glücklich bin, und nur Deine segnende Hand noch fehlt, um mich selig zu machen. Vater, treuer, treuer Vater, ich habe mein Ziel gefunden, wo ich meinen Anker werfen soll, Vater, ich liebe! Sieh', es ist mein größter Stolz, daß ich mit dieser Freiheit der Empfindung Dir in's väterliche Auge blicken darf und sagen kann, ich liebe, liebe einen Engel! — Nun, Du wirst sie sehen, und wenn Dich ihr Anblick nicht ebenso ergreift, wie mich, wenn Dir aus ihren dunklen Augen nicht eben die friedliche Seligkeit entgegenweht, wie mir, so ist es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Uebereinstimmung und Harmonie unserer befreundeten Seelen geträumt hat. Vater, die Gewißheit, die ich in mir trage, daß sie Dich ebenso begeistern wird, wie mich, sei Dir ein Bürge meiner Liebe, meiner Wahl . . . . Vater, ich liebe, und wenn Du mich recht kennst, so weißt Du es ja, wie ich liebe! Ewig, unendlich! Sie sieht der Mutter recht ähnlich, welcher Zufall mich um Deinet- und meinetwillen vorzüglich gefreut hat. Deshalb erwarte ich Dich auch diesmal mit um so größerer Sehnsucht, weil ich kein Maß mir träumen kann für die Seligkeit der Minuten, wo Du es mir sagen sollst, daß Toni Dir unendlich gefällt; ach! was ist das für ein nüchternes Wort! — — daß sie Deine Liebe, Deinen Segen verlangen darf! — Vater, ich bin zu weich, zu glücklich, zu heiß, um Dir Alles das recht deutlich, recht klar zu schreiben; wenn ich Dich an das Herz drücken dürfte, an die treue Sohnesbrust, dann würdest Du mich bald und leichter verstehen! — Aber Du verstehst mich ja auch so! — Vater, ich bin ein recht, recht glücklicher Mensch! Nun habe ich erst den Muth, auch die trockenste, schlimmste Arbeit fröhlich zu beginnen, denn was ich thue, was ich trage und dulde, ich thue es ja für den herrlichsten Lohn, ich kämpfe ja für sie! Und wenn ich dann nach bald durchkämpften Jahren bei Euch, Ihr Lieben, mit der Geliebten glücklich, selig sein darf, und Vater und Mutter sich nun verjüngen an der Freude ihrer Kinder, um eine gute, himmlische Tochter reicher, Vater, diese heiligen Stunden sind meine schönsten Träume . . . Komm nur bald und gewiß! — Es schlagen Euch jetzt zwei Herzen entgegen, und das Euch noch unbekannte soll Euch das ersetzen, was Ihr am Sohnesherzen vermißt, so warm, so glühend es



Das Kloster der „Madonna del divino amore". Von Kunz Meyer. — S. S. 137.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auch für Euch hier schlägt. Vater, mir stehen die Thränen in den Augen, ich gäb' eine Welt darum, wenn ich Dich jetzt, in diesem heiligen Augenblicke umarmen könnte. — Antonie Adamberger heißt sie, reich von der Natur mit Schönheit des Körpers, aber unendlich reicher an Herz und Seele begabt. — Nein, Du hast den Begriff nicht von diesem heiligen Gemüthe. — Ich könnte Dir ein klares Bild von ihr geben, wenn ich Dir nur einen ihrer lieben, lieben Briefe schicken wollte, aber ich kann mich nicht von ihnen trennen. Was hat sie für unendliche Gewalt über mich! Sie hat mich aus all' den wilden Gesellschaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philister, natürlich gegen die Welt gemacht, meine keimende Lust an Trinkgelagen ganz unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgescholten, wenn ich faul war und mich geliebt! Gott, das verdiene ich nicht so! — — Ach, wie sie sich so kindlich auf Dich freut. Wenn ich sie recht froh sehen will, so muß ich ihr von Dir erzählen; sie sagt, ich erzählte dann so gut; das mag wohl sein, denn mir wird immer so voll, so warm dabei um's Herz. — Ach, wie sie Dir gefallen wird! Sie ist aber auch ein ganz himmlisches Geschöpf. Wenn ich es Dir je vergelten kann, was Du unendlich Gutes und Liebes an mir gethan hast, so mag ich es damit können, daß ich Dir meine Toni als Tochter zuführe. Vater, wie glücklich, wie selig wollen wir sein! Wenn ich je das Glück verdiene, was mich an Toni's Herzen erwartet, habe ich es nicht Dir, nicht Deiner Liebe zu danken und der guten, edlen Mutter? Ich werde zu weich. Leb' wohl! Leb' wohl! Vater, Du hast einen glücklichen Sohn, und bei Gott, er will es verdienen." —

Im Monat August erfüllten die Eltern mit der Tante und Schwester Theodor's den Wunsch desselben um ihren Besuch in Wien. Theodor führte ihnen seine Toni entgegen, und die freundliche Liebe, welche dieselben dem schönen Mädchen bewiesen, die Sorge, sie in ihrer Nähe zu behalten, und das innere Glück der Eltern, welches ihr ganzes Wesen verklärte, gaben dem Sohne Zeugniß von ihrer Zufriedenheit mit seiner Wahl. Bei ihrer Abreise segneten sie den Sohn und seine Braut, die sie freudig als Tochter an das Elternherz nahmen, und tief ergriffen sprach der Vater beim Abschied zu dem Sohne: „Halte es hoch und heilig, das holde Wesen, das Dir der Himmel zum Schutzengel bestimmt hat!"

Aber wenn auch die Eltern Theodor's mit seiner Wahl vollkommen einverstanden waren und wirklich selbst die Macht des Zaubers empfanden, den das liebenswürdige Wesen um sich verbreitete, so stellte doch der allezeit vorsichtige Vater die vernünftige Bedingung, daß Theodor nicht eher an eine eheliche Verbindung denken solle, als bis er durch eine feste und gesicherte Stellung der Geliebten nicht nur Herz und Hand, sondern auch ein angenehmes und gesichertes Leben bieten könne.

Theodor hatte sein früheres bergmännisches Fachstudium aufgegeben und sich ganz der Poesie gewidmet. Seinen ersten dramatischen Versuchen waren unterdessen ein paar andere gefolgt, die zwar auch Erfolg hatten, aber doch noch nicht genügten, um dem jungen Dichter eine dauernde Stellung zu sichern. Denn diese mußte doch schließlich von einer großen Arbeit des Dichters und deren Erfolge abhängen.

Die Zeit, in welcher Schiller seine Dramen geschaffen hatte, und Goethe noch auf dem Parnaß zu Weimar regierte, forderte etwas wirklich Bedeutendes, um auf dauernde Beachtung Anspruch zu erlangen. Aber diese bedeutende Dichtung Theodor Körner's war bereits geschaffen worden, — geschaffen unter seiner Toni Augen, unter dem erhebendem Bewußtsein seiner Liebe. Zriny, der Leonidas von Sigeth, der ungarische Held aus den Türkenkriegen, war der Held der neuen Körner'schen Tragödie. Von ihrer Aufführung und ihrer Aufnahme hatte der junge Dichter die Bestimmung über seine nächste Zukunft zu erwarten. Fürst Lobkowitz, der Director des Burgtheaters, wußte wohl Körner's Talent zu schätzen, verhielt sich aber dem Zriny gegenüber doch anfangs etwas zugeknöpft, sodaß Palffy, der intelligente Director vom Theater an der Wien, der rasch zugriff und nicht feilschte, den Sieg über die Burg davontrug. Palffy scheute weder Mühe noch Kosten für eine würdige und glanzvolle Inscenirung des großen Trauerspieles, das ihm, wenn es durchschlug, auch eine reiche Ernte versprach. Und die Stimmung im Publicum lautete eben sehr günstig für den Zriny. Des Dichters deutsche Gesinnung war bekannt. Der Unterdrücker Deutschlands war mit seiner großen Armee nach Rußland marschirt, um auch das Reich des Nordens vor der Spitze seines glücklichen Schwertes zu beugen und den napoleonischen Kaiseraar auf die Kuppeln des Kremls in Moskau zu pflanzen. Mit mehr als einer halben Million Menschen war Napoleon I. in das weite Reich eingefallen, und seine pomphaften Bulletins hatten die blutigen Siege bei Smolensk und an der Moskwa verkündigt; aber dann waren auch dumpfe Gerüchte von dem Brande des heroisch aufgeopferten Moskau und dem Rückzuge der großen Armee in Kälte und Hungersnoth eingetroffen, wurden in dem deutschen Volke heimlich herumgetragen und als der erste Schimmer des Morgenrothes nach langer Nacht mit Freude und Hoffnung begrüßt. Und dazu kündigte Director Palffy im Theater an der Wien eine Tragödie des Zriny an! Das Volk war weit davon entfernt, den Zriny des deutschgesinnten Dichters nur für eine Verherrlichung des ungarischen Nationalhelden zu halten; als welche die zahlreichen Ungarn in Wien ihn begrüßten. Die Deutschen sahen darin mehr einen begeisterten Hinweis, eine Mahnung an Deutschlands Söhne, ebenfalls Alles, Hab' und Gut und Blut und Leben daran zu setzen, um die Ehre und die Freiheit wieder zu gewinnen . . . .

Mit solchem Bewußtsein strömte das Volk in das Theater an der Wien, wo am Abend des 30. Decembers 1812 das Heldendrama unseres Dichters in Scene ging.

Und was war das für eine Vorstellung!

Schon der erste Akt regte das Publikum vortheilhaft an, und des anwesenden Dichters Herz, wie das seiner Toni, — die in einer versteckten Loge der Vorstellung beiwohnte, — schlugen leichter. Der zweite Akt packte noch mehr. Die hohe Begeisterung der Vertheidiger von Sigeth schlug flammend in die Seele der Hörer und elektrisirte sie, und als am Ende die heldenmüthigen Vertheidiger mit hellem Todesmuthe schwuren:

„So schwören wir, Zriny, in deine Hand,
Gott, Kaiser und dem Vaterlande Treue
Bis in den Tod! Bis auf den letzten Mann!"

Am Grabe Ambrogio's. Von Kunz Meyer. — Siehe Seite 137.

und Zriny dann den Schwur annahm und feierlich mahnend ausrief:

„Gott hört den Schwur und wird den Meineid rächen!"

da kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr.

In athemloser Spannung folgte man dem Schicksale der todgeweihten Schar, das in dem Drama großartig entsetzlich, von Scene zu Scene fortschreitend, sich entwickelte . . . Das Schloß Sigeth steht in Flammen und vermag den zum Tode entschlossenen Helden keinen Halt mehr zu bieten. Da rauscht die Zugbrücke nieder und die Helden stürzen hervor, den stürmenden Türken entgegen! Während des kurzen verzweifelten Kampfes erscheint Zriny's Weib mit aufgelöstem Haar, die Fackel in der Hand und schleudert diese in den Pulverthurm. Ein furchtbarer Knall, — das Schloß stürzt unter Gluth und Feuer zusammen und reißt die Kämpfenden, Ungarn und Türken, mit seinen Trümmern nieder in das Verderben. —

Furchtbar, fast lähmend war der Eindruck dieser Schlußscene, — das Publicum mußte sich erst erholen von dem Ungeheuerlichen, zu sich selbst zurückkommen, — dann aber brach ein Beifallssturm aus, wie man ihn in Wien seit langen Jahren nicht mehr erlebt hatte.

Man rief auch nach Körner, doch Theodor zögerte lange, dem Rufe zu folgen, bis es wie Donnergebraus das Haus erfüllte, und man den Dichter fast mit Gewalt auf die Bühne zog.

Da stand der einundzwanzigjährige Jüngling vor dem vielköpfigen Ungeheuer, das ihm entgegenjubelte. Die Ungarn winkten ihm mit Mützen und Hüten zu, und die Damen lehnten sich über die Brüstungen der Logen, um den Gefeierten zu sehen.

„Ich fühle es deutlich," stammelte er, sich mühsam fassend, „daß ich diesen schönen Zuruf nicht meiner schülerhaften Muse, nein, nur dem schönen Eifer des edlen Künstlervereins und dem begeisterten Andenken an die große That einer großen Nation zu verdanken habe."

Unter neuem Beifall fiel der Vorhang zum letzten Male, — das Schicksal des Abends war entschieden: Körner und Zriny hatten gesiegt, und der glückliche Dichter küßte in seligem Entzücken die Freudenthränen aus den Augen seiner Toni, der Geliebten, welche er nach dem Erfolge dieses Abends bald ganz sein Eigen zu nennen hoffen durfte.

Er täuschte sich nicht in seiner Erwartung. Director Palffy machte ihm den Vorschlag, das Amt eines Theater-Dichters am Theater an der Wien zu übernehmen; allein kaum erfuhr dieses Fürst Lobkowitz, so brach auch das Burgtheater sein majestätisches Schweigen, und die Welt erhielt das Schauspiel eines kaiserlich-königlichen Hoftheater-Dichters von einundzwanzig Jahren mit einer Jahreseinnahme von dreitausend Gulden!

Theodor's sehnlichster Wunsch war nun erfüllt, eine sichere, angenehme Stellung ihm errungen, und mit Freuden durfte er dem Tage entgegensehen, der ihm seine Toni zu eigen geben sollte. Wie glücklich waren die Beiden! Wie selig hielten sie sich umschlungen und sahen mit strahlenden Blicken auf das Patent nieder, welches ihnen das ersehnte Glück erschloß und zu verbürgen schien. — und Körner durfte in jubelnder Freude an die Eltern schreiben: „Nun, Gott wird seinen Segen weiter geben; für mich hätte ich nun schon etwas zu essen und wohl noch etwas mehr."

Aber während so die Sonne seines Glückes im Mittag zu stehen schien, zogen von Westen die Gewitterwolken herauf, deren Losbruch dasselbe zerstören sollten. Die blutigen Feuerzeichen von Moskau hatten mit glühender Lohe ganz Europa erhellt, und die Funken dieser Gluth waren bis nach Deutschland hereingeschlagen, zündeten zuerst in Ostpreußen, wo in den Herzen der unterdrückten Deutschen Flammen aufloderten, die nicht mehr zu dämpfen waren und sich weiter durch ganz Norddeutschland fortpflanzten. Der auf Rußlands Eisgefilden geschlagene französische Tyrann floh vor den Trümmern seiner Armee her, — nach Paris, — dem er selbst zuerst die Hiobspost von dem Ungeheuren, Entsetzlichen überbrachte. Und hinter ihm her die Nemesis mit der glühenden Fackel, die die Rachegluth des deutschen Volkes, das frisch aufstand bei den rauchenden Flammenzeichen, um die Ketten zu brechen, welche sieben schmachvolle Jahre lang auf ihm gelastet hatten.

Hätte Theodor Körner ruhig bleiben können in solcher Zeit? Durfte er die Vortheile seiner Stellung genießen, glühende Vaterlandslieder in die gährende Welt schleudern und selbst weichlich und still zu Hause im Arme der Liebe ruhen? Sollte er sich zu denen gesellen, denen er sein „Pfui über dich Buben hinter dem Ofen" zugeschleudert hatte? Nein, er sang nicht nur:

„Vaterland, du nahst dem Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück,
Blutig hassend deine Dränger
Hielt nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reih'n,
Tauchte in der Trennung Schmerzen —
Und war Dein!"

sondern er handelte auch darnach. Er konnte nicht zurückbleiben, nicht „sein ruhiges Bewußtsein opfern, das er höher anschlug, als das bischen Leben, welches dabei zu verlieren war . . ." Freilich für wen zu verlieren! Allein Toni war zu jeder Stunde seiner würdig. Sie weinte wohl, als sie von dem Entschlusse des Geliebten hörte, aber sie bewies auch hier ihre starke edle Seele, sie war werth, des hochherzigen Sängers hochherzige Braut zu heißen, — sie klagte nicht feige, als das Vaterland nach seinem besten Sohne rief, sondern segnete den Scheidenden unter Thränen der Liebe und Begeisterung.

An den Vater schrieb Theodor, als er ihm seinen Entschluß mittheilte:

„Nenne es nicht Uebermuth, Leichtsinn, Wildheit! Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Viel-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

leicht sagt Dir Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu großen Zwecken da; er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die, zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturme die muthige Brust entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen singenden Liedern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen!"

„Toni," sagte Theodor ferner in demselben Briefe, „hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen . . ." Am 15. März 1813 riß er sich los aus ihren Armen und eilte nach Breslau, wo Major von Lützow und seine treffliche Gattin, geborene Elise von Ahlefeld, ein Freicorps, das Corps der schwarzen Jäger, bildeten. In der Kirche zu Rogau, wo die schwarze Schar geweiht wurde, überfiel den Dichter eine Todesahnung, die ihn nur um seiner Toni, um seines köstlichen Liebeslebens willen schmerzte, die ihn aber nicht muthlos machte, obgleich sie ihn nie mehr verließ, bis ihn am 26. August bei Gadebusch im Gefecht mit den Franzosen eine feindliche Kugel traf und dem schönen Leben des Heldensängers ein schnelles Ziel setzte.

Erschütternd war schon der Schmerz der Kameraden. Der Lützower Nagel schrieb in sein Tagebuch: „Der Schmerz lag auf Aller Gesichtern. Jeder drängte sich zu Theodor's theurer Leiche mit Eichenlaub und Blumen. Der Erste unter Deutschlands Jünglingen, hatte er ein Leben voll Genuß und Glanz verlassen für des Vaterlandes Sache. Er fiel, ein Sühnopfer für Aller Schuld; das Theuerste und Höchste mag nur das Theuerste lösen." Wer wollte nun aber den Schmerz der Eltern, der Schwester, der liebenden Braut, die mit einem Male alle die duftigen Kränze ihres Lebens entblättert sah, ermessen? —

Wenn es etwas auf Erden gab, um ihren Schmerz zu mildern, so waren es die Theilnahme und die Klage des deutschen Volkes bei dem Verluste Theodor Körner's. Er war das ideale Bild der Vaterlandsliebe für dasselbe geworden, und wie es seine Lieder singt bis auf den heutigen Tag, so lebt auch noch heute das Bild des Heldenjünglings in seiner Brust. — — —

Antonie Adamberger entsagte vier Jahre nach des Dichters Tode ihrer Kunst und wurde dem k. k. Münz- und Antiken-Kabinets-Director von Arneth in Wien eine treue und sorgsame Gattin. Aber ihre erste Liebe zu dem Dichter vergaß sie niemals; — dieselbe verklärte noch ihr Greisenalter, als am 26. August 1863 Deutschland die fünfzigjährige Todesfeier seines Heldensängers beging. Siebenundsiebzig Jahre alt, folgte sie ihm im Jahre 1867 in das Reich verklärter Geister, welches die ewige Liebe jedem durch des Todes Hand gestörten Liebesleben zum heilenden Troste gegeben hat.

Nachdruck verboten.

Kaiserin Augusta als Erzieherin.

Von Adolph Kohut.

Am 7. Januar 1890 vollzog sich jenes inhaltsschwere Ereigniß, welches dem deutschen Volke seine geliebte erste Kaiserin der neueren Geschichte und der Welt eine der edelsten Fürstinnen raubte, welche je einen Thron zierten. Doch nicht allein als Monarchin ist ihr Name mit goldenen Lettern in die Tafel der Geschichte eingegraben, auch durch ihre großen menschlichen Tugenden lebt ihr Bild in den Herzen von Millionen fort. Die edle Tochter Weimars, auf klassischem Boden aufgewachsen, hatte auch den humanen Geist der Klassiker in sich aufgenommen, und durch ihr ganzes Thun und Wirken zieht sich wie ein rother Faden die thatsächliche Bethätigung des Goethe'schen Wortes: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut." Am Jahrestage ihres Todes hat ein Comité der namhaftesten Bürger Berlins einen warmen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für die verblichene hohe Frau erlassen, und sicherlich werden die Summen bald beisammen sein, um ihr ein würdiges Standbild zu setzen; aber ein dauernderes Denkmal wie aus Erz und Marmor hat sich Kaiserin Augusta selbst durch ihre herrlichen Werke der Nächstenliebe und der aufopfernden Arbeit im Dienste der leidenden Menschheit geschaffen. Was sie für die Armen und Elenden, zur Förderung der Kunst und Wissenschaft und zur Entfaltung der idealen Güter überhaupt gethan, ist männiglich bekannt; daß sie aber auch in ihrem eigenen königlichen und kaiserlichen Heim als Erzieherin allen Müttern als Ideal voranleuchten konnte, dürfte weniger zur allgemeinen Kenntniß gekommen sein. Eine Ergänzung des Charakterbildes der ersten deutschen Kaiserin, die am 30. September dieses Jahres ihren achtzigsten Geburtstag feiern würde, nach dieser Seite hin soll die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein.

Wie sie über prinzliche Erziehungsgrundsätze und besonders über diejenigen, welche ihren Kindern gegenüber in Anwendung kommen mußten, dachte, darüber spricht sich die Mutter u. A. in einem wenig bekannten Briefe aus, den sie 1848 an den Major, späteren Kriegsminister, von Roon richtete. Die damalige Prinzessin von Preußen suchte diesen zur Uebernahme der Erziehung ihres einzigen, heißgeliebten Sohnes Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich III., zu bestimmen. Es heißt da im Eingange zur Kennzeichnung des prinzlichen Zöglings:

„Gestatten Sie einer Mutter, sich mit vollem Vertrauen an Ihr eigenes Vaterherz zu wenden. Es betrifft das Kostbarste, Theuerste, was sie hienieden besitzt, einen einzigen Sohn! Wenn ich mich nun offen und unumwunden gegen Sie aussprechе, so geschieht es theils mit der innigen Bewegung, welche der überaus ernste Gegenstand in mir erregt, theils mit besonderer Bezugnahme auf unsere jetzige Lage. Ich habe meinen Sohn stets als ein Gut betrachtet, welches Gott mir anvertraute und von welchem Er mir Rechenschaft abfordert. Daher hat auch das Erziehungswerk meine ganze Kraft in Anspruch genommen. Ich habe mich ihm ausschließlich gewidmet, es hat zu meiner eigenen Entwickelung wesentlich beigetragen und mir neben der unvermeidlichen Sorge viel Trost und Freude gewährt . . . Ich beschränke mich auf die Versicherung, daß hinsichtlich der Reinheit des Herzens, der Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit sein vor allem Egoismus geschütztes Gemüth mir nichts zu wünschen übrig läßt. Charakterstärke und Geistesfähigkeit, namentlich Schärfe und Logik der Gedanken, stehen nicht auf gleicher Höhe und bedürfen einer fortwährenden Anregung; aber während das Gemüth durch die beste Erziehung nicht geschaffen werden kann, wenn es nicht angeboren ist, kann der Charakter gestärkt und die geistige Fähigkeit entwickelt werden; um diese Aufgaben zu lösen, ist Ihr klarer Blick und Ihr fester Wille geeignet. Es gilt, einen tüchtigen Mann heranzubilden, der unter allen Umständen seiner Pflicht gewachsen sein, und der sich im Leben stets Ansprüche auf Achtung und Vertrauen erwerben muß, wie auch Gottes Wille über seine Zukunft und seine persönliche Stellung verfügen möge. Als Mensch zeige er sich nur durch Pflichttreue und Ehrenhaftigkeit bevorzugt; als Fürst beweise er durch die That, daß eigenes Verdienst das Recht der Geburt zu unterstützen berufen ist."

An einer anderen Stelle dieses ihres lichtvollen Erziehungs-Programmes betont die Kaiserin, daß bei der Pädagogik Kraft und Milde gepaart sein müssen. Beide Eigenschaften seien unentbehrlich, namentlich die letztere, „denn die Ermangelung derselben führt zur Schroffheit und Erbitterung und schadet unberechenbar."

Welch' herrliche Früchte die Erziehungs-Grundsätze der erhabenen Mutter in Kaiser Friedrich, dem Unvergeßlichen, gezeitigt haben, weiß Deutschland, weiß die Welt! Aber auch die einzige Tochter der hohen Frau, die Großherzogin Luise von Baden, hat die Tugenden der großen Mutter geerbt und ist unermüdlich, ihrem Lande alle Segnungen gemeinsamer Frauenarbeit zu Theil werden zu lassen.

Die Mutter des Siegers von Wörth und Weißenburg begnügte sich jedoch nicht damit, theoretisch ihre Erziehungsgrundsätze den Gouverneuren ihrer Kinder einzuschärfen, sie bethätigte dieselben auch practisch. Sie wohnte z. B., wenn möglich, selbst den Lehrstunden bei, stellte den Unterricht in den Mittelpunkt des Hauswesens und nahm sich u. A. auch der jungen Lernkameraden ihres Sohnes mit mütterlicher Liebe und Sorge an. Sie schrieb z. B. 1847 an einen derselben, den jungen R. von Zastrow, die schönen Worte: „ . . . Das Leben ist ernst, und doch ist es nur die Vermittelung, Vorbereitung zu einem anderen, höheren Leben; wir müssen also die uns gegebene Frist recht benutzen. Das Leben bringt Anfechtungen und Verführungen aller Art; wir müssen daher täglich von Gott die Kraft erbitten, gegen sie zu kämpfen und unserem Grundsatze treu zu bleiben. Die Aeußerlichkeiten des Lebens verändern oft unseren Sinn für ernste Beschäftigung; wir müssen uns erinnern, daß wir täglich noch zu lernen haben, und daß wir das bereits Erworbene verlieren, wenn wir es nicht vervollkommnen. Das Wünschenswertheste ist die Vereinigung von Charakter und Gemüth! Wohl denen, welchen Gott diese Gaben verliehen hat; ich glaube, sie bei Dir voraussetzen zu dürfen. Meine Bitte besteht darin, daß Du ein Sohn für mich bleiben möchtest, ohne Dich irgendwie auch in veränderter Stellung entfernen zu lassen. Du wirst immer eine Freundin, eine Mutter in mir finden. Ferner bitte ich Dich, daß Du immer ein Freund und ein Bruder meines Sohnes bleiben möchtest. Fürsten haben leider! selten wahre Freunde . . . Sein Herz bedarf ein solches Verhältniß, und Du wirst ihm in mancher Beziehung von großem Nutzen sein können. Du hast es mir versprochen, und ich baue auf Deine Dankbarkeit, auf Dein Ehrenwort!"

Es ist kein Wunder, daß Kaiserin Augusta ein leuchtendes Vorbild als Mutter und Erzieherin wurde, — hatte sie doch selbst das Glück, von wahrhaft ausgezeichneten, edlen und charaktervollen Damen, wie z. B. Frau von Hopfgarten, und idealen Männern, erzogen zu werden. Mit welcher Pietät die Fürstin dieser stets gedachte, wissen alle diejenigen, welche das Glück hatten, je mit der ersten deutschen Kaiserin in Berührung zu kommen. Aber auch in ihren Briefen spricht sie mit Liebe und Verehrung von ihnen. So schreibt sie einmal an Hand, Professor der hellenischen Sprache in Jena, am 12. Oct. 1837: „Ich kann nicht umhin, bevor ich diese Zeilen schließe, noch des tiefen Kummers zu gedenken, den mir der Verlust meiner theuren Freundin und Erzieherin verursacht hat. Wer Frau von Hopfgarten kannte, mußte in ihr das seltene Vorbild echt christlicher Tugenden, frommer Ergebung und Liebe erblicken, verbunden mit einer Herzensgüte, die so unendlich wohlthuend war! Ich fühle es tief, daß ihr Hingang in meinem Leben eine Leere gelassen hat, die nie ergänzt werden kann."

Einige kleine Züge aus dem Leben der Kaiserin Augusta als Mutter und Erzieherin mögen schließlich hier noch Platz finden.

Den Unterrichtsstunden ihres Sohnes wohnte, wie schon erwähnt, die fürstliche Mutter gewöhnlich bei, indem sie sich mit einer Handarbeit beschäftigte; sie betheiligte sich oft so lebhaft daran, daß sie, wie z. B. in der Physikstunde, sogar bei den Experimenten behülflich war. Nachdem ihr Sohn der Armee übergeben war, drängte es das Mutterherz, mit dem Regiments-Commandeur zu sprechen, damit er den zukünftigen Herrscher mit aller Strenge dienen lasse. Viele alte Berliner erinnern sich wohl noch des Anblickes des schlanken Hohenzollernsohnes, der in der Kaserne Dienst that und in den Privathäusern die Quartiere der Soldaten bis auf den Strohsack im Bett persönlich untersuchte. Es sollte ihm im Dienste nichts erlassen werden, damit er einst zu herrschen verstehe.

Auf's Tiefste erschütterte sie die Krankheit und das tragische Ende des heißgeliebten Sohnes; sie fand nur Trost einerseits in der zärtlichen Liebe ihrer Tochter, der Großherzogin Luise von Baden, — hatte sie doch in den glücklichen Tagen ihres Lebens diese „ihren Sonnenstrahl" genannt, — und andererseits in der Milderung der Noth und des Elends, in der Hülfeleistung im Unglück. Erschütternd waren die Worte, womit Kaiserin Victoria der tiefbewegten Mutter des Kaisers, welche in Baden zur Kur weilte, die Kunde von dem furchtbaren Verlust mittheilte:

„Um Deinen einzigen Sohn weint diejenige, die so stolz und glücklich war, seine Frau zu sein, — mit Dir, arme Mutter! Keine Mutter besaß solchen Sohn. Sei stark und stolz in Deinem Kummer. Er ließ Dich noch heute früh grüßen."

Wie gern wäre sie sofort nach Berlin zurückgekehrt, um den todten Sohn zu umarmen, aber die Aerzte riethen entschieden davon ab; doch ließ sie sich nicht zurückhalten und traf noch vor der Beisetzung der Leiche des angebeteten Monarchen in Potsdam ein. Sie hatte nicht Zeit, „müde zu sein", — denn mitten in ihrem namenlosen Seelenleid war sie für des Landes Wohl und Wehe auf's Eifrigste besorgt und zeigte sich auf's Neue als eine echte Hohenzollerin, indem sie ihre Pflicht that!

Nur, wenn sie allein war, ergossen sich ihre Thränen und der Tod ihres Einzigen raubte ihr dann die Fassung. Wie sagt doch ein Lied?

Ueber Nacht, über Nacht kommt Freud' und Leid',
Und eh' Du's gedacht, verlassen Dich beid';
Sie gehen, dem Herrn zu sagen,
Wie Du sie getragen!

Nachdruck verboten.

Die drei Arten der Weiber.

Eine Sansibarische Legende, nacherzählt von F. Meister.

Es lebte einst ein Mann, der hatte ein Weib und zwei Söhne. Dann geschah es nach dem Willen Gottes, daß er und sein Weib starben, und die beiden Söhne blieben allein.

Alsbald erhob sich ein Streit unter denselben wegen der Theilung der Hinterlassenschaft. Der Eine sagte: „Ich bin der Aeltere, daher werde ich zwei Antheile nehmen; Du mußt Dir an dem dritten genügen lassen." Dem Jüngeren erschien dies nicht gerecht, und er behauptete, daß ihm die ganze Hälfte des Erbes zustehe. Der Streit währte lange, zur großen Beeinträchtigung der Hinterlassenschaft. Endlich kam ein Mann, welcher sagte: „Warum streitet Ihr Euch so unnütz? Gehet in die und die Stadt, da wohnt der und der Mann, dessen Weisheit nichts verborgen ist; traget dem Euer Anliegen vor und lasset ihn entscheiden." Da machten sich die Brüder auf und thaten, wie ihnen gerathen war. Sie kamen vor das Haus des weisen Mannes; der trat heraus zu ihnen, und siehe, sein Bart war weiß wie Milch, und es fand sich kein schwarzes Haar in demselben. Er fragte sie nach ihrem Begehr, und sie erzählten ihm ihre Geschichte vom Anfang bis zum Ende, wie sie mit einander gestritten und gerechtet hatten, und wie sie sich über die Erbschaft nicht einigen konnten. Da sagte der Mann: „Das ist eine schwierige Sache; ich kann sie nicht entscheiden, Ihr müsset zu meinem älteren Bruder gehen."

Er gab ihnen einen jungen Sklaven als Führer mit, und sie reisten viele Tage, bis sie in die Stadt kamen, wo der ältere Bruder wohnte. Als sie bei demselben anlangten, ruhte er gerade von der Hitze des Tages. Der Sklave aber ging hinein zu ihm und erzählte ihm das Anliegen der Beiden; da kam er heraus zu ihnen. Sie trugen ihm ihre Geschichte vor und baten um seinen Rath. Er aber antwortete: „Das geht über mein Verständniß, da müsset Ihr zu meinem ältesten Bruder gehen."

Sie gewahrten aber mit Erstaunen, daß sein Bart, anstatt weiß zu sein, wie der seines jüngeren Bruders, zu gleichen Theilen aus schwarzen und weißen Haaren bestand. Er gab ihnen einen Sklaven als Führer mit, und sie setzten ihre Reise fort, bis sie in die Stadt kamen, wo der älteste Bruder wohnte. Als sie vor dem Hause desselben ankamen, war es um die Mitte des Tages, und er und sein Weib ruhten in dem inneren Gemach. Der Sklave ging hinein und berichtete ihm, daß zwei Fremdlinge von weither gekommen seien, die von seinen Brüdern an ihn gesendet wären, um seinen Rath zu erbitten.

Das Weib, welches wachend lag, hörte Alles, ihr Gatte aber schlief und vernahm kein Wort von des Sklaven Rede. Sie erhob sich leise, und da sie fand, daß ihr Eheherr auf einem Theil ihres Gewandes lag, nahm sie eine Schere und schnitt diesen Theil des Kleides ab, um ihn nicht im Schlafe zu stören. Dann ging sie hinab und befahl den Sklaven, eine Ziege zu schlachten und Reis zu kochen und den Gästen ein Mahl zu bereiten. Während dieser ganzen Zeit aber lag ihr Gatte in tiefem Schlafe. Als er zur Stunde des Nachmittagsgebetes erwachte, gewahrte er das Stück des Gewandes, welches abgeschnitten war, und verlangte zu wissen, was dies bedeuten solle. Da sagte sein Weib: „Während Du schliefest, kamen Gäste in unser Haus, die von Deinen Brüdern gesendet sind, und so mußte ich aufstehen und dafür sorgen, daß sie erquickt wurden; Du lagest aber auf meinem Kleide, ich schnitt daher lieber das Stück ab, als daß ich Dich im Schlafe gestört hätte."

Als nun der Mann zum Nachmittagsgebet hernieder stieg, fand er Alles bereitet und das Mahl für die Gäste hergerichtet. Sie setzten sich Alle und aßen, und nachdem die Fremdlinge gesättigt waren, erzählten sie ihm ihre Geschichte vom Anfang bis zum Ende, wie sie mit einander gestritten und gerechtet hatten, und wie sie sich über die Erbschaft nicht einigen konnten. Er sagte: „Ihr müsset gleichmäßig theilen, denn Ihr Beide seid Männer. Wäre Einer von Euch eine Frau, so gebührte ihr nur der dritte Theil, dem Manne aber zwei Drittel; so aber seid Ihr Männer, und der Aeltere wie der Jüngere haben gleiches Anrecht."

Darnach gab er einem Sklaven den Auftrag, mit den Fremdlingen zu ziehen und die Hinterlassenschaft unter sie zu theilen. Die Brüder aber waren über die Maßen erstaunt, als sie wahrnahmen, daß sein Bart ganz und gar schwarz und auch nicht ein einziges weißes Haar darin zu finden war. Ehe sie sich also verabschiedeten, fragten sie ihn, wie es doch zuginge, daß er, als der Aelteste, nur schwarze Haare in seinem Barte habe, während des Jüngsten Bart ganz weiß, der Bart des Mittleren aber zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weiß sei.

Er antwortete: „Das kommt ganz darauf an, was ein Mann für eine Frau hat. Die eine Frau ist ein vernünftiges Geschöpf. Die andere Frau ist wie ein Gnu. Noch eine andere ist gar wie ein Schakal. Meine Frau nun ist ein vernünftiges Geschöpf. Als Ihr vorhin in mein Haus kamet, da erhob sie sich, um Euch zu bewillkommnen, und schnitt lieber ein Stück von ihrem Gewande ab, als daß sie mich im Schlafe stören mochte. Dann ging sie hinunter und sah nach dem Rechten, sodaß Alles in Ordnung wäre, wenn ich erwachte. Und so kenne ich keine Sorgen und Kümmernisse, und noch kein einziges Haar in meinem Barte ist gebleicht. Mein zweiter Bruder hat auch ein Weib, die aber ist wie ein Gnu. Sie thut nichts, was er sie nicht thun heißt. Er heißt sie segen, er heißt sie kochen, er heißt sie das Bett machen; heißt er sie nichts, so sitzt sie und rührt keine Hand. Deswegen ist sein Bart zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weiß, wie Ihr gesehen habt. Das Weib meines jüngsten Bruders jedoch ist wie ein Schakal. Sie keift den ganzen Tag und fährt bei jeder Gelegenheit auf ihn los. Er giebt ihr Kleider, er giebt ihr Geld, sie aber keift nur: „Was bist Du für ein Mann!" ruft sie. „Du bist mir der Rechte! Geh', mach' daß Du fortkommst!" Solche Worte hört er vom Morgen bis zum Abend, und darum ist sein Bart so weiß wie Milch, und doch ist er von uns Dreien der Jüngste."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Zur literarischen Bewegung in Italien.*)

Von Siegfried Samosch.

Wer den Unterschied zwischen nord- und süditalienischer Eigenart kennen lernen will, braucht nur nach einer Erzählung Salvatore Farina's einen Roman der hervorragendsten Schriftstellerin jenseits der Alpen, Matilde Serao, zu lesen. In einem unlängst veröffentlichten Bande: „Ariosto als Satiriker und Italienische Portraits" (Minden, 1891. J. C. C. Bruns) versuche ich neben der gesammten Entwickelungs-Epoche und den persönlichen Verhältnissen Salvatore Farina's auch das Milieu und die äußeren Umstände zu schildern, aus denen sich erklärt, wie Matilde Serao diejenige geworden ist, als welche sie nicht blos von ihren Landsleuten, sondern auch in der modernen Weltliteratur geschätzt wird. Wie mannigfache Anregungen verdanke ich der befreundeten Schriftstellerin, die bei unserer letzten Unterhaltung so anmuthig und ohne jede Spur von Mißgunst gegenüber Mitstrebenden über die in Italien sich vollziehende literarische Bewegung zu plaudern wußte!

Der unlängst veröffentlichte Roman „Addio, amore!" (Napoli, 1890) bezeichnet einen weiteren Fortschritt in der Entwickelung der muthig fortstrebenden Schriftstellerin, deren frühere Romane: „Fantasia", „La conquista di Roma", „Vita e avventure di Riccardo Joanna" bereits als hervorragende literarische Erscheinungen gelten mußten. Kann der Roman „Phantasie" in gewissem Sinne als eine Satire in Bezug auf das Erziehungswesen der jungen Mädchen in Italien gelten, enthält „Die Eroberung Roms" eine Fülle von Epigrammen und Satiren gegen allerlei Auswüchse auf politischem Gebiete, wird ferner in dem Romane „Leben und Abenteuer Riccardo Joanna's" manchem Journalisten der Spiegel vorgehalten, so ist allen diesen Erzählungen mit der jüngsten: „Addio, amore!" gemeinsam, daß die Verfasserin bei ihren Sittenschilderungen, bei ihrer Zeichnung der mannigfachsten Figuren aus allen Klassen der italienischen Gesellschaft aus dem wirklichen Leben schöpft. Die beiden Schwestern Anna und Laura Acquaviva, von denen die erste mit ihrem nach wirklicher Liebe dürstenden Herzen durch ihre heuchlerische Schwester und den eigenen Gatten Cesare Dias in den Tod getrieben wird, sind mit geradezu verblüffender Naturwahrheit charakterisirt. Wie verächtlich zeigt sich dieser Cesare Dias, der Typus eines „Salonhelden", dessen Herz vertrocknet und nur noch egoistischer Neigungen fähig ist!

Was den Romanen Matilde Serao's einen besonderen Reiz verleiht, ist ihre außerordentliche Begabung, Vorgänge des öffentlichen Lebens auf's anschaulichste zu schildern, gleichviel ob sie eine Theatervorstellung in San Carlo zu Neapel oder ein Ballfest in Rom zur Zeit des Carnevals oder die Eröffnung des italienischen Parlaments darstellt. Mit Vorliebe beschreibt die Verfasserin die Toiletten der Damen der Gesellschaft, und sie verschweigt uns nicht, daß die Eine „elektrisch Blau", die Andere ein schwarzes, mit kleinen Perlen dicht besätes Kostüm getragen habe. In dem Romane: „La conquista di Roma" versendet Matilde Serao auch manches scharf zugespitzte Epigramm gegen die Damen der römischen Gesellschaft, die, weil es chic ist, und die Königin Margherita mit ihrem Beispiele vorangeht, der Parlaments-Eröffnung beiwohnen. In Italien begiebt sich der König aus diesem Anlasse in das Parlaments-Gebäude von Monte Citorio, woselbst die Deputirten in seiner Gegenwart ihm den Eid der Treue leisten, während die Königin und ein reicher Damenflor in den elegantesten Toiletten dem feierlichen Akte auf den Tribünen beiwohnt: „Und die Damen," bemerkt Matilde Serao sarkastisch, „lauschen voll Rührung; sie, die alle Arten falscher Schwüre erfunden haben, fühlen sich in unwiderstehlicher Weise ergriffen gegenüber diesen so feierlichen Versprechungen, die von fünfhundert Männern gegenüber einem einzigen Manne und dem gesammten Lande geleistet wurden."

Der Roman „Addio, amore!" weist gleichfalls eine Reihe lebendiger Schilderungen aus Neapel auf; die modernsten Toiletten werden gemustert; ja, sie erhalten nicht selten eine symbolische Bedeutung für ihre Trägerinnen, wie denn überhaupt die Symbolik in den Erzählungen Matilde Serao's eine große Rolle spielt. So läßt uns die seltsame „Entführungsscene", die sogleich im zweiten Kapitel stattfindet, Trübes ahnen, wenn die Verfasserin Anna Acquaviva und denjenigen, dem diese jüngst ihr Herz zuwendete, den allzu schüchternen Giustino Morelli, durch die menschenleeren Gassen des todten Pompeji dahinirren läßt, und wenn dann Cesare Dias, von Morelli selbst benachrichtigt, in dem jedem Besucher Pompeji's wohlbekannten Albergo Diomede erscheint, um sein flüchtiges Mündel nach Neapel zurückzuholen. Wie seltsam es nun auch erscheinen mag, — Matilde Serao, die das Frauenherz bis in seine geheimsten Falten zu ergründen weiß, macht uns den Vorgang durchaus glaubhaft, — nach kurzer Zeit wird Anna Acquaviva von einer unwiderstehlichen Neigung für den weit älteren Vormund, einen echten poseur, erfaßt. Im Theater von San Carlo, bei einer Aufführung der „Hugenotten" entdeckt sie ihr Herz von Neuem: „Kam es ihr nicht vor, als ob die sonst stets metallharte Stimme Cesare's etwas verhüllt wäre? Weshalb? Was bewegte dieses kalte, erstarrte, jeder Begeisterung unfähige Herz? Wer versuchte von Neuem den Zugang zu dieser Seele zu finden, indem er sie mit dem magischen Spruche zu erschließen suchte? Anna stellte sich selbst, unklar und ohne eine Antwort zu finden, diese Fragen, indem sie das Gefühl hatte, daß diese Augenblicke zu kostbar wären, um sie mit solchen Betrachtungen zu verlieren. Was lag auch daran? Erwartet vielleicht derjenige, der sein Leben dem Vaterlande in einer edlen Sache opfert, einen Lohn, eine dankbare Anerkennung? Fragt vielleicht derjenige, der sein Dasein der Leidenschaft hingiebt, ehe er sich opfert, ob er geliebt werden wird, ob er die Schwesterseele zur Feuergluth entfachen, oder ob das Eis des Poles ihn einschließen wird? Denken, urtheilen, überlegen, — wozu? Sie war jung und liebte, nicht seit jenem Abend, seit jenem verhängnißvollen Tage, an dem sie im frostigen Albergo von Pompeji, wo sie verlassen und sterbend lag, die Stimme Cesare Dias' vernahm, wie er sie ‚armes Kind' nannte, und seine Hand ihr dunkles Haar leicht liebkoste; sie liebte ihn vielleicht schon früher, weil dies ihr Schicksal war: sie durfte nicht fragen, sie durfte nicht wissen, sie durfte nur lieben."

So reißt ein dämonisches Schicksal Anna Acquaviva fort bis sie endlich im Tode die Heilung aller ihrer Seelenleiden sucht und findet. „So starb Anna Acquaviva unschuldig", — schließt der von Anfang bis zu Ende unser volles Interesse fesselnde Roman, in dessen Mittelpunkt ein Menschenlos gerückt ist, das uns gemahnt, wie die Schwächen, die einem Jeden von uns anhaften, die Keime des Unterganges bergen, falls wir nicht zu entschlossenem Handeln uns aufzuraffen im Stande sind.

*) Siehe den Artikel in Heft 7 d. J.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Die Industrie der Dörr-Gemüse. — Der für die Reform der Ernährung unermüdlich thätige Dr. med. A. Kühner ruft den Hausfrauen zu:

„Wir müssen weniger kochen und mehr beziehen!"

Dieser Ausspruch läßt sich vollinhaltlich auf die getrockneten Gemüse anwenden. Welche Unsumme wird z. B. auf die Hausdarre von Bohnen verwendet, welch' stundenlanges Kochen und somit welche Masse Feuerungs-Material beanspruchen dieselben nicht, um schließlich kaum besser als Stroh zu schmecken. So mag es kommen, daß viele, zumal ärmere, Tags über stark beschäftigte Familien schon deshalb die Kartoffel als Hauptnährmittel benutzen, weil diese sich gewissermaßen von selbst kocht. Gemüse, namentlich grüne Blattgemüse, in zarter Form auch Hülsenfrüchte, sind aber eine so gesunde Beilage, eine so erfrischende Abwechselung in der täglichen Speisekarte, daß sie zu jeder Zeit, also auch im Winter, von Reich wie Arm genossen werden sollten. Dies ermöglichen allein die Dörr-Gemüse, und zwar nicht nur für den Norden, sondern auch für den Süden, wo häufig die Preise der frischen Gemüse im Verhältniß hoch über den getrockneten stehen. Aroma und appetitliches Aussehen wirken gleich speichelabsondernd und anregend auf die Verdauung, der Gehalt an Nährsalzen und Kohlen-Hydraten ist derselbe wie bei frischen Gemüsen, und wie die Kartoffel enthalten sie Cellulose, Holzfaser, die als Füllstoff die peristaltischen Bewegungen des Darmes begünstigt.

Im großen Publicum sind noch immer viele absprechende Urtheile über Dörr-Gemüse zu hören, und den Büchsen-Conserven wird gemeiniglich der Vorzug gegeben. Es liegt dies zum nicht geringen Theile daran, daß die Groß-Industrie der Trockengemüse eine verhältnißmäßig junge ist, daß ferner, — und dies kann nicht genug betont werden, — unter den vielen Erzeugern nur eine kleine Anzahl ist, die wirklich auf der Höhe stehen.

Gewisse Gemüsesorten werden übrigens vorläufig immer noch eingemacht bezogen werden müssen. Dahin gehört z. B. der „Spargel", gehören auch die „jungen grünen Erbschen", die meisten anderen entwässerten Gemüse schlagen aber die Büchsen-Conserven ganz entschieden. Sie schmecken nicht so fade, sondern fast wie frische, ja, manche Sorten, wie feine Carotten, sogar besser, außerdem haben sie den Vorzug der Billigkeit. Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß Rosenkohl (Sprossenkohl) etwas im Geschmacke und Farbe von frischem abweicht und besser als Purée mundet, und daß von Blumenkohl (Carviol) nicht die großen Köpfe, die frisch besser bezahlt werden, sondern nur die Abfälle getrocknet werden.

Wie gute Trockengemüse beschaffen sein müssen, erhellt am besten aus den Anforderungen, die einer der ersten Fabrikanten auf diesem Gebiete an seine eigenen Erzeugnisse stellt:

Es darf nur auserlesenes, frisches Gemüse zum Trocknen verwendet werden.

Das jedem Gemüse eigenthümliche Aroma und der Geschmack darf nicht verändert werden.

Die natürliche Farbe muß erhalten bleiben.

Die Haltbarkeit des Fabrikates muß eine unbegrenzte sein.

Das Gemüse darf nicht mehr als einige Stunden Einweichens und $^1/_4$—$^1/_2$stündiges Kochen beanspruchen.

Es sei noch hinzugefügt:

Alle Färbemittel und Surrogate müssen ausgeschlossen sein.

Die Gemüse brauchen nicht aufgequellt zu werden, man kann sie mit kaltem Wasser, $1^1/_2$ Liter auf 50 Gr., zum Feuer bringen, und in 20 bis 40 Minuten sollen sie tischfertig sein.

Nicht genug kann auch auf das so vorzügliche Suppengemüse aufmerksam gemacht werden, viel besser, viel billiger als die französische Julienne und eine Mischung von allerhand Gemüsen unter Zuthat von Blumenkohl, jungen Erbsen und Spargel darbietend. Eine Portion Suppengemüse, nur wenige Pfennige kostend, für eine Familie von 8 Personen, kann jeder Fleisch-, Bohnen-, Erbsen- oder Graupensuppe verbessertes Aroma und Geschmack verleihen. So sind auch die getrockneten Küchenkräuter im Herbst und Winter eine erwünschte Würze für die Suppen.

Der Entwässerungs-Prozeß beim Dörren ist das zum Obsttrocknen in Amerika zuerst angewandte, seitdem wesentlich verbesserte Alden-System: es wird bei möglichst niedrigem Temperaturgrade comprimirte, wasserfreie Luft über das frische Gemüse geleitet. In welchem Umfange die Erzeugung von Dörr-Gemüsen bereits heute betrieben wird, mag daraus hervorgehen, daß eine Hildesheimer Fabrik allein behufs Verwendung der Ernte zum Trocknen eine Fläche von 100 bis 120 Morgen mit Stangen-, Perl- und Wachsbohnen bebaut, für grüne Schoten 60 bis 70 Morgen und außerdem einige hundert Morgen für Carotten, Weißkraut und andere Kohl- und Rübenarten. Täglich werden im Herbst, resp. Ausgang des Sommers, mit 15 Kolossal-Apparaten ca. 300 Centner frisches Gemüse gedörrt. Die Behandlung ist die denkbar sorgfältigste. Alle Waare wird in der Wäsche sauber gereinigt, die Carotten werden nicht, wie anderswo üblich, geschabt, sondern durch eigens construirte Maschinen $1^1/_2$ Millimeter stark geschält. Dadurch wird alles Bittere der Schalen entfernt und der Wohlgeschmack nicht unbedeutend gehoben. Maschinen trennen auch die Rippchen, Strünke ꝛc. von den Kohlsorten, so feinere Tafelwaare und viel leichter weich kochendes Gemüse liefernd. Zum Schnippeln der Bohnen in Lang- und Schrägschnitt arbeiten zehn große Apparate, die durch Dampf bewegt werden. Der Betrieb ist so geregelt, daß Tag und Nacht der Dörr-Prozeß ohne Stockung weiter geht.

Eine Fabrik in Münsterberg kann in einem Apparate etwa 100 bis 120 Centner gewöhnliches, oder 200 Centner geschnittenes Gemüse in 24 Stunden verarbeiten. In diesem Herbst gingen in die Fabrikation allein 5000 Centner einfache, frische Schneidebohnen, wobei 450 bis 500 Menschen fünf Wochen beschäftigt waren. Sie erzielten eine Ausbeute von nicht ganz 8 Prozent Trocken-Product, d. h. ca. 400 Centner schöne, hellgrüne Schnittbohnen, die gegenwärtig die Zugmarken für die Dörr-Gemüse bilden. Ueber 1400 Centner Spinat nur von eigenen Fluren lieferten etwa $3^1/_2$ Procent trockenen Spinat, der recht gut ausgefallen ist.

Dies nur ein kurzes Bild von der Großartigkeit der Industrie und der feinen Durchbildung der Methode, ein Bild in äußerst beschränktem Rahmen, da ja nur zwei, allerdings größere Anstalten, herangezogen wurden.

Die Dörr-Gemüse bieten dem Tische der Gasthäuser, wie der Familien folgende Vortheile:

Sie sind bedeutend billiger als andere Conserven, und namentlich im Winter kaum theurer, als frische Gemüse im Sommer.

Sie unterscheiden sich in Geschmack, Aroma und Farbe von frischem Gartengemüse nicht, oder nur wenig.

Sie sind dem Verderben bei trockenem Lager nicht ausgesetzt, halten sich in gepreßtem Zustande sogar Jahre lang.

Sie nehmen wenig Raum ein und lassen sich überall hin leicht transportiren.

Sie kommen an Nährkraft und Bekömmlichkeit den frischen Gemüsen mindestens gleich, da sie infolge des durchgemachten Dämpf-Prozesses und bei Entfernung von Strünken und Rippen die blähenden Eigenschaften weniger besitzen.

Sie lassen sich leichter und schneller zubereiten als frische, weil sie nicht erst gelesen, geputzt und geschnitten zu werden brauchen.

Die Güte und Vollendung der Dörr-Gemüse wird mit der Zeit dazu führen:

Die Gläser- und Büchsen-Conserven zu verbilligen und zum Theil überflüssig zu machen.

Die Preise der frischen Gemüse an Orten, wo eine oder die andere Sorte zu theuer ist, zu reguliren, oder diese zu ersetzen.

Den Verbrauch von Gemüse zu erhöhen, weil diese in gedörrter Form nun Jedem zugänglich sind, wo er auch wohne, und wie arm er auch sei.

Den Hausfrauen aber, die nicht selbst die Küche leiten, ist zu empfehlen, daß sie ihre Köchinnen besonders auf die Bequemlichkeit bei Verwendung der Dörr-Gemüse aufmerksam machen. Die Köchin klebt meist am Alten, aber Vereinfachung der Arbeit thut ihr gut. Erfahrungen haben gezeigt, daß die besten Producte verderben können, wenn die Behandlung nicht die richtige und die einfachen Vorschriften der Erzeuger außer Acht gelassen werden. Im anderen Falle wird sich sehr bald herausstellen, daß die Hausfrau mit Aufnahme der Dörr-Gemüse nicht nur den Ihrigen Abwechselung an gesunder und schmackhafter Beikost bietet, sondern auch ihrem eigenen Geldbeutel und einer nationalen Industrie Unterstützung leiht.

Dr. Max Vogel.

Gartneret.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kalk für Steinobst. — Alle erfahrenen Züchter von Pfirsichen und ähnlichen Früchten stimmen darin überein, daß ein guter, kalkhaltiger Boden günstiger auf die Hervorbringung von guten und schönen Früchten einwirkt, als irgend ein anderer Stoff, den man bei ihrer Cultur in Anwendung bringen kann. Da aber kalkhaltiger Boden nicht überall vorhanden ist, so empfiehlt es sich, den Mangel desselben auf künstliche Weise zu ersetzen, indem man die Wurzeln vor der Steinbildung mit Kalkwasser begießt. Eine Hand voll zerfallener Kalk reicht auf 12 bis 15 Liter Wasser hin, auch kann man etwas Kalk auf den Boden streuen und dann mit Wasser begießen, was ganz dieselbe günstige Wirkung auf die Bäume hat. Th.

Abgeblühte, in Töpfen cultivirte Blumenzwiebeln, wie Hyacinthen, Tulpen ꝛc., soll man nicht in den Töpfen ohne weitere Pflege verkümmern lassen, sondern sie an einer schattigen oder halbschattigen Stelle im Freien eingraben und im Herbst auf Beete bringen. Sie liefern dann im kommenden Frühjahr für den Garten einen schönen Frühlingsflor. Zum Treiben für den Winterflor kann man sie wieder anwenden, wenn sich solche Zwiebeln erst wieder erholt und gekräftigt haben. Tulpen, Narzissen und Tazetten erlangen gewöhnlich nach zwei Jahren ihre frühere Größe wieder, während Hyacinthen sich selten wieder zu der ersten Stärke heranziehen lassen. H.

Schutz für Weintrauben. — Ich wende das folgende Verfahren mit gutem Erfolge an: Aus Pergament-Papier, welches die Kaufleute jetzt allenthalben zum Einpacken der Waaren benutzen, schneide ich 20 Cent. lange und 30—35 Cent. breite Stücke und verfertige daraus Cylinder, indem ich die kurzen Seitenränder mit gewöhnlichem Tischlerleim über einander klebe und die Naht zum Schutze gegen die Nässe noch mit Leinöl-Firniß überstreiche. Diese Cylinder, die also oben und unten offen sind, und die eine Länge von 20 Cent. bei einem Durchmesser von 8—10 Cent. haben, schiebe ich über die Trauben, drücke sie am Stiele zusammen und binde sie daselbst mit Bindfaden fest. Die Trauben hängen so nicht nur gut trocken, sondern sind auch, wovon man sich jederzeit leicht überzeugen kann, gegen Vögel und Insekten vollständig geschützt. Ich glaube auch gefunden zu haben, daß die Trauben unter diesen Glocken, deren Herstellung sehr leicht und billig ist, noch besser reifen, als wenn sie frei hängen.

Baurath B., Dresden.

Veredlung der Pfirsichbäume. — Die aus Pfirsichkernen gezogenen Büsche oder Bäumchen tragen oft ohne jede Veredlung vortreffliche und schmackhafte Früchte. Bei einer vor einigen Jahren ausgeschriebenen Pfirsich-Concurrenz fiel sogar der erste Preis auf Früchte von derartig in Werder gezogenen Bäumen. Man legt die Steine von sehr guten, reifen Pfirsichen im Herbst gleich an den betreffenden Platz, wo die jungen Bäume zunächst bleiben sollen. Die Sämlinge wachsen sehr schnell, tragen bald und reichlich, gewöhnlich schon im dritten Jahr einige Früchte. Sie müssen aber in geschützter Lage stehen und dürfen nicht zu sehr beschnitten werden, weil sie sonst durch starken Harzfluß leiden würden. Will man Pfirsichbäume oculiren, was am sichersten auf das schlafende Auge geschieht, so wählt man bei uns zu Lande zweckmäßiger eine Unterlage von Pflaumen oder Schlehendorn, während man in Frankreich die Veredlung meist auf Sämlinge von Pfirsichen und Mandeln vornimmt. L. Sp.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten.

Rauchmalerei. — Heute endlich war ich mit der Einrichtung meiner neuen Wohnung fertig geworden. Etwas müde, aber doch froh gelaunt, ging ich aus einem Zimmer in's andere und betrachtete mir mit tiefinnerlichster Befriedigung mein nunmehriges Heim. Wie nett und behaglich es aussah! Die Möbel strahlten zwar nicht mehr in vollkommener Neuheit, aber wie sie nun sämmtlich an ihrem Platze standen, sorgfältig abgerieben und mit allerhand zierlichen Sächelchen, — Handarbeiten und anspruchslosen Kunstgegenständen, — decorirt, nahmen sie sich doch noch recht gut aus. Was diese erwähnten Kunstgegenstände anbetrifft, so bildeten sie meine ganz besondere Freude, denn sie allesammt dankten meinem eigenen Fleiß und bescheidenen Talent ihre Entstehung. Mit allzu kritischen Augen mußte man sie nicht betrachten, immerhin aber machten sie sich doch recht hübsch und trugen namentlich dazu bei, der Wohnung ein belebteres und freundlicheres Aussehen zu geben. Welch' schönen Schmuck für die Eckconsolen bildeten nicht z. B. die selbstgemalten Thonvasen mit den Makartsträußen, zu denen ich mir bei meinem sommerlichen Landaufenthalte das Material gesammelt, wie vornehm wirkten nicht die vermöge eines Anstriches von Wachsfarbe zu antiken Tanagra-Figuren umgeschaffenen billigen Gipsstatuetten auf den Pfeilertischchen! Und nun gar erst die Wandteller in meinem Speisezimmer! Sie gaben dem kleinen Raume erst das rechte „stilvolle Gepräge". Freilich, Mühe und Kopfzerbrechen hatten sie mir genug verursacht. Ursprünglich wollte ich mir gewöhnliche Majolikaplatten malen, wie sie überall gang und gäbe sind, da sich diese jedoch von der etwas grellbunten Tapete schlecht abgehoben hätten und mir zudem das Material zu theuer war, gab ich die Idee bald auf und entschloß mich, statt dessen lieber billige Steingut-Teller zu kaufen und sie mit Rauchmalerei zu verzieren.

Als Unterlage für die Rauchmalerei dienen am besten: gelbliches Porzellan, Steingut und Fayence, ferner weißes oder schwach gefärbtes Glas, sowie polirtes Metall, blankes Messing oder vernickeltes Blech. Gips, Thon oder Majolika sind weniger geeignet, da diese Art der Malerei nur auf glatten Flächen gut ausfällt. Hat man sich nun einen passenden Gegenstand zur Verzierung ausgewählt, so kann man mit dem ersten Theile der Arbeit, dem Anschwärzen, beginnen. Dasselbe geschieht am zweckmäßigsten über einer rauchenden Oellampe, doch thun, wenn eine solche nicht vorhanden ist, auch ein brennendes Talglicht oder im Ofen kohlende Briquettes schließlich denselben Dienst. Allzu schwierig ist das

Verfahren nicht, indessen erfordert es immerhin einige Uebung und Geschicklichkeit, wofern der Rauchüberzug gleichmäßig und ohne Schnörkel und Wolken zu Tage treten soll. Namentlich darf er nicht zu dick gemacht werden, da einerseits gerade die bräunlichen nicht ganz schwarzen Töne der Sache ihren Reiz geben und andererseits ein zu dicker Auftrag leicht die Veranlassung zu nachträglichen Unsauberkeiten wird. Je nach Art des beabsichtigten Bildes können ganze Stellen von vornherein unbedeckt bleiben oder nur schwach angeraucht werden, so z. B. bei Landschaften Himmel und Wasser, und bei Porträts und Thierstücken der Hintergrund, aus dem die eigentliche, in der Regel dunkel gehaltene Zeichnung scharf hervortreten soll.

In die angeschwärzte Fläche wird nun das Bild eingezeichnet, und zwar derart, daß man die Lichtstellen wegnimmt. Passende Instrumente hierzu sind zugespitzte Hölzchen, Radirnadeln, kleine kurzhaarige Pinsel und Hirschlederstückchen, die man in einen Halter einklemmt. Von einem vollständigen Vorzeichnen kann, mit Ausnahme von Glas, nicht die Rede sein, da der Ruß die Contouren zudecken und unsichtbar machen würde. Indessen ließe es sich immerhin versuchen, die Skizze mit einer feinen Nadel zu entwerfen, deren Striche später verschwinden und auch selbst, wenn sie stehen bleiben, kaum stören. Nachdem das Bild so im Rohen und in den Hauptpartien vorgearbeitet ist, überzieht man die zu hart wirkenden Stellen und die Mitteltöne wiederholt über der Flamme vorsichtig mit neuen Tönen, radiert weiter und fährt in dieser Weise fort, bis die grellsten Lichter schließlich ohne Ueberzug stehen bleiben können und das Ganze einen befriedigenden Eindruck macht. Schlecht gelungene Partien kann man jederzeit wegwischen und sie, nachdem die freigewordenen Stellen von Neuem angeraucht sind, noch einmal einzeichnen. Selbstverständlich hat das Bild von vornherein noch nicht die gewünschte Form, denn auch bei der größten Vorsicht im Anschwärzen wird man es nicht zu hindern vermögen, daß der Rauch über die ihm gesteckten Linien hinausgeht. Um es daher, gleichviel ob rund, oval oder quadratisch, zu begrenzen, umfährt man es mit dem Hirschlederlappen und entfernt so die überflüssigen Ausstrahlungen des Rußes.

Ist das Bild nun endlich, was den künstlerischen Theil der Arbeit anbelangt, fertig, so fehlt nur noch, daß ihm Dauerhaftigkeit gegen das Betasten mit den Händen, sowie gegen das Wischtuch und den Federwedel gegeben wird. Dies geschieht, indem man es vermittelst des Zerstäubers mit Fixativ anbläst. Man kann sich dasselbe, wofern man nicht vorzieht, es fertig zu kaufen, leicht selbst bereiten, indem man einen Theil weißen Schellack in 15 Theilen rectificirtem 96procentigen Spiritus löst und die Flüssigkeit alsdann durch Löschpapier so lange filtrirt, bis sie wasserhell und klar erscheint.

Aeußerste Vorsicht beim Anblasen oder, um den fachmännischen Ausdruck zu gebrauchen, beim Fixiren der Malerei, kann nicht genug anempfohlen werden. Bringt man den Zerstäuber dem Bilde zu nahe, so passirt es leicht, daß die Flüssigkeit in zu großen Tropfen daran niederfällt und schließlich gar eine förmliche Ueberschwemmung entsteht. Um ein solches Malheur zu verhüten, möge man die Malerei aus möglichst großer Entfernung und recht behutsam anblasen und dies lieber mehrere Male in Pausen wiederholen, anstatt die Arbeit mit einem Male vollenden zu wollen. Nur so wird man einen gleichmäßigen sauberen Fixativ-Ueberzug erhalten.

Alles bisher Gesagte gilt gleich, ob man die Malerei auf Porzellan, Steingut, Fayence, Metall oder Glas anzufertigen wünscht. Nur hinsichtlich des letztgenannten Materials können einige Aenderungen des Verfahrens eintreten. Wie ich schon vorhin bemerkte, lassen sich auf Glas die Umrisse des Bildes vorzeichnen, und zwar braucht dies nicht einmal aus freier Hand zu geschehen, sondern man kann vielmehr das Glas, nachdem man es leicht angeraucht hat, einfach auf das Vorbild legen und die Linien desselben mit einem weichen Bleistift direct nachziehen. Nur muß man Sorge tragen, daß das Anschwärzen nicht nur vor dem Uebertragen der Zeichnung, sondern mehr noch nach denselben recht zart und vorsichtig geschieht, damit nicht im ersteren Falle die Durchsichtigkeit des Materials geschwächt wird und im zweiten die Zeichnung verloren geht.

Außer dem eben erwähnten Vorzuge bietet das Glas noch verschiedene andere für die Rauchmalerei. Während auf jedem dichten Material die schwarzen Bilder immer in ziemlich gleicher Art erscheinen, lassen sich auf diesem durchsichtigen vermittelst kleiner technischer Hülfsmittel gefällige Abwechselungen anbringen. Rauchbilder, welche die Bestimmung haben, wie Glasgemälde an das Fenster gehängt zu werden, kann man z. B. auf leicht gefärbtem rosa, blauem, gelbem oder grünem Glas arbeiten. Nachdem das Bild, wie oben angegeben, fixirt ist, legt man es auf eine gleich große Milchglasscheibe mit der schwarzen Seite nach innen, umklebt die beiden Gläser an den Rändern mit schmalen Papierstreifen und faßt sie dann in Fensterblei oder kleine Holzrahmen.

Zur Darstellung in der Rauchmalerei eignen sich am besten: Porträts, Landschaften und in beschränktem Maße Thierstücke; Genrescenen und Stillleben. Blumen und Früchte sind für diesen Zweck unbrauchbar. Besondere Vorlageblätter für Rauchbilder existiren, so viel wie ich weiß, nicht, doch finden sich ja passende Motive in illustrirten Zeitschriften, Holzschnittwerken und dergl. die Hülle und Fülle. Nur einen Rath in dieser Hinsicht möchte ich zum Schluß noch meinen Leserinnen geben, den nämlich, bei der Wahl ihrer Vorbilder hauptsächlich darauf zu sehen, daß in Letzteren die Mitteltöne so viel wie möglich fehlen und Licht und Schatten recht stark geschieden seien, wie z. B. bei mondbeleuchteten Abendlandschaften. Je mehr dies der Fall ist, desto leichter wird die Arbeit auszuführen sein und desto schöner wird sie gelingen. Drei Abbildungen fertiger Rauchbilder finden die verehrten Leserinnen anbei.

M. Kossack.

bringen des Staubes wird vermieden, der anderenfalls den Fußboden leicht unsauber erscheinen läßt. Sobald das Oel vollkommen eingezogen und getrocknet ist, — während welcher Zeit der Raum unbenutzt und geschlossen zu halten ist, — wischt man mit sauberen, angefeuchteten und gut ausgerungenen Tüchern nach und trägt dann die folgende Lösung mit einem zweiten Pinsel, ebenfalls so dünn und gleichmäßig als möglich auf: In vier Liter kochendes Wasser giebt man ½ Kilo weißes Wachs, 35 Gramm Pottasche, 6 Gramm weiße Seife, läßt es solange kochen bis die Substanzen sich zu einem gleichmäßigen dünnen Brei auflösen und rührt die Masse, sie vom Feuer ziehend, in einem passenden Topfe kalt. Nachdem sie aufgestrichen und getrocknet ist, bürstet man den Fußboden mit der Bürste blank; später genügt dann dieses Bürsten und das Nachwischen mit trockenen Tüchern meist für lange Zeit. Sollte der Glanz des Fußbodens endlich nachlassen, so überreibt man ihn nur mit einem Stück weißen Wachses, das die Bohner von Profession in eine lange Gabel geklemmt benutzen, und bürstet tüchtig nach. Je nach der größeren oder geringeren Benutzung der Räume wird ein Wiederauftragen der Bohnermasse erst nach Monaten erforderlich, jedenfalls lasse man es solange als möglich anstehen und mische unter keiner Bedingung irgend eine Farbe darunter, denn die Schönheit des Parketts besteht vor allen Dingen in der durchsichtigen Klarheit des Tones. A. K. in Berlin.

Schuhwichse (128). — Ein Recept zur Herstellung von Wichse vermag ich Ihnen nicht anzugeben, und die eigene Fabrikation derselben dürfte sich auch kaum lohnen, da man heutzutage wohl überall für weniges Geld eine gute und brauchbare Wichse kaufen kann. Dagegen möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen vortrefflichen Ersatz für Wichse richten, der seit einiger Zeit unter dem Namen „Weidemann's Schuhglanz" von einer Berliner Firma in den Handel gebracht ist. Der Schuhglanz hat der Wichse gegenüber den Vortheil, daß er bedeutend weniger Arbeit verursacht, das Leder geschmeidig und wasserdicht macht und keine, dasselbe angreifende Bestandtheile enthält. Als passionirter Waidmann habe ich die Vorzüge des „Schuhglanzes" im Laufe des letzten Jahres gründlich schätzen gelernt und kann Ihnen eine Probe mit demselben sehr empfehlen. Hans v. B., Hauptmann a. D.

Wir freuen uns, unserem Leserkreise mittheilen zu können, daß wir das nächste Quartal mit einer reizvollen, von köstlichem Humor durchwehten Novelle: „Zum Fenster hinaus" von Heinrich Steinhausen, dem berühmten Verfasser der „Irmela", beginnen werden. Die Erzählung wendet sich mit überaus lustiger Satire gegen die in unseren Tagen grassirende übertriebene Bacillen-Furcht. Auch zahlreiche weitere Beiträge von geschätzten Autoren liegen uns vor.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Färben von Moos. — Auf welche Weise läßt sich Moos zu Kränzen und Blumen-Arrangements dauerhaft färben?

Clarissa v. E., Thüringen.

Cigarrenasche. — Wie ich höre, wird auch Cigarrenasche zu wohlthätigen Zwecken gesammelt. Wozu kann man dieselbe gebrauchen?

F. S., Erlangen.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Holz-Parkett (136). — Die Behandlung neuer Parkett-Fußböden ist eine verschiedene; als die beste erscheint es uns, die Natur-Eichentafeln zuerst mit erwärmtem Leinöl, mittelst eines großen Pinsels, ganz dünn und namentlich gleichmäßig zu streichen. Es schließen sich hierdurch die Poren des Holzes und das Ein-

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 19. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. October 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Zum Fenster hinaus.

Eine hygieinische Novelle von Heinrich Steinhausen.

1.

Der Ankömmling.

Ein wildfremder Herr, der unangemeldet und mit lautem Geräusch in's Zimmer tritt, kann eine Frau, die allein darin bei ihrer Nadelarbeit sitzt, wohl so erschrecken, daß ihr ein kurzer Schrei entfährt, ohne daß sie darum gleich in Verdacht zu gerathen braucht, eine besonders Furchtsame zu sein. Frau Erdmuthe Peck war eine solche gewiß nicht, wenigstens insofern Muth dazu gehört, auf einem Posten auszuhalten, wo es zwar vom Morgen bis zum Abend Schwierigkeiten und Mühen genug giebt, aber wenig Erholung, und Dank garnicht. Solcherlei Posten nehmen ja wirklich viele Frauen in Stadt und Land ein und bleiben da, so lange sie selbst da sind, obgleich ihnen zuletzt nichts winkt als frühe Furchen im Gesicht und arbeitsrauhe Hände. Jene hatte allerdings Frau Erdmuthe noch nicht, denn sie war dazu noch zu jung; aber abgemühter sah sie doch aus, als es bei ihren dreißig Jahren nöthig gewesen wäre.

Genug, sie erschrak wirklich heftig und hätte sich bei einem Haar mit der Nadel der Nähmaschine, an der sie saß, in den Mittelfinger der linken Hand gestochen, mit der sie den Saum unter den Faden schob, als mit einem Ruck die Thür aufging und die Riesengestalt eines Fremden in die Stube trat, dessen Haupt das Aussehen hatte wie das eines Löwen. Denn struppige Haare hingen ihm in mächtiger Fülle auf die Schultern herab und flossen vorn mit einem ebenso üppigen und sehr langen Bart zusammen, der ein breites und knochiges Gesicht dicht umrahmte. Unter buschigen Brauen blickten lebhafte dunkle Augen, und besonders auffallend durch ihre Größe und Wölbung war seine Stirn. Uebrigens ging seine Behaarung stark ins Graue und, insofern er ein löwenmäßiges Aussehen hatte, war es das eines alten Löwen.

„Frau Peck, nicht? — ha, ha, hab Sie wohl erschreckt — 'ne Ueberraschung, meine theure Madam, bloß 'ne Ueberraschung!“ Seine Stimme rollte wirklich, wie Naturgeschichten die des Wüstenkönigs schildern, und sein Lachen dröhnte.

„Ich weiß wirklich nicht,“ erklärte die so Begrüßte einigermaßen ängstlich, indem sie sich von ihrem Sitze erhob.

„Wer ich bin . . . natürlich können Sie das nicht wissen,“ ergänzte der Besucher in der besten Laune. „Ich würd' Sie ja auch nicht kennen, meine theure Madam; aber ich schließ es, sehen Sie . . . Umstände, Ort and so forth . . .“ Er lachte wieder. Dann reckte er sich gerade, schüttelte sein Haar zurück und rief: „Augustus, Herr August Tunderberg aus Massachusetts!“ mit eigenthümlichem Nachdruck, als liebkoste er bei der Aussprache jede Silbe. Darauf sah er erwartungsvoll Frau Erdmuthe an.

„Wie?“ rief sie, „der Jugendfreund meines Mannes?“

„Just so, Madam,“ erwiderte er mit der Miene größter Seelenvergnügtheit. „Ganz derselbe, sollt' ich meinen, Alonso Peck's alter Jugendfreund, — und was macht der alte Junge? — Immer noch so aufgelegt, he, immer dabei? — Ach — die gute Seele! — Und's geht ihm gut und Ihnen . . . in des Hauses friedlichem Bezirk“, er declamirte die letzten Worte mit feierlicher Betonung und setzte hinzu: „natürlich, natürlich“ und ließ ein herzliches Lachen folgen.

Unmöglich konnte Frau Erdmuthe Peck seine mit äußerster Geschwindigkeit gestellten Fragen beantworten; denn er erhob sofort seine Stimme auf's Neue und rief: „Ah, wie freue ich mich, daß ich ihn wiederseh'n soll!“

„So seien Sie auch mir herzlich willkommen,“ sagte Frau Peck, dem Gaste die Hand reichend, „mein Mann hat oft Ihren Namen genannt; welche Freude wird ihm Ihr Kommen bereiten! Bitte, nehmen Sie doch Platz, ich will ihn sogleich rufen.“

In August Tunderberg's Riesenhand fühlte sich die Erdmuthe's umspannt wie etwa die Schere eines jungen Flußkrebses von der eines Hummers. Doch war er bemüht, beim Schütteln, das er wiederholt vornahm, ihr so wenig wie möglich wehe zu thun.

Die Stube, in der sich diese Bewillkommnung ereignete, war eine Eckstube und empfing durch Fenster in der Mitternacht- und Morgenseite von diesen beiden Himmelsgegenden her Licht. Der Sommernachmittag war sehr heiß und der Ankömmling aus Amerika fand die Luft in der Stube beklemmend, d. h. er besann sich auf diese Empfindnng, als Frau Erdmuthe sich hinausbegeben hatte und er allein war. August Tunderberg war ein leidenschaftlicher Liebhaber frischer Luft. Er öffnete das Fenster an der Nordseite, athmete, sich erquickend, die von da hereinwehende Luft ein, bahnte durch Entriegelung eines Fensters auch dem Ostwind einen Durchzug, rückte mit seinem Stuhl mitten in den kühlenden Strom und wartete.

Das Haus lag wirklich recht hübsch in villenartig angebauter Nachbarschaft der norddeutschen Residenz, insofern der Blick an sorgfältig gepflegten Gärten mit Buschwerk, Rasen- und Baumpartien, weiterhin an wohlbebauter Ebene und in der Ferne an graugrünem Föhrenwalde mit dem weiten Himmel darüber sich erfreut. Auch unser Fremder hatte diesen Eindruck, als er hinausblickte, wie einen nicht minder freundlichen das Haus selbst auf ihn gemacht hatte, so wenig anspruchsvoll es übrigens in seiner Bauart war. „So recht gemüthlich,“ dachte der wartende Amerikaner, „so recht gemüthlich

Abschied. Von Alfred Reuter. — Siehe Seite 151.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hier, — ah, wie eben nur das Familienleben in Deutschland ist.“ Und er dehnte sich im Vorgefühl der Freude, an der er im Schoß dieser Familie Theil nehmen würde.

Doch bald wurde der Zug seiner Gedanken gehemmt; denn Schritte kamen näher, die Thür ging auf und Alonso, mit Titel und Würden: Herr Doctor Alonso Peck, Schriftsteller und Vorstandsmitglied vieler patriotisch-nationaler Vereine, lag in seinen Armen. Nein, nur Alonso und August, August und Alonso umarmten sich. Freund an Freundesbrust. Denn welche Unterschiede und Namen des Standes und Berufs und des gesellschaftlichen Wirkungskreises zergehen nicht, wie Eis in der Frühlingssonne, vor der herzerwärmenden Gluth wahrer Freundschaft? Und die einigte wirklich die Beiden schon vor fünfundzwanzig Jahren, da sie sich das letzte Mal gesehen hatten, und jetzt, das fühlten sie, war ihr Glanz und Feuer nicht vermindert.

„Wie wohl und gesund Du aussiehst,“ sagte Alonso, als der erste Sturm der Wiedersehens-Freude vorüber war.

„Ja, man wird wetterfest,“ erklärte Tunderberg mit vergnügtem Lachen in seinem gebräunten Gesicht. Dabei erfaßte der durch die Stube wehende Luftzug eine Strähne seines langen Haupthaares, so daß sie ein wenig flatterte.

Peck sah es und rief erschreckt: „Himmel, es zieht! Entschuldige!“ Damit entzog er sich der freundschaftlichen Umschlingung, sprang mit Hast nach dem Fenster an der Nordwand und schloß es.

„Ah, lieber Freund,“ sagte der Gast, „mir thut's garnichts. Ich hab's eben vorhin selbst aufgemacht!“

„Nur nicht die Nordseite, nur nicht die Nordseite,“ rief Alonso mit sehr bedenklicher Miene, und setzte erklärend hinzu: „'s sind nämlich Torfwiesen da drüben, und wenn der Wind von dort kommt, so . .

Aber der Freund ließ ihn nicht weiter reden, sondern er unterbrach ihn und sagte: „Na, meinetwegen! Aber erzähl' mir lieber, wie Dir's geht, was Du treibst, ja kurz, wie sich's lebt im neuen Deutschen Reiche! Excellently, versteht sich! Ah, Du glaubst nicht, was das da draußen auf uns für 'nen Eindruck gemacht hat. Dieser Euer Aufschwung und nach der früheren Elendigkeit so mit einem Male diese Macht und Größe, und wenn's immer heißt: Germany rises! Eh, weißt Du, ich bin gekommen, um's mir aus der Nähe anzusehen, auch was davon zu haben und, kurz, alter Peck, ich bleibe hier.“ Und mit dem Ausdruck einer Freude, die vom Herzen kam, schüttelte er dem Jugendfreunde auf's Neue die Hand.

Doctor Peck, — wie wäre er sonst Mitglied, ja Vorsitzender patriotisch-nationaler Vereine geworden, — war wirklich ein begeisterter Reichsfreund, und schwerlich konnte unseres Vaterlandes gewonnene Größe und Herrlichkeit in der Seele irgend eines seiner Söhne heller widerglänzen, als in seiner. Darum läßt sich's denken, daß das von seinem August angeregte Thema in seinem Gemüthe laut wiedertönte. So bekräftigte er denn mit beredten Worten den Glanz und den Ruhm der Gegenwart, schilderte den Fortschritt auf allen Gebieten, die Zunahme am äußeren Wohlstande, wie auch, — so drückte er sich aus, — an den idealen Gütern auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft.

Mit großem Vergnügen hörte ihm Tunderberg zu, nickte wiederholt zustimmend mit seinem Löwenhaupte und schlug mit seiner breiten Hand seinem Freunde, der sich mit ihm auf's Sopha niedergesetzt hatte, auf's Knie, indem er sagte: „Ja, that's it, that's it!“

„Die Wissenschaft —,“ fuhr der vom Gegenstand seiner Rede immer mehr angefeuerte Peck fort, „welche hohe Staffel der Vollkommenheit hat sie bei uns erreicht! Wie reich ist der Gewinn, den sie aus der politischen und nationalen Erneuerung Deutschlands gezogen hat; nicht die freilich, die in haltlosen Speculationen Begriffe aus Begriffen spinnt und von Abstraction zu Abstraction führt, bis ihr der Athem ausgeht, sondern die forschende, in die letzten Ursachen des wirkenden Lebens eindringende und darum auf das wirkliche Leben heilsam einflußreiche.

„That's it, that's it,“ sagte Alonso's Zuhörer wieder, mit Bewunderung seinen beredten und gelehrten Freund betrachtend und dabei seiner eigenen Unzulänglichkeit sich bewußt, „grad das mein' ich auch; denn wozu ist denn die Wissenschaft, von der man nichts hat und die den Leuten nicht wirklich weiter hilft. Na, und Du?“ fuhr er fort mit einem neuen kräftigen Schlage auf Peck's Knie, „was treibst Du denn nu so? Immer noch tief in Studien? Schreibst? Bist 'n berühmter Mann? Sammelst Geld? — Ah, mußt aber nicht zu viel davon machen, alter Junge,“ setzte er hinzu, mit einem theilnehmenden Blick in des Freundes allerdings blasses Angesicht.

„Ich habe jetzt ein Werk unter der Feder,“ erklärte der so Gefragte und Ermahnte, „das meine Kräfte ziemlich stark in Anspruch nimmt. Indeß,“ bemerkte er, „ich verspreche mir viel davon.“

„Na, das freut mich,“ erklärte August Tunderberg schmunzelnd und schlug dabei seine Riesenhände mehrmals in einander; „das freut mich wirklich recht sehr. Und von was handelt's denn, mein Junge?“

„Eben die Physiognomie der Zeit,“ erwiderte der Gefragte, „die Errungenschaften unserer Cultur, von denen ich sprach, in ein Gemälde, so zu sagen, zusammenzufassen und zur Anschauung zu bringen, und zu entwickeln, wie es nun gilt, sie zu verwerthen für die Erhöhung des nationalen, des Familien- und des individuellen Lebens, dies ist das große Thema meines Werkes. Und um gleich in seinem Titel das große Ziel, das mir vorschwebt, zu bezeichnen, habe ich's ‚Schlüssel zur menschlichen Glückseligkeit‘ genannt.“

„Das ist aber wirklich großartig,“ bemerkte der Gast aus Amerika nicht ohne Genugthuung, einen solchen Gelehrten zum Freunde zu haben; doch aber noch mit auftauchenden Zweifeln darüber kämpfend, ob nicht Jemand, der den Schlüssel zur Glückseligkeit gefunden hätte, eigentlich etwas anders aussehen müßte, als sein nicht bloß blasser, sondern dazu auch nervös und abgespannt um sich blickender einstiger Jugendgespiel.

Erst jetzt ward ihm das eigenthümlich angegriffene, wie es ihm vorkam, verärgerte Aussehen des Doctors recht bemerklich und er begriff, daß mit dem lustigen Burschen von früheren Jahren doch eine große Veränderung vorgegangen war; aber das war wohl nur das Aeußere und hatte wer weiß welchen Grund.

„Du bleibst doch bei uns?“ fragte Peck; verbesserte sich aber sogleich und sagte: „Ei, das versteht sich ja von selbst und wir lassen Dich sobald nicht wieder los.“

„Well,“ rief Tunderberg mit seinem gewohnten dröhnenden Lachen; „mit Vergnügen, mit großem Vergnügen. Ach Du glaubst nicht, lieber Junge, wie so ein alter Junggeselle von da drüben sich nach dem deutschen, gemüthlichen Familienleben sehnt.“

Und von freundschaftlichem Drange getrieben, legte er seinen Arm um seines Alonso Schulter. „Willkommen denn,“ rief der, „noch einmal willkommen!“

In so freundlicher Gruppe fand die Beiden Frau Erdmuthe, die eben jetzt in die Stube trat, um anzuzeigen, daß das Abendessen bereit stünde. Auch sie war sehr erfreut und sprach das aus, als ihr Gatte ihr mittheilte, daß ihr Gast sich gefallen lassen wolle, bei ihnen zu herbergen.

„Doch nun Deine Sachen,“ sagte Alonso, „wo sind sie?“

„Welche Sachen?“ fragte August.

„Nun, ich meine Koffer und Gepäck und kurz, was Du auf der Reise mit Dir führst!“

Tunderberg sah seinen Freund erstaunt an. „Koffer, Kisten, Schachteln ꝛc. und all der Trödelkram, mit dem man sich unterwegs umherschleppt, vom Schiff zur Eisenbahn, von der Eisenbahn in den Wagen, vom Wagen in den Gasthof . . . Warum nicht gar!“ Er fuhr mit seinen beiden Händen in die Taschen seiner weiten Hosen und sagte: „Eh, eh, das ist überwundener Standpunkt!“

„Aber Du willst doch nicht sagen, daß Du gar nichts mit Dir führst?“ fragte Alonso.

„Nicht die Bohne,“ erklärte August. Doch er verbesserte sich und sagte, aus seinem Rocke ein Taschentuch und ein kleines Päckchen hervorziehend: „Hier, Kamm und Bürste und das Taschentuch, das ich mir unterwegs selber wasche und dort — den Regenschirm.“

Auch Frau Erdmuthe drückte ihre Verwunderung über diese Bedürfnißlosigkeit aus.

„Aber meine theure Madam,“ erklärte Herr Tunderberg, „es ist das einzig Vernünftige; wer wird denn in unseren Tagen sich noch mit Gepäck auf der Reise beladen. Für Geld kann man ja jetzt in jedem Dorfe Alles haben, was man braucht, Wäsche und dergl., und wenn's Noth thut, kauft man neue. Nein, ich reise wie ich gehe und stehe, und hab' so viel Umstände und Verdruß weniger.“

Erdmuthe meinte lächelnd: „da sähe man die praktischen Amerikaner,“ indem sie ihren Arm in den dargebotenen des Gastes legte. Er verband diesen Dienst seiner Ritterschaft mit einer höflichen Verbeugung, deren Ausführung wir schon aus naturwissenschaftlichen Gründen nicht als löwenartig bezeichnen dürfen. Denn von einem in irgend einer Weise sich verbeugenden Leuen hat man ja nie etwas gehört; um so fester jedoch bestehen wir darauf, daß die Verneigung einen bärenmäßigen Eindruck machte.

Dr. Alonso Peck aber folgte dem voranschreitenden Paare nicht, ohne daß er zuvor aus einem Fläschchen, das er aus seiner Rocktasche zog, in der Stube, die man verließ, einige Tropfen nach allen vier Himmelsrichtungen versprengte. Die Tropfen verbreiteten augenblicklich einen ziemlich scharfen Geruch und er murmelte dabei leise, wie nach der allgemeinen Annahme Beschwörer leise murmeln, etwas das wie „Desinfection“ klang.

2.

Bei Tische.

Bereits war man im Eßzimmer angelangt, als die Thür sich öffnete und fünf Knaben hereintraten. Sowohl, daß es in gehöriger, nach der Größe abgestufter Ordnung geschah, wie auch der Umstand, daß die „Kinder des Hauses“ offenbar einer sorgfältigen Haupthaar-Bürstung und allgemeinen Kragen- und Anzugszurechtzupfung unterzogen worden waren, bewies, daß mütterliche Fürsorge sie mit der geschehenen Ankunft des fremden „Onkels“ bekannt und mit den entsprechenden Mahnungen ausgerüstet hatte. Doch ehe das Knaben-Fünfgespann dazu kam, diese letzteren zu befolgen, sich artig aufzustellen und den Gast, wie gute Kinder müssen, zu begrüßen, erscholl aus Tunderberg's Munde unter herzlichem Lachen ein lauter Jubelruf, indem er zugleich mitten unter die Peckischen Sprößlinge eilte und einen nach dem anderen hoch in die Luft schwang.

„Ha, wir kennen uns schon,“ rief er dabei, „gute Freunde, alles gute Freunde mit einander. — War's nicht schön auf'm Kameele?“ Er lachte wieder und machte mit lautem Bumbum das Gedröhn einer Pauke nach.

Allerdings stimmten alle fünf Kinder in dies lustige Wesen des Gastes mit lauter Freude ein; doch nur die kleineren überließen sich ihr mit sorglosem Lachen, während die größeren unter den Brüdern einen scheuen Blick nach dem Vater lenkten und sichtlich etwas von Schuldbewußtsein in ihrer Miene ausdrückten.

Wirklich ließ Peck keinerlei Vergnügen über diese, sich als ein Wiedersehen kundgebende Begrüßung merken und zeigte sich besonders bei Erwähnung des nützlichen Wüstenlastthieres beunruhigt.

„Ihr seid auf einem Kameel geritten?“ fragte er seinen ältesten Sprößling mit hochgehobenen Brauen.

„Just so, lieber Junge,“ sagte der Amerikaner, der Antwort des verlegen schweigenden Knaben zuvorkommend, sehr vergnügt, „Alle zusammen wie die Haymonskinder auf 'nem echten und wirklichen Kamele, von 'nem Slovaken herumgeführt, gerad' wie vor vierzig Jahren, weißt du. 's war mir ganz heimathlich, als ich den Kerl sah mit 'm Trampelthier und oben auf seinem Kopfe den Affen in der bunten Jacke. — Ei und dann erst die Kinder — I say — sie standen gerad so herum, wie wir damals und hernach erst der Jubel, als ich sie der Reih' nach aufsitzen ließ — jede Abtheilung drei Mal rum, — na Jungen, war's nicht schön?“

Die so Aufgerufenen stimmten mit lautem Ja zu und drängten sich vergnügt an den Sprecher. Aber ihr Erzeuger zeigte sich gar nicht erfreut.

„Ich finde es doch sehr unvorsichtig — ja bedenklich, Kinder auf diese Weise mit Thieren von dergleichen herumziehendem Volk in Berührung kommen zu lassen!“ versetzte er.

„By heavens, warum denn!“ rief August Tunderberg.

„Wegen Gefahr contagiöser Ansteckung,“ antwortete Alonso.

„Was?“ fragte der Jugendfreund.

„Es ist constatirt, daß solche Thiere häufig Infectionsträger sind, August.“

„Was für Träger,“ fragte der wieder.

„Durch solche Dinge,“ versetzte Peck erläuternd, „können leicht sehr gefährliche Krankheiten in's Haus geschleppt werden: Scharlach, Typhus . . .“

Schon nahm wirklich bei der Nennung dieser Schrecknisse des Hausvaters Angesicht den Ausdruck des Geängstigtseins an und ein eigenthümlich unruhiges Zucken bewegte seine Lippen; aber weniger freilich das ungläubige Schütteln des Löwenhauptes von Seiten seines Gastes, als die Bemerkung der Mutter, die Kinder wären ja umgekleidet und in ihre Sonntagsanzüge gesteckt, beschwichtigte den Besorgten soweit, daß er den Kameelsritt nicht weiter besprach und seine Kinder, gewiß auch aus freundschaftlicher Rücksicht auf ihren Verführer, nicht ausschalt.

Man saß zu Tische nieder. —

„Wie heißt Ihr Jungen denn eigentlich?“ fragte Tunderberg unter'm Essen.

„Alf — Gehrt — Will — Rolf — Curt,“ lautete der Bescheid.

„Lauter kurze Namen,“ bezeugte der Peckische Jugendfreund.

„Und wie Du wohl bemerkt hast, auch in der Abfolge der Vocale wohlgeordnete,“ fügte Alonso hinzu.

„Wahrhaftig,“ rief Augustus, „a — e — i — o — u! sieh 'mal an, das stimmt ja prächtig.“

„Ich wünschte damit,“ erklärte der Vater, auf seine Sprößlinge blickend, „sogleich bei der Geburt meiner Kinder die Absicht auszudrücken und die Notwendigkeit, daß ihre Erziehung, — entsprechend der Höhe der in der Gegenwart verlangten Einsichten, — systematisch geregelt werde und bei ihr überall, auch im Kleinsten ein bewußter Plan obwalte. Planmäßigkeit, Fürsorge, möglichste Ausschließung alles blos Zufälligen, Instinctiven muß in der That das Princip unserer nationalen Erziehung sein und ist auch mein Princip, — und das meiner Frau.“

Der letzte Zusatz kam etwas zögernd heraus und war von einem Blick nach der Gattin begleitet, der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

allerdings vom Elemente der Mahnung, sich dem bezeichnenden herrlichen Princip zu fügen ein gut Theil in sich schloß.

Doch Tunderberg's Beobachtungskraft und -Lust reichte nicht hin, um dergleichen wahrzunehmen. Er sagte also nur:

„Ja, ja, ich seh', ich seh': Ihr seid weiter gekommen. — Zu unseren Zeiten verstand man das noch nicht so. Ah, Madam, was sind wir damals herumgetollt, was für Streiche! Haha! — Wie Du in den Moorgraben fielst bis an den Hals, Peck, weißt Du, und ich Dich hernach unter die Plumpe brachte! Ach, die schöne Jugendzeit!"

Aber dem Angeredeten war diese Erinnerung nicht willkommen, wenigstens nicht in diesem Augenblicke. „Man war damals in der That unbegreiflich sorglos," sagte er.

„Aber potztausend," rief Tunderberg, „wir konnten auch 'nen Puff vertragen, sollt ich meinen!"

Dr. Peck zuckte mit den Achseln ziemlich verlegen, als lastete die Erinnerung an eine so abgehärtete Jugend wie ein Vorwurf auf seiner Seele, und wirklich, wenn er Recht hatte, so winkte darin seinen Kindern eine bessere Zukunft, denn sie sahen sämmtlich mehr oder weniger schwächlich und verzärtelt aus.

Wahrscheinlich geschah es in Verbindung mit diesem Eindruck, daß der Ankömmling aus Amerika den Ruf hören ließ: „Aber Jungen, Ihr eßt ja wie die Kanarienvögel," und dem ihm zunächst sitzenden Kleinsten „U"-Peck von der auf dem Tische stehenden Fruchtschale eine Hand voll Pflaumen zuschob, nach denen, wie er bemerkt hatte, Kurt's etwas hohle Augen mit Verlangen geblickt hatten.

„Iß, iß, mein Jüngelchen," sagte er dabei ermunternd, „das ist was für Dich."

Schon griff der Kleine mit dankbarem Blick auf den Spender nach der lockenden Frucht, als die väterliche Hand nicht ohne Heftigkeit ihr den Weg nach dem Munde mit sicherem Griff verlegte.

„Um Himmels willen doch nicht mit der Schale." Beinahe im Tone des Entsetzens wurden diese Worte gesprochen.

„Na, Peck," bat Tunderberg begütigend, „laß doch den Jungen essen, wie's ihm schmeckt. Man wird doch keine Pflaume schälen wollen!"

Aber das Oberhaupt der Peck'schen Familie blieb hart:

„In keinem Falle," äußerte er, „kann ich das gestatten."

„By heavens, warum denn nicht?"

„Weil gerade an der Pflaumenschale, wie festgestellt ist, die für Kinder allergefährlichsten Bacillen haften," erklärte hier Dr. Peck mit Nachdruck.

„Was für Dinger?" fragte der Gast erstaunt.

„Nun die schlimmsten Krankheitserreger, z.B. Tuberkel-Bacillen, Diphtherie-Bacillen, Streptococcen ꝛc."

„Davon, Freund," erklärte Tunderberg, Messer und Gabel hinlegend und sich zurücklehnend, „davon, weißt Du, hab ich mein Lebtag nichts gehört. Himmel, dann sind ja die Pflaumen hier in Deutschland reines Gift, ha, und sie schmecken doch so schön. — Aber, sag' mal, was sind denn nun eigentlich Bacillen?"

„Unendlich kleine Lebewesen," belehrte der Gefragte, „die man nur mit Hülfe des Mikroskops wahrnehmen kann und deren verderbliche Bedeutung für den menschlichen Organismus erkannt zu haben einer der höchsten Triumphe der exacten Methodik der neueren Wissenschaft ist. Vermögen doch unsere Forscher bereits, um nur dies zu sagen, den Komma-Bacillus zu züchten, der in freilich noch nicht ganz aufgehellter Weise die Cholera verschuldet, und selbst schon den Tuberkel-Bacillus stellt unser großer Koch in Reinculturen dar!"

Der Blick, mit dem er bei diesen Worten aufsah, war der einer begeisterten Bewunderung, als zögen die von ihm berufenen wissenschaftlichen Größen im Siegeswagen an seinen Augen vorüber. Aber sein dergestalt belehrter Zuhörer, so bereit er sich auch erklärt hatte zur Mitfreude an den von seinem alten Vaterlande errungenen Siegen jeder Art, zeigte sich von dem Vernommenen zum Vivatrufen durchaus nicht aufgelegt. Im Gegentheil, es kam sehr ärgerlich heraus, als er rief:

„Was, solche Beester gar noch züchten?"

„Es ist die Vorbedingung zu allen anderen Versuchen," erklärte Alonso eifrig.

„Zu welchen?" fragte der Jugendfreund.

„Vor Allem zu denen," erwiderte Peck, „die das Vermögen der Bacillen beweisen, die Krankheit wirklich hervorzurufen."

„Ein schönes Vermögen," bemerkte August Tunderberg.

„Und es ist nachgewiesen," fuhr Alonso mit dem Ausdruck stolzer Freude in seinem blassen Angesichte fort, „durch alle die hundert Kaninchen, Katzen, Hunde, Affen ꝛc., die durch methodische Inoculation zu richtiger Cholera und Lungenschwindsucht mit allen Symptomen glücklich verseucht sind!"

„Das ist ja eine verd—, ah, entschuldigen Sie, Madam, ich wollte fragen: wie wird denn diese schauderhafte Thierquälerei bestraft hier zu Lande?" Die Löwenmähne ward heftig geschüttelt bei dieser Frage und eine geballte Riesenhand schlug so nachdrücklich auf den Tisch, daß die Beiden „O"- und „U"-Kinder, als die schreckhaftesten, sich an ihre Mutter schmiegten, zu deren Seiten ihnen die Plätze angewiesen waren.

„Bestraft!" rief das Oberhaupt der Familie mit nachsichtiger aber entschiedener Zurückweisung solches hinterwäldlerischen Gedankens. „Freund, es handelt sich um die Wissenschaft!"

„Zum Kuckuck mit der Wissenschaft, die Bacillen züchtet und dann mit diesen Scheusalen das arme Viehzeug umbringt."

Jetzt fühlt sich Dr. Peck schon als Mitglied mehrfacher wissenschaftlicher Vereine aufgerufen, die in solchen Worten ausgedrückte Geringschätzung moderner Hochcultur gebührend zurückzuweisen, ganz abgesehen davon, daß ihm diese Pflicht durch sein reges Nationalbewußtsein verstärkt ward. Er schickte sich also zu einer Aussprache über die Wissenschaft an, die gewiß sehr beredt ausgefallen wäre, denn er war Kenner und ein begeisterter. Indeß er kam nicht zur Ausführung seines Vorhabens, nicht einmal zum Anfang davon, denn sein dritter Sprößling, nämlich der mit dem Punkte auf seinem Vocale, zog den väterlichen Blick auf sich durch wiederholtes Flüstern, mit dem er sich zu seiner ihm gegenüber sitzenden Mutter bog. Der flehende Ausdruck im Gesichtchen des Kleinen gab der Geberde etwas Rührendes und ohne Zweifel empfand das auch Frau Erdmuthe; denn die zurückweisende Miene, mit der sie nach dem Vater hinwinkte, war eine sanft begütigende.

„Was hat denn Will?" fragte der Gatte.

„Er will wieder Wasser!" beschied die Gattin mit einem ergebungsvollem Blicke, als hätte sie einen sehr schlimmen Charakterzug des Kindes kund zu thun. Augustus allerdings schien das Gelüsten des Kleinen nicht so aufzufassen; denn sofort hatte er aus der Wasserflasche vor ihm ein Glas, das daneben stand, gefüllt und reichte es hinüber mit der Ermunterung:

„Da trink, mein Junge!"

Aber Will schob den ihm gebotenen Trunk zurück und sagte kleinlaut:

„Frisches!"

„Ja, wirklich, das Wasser ist nicht gut, Peck," bemerkte Augustus, der jetzt erst wahrnahm, daß der Inhalt des Glases einen starken Stich in's Gelbe hatte.

„'s hat die Farbe vom Rum," erklärte der Vater, „den ich zugesetzt habe, und Will darf kein anderes trinken, durchaus nicht." Er sprach das Verbot mit finster gefalteter Stirn und einer Bewegung seiner Hand (es war eine nervöse Hand, blaß und mit sichtbar erhöhten blauen Adern), die bestimmt schien, auch Erdmuthen besonders den Ausspruch einzuschärfen. Wirklich sah sie mit resignirter Miene schweigend vor sich hin, sodaß ein scharfer Beobachter ohne Schwierigkeit auf eine Art Mitschuld ihrerseits in dieser häuslichen Wasserfrage geschlossen hätte. Vielleicht merkte der Gast so etwas, als er begütigend sagte:

„Aber, lieber Freund, laß doch den Jungen Plumpenwasser trinken, so viel er will!"

„Plumpenwasser!!" Peck wiederholte das Wort, als sähe er sich etwa aufgefordert, seine Angehörigen mit Schierlingssaft zu vergiften. „Plumpenwasser, hier, wo der ganze Grund mit den Resten zerfallener Algen, Bakterien und Diatomeen durchzogen ist! — Nun, zum Glück: die Plumpe ist längst vernagelt und wenigstens diese Sorge bin ich los!"

„Sie gab so klares und herzhaft schmeckendes Wasser," bemerkte Erdmuthe bescheiden, wie in unabsichtlicher Erinnerung an einst gehabten, nun für immer versagten Genuß.

Aber so verzichtungsvoll auch ihre Worte gesprochen wurden, den zuhörenden Verfasser des Schlüssels zur menschlichen Glückseligkeit stießen sie auch den zur ferneren Geduld aus der Hand. Denn mit heftigen Zucken seiner Achseln und Zusammenschlagen seiner Hände wandte er sich an seinen Freund und sprach:

„O, diese Frauen! Entsetzlich, sieh' mal, August: ich hab' ihr damals die Analyse Professor Sozwar's vorgelegt: ‚gefahrdrohend' hatte er selber darunter bemerkt. Und nun beruft sich diese Frau auf klares Aussehen, reinen Geschmack —"

Allerdings war ja dieser Beweis weiblicher Unzugänglichkeit für wissenschaftliche Ueberführung wuchtig genug. Auch Tunderberg widersprach ihm nicht; er stellte nur die Frage:

„Na, was trinkt Ihr denn aber für Wasser?"

„Filtrirtes!" antwortete Peck.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die deutsche Sappho.

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Todestage von Anna Luise Karsch, am 12. October 1891.

Von Arthur Hammer.

Siehe das Portrait auf Seite 148.

Die Schöngeister des vorigen Jahrhunderts liebten die ausschmückenden Beiwörter aus der klassischen, griechischen und römischen Zeit. Es gab deutsche Pindare, deutsche Theokrits, deutsche Horaze, deutsche Anakreons und deutsche Virgile; es lag daher durchaus nahe, daß auch eine deutsche Sappho geschaffen wurde. Der Dichter der „Kriegslieder von einem preußischen Grenadier", der Kanonicus des Stiftes Walbeck zu Halberstadt, J. W. L. Gleim, hatte die Galanterie, eine Volksdichterin, Anna Luise Karsch, also zu bezeichnen. Dieses Prädicat blieb seitdem der Ahnfrau aller deutschen Blaustrümpfe erb- und eigenthümlich, wie sehr auch Johann Gottfried von Herder und andere berühmte Dichter gegen jene Titulatur eiferten; ja die „Karschin" fand diesen Vergleich mit ihrer griechischen Collegin so treffend, daß sie selbst in ihren Liedern wiederholt sich „die deutsche Sappho" nannte.

Gewiß hatte die Volks-, Natur- und vaterländische Dichterin Anna Luise Dürbach, welche in einem märkischen Dorfe am 1. December 1722 in den dürftigsten Verhältnissen geboren und am 12. October 1791 in Berlin von hienieden abberufen wurde, nur wenige Berührungspunkte mit der sagenhaften Dichterin aus Lesbos; diese war, der Ueberlieferung zufolge, die größte Poetin des Alterthums, die schlesische Bäuerin aber kann man bei aller Anerkennung ihres Talentes denn doch kaum zu den Sternen ersten Ranges am Himmel der Dichtkunst rechnen. Die Sappho war mit einem reichen Manne verheirathet und lebte stets in geordneten Verhältnissen; die deutsche Sängerin hatte von der Wiege bis zum Grabe fast immer, mit nur kurzer Unterbrechung, die traurigste Armuth, den Hunger und das Elend zu Begleitern; die Sappho soll sich angeblich aus Verzweiflung darüber, daß der schöne Jüngling Phaon ihre Liebe verschmähte, vom leukadischen Felsen in's Meer gestürzt haben, — die Karschin hauchte ihren Liebesschmerz und ihre Enttäuschungen nur in Liedern aus, starb aber eines natürlichen Todes. Nicht einmal in der äußeren Erscheinung der beiden Damen konnte man eine Aehnlichkeit nachweisen. Die hellenische Lyrikerin war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, die man in Erz und Marmor, auf Bildsäulen und Münzen verewigte, — die Dichterin im Jahrhundert Friedrichs des Großen war nichts weniger als schön; die Grazien saßen nicht an ihrer Wiege, und die von ihr vorhandenen Porträts beweisen, daß sie nichts Klassisches in ihrem Antlitz hatte.

Und doch lag für Gleim, Ramler und Sulzer und alle übrigen Gönner und Verehrer der Karschin, der Vergleich mit der griechischen Verskünstlerin ziemlich nahe. Sie sahen urplötzlich am Himmel der deutschen Literatur der vorklassischen Zeit einen weiblichen Genius auftauchen, welcher feurige Liebeslieder sang und dem Helden des Jahrhunderts, Friedrich dem Großen, in begeisterter Weise huldigte, das Walten Gottes, die Wunder der Natur und die Regungen des menschlichen Herzens in leicht hingeworfenen, oft sehr flüchtigen und holperigen, aber immerhin von hervorragender Begabung zeugenden Versen poetisch schilderte, — wie sollte man eine solche Erscheinung, einen derartigen Kometen im Jahrhundert der Ziernamen bezeichnen? Mit dem Begriffe der deutschen Sappho verbanden ihre Bewunderer die Virtuosität der Lyrikerin, die verblüffende Stegreifdichtungsfertigkeit, die Fülle und Mannigfaltigkeit der poetischen Begabung! Man dachte nicht an die glühende Innigkeit der Empfindung, an die Anmuth und den Wohllaut der Sprache, an die Weichheit der Rhythmen, welche die Dichtungen der Lesbierin zu solch werthvollen Kleinodien der griechischen Muse gestalteten; es genügte, daß aus dem Volke heraus ein Talent hervorgegangen, welches ohne Anleitung, ohne gelehrte oder wissenschaftliche Studien, ohne Vorbilder und Muster in die Saiten der Leier gegriffen, um mit dem Worte von der deutschen Sappho gleich bei der Hand zu sein.

Heutzutage freilich theilen beide das Schicksal der Vergessenheit und sind daher in diesem einen Punkte einander gleich, — immerhin war jedoch das Leben und Dichten der Karschin ein so merkwürdiges und eigenartiges, ihre Erlebnisse und Schicksale waren so sehr vom Reiz der Romantik und des Abenteuerlichen umflossen, und sie war in der deutschen Literatur eine so seltsame, einzig in ihrer Art dastehende Erscheinung, daß es sich wohl verlohnt, anläßlich ihres Säculartages ihrer etwas eingehender zu gedenken.

Wie ein Märchen aus alten Zeiten, wie ein fortgesetztes Martyrium erscheint uns das Erdenwallen der Karschin, die auf „dem Hammer", einer zwischen Züllichau und Crossen, nahe der niederschlesischen Grenze bei Schwiebus gelegenen Meierei, geboren wurde. Das Kind brachte als Erbtheil nicht allein die Dürftigkeit, sondern auch die Häßlichkeit auf die Welt mit. Ihre Enkelin, die später als Dichterin und Librettistin, — sie verfaßte u. A. den Text zur Oper Euryanthe von Weber, — bekannt gewordene Helmine von Chézy rühmt zwar die blühende Gesichtsfarbe, die strahlenden Augen, die leuchtende und liebliche Stirne, die purpurnen Lippen, die kastanienbraunen, wie Gold glänzenden Haare, den regelmäßigen und schlanken Wuchs der Großmutter, aber andere Zeitgenossen und die Bilder der Karschin beweisen das Gegentheil. War aber auch die Bäuerin nicht mit den Grazien im Bunde, so bekundete sie doch schon in frühester Kindheit, daß die Götter auf ihre Stirne den Weihekuß der Poesie gedrückt hatten. Mit sechs Jahren verlor sie ihren Vater, und die Mutter, welche mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, konnte nichts für ihre Ausbildung thun, — nur ein Oheim, ein verwitweter Justizamtmann, nahm sich der Kleinen an und ließ sie im Schreiben und Lesen unterrichten. Hier zeigte sich ihre Wißbegierde, ihr Lesedurst und die lebhafte Einbildungskraft, welche sie später zur Dichterin stempelte. Der beschränkten Mutter wollte aber die „Bildung", welche ihrer Tochter zu Theil wurde, nicht behagen, deshalb unterbrach sie gewaltsam die Studien Anna Luisens und nahm sie zu sich, wo sie allerlei schwere häusliche Arbeiten verrichten mußte. Daneben versah das Kind auch die Stelle einer Hirtin auf dem Vorwerk, welches ihr Stiefvater gepachtet hatte. Drei Jahre lang währte dieses Hirtenleben, und in unmittelbarer Berührung mit der Natur, sinnend und träumend, versuchte sie ihre ersten Gedichte, welche sich durch ihre Frische und Waldursprünglichkeit auszeichneten.

Da die Bauernmagd für Feldarbeit keinen ausgeprägten Sinn hatte und lieber über ihren Büchern brütete, wurde sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

von ihrer Mutter zu einer Näherin in die Lehre gegeben, wobei sie, wie im Elternhause, sich fleißig in der Kunst des — Hungerns üben konnte, und mit sechzehn Jahren verheirathete man sie mit dem Tuchweber Hirsekorn, der sie jedoch nicht aus Liebe, sondern aus Habgier ehelichte: er hatte auf einige tausend Thaler Mitgift gehofft und rächte sich für diese Enttäuschung an der Aermsten oft in grausamster Weise.

Diese Ehe war eine trostlose, — zumal die junge Frau leider gar keinen häuslichen Sinn besaß, wie sehr sie auch bestrebt war, durch Liebe, Treue und sklavische Unterwürfigkeit die Sympathien ihres Mannes zu gewinnen. Die prosaische Natur unseres Tuchwebers zeigte nicht das geringste Verständniß für ihre dichterischen Versuche, und in seinem Zähzorne mißhandelte er die ihm Verhaßte wiederholt, obschon sie vier Kindern das Leben gegeben hatte. Das Ende vom Liede war, daß er sich von ihr scheiden ließ und sie nach elfjähriger Ehe von sich stieß. In einem an den Aesthetiker Sulzer gerichteten Briefe schreibt sie später: „Unsere Gemüther harmonirten schlecht; mein weiches, schmelzendes Herz, meine Zärtlichkeit und seine Begierde nach Reichthümern waren viel zu sehr verschieden, als daß eine Glückseligkeit in unserer Vereinigung möglich gewesen wäre . . . dem Charakter meines Mannes fehlte es nicht an sehr guten Seiten; er war ein guter Wirth, ein Feind aller Völlerei und hatte die Gabe, sich bei Jedermann beliebt zu machen, aber es fehlte ihm das Vermögen, sich selbst zu beherrschen, es war ihm nicht möglich, mit meinem Herzen bekannt zu werden."

All die Martern einer verfehlten Ehe hätte die Unglückliche schwerlich ertragen, wenn ihr in der Dichtkunst nicht eine Trösterin erstanden wäre. Sie verfaßte schon damals zahlreiche Liebes-, Volks- und geistliche Lieder, besonders aber fühlte sie sich durch die weltbewegenden Thaten Friedrichs des Großen zu feurigen Oden und Hymnen zu Ehren des gewaltigen Königs angefeuert.

Sie sann und grübelte nicht lange nach, — der Quell ihrer Poesie sprudelte frisch und ungezwungen, und bald verbreitete sich der Ruf der poetischen Bäuerin in weiteren Kreisen. Diese Gelegenheits-Dichtungen machten sie nicht allein bekannt, sondern brachten ihr auch was ein, und wenn's kein Geld gab, so war sie auch mit Naturalien, z. B. Kartoffeln und Schinken, sehr zufrieden; denn schon damals zeigte sich ihre Findigkeit, wohlhabende und einflußreiche Leute zu besingen, auf deren Geburts-, Namens- und Hochzeitstage Carmina zu verfassen und durch den Erlös solcher Erzeugnisse sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen.

Trotz der schlimmen Erfahrungen Anna Luisens in der Ehe war sie leichtsinnig genug, nach dreiviertel Jahren wieder einem Manne die Hand zum Lebensbunde zu reichen, — es war dies der Schneider Karsch.

Anna Luise kam nun vom Regen in die Traufe, denn ihr zweiter Mann war ein arbeitsscheuer Trunkenbold und machte ihr das Leben zur Hölle. Ihre Haushaltung wurde täglich zerrütteter, — und als ihre Verzweiflung den Gipfelpunkt erreicht hatte, griff sie zu einem abscheulichen und verwerflichen Mittel, um sich von ihm zu befreien: sie trat mit einer falschen Anklage gegen ihn auf und bewirkte, daß er Zeitlebens unter die Soldaten gesteckt wurde. Diese Thatsache beweist, daß die Karschin kein Gemüth hatte. Selbst ihre Enkelin, die genannte Helmine von Chezy, kann nicht umhin, zu bemerken: „Eine fiscalische Anklage hatte Dich, den Großvater, bei den Oberen angeschwärzt. Deine eigene Frau hatte diese erregt, und sie drang durch. Du wehrloser Mann, ohne Schutz und Freund, wurdest als Bürger herausgehoben aus Deinen bürgerlichen Vorrechten, vor den Kommandanten geführt, der nach den Gesetzen keine Macht über Dich hatte, und als preußischer Soldat eingekleidet . . . Seine Bestürzung, sein Flehen zu seiner Luise, sein Händeringen, seine Vorstellungen, daß er ein privilegirter Bürger sei, der schon beinahe fünfzig Jahre alt wäre, — Alles war vergebens, er mußte seinem Schicksale folgen; sie weinte Thränen des Dankes über die Erlösung nach so langer Tyrannei."

Theils durch einen Prediger, dem sie seine eigenen, von ihr versificirten Verse in den Kirchenstuhl warf, theils durch den schlesischen Gutsbesitzer Baron von Kottwitz, der zufällig auf ihr reiches Improvisations-Talent aufmerksam wurde und sich für die beklagenswerthe Frau interessirte, wurde sie nun thatkräftig gefördert, — und siehe da! die Bäuerin, welche bisher in Fraustadt und Großglogau als eine locale Berühmtheit gelebt hatte, sollte nunmehr in der Hauptstadt Friedrich's des Großen, in Berlin, ihr Licht leuchten lassen!

Neununddreißig Jahre war die Karschin alt, als sie am 25. Januar 1761 in Berlin wie eine Fürstin ihren Einzug hielt und im Palais des österreichischen Gesandten, Grafen von Gotter, wo auch der Baron von Kottwitz sein Absteigequartier nahm, residirte und an seiner Tafel speiste. Während sie bisher in ärmlichen, zerrissenen Kleidern einherging, wählten jetzt auf Kosten ihres Gönners Kammerfrauen und Putzmacherinnen für sie die kostbarsten Gewänder aus. Welch eine Wendung!

Die Karschin, die angestaunte Stegreifdichterin, die Sängerin Friedrich's des Großen, das neu aufgetauchte Gestirn am Himmel der Berliner Dichtkunst, wurde bald die Heldin des Tages. Die vornehmsten Damen und Herren fuhren bei ihr vor, staunten sie wie ein Wunderthier an, luden sie bei sich zu Tische ein, — kurz, sie kam in Mode. Sie war aber nicht allein die Modepuppe im Schoße der Gesellschaft, sondern auch die der Literatur. Der Dichter Gleim stempelte sie, wie schon erwähnt, zur deutschen Sappho, Professor Ramler gab ihr in der Verskunst Unterricht, Professor Sulzer würdigte ihre Dichtkunst vom ästhetischen Standpunkte, Moses Mendelssohn widmete ihren Liedern eingehende kritische Betrachtungen. Ihr Ruf wuchs von Jahr zu Jahr, und sie unterhielt mit den namhaftesten Dichtern ihrer Zeit eine rege Correspondenz, ja selbst Fürstinnen und Herzoginnen, wie die Herzogin Dorothea von Kurland und Franziska von Hohenheim, die Gattin des Herzogs Eugen von Württemberg, richteten an sie Zuschriften. Christian Friedrich Daniel Schubart, der unglückliche Gefangene vom Hohenasperg, hatte der Fürsprache der Karschin bei der letztgenannten Fürstin zum nicht geringen Theile es zu danken, daß er endlich den Kerker verlassen konnte.

Welchen Eindruck ihr Erscheinen in Berlin hervorrief, spiegelt u. A. die begeisterte Zuschrift Sulzer's an Bodmer, vom 24. März 1761 wieder, wo es u. A. heißt: „Es hat sich hier im Reiche des Geschmackes eine neue und wunderbare Erscheinung gezeigt: eine Dichterin, die blos die Natur gedichtet hat und die, nur von den Musen gelehrt, große Dinge verspricht. Sie besitzt einen ausnehmenden Geist, eine sehr schnelle und glückliche Vorstellungskraft. Sie drückt sich über Alles mit der größten Fertigkeit so gut aus, wie irgend ein Mensch thun kann, der sein ganzes Leben mit Nachdenken zugebracht hat, und es kostet ihr gar nichts, die feinsten Gedanken bei jedem Gegenstande zu erzeugen und in sehr guten Versen vorzutragen. Ich zweifle daran, ob jemals ein Mensch die Sprache und den Reim so sehr in seiner Gewalt gehabt hat, als diese Frau." Mit der Zeit wurden freilich die Urtheile viel kühler, und Männer, wie G. E. Lessing, sprachen sich sogar in vernichtender Weise über sie aus, denn erstens mangelte ihr jede

Die deutsche Sappho. — Siehe Seite 147.

Selbstkritik und Tiefe, und zweitens raubten die Ramler und Sulzer durch die formale Schablone, in welche sie das Talent der Naturdichterin zu zwingen suchten, ihr Ursprünglichkeit und Naivetät.

Ihre Gönner setzten es auch durch, daß sie im Jahre 1764 von Friedrich dem Großen in Potsdam in Audienz empfangen wurde. Der Held des Jahrhunderts war von Lentulus und Catt umgeben, und lächelte, als er die phantastisch aufgeputzte Frau erblickte. Sie gestand ihm, daß sie von der „Discretion ihrer Freunde" lebe und beklagte ihr Los in beweglichen Worten, denn schon nach einem halben Jahre war Herr von Kottwitz wieder von Berlin abgereist, und sie sah sich auf's Neue dem Zufall und Elend ausgesetzt. In ganz Berlin sprach man von dieser Unterredung des Königs mit der Dichterin, welche große Hoffnungen auf dieselbe setzte, ohne daß sich dieselben erfüllten. Sie hat Alles in Allem 97 Thaler vom Könige erhalten, — die „Versorgung", auf welche sie hoffte, ist ausgeblieben. Bekanntlich wandte sie sich einst mit einem Bittgesuch an den König, der ihr aber blos zwei Thaler schickte, die sie mit Stolz und Würde zurückwies mit den Worten:

Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Erst am Abend ihres Lebens ehrte der Nachfolger Friedrich II., Friedrich Wilhelm II., die patriotische Dichterin dadurch, daß er ihr ein Haus in Berlin, — und zwar an der neuen Promenade Nr. 1, dessen dreifensterige Seitenfront in die Länge der Promenade hinabsah und mit Genien verziert war, — erbauen ließ. Man kann sich ihre Seligkeit denken; ihre Leier verherrlichte in allen möglichen Tonarten diesen Gnadenbeweis des Monarchen. Die alternde Frau erlebte aber noch andere Gunstbezeugungen Seitens des königlichen Hofes, deren Angehörige sie wiederholt auszeichneten. Sie konnte sich ihres Besitzthums übrigens nicht lange erfreuen, denn sie starb am 12. October 1791 im Alter von fast 69 Jahren.

Sind auch ihre Gedichte längst vergessen, so haben ihr doch ihr originelles Wesen und ihre Schicksale einen bleibenden, ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur verschafft. Auch muß ihr zum Ruhme nachgesagt werden, daß unter den Sängern Friedrich's des Großen sie einen der ersten Plätze einnimmt, und daß noch jetzt so manche ihrer Lieder zu Ehren des alten Fritz durch die Begeisterung und Wärme, welche aus ihnen spricht, sehr wohlthuend berühren.

Nachdruck verboten.

Ein Jugendtraum.

Novellette von L. Bürkner.

Aber, gnädigste Frau, ich muß gestehen, — dieser Ihr Wunsch, — er kommt mir wirklich ein wenig seltsam vor!"

Das hübsche, übermüthige Gesicht des jungen Offiziers hat sich ein wenig geröthet; — die schönen Braunaugen, — von denen man sagt, daß sie so unwiderstehlich zu reden wissen, schauen unsicher zu seinem Gegenüber, und die wohlgepflegte Hand zwirbelt mit nervöser Hast den blonden Schnurrbart. Dann lacht er gezwungen auf. „By Jove, wirklich ein seltsamer Wunsch," wiederholt er, „und Sie glauben, meine Gnädigste, daß dieser einfache Wunsch Ihrerseits genügen wird, um mich von einer Sache, die, — ich gestehe es, — mir zur Herzenssache geworden ist, — Abstand nehmen zu lassen?"

Die Dame ihm gegenüber neigt ruhig das schöne Haupt. Sie ist nicht mehr ganz jung, — achtundzwanzig bis dreißig vielleicht, — und hat ein bleiches, feingeschnittenes Antlitz, aus dem zwei herrliche, dunkelblaue Augen mit gleichgültigem Ausdruck in die Weite schauen. Auch in diesem Augenblick, der augenscheinlich für sie von Wichtigkeit ist, verliert sich diese Gleichgültigkeit nicht.

„Ja, ich glaube das," entgegnete sie ruhig, „und wenn Sie meine Gründe hören wollen —"

„Ich wäre wirklich neugierig."

„Es ist eigentlich nur ein Grund, — aber er schließt alle anderen ein. Ich liebe Tini zu herzlich, um sie unglücklich werden zu sehen."

„Aber, gnädige Frau, das ist doch wirklich —"

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Tini ist mir mehr als eine Verwandte, sie ist beinahe meine Tochter; ich habe sie seit Jahren erzogen, und sie ist seit meines Gatten Tode so ziemlich das einzige, woran ich noch Interesse nehme. Ich kenne das Kind wie mich selber. Sie ist noch so jung, — kaum siebzehn, — sie kennt so wenig von Welt und Leben, sie ist über ihre eigenen Gefühle noch so unklar, und ich fürchte sehr, wenn Sie bei Ihren jetzigen — Aufmerksamkeiten beharren, wird vielleicht in Tini's Herzchen ein Etwas geweckt, was ich dort noch lange schlummernd wünsche."

Der junge Offizier stand auf; er war sehr roth geworden. „Gnädige Frau, erlauben Sie mir, mich zu verabschieden."

Die Dame lächelte: „Nein, mein lieber Baron, das erlaube ich Ihnen nicht. Ich sehe zu genau, was Sie denken, und ich möchte nicht, daß Sie mit diesen Gedanken von mir hinweggingen. Ich will nur Ihr Bestes; meine kleine bescheidene Tini ist für Sie nicht das, was man ‚eine Partie' nennt. Und, wie ich Sie kenne, — wenn dies leicht entzündliche, begehrliche Herz den Gegenstand seiner Wünsche in seinem Besitz sähe, — wie schnell, wie leicht käme nicht in der Sicherheit des Besitzes die Gleichgültigkeit gegen eine Frau, die Ihnen so wenig das sein kann, was Sie von einer Frau verlangen können und werden."

„Gnädige Frau, da Sie es so zu wünschen scheinen, werde ich mich natürlich von Ihrer Fräulein Nichte so fern wie möglich halten; aber, ich gestehe Ihnen damit nicht das Recht zu —"

Die Dame sprang auf: „O, ich verstehe Sie," rief sie mit leise zitternder Stimme. „In der Ferne schmachtend stehen, — mit jedem Blicke, bei jeder Annäherung zu verstehen geben, daß zwischen Sie Beide ein trennender böser Geist getreten sei, — und das Zischeln und Flüstern ringsherum, das auch zu meines armen Kindes Ohren dringen wird, und die lieben Freundinnen, die das interessante Thema verhandeln, daß der Baron Senten, der interessante, unwiderstehliche Frauenbezwinger, jetzt zur Abwechselung einmal den kleinen Backfisch anschmachte, —"

Sie brach ab. „Ich wollte Sie nicht beleidigen, Baron Senten," sagte sie ruhiger, „und um Ihnen das zu beweisen, will ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Sie ist ziemlich kurz, und ich werde mich auch bemühen, sie nicht zu sentimental zu erzählen, ich weiß, sie schwärmen nicht besonders für sentimentale Geschichten; vielleicht, wenn sie dieselbe zu Ende gehört, versprechen Sie mir aus freien Stücken das, was ich von Ihnen wünsche. Also hören Sie:

„Es sind jetzt gerade zehn Jahre her; die Heldin meiner Geschichte war damals achtzehn und wohnte auf einem sehr einsamen Gute in — nun sagen wir in Schlesien. Man hatte das Kind so erzogen, wie solche Mädchen gewöhnlich erzogen werden. Sie hatte nach einander eine lebenslustige französische Erzieherin, die es bei ces paysans nicht aushalten konnte und ausriß, und eine sentimentale Miss, die für Landleben und Einsamkeit schwärmte und in ihren Mußestunden den Kopf ihrer Schülerinnen mit allerlei Gefühlskram anfüllte, den sie besser in ihrem eigenen behalten hätte. Eine Mutter hatte sie nicht, Schwestern auch nicht, — ihr Vater bekümmerte sich bei aller Liebe mehr um seine Pferde und Hunde als um seine Tochter, — und so war sie mit ihren achtzehn Jahren wie ein unbeschriebenes Buch, das auf den Schreiber harrte, der ihm Form und Inhalt geben sollte. Zuweilen, an schönen Sommerabenden, wenn sie auf der Terrasse des Hauses saß, hatte sie unbestimmte, erwartungsvolle Gefühle, von Wunderdingen, die geschehen würden, von einer plötzlichen heißen Liebe zu irgend einem unbekannten Helden, — gerade so, wie sie es in den englischen Büchern ihrer Miss las, — und dann sah sie in die blaue Ferne und dachte darüber nach, woher und wie ihr Held wohl kommen möge. — Sie wartete auf ihr Schicksal.

Und eines schönen Julimorgens kam es, ihr Schicksal. Kam in Gestalt eines schnurrbärtigen, martialisch anzuschauenden höheren Offiziers und eines ihn begleitenden bildhübschen, blutjungen Lieutenants." — Die Erzählerin, welche bisher ruhig und gleichgültig in eine unbekannte Ferne hinauszublicken schien, hob jetzt plötzlich den Kopf und schaute mit einem eigenthümlichen Blick den Mann vor ihr an. — „Eines bildhübschen jungen Lieutenants," wiederholte sie. „Sie kamen in irgend einem Auftrage zu irgend einer Besichtigung, — ich weiß wirklich nicht, woher und warum, — und wurden für vierzehn Tage im Schlosse zu, — im Herrenhause, — einquartirt. Tagsüber ritten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fischerdorf am Zuider-See. Von Hans Herrmann. — Siehe Seite 151.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie in die Umgegend, — und Abends, — nun des Abends waren sie natürlich Gäste der Familie. Der ältere Herr spielte mit dem Hausherrn und der Miss Whist, und der jüngere, — der jüngere unterhielt sich mit der Tochter des Hauses."

Baron Senten war sehr aufmerksam und ein wenig bleich geworden. Seine Augen forschten unruhig in dem unbewegten blassen Gesicht der Dame.

„Er dachte wahrscheinlich nicht oder kaum daran, welch' ein Unrecht er beging, als er anfing, dies kindische weltfremde Mädchen mit allerhand zarten Aufmerksamkeiten zu umgeben. Die Damen, mit denen er gewöhnlich verkehrte, sahen vermuthlich in einem Handkuß kein aufregendes Ereigniß, und ein paar zärtliche Flüsterworte waren ihnen keinesfalls etwas Außergewöhnliches, noch nie Dagewesenes. Und während er an den herrlichen, warmen Juliabenden mit ihr im Park promenirte, oder mit ihr auf dem großen Weiher umhergondelte, füllte er ihren ganzen Sinn mit blendenden, farbenprächtigen Bildern aus der Gesellschaft, welche die seinige war. Ich glaube, er war sich wirklich nicht klar dessen bewußt, was er that. Wenn er auch auf seine äußeren Vorzüge ein wenig eitel war, — so hielt er sich doch wahrscheinlich kaum für den Gott, welchen die Phantasie des jungen Mädchens aus ihm machte. Mein Himmel, — in der Residenz gab es eine ganze Anzahl solcher Götter. Er trieb sein Spiel halb aus Gewohnheit. Es ist eine so süße Gewohnheit, dieses ewig den Hof machen, schmeicheln, — von Blume zu Blume flattern.

Aber Tini, — sie hieß merkwürdigerweise auch Tini, — wußte von diesen Gewohnheiten nichts. Sie wußte nur, daß der allerschönste, glänzendste, geistreichste, liebenswürdigste Mann, den es auf der ganzen Erde geben konnte, Tag um Tag in ihrer Nähe war und sich ihr ganz widmete. Daß er ihr Blumen brachte, ihr mit seiner weichen schönen Baritonstimme vorsang und sie mit seinen gefährlichen Augen so sonderbar anschaute. Und langsam zog das eine Gefühl in ihr Herz, das ewige, uralte, immer neue, — eine heiße zärtliche Liebe

Und dann kam der Tag des Abschieds. Die Herren dankten auf's Herzlichste dem Hausherrn für alle seine Liebenswürdigkeiten und überhäuften Tini mit liebenswürdigen Redensarten. Er hatte sich ein Bouquet der kostbarsten Treibhausblumen aus der Residenz verschrieben, dies überreichte er ihr, dann noch eine artige tiefe Verbeugung, ein Handkuß, ein Scherzwort an die sentimentale Miss, — und dann waren sie fort. Er kehrte zurück in die glänzende Residenz und stürzte sich wieder in den fröhlichen gesellschaftlichen Taumel, und sie, — nun sie blieb eben, wo sie war. Sie hatte in diesen glücklichen Tagen nicht ein einziges Mal daran gedacht, wie es werden sollte, wenn er fort sei, sie konnte sich einfach ein Leben ohne ihn gar nicht mehr vorstellen. Er hatte vielleicht wenig Schuld daran, er hatte nur nicht bedacht, daß dies Kind keine der Weltdamen sei, die er sonst umschwärmte, und was konnte er schließlich dafür, daß sie solche hochgespannte und ganz unmoderne Gefühle hatte. Sie lernte das Alles später einsehen, — viel später freilich. Aber mit dieser Erkenntniß kam ihr zugleich eine andere, — die Erkenntniß dessen, was er ihr im grausamen Leichtsinn genommen hatte. In der ersten Zeit merkte sie nichts davon. Sie saß Tag für Tag auf der Terrasse und schaute den Weg entlang, den er gekommen und gegangen war. Sie war auch sonst unverändert, nur, daß sie ein wenig stiller und bleicher geworden war, — und daß sie sich mit einer wahren Angst vor einem Aufenthalt bei einer Tante in der Residenz sträubte, den ihr Vater für sie in Aussicht nahm. Nur ihn nicht wiedersehen, — das war ihr einziger Gedanke. Und doch, in langen, schlaflosen Nächten und in vielen einsamen Tagen sah sie ihn vor sich und hörte jedes seiner Worte wieder in ihrem Ohr klingen. Nach zwei Jahren starb ihr Vater, und sie kam nun doch nach der Residenz; aber er war nicht mehr da, er war weit nach dem Norden versetzt. Nach dem Trauerjahre lernte sie dann auch die Gesellschaft und das Leben kennen, das er ihr damals so verlockend geschildert hatte. Und damals merkte sie dann, was ihn entschuldigte und was er ihr gethan. Sie sah, daß alle die tändelnden Aufmerksamkeiten, die er ihr erwiesen, hier die kleine, gangbare Münze des täglichen Verkehrs waren, ohne daß man den Werth darauf legte, den sie ihnen in ihrem thörichten Kinderherzen gegeben hatte. Aber noch etwas Anderes fand sie, und das war schlimmer zu ertragen. Sie hatte mit dem Glauben an ihn zugleich auch den Glauben an die Menschheit überhaupt verloren.

„Also das ist die Lebensweisheit dieser Menschen," sagte sie sich, „Alles leicht zu nehmen, äußerlich, unter anmuthigen Formen innere Leere geschickt verbergen, und über Alles, was Gefühl heißt, leichten Fußes und Herzens hinwegzugleiten."

Wenn man ihr Huldigungen darbrachte, — und warum sollte man einer jungen, reichen Erbin nicht huldigen, — ergriff sie ein unbezwingliches Gefühl des Widerwillens. Das geschah ja in denselben Worten, die sie schon einmal gehört, mit denselben feinen Aufmerksamkeiten, die ihr schon einmal zu Theil geworden. Und als zu dem ersten Ball, den sie besuchen sollte, ein entzückendes Bouquet für sie gebracht wurde, brach sie in heiße, bittere Thränen aus. Das waren ja dieselben Blumen, die er ihr zum Abschiede überreicht hatte. So quälte sie sich eine Saison lang mit ihrem armen zertretenen Herzen, in dem glänzenden Kreise, dem ihre Verwandten angehörten. Sie hörte auch einmal von ihm; die jungen Mädchen erzählten begeistert von seinen „reizenden" Augen und seinen „reizenden" Pferden und Hunden, Alles in einem Athem und dann nannte man ihr eine „reizende" junge Frau, die in ihrer Nähe saß, als seine letzte „Flamme".

Dann kam die Katastrophe, die sie nach ihrem stillen Gute zurücktrieb; man machte ihr einen Heirathsantrag. Der Held war ein schöner schlanker Offizier, und er sprach in stilvoller Rede von seiner heißen Liebe, seiner ewigen, unauslöschlichen Zuneigung und anderen schönen Dingen mehr. Sie hörte ihn mit ruhiger Gleichgültigkeit an; als er geendet hatte, kam es beinahe ohne ihren Willen von ihren Lippen: „Warum denn gerade ich," und er antwortete mit wirklicher Wärme: „Weil Sie so ganz anders sind, als alle Anderen." Da sprang sie mit einem heftigen Schmerzensschrei auf. Wie von einem Blitzstrahl blendend beleuchtet, sah sie das eine Bild vor sich: „Den Park und den Weiher und im Kahne zwei Menschen; der Mann hielt die Hand des Mädchens und auf ihre lachende Frage, was er denn so besonders Schönes an ihr finde, antwortete er: „Weil sie so ganz anders sind, als die Anderen.

Das war das Letzte; sie sah wohl ein, daß es so nicht weiter gehen könne, sie konnte unter diesen Menschen nicht mehr leben; im Guten und im Schlimmen glichen sie alle nur zu sehr dem einen, der sie um das einzige, holdeste Glück des Lebens betrogen hatte; das Glück mit voller, harmloser Hingebung zu lieben und sich leiten zu lassen.

Sie reiste nachher mit einer sehr würdigen Gesellschafterin auf ihr Gut zurück, und in dem ruhigen, eintönigen Leben dort fand sie zuletzt den Frieden ihrer Seele wieder. Ein Jahr später heirathete sie; einen Mann, den man in der Residenz wahrscheinlich sehr, sehr „landjunkermäßig" gefunden hätte, der aber das besaß, wonach sie sich einzig und allein noch sehnte: „Ein wahrhaft treues Herz". In dem einen Jahre ihrer Ehe lernte sie Vieles, ach, gar Vieles von einer anderen Seite betrachten. Sie lernte verstehen, daß das wahre Glück, nach dem sie sich so leidenschaftlich gesehnt und das sie so heiß als verloren betrauert, nur allein in der Erfüllung aller Pflichten zu suchen sei; und diese eine Lehre war genügend, um ihrem ganzen ferneren Leben Zweck und Inhalt zu geben. Nachher starb ihr Gatte.

Ihrer Nichte und Pflegetochter eine gute Mutter zu sein, das hat sie sich gelobt, und das wird sie versuchen zu sein, mit allen ihren Kräften, — und darum, Baron Senten, erzählte sie ihnen diese Geschichte."

Baron Senten war aufgesprungen. Sein schönes übermüthiges Gesicht war sehr, sehr bleich geworden und die siegesgewissen braunen Augen hatten einen flehenden Ausdruck, wie die eines auf schlimmen Wegen ertappten Schuljungen.

„Gnädige Frau," flüsterte er, „ich hatte keine Ahnung, wahrhaftig nicht, — und —"

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Baron Senten," unterbrach ihn die Dame mit gleichmüthiger Stimme, — die kleine Erregung, die vorher ihre Wange geröthet hatte, war vollständig geschwunden, — „bitte, hören Sie mich noch zu Ende."

„In Tini finde ich meine eigene Jugend wieder. Sie ist gerade so unerfahren, gerade so weltfremd, wie ich es damals war. Glauben Sie mir, wenn nicht die Verhältnisse mich gezwungen hätten, ich wäre nicht mit ihr hierher gekommen. Und dann will es das Unglück, oder das Schicksal, daß —"

„Ich bitte, reden Sie nicht weiter, gnädige Frau," Baron Senten sprach das mit heiserer Stimme, „ich verspreche Ihnen, Alles, Alles, was Sie wünschen und gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es mein heißester Wunsch ist, Ihnen, die ich, auf Ehre, erst vor einigen Minuten wiedererkannte, nach besten Kräften, ja aus ganzer Seele einen Ersatz zu bieten —"

Die junge Witwe lächelte. Es war ein ruhiges resignirtes Lächeln.

„Ersatz," wiederholte sie, „glauben Sie denn, wenn ich einen Ersatz gewünscht oder gehofft hätte, ich hätte ihnen diese Geschichte erzählt? Das sind längstvergangene Zeiten für mich, ich denke ihrer, wie man etwa eines längst begrabenen Verstorbenen gedenkt, mit Wehmuth, ohne verzweifelten Schmerz"

„Und Sie verzeihen mir, gnädige Frau?"

„Ich habe nichts zu verzeihen, ich war damals ein thörichtes Kind, und wenn ich alte, vergessene Geschichten aufgerührt habe, geschah es nur aus zitternder Angst um mein Töchterchen."

„Sie sind ein Engel, gnädige Frau, Sie werden nicht über mich zu klagen haben, ich melde mich morgigen Tages zu —"

„Zu irgend einem ‚Kommando' nicht wahr," unterbrach sie ihn lächelnd, „Glück auf den Weg, ich danke Ihnen, leben Sie wohl . . ."

„Also darum," murmelte er im Treppenhause, „darum irritirten mich diese Augen, — ach, sie waren märchenhaft damals, — vor zehn Jahren."

„Und die kleine Tini, wahrhaftig, es ist ein reizendes Geschöpf, es wird mir schwer, — aber es muß sein. Na, ‚immer durch', — das ist mein Wahlspruch — vergessen wir den Traum."

Derweil tropften aus den „ehemals märchenhaften" Augen der Zurückgebliebenen zwei schwere Thränen. Sie galten wohl „dem Jugendtraume".

Nachdruck verboten.

Ibsen's Dramen auf der englischen Bühne.

Von einem Freunde nordischer Dichtung in London.

Spricht man von „Nora" („Puppenheim"), von „Rosmersholm", den „Gespenstern" und von „Hedda Gabler", so treten dem mit Ibsen's Richtung Vertrauten sofort allerhand sonderbare Frauengestalten in die Erinnerung. Bei dem Lärm, der über diese neue, angeblich kraftgenialische Strömung entstanden ist, mag es wohl gestattet sein, die Stimmen einer Weltstadt, wie London, darüber zu hören. Hier ist ja die „Frauen-Bewegung" seit Jahren in vollem Gang und Schwang, — zum Theil sogar in übertriebener, naturwidriger Form. Jedenfalls fehlt es auf dem Boden Englands, das schon vor Jahrhunderten durch einen deutschen Reisenden als das „Paradies der Frauen" geschildert wurde, gewiß nicht an Fürsprechern der Hebung des weiblichen Geschlechts. Sehen wir uns also an, was die Engländer zu jenen Ibsen'schen Stücken sagen.

Von der kleinlichen Furcht schöngeistig sein wollender Schulen, welche ihre Götzenbilder ängstlich vor jeder unsanften Berührung zu schützen suchen und daher selbst den vorurtheilslosesten Kritiker nicht zum Worte kommen lassen, ist man in England glücklicherweise längst nicht mehr besessen. In der Presse dieses Landes erfolgt täglich offener Hieb und Gegenhieb. Man verbietet auch dem entschiedensten Widersacher nicht den Mund. Bei dem Versuche einer gewissen Gruppe, die Engländer für das Ibsen'sche Evangelium des Trübsinnes und der gespensterhaften Schwarzseherei zu begeistern, hat es daher sicherlich nicht an der Freiheit der Meinungsäußerung gefehlt.

Das Ergebniß ist gewesen, daß man die durchgehende Richtung jener Stücke als eine krankhaft grämelnde, im Grunde natur-unwahre, verworfen hat. Da es sich nun darum handelt, ob dieser ungesunde Stoff dem geistigen Marke des deutschen Volkes eingepflanzt, ob vielleicht gar, — dem bei uns herrschenden Triebe der Nachahmungssucht und der Ausländerei entsprechend, — die ganze Literatur, wie man sich ausgedrückt hat, Ibsenisch gemacht werden solle: so mögen die Ansichten stammverwandter Engländer wohl des Genaueren gehört werden.

Nun denn, einmüthiger als es geschehen ist, hätte Ibsen's kürzlich in London aufgeführtes Familien-Drama „Gespenster" unmöglich verurtheilt werden können. Die sämmtlichen Tagesblätter und Wochenschriften erschöpften geradezu das Wörterbuch, um ihrem Gefühle des tiefsten Widerwillens und des Spottes Luft zu machen. Londons Schauspiel-Kritiker, das sei vorausgeschickt, sind sonst gewohnt, ihr Urtheil höchst vorsichtig und maßvoll abzugeben. Ja, wo strengster Tadel sich gebührte, da lassen sie es nur zu oft an der wünschenswerthen Entschiedenheit fehlen.

Als schriftstellerische Klasse sind die englischen Kritiker heutzutage größtentheils frei von engherzigen, philisterhaften Vorurtheilen. Sie huldigen nicht jener zurückgebliebenen Anschauung, welche sich vor Jahren so unangenehm in England breit machte, endlich aber, — dank Herbert Spencer, Darwin, Huxley, Tyndall und anderen Denkern und Forschern, — in gebildeten Schichten vor der Aufklärung hat weichen müssen. Man wird also nicht behaupten können, daß die Ibsen'sche sogenannte Realistik, die Schilderung des Durchbrechens der alten Ideenkreise und der dem Einzelnen von der Gesellschaft gezogenen Schranken, in London sofort auf grundsätzliche Gegnerschaft oder auf die Aengstlichkeit der „Frau Grundy", des Urbildes der Spießbürgerin, treffen müsse.

Um so beachtenswerther ist der ausnahmslose Chorus der Empörung gegen die „Gespenster". Allgemein bezeichnet man dies Stück als den Gipfel des bisher erlebten Crescendos von widerwärtigen Unerträglichkeiten. Von dem Bemühen, das „Puppenheim" (A Dolls House) auf der Bühne zu halten, mußte nämlich bald abgestanden werden, obwohl man es zweimal versuchte. Selbst bei den in London sehr wenig zahlreichen Anhängern der Ibsen'schen Schule machte sich eine sichtliche Enttäuschung bemerkbar, als nachher „Rosmersholm" über die Bretter ging, welche die norwegische Kleinstädterei mit ihren sonderbaren Klarus-Versuchen bedeuten. Mancher, der gekommen war, um seiner Begeisterung freien Lauf zu lassen, vermochte gerade an den Stellen, wo der Verfasser hochtragisch hatte wirken wollen, sich eines unwillkürlichen Ausbruches von Heiterkeit nicht zu erwehren.

Nach der seither erfolgten Darstellung der „Gespenster", zu welcher lediglich die Ibsen-Gemeinde, — doch unter Theilnahme von zugelassenen Vertretern der Presse, — erscheinen durfte, hat sich der Unternehmer der Sache, Herr Grein, wie gemeldet wird, stehenden Fußes entschlossen, dies Stück nicht mehr auf die Bühne zu bringen. Das ist an und für sich schon bezeichnend genug.

Stellen wir nun die „Times", lediglich ihres bekannten Ansehens und Einflusses halber, voran, so finden wir in ihr die „Gespenster" kurzweg als eine Art Spital-Dichtung bezeichnet. In der „Daily News", welche sich sonst am wenigsten gegen irgend welche neuere Richtung sträubt und überdies mit den Kreisen enge Fühlung hat, aus welchen die in England freilich dünn gesäeten Ibseniten hervorgehen, wird gesagt: „Die bisher hier gegebenen Stücke seien den Zuschauern langweilig und ungenießbar erschienen; aber das sei wahrlich nur eine mäßige Dosis Ibsenthum gewesen im Vergleiche zu den ‚Gespenstern', welche die nackte Ekelhaftigkeit darstellen." Doch unter der fanatischen Sekte, welche sich im Royalty-Theater zusammengefunden, herrsche offenbar ein Geschmack, für welchen nichts zu häßlich, nichts zu schamlos ist, um es vor einer gemischten Gesellschaft von Männern und Frauen vorzubringen. Weiter wird dies Schauspiel ein „elendes und abstoßendes Erzeugniß" genannt, dessen „endloser Wortschwall" nur von jener Sekte ertragen werden könne.

„Unaussprechlich widrig und scheußlich": so faßte der „Standard" sein Urtheil zusammen. Daß selbst die Anhänger Ibsen's überzeugt sind, es könne kein Leiter eines Schauspielhauses ein solches Stück vor eine gewöhnliche Zuschauerschaft bringen, ist die Ansicht der „Morning Post". Die „Gespenster" sind nämlich, um die Theater-Censur zu umgehen, an einem Abende auf dem unlängst gegründeten sogenannten „Unabhängigen Theater" aufgeführt worden, zu welchem man nur durch besondere Einladung Zulaß hatte, ohne Bezahlung. Die Geldmittel sollen in Zukunft durch freiwillige Zeichnungen zusammengebracht werden, wobei natürlich die Darstellung einer Reihe Schauspiele von anderen Dichtern, als Ibsen, mit in Aussicht genommen ist.

Die Frage ist bereits erhoben worden, ob eine Gesetzesumgehung, wie die genannte, rechtlich statthaft sei. Gewiß wäre es sehr schade, wenn ein Tugendwächter etwa den Strafrichter in Bewegung setzen wollte. Solche Hervorbringungen, wie die „Gespenster", fallen von selbst. Die „Morning Post" bemerkt ferner: „Das Stück sei gar kein Drama, sondern eine Studie zur Seelenkunde, aber von der hoffnungslos mißlungensten Art."

Die „Pall Mall Gazette" findet durchaus nichts Unsittliches in dem Stücke; ganz im Gegentheil. Aber sie hält dafür: „Dasselbe sei geeignet, eine Durchschnitts-Zuhörerschaft mißlaunig zu machen, sie unter einen geistigen Druck zu beugen, zu erschrecken, oder auch zu langweilen." Was Aeschylus und Sophokles geleistet, stehe nicht in Ibsen's Macht.

Seinerseits nennt die „Daily Chronicle" dies Trauerspiel einfach „ekelhaft"; es enthalte überdies Fehler, die weit größer seien, als der Mangel an Anständigkeit oder an Achtung vor religiösen Anschauungen. Dies ist, beiläufig bemerkt, die einzige Bezugnahme auf religiöse Dinge, welche bei diesem Anlasse in der Presse vorkommt. Daß die Aufführung vortrefflich gewesen, erkennt das Blatt an. Man kann also nicht sagen, daß Ibsen in diesem Punkte benachtheiligt worden. Im Uebrigen sei der künstlerische Werth des Stückes über die Maßen gering. Obwohl fast nur die Gläubigen der Ibsen-Schule versammelt waren, sei „bei den ab und zu vorkommenden Plattheiten mehrmals Gelächter ausgebrochen."

Der „Daily Telegraph" bezichtigt den Dichter, dessen Stück mit soviel Lärm ausgetrompetet worden sei, der „dramatischen Zeugungsunfähigkeit und der lächerlichsten Anfänger-Versuche". „Greulich, widerlich, uninteressant, bejammernswerth langweilig, geschwätzig, ekelhaft, formlos, ziellos": so lautet das Urtheil dieses Blattes, um nur einige seiner Kraftwörter wiederzugeben. Durch eigentliche Unanständigkeit werde das Ohr nicht unmittelbar in dem Stücke beleidigt, denn der Verfasser, der sogenannte „Meister", habe nicht einmal die Herzhaftigkeit, mit der Sprache gerade heraus zu gehen.

Auch der „Daily Telegraph" bezeugte, — und wir können es ebenfalls thun, — daß die Darstellung durch die Schauspieler nichts oder wenig zu wünschen übrig ließ.

Es mag hier erwähnt werden, daß bei der Leitung des genannten Blattes Sir Edwin Arnold betheiligt ist, der Dichter von „The Light of Asia", welches in der zeitgenössischen poetischen Literatur Englands einen anerkannt hohen Rang einnimmt und gewiß mit vollem Recht. Ob er diese Beurtheilung Ibsen's billigt, muß dahin gestellt bleiben. Hervorgetreten sind von bedeutenderen Schriftstellern und Dichtern Andrews Lang und Robert Buchanan, von welchen der erstere sich über „Rosmersholm" mit den Worten aussprach: „Es ist dies Stück von der unerträglichsten Pedanterie erfüllt und das Erzeugniß einer geistigen Richtung, welche von wahrer Dichtung ebenso entfernt ist, wie ein Nachtlicht von der Sonne." Ebenso spöttisch drückt sich Robert Buchanan über Ibsen als „einen, sein Gesicht in ernsthafte Falten legenden, innerlich aber schmunzelnden, komischen Leichenbesorger aus".

Der „Observer" nennt die „Gespenster" ein „langweiliges und schmutziges Stück, dessen faulige Einzelheiten anständiger

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Weise nur in den Spalten eines Blattes für Arzneikunde besprochen werden kann, wo aber des Verfassers melodramatische Siechthums-Lehre wahrscheinlich mit geringer Achtung behandelt werden würde".

Londons bedeutendstes kritisches Blatt, die „Academy", meint: „Herr Grein habe einen großen Irrthum begangen, als er sein ‚Unabhängiges Theater' mit der Aufführung des verrotteten Ibsen'schen Stückes ‚Gespenster' begann, welches kein Mensch von sicherem und feinem Geschmack ohne Ekel anhören kann, und welches von einer so großen Schauspielerin und gewiß genügend duldsamen Beurtheilerin, wie Sarah Bernhardt, mit Fug, aber nur zu mild, als eine Vorlesung in der Klinik bezeichnet worden ist".

In Obigem ist der Gesammteindruck der Beurtheilungen wiedergegeben. Das Einzelne ließ sich da und dort sogar noch schlimmer. Keine Gegenstimme hat sich zur Vertheidigung erhoben.

Will man nun etwa sagen, die englische Bühne selbst stehe heutzutage auf wahrlich keiner hohen Stufe, so werden wir gewiß nicht das Gegentheil behaupten. Ganz abgesehen von allem Anderen, was hier als Erklärungsgrund einer unerfreulichen Erscheinung angeführt werden könnte, hat das übermäßige Anwachsen der Riesenstadt, — mit ihren jetzt über 5,500,000 Einwohnern und ihren eigenthümlichen gesellschaftlichen Gewohnheiten, — zusammen mit dem Mangel an irgend welchem, von Staat oder Gemeinde geschützten Schauspielhause, entschieden verderblich gewirkt. Selbst wenn größeres dramatisches Talent vorhanden wäre, hätte es schwere Mühe, sich unter solchen Verhältnissen zu entfalten.

Wer die übrige dichterische Literatur Englands wirklich kennt, wird indessen den Genius eines Volkes, welches einen Tennyson, einen Swinburne, einen William Morris, einen Edwin Arnold hervorgebracht hat, nicht für erloschen erklären wollen. Wir sind am wenigsten geneigt, das Fremde zu überschätzen; doch unterschätzen soll man es auch nicht. Und wenn man der englischen Kritik die Berechtigung, über Ibsen zu urtheilen abstreiten wollte, weil in London die tolle Burleske heute auf der Bühne einen so breiten Raum einnimmt, so sollte man sich doch erinnern, daß der Kritiker sich nicht seinen Dichter schaffen kann. Am Ende sieht man doch auch in einigen Londoner Schauspielhäusern ab und zu Besseres aus alter und neuer Zeit, das sich Monate hindurch vor zahlreicher Zuhörerschaft hält; und die Anerkennung der berufenen Sachkenner bleibt dann in der Presse nicht aus.

Sollen wir nun die eigene Ansicht aussprechen, so lautet sie dahin, daß auch uns, — selbst ohne der Häßlichkeit der Stoffe und der ungenießbaren Charakter-Verdrehtheiten zu gedenken, in welchen sich der skandinavische Griesgram ergeht, — seine Gestaltungskraft, wenigstens in den genannten Stücken, als eine dürftige, ärmliche, jedenfalls höchst unfertige erscheint. Wir stehen ja nicht mehr in der Kinderzeit der dramatischen Dichtung, bei den ersten unbeholfenen Anfängen des Schau- und Trauerspieles. Was wir bei Hans Sachs, dem Vater des weltlichen Drama's in Deutschland, begreifen, können wir heute nicht mehr gelten lassen. Es zeugt daher durchaus nicht von einer gewissermaßen barbarischen Urkraft, wenn der in der Künstlerstadt München lebende „Meister" seine, den guten Geschmack beleidigenden, meist von Beginn bis zu Ende Trübsal blasenden Dichtungen so unfertig und ungehobelt zusammenzimmert. Leugnen wir darum, daß Ibsen manchmal einen Lichtblitz des Gedankens hat? Keineswegs. Aber nur zu rasch erlischt der Straht gewöhnlich im Dunkel und in grauer Oede.

Alles kann man sich gefallen lassen, sogar den erbarmungslosesten Pessimismus, wenn nur die Personen und die tragischen Verwickelungen mit wirklicher Meisterhand gezeichnet sind. Jede Art sei unsertwegen gestattet, — nur nicht die geisttödtende. Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux, wie Voltaire sagte.

Es braucht ja nicht Alles über einen Kamm geschoren zu sein; gern sieht man Jeden nach seiner eigenthümlichen Weise. Uns ist die knorrige Eiche und die zarte Rose gleich lieb; der einsame Fichtenbaum im Norden und die ragende Palme im Süden. Die Lobgesänge der Veden muthen uns nicht minder an, als die Götter- und Heldenlieder der Edda. Wir wissen „Sakuntala" ebenso zu schätzen, wie das hellenische Schauspiel; Marlowe, Ben Johnson und Shakespeare, wie alle Neueren.

Wohlan denn, selbst die lebensfrohen Griechen, — und Ibsen weiß sich in seinen „Gespenstern" ja so viel mit dem „saerdeles livsglad mand" (dem sehr lebensfrohen Mann), — hatten ihre pessimistischen Dramen. Schon der alte griechische Dichter sagte: „Besser ist es, nicht geboren zu sein!" Aber welcher Abstand in der Ausführung zwischen dem gewaltigen tragischen Schwung der Hellenen und dem flügellahmen Streben des angeblichen Schöpfers einer neuen Kunst! Hie und da meint man wohl einen neuen Gedankengang eröffnet zu sehen; allein sofort tritt wieder kahle Phrasenhaftigkeit ein. Bei näherem Zusehen gewahrt man, — um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen, — daß, was bei Ibsen wahr, nicht neu ist, und was neu, nicht wahr.

Welcher Abfall auch, in diesen verkränkelten, zerrbildnerischen Gestalten, von dem starken Geiste alt-nordischer Dichtung! Wie ist es nur möglich, daß man den Widerschein von Brünhilde, Gudrun u. s. w. in diesen verschrobenen oder närrisch teuflischen Frauen hat erblicken wollen, welche im „Puppenheim", in „Rosmersholm" und „Hedda Gabler" auftreten? Das soll ein Anwalt der Bewegung für die Besserstellung der Frauenwelt sein, der uns diese schönen Figürchen vorführt? Damen zumal haben in überwiegender Zahl die Aufführungen Ibsenscher Stücke in London besucht. Die Einwirkung kann wahrlich nur eine heillose sein.

Und was für verkommene Gesellen schildert der sogenannte fortschrittliche Dichter in den zum Spott gewordenen ehemaligen Idealisten Ulrich Brendel und Peter Mortensgard! Wahrlich, selbst unter Anhängern Ibsen's in London stieg da der Verdacht auf, er sei eigentlich ein grausamer Satiriker, welcher das ihm zugeschriebene Streben nach dem Edleren innerlich verhöhne und in Wirklichkeit reactionär gesinnt sei. Wie es sich damit verhält, wollen wir nicht zu erforschen suchen. Doch um die Norweger thut es uns leid, sie in einer solchen Mischung von Philisterthum und Boulevardischer Ueber-Pariserei einherwandeln zu sehen: einerseits „Gogo's", andererseits „décadents", „gommeux", und „petits crevés".

Angenommen übrigens, Ibsen wolle eben nur schildern, wie die Menschen in den kleinen norwegischen Nestern sich aus des geistlichen und gesellschaftlichen Druckes quetschender Enge herauszuwinden suchen, um gleich darauf, nach Art von Luther's betrunkenem Bauer, der auf's Pferd steigt, auf der anderen Seite des Sattels in den Koth zu fallen: könnte denn das nicht mit ganz anderen eindrucksvollen Pinselstrichen geschehen?

Was von Ibsen, — etwa „Hedda Gabler" ausgenommen, — bis jetzt in London auf die Bühne gebracht worden, läßt so ziemlich Alles zu wünschen übrig, was man von dem Schauspieldichter an Vollständigkeit der Charakterzeichnung und an Lösung des geschürzten Knotens verlangt. Ein Stück, bei welchem man nahezu drei geschlagene Stunden, — „drei tödtliche Aufzüge hindurch", wie ein für Ibsen noch am besten gestimmtes Blatt sagte, — zu sitzen hat, soll doch kein flüchtiger Umriß, kein bloßer Schattenriß sein. Man erwartet billiger Weise tiefere Begründung, deutlichere Ausführung, und, wenn wir das Unsagbare aussprechen dürfen, inmitten des trostlosen Jammers und der Unliebenswürdigkeit aller seiner Gestalten, besonders der weiblichen, wenigstens ein klein wenig mehr Humor. Ibsen könnte sich ja die Erlaubniß dafür bei einem großen Realisten, bei Shakespeare, holen. Mit der bloßen Erlaubniß wäre es freilich nicht gethan.

„Hedda Gabler" ist dramatisch allgemein als entschieden besser ausgeführt anerkannt worden, als die anderen bisher in London gegebenen Stücke. Verfängliche Stellen waren überdies gestrichen worden. Zwei ausgezeichnete amerikanische Schauspielerinnen traten in dem Drama auf, und ihr Spiel zog ein paar Wochen lang an. Allein die scheußliche Teufelei der hauptsächlichsten Frauengestalten wirkte abermals so abstoßend, daß auch dies Stück hat abgesetzt werden müssen. Englands hervorragende Schauspielerin, Fräulein Terry, sagt: „Ibsen's Frauengestalten sind lediglich Närrinnen, Verrückte. Die scheinbare Wirklichkeit der von ihm gezeichneten Charaktere besteht nur in dem einfach natürlichen Unterhaltungston; aber an sich sind diese Charaktere verschroben, unwahr, der Natur widersprechend."

Daß Ibsen in England Wurzel fassen könne, hält Niemand für möglich. Der Volksgeist ist dafür unempfänglich, obwohl er den Hamlet versteht. Es giebt seit neuerer Zeit hier eine Schule, die, aller Geschichte und allen Sprachbeweisen zum Trotz, das englische Volk mehr von Skandinaven, als von Angel-Sachsen, will abstammen lassen, — anstatt umgekehrt. Da könnte man denken, der Norweger Ibsen habe wenigstens bei diesen Leuten um so leichteres Spiel. Die Bemühungen, ihn auf der englischen Bühne einzubürgern, sind gleichwohl vergebens. So „unbeschreiblich angefaulte Charaktere", wie ein Blatt seine dramatischen Personen nennt, läßt man sich in England nicht bieten.

Im Uebrigen betrachtet man die genannten Erzeugnisse, — und nur über diese wollen wir unser Urtheil abgeben, — im Großen und Ganzen als eine Versündigung gegen den geläuterten Geschmack, als einen Rückfall in die Unkunst, als eine wahre geistige Reaction, die sich unter dem erborgten Schleier des Geniethums zu bergen sucht. Das deutsche Volk, welches die alte Dichtung des stammverwandten Nordens zu schätzen weiß und ihr mit Wärme zugethan ist, möge in seiner Männer- und Frauenwelt behütet bleiben vor einer Siechthums-Poesie, welche Geist und Herz zu zerrütten geeignet ist.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Abschied. Von Alfred Reuter. Siehe die Abbildung, Seite 145. — Es ist Herbst geworden und die letzten Blätter haben sich blutroth gefärbt. Blutroth hängt auch der Himmel über Frankreichs Gefilden. Ein furchtbarer Bruderkrieg verheert die Lande, — feindlicher denn je stehen sich Katholiken und Protestanten gegenüber, seit Herzog Heinrich Guise die Heilige Ligue in's Leben gerufen hat. Ueberall erheben sich die Hugenotten und strömen ihrem Haupte, dem tapferen Condé, zu. Auch bis in jenen stillen Winkel der Dauphinée, in dem die Güter des Grafen René von Montauban liegen, dröhnen die Kriegsdrommeten hinein. René ist erst seit drei Jahren verheirathet, verheirathet mit der ebenso schönen und anmuthigen, wie herzensedlen Valérie, einer Tochter des Herzogs von Alençon, des ritterlichen Troubadours, der die Laute nicht minder gut zu handhaben versteht, als das Schwert. Zwei reizende Kinder sind die Pfänder ihrer Liebe; sie verleben in einem paradiesischen Idyll Tage ungetrübten Glückes. Bis jetzt hat sich Graf René von der wilden Politik jener Tage zurückhalten können, — nun aber, da die Guisen die den Hugenotten zu Beaulieu voll gewährte Religionsfreiheit von Neuem zu unterdrücken trachten, da abermals unerhörte Greuel allenthalben verübt werden, hält es auch Montauban nicht länger. Sein eigener Schwiegervater, der sich mit dem Condéer vereinigt hat, ruft ihn zu den Waffen. Wie ist doch der Abschied so schwer! — Auf der Garten-Terrasse von Schloß Montauban reicht René der geliebten Gefährtin zum letzten Male die Hand, und in überwältigendem, thränenlosem Schmerze neigt Valérie den braunlockigen Kopf über seine Rechte. Gott möge diese Rechte segnen, wenn sie zum Schwerte greift! — Horch, — drunten im Parke wiehert feldmuthig das Roß René's. Noch ein inniger Kuß und René reißt sich los, — zum Kampfe um seinen Glauben. Behüt' dich der Himmel, Graf Montauban! —

Fischerdorf am Zuider-See. Von Hans Herrmann. Siehe die Abbildung, Seite 149. — Das duftig frische Gemälde des unserem Leserkreise längst vortheilhaft bekannten Malers Herrmann fügt seiner Bilderreihe aus dem holländischen Leben ein neues prächtiges Blatt ein.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Kleine Rathschläge. — Glacirte Maronen. Gleichmäßig große Kastanien werden so lange in Wasser gekocht, bis sie sich weich anfühlen und zum Essen gut sind. Dann schält man sie vorsichtig, um ein Zerfallen zu vermeiden, und wirft eine jede sofort in kaltes Wasser, damit sie wieder ein wenig fest werde. Inzwischen kocht man Zucker zum ersten Grad, — breit vom Löffel fallend, — läßt die Maronen abtropfen und übergießt sie mit dem Zucker, in dem sie bis zum nächsten Tage stehen bleiben. Abgegossen, wird der Zucker aufgekocht und auf's Neue über die Kastanien gefüllt, ein Verfahren, das im Ganzen, je nach 24 Stunden, vier Mal wiederholt werden muß. Das letzte Mal indessen kocht man den Zucker zum sechsten Grade ein, und nun sind die Maronen fertig eingemacht und können zu beliebiger Verwendung aufbewahrt werden. Das Glaciren geschieht, nachdem sie ordentlich abgetropft sind, in der gleichen angegebenen Weise.

Farcirte Maronen. Hierfür werden $1\frac{1}{2}$ Kilo, eingekerbt, in Wasser weich gekocht, geschält und durch ein Sieb gestrichen. Weiter verrührt man 140 Gr. Butter mit eben so viel Zucker in einem Napf und fügt die gleiche Menge abgehäuteter, fein geriebener Mandeln hinzu, zuletzt das Kastanien-Purée. Gut verrührt, formt man von der noch warmen Masse kleine Häufchen, denen man die Gestalt einer Kastanie zu geben sucht, läßt sie erkalten und fest werden und glacirt sie dann wie die vorhergehenden Confitüren.

Ein gutes Sandtorten-Recept. Dazu gehören: $\frac{1}{2}$ Kilo Butter, $\frac{1}{2}$ Kilo Zucker, 375 Gr. Kraftmehl, 125 Gr. bestes Weizenmehl, beides gemischt, 12 Eier, die fein abgeriebene Schale einer Citrone, $\frac{1}{2}$ Stange mit Zucker gestoßene, durchgesiebte Vanille, ein kleines Spitzglas Rum oder guten Sprit. Die Butter wird zu Sahne gerührt, abwechselnd mit dem Zucker und den Eigelben verbunden, dann giebt man das Mehl löffelweise zu, zuletzt das zu Schnee geschlagene Eiweiß, Vanille und Rum; zu dem Rühren des Teiges ist eine Stunde erforderlich. In eine gut mit Butter ausgestrichene, mit geriebenem Zwieback oder Weißbrod ausgestreute Form gefüllt, muß diese sofort in den Ofen kommen, welcher den richtigen Hitzegrad erlangt hat, sobald ein hineingelegtes Blatt Papier sich gelblich färbt. Auf das Backen rechnet man $1\frac{1}{2}$ Stunden und durch Hineinstechen mit einem feinen Holzspeilchen überzeugt man sich, ob der Teig vollkommen gar ist, in welchem Falle nichts von der Masse anhaften darf. Diese Torte hält sich lange und schmeckt nach Wochen eigentlich am besten.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Junge Hühner. — Durch welches Futter kann man die Hühner zu fleißigem Eierlegen, namentlich auch im Winter, veranlassen?

Oelgemälde. — Wie lassen sich verstaubte Oelgemälde am besten reinigen? Sophie K., Krefeld.

Flecke in gemaltem Porzellan. — Ich habe einige Male die unangenehme Erfahrung gemacht, daß ich, infolge unvorsichtiger Behandlung, gemaltes Porzellan nach dem Brennen sehr verwischt oder mit eingebrannten Flecken erhalten habe. Es soll ein Mittel geben, auch die eingebrannte Farbe zu entfernen. Ich wäre sehr dankbar für gütige Mittheilung desselben. Minna v. G. in Reval.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Kautschuk-Mantel (80). — Gestatten Sie einer Leidensgefährtin, Ihre Frage zu beantworten, wenn sie Ihnen auch nicht viel Tröstliches sagen kann. Mir ist es gerade wie Ihnen ergangen; mein Regenmantel wurde nach nicht allzu langer Zeit klebrig. Als sparsame Hausfrau aber hatte ich natürlich gleich Ihnen den Wunsch, ihn noch länger tragen zu können. Ich wandte mich deshalb an verschiedene große Berliner Firmen mit der Frage, ob Abhülfe möglich sei; überall wurde mir aber die Antwort zu Theil, daß der Schaden nicht zu heilen wäre. Der Geschäftsinhaber, von dem ich den Regenmantel bezogen, meinte, das Klebrigwerden sei meist eine Folge zu großer Erwärmung und fragte mich, ob ich nicht etwa den Umhang, um ihn schnell zu trocknen, der Ofenwärme oder dem Sonnenschein ausgesetzt habe. Wirklich konnte ich mich hierin nicht ganz frei von Schuld sprechen. Ich besertigte nun kurz entschlossen den unbrauchbar gewordenen Mantel, damit er nicht im Schrank oder gar beim Tragen häßliche Flecke an anderen Kleidungsstücken verursachte. Bei einem zweiten Gummi-Mantel, den ich vorsichtiger behandle, hat sich bis jetzt die üble Erfahrung nicht wiederholt. Betty G., Charlottenburg.

Bastseide (96). — Gewebte Stoffe lassen sich auf verschiedene Weise wasserdicht herstellen. Das bekannteste Mittel, das auch die Jäger der Hudsonbai-Compagnie anwenden sollen, ist das folgende: $\frac{1}{8}$ Kilo Bleizucker wird in heißem Wasser aufgelöst, ebenso $\frac{1}{8}$ Kilo Alaun. Nachdem beide Lösungen zusammengegossen und gut gemischt sind, bildet sich eine milchige Flüssigkeit, die sich aber bald klärt, indem sich ein weißer Niederschlag von schwefelsaurem Bleioxyd zu Boden senkt. Nun erst gießt man die klare Flüssigkeit, die aus essigsaurer Thonerde besteht, in einen Eimer lauwarmes Wasser und rührt tüchtig um. Der betreffende Stoff muß 24 Stunden in dieser Lösung liegen und wird dann, ohne ausgerungen zu werden, zum Trocknen aufgehängt. Nach dieser Behandlung kann das Wasser nicht eindringen, während die Luftcirculation nicht gehemmt wird. Versäumen Sie aber ja nicht, die Mischung sich klar absetzen zu lassen, sonst würde durch das schwefelsaure Bleioxyd das Gewebe verdorben; auch möchte ich Ihnen rathen, bevor Sie die ganze Bastseide tränken, an einem kleinen Stücke einen Versuch zu machen. Friedrich K., Greifswald.

Soda (96). — Ihre Frage, ob Soda der Wäsche schädlich sei, läßt sich sowohl mit Ja wie mit Nein beantworten. Es kommt eben darauf an, wie und in welcher Menge Soda angewendet wird. Bei übermäßigem und unvorsichtigem Gebrauche leidet die Zugfaser sicherlich. Verständig und sparsam benutzt, ist Soda aber ein ungefährliches Waschmittel, das namentlich bei hartem Wasser vorzügliche Dienste leistet und Ersparniß an Seife veranlaßt. Nur darf die Soda, wie es mitunter aus Bequemlichkeit oder Unkenntniß geschieht, nicht unaufgelöst ins Waschwasser oder gar auf die Wäsche geschüttet werden, — sonst entstehen nach kurzer Zeit kleine Löcher, — vielmehr muß sie vorher in heißem Wasser vollständig aufgelöst, und durch ein Tuch gegossen werden. Ich kaufe nur gute Soda aus zuverlässigen Geschäften, überwache ihre Anwendung und rechne auf die meiste leinene und baumwollene Wäsche, etwa auf 200 Stücke, höchstens $\frac{1}{2}$ Kilogramm Soda. Bei diesem Gebrauche habe ich noch keine nachtheilige Wirkung verspürt.
Julie M., Bingen.

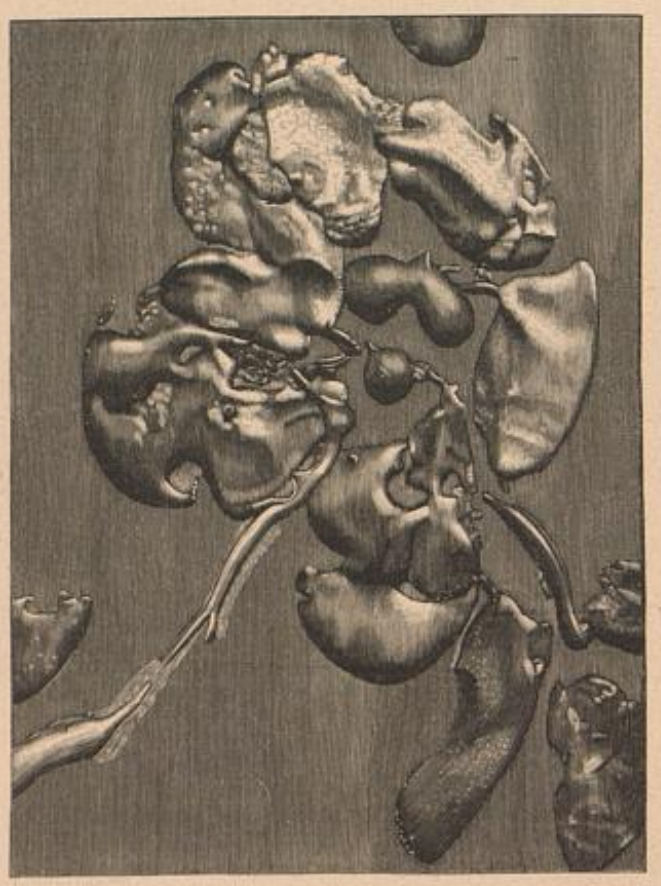
Kitt für ein Aquarium (96). — Ein ganz vorzüglicher Kitt, der sich sowohl für Süß- wie für Salzwasser-Behälter bewährt, wird folgendermaßen hergestellt: Man mischt auf einen Theil fein gepulvertes Harz je drei Gewichtstheile Bleiglätte, feinen weißen Sand und Gyps und rührt diese Bestandtheile mit gekochtem Leinöl und etwas Siccatif (etwa $\frac{1}{8}$ des Oels) zu einem Teige, der jedoch erst nach einigen Stunden zu benutzen ist, dann aber große Festigkeit besitzt und sehr lange hält. Selbstverständlich müssen die Glastheile vor Anwendung des Kittes vollständig trocken sein.
Bruno K., Wien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten.

Bronzirte Siegellack-Malerei, als Imitation japanischer Metall-Auflagen. — Als Imitation der Email-Malerei auf Glas haben wir die Siegellack-Malerei bereits in der Nr. vom 17. August 1890 eingeführt und bei dem Anklang, welchen diese amüsante Arbeit gefunden hat, dürfen wir voraussetzen, daß auch die heute gebotene Technik sich rasch Freunde erwerben wird. Wie der Name andeutet, handelt es sich bei der originellen Arbeit, welche flotte



Ausführung verlangt und geschicktes Zeichnen voraussetzt, um eine Nachahmung von Metall-Verzierungen im japanischen Geschmack. Alle jene phantastischen Blumen, jene seltsamen Vögel und Insecten, die wir auf japanischen Schränkchen, Dosen, Kasten oder Platten bewundern, und deren eigenartiger Reiz durch anscheinend mühelose Ausführung erhöht wird, alle diese Vorlagen, ganz besonders die in Metall getriebenen Auflagen sind es, welche die bronzirte Siegellack-Malerei wiedergeben will.

Dunkelbraun gebeizte Holzplatten von beliebiger Form und Größe, die man vor oder nach vollendeter Arbeit wachsen und bohnen kann, ergeben die geeignetste Grundfläche, auf welche man in leichten Umrissen die betreffenden Muster überträgt. Es empfiehlt sich, hierbei nur die Hauptlinien anzudeuten, feine Einzelheiten aber, wie zierliche Ranken, kleine Ausläufer und dergleichen aus freier Hand, ohne Vorzeichnung hinzuzufügen, da der flüssige Lack, selbst bei der geschicktesten Handhabung, leicht die angegebenen Contouren überschreitet.

Man arbeitet, — besonders beim Probiren, — mit gewöhnlichem braunen Pack-Siegellack, der freilich rascher schmilzt als der feinere rothe, sich aber bei einiger Uebung ebenso gut handhaben läßt und ein ganz bedeutend billigeres Material liefert. Die gleichzeitige Anwendung der beiden Lackarten ist außerdem nicht ausgeschlossen, im Gegentheil anzurathen, da der braune bei größeren Flächen, der rothe bei zierlichen Musterfiguren geeigneter ist; die Verschiedenheit der Farben hat keinen Einfluß, da diese bei dem späteren Bronziren verschwinden.

Der Siegellack wird nicht, wie bei der Email-Imitation, in Spiritus aufgelöst, sondern an einer Spiritusflamme oder einem brennenden Lichte erhitzt. Mit dieser geschmeidigen, flüssigen Masse, welche man, wie beim Siegeln eines Briefes, sehr rasch auf die Fläche tropfen läßt, formt man die vorgeschriebenen Figuren. Der Lack muß noch brennend heruntertropfen und sich hierdurch unauflöslich mit der Holzfläche verbinden; bei größeren Flächen, welche sich in starkem Relief von dem Grunde abheben, läßt man den Lack — ohne Flamme — noch etwas tropfen, ehe man die Stange rasch aufwärts kehrt und beginnt dann zu modelliren. Hin und wieder muß man den Lack ganz kalt werden lassen, ihn auch manchmal zuspitzen oder breit drücken, je nach Bedarf, wie es am besten die Uebung lehrt.

Beim Modelliren kann man, wie bei der Gummiknet-Arbeit, kleinere Stäbchen aus Metall, einen Griffel, eine Stricknadel, ja selbst eine Gabel oder die angefeuchteten Finger zu Hilfe nehmen. Um stellenweise einen recht weichen Uebergang zu erzielen, bedient man sich eines brennenden Zündhölzchens, womit man die betreffende Fläche leicht zum Schmelzen bringt. Auch Adern lassen sich in flache Blätter auf diese Weise besser einbrennen als eindrücken; bei hochaufliegenden Blättern ist dagegen das Einpressen vorzuziehen.

Großen Flächen, einem umfangreichen Blatte z. B., muß man natürlich mehrmals mit dem Siegellack nachhelfen, ehe sie die gewünschte Form erhalten. Unebenheiten hat man auszufüllen, aber darauf zu achten, daß die Formen nicht zu gleichmäßig, vor allem nicht geleckt erscheinen, da eine gewisse Unregelmäßigkeit gerade den Reiz bildet. Dicke Zweige lassen sich sehr leicht gestalten, dagegen ist die Herstellung der dünnen Stiele schwieriger; hierzu läßt man den Siegellack „Faden ziehen", d. h. man hält den erwärmten, zugespitzten Lack in die Flamme, berührt mit der Spitze desselben die Holzfläche und zieht die Lackstange zu sich heran, wodurch sich der Lack schnurartig ausdehnt. Diese „Schnur" muß sich an die betreffende Stelle legen, ehe der Lack erkaltet, da er sonst nicht an dem Holze haftet und leicht abspringt. Ein brennendes Zündholz kann hier gute Dienste leisten, indem es die eine oder andere Seite der Lackschnur zum Schmelzen bringt.

Ueberhaupt muß man der Eigenart des Lackes Rechnung tragen und, je nachdem derselbe im betreffenden Augenblick zäher oder flüssiger ist, größere oder kleinere Flächen des Musters daraus formen. Auf das schnellere oder langsamere Erkalten der Masse hat man gleichfalls Rücksicht zu nehmen, da sich dieselbe nur so lange sie heiß ist modelliren läßt. Bei Blumen wähle man möglichst solche, deren Blätter einzeln stehen (Sternblumen, Chrysanthemum) und fülle den leeren Raum, welcher den Kelch vertritt, durch einzelne Siegellacktropfen. Blumen mit über einander liegenden Blättern beginnt man natürlich mit dem unten liegenden Blatt, ob vom

Außenrande oder vom Kelche beginnend, wird durch die Form bedingt. Jedenfalls ist anzurathen, ein derartiges Blatt nicht nur so weit zu bilden, als es wirklich sichtbar bleibt, sondern auch den Theil, welcher unter dem darüber liegenden sich befindet. Nachdem der sichtbare Theil modellirt worden, legt man mit der zweiten Lackschicht gleich die Form des oberen Blattes und so fort, bis die Blume vollendet ist. Dies Alles muß sehr flink geschehen, damit die Adern und Staubfäden sich in die noch weiche Masse eindrücken lassen und kleine, nicht zu vermeidende Unregelmäßigkeiten entfernt werden können. Besonders bei Vögeln hat man hierauf zu achten, damit sie nicht unförmlich werden; andererseits darf man nicht zu sehr detailliren wollen, da sonst das Gefieder nicht leicht, sondern zerzaust und struppig wirkt. Je flacher die Siegellacklage ist, desto rascher erkaltet sie, deshalb sind die Zackenränder an Flügeln, wie an Blättern so schnell als thunlich einzukerben.

Nach Fertigstellung der Siegellack-Malerei bietet dieselbe keinen verlockenden Anblick, denn vollendet ist sie erst nachdem ihr die schimmernden Bronzefarben Ausdruck verliehen haben. Hierzu bestreicht man zunächst alle Musterfiguren mit Siccatif und nachdem dies fast getrocknet — bei einer Berührung mit dem Finger muß das Siccatif noch kleben, — trägt man die trockenen Bronzen mit trockenem Pinsel auf. Indem man sie auf den Figuren verreibt, erhalten diese den Glanz. Ueberflüssige Bronze entfernt man zuletzt mit einer kleinen weichen Bürste oder einem sauberen Pinsel, wobei zu beachten ist, daß möglichst wenig auf die gewachste Grundfläche kommt, auf der die Bronze leicht haftet. Feine Stiele, die keine Unterlage aus Siegellack erhalten konnten, malt man mit flüssiger Bronze nach, ebenso kann man Schatten mit schwarzer Oelfarbe markiren und hierdurch dem Ganzen mehr Relief verleihen. Auch an den Blättern und Blumen, von denen man diese in Roth mit Silber, jene halb grün, halb goldig, die Vögel bläulich schimmernd bronzirt, hilft man mit flüssiger Bronze, wenn erforderlich, hin und wieder nach.

Sehr gut läßt sich diese Technik, deren Wirkung mit in den Farben beruht, mit Kerbschnitt und Holzbrand vereinigen, wofür der dargestellte Schrank einen treffenden Beweis liefert. Die Form desselben lehnt sich den japanischen Etagèren an, ebenso wie die dunkle Beizung des Holzes eine Imitation des black-wood mit vielem Geschick hervorbringt. Die beigegebene Platte ist zum dritten Theil verkleinert; die einzelne Blüthe, naturgroß dargestellt, kann wohl die Wirkung der Technik, leider aber nicht die der dazu gehörenden Farben wiedergeben.

Bemerkt sei noch, daß sich die Imitation des Metalles nicht allein auf die Auflagen, sondern auch auf die Platten erstrecken kann, d. h. an Stelle von braun gebeiztem Holzgrund kann eine mit Bronzefarbe bemalte Holzfläche treten.

E. F.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 20. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 18. October 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Zum Fenster hinaus.

Eine hygieinische Novelle von Heinrich Steinhausen.

(Fortsetzung.)

„Das filtrirte Wasser schmeckt so schal," setzte Erdmuthe hinzu.

„Als ob das in Betracht käme gegenüber der Gewißheit des Freiseins von organischen Substanzen," bemerkte ihr Gatte, fuhr aber mit kummervoller Miene fort: „Leider haben wir diese Gewißheit jetzt auch nicht mehr. Denn die neueste Forschung lehrt: alles Oberwasser ist verdächtig trotz vielfacher Sand-Filtration."

„Alles was recht ist," erklärte nach dieser Auskunft der Löwenmähnige, „da wird 'nem Menschen ja ganz unheimlich zu Muthe; denn ich muß Dir sagen, Freund, ich bin ein Hauptwasser-Trinker von jeher gewesen."

„Wie meine Frau," bemerkte Peck im Tone des Bedauerns, „und ich kann auch Dir nur sagen: Vorsicht, August, Vorsicht!"

„Na, dann halt ich mich an Milch, das ist denn doch 'n unschuldiges Getränk!" bezeugte Tunderberg mit einem ermuthigenden Blick auch auf die Mutter des Hauses und ihre Kinder.

Ohne Zweifel kann man im Allgemeinen von der Nennung dieses nährenden Getränkes eine Anregung zu beruhigenden Empfindungen erwarten. Doch diesmal war die Wirkung eine durchaus andere. Denn Peck rief erschrocken:

„Milch! Um's Himmels willen, Mensch: Du trinkst doch nicht Milch, wie man sie Dir vorsetzt."

„Am liebsten!" versicherte August Tunderberg, „und in Massachusets nur frisch von der Kuh."

„Und zweiunddreißig Procent aller Kühe," sagte Peck, — „die Statistik lehrt es, — giebt Milch mit Tuberkel-Bacillen, Milzbrand-Bacillen, Pyokokken!"

„Ah," rief der Gewohnheits-Milchtrinker und fuhr mit beiden Händen seinen Rock hinab, wie wenn er da greuliches Ungeziefer entfernen wollte, „das ist ja gräßlich, by Jove!"

„Wir trinken nur sterilisirte Milch!" bemerkte Erdmuthe beruhigend.

„Die uns allerdings," setzte der Gatte hinzu, „vor Infection mit den genannten Krankheits-Erregern sichert, doch leider nicht vor ihren Zersetzungs-Producten, welche die Wissenschaft Ptomäne nennt."

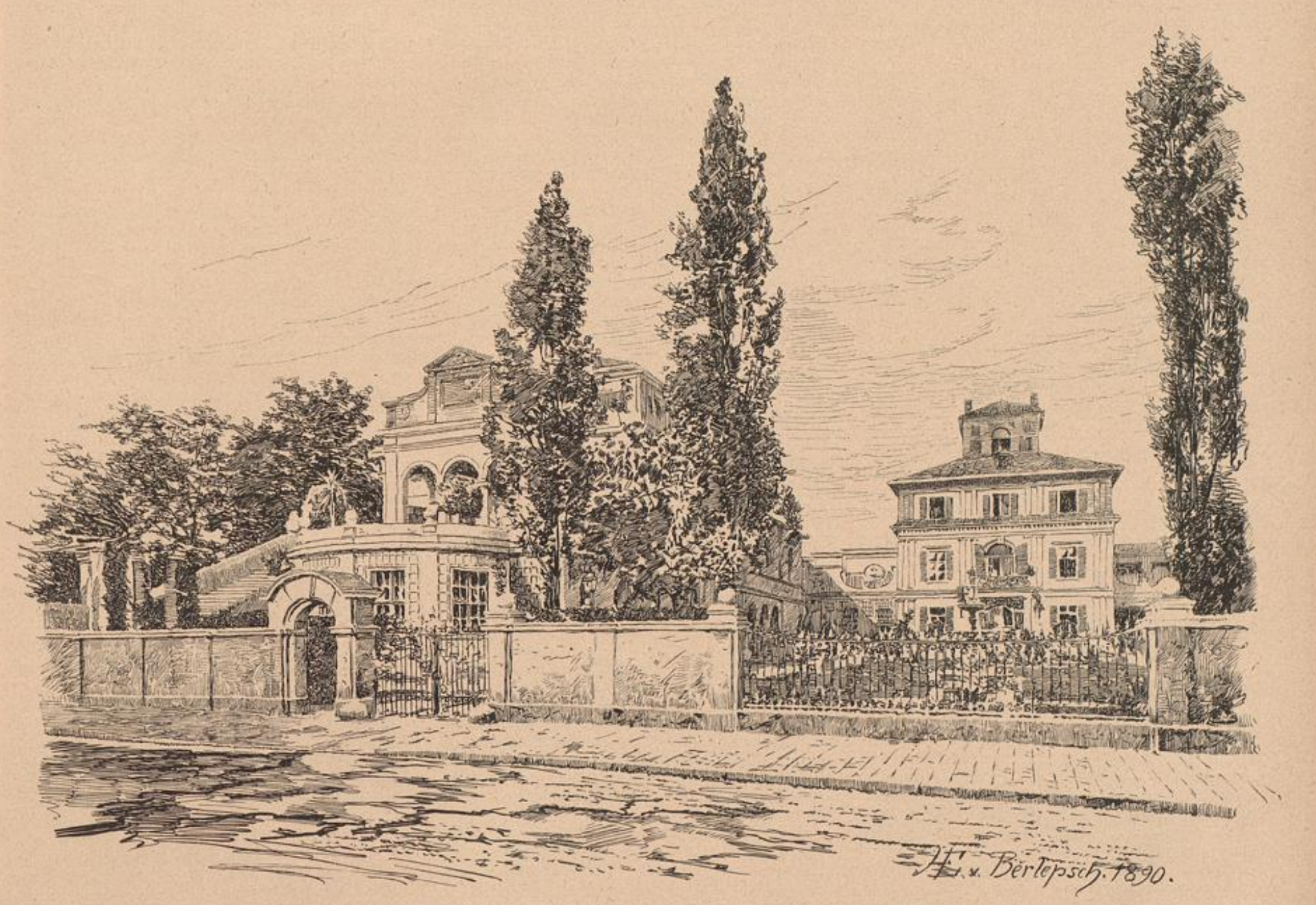
Löwen sind ja Beispiele königlichen Muthes; dennoch, sagt man, jagt ihnen eine Maus Furcht ein. Es wäre also nicht zu sehr gegen die Naturgeschichte, wenn das vor Augustus Tunderberg's geistiges Auge gestellte mikroskopische Gesindel auf ihn einen unbehaglichen Eindruck gemacht hätte. Gewiß ist, daß er nach all' diesen Aufschlüssen weit nicht mehr so vergnügt drein sah, als zuvor.

Erdmuthe bemerkte das und sagte:

„Ich glaube doch, lieber Mann, unsere Unterhaltung hat eine Wendung genommen, die unserem Gaste nicht sehr erfreulich sein kann. Erzählen Sie uns doch von Ihren Erlebnissen. Was müssen Sie drüben Merkwürdiges erlebt haben!"

Peck war nicht unhöflich und sagte:

„Ja, das versteht sich, August, nun kommt die Reihe an Dich. Und doch Erdmuthe," — er hielt es auch im Hinblick auf die immer völligere Erhebung seiner Gattin zu den Höhen seiner Grundsätze durchaus für nöthig, dies hinzuzufügen. — „Und doch, Erdmuthe, bin ich überzeugt, meinem theuern Jugendfreunde ist das Gespräch, auf das wir von Ungefähr geführt worden sind, nicht unwillkommen gewesen. Denn erstens hat es ihm eine Probe geben können von den Leistungen, zu welchen bei uns das gekräftigte National-Bewußtsein die Wissenschaft befähigt hat, und zweitens wird er die beruhigende Ueberzeugung gewonnen haben, daß in unserem Hause mit höchster Sorgfalt auf die Benutzung



Franz von Lenbach's Wohnhaus und Atelier in München. Von H. E. von Berlepsch. — Siehe Seite 156.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der neuesten glänzenden Forschungen Werth gelegt wird."

Hoffentlich zu seiner großen Genugthuung ersieht der aufmerksame Leser aus diesen wohlgesetzten und überzeugungsvollen Worten, wie trefflich unser Peck durch seine rege Betheiligung am Vereinsleben seine rednerischen Gaben ausgebildet hatte; denn in der That, mit Wendungen solcher Art glänzte er bei Festsitzungen vom Präsidentenstuhle. Aber noch höher schickte er sich an, seinen Schwung zu nehmen, als er jetzt nach einer kleinen Pause sich erhob, seinen Blick auf Tunderberg ruhen ließ und also begann:

„Und jetzt, mein lieber August, da uns nach langer Trennung das erste Mahl in traulichem Verein findet, gestatte mir, in alter deutscher Weise Dir mit den Meinen den Willkommen zuzutrinken, in der freudigen Ueberzeugung, daß unsere vaterländischen Zustände im öffentlichen, im geselligen, im Familienleben und die großartige Entfaltung —"

Da er während dieser Rede das Weinglas vor ihm ergriffen und durch diese Bewegung auch die Mutter veranlaßt hatte, sämmtlichen Kindern kleine silberne Becher, die ihren Gedecken zugesellt waren, ein wenig mit dem schimmernden Saft der Trauben zu füllen, so merkte auch diese kleine Gesellschaft, daß es ein Anstoßen geben sollte und wartete mit sichtlicher Freude auf den Augenblick, in dem sie sich würde zum Becherstoß erheben und in das dreimalige Hoch ausbrechen dürfen.

Allein es kam nicht dazu; denn der Trinkspruch-Redner ward plötzlich durch das Klingeln der Hausglocke vom Flur her in seinem Erguß unterbrochen, und es war ein schrilles, lärmendes Klingeln, das selbst ein Mensch „ohne Nerven," wie Tunderberg, als solches empfand.

Dr. Peck hemmte Augenblicks den Strom seiner Beredsamkeit; man hörte ein Zurückschieben des Riegels der Hausthür, das Lautwerden einer bekannten weiblichen Stimme (des dienstbaren Geistes) und einer unbekannten männlichen.

„Herrn Dr. Peck eigenhändig . . ."

„Bitte um Entschuldigung, lieber Freund," sagte er, das schon erhobene Glas wieder an seinen Ort stellend und begab sich hinaus.

Enttäuscht zogen auch die Kinder ihre Hände zurück, die sie nach ihren Bechern bereits ausgestreckt hatten, und rückten sich wieder in die Stellung und Haltung, welche gut erzogene Knaben bei Tische einnehmen. Aber Tunderberg wollte doch nicht, daß das fünfblättrige Kleeblatt um die gehoffte Emotion gebracht würde und rief:

„Na, Jungen, jetzt wollen wir uns 'mal Alle zusammen leben lassen, und nun zeigt 'mal, was Ihr schreien könnt: hoch! und noch 'mal hoch und —"

Er konnte wirklich gut schreien, und die fünf Kehlen, vereint mit seiner tiefen, brachten ein so kräftiges Hoch heraus, daß der eben wieder hereintretende Vater, obgleich er ja in die Ovation mit eingeschlossen war, sein Gesicht, gar nicht erfreut, zusammenkniff, als fühlte er Ohrenzwang. Zugleich wehrte er mit seiner rechten Hand die Fortsetzung des Gelärmes so nachdrücklich und hausväterlich gebietend ab, daß in der That das dritte Hoch in den Kehlen seiner Sprößlinge stecken blieb; während das Emporhalten eines geöffneten Briefes in seiner Rechten auch seinen wiedergefundenen August zum Schweigen brachte.

„Durch Eilboten," erklärte Peck zu seiner Gattin gewandt, „aus Leipzig von Lermer und Compagnie." Er sah bei dieser Mittheilung aus, als ob es ihm grundsätzlich nicht soviel darauf ankäme, ob die genannten Briefsteller sich mit ihren Nachrichten so sehr beeilten oder nicht.

„Peck's Verleger, Herr Tunderberg," erläuterte Erdmuthe.

„Sie drängen zu sofortiger Erledigung," begann der aufgestörte Autor wieder, mit einem Blick in sein Schriftstück, der allerdings keine allzugroße Seelenfreude an lebhaftem Briefwechsel mit der genannten berühmten Verlagshandlung verrieth, „soll morgen schon in die Druckerei, — habe den Boten um elf Uhr wieder herbestellt!" Er sprach hastig und sah dabei nach seiner Taschenuhr. Der Secundenzeiger mit seinen ruhelosen Sprüngen schien ihn zu erschrecken:

„Schon acht!" sagte er und griff mit seiner Linken nach der Thürklinke. „Lieber August, Du siehst . . ."

„Aeh, business!" rief der, „versteht sich, — mach' keine Umstände, Peck," und der vergrößerte Schatten seiner großen Hand, mit der er seinem der deutschen Literatur pflichtigen Freunde zuwinkte, ward von der Lampe auf dem Tische gerade über den Doctor geworfen, hoffentlich aber nicht als ein solcher, der irgendwie eine literarische Finsterniß für ihn bedeutete.

„Wir sehen uns doch noch?" sagte der zum Hinausgehen sich anschickende Familienvater und fügte auf des Freundes „Freilich, alter Junge!" zu seiner Ehehälfte gewandt und sein Haupt noch einmal durch die schon geöffnete Thür schiebend, hinzu: „Und vergiß nicht, mir die Kinder hinaufzuschicken, Erdmuthe."

Darauf verschwand er, und man hörte ihn von drinnen mit eiligen Schritten die Treppe hinaufsteigen.

„Ein mühsames Geschäft, wie ich merke — das Büchermachen, Madame," bemerkte der Gastfreund zur Wirthin des Hauses, die mit einem nicht gerade munteren Blicke ihrem Gatten nachgesehen hatte.

„Ja wirklich," bestätigte Erdmuthe mit einem leichten Seufzer, „der schriftstellerische Beruf ist nicht so idyllisch, wie man gewöhnlich meint."

„Hm, hm, — ich glaub' selbst so," sagte Tunderberg, seine Serviette zwischen Hals und Kragen hervorziehend, wo er sie an einem ihrer Zipfel befestigt hatte.

„Besonders in letzter Zeit," fuhr die Mutter fort, „und seitdem unsere Post- und Telegraphen-Verbindung sich so vervollkommnet hat, wird Alonso viel durch allerlei Zuschriften und Drahtnachrichten belästigt; sie wirken auf ihn, — und auf mich, — wie Alarmsignale und schneien auch so herein in Stunden, Tages- und Nachtzeiten, wenn man sie am wenigsten erwartet."

„Potz ha, — Madame," rief der Gast, „was haben denn Schreier und Compagnie —"

„Lermer und Co.," verbesserte Erdmuthe.

„Na, was haben denn die unseren Peck so zu quälen?"

„Ich weiß selbst nicht," erwiderte des geplagten Autors Ehegenossin, „ich mag ihn nicht noch mehr durch Fragen beunruhigen, — ich merke nur, er leidet darunter, — 's hängt, glaub' ich, mit seinem „Schlüssel zur menschlichen Glückseligkeit" zusammen, — sein neues Werk, Herr Tunderberg!"

„Ah, ich weiß, Madame," sagte der Gast, „warum verbittet sich denn Peck aber solche Störungen nicht?"

„Lieber Herr Tunderberg," antwortete die Gefragte, „Sie haben es ja gehört: mein Mann hegt eine sehr hohe Meinung von unserer Cultur, — und ich glaube auch, sie ist sehr verehrungswerth, — und die Vervollkommnung unserer Verkehrsverbindungen zeigt er als eine der Haupteigenschaften unserer Zeit. Da würde er eine Beschränkung für sich und die Seinen nie zulassen. — Schon des Beispiels wegen nicht, das man den Kindern schuldig ist, wie Alonso sagt. Es ist sein Grundsatz, Herr Tunderberg, sie nach System zu erziehen. Sie sollen in das Verständniß unserer großen Zeit eingeführt werden, — Freude an ihren Segnungen, so sagt er, gewinnen lernen. — Sie glauben auch, daß das ein großartiges und gutes System ist, Herr Tunderberg?"

Dem Amerikaner kam diese Frage etwas unerwartet und er fand, indem er seinen Blick über die fünf Kindergesichter gehen ließ, daß das Peckische Erziehungssystem, so vorzügliche Freuden es auch sonst spenden möchte, wenigstens bis jetzt ihnen die Backen nicht roth gemalt hätte. Er behielt aber diese Bemerkung für sich, weil die fragende Mutter eine unbedingte Bejahung gar sehr zu wünschen schien, und sagte mit dem Löwenhaupte stark nickend:

„Certainly, Madame, ja gewiß."

„Ich hoffe es auch," fuhr Frau Erdmuthe fort, „mein Mann muß das ja auch verstehen, und er ist um uns Alle so besorgt, — aber, wissen Sie, nun wollte er auch an die Fernsprechleitung angeschlossen sein; es ist ja auch eine großartige Erfindung, — aber das hab' ich ihm immer wieder ausgeredet, — Lermer und Compagnie würde ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen, — Alonso ist so schon leicht erregt, — wir würden keine ruhige Stunde mehr haben —"

Frau Dr. Peck führte nach diesen Worten ihre beiden Hände mit ausgestreckten Fingern nach den Schläfen und lehnte sich zurück. Sie machte in dieser Stellung den Eindruck erheblicher Ermattung.

„Madame sind doch nicht unwohl?" fragte der theilnehmende August.

„Hat nichts zu bedeuten," antwortete Erdmuthe, „ich glaube, die gewohnten Kopfschmerzen sind wieder im Anzuge."

„Ich hole Dir Dein Bromwasser, Mama," rief diensteifrig Alf, der Erstgeborene.

„Ein abscheuliches Getränk, Herr Tunderberg, und ich merke davon auch nicht die geringste Besserung, — aber Peck besteht darauf und —"

Zur weiteren Erklärung ließ es der Angeredete nicht kommen; er hielt mit ausgestrecktem Arme den schon zur Thür eilenden Kronprinzen des Peckischen Hauses zurück und sagte:

„Madame, ich schlage Ihnen einen Spaziergang draußen im Garten vor, 's wird Ihnen gut thun."

„Peck ist sehr gegen die Abendluft," sagte Erdmuthe zögernd, aber das Verlangen nach dem ihr sonst versagten Genuß überwog die Bedenken, und sie widerstrebte nicht.

„Jungen! Ihr kommt doch auch mit dem Onkel?"

Die Aufforderung wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen, der sich noch steigerte, als der „Onkel" hinzufügte:

„Draußen spielen wir: ‚Fuchs aus 'm Loch' und ‚Räuber und Stadtsoldat'. He, habt Ihr Lust?"

Diese Worte räumten mit einem Zauberschlage die letzten Spuren des Fremdseins gegenüber diesem neu gewonnenen Onkel hinweg; denn als er hinausging, trug er Curt im rechten und Rolf im linken Arme, Ernst und Alf hatten sich an seine Ellbogen gehängt, und Will hockte ihm gar Huckepack auf den Schultern, und die Löwenmähne diente als Zügel.

Lächelnd schritt die Mutter hinterher.

3.

„Der Schlüssel zur Glückseligkeit."

Unser Dr. Alonso Peck mußte wirklich in seine schriftstellerische Arbeit sich sehr vertieft haben, als er mit der Feder in der Hand an seinem Schreibtisch wie heftig erschreckt beim Aufgehen der Thür zusammenfuhr, sodaß ein dicker Strich auf den Correcturbogen gerieth, wo er gar nicht hingehörte. Allerdings ward die Thür mit starkem Geräusch geöffnet: Augustus Tunderberg trat in des Freundes Arbeitsstube.

„Noch immer im Geschirr, alter Junge?" Seine Lungen hatten sich in der frischen Luft spürbar gekräftigt; denn seine Stimme klang so dröhnend, wie wenn etwa der Wüstenkönig in der Karroo sich entfernten Kaffernkraalen ankündigt, sein volles Gesicht war geröthet, und seine Haarsträhne hingen in völligster Unordnung um die breite Stirn.

Doch sein Freund merkte von alledem nichts; er sah nach seiner Uhr und sagte:

„Ha, schon zehn!" Dann setzte er, immer noch die Feder in der Hand haltend, hastig hinzu: „Und wo sind die Kinder?"

„Zu Bett sind sie, Alonso, Alle zu Bett." Augustus gab die Auskunft im Bewußtsein, dem Vater damit etwas sehr Beruhigendes mitzutheilen. Doch so wirkte seine Nachricht durchaus nicht; denn Peck sagte einigermaßen unwillig:

„Aber sie waren angewiesen heraufzukommen!"

„Ich hab sie zu Bett geschickt, Peck, — hab' ihnen gesagt, ich wollt's auf mich nehmen, — Dir sagen, — na, sie waren auch so vergnügt, weißt Du!"

Tunderberg war inzwischen nahe an seinen Freund herangetreten, klopfte ihn begütigend auf die Schulter und warf sich dann behäbig in einen Polsterstuhl mit hoher Lehne, der an der Wand stand. Er reckte darin seine Glieder mit Wohlbehagen und sagte:

„Nun, Peck, sag 'mal . . ."

Aber der Freund am Schreibtisch unterbrach ihn, wandte sich, die Feder weglegend, in seinem Stuhle ihm zu, denn der war ein drehbarer, und sprach:

„Es ist mir doch sehr unangenehm, sehr unangenehm, August . . ."

„Was?"

„Diese Unterbrechung der Ordnung; die Kinder müssen sich durchaus daran gewöhnen, ohne feste Regel ist kein Erfolg zu erzielen . . ."

„Na, Peck, was ist's denn so Wichtiges? 's wird doch wohl so viel nicht versäumt sein, heut Abend noch, hoff' ich," sagte Tunderberg, der anfing, sich schuldig zu fühlen.

„Doch, doch," entgegnete der Doctor mit besorgter Miene und fuhr dann fort: „unsere Kinder sind nicht sehr kräftig, August . . ."

„Verp . . . hm, ich meine wirklich verpimpelt, na, Alonso, sie könnten gesünder aussehen," bestätigte Tunderberg.

„Sie haben die gracile Anlage wohl von ihrer Mutter," bemerkte Peck.

„Ancurirt!" murmelte der Amerikaner dazwischen.

„Wie meintest Du?"

„Ich meinte," antwortete Augustus, „hm — ich wollte fragen, was das mit der Herbestellung Deiner Kinder zu thun hat."

„Dies," sagte der Hausvater, „daß ohne systematische und streng geregelte Fürsorge ihre schwachen Constitutionen gegenüber den zahlreichen feindlichen Einflüssen des Klimas, sowie der tellurischen und culturellen Verhältnisse unmöglich gewachsen sind, — daß ich ihnen die Fürsorge und die Gewöhnung daran schuldig zu sein glaube, und daß ich sie ihnen allabendlich angedeihen lasse."

Jetzt war der Gastfreund wirklich neugierig geworden und fragte mit vorgebeugtem Haupte:

„Na, by heavens, wie fängst Du denn das aber an?"

„Zuerst," erklärte der Vater nicht ohne feierlichen Ernst, „zuerst laß ich sie der Reihe nach mit dem höchstbewährten mangansauren Kali gurgeln, theils um sie gegen Diphtherie möglichst immun zu machen, theils um sie überhaupt für den eintretenden Fall an die Manipulation zu gewöhnen und an die Ueberwindung des dabei sich einstellenden Brechreizes, — besonders an Alf bemerke ich oft Schwellungen des Gaumens, darum gurgelt er täglich zweimal, — Ernst, der bereits eine Niederlage an acutem Rheumatismus überstanden hat, erhält eine angemessene Dose Salicyl; Will ist, um seine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schwache Verdauung zu unterstützen, peptonisirte Magenessenz verordnet, — ein ausgezeichnetes Präparat, — Rolf, der entschieden Anlage zur Scrophulose zeigt, erhält Leberthran und Curt inhalirt!"

„Potz Wetter," rief der Zuhörer verwundert, „das ist ja ein ganzer Kram von Apothekerwaren und ein Kunststück, daß man all' dies Zeug nicht mit einander verwechselt, — aber geholfen hat's doch bis jetzt höllisch wenig, Peck ..."

„Kann ich denn eine wirklich pünktliche Anwendung durchführen, August?" sagte Alonso, die Knie in verdrießlicher Erregung über einander schlagend, — „die natürliche Abneigung der Kinder selber, — der passive, unbegreifliche Widerstand meiner Frau —"

Er war wirklich zunehmend heftiger in seiner Rede geworden, und Tunderberg gedachte ihn zu begütigen, indem er sagte:

„Laß gut sein, Peck, so'n Bewegungsspiel draußen, wie wir's eben gespielt haben —"

Aber Peck ließ ihn nicht ausreden; er schnellte von seinem Sitze auf, als hätte er etwas Ungeheures gehört: „Draußen, — Abends, — bei Nordwind, — wo von den Torfwiesen die Miasmen hergetrieben werden, der Heerd infectiöser Krankheiten ... August, August, das war sehr unvorsichtig. — Ach, wäre ich zugegen gewesen, es hätte nicht geschehen dürfen. Aber diese Lermer u. Comp."

Er warf sich wieder in seinen Sessel, rückte sich zurecht und ergriff mit Hast die Feder.

Auch Tunderberg fing an, sich nicht mehr geheuer zu fühlen, und der Anblick dieses geängsteten Vaters warf einen Vorwurf in seine Seele, dem sie sich nicht entziehen konnte, als hätte er möglicher Weise etwas sehr Schlimmes angerichtet. „Das ist aber wirklich gefährlich jetzt in Deutschland," sagte er, „das lauert ja Einem überall auf; so brauchten wir uns doch sonst nicht in Acht zu nehmen."

„Dank der Ergebnisse unserer wissenschaftlichen Forschungen sind wir jetzt in den Stand gesetzt, uns rationeller zu verhalten," versetzte Peck, der sich wieder über seine Correctur gebeugt hatte.

„Na, 's wird ja nicht gleich was schaden, und es ist ein wahrer Jammer, daß diese schändlichen — eh!"

„Mikro-Organismen," half Peck vom Schreibtische aus ein.

„Na ja, daß dies tolle Gesindel gerade so in der schönsten Abendluft sich herumtreibt bei Euch hier, und sie war doch so erquickend, — ein wahres Labsal!"

Er war unter diesen Worten von seinem Sitze aufgestanden und fühlte sich in der Erinnerung an den gehabten Genuß freier Athemspeise hier in der Stube doppelt beklommen. Ein eigenthümlich stechender Geruch in Verbindung mit der dumpfen Schwüle fiel ihm höchst unangenehm auf. Indeß er äußerte sich nicht weiter darüber, um seinen wieder mit der Schreibfeder thätigen Freund nicht zu stören; sonst würde er bald von geschehener Desinfection der Wände mit Lysol, und des Fußbodens mit Sublimat gehört haben, und daß solche Desinfection, wenn man nicht vergiftet werden wollte, mit ihrem Gestanke durchaus nöthig wäre.

Endlich hatte Peck seine Arbeit vollendet. Daß sie für ihn keine leichte gewesen war, hatte sein Freund genugsam Gelegenheit, zu bemerken, denn Tunderberg hatte sich wieder in seinen Polsterstuhl gesetzt und dem schreibenden Literaten zugesehen, — er hatte wirklich ein Bild äußersten Unbehagens, gewaltsamer Anspannung und des Sichgezwungenfühlens dargeboten.

„Ah," — er dehnte sich, als wäre er einer schweren Last ledig und warf die Feder auf den Tisch.

„Fertig also? endlich fertig!" rief Tunderberg in wahrer Theilnahme, „das freut mich, alter Junge, und jetzt sag' mir, was ist denn das für eine Quälerei, — was wollen diese Lermer u. Comp. von Dir?"

's ist eine sehr regsame und vermögende Firma," erwiderte Peck, seine Papiere ordnend, „und bei der scharfen Concurrenz auch auf dem literarischen Markte muß ja allerdings der Einzelne Alles aufbieten, um sich zu behaupten. Lermer u. Comp. sind Geschäftsleute von großer Routine und haben, wie sie mir versichern, in ihren Unternehmungen kaum einen einzigen Mißerfolg zu verzeichnen, nur jetzt —".

„Hm," ließ der auf weitere Auskunft wartende Tunderberg hören, als der Redner innehielt.

„Nun ja," begann er wieder. „‚Der Schlüssel zur Glückseligkeit' will nicht gehen, so klagen sie, und setzen mir deswegen hart zu, haben wohl auch einen ziemlichen Haufen Geld in die Sache gesteckt. Das Werk wird nämlich lieferungsweise ausgegegeben, etwa zwanzig Lieferungen, zehn sind heraus, und das Publicum, schreiben mir Lermer u. Comp., verhält sich bis jetzt wider Erwarten, ja, auch wider mein Erwarten, kühl."

„Na, da muß man eben weiter warten," meinte der Freund, „und Geduld haben."

„Ja, leider," sagte der Autor, „so denken Lermer u. Comp. nicht. Sie verfolgen ihr Interesse, ihr geschäftliches Interesse mit einer wirklich zähen, unerbittlichen Entschiedenheit. Und daraus spinnt sich zwischen ihnen und mir," — Peck sprach die Thatsache mit einer Stimme aus, in der sich die Erinnerung von widrigen Erfahrungen ausdrückte, — „es hat sich zwischen uns eine starke Spannung eingestellt, die mir die Fortsetzung des Buches wirklich nicht erleichtert."

„Da würde ich mich doch aber," sagte Tunderberg, „meiner Sixe! den Kukuk d'rum scheren; ich würde dem Lermer schreiben: Das ist dein Geschäft, ich thu' mein Bestes an dem Buche, kriege mein Honorar dafür, — alles Andere ist Deine Sache!"

Lächle der Leser nachsichtig über diese kindlich-unkundigen Ansichten des Natursohnes, ihm waren Belehrungen über den hochentwickelten Betrieb der Literatur in seinem alten Vaterlande nicht zugänglich gewesen. Jetzt empfing er sie.

„Leider nicht," versetzte Peck, „ganz und gar nicht, August. Das ist's ja eben; da lies einmal, was sie mir heute wieder schreiben!"

Tunderberg nahm das ihm gereichte Blatt in die Hand, rückte sich näher an's Licht und las:

„Wie wir Ihnen zuvor sagten, ist das letzte Heft des ‚Schlüssels' wieder gar nicht gegangen. Auch der Sortimentsbuchhandel, trotzdem wir den Rabbat neuerdings erhöht haben, zeigt für das Werk je länger, je weniger Interesse. Bereits fünfhundert Stück der von uns gratis versandten Sammelmappen für Gewinnung von Abonnenten sind uns wieder remittirt mit dem Vermerk: Keine Verwendung. Unsere Verluste zählen bereits nach Tausenden! Wir können nur bedauern, daß Sie unseren wiederholten Bitten und Vorstellungen, doch auch unser geschäftliches Interesse ein Wenig zu bedenken, bisher so gar kein Gehör geschenkt haben."

„'s ist einzig," bemerkte der also gerüffelte Autor, indem er sich hocherregt mit beiden Händen durch's Haupthaar fuhr, „'s ist wirklich reizend, ach, und was hab' ich ihrem Drängen schon für Zugeständnisse gemacht, gegen meine Ueberzeugung."

„Wir können auch heute nur wieder drängen; die Darstellung muß actueller sein, Winke, welche auf den Hintergrund einflußreicher officieller Beziehungen hinweisen, dürfen nicht fehlen; der Leser muß in Spannung erhalten werden, Intimeres über die ausschlaggebenden Personen unserer Zeit zu erfahren, und z. B. wo Sie Bismarck's Einfluß auf unser nationales Leben berühren; warum kommen Sie da nicht in pikanter Weise (was doch Ihnen nicht schwer fallen wird) auf seinen Rücktritt, seine Gespräche mit Reportern zu sprechen ꝛc.? — Werden wir auch heute wieder vergeblich auf Ihr Entgegenkommen hoffen, indem wir Ihnen den Bürstenabzug zu Nr. 11 zugehen lassen mit der bestimmten Erwartung" („das unterstreicht der Kerl noch," sagte Tunderberg dazwischen), „daß Sie die von uns angemerkten Bedenken berücksichtigen? Schicken Sie uns den verbesserten Bogen sofort durch Eilboten zurück. Wir können nicht ihres Werkes wegen, das uns Verlust über Verlust und Verdruß über Verdruß bereitet, andere lucrative Unternehmungen zurückstehen lassen und müssen Ihren ‚Schlüssel' drucken, wenn gerade nichts zu thun ist. Das ist morgen früh der Fall."

Tunderberg legte das Blatt auf den Tisch zurück: „'n schönes Vergnügen," so rief er, „so 'nen Schlüssel zur Glückseligkeit zu schreiben hier zu Lande."

„Ach, lieber Freund," sagte der Adressat von Lermer u. Comp. trübselig, „das ist noch nicht das Schlimmste, da, lies mal hier."

„Well! das läßt man sich gefallen," ließ August hören mit einem Blick in ein zweites, ihm zugereichtes Blatt, „das klingt ja anders, Junge." Er begann zu lesen und las die Worte mit schmunzelndem Wohlgefallen:

„Schon der Name des berühmten Verfassers bürgt für die Gediegenheit des Werkes, dessen Veröffentlichung mit großem Opfer übernommen zu haben die unterzeichnete Verlagshandlung sich zur Ehre rechnet. Peck's ausgebreitetes Wissen, seine glühende Vaterlandsliebe, die Höhe und Gediegenheit seiner Denkungsweise, die Liebenswürdigkeit seines innigen Gemüths, die wahrhaft klassische Schönheit seiner Sprache."

„Na," der Vorleser sah von seinem Blatte auf und zum Freunde hinüber, „damit kannst Du doch zufrieden sein."

„Ach," rief der über seine Verherrlichung offenbar gar nicht erfreute Peck im Dulderton: „Das ist für mich die größte Plage! Ich bin nämlich contractlich verpflichtet zur Abfassung der Prospecte ꝛc. — dachte ja nichts Arges dabei. Aber da hab ich's Lermer u. Comp. erst recht nicht zu Dank machen können. Es war ihnen niemals durchschlagend genug, wie sie es nennen, und nun fassen sie diese Sachen selber ab."

„Das haben Lermer u. Comp. geschrieben?" fragte Tunderberg erstaunt.

„Ja, und ich soll's durchsehen, — lies mal die Randbemerkung!"

„Wir finden diese Empfehlung noch zu matt. Sie wollen, was zu Ihren Gunsten gesagt ist, noch verstärken und möglichst interessante biographische Lichter aufsetzen!"

„Das nenn' ich 'nen Menschen auf einer Seite in Eis packen und auf der anderen sieden," sagte August verwundert.

„Ich fühle mich auch wirklich nicht wohl dabei," bemerkte Peck, und wie er so ermattet und doch zugleich hastig ruhelos sich anschickte, den Brief für die Post zurecht zu machen, sah er wirklich abgehetzt und übermüdet aus. „Ich weiß wohl," fügte er hinzu, „der Wettbewerb und der Großbetrieb im Buchhandel bedingen so etwas, — aber es ist wirklich nicht angenehm, es benimmt mir schier die Stimmung zur Fortsetzung, es wird manchmal eine Qual für mich, August!"

Er war mit der Umschlagung und Aufschrift seines Briefes fertig und legte ihn für den Boten bereit. „Noch zehn Minuten," sagte er, nach der Uhr sehend, und fuhr dann fort: „Ich glaube wirklich," er fühlte sich an den Puls, „ich fiebere etwas, ich hätte das Antipyrin nicht drei Tage lang aussetzen sollen."

Damit machte er sich daran, ein Fach seines Schreibtisches aufzuschließen, wahrscheinlich, um das lang entbehrte Mittel zum Gebrauch hervorzulangen. Doch ehe er noch so weit war, fühlte er des Freundes Arm auf seinen Schultern, der zu ihm sagte: „Höre, Alonso, geh zu Bett, vergiß Lermer u. Comp. und lege Dich auf's Ohr, nicht eine Minute sollst Du länger warten. Den Brief nehme ich mit mir und werde ihm den Boten übergeben. Du hast Unruhe genug gehabt."

„Ach, wie gut Du bist," sagte Peck, sich zu dem Löwenhaupte zurückbiegend, sei uns denn noch einmal willkommen, und ich hoffe, Du fühlst Dich je länger, je wohler im alten Vaterlande."

„'s wird sich schon machen," sagte Augustus, die etwas heiße Hand des gelehrten Freundes mit seiner großen umschließend, „doch jetzt gute Nacht und ungestörten Schlaf."

„Den wünsch' ich Dir gleichfalls, August."

„I hope so," antwortete der Gastfreund, indem er sich zum Gehen anschickte.

„Ich geleite Dich in Dein Schlafgemach!"

Doch August wollte das nicht. „Deine Frau hat mir's schon gewiesen," sagte er.

„Gute Nacht denn."

„Gute Nacht."

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Sinnsprüche.

Von Anna Gräfin Pongrácz.

In der Jugend sagt man zu jedem neuen Jahre: „Gieb mir," im Alter: „Laß mir, was ich habe."

*

Alles kann verziehen werden, nur die Gemeinheit nicht, denn sie ist kein Fehler, sondern eine natürliche Eigenschaft. Ihr gegenüber giebt es nichts, als das Zerschneiden des Tischtuches.

*

In seinem Tief-Innersten ist jeder Mensch durch eine Mauer von allen anderen Menschen abgeschlossen. Einzig die Liebe vermag diese Mauer zu durchbrechen, aber auch die Liebe nur in ihren höchsten Momenten.

*

Die Quellen, die in uns selber sprudeln, das sind die wahren Heilquellen.

*

Ein feinfühlender Mensch schämt sich fast, glücklich zu sein unter den vielen Unglücklichen, die es auf Erden giebt.

*

Unverstandene Kinder bleiben ihr Leben lang innerlich zaghafte Menschen und bringen es selten zu harmonischer Ausgestaltung ihres Wesens, für die Unbefangenheit das erste Erforderniß ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Marmorhalle vor Lenbach's Atelier.

Nachdruck verboten.

Franz von Lenbachs Heim.

Von Wolfgang Brachvogel.

Mit drei Abbildungen von H. E. von Berlepsch.

München wird von den Einen für die Kunststadt, von den Anderen für die Bierstadt par excellence gehalten; es kommt eben nur auf die Auffassung an; die Münchner selbst wissen freilich practischen Sinnes beide Richtungen zu vereinigen, und wirklich schließen sich, wie die Erfahrung lehrt, Kunst- und Biergenuß absolut nicht aus. Wenn nun ein Fremder nach München käme, nur eine Stunde Zeit hätte und doch etwas von dem vielgerühmten Isar-Athen sehen wollte, so müßte man ihn vom Bahnhof etwa drei Minuten die Luisenstraße hinauf bis zu den Propyläen führen, denn dort und in der nächsten Umgebung bietet sich ihm ein Extract des modernen München und seiner ganzen Bedeutung. Das herrliche Thor, welches von Klenze demjenigen auf der Akropolis nachgebildet ist, gewährt einen Durchblick auf die säulengetragenen Marmorbauten der Glyptothek und des Kunstausstellungs-Gebäudes, welche sich schimmernd von dem dunklen Grün alter Parkbäume abheben und uns den Namen Isar-Athen erklärlich machen; zwischen ihnen hindurch führt die vornehme Briennerstraße bis zum Hofgartenthor und der königlichen Residenz, während sie auf der anderen Seite der Luisenstraße, durch die Häuser Georg Hirth's und Franz von Lenbach's flankirt, in mäßiger Entfernung vor dem Bierpalast des Löwenbräus und Angesichts des Arzberger Kellers endet, wodurch München in seiner Stellung als Kunst- und Bierstadt wohl hinreichend charakterisirt erscheint. Ganz nahe liegt das kleine Haus, in welchem einst Richard Wagner gewohnt hat; daneben das mit Sculpturen überladene einstöckige Renaissance-Palais birgt die weltberühmte Gemälde-Gallerie des Grafen Schack, und hinter den Bäumen, welche die Glyptothek beschatten, wird die Villa Paul Heyse's sichtbar. Das prächtigste und in's Auge fallendste unter den Privatgebäuden ist Lenbach's wahrhaft fürstliches Heim, eine weitläufige Anlage in luftigem, italienischem Stil.

Als Lenbach vor etwa vier Jahren die Gräfin Magdalene Moltke heimführte, war der Bau vor dem alterthümlichen Hause des Bildhauers Heß eben erst begonnen, und als der Meister mit seiner jungen, schönen Gattin, die bis dahin eine Fremde in München gewesen, zum ersten Mal die Stätte, wo er künftig hausen wollte, besuchte, wurde ihm daselbst eine überraschende Huldigung zu Theil; — seine näheren Freunde und deren Frauen waren, umgürtet mit dem Schurzfell, in der Hand die Maurerkelle, auf dem Bauplatz erschienen und bereiteten dem Paare einen äußerst sinnigen Empfang, der gleichsam andeuten sollte, daß sie alle bereit seien, an dem Hause des Glücks, das er sich nunmehr gegründet, mitzuarbeiten, soviel in ihren Kräften stünde.

Seitdem ist hinter den schlanken, lombardischen Pappeln, die den Platz gegen die Luisenstraße hin umsäumen, die prachtvolle Villa emporgewachsen, welche eine der größten Zierden des modernen München ist. Es sind eigentlich zwei, nur äußerlich durch eine leichte, von Rosenhecken überwucherte Architektur verbundene Häuser, von denen das südliche Haus die Wohn- und Arbeitsräume des Künstlers enthält, während das andere, zurücktretende, mit seinen noch nicht ganz vollendeten Prunksälen der Gastlichkeit des Hausherrn gewidmet werden dürfte; Beide umschließen einen nicht sehr großen, nach Norden durch eine Pergola eingefaßten Garten, der ebenfalls ganz in italienischem Geschmack angelegt ist, und in dessen Mitte ein altvenezianischer Marmorbrunnen mit Seepferden und Delphinen einen stattlichen Wasserstrahl emporwirft. Die der Straße zugekehrte Schmalseite des südlichen Flügelbaues ist im Oberstock von einer luftigen Loggia durchbrochen, vor welcher eine geräumige, mit Marmorbüsten, Orangenbäumen und Yuccapalmen bestandene Terrasse halbkreisförmig vorspringt und mit dem Garten durch eine gewundene Freitreppe verbunden ist. Von der Loggia aus führt eine kleine Thür direct in das Allerheiligste dieses Hauses, in die Werkstätte des Meisters.

Aber der Besucher muß einen anderen Weg nehmen, um dahin zu gelangen. An der Nordseite, fast in dem Winkel, den die Baulichkeiten bilden, liegt eine kleine, offene Halle, die von rothen Marmorsäulen getragen ist, und aus der man in das zum Oberstock emporführende Treppenhaus gelangt. Die Wände sind hier einfach weiß getüncht, verschwinden aber fast ganz unter Bildern, welche wohl ein Verweilen werth sind; wir eilen jedoch vorwärts: ein erster großer Saal nimmt uns auf, und wir blicken ungehindert in einen zweiten und dann weiter in einen dritten. Es sind hohe, weite Räume mit riesigen Bogenfenstern und herrlich gearbeiteten Plafonds. Die Thüreinfassungen sind reich und abwechselungsvoll aus verschiedenfarbigem Marmor oder aus Marmor und Sandstein gefertigt, aber keine Thür wehrt den Eintretenden ab; prachtvolle Vorhänge verhüllen sie wohl, sind jedoch für gewöhnlich zurückgenommen. Kostbare orientalische Teppiche, in Muster und Farbe gleich bewundernswerth, verhüllen den Fußboden zum Theil, während die Tapeten fast ganz unter werthvollen Gemälden, Werken alter Meister oder Copien danach, die Lenbach selbst gefertigt hat, verschwinden. Die wenigen Möbel gehören zu dem Besten, was deutsches und italienisches Kunstgewerbe in der Renaissancezeit hervorgebracht hat, überhaupt herrscht im Innern der Villa Renaissance, doch hat sich der Hausherr keineswegs sklavisch an diesen Stil gebunden, alle Zeiten, alle Länder, alle Stile sind vertreten, und in der Anordnung, die sie gefunden haben, bilden sie ein herrliches, harmonisches Ganze.

Im ersten Raume sehen wir auf einem Tisch am Fenster eine Anzahl künstlerischer Sammelwerke, auf ihnen obenauf aber drei Bücher, die nur einfach gebunden sind, und denen man es ansieht, daß sie viel gelesen werden. Ich erinnere mich, bei Schliemann in Athen mitten unter ernstesten wissenschaftlichen Werken die „Märchen aus 1001 Nacht" neben Ohnet's „Comtesse Sarah" gefunden zu haben; die Lectüre Lenbachs ist fast noch interessanter und bezeichnender zusammengestellt: Schopenhauers „Parerga und Paralipomena", ein Band Shakespeare, in welchem sich „König Lear" befindet, und Grimm's „Kinder- und Hausmärchen."

Aus einer Ecke des Saales tönt ein klingendes Geräusch; eine fast versteckte Thür führt nämlich in ein kleines pompejanisches Brunnengemach, in welchem sprudelndes Wasser aus großen Muscheln in ein von Goldfischen belebtes Bassin plätschert. Erfrischende Kühle und geheimnißvolles Halbdunkel herrschen hier, die Wände sind mit einer eigenartigen Mosaik und Muscheln bekleidet, und alterthümliche Büsten bilden den einzigen Schmuck.

Der zweite Raum ist etwas kleiner als der erste, die Decke gewölbt und reich vergoldet mit farbig gehaltenen Stuckeinlagen. Das ist die Schatzkammer des Hauses, denn an den Wänden prunken in unvergänglicher Farbenschönheit alte Meisterwerke, darunter zwei von Lenbach erworbene Tizians.

Endlich folgt die Werkstätte des Künstlers. Ich habe absichtlich Werkstätte gesagt, denn da sieht man nichts von Treppen, staubfangenden Riesenbouquets, seltenen Möbeln, mächtigen Vasen und dergleichen überflüssigen Sachen, ohne die man sich ein modernes Atelier gar nicht mehr denken kann und neben denen die Kunst den allerkleinsten Platz übrig behält. Es ist ein hoher, ernster Saal, dessen Wände ganz mit kostbaren Gobelins ausgeschlagen sind; in einer Ecke zwischen dem Eingang und dem Fenster ist ein erhöhter Sitz angebracht und diesem gegenüber trägt ein Gestell eine bunte Menge antiker Bilderwerke in Marmor und Bronze. Sonst sieht man kein Möbelstück, nur Staffeleien mit angefangenen und in Arbeit befindlichen Gemälden, und zwar gegenwärtig Bildnisse der greisen Herzogin Max in Bayern, des Kaisers Friedrich und des Kaisers Wilhelm II. Das Porträt des Letzteren wird ganz besonders interessiren; der junge Monarch ist en face genommen und trägt auf dem Haupt den blendenden Silberhelm mit dem Adler. Daß ein neuer Bismarck nicht fehlt, ist selbstverständlich. So oft man zu Lenbach kommt, staunt man immer wieder von Neuem über den Fleiß und die Schaffenskraft des Meisters und begreift gar nicht, wie ihm die Tage für soviel Arbeit lang genug sein können, — die Tage langen ihm freilich nicht, am wenigsten im Winter, aber Lenbach ist nicht an das Sonnenlicht gebunden, er hat sich elektrische Beleuchtung eingerichtet, welche ihm auch Abends und Nachts zu malen gestattet.

Es ist nicht Zweck dieser Zeilen, auf Lenbach's Bedeutung als Künstler einzugehen, es handelt sich vielmehr nur um einen flüchtigen Gang durch sein Heim, und da erübrigt noch ein Blick in das erst kürzlich vollendete neue Haus, welches zweistöckig, überragt von der in Italien üblichen Lichthaube, die dem Treppenhause Tageshelle zuführt, mit seinem Balkon und vergoldeten Gittern im Hintergrunde des Gartens emporsteigt. Dasselbe birgt herrliche Festräume und ist noch nicht eingerichtet; der einzige Schmuck dieser wundervollen, mit allem Geschmack des Hausherrn und mit aller Kunst des Architekten ausgestatteten Säle und Gemächer sind Lenbach's Porträts berühmter Zeitgenossen, unter denen König Ludwig I., Wagner, Lizst, Salisburn, Heyse, Wilhelm Busch und Redwitz zu erwähnen sind. Möbel fehlen noch ganz, denn da überläßt der Künstler nichts dem Tapezierer, Alles bestimmt er selbst, jedes Stück erwirbt er selbst, jeder Kleinigkeit weist er selbst ihren Platz an, und daher kommt es, daß seine Wohnung ein so eigenthümliches Gepräge erhalten hat. Dieses aber vor Allem, und nicht etwa der entfaltete Prunk oder die Kostbarkeit des verwendeten Materials ist es, was Lenbach's Haus so ungemein interessant macht, denn es tritt uns in jedem Raume ein Stück von dem eigensten Wesen des großen Künstlers entgegen.

Und dieser selbst ist wohl eine der fesselndsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst aller Zeiten. Am 13. December 1836 als Sohn eines ehrlichen Maurermeisters zu Schrobenhausen geboren und selbst für das Handwerk des Vaters bestimmt, hat er Dank seinem großen Talent, von der Pilotyschule ausgehend, seinen Weg gemacht und steht gegenwärtig auf der Mittagshöhe des Lebens und des Ruhmes. Er ist der Maler der Weltgeschichte unserer Zeit geworden, obwohl er nie ein sogenanntes historisches Bild gemalt hat, aber fast jedes seiner Porträts ist die Concentration eines Weltereignisses, ist unsere Zeit im Bildnisse einer Person festgebannt. Pecht, der ihn von seinem ersten Anfang an kennt und verfolgt, hat ihn als Menschen wie als Künstler einmal sehr treffend charakterisirt; er habe, erzählt der bekannte Schriftsteller bei dieser Gelegenheit, es nicht der Mühe werth gefunden, eine fremde Sprache zu lernen. Er ist Altbaier geblieben bis heute, und gerade dadurch fesselte er die Menschen, daß er sein eigenes Wesen trotzig allem Fremden entgegensetzte und aufrecht erhielt, denn die Welt erträgt bekanntlich weit lieber das Unbequeme als das Unbedeutende.

Lenbach ist ein großer stattlicher Mann mit scharfgeschnittenem Gesicht und mächtiger Stirn, unter der die Augen trotz ihrer

Aus Lenbach's Garten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Schmollenden. Von Karl Emil Mücke. — Siehe Seite 159.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kurzsichtigkeit so wunderbar beobachten. Wie schon erwähnt, ist er seit drei Jahren mit einer Gräfin Moltke vermählt, hat aber bisher keinen Erben seines Ruhmes und seines Namens. Vereint mit seiner schönen Gattin übt er eine wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft, so daß sein herrliches Haus, welches die Geistes- und Geburts-Aristokratie der baierischen Hauptstadt auf glänzenden Festen zu vereinigen pflegt, als ein Centrum der Münchener Geselligkeit betrachtet werden darf.

Nachdruck verboten.

Eine brennende Frage.

Von P. G. Heims.

Es ist eigentlich schon so viel und so oft darüber gesprochen worden, daß man gar nicht mehr darüber sprechen dürfte. Aber es geschieht doch noch und wird geschehen bis an's Ende der Tage. Ich meine über die Dienstbotenfrage. Sie bietet immer noch dankbaren und unerschöpflichen Stoff, wenn alles Andere versagt in Cafés und Kränzchen, und interessirt in gleichem Maße die würdige Großmutter, wie die kürzlich verheirathete Enkelin. Ja sogar der männliche Theil der Gesellschaft ist nicht immer abgeneigt, sich mit dieser Frage zu befassen. Aber ich möchte fast sagen: in harmloserer Weise. Unter jungen Offizieren ist es eine Art Sport, den dümmsten Burschen aufweisen zu können, und in landwirthschaftlichen Kreisen spielt in der Unterhaltung die Thorheit oder Rohheit der Knechte keine kleine Rolle.

Nun ist es ja anzuerkennen, daß die Dienstbotenfrage eine überaus wichtige ist für einen Jeden, der genöthigt ist, die Dienste fremder, nicht zum Hause gehöriger Personen in Anspruch zu nehmen; und nicht minder anzuerkennen ist, daß neben ereignißreichen Zeiten, die von selbst für Gesprächsstoff sorgen, es auch solche giebt, in denen nichts passirt und in denen infolgedessen jede Anregung willkommen ist, auch wenn sie sonst nicht gerade hoffähig wäre, und nicht minder anzuerkennen ist ja, daß es dann und wann auch Leute giebt, die überhaupt nur von Essenkochen und Dienstboten sprechen können. Wenn denen die ganze eine Hälfte ihres geistigen Lebens abgeschnitten würde, dann wären sie in Gefahr zu verbluten. Also die Dienstbotenfrage wird zu Recht bestehen und muß zu Recht bestehen, bis die letzte junge oder alte Hausfrau ihren Mädchen zum jüngsten Tage kündigt.

Was ist denn eigentlich ihr Kern? Ich meine nun nicht im socialen oder nationalökonomischen Sinne, sondern im Sinne der Hausfrauen.

„Sie taugen alle miteinander nichts!" Das wird sich so ziemlich aus allen Verhandlungen über die Dienstboten, speziell die Dienstmädchen, herausschälen lassen. Die erfahrensten Frauen, die schon mehr Mädchen gehabt haben während ihrer Ehe, als sie selbst Jahre zählen, werden ja die berufensten Richterinnen sein, eben weil sie am meisten Mädchen kennen gelernt haben. Und gerade die werden mit der größten Bestimmtheit den angeführten Satz vertreten.

Nun, in vielen Stücken mögen sie Recht haben, und es mag ein schmerzliches, zornerregendes Gefühl sein, immer und immer wieder mit Dummheit, Undank, Unverschämtheit, Ungeschicklichkeit, ja bösem Willen und Bosheit kämpfen zu müssen, und man mag aus liebem und gutem Munde den Seufzer hören und ihn verstehen: „Wie beneide ich die kleinen Leute, die keine Dienstboten zu halten brauchen!" Also: „sie taugen alle nichts, sind fast alle schlecht".

Gestehen wir das vor der Hand zu. Aber erlauben Sie mir eine Frage, die ich Sie zu beantworten bitte: Sind sie von Natur schlecht, diese Kinder unserer kleinen Leute? Von Natur schlechter als unsere Kinder?

Ich antworte: Nein! Beobachten wir sie, so lange sie im Elternhause leben, in der Dürftigkeit und Gedrücktheit ihrer Jugend. Sie mögen weniger gute Manieren haben, sie mögen schmutziger, ungepflegter, ungezogener aufwachsen, — mögen mehr sehen, was ein Kind nicht sehen und hören darf, — aber sie sind im Durchschnitt ebenso gutmüthig, dienstwillig, ihren Eltern gehorsam und ihnen zugethan, wie die Kinder der höheren Stände. Und oft mehr noch! Sehen wir auf sie in der Schule. Ein einigermaßen tüchtiger Lehrer, ja eine junge Lehrerin ist meistens im Stande, eine überfüllte Dorfschul-Klasse im Zügel zu halten, und es wird ihnen oft leichter werden, als etwa dem Ordinarius einer Quarta. Der Herr Lehrer, der Herr Pastor sind den Kindern immerhin meistens noch Autoritäten, denen sie sich ohne viel Widerspruch beugen. Ausnahmen giebt's ja; aber giebt's die in „Tertia" nicht? Die wirklichen „infamen Streiche" kommen, glaube ich, seltener vor in der Oberklasse einer Volksschule, als in der Secunda eines Gymnasiums. — Sehen wir die zukünftigen Dienstboten, kurz ehe sie es werden, im Confirmanden-Unterricht: Meistens sind sie willig, freundlich, fleißig, ja anhänglich; und wie oft hat ein Lehrer, ein Prediger mit gutem Gewissen auf eine Anfrage antworten können: „Nehmen Sie die; nehmen Sie den; ich kenne sie und habe sie lieb". Aber ein Schuldirector wird auch nicht von allen Abiturienten behaupten können: „Für die stehe ich ein!" Nicht einmal der Director eines Lehrerinnen-Seminars.

Also: Von Natur und Abstammung sind sie nicht schlecht in der Mehrzahl. Wie werden sie es denn nachher? Es ist das ja nahezu unbegreiflich, da sie nun in Berührung, in ganz nahe und vertrauteste Berührung mit den höheren Ständen treten, die doch entschieden veredelnd auf sie einwirken müßten!

Und wenn sie das nun nicht thun im Allgemeinen?

Wie oft hört man die Klage: „Im Anfang war's ein gutes, kleines Mädchen; aber nun ist rein gar nichts mehr mit ihr aufzustellen!"

Da wird die Schuld der ersten Verderbniß mit vielem Recht oft auf mitdienende Mädchen oder auf Nachbarsmädchen, die im selben Hause dienen, geschoben: die haben gehetzt, die Herrschaft verklatscht und schlecht gemacht und den jungen Dingern den frommen Sinn, mit dem sie den Dienst antraten, verdorben.

Das soll gelten, und es kommt leider zu unsäglichem Verdruß und wahrem Leid zu oft vor. Aber werden sie nur dadurch verdorben?

„Nein," sagen Sie, „durch frühzeitige Liebschaften und allerlei bedenkliche Verhältnisse".

Das soll auch gelten, denn es kommt leider auch vor; sehr oft, viel zu oft, und alles Gute geht damit zu Grunde. Aber ist es Ihnen, — in Klammern gesagt, — nie vorgekommen, daß anstatt des feindseligen Dienstmädchens aus der zweiten Etage irgend eine Ihrer eigenen „Freundinnen" bei günstiger Gelegenheit Ihr Dienstmädchen ein wenig ausgefragt, vielleicht ein klein wenig aufgehetzt sogar, ja Ihnen vielleicht schließlich auf Umwegen abgemiethet hat in augenblicklichem Vergessen des neunten Gebots?

Kommt auch vor! Natürlich sehr selten. Mir ist's, als eine solche Seltenheit, einmal passirt. Dagegen kommt es nie vor, daß die Töchter höherer Stände auf Liebschaften verfallen und dadurch untüchtig zu allem vernünftigen Thun werden; und sollte es ja einmal geschehen, trotz sorgfältigster Erziehung und Ueberwachung, dann entlastet das selbstverständlich unsere sich mehr selbst überlassenen, vielleicht mit dem Burschen auf einem Boden, Kammer an Kammer hausenden Dienstmädchen in keiner Weise.

Seien wir ehrlich: Wir tragen neben den erwähnten Umständen selbst ein gut Stück der Schuld mit als Allgemeinheit, wenn unsere Dienstboten nicht so sind, wie sie sein sollen. Durch das, was die Mädchen und Burschen in den Häusern sehen und hören, und zwar von Seiten der Herrschaft, dadurch werden sie in nicht ganz seltenen Fällen gründlicher und nachhaltiger verdorben, als durch das Gerede von ihresgleichen, die oft auf demselben Wege sich vom Guten verlaufen haben. Das Beispiel ist eine schnell verderbende, aber auch freundlich rettende Macht. Oft wenigstens.

„Keiner ist groß vor seinem Kammerdiener" ist ein altes Wort. Und darin liegt viel Unglück. Ob wohl viele Haushaltungen in allen Beziehungen so intact sind, daß gar kein „Skelett im Hause" ist, das man auch vor dem allerintimsten Freunde verbergen möchte, daß man ihn in alle Winkel und Heimlichkeiten und Kleinigkeiten des Hauses, des Lebens zwischen den Gatten, der Hausführung, der Amtsführung, der Kinder-Erziehung ꝛc. möchte blicken lassen? Und in all' die Winkel und Heimlichkeiten guckt das Dienstmädchen hinein als ganz unbefangene und etwas brutale Richterin. Sie sieht den Hausherrn, wie er sich täglich giebt; sie lernt die Hausfrau kennen, wie sie ist, nicht wie sie nach außen scheinen will; sie lernt überhaupt die Leute kennen, wie sie aussehen, wenn sie sich keinerlei Zwang anthun, wenn sie keinerlei Rücksicht nehmen: so zu sagen, im Négligé. Und, — Hand auf's Herz! — ob ihnen da nicht manche Vorstellung schwindet, die sie sich von den höher gestellten, vornehmeren Leuten gemacht haben, wenn sie, in gewissem Grade noch harmlos und unverdorben, in den Dienst treten? Ein laut geführter Zank zwischen Mann und Frau, eine polternde, hin und her fahrende, oder kraftlose Kinder-Erziehung, eine nach innen nicht vornehme Lebensführung: die fressen den Respect weg, wie Thauwetter den Schnee. Das Mädchen, das erst hinter'm Herd geringschätzig über die Herrschaft lacht, die gehört von Stund an zu den schlechten. Um ganz von Anderem zu schweigen, was sie sonst hier und dort vielleicht noch sieht und hört. — Oder was er sieht und hört! Ich glaube, daß mancher, der als harmloser „Bursche" in Dienst getreten, als wenig harmloser Bursche wieder heimgezogen ist, und während der hinter ihm liegenden Jahre gerade nicht an Weisheit und Gnade bei Gott zugenommen hat, oder gar daß er, wenn er Diener bleibt, von Jahr zu Jahr mehr zu den schlechten gerechnet werden kann. Er ist gar zu klug geworden! Man hat seine Seele gar zu wenig geschont von Herr zu Herrn.

Aber nehmen wir ein in jeder Beziehung ganz tadelloses Haus an, deren es ja ohne Zweifel auch viele giebt, in denen die Dienstboten wirklich nichts sehen oder hören, was ihnen den Respect vor der Herrschaft nimmt, also ein durchaus „correctes" Haus; es hat vielleicht nur einen Fehler, den, daß es die Dienstboten nicht ganz als Menschen ansieht. Jeder Befehl wird in rauhem, unfreundlichem, ja wohl gar grobem Tone gegeben; jedes Versehen wird hart und kränkend gerügt, keine Leistung wird freundlich anerkannt; das „Frauenzimmer" oder die „Person" ist gänzlich Luft, wo sie auftritt; ihr Gruß ist Pflicht, aber Gegengruß wird ihr nicht, oder das „Gutenmorgen" klingt wie Knurren, und der Abendgruß ist durch's Mikrophon nicht zu hören; sie ist ja „dazu da", um ihre Pflicht zu thun, tadellos, genau, um freundlich und artig zu sein, dafür bekommt sie Kost und Lohn und Weihnachten ihr Geschenk, und wenn sie krank wird, Medicin und Arzt; daß sie noch etwas mehr verlangen kann mit Recht, daran denkt man nicht, auch nicht, daß sie dabei innerlich verkommt, trotzig und erbittert wird, weil sie gerade in ihrer Menschenwürde sich gekränkt fühlt, und umsomehr, je besser oder doch erziehbarer sie von Haus aus ist. Sie geht auch nicht besser in den nächsten Dienst über, in dem sie eine Familie ganz anderer Art kennen lernt; die Frau meint es gut, und doch hat sie das Mädchen in acht Tagen in helle Wuth gebracht. Es ist ihr eben nichts recht zu machen. Vom Morgen bis zum Abend geht das Zetern und Schelten; die Aussetzungen, die Bemerkungen und Vermahnungen nehmen kein Ende; hier dies, dort jenes, drüben anderes; Frauen, denen der Himmel nicht schön und die Hölle nicht genug geheizt ist; aber bösartig sind sie nicht; im Gegentheil, sie versuchen es von Zeit zu Zeit gut zu machen, was ihre kleinliche Naturanlage verdorben hat, sie werden gelegentlich „intim" mit den Mädchen, weihen sie in allerlei Dinge ein, von denen sie gar nichts zu wissen brauchen: reden, — um nicht zu sagen klatschen, — mit ihnen über Freunde und Nachbarn, gelegentlich auch einmal über den eigenen Mann, und wundern sich über die undankbare Person, die immer unlustiger, dreister, frecher, ungezogener wird, — es war vielleicht von Haus aus ein ganz gutes Mädchen! Sie hat nur das Unglück gehabt, immer in recht schlechte Hände zu kommen.

Es wird für eine junge Frau eine Art von Selbstprüfung sein, wie sie mit ihrem Mädchen fertig wird. Allen Respect vor der, die gleich mit Muth, Kraft und Güte die Zügel in die Hand nimmt und sagt: „So fahre ich!" Und von der das Mädchen sagt: „einerlei, die versteht's!" — Aber, — und nun zürnen Sie mir nicht, junge Frau, die dieses liest: die Meisten versehen es von Anfang an. Da kommt am dritten Tage die junge, reizende Gattin weinend in's Zimmer des Mannes gestürzt: „Nein, diese abscheuliche, freche Person! Thu' mir den Gefallen und setz' sie zurecht!" Junger, empörter Ehemann, thu' das nicht! Ueberlaß das ruhig deiner Frau und laß sie ihre Sporen selbst verdienen! Laß sie zum Selbstvertrauen sich durcharbeiten, zur Bewährung ihrer Kraft, ihres Könnens Es ist noch wichtiger, daß sie in der Küche mit den Leuten, als im Salon mit den Rivalinnen richtig umgeht; es hängt viel davon ab für dein Haus! Sei du der unsichtbare Gott, der schweigend und majestätisch über dem Ganzen thront, und der nur in den Fällen der äußersten Noth die letzte, höchste Instanz bildet, um dann den Blitzstrahl niederzucken zu lassen, kraftvoll und unwiderstehlich und gerecht einschlagend, — aber verpuffe deine Blitze nicht, als wären es Knall-Bonbons, sonst kannst du dein Lebenlang als Küchen-Jupiter einhergehen, und schließlich lachen die Mädchen dich so gut aus, wie deine Frau; und was du wolltest, das gerade hast du vernichtet: dir und deiner Gattin Respect zu verschaffen. Der wächst auf anderen Bäumen, als denen des Klagens und galant-entrüsteten Dreinfahrens, nämlich auf denen der inneren Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit und Güte. Und zur Tüchtigkeit gehört der nöthige Ernst.

Aber wenn es nun mit der Tüchtigkeit der Hausfrau schwach bestellt ist? Es ist immer eine gute Empfehlung für ein Mädchen, wenn sie aus „gutem Hause" kommt: d. h. aus einem, in dem sie etwas gelernt hat. Man hört wohl: „Das sind alles tüchtige Mädchen, die von Frau N. N. kommen." Ein schönes Lob. — Aber, wo die Frau nichts versteht und wehrlos ihrem vielleicht von Natur gar nicht üblen Mädchen, die nur der Anleitung bedarf, ausgeliefert ist, da wird solch' Mädchen gar zu leicht verdorben und ist nachher wohl gar nicht wieder zurecht zu ziehen aus der Verwahrlosung, in die sie gerathen. Die nächste Herrschaft freue sich!

Um beim Worte Tüchtigkeit der Frau zu bleiben: wo zeigt sie sich, dem Dienstboten gegenüber? Einige suchen sie in unaufhörlichem Mitarbeiten zu bewähren, indem sie selbst die schwersten Arbeiten übernehmen. Das ist falsch und mindert meistens den Respect. Die tüchtige Frau muß wohl zeigen, daß sie Alles kann, Alles versteht, und besser als das Mädchen, aber daß sie selbst die Fußböden scheuert oder die Dielen wachst oder das Geschirr abwäscht, das ist gar nicht nöthig. Auch das verdirbt die Mädchen. Sie werden bequem und lässig: „Es wird ja doch gemacht!" Und sie gewöhnen sich allmälig, die Herrin als Ihresgleichen zu betrachten, — und das sollen sie nicht. Der Oberst eines Regimentes oder der Hauptmann einer Kompagnie hat auch etwas Anderes zu thun, als Gewehre zu putzen oder Pferde zu striegeln; aber gelernt haben und verstehen muß er's; und Kommandiren und Führen muß er können und ein Herz haben für seine Leute, dann kann er etwas mit ihnen aufstellen.

Aber mit dem Kommandiren kann es auch sein Bedenken haben. Eine kommandirt von früh bis spät, und von Neujahr bis Sylvester, und sie versteht's aus dem ff, und doch verdirbt sie ihre Mädchen oder ist nicht im Stande, ein minderwerthiges zu bessern. Sie verlangt zu viel, mehr als nöthig und zweckmäßig ist. Da ist es besonders der leidige Reinmacheteufel, der alle guten Geister aus dem Hause treibt. „Heute machen wir in der besten Stube rein! Morgen im Wohnzimmer, übermorgen in der Kinderstube," — und so weiter ohne Ende; und wenn die Reihe vollendet, dann geht's wieder in der besseren Stube an: die Arbeit im Hause ist nicht mehr Mittel zum Zweck des Wohlbefindens, der Schönheit, — nein, sie ist zum Selbstzweck, zur Selbstquälerei und zur Quälerei, zum Verderb der Dienstboten geworden. Sie sehen keinen anderen Zweck mehr darin als den, sie ohne Ende in Bewegung zu halten, ihre Kräfte auszunutzen so viel nur möglich; sie haben keine Freude mehr an der Arbeit, denn sie wiederholt sich ewig wechsel- und ruhelos, wie die Arbeit der Danaïden.

Es geht dem Durchschnittsmenschen mit der Arbeit, wie es einem auf dem Lager Liegenden mit irgend einem Geräusch geht. Hat es einen Zweck, z. B. wie das Donnern des Mühlrades, — dann schläft man ruhig dabei ein in gutem Behagen; hat es den nicht, wie das Knarren der Gartenthür oder das Schlagen eines Fensters, dann macht es den besten Menschen nervös und schließlich wüthend.

Summa: Wären alle Häuser, durch welche die Dienstboten gehen, „normal", dann würden der Klagen ob der Dienstmädchen und Diener wohl auch ein ganz Theil weniger werden. Etwas mehr Geduld, etwas mehr Energie, etwas mehr Wohlwollen und Eingehen auf ihre Gedanken könnte oft Vieles gut machen. Nicht ganz vergesse man, daß ein Dienstmädchen doch auch ein „junges Mädchen" ist, die sich einmal freuen will, die auch einmal freundlich angeredet sein, ein ungekünstelt theilnehmendes Wort hören will, die auch einmal ihre Arbeit und Mühe anerkannt sehen möchte, wenn ihr etwa besondere Pflichten der Treue, des Wachens, der Ehrlichkeit auferlegt werden; es thut gut, wenn möglich, etwas von dem Ehrgefühl in ihm zu wecken, daß der Mensch nicht blos um zwanzig oder vierzig runde Thalerstücke dient und seine Kraft vermiethet, und nicht blos von Weiß- und Schwarzbrod lebt; nicht ganz zu vergessen, daß ein Dienstmädchen außer zwei starken Armen auch noch eine Seele hat, und ihr zu zeigen, ohne Redensarten und Ueberschwenglichkeiten, — daß man auch ein Herz für sie hat, es gut mit ihr meint.

Man spricht so viel vom Undank der Leute. — Sind wir denn allesammt mit all' unserer Bildung und Erziehung immer so überaus dankbar gegen Gott und Menschen? Und Vieles von dem, wofür wir feurigen Dank beanspruchen, ist am Ende doch nur, wenn wir ehrlich sein wollen, ein einfaches Menschenrecht, das wir gewähren müssen. Die Zeiten sind doch vorbei für immer, in denen die Dienstboten als Menschen galten, die einer niederen Klasse von Geschöpfen zugemessen werden konnten. Und es wird, — auch jetzt noch, in unserer Zeit der Verhetzung, — mit dem Undank nicht immer gar so arg bestellt sein, und auch heute noch wird stellenweise zu Recht bestehen: „Wie man in den Wald ruft, so schallt's wieder heraus"; und ganz geltungslos ist das Wort auch im Jahre 1891 nicht, und wird's nie werden bis an's Ende der Tage: „Wer Liebe säet, wird Liebe ernten." Auch jetzt noch sind die Zeiten in Stadt und Land nicht ganz vergangen, in denen das Dienstmädchen, das bei uns einmal gedient hat, sich freut, wenn sie uns auf der Straße begegnet und herübereilt, um uns die Hand zu reichen, oder uns im Hause aufsucht und sich nach der Herrschaft und den Kindern erkundigt, und es weint doch auch noch heute manches Mädchen, wenn sie der Herrschaft Adieu sagt. Manche geht freilich auch davon und schlägt die Thür lachend hinter sich zu, und die Herrschaft macht drei Kreuze hinter ihr her: aber, — es ist nicht immer ihre Schuld allein, daß sie im Laufe der Jahre und im Wechsel der Herrschaft so geworden. Es liegt auch eine Gesammtschuld auf der Gesellschaft, die der Einzelne oft büßen muß, ohne ihre Folgen mit seinem bischen guten Willen aufheben zu können.

Nachdruck verboten.

Der neue Herr.

Stoßseufzer eines alten Herrn.

Von H. von Kahlenberg.

Damals, wenn ich vom Dienst zurückkam und mich zu einem gemüthlichen Plauderstündchen neben sie auf das Sopha setzte, fragte sie wohl freundlich: „Warum steckst Du Dir denn keine Cigarre an, liebes Männchen?"

„Aber in Deinem Zimmer, Herz! Ein Monstrum von Rücksichtslosigkeit bin ich nicht. Die guten Gardinen, die hellen Bezüge..."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Das schadet nichts. Deine Bequemlichkeit ist die Hauptsache in Deinem Hause. Wenn Du Dich behaglich fühlst, was frage ich dann nach Gardinen und Ueberzügen. Ich hole Dir eine Cigarre."

„Aber, Liebchen, diese Großmuth! Du überwältigst mich."

„Ich gehöre nicht zu den Frauen die ihre Männer in ihrem eigenen Hause tyranniſiren. Du sollst thun, was Dir gefällt. Jetzt rauchst Du, sonst werde ich böse."

Und sie biß mir selbst mit den weißen Zähnchen die Spitze ab und reichte mir die Schwefelhölzer, — aber ich nahm sie nicht.

„Da . . . o, jetzt soll ich sie Dir wohl auch noch anrauchen, Du Faulpelz! Ob je eine Frau ihren Mann so verwöhnt hat. Sage erst ‚nie', dann thu' ich's."

„Nie und nimmer. Ich schwör's beim Styx. Du bist die beste, engelhafteste kleine Frau im Universum."

Oder ich trat des Mittags erwartungsvoll zehn Minuten zu früh in's Eßzimmer.

„Was giebt's denn heute, kleine Frau? es duftet gar so verlockend."

„Schweinebraten und Kartoffelklöße, Dein Lieblingsgericht."

„Du bist wirklich zu rührend. Trotz der Wäsche. . ."

„Die kleine Mühe! Du sollst doch haben, was Du gerne ißt."

„Engel! Und ich weiß, Du magst die Kartoffelklöße nicht 'mal."

„Das schadet nichts. Du bist die Hauptperson. Natürlich richtet sich der Haushalt nach Dir. Du bist doch der Herr."

Ich hätte unsere Auguste umarmen können, als ich zum ersten Male von ihren bärtigen Lippen vernahm: „Karl! Karl! der Herr ruft nach den Stiefeln —" Der Herr! Schöner, erhebender Titel! Bis dahin war ich immer der Lieutenant oder der Herr von So und So oder der Herr mit dem schönen Schnurrbart (als solcher hatte ich zuerst in Heringsdorf trotz des Civils Eindruck auf Elschen's Herz gemacht). Aber jetzt „der Herr" kurzweg, ohne Adjectiv. Wie stolz das klingt! Ich fühlte mich dem lieben Gott entschieden um mehrere Grade näher gerückt und hätte den Titel nicht für den eines kommandirenden Generals eingetauscht.

„Das ist ja Alles soweit recht schön," pflegte dann mein guter Freund, der Assessor Klein, zu sagen. „Genieße Deine Herrlichkeit, so lange sie dauert. Du hast dann wenigstens nachher die angenehme Erinnerung."

„Nachher? Wieso?"

„Na, wenn der neue Herr erst da ist . . ."

„Neuer Herr! Sage lieber mein Unterthan. Bin ich dann nicht erst recht König in meinem Reiche, wenn so ein kleines hülfloses Wesen mehr. ."

„Kleines, hülfloses Wesen!" Der Assessor lächelte sardonisch. „Na, ich will nichts verrathen, aber befreunde Dich bei Zeiten mit dem Gedanken abzudanken, alter Herr."

Ich hätte den boshaften Schuhu am liebsten zur Thür hinausgeworfen.

„Alter Herr!" Wahrhaftig, das riecht so nach altem Leder, alten Kleidern, alten —, ein unangenehmer, modriger Geruch. Man denkt dabei an Rheumatismus und a. D. sein und freche, junge Kerls, die nicht darauf hören, was der „alte Herr" schwätzt.

Neuer Herr! Lächerlich! Ich komme mir so baumstark und riesenlang vor wie nie. Denn da ist eines Tages ein winziges, rosiges Etwas bei uns aufgetaucht mit einem Mündchen so klein wie ein Pfennigstück und Händchen, die meinen Finger nicht umklammern können.

Und wie ich im ehrfürchtigen Staunen das Gotteswunder betrachte, da verzieht sich das Mündchen, die kleine Brust hebt und senkt sich.

„Es lebt, es weint!" Wir lauschen Beide in athemlosem, seligem Entzücken, — Gott grüße dich, du kleines, neues Menschenkind!

Das war der Regierungsantritt Seiner Majestät Hans des Zweiten. Und wo ist Hans der Erste? Auguste weiß es nicht. Sie ist natürlich sofort mit fliegender Fahne zu dem neuen Herrn übergegangen; so sind die Weiber, Schwiegermütter, Schwägerinnen, Waschfrauen; Alles dieselbe Sorte.

Nur flüchtig erinnert sie sich noch von Zeit zu Zeit meiner Existenz, eines gewissen, lästigen Individuums, das rücksichtsloser Weise auch essen und trinken will. Sonst dreht sich ihr ganzes Sinnen und Thun um Ihn und seine Bedürfnisse, und Auguste war mir doch einst hold gesinnt — einst! Und Karl, der Getreue?

Ich merke es wohl, es besteht sogar zwischen meinem Burschen und Ihm ein geheimes Verhältniß. Oft muß ich erst durch das ganze Haus brüllen, ehe er zum Vorschein kommt.

„Wo, zum T . . . . ., stecken Sie denn jetzt immer, Mensch?" Und unter Stocken und Würgen stellt sich's heraus, daß Er gerade spazieren fahren wollte und Karl absolut den Wagen die Treppe hinuntertragen mußte. Und —

„Aber das hält Sie doch keine halbe Stunde auf," schnaube ich.

„Ja, aber, und die gnä' Frau meinte, er schrie so sehr und, wenn er die blanken Knöpfe sieht, dann packt er danach, und das freut ihn, dann ist er immer gleich still, sowie ich komme." Karls ganzes Gesicht strahlt vor freudigem Stolz über sein Beruhigungs-Talent. Auch du, mein Brutus?

Und meine Frau? Sie kommt eben herein, sehr eilig, die braunen Augen blicken suchend und unruhig an mir vorüber.

„Elschen?"

„Ach so, Hans, Du bist's." Ein ganz kurzer, lieber Blick, und sie fängt an, im Wäscheschrank zu kramen. „Nicht wahr, Du nimmst's nicht übel, daß ich den Wagen in Dein Zimmer gesetzt habe. Es war das einzige warme im Haus, und Dir macht's nichts aus, wenn Du Deine Cigarre eben hier rauchst, nicht wahr? Er kann den Rauch nicht vertragen. Es ist wohl ein bischen kalt hier?"

„Ziemlich." Der Salon war seit vier Wochen nicht geheizt. „Armes Männchen! Aber Du siehst doch selbst ein, daß Er . . ."

„Gewiß, gewiß. Sage 'mal, essen wir bald, traute Frau?"

„Bist Du schon hungrig?"

„Ziemlich!"

„Gutes Männchen! Gedulde Dich nur noch ein Viertelstündchen. Denke Dir, Er will heute gar nicht einschlafen. Ich mache Ihm eben erst noch ein Fläschchen zurecht. Dann kommst Du an die Reihe, Liebster."

Ein flüchtiger Kuß, und schnell entwindet sie sich mir:

„Er wartet. Ich habe jetzt wirklich keine Zeit, sonst wird Er ungnädig. Du bist ja mein gutes, verständiges Männchen."

Das gute, verständige Männchen versucht den mittlerweile ausgegangenen Cigarrenstummel wieder anzufachen, friert weiter; sieht nach der Uhr und fühlt plötzlich, natürlich nur ganz objectiv, lebhafte Sympathien für Napoleon auf St. Helena. Kaiser a. D., das muß fatal sein, aber so'n Pöstchen als guter, verständiger Prince Consort neben einer Königin-Mutter und einer minorennen Majestät wäre auch nichts Geschei̇dtes für ihn gewesen. Ueberhaupt . . .

Ich war sehr hungrig, und wer weiß, auf was für hochverrätherische Gedankenschwüre ich noch verfallen, wäre nicht in diesem Augenblicke Elschen wieder eingetreten, den Finger an der Lippe:

„So, nun können wir auch essen. Er schläft. Aber nicht wahr, Du trittst ganz leise auf, wenn wir durch Sein Zimmer gehen. Er ist so nervös, so außerordentlich zart besaitet. Das kleinste Geräusch stört ihn . . ."

Ich wage also nur, einen scheuen Blick auf den Wagen zu werfen, hinter dessen purpurnen Vorhängen Er schlummert, während ich mich schlangenartig zwischen den Tischen und Stühlen hindurchwinde.

Ueberall liegen seine Attribute verstreut, sogar auf dem Schreibtische steht neben dem Tintenfaß eine halbgeleerte Milchflasche. Auf den Zehenspitzen, mit klopfendem Herzen, schleiche ich wie ein scheuer Eindringling vorüber. Gott sei Dank! Er regt sich nicht.

Kartoffelklöße und Schweinebraten giebt es jetzt sehr selten. „Siehst Du, Männchen, es ist so schrecklich viel zu thun in der Küche. Sein Wässerchen, seine Fläschchen, seine tausend kleinen Sächelchen. Er hält das ganze Haus in Athem. Du kommst wirklich dabei ein bischen schlecht weg, aber nicht wahr, Du siehst doch selbst ein. . ."

„Gewiß, gewiß Und die Freude, wenn er Dich mir 'mal einen Augenblick überläßt, ist dann um so größer."

„Hast Du gemerkt, wie reizend seine Härchen wachsen? Du hast ganz seine Augen, und sein Näschen wird genau so wie Deine Nase. Er ist wirklich ein selten hübsches, kleines Kind und so klug. Es ist einfach unglaublich. Denke Dir, daß er, — horch!"

„Ae-äh — ä-ä-äh — ä-ä-ähh!" erschallt es aus dem Nebenzimmer in langgezogenen, durchdringenden Tönen. Sie läßt sofort Messer und Gabel sinken:

„Nun weint er schon wieder, das arme Engelchen. Was ihm nur fehlen mag. Hör doch nur!"

„Aber Frauchen, laß ihn schreien, das schadet ihm nichts."

„Er war schon den ganzen Morgen so unruhig," murmelt sie, die Augen immer auf die Thür gerichtet. „Vorhin wollte er gar nicht einschlafen. Wenn er nur nicht krank ist. Auguste meinte auch . . ."

„Wie ängstlich Du immer gleich bist, liebes Herz. Der Doctor schwor doch noch gestern, er wäre kerngesund."

„Ach, der Doctor! Was wißt Ihr Männer von kleinen Kindern! Wie ein Stück Holz faßt er ihn immer an, Auguste und ich ärgern uns jedes Mal darüber. Er zerbricht ihm nächstens noch etwas. Auf den Doctor gebe ich gar nichts."

„Er steht doch sonst in dem Rufe, seine Sache ziemlich gut zu verstehen," erlaube ich mir zu bemerken.

„Ja, Schneiden und Glieder-Abhacken, das mag er verstehen. Mein Kind versteht er jedenfalls nicht. Wenn ihm nichts fehlte, würde er auch nicht klagen."

„Ae-ä-äh! Ae-ä-äh!" klagt er nebenan wieder los, diesmal im kategorischen Imperativ, fast bellend. „Ae-äh! — Hör' doch nur. Ist es nicht herzbrechend?"

„Ich würde eher sagen ohrenzerreißend," bemerke ich mit einer bezeichnenden Handbewegung gegen mein gemartertes linkes Ohr.

Sie richtet sich auf, jeder Zoll die beleidigte Königin-Mutter.

„Aber Hans, wie kannst Du nur so egoistisch sein und an Deine Bequemlichkeit denken, während er leidet. So seid Ihr Männer immer, Egoisten durch und durch. Wenn so ein unglückliches Würmchen nicht seine Mutter hätte, Du ließest es sich ruhig todtweinen."

„Ich bin fest überzeugt, das ewige Schreien ist weiter nichts wie Trotz von ihm," beharre ich verstockt.

„Trotz! Ewiges Schreien! Er ist das artigste, rücksichtsvollste Kind, was ich je gesehen habe. Du hörst ihn doch überhaupt nie. Wann stört er Dich je? . . ." Nur das zarte Geschlecht findet die Courage, so gewagte Behauptungen mit so imponirender Sicherheit dem sogenannten starken Geschlecht in's Angesicht zu schleudern.

„Ich habe ihn nie trotzig gefunden. Er weint nur, wenn ihm wirklich etwas fehlt."

„Ae-äh — ä-ä-äh — ä-ä-äh," brüllt er zum dritten Male mit vor Wuth halb erstickter Stimme.

Sie rutscht auf ihrem Stuhle hin und her.

„Ich halte es nicht mehr aus, Hans. Er kann Krämpfe bekommen. Laß mich gehen."

„Aber liebes Frauchen. Das Essen ist doch die einzige Zeit, in der ich Dich einmal für mich habe. Ich freue mich immer den ganzen Tag darauf, und Du hast mir doch versprochen, daß die halbe Stunde mir ganz allein und ungestört gehöre. Uebrigens ist doch auch Auguste da."

„Auguste ist in der Küche. Die kann jetzt nicht zu ihm. Siehst Du, Männchen, es thut mir ja auch selbst leid, aber das mußt Du doch einsehen, daß Er das erste Recht hat. Das kleine hülflose Geschöpfchen kann sich doch nicht selbst besorgen. Wozu hat er denn eine Mutter?"

„Wozu habe ich denn eine Frau?"

„Komm! sei vernünftig, Hans! Du bist doch kein Baby mehr."

„Bleib," bettle ich demüthig. Es wird Alles kalt, und ich muß gleich nach Tisch wieder weg. Bleib hier, Elschen."

„Ae-äh! Ae-ä-äh!" ertönt der Gegenbefehl Seiner Majestät aus dem Nebenzimmer. Einen Moment kämpft sie, dann steht sie auf:

„Ich komme gleich wieder. Sei nicht böse, Liebster."

Einsam kauend sitze ich da und lausche. Sie scheint sehr ungnädig von ihm empfangen worden zu sein. Er brüllt jetzt, daß die Leute unter dem Fenster stehen bleiben. Ich fühle allmälig ein bedenkliches Zucken in der rechten Hand und eine steigende Hitze im Kopfe. Na warte, Bürschchen, wenn Du erst prügelfähig bist! Ich werde dich . . .

„Mein goldnes Zuckerpüppchen! Mein armes Lämmchen. Mein süßer Liebling," tröstet sie mittlerweile unermüdlich. „Bist Du denn krank? Ist denn die böse Mama nicht gleich zu Dir gekommen, hat sie Dich ganz allein gelassen? Ja, ja, mein Mäuschen. Wir sind gar nicht unartig. Wir sind ein ganz artiges, stilles, kleines Kind. Siehst Du, jetzt lacht es schon wieder. Hans, es ist wirklich zu süß. Sieh ihn doch nur."

Pfui über Dich, alter Hans! Ist das Männerstolz vor Königsthronen? Schäme Dich!

Ein serviles Lächeln auf den Lippen, krieche ich heran, das halbvollendete Mittagessen und alle Prügelgedanken im Stiche lassend. Da liegt er auf ihrem Arm, kreuzfidel, und kräht laut auf vor Lust bei meinem Anblick.

„Sieh nur, wie er sich freut!" Keines Höflings Brust schwoll jemals höher bei dem Lächeln des Monarchen. „Wie gut er Dich schon kennt. Sage 'mal Pa-pa, Pussy!"

„La-l-a," lallt er und fährt mir mit beiden Fäustchen in den Bart.

Mich am Bart zu zupfen, ist selbst Elschen nicht gestattet, bei einem gewöhnlichen Sterblichen wäre es mir Grund, mich mit ihm zu schießen. Er zaust und zerrt in souveräner Nichtachtung, nach Herzenslust in dem edlen Gewächs herum, und ich lächle geschmeichelt und schneide die närrischsten Fratzen, um ihn zum Lachen zu bringen. Mit echt königlicher Unverfrorenheit patscht er mir immer wieder in's Gesicht, und ich strahle vor Stolz über die Auszeichnung und bin der lächerlichste, allerdevoteste Hampelmann, bis Majestät plötzlich blinzelnd die Augen schließt:

„Du bist entlassen, Hofnarr!" —

Heute fand mich mein Freund, der Assessor, auf allen Vieren an der Erde hockend und die verzweiflungsvollsten Bocksprünge machend. Auf meinem Rücken thronte der Schlingel, die Peitsche in der Hand.

„Der Papa ist gar kein Papa mehr," erklärt er, „Onkel, der ist jetzt mein Pferd und kriegt Heu zu fressen. Und wenn er nicht läuft, haue ich ihn. Hüh! hott, hüh hott!"

Nachdruck verboten.

Die Schmollenden. Von Karl Emil Mücke. Siehe die Abbildung, Seite 157. — Die alte Jantje gilt als die größte Klatschschwester im Fischerdorfe. Immerfort hat sie zu schwatzen, — und meint sie es auch am Ende gar nicht so böse, Etwas von ihrem Geschwätz bleibt doch hie und da hängen, wird weitergetragen von Mund zu Mund, wird auch geglaubt, — und da giebt es denn immer ein wenig böses Blut . . . So war's auch bei der Düwecke. Die junge Düwecke ist erst seit einem halben Jahre verheirathet, und zwar mit einem sehr schmucken und ansehnlichen Burschen, einem ganz prächtigen Kerl, dem Christoph Level, einzigem Sohne des Flundernkönigs, also benamset wegen seines sprichwörtlich gewordenen Glückes beim Flundersange. Kommt da die alte Jantje eines schönen Tages zur Düwecke, dreht mit der Schürze und sagt so recht boshaft und mit halbem Lächeln um den zahnlosen Mund: „Düwecke", sagt sie, „wo hat denn der Christoph gestern Abend gesteckt?" — „Wo soll er gesteckt haben, Mutter Jantje; auf See war er, — bis heute Morgen um Drei!" — „So, so, — ei, ei, Düwecke, ich würde doch die Augen ein bischen weiter aufmachen, — ja, ja" . . . „Wie so? Wollt Ihr wieder 'mal klatschen, Jantje?" — „Klatschen? — Bewahr' mich der Himmel, — aber man sieht doch so Manches, wenn man um Mitternacht noch einmal durch's Dorf geht, 'mal hierher schaut und 'mal dorthin, — und wenn man hört, daß in der Schenke noch Tanzmusik ist, — ei, ei . . ." „Geht weiter, Jantje, ich glaub' es Euch doch nicht, wenn Ihr mir auch erzählen wolltet, daß der Christel gestern Nacht im Wirthshause gewesen wäre!" — „Braucht ja nicht zuzuhören, junge Frau, — ich will auch nicht klatschen, ich behalt's lieber bei mir, — werd's keinem Menschen sagen, mit wem ich den Christel habe tanzen sehen, — juchhei, immer im Kreise 'rum!" — Da guckt die Düwecke in die Höh', die Eifersucht regt sich in ihr. „Mit wem, Jantje? — aber lügt nicht!" — Und die alte Jantje schmunzelt und nickt mit dem grauen Kopfe. „Mit wem? — Ei, ei, mit wem denn sonst, als mit Schön-Anning, die den Christel vor zwei Jahren mit 'nem Korb heimgeschickt hat! Hat's vielleicht wieder gut machen wollen, die Thorheit von damals, — aber, bei meiner Seligkeit, Düwecke, sprecht Euerm Mann nicht davon, — ich will nichts gesagt haben, gar nichts" . . . Und Jantje humpelt davon. Wer nun gern wissen will, wie die Düwecke die Mittheilung der Mutter Klatschbase aufgefaßt hat, der schlage eine Seite zurück und schaue sich die Gesichter der kleinen Fischersfrau und ihres Herzallerliebsten auf dem Mücke'schen Bilde an. Da steht's geschrieben.

Nachdruck verboten.

Die Zierkürbisse und ihre Behandlung für decorative Zwecke. — Die Kürbisse sind jetzt reif. In den meisten Gärten werden zwar nur die großfrüchtigen Sorten von oft riesigen Formen gezogen, die uns durch ihr Fleisch practischen Nutzen gewähren; hier und dort verwendet man aber auch die Zierkürbisse zur Bekleidung von Mauern, Lauben und Bogengängen, wozu sie durch ihr schnelles Wachsthum und ihre Laubfülle prächtig geeignet sind. Sie bringen namentlich im Herbst einen malerischen Eindruck hervor, wenn zwischen den langen, flatternden Ranken und der schönen, üppigen Belaubung zahlreiche Früchte niederhängen, von einer Mannigfaltigkeit der Farben und Formen, die jeder Beschreibung spottet. Kleine, goldige, den Apfelsinen ähnliche Kürbisse wechseln mit den größeren, buntfarbigen Früchten des Türkenbundes oder mit weißen, röthlichen, dunkelgrünen, oft gestreiften, marmorirten und geringelten Kürbissen. Meist sind sie glatt und glänzend, bisweilen auch mit Warzen bedeckt oder mit Stacheln versehen, kurz sie wissen auf alle Weise unser Interesse zu fesseln und zeigen infolge langjähriger Culturen und zahlreicher Spielarten einen wunderbaren Reichthum der verschiedensten, oft eigenthümlich geformten Früchte. Bald gleichen sie an Gestalt und Größe einem Ei, bald einer Wallnuß, einem Apfel oder einer Birne; andere Kürbisse nehmen sogar die Formen von Flaschen, Keulen, Streitkolben, Bischofsmützen, Pulverhörnern an. In ihrer tropischen Heimat werden die mit einer holzigen Rinde versehenen Früchte des Flaschenkürbis (Cucurbita lagenaria), die sogenannten Kalabassen, zu mancherlei häuslichem Gebrauche benutzt; ausgehöhlt, oft auch gefällig verziert, finden sie dort, wie auch schon in den südlichen Ländern Europa's, als Flaschen, Schüsseln, Töpfe mannigfache Verwendung. Bei uns sind die interessanten Früchte besonders als Wand-Decoration beliebt, und geschickte Hände wissen sie auf sehr verschiedene Weise in kleine Kunstwerke zu verwandeln. Bevor man die selbstgezogenen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Früchte aber zu einem solchen Zwecke benutzen kann, ist ein sorgfältiges und vorsichtiges Trocknen erforderlich. Die Kürbisse, welche am besten erst dann abzunehmen sind, wenn der Frost die Blätter zerstört hat, werden sorgfältig durch Abschaben von der äußeren Haut befreit und zur Nachreife einige Wochen in einem warmen Raume frei aufgehängt; auch lassen sie sich auf einem mit feinem Sande bestreuten Brette oder Blech in der Nähe des Ofens oder im Sonnenscheine gut trocknen, wobei es rathsam ist, ihre Lage häufig zu verändern. Dadurch wird die Schale hart und das Innere der Früchte welkt so zusammen, daß keine Fäulniß eintreten kann. Die Kerne, die sich nun von dem ausgedörrten Gewebe gelöst haben, lassen sich leicht entfernen, wenn man am Stielende ein kleines, rundes Loch schneidet. Sie fallen dann meist beim Schütteln ohne Mühe heraus; die zurückbleibenden können mit einiger Geschicklichkeit mittelst einer feinen Drahtschlinge herausgezogen werden. — Für größere Früchte ist jedoch ein Zerschneiden unbedingt nothwendig, wenn die Aufbewahrung von Dauer sein soll, ebenso für die Herstellung von kleinen Schalen und Bechern, wozu sich namentlich der Eier- und Birnen-Kürbis vorzüglich eignet. Zum Durchschneiden der harten Schale leistet die Laubsäge die besten Dienste, weil beim Gebrauch eines Messers leicht Seitensprünge entstehen. Dann werden mit einem blechernen Eßlöffel vorsichtig alle weichen Fleischtheile entfernt, bei geriefften oder gekerbten Kürbissen ist auch wohl noch Nachhülfe mit einem Hohl- oder Löffelbohrer erforderlich. Vor Allem kommt es nun darauf an, beim Eintrocknen die natürliche runde Form zu erhalten. Zu dem Zweck stülpt man die ausgehöhlten Schalen über entsprechend große Gefäße und stellt sie in einem warmen Raume so auf, daß die Luft überall Zutritt findet; daher sind leere Blumentöpfe, die mit dem Abzugsloch nach oben auf zwei Leisten stehen, vortheilhaft zu verwenden. Schon nach einigen Tagen werden die Schalen, die nun hübsch gerundet bleiben, hart wie Holz. Falls die kleinen, becherförmigen Gefäße unten nicht breit genug sein sollten, um fest zu stehen, kann man ihnen eine zierliche Unterlage geben, die aus dem Holze einer Cigarrenkiste kreisrund mit der Laubsäge herausgeschnitten und mit Leim befestigt wird. Derartige Becher gewähren, mit Moos und künstlichen oder getrockneten Blumen gefüllt, einen sehr hübschen Anblick.

Die Ausschmückung der Kürbisse kann in der verschiedensten Weise geschehen, durch den Pinsel, die Zeichenfeder, den Brandstift, den Gaisfuß, und gestattet dem Geschmack, der Laune wie dem künstlerischen Können einen weiten Spielraum. In Oelfarben gemalte Blumen bilden eine sehr beliebte Verzierung; doch können auch die verschiedensten anderen Motive, namentlich Ornamente, gewählt werden. Die Umrisse derselben sind entweder mit Tusche und der Feder aufzutragen oder mit dem Gaisfuß einzuritzen; in letzterem Falle muß man den Kürbis vorher gut einölen, um das Schneiden zu erleichtern. Zur Füllung der Ornamente können alle Farben verwendet werden; doch sind namentlich Roth und Dunkelblau oder Goldocker und Englischroth sehr geeignete Zusammenstellungen; auch lassen sich durch die Anwendung von Gold schöne Effecte erzielen. Die Holzbrand-Verzierungen treten besonders wirksam hervor, wenn sie durch leichte Malerei unterstützt und gehoben werden, was sowohl durch Aquarell- wie durch Oelfarben erfolgen kann. Nur muß man sich vor zu starkem Auftrag hüten und namentlich die Oelfarben nur mit Terpentin und Siccatif verdünnt anwenden. Nach vollendeter Arbeit verleiht ein Ueberzug von vernis français den Farben Dauer und Frische. Sind die Pilgerflaschen mit einem Holzstöpfel versehen, so muß derselbe natürlich eine entsprechende Tönung erhalten oder auch bronzirt werden, ebenso der Untersatz von kleinen Bechern. Zum Aufhängen der Flaschen kann man passendes Band, Schnur oder auch einen Lederriemen benutzen und ihnen durch Schlingen, Schleifen, Quasten einen zierlichen Ausputz verleihen.

Zum Schluß nur noch wenige Worte über die Zucht der Pflanze, die wohl verdient, allen Gartenbesitzern warm empfohlen zu werden, da die Cultur keine Schwierigkeit bietet und viel Vergnügen gewährt. Guten Samen erhält man in allen größeren Samengeschäften, namentlich auch in reicher Sorten-Auswahl, sowie gemischt, durch J. C. Schmidt in Erfurt. Um schöne Pflanzen und frühzeitig Früchte zu erzielen, legt man die Kerne schon Ende April einzeln in kleine Töpfe in ein Gemisch von Mistbeeterde, Sägespänen und etwas Sand Sie gedeihen besonders gut in feuchter Luft, wenn ihnen reichlich Licht und Sonnenschein zu Theil wird. Das Auspflanzen darf nie vor Ende Mai stattfinden. Nach dem Anwachsen bleibt reichliches Gießen, auch mit Dungwasser, die Hauptsache; dann werden uns die Pflanzen durch ihr schnelles Wachsthum, ihre schöne Belaubung, die ansehnlichen gelben oder weißen duftenden Blüthen erfreuen und besonders auch die interessanten Früchte zur Reife gelangen.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Unsere Gesellschaftssessen.

I. Reiches Abendessen für October.

Speisenfolge:

Kraftbrühe in Tassen.
Rebhühner-Röhrchen.
Steinbutt mit Sauce Récamier.
Schwarzwurzeln. Escaloppes.
Rehbraten. Krautsalat. Apfelcompot.
Dauphin.
Käsestangen. — Nachtisch.

A. Recepte für das Gesellschaftsessen.

1. Rebhühner-Röhrchen. Die Röhrchen, welche mit Rebhühner-Purée gefüllt werden, bereitet man aus Blätterteig auf bekannte Weise und braucht dazu kleine hölzerne oder blecherne Röllchen, die 12 Cent. Länge und 2 Cent. Durchmesser haben, am unteren Ende aber einige Millimeter spitzer zulaufen. Man bestreicht die Röllchen mit Butter, rollt den Blätterteig messerrückendick aus und schneidet ihn in 20 Cent. lange, $^1/_2$ Cent. breite Streifen. Mit diesen umwickelt man die Röllchen so, daß das schmalere Ende dicht mit Blätterteig bedeckt, nach dem Backen das Röhrchen also dort geschlossen ist, während am anderen Ende das Röllchen aus dem Teig herausstehen muß. Man bestreicht die Röhren mit Ei, bäckt sie im heißen Ofen gar und zieht die Röllchen dann vorsichtig heraus. Inzwischen bereitet man das Rebhühner-Purée, indem man die Feldhühner nach dem Dressiren und Spicken in Butter saftig brät, das Fleisch ablöst, fein stößt und dann mit dem Bratensaft, einigen Löffeln Fleischbrühe, einem Glase Madeira und einigen gewiegten Trüffeln, die man vorher gar gedämpft, zu einem dicken Brei erhitzt, diesen durch ein Sieb streicht und mit einem kleinen Löffelchen heiß in die heißen Röhrchen füllt. Die Rebhühner-Röhrchen sind von vortrefflichem Geschmack; sie können auch bei großen Mittagsessen als feines Eingangsgericht servirt werden.

2. Steinbutt mit Sauce Récamier. Man kocht einen großen Steinbutt ganz in einem Steinbuttkessel, in Kochwein mit feinen Kräutern und Gewürz, hebt ihn vorsichtig heraus, legt ihn, mit der weißen Seite nach oben, auf eine erwärmte Schüssel und garnirt ihn mit krauser Petersilie. Inzwischen muß die Sauce Récamier, eine der feinsten und wohlschmeckendsten Fischsaucen, fertig sein, denn jedes Stehen läßt Steinbutt sowohl wie Sauce den feinsten Geschmack einbüßen. Man braucht zur Sauce $^3/_4$ Liter kräftige Fleischbrühe, die man von der Kraftbrühe zurückbehält, $^1/_4$ Liter guten Rheinwein, 1 Glas Schaumwein und 10 Eidotter. Man quirlt dies gut durcheinander, schlägt es im Wasserbade sämig glatt und glänzend, nimmt die Sauce, sowie dies erreicht, heraus, rührt sie noch einige Augenblicke, vermischt sie dann schnell mit 100 Gr. Sahnenbutter, fügt Salz und etwas Citronensaft hinzu und giebt sie mit dem angerichteten Fisch zur Tafel.

3. Escaloppes. Aus einer schönen, gut abgelegenen Kalbskeule schneidet man gleichmäßig große, runde Scheiben, die höchstens zwei Cent. dick sein dürfen. Man schlägt sie mit dem Coteletten-messer flach, bestreut sie mit Salz und wenig Pfeffer und brät sie in heißgemachter Butter unter fleißigem Wenden saftig, was in einigen Minuten der Fall ist; ein längeres Braten läßt sie trocken werden. Anstatt die Schnittchen zu braten, kann man sie auch dämpfen; hierbei erhitzt man sie ebenfalls in heißer Butter, damit die Fleischporen sich schließen und der Saft erhalten bleibt, gießt dann die Butter ab, fügt etwas Bouillon und feine Kräuter hinzu und dämpft die Escaloppes zehn Minuten. Man richtet sie kranzförmig, so daß eine Fleischschicht zum Theil auf der anderen liegt, an, und füllt in die Mitte das Schwarzwurzel-Gemüse.

4. Dauphin. Man rührt 125 Gr. Butter, ebensoviel Zucker, Saft und Schale einer Citrone und neun Eidotter unter stetem Rühren auf gelindem Feuer zu einem dicken Brei, den man sofort ausschüttet und bis zum Erkalten schlägt. Dann wird der steife Eierschnee unter die Masse gerührt, diese in eine glatte, vorbereitete Form gefüllt und lichtbraun gebacken. Man läßt die Mehlspeise in der Form auskühlen, stürzt sie und schneidet sie nun in Scheiben, die man mit Aprikosen-Marmelade bestreicht, wieder zu ihrer ursprünglichen Form zusammensetzt und alsdann die Speise mit Eierschnee bestreicht, der mit Vanillezucker und Maraschino-Liqueur gewürzt wurde. Man läßt den Ueberzug im Ofen etwas trocknen und servirt eine Weinschaum-Sauce dazu. — Die Kuchenmasse kann man sehr gut am Tage vor dem Gebrauch backen; sie läßt sich dann besser schneiden, ohne zu zerbröckeln.

B. Restverwendungen.

1. Die Kraftbrühe wird mit siedendem Wasser verdünnt und der Rest des Schwarzwurzelgemüses in ihr verkocht. Inzwischen wiegt man die übrig gebliebenen Escaloppes fein, vermischt sie mit zwei der vom Ueberzug des Dauphin vorhandenen 6 Eigelb, einigen Löffeln Sahne, Pfeffer, Salz, Muskatnuß und geriebener Semmel und formt kleine Klößchen von der Masse. Die Suppe streicht man durch ein Sieb, setzt 8 Gr. Liebig's Fleischextract zu, kocht die Klößchen in der Suppe einige Minuten und erhält so eine treffliche Schwarzwurzelsuppe.

2. Ragout auf Feinschmeckerart bereitet man aus den übrigen Geflügelröhrchen und dem verschiedenen Suppenfleisch der Kraftbrühe auf folgende Weise: Man kocht zwei Kalbsmilche und schneidet sie, sowie das saftigste Fleisch der Suppe (die trockenen Stücke kann man fein wiegen und aus ihnen noch ein Hachée für den gewöhnlichen Tisch herstellen) in Würfel oder Scheiben. Man erhitzt dies nebst einigen Champignons in einer dicken, braunen Kraftsauce, die man aus brauner Mehlschwitze, Fleischextract-Bouillon, Madeira und China Soya bereitete, füllt das Ragout in eine hinreichend große Schüssel und theilt diese durch die in der warmen Ofenröhre erhitzten Rebhühner-Röhrchen kreuzförmig in vier Theile. Man garnirt diese Abtheilungen verschieden und zwar die eine mit geriebenem Eigelb und gehacktem Eiweiß, die zweite mit Streifen von Pökelzunge und Perlzwiebeln, die dritte mit gerösteten Goldwürfeln und kleinen weißen Champignons und die vierte mit Pistazien und Spargelstückchen. Man umgiebt die Schüssel nun noch mit einem Kranz kleiner Kartoffelbällchen, die uns übrig gebliebene Kartoffeln und die vier anderen Eigelb des Dauphin-Ueberzuges liefern, und erhält so eine vortrefflich mundende und verlockend aussehende Schüssel, deren Ursprung aus Resten Niemand ahnen wird.

3. Die Farcespeise wird aus den Ueberbleibseln des Steinbuttes mit seiner Sauce bereitet. Man löst alles Fleisch vorsichtig ab und wiegt es nebst etwas Zunge und einigen Scheibchen Speck sowie mehreren Champignons fein. Dann bereitet man ein Rührei aus drei Eiern, fügt dies, die leicht im Wasserbade erwärmte Sauce Récamier, sowie Reibbrod, Pfeffer und einige Löffel saure Sahne hinzu und füllt die Masse in eine vorbereitete Puddingform, in der man sie 40 Minuten im Wasserbade kocht. Hierauf stürzt man die Speise, übergießt sie mit zerlassener Butter und giebt Salzkartoffeln nebenher.

4. Farcirter Rehrücken. Die Reste eines Rehrückens lassen sich nach der folgenden Anweisung am vortheilhaftesten verwenden, zumal der Braten eine gute Gestalt erhält und sehr wohl auf einer freundschaftlichen kleinen Tafel erscheinen kann. Alles Fleisch, bis auf einen zwei Cent. breiten Rand, wird sauber abgelöst und nebst etwas Speck in sehr kleine Würfel geschnitten. In Butter dämpft man einige gehackte Zwiebeln gelblich, rührt einen Löffel Mehl, etwas Salz und Pfeffer an, fügt eine Tasse Bouillon hinzu und kocht eine dicke Sauce, in der man die Fleischwürfel erhitzt, mit einigen Eigelb legirt und die Masse nun gleichmäßig fest so auf den Rehrücken streicht, daß er möglichst wieder seine ursprüngliche Form erhält. Man bestreicht die Oberfläche mit Eigelb, bestreut sie mit geriebener Semmel, beträufelt sie mit Butter und setzt den Rücken auf eine Schüssel, die Backhitze vertragen kann. Um den Rand der Schüssel setzt man einen Kranz von Kartoffeln, bäckt ihn, sowie den angeschlagenen Rücken goldbraun und bereitet inzwischen aus den Resten der Rehbraten-Sauce mit brauner Mehlschwitze, einem Glase Weißwein, etwas Fleischextract und gewiegten feinen Kräutern eine braune Kräutersauce, die man zu dem Braten reicht. Wenn noch genügend Krautsalat übrig geblieben, der, kühl gestellt, sich einige Tage recht gut hält, reicht man diesen dazu. Compot paßt nicht dabei.

5. Apfelcompot nebst den Resten des Dauphin giebt die Kabinetsspeise. Man schneidet den Dauphin in Würfel, zerkleinert auch das Apfelcompot und mischt unter das letztere geriebene Mandeln, gewaschene Rosinen und noch etwas Zucker. Dann schichtet man beides abwechselnd in eine bestrichene Form, begießt jede Schicht mit einigen Löffeln Weinschaum-Sauce, die man, falls es nöthig ist, noch mit einigen Eigelb und einer Tasse dicken sauren Rahms vermehrt, bestreut die Oberfläche der Speise, deren oberste Schicht aus Dauphinwürfeln bestehen muß, mit Zucker und bäckt die Kabinetsspeise goldbraun. Man giebt sie in ihrer Form, die man mit gefalteter Serviette umlegt, zu Tische und reicht keine Sauce dazu.

Luise Holle.

*

Kleine Rathschläge. — Bunte herbstliche Blätter als Tafel-Decoration. — Die Farbenpracht des herbstlichen Laubes bildet gar häufig den Gegenstand poetischer Schilderungen oder den Vorwurf für den Pinsel eines Meisters, — selten aber denkt man daran, sich solcher selbst gesammelter Blätter zur Verzierung der Tafel zu bedienen, während der Schmuck aus Blumen im Verein mit farbigen Blättern, meist Kunstproducten der Gärtnerei, als selbstverständlich gilt. Ein einfaches Vergessen kann hier unmöglich zu Grunde liegen, oder sollte es der augenscheinliche Hinweis auf die Vergänglichkeit sein, was uns zurückhält, das herbstliche, welkende Laub zu verwerthen? Und doch, wie sind sie schön, die Herbstblätter, besonders die tiefen rothen Töne, wie sie der wilde Wein zeigt oder das intensive Gelb der Eichenblätter; dazwischen liegen die mannigfaltigen braunen Schattirungen, in welche sich Grün, Silbergrau und Gelb mischen. Zu den Farben gesellen sich die verschiedensten Formen der Blätter, die wahrlich den Wettstreit mit den Blumen aufnehmen können, man denke nur an das charakteristische Laub der Eiche und Platane, des Ahorns und des Ephens; da sind ferner Kastanie und Buche, Pappel und Akazie, die langen Blätter der Weide, die verschiedenen Farnwedel und gar Vieles, das unerwähnt bleiben muß. Ist schon die Auswahl an sich eine reiche, so kann sie durch ein wenig Geschick noch vermehrt werden. Das eingesammelte Laub, dem man durch Pressen oder Plätten alle Feuchtigkeit entzieht und dauernd eine glatte flache Form giebt, kann mit einigen Pinselstrichen und etwas Goldbronze verziert werden; oft sind es nur die Adern und der Stengel, die man mit Gold überzieht, oft aber nimmt man noch ein wenig Farbe hinzu und bemalt die ganze Fläche. In solcher Weise präparirte Blätter können den ganzen Winter als Schmuck der Tafel dienen, sei es, daß man sie kranz- oder guirlandenartig ordnet oder über die Fläche streut, sei es, daß man sich ihrer als Tisch- oder Menu-Karten bedient. Eine liebenswürdige Freundin unseres Blattes, der wir für den practischen Hinweis zu besonderem Dank verpflichtet sind, pflegt in dieser Weise täglich den Familientisch zu schmücken, aber auch bei Festlichkeiten verzichtet sie nicht auf einen so überaus wirkungsvollen Zierath, der sich überall bietet und zu dem nichts weiter erforderlich ist, als etwas Geschick und guter Geschmack — nicht zu gedenken der großen Ersparniß für die im Winter so theuren frischen Blumen.

E. F.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Sammet. — Kann man dunkel himbeerfarbigen Seidensammet zu Hause gut schwarz färben? Hier ist weit und breit kein Färber. Der Sammet ist zu einem Pelzüberzug bestimmt. Womit ist er zu färben, und wie muß man verfahren?

C. J. in Taschkent.

Nähschule. — Würde mir wohl eine freundliche Leserin einen Ort empfehlen, wo sich für die Dauer eine Nähschule, die im Kleidernähen und Zuschneiden, Maßnehmen und Schnittzeichnen Unterricht nach Wiener Methode ertheilt, behaupten könnte?

S . . z. Böhmen.

Klavierlehrerin. — Wo könnte eine Klavierlehrerin mit vorzüglicher Ausbildung und Empfehlungen hervorragender Musiker geeigneten Wirkungskreis finden?

J. D. in N.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Brumata-Leim (104). — Ihre Frage nach einem Recept zu Brumata-Leim ist gewiß eine Folge der mannigfachen schlechten Erfahrungen, die Sie, wie viele Andere, mit gekaufter Waare gemacht haben. Während ein guter Raupenleim unter wechselnden Witterungs-Einflüssen seine Klebkraft lange bewahren und sich leicht streichen lassen muß, entsprechen viele Sorten diesen Anforderungen durchaus nicht; bei warmem Sonnenschein läuft die dunkle Masse am Baume herunter, bei kühlem Wetter klebt sie nicht, und schon nach wenigen Tagen ist alle Klebkraft geschwunden. Eine rühmliche Ausnahme macht der Polborn'sche Raupenleim, wenn derselbe auf Papierstreifen und nicht auf die Rinde gestrichen wird. Sollte der Leim nach einigen Tagen in's Papier eingedrungen sein, so genügt meist ein zweiter Anstrich für die Dauer der gefährlichen Zeit, in der das flügellose Weibchen des Frostspanners am Stamme emporkriecht, um ihre Eier abzusetzen. Wenn Sie aber einen Versuch mit der Selbstbereitung des Brumata-Leims anstellen wollen, so erlaube ich mir, Ihnen ein im Practischen Rathgeber für Obst- und Gemüsebau angegebenes Recept mitzutheilen, wonach der Leim aus 5 Theilen Rüböl, 1 Theil Schweineschmalz, 1 Theil dickem Terpentin und 1 Theil Kolophonium besteht. Nachdem man Rüböl und Schmalz in einem alten, irdenen Gefäße auf zwei Drittheile der Masse eingekocht hat, fügt man unter stetem Umrühren Terpentin und Kolophonium, welches man vorher zergehen ließ, hinzu. Falls der Leim zu dick ist, so kann man ihn durch erwärmtes Rüböl verdünnen, im entgegengesetzten Falle muß man ihn noch einige Zeit einkochen lassen. — Nach einer anderen, von Professor Nessler herrührenden Vorschrift wird Brumata-Leim aus 500 Gramm Kolophonium und 330 Gramm Stearinöl oder auch aus 500 Gramm weißem Harz, 300 Gramm Rüböl und 300 Gramm Schweinefett bereitet.

F. G., Gartenbesitzer in der Neumark.

Kitt für Messerklingen (104). — Als einen sehr haltbaren Kitt, um Messerklingen im Griffe zu befestigen, kann ich Ihnen folgende Mischung empfehlen. Vier Theile Kolophonium werden mit einem Theile Schwefel zusammengeschmolzen und mit Eisenfeilspänen und Sand oder Ziegelmehl verrührt. Nachdem der Messergriff mit diesem Kitte ausgefüllt worden ist, wird der erwärmte Stiel hineingestoßen.

H. B. in Gotha.

Unangenehmer Fischgeschmack (23). — Das hiergegen auf Seite 64 vorgeschlagene Mittel, ein Stückchen Holzkohle, hat vielleicht seine Schwierigkeiten für die Hausfrau, die nur Steinkohlen brennt; einfacher und ebenfalls wirksam ist es, den Fisch im vollen Kochen 1—2 Mal durch Zusatz von $^1/_2$ Liter kaltem Wasser zu „schrecken".

M. in Mecklenburg.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 21. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. November 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Zum Fenster hinaus.

Eine hygieinische Novelle von Heinrich Steinhausen.

(Schluß.)

4.

„Feuer!"

Die Stube, in der Tunderberg schlafen sollte, lag unten im Erdgeschoß. Wenige Stufen, wenn man durch die Hausthür geschritten war, hatte man zu nehmen, um in den Flur zu gelangen, und gleich die erste Thür zur Linken führte in das „Fremdenzimmer," in das unser Ankömmling aus Amerika eben eingetreten war, den Brief an die Verleger des „Schlüssels zur Glückseligkeit" in der Hand. Es war ein freundlich anmuthendes und sauberes Zimmer, was wir freilich nicht besonders zu versichern nöthig haben; denn Erdmuthe, die Gute, hatte es eingerichtet. Ein Hauch friedlichen Willkommens wehte Tunderberg in diesem Raume an, so einfach er auch ausgestattet war. Er holte tief Athem und sog mit Wohlgefühl die frische Luft ein, welche die laue Nacht ihm durch's offene Fenster zuwehte.

Ein Sopha nach altem Stil, also sehr „stillos", aber fest, groß und bequem, vielleicht ein Erbstück Erdmuthens aus Großvaters Zeiten, lud unseren Gast nicht vergeblich zum Niedersetzen ein. Aber gewiß wundert's auch den Leser, wie uns selber, daß er sich sofort zu einer Thätigkeit anschickte, die man von ihm am Wenigsten erwartet hätte. Er zog nämlich aus seiner Brusttasche eine Schreibtafel hervor, wie der berühmte Dänenprinz, und fing an, wieder etwas in Eile zu notiren. War ihm etwa, wie dem grübelnden Königssohne, — vielleicht während er die Treppe herniedergeschritten, — ein Geist begegnet? So unwahrscheinlich war es nicht; denn es giebt ja erwiesener Maßen Treppengeister, und nach der Versicherung des urtheilsfähigen Publicums sind sie nicht die dümmsten! Dann war aber der, mit dem Peck's Jugendfreund soeben Bekanntschaft gemacht hatte, offenbar auch nicht im entferntesten Grade mit seinem schrecklichen Collegen von der Terrasse in Helsingör verwandt. Zwar, auch August Tunderberg's Haupthaar sträubte sich ziemlich wild und wirr empor über Scheitel und Stirn, als er im Schein des Lichtes vor ihm den Griffel zum Schreiben in Bewegung setzte, wirrer und wilder als gewöhnlich, das ist wahr; aber aus ganz natürlicher Ursache, wie Alle wissen, die aus Erfahrung die Wirkungen von „Fuchs aus dem Loch" u. dergl. Spielen auf die äußere Erscheinung der Betheiligten kennen. Und vor Allem: was August notirte, konnte nichts sein, was er sich zur Qual merken wollte, wie der Exstudent aus Wittenberg, sondern es blitzte vielmehr ein heiteres Vergnügtsein, während er schrieb, hinter den buschigen Brauen aus seinen Augen hervor, und sah er jetzt einen Geist, so war's ein friedlich winkender.

Sein Schriftwerk war kurz und mit wenigen Zeilen abgethan. Er überlas dieselben noch einmal, trennte dann das Blatt von der Briefstasche ab und verwandte eine auffallende Aufmerksamkeit auf die Adresse von Lermer u. Comp., die er nach der Aufschrift des Peck'schen Briefes genau auf sein Blatt übertrug.

Treue Kameraden. Von A. von Heyden. — Siehe Seite 167.

Photographie-Verlag von Gustav Schauer, Berlin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Soeben war er damit fertig geworden, als er Schritte vernahm, die draußen sich dem Hause näherten.

„Der Bote," sagte er, und war zeitig genug an der Hausthür, um sie zu öffnen, noch ehe die schrille Klingel gezogen wurde. Also blieb in Folge dieses Ritterdienstes das ganze Peck'sche Ingesinde, den dienstbaren Geist, ob er nun Caroline oder Auguste oder sonstwie hieß, mit eingeschlossen, durch die Ankunft des bestellten Eilboten ungestört, und ebenso wenig geschah dergleichen durch seine Abfertigung; denn August Tunderberg, — was ihm gewiß hoch anzurechnen ist, — zähmte dabei seine rollende Löwenstimme bis zum Flüstertone, auch als er dem Vermittler der Eilbestellung sein eben beschriebenes Blatt übergab, mit der Weisung, das Aufgeschriebene als dringendes Telegramm zu bestellen, — „mit bezahlter Rückantwort," setzte er hinzu. Dann ward die klingende Münze ausgehändigt, und zwar mit einer Zuthat, wie sie nöthig und im Stande ist, den geschwindesten Eilboten in Amerika, Europa, Asien ꝛc. noch eiliger zu machen, und die Thür von Innen wiederum geschlossen.

„Sie plagen ja auch andere Leute des Nachts, und zudem, wenn es ein gutes Geschäft giebt, so lassen sie sich gern aus dem Schlafe stören."

Tunderberg sprach diese Worte zu sich selbst, als er in sein Gemach zurückgekehrt war, und schien damit zuvörderst sich mit Lermer u. Comp. auseinandergesetzt zu haben. Offenbar fühlte er sich ganz wohl dabei, denn er begann in seiner Stube hin und her zu gehen und, obwohl pianissimo, doch mit Gefühl ‚Lilly Dane' zu pfeifen.

Doch er brach seine Kunstübung bald wieder ab; denn die Erinnerung an die Eindrücke, die ihm am heutigen Wiedersehenstage geworden waren, beschlich ihn unversehens und störte, das fühlte er, seine Seele aus dem Gleichgewichte, welches zur Kunstpflege nöthig ist, bestehe sie auch nur im Pfeifen von ‚Lilly Dane'.

Wirklich, er hatte sich das lang entbehrte erste Verweilen am deutschen Herde im lieben Vaterlande anders vorgestellt; welche trauliche Wärme hat ihn angestrahlt bloß bei dem Gedanken an das erste Verweilen im Schoße der Familie seines lieben Peck; wie gemüthlich (ah, nur wir Deutschen haben ja das Wort in unserer Sprache und seinen Sinn in unserm Herzen!), ja, wie gemüthlich wollte er sich da fühlen! Und wie würden alle die ruhmvollen Veränderungen der Dinge, deren Glanz ihn schon in der Ferne entzückt hatte, am Freundesbusen das Seelenglück erhöhen.

Aber in der That, dies Glück hatte ihn in diesem Hause, er mußte es sich gestehen, kaum mit dem schwächsten Flügel angeweht, dafür um so stärker und erkältender der Hauch der Aengstlichkeit und der mühevollen Abwehr von allerlei Gefahren, mit der alle vier Elemente, ja die Luft des Himmels mit eingeschlossen, Groß und Klein hier bedrohten.

„Dabei kann man ja nicht ruhig athmen," dachte er und fühlte sich selbst dabei beklommen. „Aber nein, 's ist Unsinn, ich lasse mir das nicht aufbinden; mit all' den Bacterien oder wie dieses nichtsnützige, eingebildete Gesindel sonst heißen mag, muß ja der Mensch verkommen!" Und er steckte, wie dem Gesindel zum Trotz, sein Löwenhaupt recht weit in die Nacht zum Fenster hinaus.

Dennoch die Wissenschaft, die Forschung! Peck war ein so gelehrter Mann und rechnete all diese Entdeckungen unter die Haupttitel des Ruhmes, auf den jeder Deutsche stolz sein muß, und den auch er, mitzugenießen, über's Meer heimgekommen war.

Er wußte wirklich nicht, was er davon denken sollte; er dachte an seine eigene und Alonso's Knabenzeit, wie frohsinnig, wie sorglos, wie gesund sie gewesen waren, und wenn er damit die blassen Gesichter des Peck'schen Nachwuchses verglich und ihre und der Eltern Plage mit Gurgeln und Pinseln und Magenessenzen und so fort, so schauderte ihn.

Er versuchte noch einmal ‚Lilly Dane', aber es wollte nichts helfen. Er hörte gleich wieder auf, ging zu Bett, blies das Licht aus und legte sich auf's Ohr.

Psychologen, welche dies lesen, werden sich freuen, zu erfahren, daß er bereits nach wenigen Minuten eingeschlafen war, — und nur das unwissenschaftliche Publicum wundert sich, daß er das vermochte bei dem Gedankenzwiespalt, den wir geschildert haben. Die Psychologie aber lehrt, daß die Ideen sich gern sofort anders associiren, je nachdem einer geht oder steht oder liegt. Tunderberg bestätigte das glänzend; denn die seinen rissen sogar ganz ab, nachdem er sich ausgestreckt hatte.

Indessen, sie kehrten wieder, und zwar viel lebhafter, als beim Wachen. Ihm träumte von Bacillen und Bacterien und Kokken, von Mikroben aller Art (und es war merkwürdig, wie gut er sie jetzt mit Namen nennen konnte), wie sie in unabsehbaren Schwärmen gegen ihn anstürmten. Gegen ihn und die ganze Peck'sche Familie: Vater, Mutter, die Kinder A bis U und den dienstbaren Geist auch; aber gegen ihn sonderlich. Es galt einen regelrechten Krieg, allein die Unthäter achteten kein Völkerrecht. Sie fuhren aus der Luft hernieder, wimmelten über die Wehren, schlüpften und zwängten sich durch jede Ritze, war sie noch so klein. Und in welch' scheußlichen Gestalten! Denn er sah sie alle mit bloßem Auge: die Krummen, die Gestreckten, die zu Klumpen gewickelten, dünne und dicke, ein höllisches Gesindel. Verzweifelt war seine Gegenwehr für sich und seine Schutzbefohlenen. „Du hast sie gereizt, August," hörte er seinen Freund sagen, „durch Deinen Zweifel und weil Du ihre Macht zu leugnen wagtest."

Das Bewußtsein seiner Verantwortung verdoppelte seinen Muth. Aber Alles war vergeblich. Er goß eimerweise Carbol in den Graben, sie schwammen lustig darin umher; er spritzte mit siedendem, er spritzte mit eiskaltem Wasser unter sie, — sie jauchzten vor Vergnügen; dazu wimmerten noch die kleinen Peck's und klammerten sich an ihn an, und zu seinen Füßen quiekten Meerschweine, winselten Hunde, zitterten Kaninchen, — unglückliche Versuchsthiere, die von ihm Rettung erwarteten. Alles vergeblich. Denn schon krochen die Ungeheuer an ihm herum, klammerten sich fest, bohrten sich ein, daß ihn Grauen und Ekel ergriff. Da, ein neuer Schreck: die Pallisaden seines Blockhauses, — denn in einem solchen hatte er sich zu vertheidigen, — krachten mit dumpfem Getöse zusammen, und hinter ihm erscholl der laute Ruf: „Feuer, Feuer!" Er wandte sich um, und wirklich, der fahle Schein traf schon seine Augen.

Augustus Tunderberg erwachte. Der Mond schien durch's Fenster gerade in sein Gesicht. Was für ein fürchterlicher Traum, und wie lebhaft. War's doch, als hörte er den Feuerruf noch in seinen Ohren.

„Feuer, Feuer!" Nein, jetzt träumte er nicht mehr. Mit lauter Stimme hallte es so durch's Haus, und krachend fiel darauf die Hausthür wieder in's Schloß. Im Nu war er aus dem Bette und sprang zum Fenster hin. Draußen war Alles still und Busch und Garten nur vom Mondlicht sanft beleuchtet. Aber drinnen im Hause ward's lebendig. Thüren wurden aufgerissen, man lief hin und her, und Stimmen wurden vernommen, die durch einander riefen.

„Um Gotteswillen," dachte Tunderberg, „die Kinder, die Kinder!" warf sich in fiebernder Hast in die nöthigsten Kleider und stürmte in den Flur.

„Feuer! Feuer!" erscholl es wieder, und jetzt von oben. Alf und Ernst riefen es, ja auch Rolf's und Will's Stimmchen schrieen dazwischen, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, und dabei vernahm er ein wildes Hasten und Rennen im oberen Stock.

„Wo? Wo?" rief Tunderberg in äußerster Besorgniß und eilte mit wirklichen Löwensprüngen auf die Treppe zu, um nach oben zu gelangen.

Es war sehr dunkel im Innern des Hauses unten, — wer wird auch in solchen Schrecken daran denken, Licht zu machen? — und daher kein Wunder, daß August, mit den Stufen der Treppe unbekannt, schon bei der ersten Biegung fehltrat und ausglitt. Zwar erlitt er keinen erheblichen Schaden, denn das Geländer, an das er sich festzuhalten vermochte, verhinderte einen völligen Sturz. Indeß, er konnte sich so schnell nicht erheben, um den im Fluge die Treppe herniedereilenden beiden ältesten Peck'schen Sprößlingen auszuweichen. So stolperte denn Alf über den amerikanischen Onkel und brachte auch den dicht hinter ihm drein springenden Ernst mit zu Fall.

„Sie sind doch aus der Feuersgefahr gerettet", dachte der sich wieder aufraffende Tunderberg, und es war merkwürdig, wie schnell ihn dazu die Angst und der Wunsch, Hilfe zu bringen, befähigte.

„Aber die Kleinen, die Kleinen!" Auch sie kamen ihm entgegen, wenigstens Will und hinter ihm Rolf, auf's Nothdürftigste angekleidet; Schuhzeug und Röckchen schleppten sie in den Armen mit sich, während sie im Wettlauf die Stufen herabeilten, wie ihre Kinderschritte es vermochten.

„Wo? Wo?" rief der Gast auf's Neue, noch im Aufstieg zum oberen Stockwerk begriffen. Diesmal blieb er nicht ohne Antwort. Peck gab sie ihm.

„'s ist nichts, 's ist nichts, lieber August." Er sprach die Worte vom oberen Treppengeländer aus und rief von da nach unten: „Laßt nur gut sein, Kinder; kommt herauf und legt euch wieder zu Bett!"

„Schon gelöscht?" fragte Tunderberg erleichterten Herzens, aber noch immer mit großem Eifer, als er oben angelangt war, den Jugendfreund, „wie ist's denn nur ausgekommen? O, welch einen Schreck habe ich ausgestanden!"

Hinter Peck war Erdmuthe sichtbar, die den kleinen Kurt, in einen türkischen Shawl gewickelt, im Arme trug. Das Kind sah verschlafen, sie übernächtig und fröstelnd aus. Ihr weißer Nachtanzug verstärkte noch den Eindruck der Blässe ihres Gesichtes. Der dienstbare Geist mit wirrem Haar und sehr verdrießlicher Miene schloß im Hintergrunde die Gruppe ab, die Tunderberg vor sich sah. Was die Unvollständigkeit der Toilette betraf, so fehlte es ja allerdings zwischen ihm und August nicht an harmonischer Zusammenstimmung, nur daß Tunderberg's Aussehen einen starken Zug in's Wilde und Urwaldmäßige hatte.

„Also Niemand zu Schaden gekommen?" fragte er wieder, noch immer stark außer Athem.

Peck's Auskunft, so günstig sie war, kam durchaus nicht in der Sprache lebhaften Gefühls heraus, wie man sie im Moment glücklich besiegter, furchtbarer Gefahr von einem liebenden Familienhaupte erwarten sollte, sondern er sagte ziemlich kleinlaut:

„Ein Irrthum, August; nur ein Versehen; hm, — wirklich, Du mußt entschuldigen — eine recht unliebsame Störung!"

„Aber es ist doch hier Feuerlärm gewesen im Hause, und es muß doch etwas vorgefallen sein!"

„Nein, nein, lieber Freund," versicherte der Doctor auf's Neue und sah verlegen zur Seite, als wäre es sehr schlimm für ihn, daß nichts vorgefallen war, „es ist nichts, — hm, — gar nichts. Wie gesagt: nur ein Versehen, es thut mir die Störung wirklich leid Deinetwegen; Erdmuthe!" (er sprach zu seiner Gattin gewandt in gereiztem Tone), „Du hättest auch daran denken können."

„Aber lieber Alonso," sagte sie sanft, „ich wußte ja gar nicht —"

Doch sie brach ihre Rede plötzlich ab, und auch Tunderberg kam nicht dazu, auf weitere Auskunft zu dringen, denn langsamen Schrittes und weinend kam Ernst die Stufen herauf und berichtete mit kläglicher Miene, unten liege Alf auf der Treppe, er könnte nicht aufstehen, er gäbe auch keine Antwort, wenn man ihn frage, und blute sehr.

Ein erschrecktes „Ach" kam von den Lippen Frau Erdmuthe's. Sie übergab ihr Jüngstes dem dienstbaren Geiste und flog hinunter. Peck folgte. Sie fanden den Knaben ohnmächtig mit einer breiten Wunde an der Stirn, aus der das Blut reichlich über Gesicht und Hals herniedergeflossen war.

Vereint mit Tunderberg, der auch hinzugekommen war, bemühte man sich um den Ohnmächtigen nicht vergebens, denn er kam bald wieder zu sich, war aber äußerst blaß und kraftlos, sodaß er keinen Fuß zu setzen vermochte.

„Der arme Junge," sagte die Mutter seufzend, „muß gerade gegen die Kante einer Treppenstufe gefallen sein."

Jetzt kam des Gastfreundes Riesenkraft gut zu statten, den Verwundeten aufzunehmen und ihn in des Vaters Arbeitsstube zu tragen. Es war ihm eine leichte Last, und wie gern trug er sie. Die Eltern folgten, und alsbald machte man sich oben an die Waschung der Wunde. Tunderberg leistete dabei dem Vater Gehülfen-Dienste, während Erdmuthe hinausgeeilt war, um zunächst wieder die heilgebliebenen Kinder zu Bett zu bringen.

Man muß sagen: Verbandzeug, Charpie, Salben und dergleichen mehr, was in der chirurgischen Welt nur als zweckdienlich empfohlen ist, hatte Peck bereit und in solcher Menge, daß einem Kriegslazareth damit auszuhelfen gewesen wäre.

„Auch das noch, auch das noch!" klagte er, indem er um seinen Aeltesten geschäftig war.

Tunderberg, der eine Schüssel mit Wasser hielt, in dem der Vater den Schwamm zur Waschung der Wunde befeuchtete, fragte:

„Jetzt, Peck, sag' mir aber in aller Welt, was denn eigentlich hier los gewesen ist, — mir ist doch in meinem ganzen Leben so was nicht vorgekommen . . . Man brüllt „Feuer" . . . die Kinder stürzen aus den Betten . . ."

„Ja, allerdings," antwortete Peck, während er sich um den Verwundeten bemühte, „ich bin Dir noch die Erklärung dieses seltsamen Zwischenfalles, — natürlich muß er Dir befremdlich erscheinen, lieber August, — ja ich bin Dir eine Erklärung schuldig und dann die Bitte um Verzeihung für die arge Störung, die . . ."

„Ach," unterbrach der so Gebetene, „das kommt ja gar nicht in Betracht, — nur der arme Junge, — komm, Alf, geschwind mal 'n Trunk Wasser."

„'s ist noch kein Rum zugesetzt," bemerkte Peck bedenklich.

Aber diesmal beachtete der besorgte Onkel die Einrede nicht und erquickte seinen Pflegling.

„Also," hob der Vater wieder an, „Du weißt, ich lege den größten Werth darauf, daß meine Kinder nach Grundsätzen erzogen werden."

„Hm," brummte Tunderberg, erwartungsvoll zu seinem Freunde aufsehend, denn er konnte zwischen irgendwelchen Erziehungs-Grundsätzen und Feuerlärm keinen Zusammenhang erblicken.

„Und dazu gehört auch der," fuhr Peck fort, „die Abwehr, —" er tauchte den Schwamm auf's Neue in die Schüssel, — „Himmel," rief er dabei, „Carbol vergessen!" und goß eilig von einer wasserhellen Flüssigkeit aus einer Flasche, die er vom Tische langte, hinzu — „also, lieber August, die Abwehr möglicher Unfälle, bin ich der Meinung, soll man nicht dem Zufalle überlassen, sondern auch da das zweckmäßige Verhalten systematisch lehren, z. B. bei Feuersnoth, Ueberschwemmung, Plünderung ꝛc. Ich sehe es als eine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aufgabe der Erziehung an, den Kindern Regeln an die Hand zu geben, — der Wissenschaft und Erfahrung, — wie sie in solchen Fällen sich am besten verhalten."

„Daran hat zu unserer Zeit kein Mensch gedacht," bemerkte Tunderberg dazwischen.

„Ein Mangel in der Erziehung, August, ein entschiedener Mangel. Ich unterrichte meine Kinder darin und, — siehst Du, — gebe ihnen auch Gelegenheit zur Uebung in dem Gelernten. Ab und zu beauftrage ich den Nachtwächter, in meinem Hause ‚Feuer' zu rufen, — diese Leute verdienen sich ja gern ein Trinkgeld, — damit die Meinigen Gelegenheit haben, sich für ein wirklich ausbrechendes Feuer möglichst vorzubereiten. Den Kindern setze ich dabei kleine Preise aus, zur Anspornung, z. B. wer zuerst in den Kleidern, wer zuerst geflüchtet ist ꝛc.

„Und sich dabei ein Loch in den Kopf schlägt," murmelte Tunderberg für sich.

„Natürlich, lieber Freund, würde dieser Zweck völlig vereitelt werden, wenn der Alarmruf nicht durchaus unvorbereitet käme. Und nun hatte ich gerade zu heute Nacht den Menschen bestellt. Ich konnte ja nicht Deinen lieben Besuch ahnen, und über Deiner Ankunft und dann den — schauderhaften Lermer und Co. habe ich leider die Bestellung und darum auch die Abbestellung völlig vergessen."

Es war sehr merkwürdig, daß der die Schüssel haltende Tunderberg diese neue Enthüllung des glänzenden Peck'schen Erziehungssystems nicht anders beantwortete, als indem er die ersten zwei Tacte von ‚Lilly Dane' durch die Zähne pfiff.

„Du mißbilligst mein Verfahren?" fragte der Vater ziemlich gereizt.

„Es bewährt sich ja gewiß!" antwortete sein Freund. „Die Wunde ist doch nicht gefährlich?" fragte er dann.

„Ich denke nicht, und dann die antiseptische Behandlung thut Wunder." Er war eben beim Verbinden und hatte ein gelbliches Pulver auf die Charpie gestreut.

Tunderberg bog den Kopf zurück. „Das stinkt ja erbärmlich," sagte er.

„Jodoform!" bedeutete Peck.

Vielleicht hätte der unwissenschaftliche Fremdling eine gar nicht hübsche Bemerkung über das ihm eben genannte hochgeschätzte Präparat gemacht, wenn Peck nicht erklärt hätte:

„So, nun sind wir fertig."

Sie führten also den Knaben der Mutter zu, die eben hereintrat. Sie nahm ihn in Empfang und geleitete ihn hinüber in die Schlafstube.

Peck sank erschöpft in seinen Sessel. „Entschuldige, August," sagte er, „aber ich bin hin." Und er stützte seinen Kopf in die nervös zitternde Hand.

„Kein Wunder, mein Junge," bestätigte Tunderberg, „bei diesem Leben."

„Diese beständigen Aufregungen!" klagte der ganz geschlagene Peck.

„Hm, solch ein Feuerlärm mit Blutverlust!"

„Ach und diese Lermer und Compagnie, — das ist das Schlimmste, — was werden sie morgen wieder haben! Und dabei den ‚Schlüssel zur Glückseligkeit' vollenden, August, eine wahre Qual!" Also jammerte Dr. Peck in der ersten Stunde nach der verschwiegenen Mitternacht. Wahrlich, da hatte er auch den schwächsten Hauch einer Aehnlichkeit mit dem Peck verloren, der als Präsident die Zuhörer zu germanischen Hochgefühlen hinriß.

„Na, diese Kerle," bemerkte Tunderberg. „Und sie haben Dich fest in der Schlinge!"

„Ach, wer mich los machte!" seufzte der ein- nnd abgespannte Autor.

Vielleicht hätte er noch länger sein jetzt sehr herabgestimmtes Herz in den Freundesbusen ausgeschüttet. Aber der Freund litt das nicht.

„Du brauchst Ruhe," sagte er, „für den Rest der Nacht. Schlafen, schlafen! Wir wollen schlafen!"

Aber diese Wohlthat sollte dem Peck'schen Hause noch nicht gewährt werden. Denn eben schrillte die Hausglocke auf's Neue. Peck fuhr zusammen:

„Es wird doch nicht zum zweiten Mal?" rief er. Ein neues Gebimmel!

„Man denkt, wir müssen erst noch geweckt werden," sagte Tunderberg.

Jetzt wurde es hell auf dem Flur, der dienende Hausgeist erschien und schlürfte die Treppe hinunter. Die Hausthür ward aufgeschlossen und geöffnet. Tunderberg horchte hinaus. „Wieder der Eilbote," und ohne Zögern ging er nach diesen Worten die Treppe hinab.

Als er nach wenigen Minuten zurückkam, fand er auch Erdmuthe in der Stube. Gewiß, auch sie sah leidend aus; aber wie sie ihrem Manne, ihr gegenüber sitzend, in's Auge sah, so drückte sich in ihrer Miene die Sorge um ihn als die Last aus, an der sie schwerer trug, als am eigenen Leiden.

„Was giebt's!" fragte Peck hastig auf ein Papier weisend, das er in seines Freundes Hand bemerkte.

„Von Lermer und Compagnie!" erwiderte der Löwe mit Nachdruck und hielt das Blatt mit einer gewissen Feierlichkeit in die Höhe.

„O!" Ein Jünger der Mimik hätte dieses O! für hochtragische Scenen wirklich gut benutzen können, das Peck in seinem Stuhle auf diese Kunde hören ließ.

„Diese gräßlichen Lermer," klagte Erdmuthe. „Schlafen denn die Menschen gar nicht!"

Tunderberg aber trat dicht vor seinen Freund und sagte:

„Peck, Alonso, Freund, — was sagtest Du vorhin?"

„Ich sagte und sage noch: Wer mich losmachte aus dieser Schlinge, die ich nie so schmerzhaft gefühlt habe, als heute, als jetzt!"

„Ja, und was wolltest Du dafür opfern?" fragte Tunderberg weiter.

„Opfern? Ach, ich weiß nicht, was ich dafür gäbe!"

„Dein Wort, alter Junge?" Es war, als ob er jede seiner Fragen mit immer vollerem Athem stellte.

„Gewiß," erwiderte Peck und schlug in die ihm von seinem August gereichte Hand ein, ohne doch zu wissen, wo das hinaus wollte. Der aber reichte ihm das Papier und fügte hinzu:

„Madame, 's ist auch für Sie!"

Peck nahm das Blatt in die Hand. „Ein Telegramm," sagte er und las:

„Harvey Brothers, bei denen wir durch Kabel anfragten, sagen für Sie gut. Wir nehmen Ihr Anerbieten an und verkaufen Ihnen den gesammten Vorrath — 12,000 Exemplare — vom „Schlüssel zur Glückseligkeit" mit allen Verlagsrechten. Preis 10,000 M. Vorzügliches Werk. Große Zukunft! Bestimmen Sie über die vorhandenen Exemplare.

Lermer und Compagnie."

Der Verfasser des durch den kaiserlich deutschen Reichstelegraphen so stark gepriesenen Werkes ließ das Papier voll Erstaunen der Hand entgleiten.

„Du, Du," sagte er dann, „Du, August, hast das Buch gekauft?"

„Na, wer denn sonst, als ich!" versicherte Lermer's Rechtsnachfolger. „Da steht's ja: ‚An Augustus Tunderberg ꝛc.'" Und mit einem recht bewußten Besitzerstolze sah er zu seinem Wirthe und dessen nicht weniger als dieser erstaunten Gattin nieder.

„Aber, lieber Freund," fragte Peck, „was willst denn Du mit dem Buche machen?"

„Na, blos die Opfer haben, die Du mir mit Handschlag zugesichert hast," erwiderte der Käufer mit vergnügtem Blinzeln seiner Augen.

„Ach, wie glücklich machen Sie auch mich, Herr Tunderberg," sprach Erdmuthe mit Rührung. „Mein Mann, frei von diesen Quälern!"

„Aber nicht ohne Opfer," wiederholte Tunderberg. „Und jetzt, Peck, fordere ich sie. — Mach's Fenster auf, beide Flügel, ganz auf!"

„Tunderberg, die Nachtluft!" wandte Alonso ein.

„Und trotz der Torfwiesen! Hilft Alles nichts!"

Peck folgte der Aufforderung schaudernd, aber er folgte ihr.

„Und jetzt sage mir, mein Junge: was ist das hier für ein Ding?"

„Eine Inhalationsmaschine."

„Und das hier für eine Flasche?"

„Carbol."

„Und hier?"

„Lysol!"

„Und das?"

„Bromkali."

„Und dort?"

„Hypermangansaures Kali."

„Und dort?"

„Pepsin."

Der Frager sprach diese Namen jedes Mal nach, wie sie ihm genannt wurden, als wollte er sie sich genau merken.

Als er mit seinen Erkundigungen zu Ende war, reckte er seine Schultern aus und begann mit sicherer Zielung alle diese theuern Peck'schen Hausschätze durch's Fenster zu werfen, als wollte etwa ein furchtloser Trapper die kupfrigen Schädel anstürmender Sioux oder Pawnees treffen. Auch die Schlachtrufe fehlten nicht.

„Hinaus, Inhalationsmaschine! Hinaus, stinkendes Carbol und luftverpestendes Jodoform! Bromkali, hinaus! Pepsin, hinaus; Antifebrin hinaus, hinaus, alle hinaus!!"

Noch hatte sich der Sammler dieser Kostbarkeiten von seinem jähen Schrecken nicht erholt, als das Werk der Ausplünderung bereits vollendet war und der Plünderer sich gelassen zum medicinisch Beraubten wandte mit der Erklärung:

„Alonso Peck, das war das Opfer!"

Der so Angeredete versuchte zu lächeln.

„Es waren doch sämmtlich," sagte er in schwachem Widerspruch, „von der Wissenschaft empfohlene Heil- und Schutzmittel, August."

Aber August zeigte auch nach dieser Erinnerung keine Spur der Reue.

„Hinaus," rief er, wie zuvor, „mit der Wissenschaft, die uns den Lebensmuth schwächt, die uns Luft und Wasser und die Erde und ihre Frucht verleidet, und mit ihren Gespenstern uns zu schreckhaften Kindern macht."

„Aber sie existiren doch, die Mikroben, sie existiren wirklich, August," wandte Peck ein.

„Und wir auch, Alonso, und wir wollen existiren, — und lebensmuthig existiren, trotz ihnen."

„Aber wie?" fragte der um seine liebsten Schätze Gebrachte.

„Indem wir es wagen, gesund zu sein und zu werden durch Erhaltung und Stählung unserer Kräfte und sie nicht lähmen lassen durch abergläubische Furcht oder den Wahn, der die Ursache der Gebrechen und Verkümmerungen nicht in den verkehrten Gewohnheiten unseres Lebens sieht, sondern dafür die Natur, ja Gott selbst verantwortlich macht. — Peck, packe auf, Madame, machen Sie sich reisefertig und die Kinder! Denn morgen ziehen wir selbst hinaus: wir fangen ein neues Leben an; wir schmieren nicht mehr, wir gurgeln und pinseln nicht mehr, wir verpesten uns nicht mehr das Haus, wir verplempern uns nicht mehr den Magen, wir peinigen die Kinder nicht mehr mit solchen Ticks von eingebildeten Wundermitteln; dafür trinken wir frisches Wasser, so viel wir wollen, pumpen uns mit Behagen voll Luft, plantschen im Wasser, schaffen uns Bewegung: kurz, leben, als ob es keine Bacillen gäbe, wie unsere Urväter auch gelebt haben, wenn sie vernünftig gewesen sind."

Mit sichtbarer Freude hatte ihm Erdmuthe zugehört.

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen, Herr Tunderberg," sagte sie, „und uns die Aussicht in eine neue Epoche sonnigsten Lebens eröffnet; ach, die beständige Sorge und dies Inachtnehmen, und was Alles zu bedenken war, — man konnte dabei nicht froh werden."

„Und Du, Peck?" fragte der Freund.

„Hm, August, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Du wirfst mir so Vieles um, — aber ich muß wohl gehorchen, — doch, — was wird aus meinem Schlüssel zur Glückseligkeit?"

„Ja, der ist nun mein," rief der Gastfreund mit Lachen, „den hab' ich gekauft und Dich als Verfasser mit, — und diesen ‚Schlüssel' behalte ich in meiner Tasche, — bis auf Weiteres."

Jetzt fühlte Peck auf's Neue, welch' große Last ihm abgenommen war, und gerührt ergriff er seines August Hand und sprach: „O, was für ein Freundesherz bist Du. Mir war ja dies Buch auch längst verleidet."

Aber Tunderberg fuhr munter fort:

„Na, also wir packen auf und bleiben zusammen und kriegen vielleicht, alter Peck, einen besseren Schlüssel zur Glückseligkeit in die Hand, den nicht so sehr Deine Wissenschaft schmückt, — die in ihren Ehren bleibt, Alonso, — wie das mit freiem Blick erfaßte Leben, — und der sich dafür im Leben erprobt, vor Allem im eigenen, häuslichen!"

„Ja, Erdmuthe," bekannte nach diesen Worten der Gatte, „'s ist wahr, wir haben davon wenig genug bei uns gehabt, — und ich gestehe Dir, August, ich glaube selbst: wenn man so denken kann wie Du, so hat man viel Sorgen weniger und ist am Ende besser daran!"

„Ja," setzte Tunderberg mit guter Laune hinzu, „braucht auch die Kinder, die armen Dinger, nicht aus dem Schlaf zu schrecken, weil's das System so mit sich bringt. Sondern Kraft, Geistesgegenwart und Muth waffnen sie dann in den Kämpfen und Gefahren des Lebens, — ohne Alarmproben und Prämien."

„Wie werden die glücklich sein," meinte die Mutter, „wenn sie hören: es geht fort. O, Sie Edler, Befreier!"

„Ja, und ‚Fuchs aus'm Loch'," sagte Tunderberg vergnügt, „spielen wir, so oft wir Lust haben."

„Also fort, sobald wie möglich!" Die Mutter sprach's mit Freuden, aber als Hausfrau kamen ihr jetzt wirthschaftliche Bedenken. „Es ist noch so viel zu besorgen, — vor dem Winter! Wir haben noch nicht an Anschaffung des Brennmaterials gedacht!"

„Ist auch nicht nöthig," sagte Peck beschwichtigend und lachte seit lange herzlich zum ersten Male, „wir haben ja die zwölftausend Exemplare meines ‚Schlüssels zur Glückseligkeit' in den Ofen zu stecken, wenn — der Verleger damit einverstanden ist."

„Einverstanden," sagte August Tunderberg, auch seinerseits lachend, und die beiden Freunde umarmten sich.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Wendungen und Wandlungen in der italienischen Opernmusik: Aïda, Othello, Cavalleria Rusticana.

Von Heinrich Ehrlich.

Jeder Musikfreund, der sich nicht einseitig von allem „Italienischen" fern hält, wird die Wandlung bemerkt haben, die sich während der letzten fünfundzwanzig Jahre in der italienischen Opernmusik vollzogen hat. Ein Vergleich der letzten Opern Verdi's: Aïda (1871) und Othello (1887) mit seinen früheren läßt sofort erkennen, wie seine ganze Behandlung des Textes, der Melodienbildung, der Harmonisation des Orchesters eine andere geworden ist. Selbstverständlich hat er in vielen Dingen seine ursprüngliche Art beibehalten; wie könnte das auch anders sein bei solch bedeutender künstlerischer Wesenheit. Nur der ganz Unbedeutende kann in der Kunst sich selbst vollständig verleugnen. Aber so wie einst Rossini, der leichtfüßige, aber immer geniale Componist des „Moses in Egypten", der „Semiramis", des „Othello"*) und „Wilhelm Tell" zum Erstaunen der ganzen Musikwelt einen Stil entfaltete, den man von ihm nicht erwarten durfte, so hat Verdi in den beiden obengenannten Opern Eigenschaften hervortreten lassen, die man — bei aller Anerkennung seiner großen Begabung — dennoch nicht vermuthen konnte.

Für den aufmerksamen Beobachter ist diese Wandlung Verdi's nicht so unerwartet eingetreten, als die ehemalige Rossini's. Dieser hatte vor dem „Tell" nichts geschrieben, was einen solchen Adel der Erfindung**), derartige Charakteristik der Instrumentation, eine so großartige Beherrschung der Form in den Chören und mehrstimmigen Gesängen ahnen ließ. Dagegen waren bei Verdi schon vor „Aïda" und „Othello" Anzeichen seiner Wandlung bemerkbar. Vor einigen Jahren wurde im Berliner „Kroll"-Theater von einer italienischen Operngesellschaft „la forza del destino" (die Macht des Geschickes) aufgeführt. Verdi hatte sie 1859 für Petersburg geschrieben, sie kam weder dort noch irgendwo zu rechtem Erfolge. Der Text ist greulich, die Handlung haarsträubend und die dazwischen eingestreuten, komisch sein sollenden Scenen zeigten deutlich, daß in Verdi kein humoristisches Aederchen pulsirte. Aber trotz all' dieser Mängel erregte die Oper die Aufmerksamkeit der Kritik, und in mehreren Zeitungen gab sich achtungsvolle Verwunderung kund über die ungemein sorgfältige Behandlung der Recitative, der Declamation, der charakteristischen Begleitung des Orchesters. Als im Jahre 1873 „Aïda" in Deutschland gegeben ward, kam das Stichwort auf, diese sei die erste erfolgreiche italienische Oper ohne Leierkasten-Melodie; in Italien war sie als die Offenbarung eines neuen Stiles gepriesen worden. Und beim Erscheinen des „Othello" in der Mailänder „Scala" (1887) bezeichneten italienische Journale Verdi (er zählte 73 Jahre) als den Reformator der italienischen Musik. Allerdings tauchte zu gleicher Zeit die leise, nur im vertrauten Gespräche, nicht in der Presse vernehmbare Klage auf, daß mit Verdi der letzte dramatische Componist Italiens von der Erde schwinden würde.

Da mit einem Male, — im Mai verflossenen Jahres, — erscholl, zuerst aus Rom, bald aber aus ganz Italien der Jubelruf: Ein neues Genie italienischer dramatischer Musik hat sich offenbart! Einem siebenundzwanzigjährigen, ganz unbekannten Musiker, der bisher mit herumziehenden, öfters bankerotten Operngesellschaften in kleinen Städten als Kapellmeister sein Leben gefristet hatte, war bei dem Preisausschreiben für eine einaktige Oper unter 170 Bewerbern neben zwei anderen ein dritter Preis zuerkannt worden; die Werke der ersten gingen unbeachtet vorüber; das Seinige erregte einen unerhörten Enthusiasmus. Publicum und Kritik überboten sich im Lobe; selbst die strengsten Beurtheiler begrüßten „das neue Licht" am Himmel dramatischer Musik. Man beeilte sich in Deutschland, das so überaus hochgepriesene Werk kennen zu lernen. Die Wiener und die Dresdener Hofbühne führten es vor, und in beiden Städten war die Aufnahme eine ungemein günstige. In Berlin brachte sie der energische und verdienstliche Director des Prager deutschen Theaters, Angelo Neumann***), mit seiner Operngesellschaft zu Gehör; und 45 sehr stark besuchte Aufführungen im Juni und Juli, — in der ungünstigsten Sommerzeit, — bewiesen am besten den Erfolg, den dieses Werk auch in der Reichshauptstadt errungen hatte.

Aber auch dieser „Cavalleria Rusticana" gegenüber kann man mit vollem Rechte behaupten: die Musik, welche bis vor 25 Jahren italienische Opernmusik bedeutete, existirt heute nicht mehr; und wenn diesem Werke Mascagni's nachgerühmt wird, es sei echt italienisch, so ist dagegen zu sagen: die „Sizilianische Bauernehre" athmet im Gedichte und in der Musik südliche, wildeste Leidenschaftlichkeit; aber wenn man Bellini's und Donizetti's beste Opern, Verdi's Rigoletto, Trovatore, Traviata der „Cavalleria" gegenüber hält, so ist in dieser nichts von der italienischen Musikart enthalten, die in jenen sofort charakteristisch hervortritt; nichts von den weichen, wohlklingenden Tonfolgen, von den echt italienischen Melodien, die manchmal die Sinne so schmeichelnd berücken, daß der Geist garnicht nach dem eigentlichen künstlerischen Gehalte fragt; also „echt italienische Musik" ist nicht in der „Cavalleria"; dennoch ist sie das Werk eines Italieners von sehr großer Begabung, der vielleicht dem neuen, von Verdi angebahnten Stile weitere Entfaltung und Festigkeit geben wird!

Um nun für all' die erwähnten Wandlungen während der letzten fünfundzwanzig Jahre die Erklärung zu finden, muß man zuvörderst der Entwickelung des staatlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens in Italien eine kurze Betrachtung widmen. Denn nicht genug kann die Thatsache betont und in's Gedächtniß gerufen werden: Jeder Künstler, auch der größte, ist Träger der Zeitideen, jedes Kunstwerk ist ein Ergebniß der Wechselwirkung der Zeitideen und der Begabung des Künstlers. Des großen Künstlers Geist ist ein Brennspiegel, der die verschiedenartigen, zerstreuten Ideenstrahlen auf einen Punkt, — sein Kunstwerk, — zusammenfaßt, — des kleineren Künstlers Geist vermag nur wenige Ideen in sich aufzunehmen; der große, edle Künstler trägt diese Strahlen in höhere Regionen, — der geringere steigt mit den gewonnenen Ideen in niedere Regionen.

In Italien war die Wechselwirkung zwischen Publicum und dem dramatischen Componisten von jeher anders gestaltet, als in anderen Ländern. Die großen Opernhäuser Italiens spielen während der „Stagione", d. h. drei Monate im Winter, im Carnevale. Für diese Zeit wirbt der Pächter des Theaters eine Operngesellschaft und bestellt eine neue Oper (das deutsche Publicum ahnt nicht, welche Anzahl von Opern jährlich in Italien „componirt" werden). Gefällt diese neue Oper, dann wird sie die ganze Stagione hindurch gegeben; im Gegenfalle verschwindet sie auf immer*) und wird durch irgend eine schon bekannte ersetzt. Unmittelbarer Erfolg war und ist noch größtentheils die erste, unerläßliche Bedingung für den Operncomponisten. Die erste Vorstellung entscheidet; wenn sie nicht da capo, d. h. zur Wiederholung verlangte Nummern bringt, dann ist das Los der Oper entschieden. Und wie ein italienisches Publikum „da capo" verlangt, ohne die mindeste Rücksicht auf den Gang der Handlung, ja selbst auf den Gang der Empfindung, davon gab die erste Vorstellung des „Othello" in Mailand (Febr. 1887) die besten Beispiele**). Im letzten Akte betet Desdemona und legt sich zu Bett; sie mußte aufstehen, wieder auf den Betstuhl knieen, Ave Maria singen und sich wieder niederlegen. Sie schläft, Othello tritt durch eine Tapetenthüre ein, legt sein Schwert ab; den stieren Blick auf sein Weib richtend, schleicht er sich nach dem Bette. Das Orchester begleitet diese Scene mit einem sehr effectvollen Zwischenspiele, welches das Wühlen heftigster Leidenschaften treulich wiedergeben soll. Das Publicum tobt, schreit unaufhörlich „bis", Othello muß wieder hinter die Tapetenthüre treten, wieder heranschleichen, wieder dasselbe wilde Mienenspiel vollführen! Das geschah in Mailand, der elegantesten Stadt Italiens, deren ganzes gesellschaftliches Leben viel mehr französisches, als nationales Gepräge trägt!

Ungeachtet all' dieser italienischen Eigenthümlichkeiten konnte jeder Beobachter, der Italien kennt und öfters besucht, die Ueberzeugung gewinnen, daß neue Anschauungen des künstlerischen Lebens, neue Ideen nach und nach immer mehr Raum gewinnen, Erzeugnisse des neuen staatlichen Lebens im Inneren und künstlerischer Einflüsse von außen her. Verdi's Geist war der erste, der diese neuen Ideen, diese neuen Einflüsse erkannte und nach seiner Weise verwerthete. Gegen seine ersten Opern ist vielfach der Vorwurf erhoben worden, daß sie viel mehr Gewaltsames und Rohes enthielten, als die seiner Vorgänger; aber man hat nicht, oder erst später bemerkt, daß er gleichzeitig in seinen Melodien mehr rhythmische Festigkeit und mehr charakteristische Declamation entfaltete. Und während er früher jeden Text componirte, der viel leidenschaftliche Scenen bot, ohne irgendwie auf inneren Zusammenhang der Handlung zu achten***), hat er durch Aïda und Othello gezeigt, daß er nunmehr der poetischen Grundlage der dramatischen Musik die gebührende Beachtung widmete. Auch der Vorwurf, er habe die italienische Gesangskunst geschädigt, den rohen Naturalismus gefördert, ist insofern nicht ganz begründet, als die ganze gesellschaftliche und künstlerisch-gewerbliche Entwickelung der letzten 25 Jahre der italienischen Gesangskunst verderblich war und er mit den vorhandenen Mitteln rechnen mußte. Zu Rossini's Zeit stand die vollendete Technik und die vollendete Vortragskunst des Gesanges auf der höchsten Stufe. Der echt deutsche, edle K. M. von Weber, der in Wien seine Euryanthe einstudirte, schrieb an seine Frau über die italienischen Sänger der Barbaja-Rossini'schen Oper: „Hier ist die höchste, reinste Vollendung, das Herrlichste, Grandioseste, was die Natur an Stimme geben kann, und Alles, was nur vom Künstler verlangt werden kann; ich war unendlich ergriffen" ꝛc. Damals mußte jeder Künstler Jahre lang fleißig lernen, bevor er große Rollen übernahm. Heute ist das anders. Die ungeheuerliche, immer steigende Ausdehnung und Schnelligkeit des Eisenbahn- und Dampfschiff-Verkehrs bringt italienische Opern-Gesellschaften in die entferntesten Winkel aller Erdtheile. Auf künstlerische Bildung kommt es hierbei nicht an; die Theaterbesucher in Neu-Orleans, San Franzisco, Haïti, Australien, Brasilien, Bombay ꝛc. ꝛc. wollen schöne Stimmen hören, die dem Klima widerstehen. Ein Tenor mit vielen hohen Tönen, eine Primadonna mit starker Brust, allenfalls ein Sänger mit Kehlengeläufigkeit werden mit Gold aufgewogen. Der Bedarf wächst fortwährend, und die jungen italienischen Herren und Damen, die gute Stimmen haben, wollen nicht lange lernen, sondern nach kurzer Vorbereitung erste Partien singen, und die Verdi'schen Opern, Aïda und Othello ausgenommen, bieten ihnen beste Gelegenheit, recht stark zu singen. Die ganze jetzige nervöse Generation verlangt eben mehr nach großer Kraft und Energie, als nach edlem Feuer und Schönheit. Schon die letzten Opern Donizetti's und auch Meyerbeer's, — Prophet, Afrikanerin, — ließen die Zugeständnisse an dieses Verlangen erkennen.

Aber während im fernen Auslande noch immer die italienische Oper der sechziger Jahre vorherrscht, geht in Italien selbst die weit greifende Aenderung immer mehr und unverkennbar vorwärts. Die alte Gesangskunst ist verschwunden, die rein naturalistische, die ihr folgte, genügt nicht mehr, ein neuer Gesangsstil ist in Bildung begriffen, Verdi hat ihm in Aïda und besonders in Othello vorgearbeitet, und Mascagni's Cavalleria deutet die Weiter-Entwickelung an.

„Othello", dessen Textbuch Arrego Boito*) in engem Anschlusse an Shakespeare's Tragödie verfaßt hat, kann insofern eine ganz merkwürdige Erscheinung genannt werden, als sie nicht die mindeste äußere Aehnlichkeit mit Wagner'scher Musik bietet, und doch ganz unter Wagner'schem Einflusse entstanden ist. Dieses Ineinanderfließen der Recitation und der Arien, diese dialogisirende Behandlung der Duette, diese rein dramatische Scenenfolge ohne Abschluß, das Zuspitzen der Charakteristik jeder einzelnen Phrase, die Tonfärbungen im Orchester: das Alles ist nicht denkbar ohne den so zu sagen unwägbaren, aber unverkennbaren Einfluß der nach entferntesten Zonen ausstrahlenden Wagner'schen Ideen. Doch nochmals sei es hervorgehoben, in den Verdi'schen Melodien des „Othello" ist nichts, was Wagnerisch genannt werden dürfte.

So auch in Mascagni's „Cavalleria". Diese einaktige Oper ist durchaus modern italienisch, aber die Hauptwirkungen sind auf die Entfaltung derjenigen Elemente zurück zu führen, die nicht in der früheren italienischen Opernmusik hervorgetreten sind, und erst seit zwanzig Jahren sich zeigen, nachdem deutsche Anschauungen von dramatischer Musik nach Italien gedrungen sind und dort verwandte Wünsche anregten**). Das Textbuch unterscheidet sich von allen bisherigen, indem es nur tragische, rasch abrollende Handlung bietet, keine Gelegenheit zum Arien-Singen und sonstigen Sänger-Kunststücken. Es stellt auch starke Forderungen an das Darstellungs-Vermögen. Die Musik bekundet durchweg das Streben und das Talent der Erfindung charakteristischer Motive, große Geschicklichkeit in Erfindung und Stimmführung der Chöre (die in den früheren italienischen Opern eine ziemlich klägliche Rolle spielten) und in der Behandlung des Orchesters. Allerdings ist die Instrumentation oft lärmend, und auch die Accordenfolge (Harmonisation) gewaltsam. Aber die Oper als Ganzes giebt Zeugniß von großer Begabung, und daß dieser junge Maestro Pietro Mascagni die künstlerischen Ideen der Neuzeit, wie sie aus Deutschland nach Italien kamen, richtig erfaßt hat und im nationalen Sinne zu verwerthen vermag. Hoffen wir, daß er auf der so glücklich begonnenen Laufbahn rüstig weiter schreiten wird.

*) Wir nennen „Othello" ausdrücklich, weil die letzten Gesänge der Desdemona zu den schönsten, edelsten italienischen Melodien zählen und schöner sind, als die Verdi's in der gleichnamigen Oper, wogegen allerdings alle anderen Figuren als Caricaturen erscheinen. „Der Barbier von Sevilla", Rossini's unerreichtes Meisterwerk, ist eine komische Oper, kann also hier nicht in Betracht kommen. Von Boito's „Mephisto" wird später die Rede sein.

**) Der vom großen Publicum ganz unbeachtete Hochzeitschor im ersten Akte und das Frauenterzett im letzten sind klassische Meisterwerke voll edlen Wohlklanges.

***) Derselbe hat auch im Jahre 1881 als Director des Leipziger Theaters in Berlin zuerst Richard Wagner's „Nibelungen" mit dem Wagner-Theater vorgeführt; jetzt gleichzeitig mit „Cavalleria" auch Cornelius († 1876) sehr interessante komische Oper „Barbier von Sevilla".

*) Nur eine Oper Verdi's hat sich nach einem ersten Mißerfolge zur Lieblingsoper aufgeschwungen; „La Traviata", die bei der ersten Aufführung in Venedig durchfiel. Aber hier trug die Aufführung die Schuld; die Darstellerin der Heldin, die an der Schwindsucht stirbt, war eine der dicksten Theaterdamen; dann war auch der Name Verdi's ein bereits so hochberühmter, daß andere Theater sich beeilten, die Traviata vorzuführen. Auch Rossini's „Barbier" hat bei der ersten Aufführung (Neapel 1815) nicht gefallen, die zweite brachte Enthusiasmus; man erkannte den neuen Stil der komischen Oper.

**) Ich berichte als Augenzeuge.

***) Gapponi, Verdi's begeisterter Biograph, gesteht, daß er trotz öftern Hörens die Handlung des „Trovatore" nicht errathen konnte.

*) Arrigo Boito, geb. 1842, ist einer der genialsten Künstler des neuen Italiens, als Komponist wie als Dichter. Seine Oper „Mefistofele", deren Text er den beiden Theilen von Goethe's Faust (mit Helena in der Verklärungsscene) nachgedichtet hat, ist voll genialer Momente; sie wurde 1868 in Mailand aufgeführt; damals genügte es, daß Boito als Anhänger Mozart'scher Grundsätze bezeichnet ward, um die Oper zu Falle zu bringen. Bologna und Venedig ließen ihr Anerkennung zu Theil werden, später auch Mailand. Durchgedrungen ist sie nicht. Boito dichtete auch für Ponchielli den Text zu „Gioconda" nach V. Hugo's Tiède.

**) Hier sei noch auf die sehr wichtige Thatsache hingewiesen, daß alle jetzigen italienischen Instrumental-Componisten vollständig der „neudeutschen Schule" angehören, ja sie fast überbieten, wie z. B. Martucu in Sgambati. Selbst der greise Director des Mailänder Conservatoriums, Bazzini, geb. 1818, hat eine „symphonische Dichtung", „Francesca da Rimini", geschrieben; sie ist hier in Berlin unter Bülow's Leitung aufgeführt worden.

Nachdruck verboten.

Ehestands-Geschichtchen.

Von Fedor von Zobeltitz.

Tausend Thaler.

Wir saßen am Kaffeetische, meine Frau und ich. Die Maschine summte, denn als wir heiratheten, hatte ich Aennchen gebeten, mir den Kaffee stets selbst auf einer sogenannten Wiener oder „Bummel"-Maschine zu bereiten. Ich liebe das leise, monotone, trauliche Surren des kochenden Wassers und sehe es gern, wenn die schlanken, hübschen Fingerchen meiner kleinen Frau über den Tisch hantieren. Ich greife dann zeitweilig nach der lieben Hand hinüber und küsse jeden Finger einzeln. Das finde ich sehr hübsch, und kein Mensch wird es mir verdenken, der die Hände meiner Frau kennt, namentlich die rechte Hand, die zwei ganz gefährliche Grübchen besitzt.

Zwischen uns lag die Morgenzeitung, — nicht für mich, denn ich pflege die Journale in meinem Bureau zu lesen. Aber meine Frau schaut während des Frühstücks dann und wann hinein und ist glücklich, wenn sie mir irgend eine aufregende Neuigkeit erzählen kann, die sie aber fast nur auf den letzten Seiten, zwischen den Familien-Nachrichten, dann und wann auch einmal im localen Theile findet. Politisch veranlagt ist meine Frau nicht.

Auch heute faltete sie, nachdem sie mir die Tasse gefüllt und einen Sandwich gestrichen hatte, das Zeitungsblatt auseinander, glitt mit den Augen, mit ihren hübschen, dunkelbraunen Augen, gleichgültig über die wichtigsten Telegramme aus Frankreich und Rußland und über die interessantesten Parlaments-Berichte aus dem heiligen deutschen Reiche hinweg, bis sie gefunden hatte, was sie suchte. Auf einmal schaute sie auf.

„Du," sagte sie, „spielst Du nicht auch in der Braunschweig'schen?"

„Jawohl, Schatz," entgegnete ich, „aber Du darfst es nicht weiter sagen, weil es verboten ist und einen Thaler Strafe kostet."

Sie überhörte das Letztere (was sie nicht hören will, überhört sie immer, — eine sehr gute Eigenschaft) und meinte weiter:

„Hier ist die Liste der letzten Ziehung, — sieh' doch 'mal nach, ob wir nichts gewonnen haben. . . ."

„I Gott bewahre," gab ich zurück, „wie sollten wir denn dazu kommen! Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! . . ." Aber ich zog doch mein Portemonnaie hervor, in dem das Los steckte, und sah die Nummer nach.

„37,203," fuhr ich fort, „wahrscheinlich das große Los!"

Aennchen legte das Zeitungsblatt auf den Tisch und tippte mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand (der berühmten Hand mit den Grübchen) die Zahlenreihen der Liste herab.

„Siebenunddreißigtausend," sprach sie dabei, „tausendeinhundert, — fünfzig, — siebenundsechzig, — tausendzweihundert, — wie war's gleich weiter?"

„Und drei!" sagte ich, während ich in den Sandwich biß.

„Allmächtiger!" — Aennchen sank auf den Stuhl zurück und wurde plötzlich so blaß, wie es bei ihren frischen Backen nur möglich war.

Erschrocken sprang ich auf.

„Aennchen, was giebt's? Aennchen, was ist los? Aennchen, mach' keinen Unsinn, — wir haben doch nicht etwa . . .?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eine Gewissensfrage. Von August Holmberg. — Siehe Seite 167.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Gewonnen haben wir!" jubelte sie los, sprang gleichfalls auf, fiel mir um den Hals, wirbelte mit mir im Zimmer umher und küßte mich dann sechs Mal auf den Mund, ehe sie fortfuhr: „Gewonnen, Du Süßer! Dreitausend Mark! Tausend Thaler! O wir Glückspilze! Tausend Thaler! Ich bitte Dich, — tausend Thaler gleich dreitausend Mark!"

„Es ist die Möglichkeit," murmelte ich, nach Athem ringend. Meine Frau ist immer wie ein Wirbelwind, wenn sie einmal besonders vergnügt ist, und ich muß dann das Mühlrad sein, was meinem beginnenden Embonpoint durchaus nicht zusagt. An den Gewinnst glaubte ich noch nicht so recht, — ich hatte bis dahin noch nie Etwas gewonnen, — wenigstens in der Lotterie nicht. Ich studirte die Liste also noch einmal auf das Gründlichste durch und schüttelte dann verwundert den Kopf. Es stimmte. Aennchen hatte Recht, — auf Nr. 37,203 fielen dreitausend Mark.

„Nun?!" fragte meine Frau mit strahlenden Augen.

Jetzt gab ich ihr einen Kuß. Teufel, ich freute mich auch! Die tausend Thaler konnten wir gerade brauchen! Es fehlte noch so Mancherlei im jungen Haushalte, und im Uebrigen: Geld kann man immer gebrauchen, auch wenn man's nicht gerade nöthig hat.

„Nun setz' Dich 'mal erst wieder ruhig hin, Mausing," sagte ich würdig (ich wollte nicht, daß der schnöde Mammon uns so ganz beherrschte), „und dann können wir berathschlagen, was wir mit den tausend Thalern beginnen werden . . ."

„Ach ja! Ach ja!" jubelte meine Frau, und ihre Augen wurden immer heller.

Dann war's eine Weile still. Wir überlegten Beide. Plötzlich fühlte ich, daß das berühmte rechte Händchen meinen Arm berührte, tastend, streichelnd und kosend; der Stuhl wurde gerückt, und ehe ich wußte, wie mir geschah, saß sie ganz dicht neben mir und legte ihre Wange auf meine Schulter.

„Schatz," sagte sie flüsternd. Den Schmeichelton kannt' ich!

„Ja, Du bekommst es," entgegnete ich, „verlaß Dich d'rauf: Du bekommst es!"

Meiner Frau gegenüber bin ich im Gedankenlesen groß. Sie kennt diese Eigenschaft an mir und bedankte sich sofort überschwenglich.

„Diesmal aber lasse ich mir's bei Troplowitz arbeiten," fuhr sie sodann fort, „'mal kann ich mir das leisten! Troplowitz arbeitet doch ganz anders, als so eine kleine Schneiderin! Meinst Du, daß ich Fliederfarbe nehme? Es ist das Neueste, — auch für junge Frauen; früher trugen es nur die älteren. Oder lieber Crevetterosa mit weißen Spitzen? Der Ines Borken stand das neulich reizend! Oder soll ich Elfenbeinweiß nehmen, — ganz einfach, weißt Du! . ."

Farbensinn hab' ich nun gar nicht, und von Toiletten verstehe ich nur dann Etwas, wenn sie meine Frau gut kleiden. Demgemäß erwiderte ich denn auch:

„Nimm Fliederrosa oder Crevetteweiß, oder was Du willst, Herz, — wenn's nur hübsch ist und Dir und mir gefällt! . . . Nun hör' aber auch mich einmal an: wie denkst Du darüber, — soll ich mir das längst gewünschte Paneel-Sopha für meine Arbeitsstube anschaffen?"

„Ach ja, ach ja!"

„Oder wollen wir lieber im Herbst eine Reise nach Italien machen?"

„Ach ja, ach ja!" — Aennchen kam aus dem Jubel gar nicht heraus. Das ärgerte mich schon ein Bischen. Man soll auch in der Freude Maß halten.

„Oder wollen wir das Geld auf die hohe Kante legen? Für die Zukunft, — Du weißt schon . . ."

Aennchen erröthete. „Ach ja, Schatz . . . wenn Du meinst . . ."

„Liebes Kind, Du mußt nun mit irgend einem positiven Vorschlage herauskommen, — bis jetzt hast Du zu Allem immer nur ach ja, ach ja gesagt," meinte ich mit einem gewissen Ernste im Ton und schob die Kaffeetasse klirrend ein ganzes Stück von mir ab. „Das ewige Ach ja, ach ja kannst Du Dir überhaupt ein wenig abgewöhnen, ich bin schon ganz nervös davon geworden," fuhr ich fort; „ich weiß nicht, — ist es denn so schwer, sich seine kleinen Backfisch-Unarten nach und nach abzuschütteln! . . . Aennchen, ich bitte Dich, keine Schmollippe, das kann ich nicht vertragen! Na ja, nun geht's los! Natürlich! Nicht ein Wort darf ich sagen, dann strömen die Thränen wie Regenbäche! Mein Gott im Himmel, wie kann man nur so weichmüthig sein!"

Alles was wahr ist, — in diesem Augenblicke war ich ungerecht. Ich war verärgert, — worüber eigentlich, wußte ich nicht ganz genau. Ich glaube, über das Ach ja, ach ja Aennchen's. Jedenfalls war ich ungerecht. Ich sah Regenbäche, wo erst ein winziges, glänzendes Thränchen im Auge meiner Frau perlte, und sah eine häßliche Schmollippe, wo sich das rothe Mündchen nur ein ganz klein wenig schürzte.

Ich war ungerecht, ich bin manchmal ein Ungeheuer. Aennchen schlang ihre Arme um meinen Hals, und nun hätte ich lächeln müssen, aber ich lächelte nicht, — und dann gab mir Aennchen einen Kuß, und den hätte ich erwiedern müssen, aber ich erwiederte ihn nicht.

„Sei nicht immer gleich so heftig, Schatz," bat meine Frau, „ich habe es ja nicht böse gemeint, ich —"

„Liebes Kind," unterbrach ich sie, indem ich Elender versuchte, mir ein pädagogisches Ansehen zu geben, „darum handelt es sich nicht, — durchaus nicht, — nein, durchaus nicht. . . . Ich wünsche nur, daß Du Dir Mühe giebst, ein klein wenig von Deiner Kindlichkeit abzulegen, daß Du versuchst, Dich etwas mehr zur Klarheit durchzuringen. Man wird gar nicht recht klug aus Dir. Zuerst wünschest Du Dir ein crevettefarbenes Kleid —"

„Ach ja, ach ja!" jubelte Aennchen. Dann wurde sie dunkelroth und sagte, indem sie sich zu verbessern suchte: „Ach nein, ach nein!" und dann wurde sie noch röther und schüttelte, wie ärgerlich über sich selbst, energisch den dunkelbraunen Kopf: „Diese dumme Angewohnheit!"

„Siehst Du, mein Kind!" triumphirte ich, „es ist gar nicht so leicht, sich Etwas abzugewöhnen, wenn es an festem Willen mangelt! — Nun aber zur Sache! Du möchtest also lieber das Kleid haben, — nicht wahr?"

„Ich habe mich schon so lange darauf gefreut, Otto!"

„Und die italienische Reise noch aufschieben —?"

„Gott, wie gern möchte ich einmal nach Italien, Otto! Ich habe noch so gar nichts von der Welt gesehen, — rein gar nichts!"

„So lassen wir's also noch mit dem Sparen!" fiel ich, schon wieder ungeduldig, ein. „Auf mein Paneel-Sopha möchte ich aber nicht gern verzichten!"

„Das sollst Du auch nicht, Otto, — Dein Paneel-Sopha mußt Du haben! Sparen können wir vielleicht doch. . . ."

Jetzt riß mir die Geduld. „Es ist nicht die Möglichkeit, Dich einmal zu Klarheit des Denkens zu bringen," entgegnete ich scharf. „Du möchtest Alles und Alles, möchtest sparen und nach Italien reisen, ein Paneel-Sopha kaufen und Dir crevetteblaue Fliederkleider anschaffen, — — i, da hol' doch der Henker die ganze Braunschweig'sche Lotterie! Nun hab' ich's satt! Ich hab's satt, sag' ich Dir! Ich werde meine eigenen Anordnungen treffen bezüglich dieser dreitausend Mark! — Es ist unmöglich, sich mit Dir zu verständigen, geradezu unmöglich ist's! Erst so und dann so und dann so! I, da soll doch gleich — — i, was werde ich mich denn da erst lange herumstreiten! Wo ist mein Hut? Wo ist mein Paletot? . . Da baumelt ein Knopf gerade noch an einem Faden! Natürlich! Crêmeblaue Kleider und abgerissene Knöpfe! Wo sind meine Handschuhe? — Adieu Anna! Ich bitte, überleg' Dir die Thatsachen! Ich bitte, schaff' einmal Klarheit in Dir! Adieu, Anna!"

Und ich ging. Ich Elender ging wirklich, ohne Abschiedsgruß und ohne Abschiedskuß. Trotzig ging ich fort, — mit einem Herzen, das die Summe von dreitausend Mark verhärtet und gefühllos gemacht hatte. Der Geiz krallte sich in mir ein. Haha, Reisen machen, theure Kleider kaufen, — das fehlte! Gespart soll werden, — die theueren Zeiten werden schon noch kommen, wenn erst Familie da ist! Haha! . . Und dann schlug die Stimmung plötzlich um. Ich baute mit den tausend Thalern allerhand Luftschlösser und begann üppig und verschwenderisch zu werden. Das Paneel-Sopha mußte ich haben, das stand nun 'mal fest; auch Kelims an den Thüren hatte ich mir längst gewünscht. Kelims machen ein Zimmer ja erst so recht gemüthlich! Dann einen neuen Bücherschrank; der mangelte mir absolut! Und oben d'rauf die Büste des Sokrates, — oder des Plato, — oder Bismarck's! An der Längswand würden sich ein paar indische Shawls, untermischt mit fremdartigen Waffen, sicher sehr hübsch machen, — das ist ja heutzutage Alles so billig zu haben! Im Salon fehlte auch noch Mancherlei . . . Donnerwetter, vielleicht konnte man für den Salon Dieses und Jenes aus Italien mitbringen! Ja, richtig, — die italienische Reise! Gott, das arme Aennchen! Ich war zu barsch gewesen. Ich bin ein rücksichtsloser Mensch. Was konnte denn so eine Reise nach Ober-Italien kosten? Fünfhundert Thaler vielleicht, — bleiben immer noch fünfhundert Rest für das Sopha und die Kelims und Plato oder Sokrates oder Bismarck und für das Crevettefarbene . . .

Herrjeh! Das Kleid! — Das hatte ich ganz vergessen. Das aber sollte Aennchen haben, — unter allen Umständen! Gott, wie roh hatte ich die Kleine behandelt! „Droschke — he!"

„Hüh!" — Die Droschke hielt, der misanthrope Gaul schielte mich feindselig an, und der Kutscher faßte mit der erfrorenen Hand an den Hutrand.

„Zu Rudolf Hertzog!" —

Der Thürsteher bei Hertzog riß die Pforte weit auf und machte sein ehrerbietigstes Gesicht, dann sprangen sechs tadellos elegant equipirte junge Herren, die wie Legations-Attachés aussahen, auf mich zu, verbeugten sich tief und fragten nach meinem Begehr.

„Ein Kleid," sagte ich.

„Bitte, nach hinten," antwortete einer der Attachés.

Ich ging quer durch den mächtigen, von Säulen getragenen Raum, durch tausend luftige, farbige, flimmernde und glitzernde Herrlichkeiten hindurch, und wurde dann wieder von vier, sehr elegant toilettirten jungen Damen, die wie Comtessen aussahen, in Empfang genommen.

„Mit was dürfen wir dienen?" fragte eine der Comtessen.

„Ich möchte ein Kleid kaufen," erwiderte ich, beinahe schüchtern, denn die falschen Comtessen imponirten mir.

„Wollstoff, Ganzseide, Halbseide, Mousseline de Laine, Satin merveilleux oder Foulard?" fragte eine der Göttinnen weiter, die Aelteste, die man für eine Palastdame halten konnte.

Ich überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Seide!" (Natürlich sollte es Seide sein, — ich wollte mich Aennchen gegenüber nicht lumpen lassen.)

„Bitte nach oben," antwortete die Palastdame und wies mit königlicher Geberde eine breite Treppe hinauf, die in die olympischen Regionen des Modereiches führte.

Gehorsam kletterte ich Stufe um Stufe empor, bis ich in einem neuen mächtigen Saale voll neuer luftiger, farbiger, flimmernder und glitzernder Herrlichkeiten stand. Hier trat ein älterer, würdiger Herr auf mich zu, der den Eindruck eines verabschiedeten Ober-Regierungsrathes machte und eine äußerst wohlwollende Miene zur Schau trug.

„Der Herr befiehlt?" fragte er die Palastdame, die mich begleitet hatte.

„Seide," antwortete diese, und an mich gewendet: „Leichte Seide oder Ganzseide?"

Ich schwankte. Die Palastdame lächelte, und der verabschiedete Ober-Regierungsrath strahlte vor Bonhommie.

„Darf ich fragen: für eine ältere oder eine jüngere Dame?" sagte er zuvorkommend.

„Für eine jüngere," antwortete ich, „eine ganz junge . . . Für meine Frau."

Der würdige Herr neigte den Kopf, als ob er das erwartet hätte, und die Palastdame, gegen die ich eine heimliche Antipathie empfand, lächelte wieder.

„Bitte nach vorn," fuhr der Herr fort und führte mich weiter vor, in eine Seiten-Abtheilung des Saales. Dort winkte er einem ganz jungen Manne, den man für einen Studenten im zweiten Semester halten konnte, und flüsterte ihm ein mir unverständliches Wort zu. Plötzlich raste der junge Mann mit kolossaler Gewandtheit an einer Stehleiter empor, hantierte ein paar mal wie ein Wahnsinniger in der Luft umher und sauste dann wieder, von oben bis unten mit Stoffballen bepackt, die Leiter herab. Im nächsten Augenblicke lagen vor mir, auf dem Ladentische ausgebreitet, eine Menge reizvoll schillernder Gewebe.

„Bitte sehr," sagte der wohlwollende Herr, „das ist das Neueste . . . Foulard . . . Dernière nouveauté." . .

„Aber ich wollte doch Seide," wagte ich zu bemerken.

„Das ist Seide," lächelte der alte Herr voll unermeßlicher Güte. „Leichte Seide — das Allermodernste, — Foulard!" . . .

Ich schämte mich. Ich hatte bis dahin ein Foulard immer nur für ein Taschentuch gehalten, nun sah ich, daß es auch ein Kleiderstoff war.

„Welche Farbe würden Sie belieben?" flocht der studentisch aussehende Jüngling ein, und seine Finger glitten dabei durch die rauschenden Stoffe. „Vielleicht Heliotropfarben und Elfenbein, Hellgrün und Dunkelgrün, Schwarz und Rosa, Blau und Weiß —?"

Ich besann mich. „Nein, crevettefarben," antwortete ich sodann.

„Ah so," erwiderte der ältere Herr im Tone leichten Bedauerns, „also nicht gestreift? . . Bitte, nach hinten!"

Wir machten kehrt und trotteten wieder zurück. Angstperlen tropften mir von der Stirne. Herrgott, war das eine Arbeit! So schwer hätte ich mir einen Kleiderkauf im Leben nicht gedacht! Treppauf und treppab, bitte nach vorn und bitte nach hinten, — die reine Schweninger-Kur! Sei's, sagte ich zu mir sei's um Aennchen's Willen! Das stärkte meinen gesunkenen Muth.

„Hinten" wiederholten sich die Scenen von „vorn". Wieder raste ein Jüngling eine Leiter hinauf und hinab, und wieder rollten sich schillernde Gewebe vor mir auf.

„Bitte, crevettefarben!"

Ah, — das war einmal schön! Wie eine Fee mußte Klein-Aennchen in dieser glänzenden Hülle aussehen! — Ich nickte befriedigt.

„Mit wie viel Metern dürfte ich wohl dienen?" fragte der Jüngling und klapperte bereits mit seiner Schere.

Da stand ich nun wieder! Mit wie viel Metern konnte der freundliche Jüngling wohl dienen? Wenn ich's nur gewußt hätte!

Der verabschiedete Ober Regierungsrath, oder der so aussah, merkte meine Verlegenheit und kam mir mit seinem Wohlwollen zu Hülfe.

„Sind die gnädige Frau groß oder klein von Figur?" fragte er.

„Klein," wollte ich antworten, da mir das aber despectirlich däuchte, so sagte ich: „Mittel."

„Da werden sechzehn genügen," meinte der alte Herr.

„Ja, ich glaube, sechzehn werden genügen," bestätigte ich zuversichtlich.

Sissi — sauste die Schere durch den Stoff. Er wurde verpackt, umwickelt und verschnürt, dann geleitete mich der alte Herr an den Treppenabsatz, complimentirte tief und übergab mich einem gallonirten Diener, der mein Packet an die Kasse trug, wo ich vierundfünfzig Mark bezahlte, was ich in Anbetracht der gewonnenen tausend Thaler furchtbar billig fand. Man fragte mich, ob ich Zusendung des Packets wünschte. Nein, ich wollte es gleich mitnehmen. Nun wurde es in meine Droschke gebracht, und ich rasselte mit dem schwer erworbenen Schatze davon, während ich die Perlen auf meiner Stirn trocknete.

Unterwegs kaufte ich bei meinem Cigarrenhändler noch eine Kiste „Henry Clay", — gleichfalls à Conto der tausend Thaler. Dabei fiel mir ein, daß ich bei dem Cigarrenhändler ja noch einmal die Ziehungsliste vergleichen konnte . . . Sicher ist sicher . . . Der Mann suchte die Liste hervor, und ich suchte nach meiner Nummer.

Plötzlich zuckte ich zusammen.

„Entschuldigen Sie," sagte ich beklommenen Herzens, „das muß ein Druckfehler sein! Hier steht ja 37,263 statt 37,203!"

Der Mann verstand nicht gleich, aber als ich ihm die Sachlage erklärt hatte, schüttelte er lächelnd den Kopf.

„Dann hat Ihre Zeitung den Druckfehler gebracht," meinte er, „das hier ist die offizielle Ziehungsliste, in der jede Irrung ausgeschlossen ist. Ich habe sie heute früh erst aus Braunschweig erhalten . . ."

Das war eine schöne Geschichte! Ich sagte kein Wort, fuhr schweigend nach Hause und legte meiner gramverdüsterten Frau stumm das Stoffpacket in die Arme. Sie öffnete es nicht erst, sondern trug es auf den nächsten Stuhl. Dann seufzte sie.

„Schatz," sagte ich, „komm' her und sei wieder gut! Ich war heftig, aber ich bitte ab! . ."

Nun flog sie auf mich zu, fiel mir um den Hals, und ich fühlte ihre Lippen auf meinem Munde.

„Gottlob!" jubelte sie, „o Du Böser! O Du Guter!" — Und geschwind war sie am Stuhle, nestelte das Packet auseinander und klatschte in die Hände. „Also doch crevettefarben?! O Du Guter! O Du Böser!"

Neue Umarmung und neue Küsse. Dann aber hing sie sich an meinen Arm und sagte ernsthaft:

„Nun hör' zu, Otto. Nach Italien fahren wir nicht. Mein Kleid hab' ich fort, Du bekommst noch das Paneel-Sopha, — der Rest wird gespart, — Du weißt schon . . ."

„Nein, Kind," entgegnete ich, „nun bin ich nicht mehr für das Sparen!"

„Aber, Otto, fängst Du schon wieder so an?!"

„Es war ein Druckfehler, mein Kind —"

„Was denn, Otto —?" Und ihre Augen wurden größer.

Ich erzählte mein Mißgeschick, aber lachenden Mundes. Sie wurde zuerst blaß, dann roth, und dann lachte auch sie.

„O je, o je, Otto, aber das crevettefarbene —?!"

„Dafür reisen wir ja nicht nach Italien!"

Sie stutzte, lachte wieder und meinte sodann:

„Du Schlaukopf! Nun paß' aber einmal auf, wie ich doch sparen werde, um Dir das Paneel-Sopha zu schenken!" —

Und richtig, — zu Weihnachten hatte ich's.

Nachdruck verboten.

Angelika Kauffmann.

Zur einhundertundfünfzigsten Wiederkehr ihres Geburtstages.

Von Georg Malkowsky.

Der Einfluß der Frauen in der Kunstgeschichte beruht auf einer der liebenswürdigsten weiblichen Eigenschaften, auf der Empfänglichkeit, auf dem Vermögen, das Schöne empfindend in sich aufzunehmen und subjectiv verarbeitet nach der Richtung des Anmuthigen auszugestalten. Gerade an der Grenzscheide des Jahrhunderts, als sich die Kunst aus der Rückkehr zur einfachsten Form der Antike heraus zu degeneriren begann, macht sich dieser Einfluß besonders bemerkbar. Das auf einem gewissen Mißverständniß des griechischen Schönheits-Ideals beruhende Sentimentale mußte die weibliche Natur besonders anziehen und zur Bethätigung reizen.

Die Zeit Winckelmanns ist eine wesentlich receptive, weiblich empfindsame. Das durch ihn vermittelte Kunstverständniß hat noch nicht die Feuerprobe der viel langsamer zur Geltung kommenden Lessing'schen Kritik bestanden. Der sich um Winckelmann in Rom sammelnde Kreis nordischer Künstler besteht aus unsicher tastenden Nachempfindlern, deren Selbständigkeit im Erfassen der Antike unter dem gleichzeitigen Einfluß der auf sie eindringenden Fülle der Renaissance-Denkmäler leidet. Raphael Mengs bleibt im Banne der anmuthigen Contouren seines großen Namensvetters, und Carstens verweichlicht die straffe Muskelspannung Michel Angelo's zu überquellenden Fleischmassen. In der Stoffwahl macht sich ein gleiches Schwanken bemerkbar. Griechische Mythe und christliche Legende, Homer und Ossian, Sophokles und Shakespeare müssen gleichmäßig zu Illustrations-Zwecken herhalten. Das einzig Bleibende in der Erscheinungen Flucht ist jenes schwer definirbare Sentimentale.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Raphael Mengs und Carstens leben nur noch im Gedächtniß der Kunstgelehrten, aber um Angelika Kauffmann's Vestalin sammelt sich noch immer ein Kreis naiver Bewunderer. Angelika Kauffmann verdankt den besseren Theil ihres Ruhmes gerade jener edlen Weiblichkeit, den ihre modernen und modernsten Genossinnen am liebsten als ein Hinderniß freier Künstlerschaft abstreifen möchten. Ihre Lebensschicksale sind von ihrem Kunstschaffen nicht zu trennen.

In Chur am 30. October 1741 als Tochter eines tüchtigen Malers geboren, war sie von frühester Kindheit an wie Raphael Mengs der Kunst verfallen. Was aus diesem strenge und systematische Dressur zu machen wußte, das wurde sie allmälig aus freier Wahl. Als ihr Vater nach Vollendung der ihm vom Bischof von Chur aufgetragenen Arbeiten nach Morbegno an der Adda übersiedelte, zeichnete das neunjährige Kind bereits erträglich nach Abgüssen antiker Köpfe und versuchte sich erfolgreich in Pastell-Portraits. Als elfjähriges Kind malte sie das Bild des greisen Bischofs von Como, Nevrone Capuccini, und erregte dadurch solche Aufmerksamkeit, daß zahlreiche Bestellungen es ihr ermöglichten, einen Theil der Kosten des Haushaltes zu tragen. Der in das Jahr 1752 fallende Aufenthalt in Como scheint zu den ungetrübtesten Jugend-Erinnerungen Angelika's gezählt zu haben, die sie in ihren späteren Lebensjahren im Stil der Zeit sentimental aufzuputzen liebte. So schreibt sie in einem ihrer Briefe:

„Du fragst mich, mein Freund, warum Como mir immer in Gedanken sei. Como war es, wo ich in meinem glücklichsten Jugendalter die ersten Freudengenüsse des Lebens empfing. Ich sah reiche Paläste, reiche Landhäuser, niedliche Lustschiffe, ein glänzendes Theater. Alles kam mir vor wie im Paradiese. Ich sah Amor im Begriff, einen Pfeil gegen meine Brust abzudrücken. Als unbefangenes Mädchen wich ich ihm aus, der Pfeil traf nicht. Nach vielen Jahren führte mich mein Genius wieder in diese reizenden Gegenden. Ich genoß die Freuden des reiferen Alters, der Freundschaft, der herrlichen Ufer jenes Sees. Eines Tages wandelte ich mit theuren Genossen in einer der reizendsten Villen; ich sah im schattigen Wäldchen den schlummernden Amor, ich nahte mich ihm; er erwachte, sah mich freundlich an, erkannte mich ungeachtet der silbernen Locken; plötzlich erhob er sich, um sich zu rächen, — er verfolgte mich, warf den Pfeil, — und wenig fehlte, daß ich getroffen wurde."

Mit der Uebersiedelung der Familie Kauffmann nach Mailand im Jahre 1754 beginnen die eigentlichen künstlerischen Lehrjahre Angelika's. Erst jetzt traf sie die endgültige Entscheidung zwischen Malerei und Musik. Sie hatte lange geschwankt, ob sie nicht ihre schöne, zu Herzen dringende Stimme ausbilden lassen solle, aber die Mailänder, besonders Leonardo da Vinci, hatten es ihr angethan. Die aus ihren Bildern sprechende keusche Grazie der Zeichnung berührte ihr weibliches Empfinden sympathisch, sie copirte eifrigst und machte ernste Studien in der Technik der Wandmalerei, die sie bald darauf zu verwerthen Gelegenheit fand. Nach dem Tode ihrer Mutter zog es den Vater nach der Heimath zurück. Hier malte er die Kuppel der Stadtkirche, und Angelika bedeckte gleichzeitig die Wände mit den Bildnissen der zwölf Apostel nach Kupferstichen von Piazetta. Auch zur Ausübung der Portrait-Malerei bot sich vielfach Gelegenheit in dem nahe gelegenen Constanz.

Aber die unwiderstehliche Sehnsucht nach Italien trieb sie über die Alpen zurück. Nach längerem Aufenthalt in Mailand, Parma, Bologna und Florenz, finden wir die Familie Kauffmann endlich im Jahre 1762 in Rom. Hier ging der jungen Künstlerin eine neue Welt auf. Raffael und die Antike sind die beiden Pole, um die sich ihre künstlerische Entwickelung dreht. In Winckelmann findet sie einen väterlichen Freund und Berather, der ihr das Verständniß der Antike erschließt und sie auf die Allegorie, als das wirksamste Kunstmittel zur Uebermittelung der Idee hinweist. Mit leidenschaftlicher Zuneigung schließt sie sich dem älteren, überlegenen Manne an und sucht durch Lesen ihre lückenhafte Bildung zu vervollkommnen. Aus dieser Zeit stammen die beiden von ihr gezeichneten und radirten Bildnisse Winckelmann's, der sich geschmeichelt fühlt „von einem schönen Frauenzimmer geätzt zu werden". Eifrige Studien in der Perspective und in der historischen Composition füllen die Zeit aus, soweit sie nicht ihr steigender Ruf als Portrait-Malerin in Anspruch nimmt.

Besonders von reichen Engländern gesucht, folgte sie im Jahre 1766 einem lockenden Rufe nach England und ging hier einem tragischen Schicksal entgegen, das ihr ganzes Leben mit dem Schimmer unverschuldeten Leidens umgab. Man nahm sie in London mit offenen Armen auf. Lady Spencer und Lord Exeter führten sie in die vornehmsten Kreise ein. Die Königin und ihr Sohn, der Herzog von Braunschweig, und der König von Dänemark ließen sich von ihr malen. Sir Joshua Reynolds, von dem Liebreiz der berühmten Künstlerin ergriffen, machte ihr einen Heirathsantrag, den sie zurückwies, um in die Netze eines Betrügers und Schwindlers zu fallen. Ein angeblicher Graf Friedrich Horn spielte in den höchsten Kreisen der Londoner Gesellschaft eine glänzende Rolle. Er wußte sich auch in das Atelier Angelika Kauffmann's einzuführen und gewann das empfängliche Herz der Malerin. Eines Tages stürzte er schreckensbleich in ihr Zimmer und bewog sie durch die lügnerische Erzählung, man habe in Schweden eine Verschwörung entdeckt, an der er Theil genommen, und er müsse fliehen, zu einer heimlichen Heirath. Als Angelika's Vater im Jahre 1767 nach London kam, erschien ihm die Sache verdächtig. Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß der angebliche Graf Horn, ein ehemaliger Kammerdiener, unter den Namen Studerat und Rosenkranz in Deutschland verschiedene Betrügereien ausgeübt habe und bereits verheirathet sei. Die Ehe wurde nach manchen Geldopfern gelöst und Angelika suchte in angestrengter Arbeit ihren Kummer zu vergessen. Fünfzehn Jahre verweilte sie in England, dessen Landsitze den größeren Theil ihrer im Stil der Zeit gehaltenen, mit allegorischem Beiwerk versehenen Bildnisse aufweisen. Auf eifriges Andringen ihres Vaters schloß sie im Jahre 1781 mit dem um zwölf Jahre älteren Maler Antonio Zucchi eine Vernunftehe, die sie niemals zu bereuen hatte, und kehrte in demselben Jahre an Ruhm und Ehren reich nach Italien zurück.

Nachdem ihr Vater schon 1782 in Venedig gestorben war, schlug sie ihren dauernden Wohnsitz in Rom auf. Hier wurde ihr gastfreies Haus bald ein Sammelpunkt der Gelehrten und Künstler, denen sich berühmte Fremde anzuschließen liebten. Der römische Adel ließ sich von ihr malen, für die Kaiserin Katharina von Rußland, den Kaiser Joseph II., die Königin von Neapel componirte sie große historische Gemälde und sammelte so ein Vermögen, das ihr erlaubte, ihrer Neigung zum Sammeln von Kunstschätzen nachzugeben.

Der Spätsommer ihres Lebens ward durch den Verkehr mit Goethe verklärt, der im Jahre 1787 nach Rom gekommen war und zu ihren eifrigsten Verehrern zählte. „Frau Angelika," die „gute Angelika" spielt in seinem Tagebuche eine große Rolle. Bei ihr speist er Sonntags, mit ihr besucht er die Kunstsammlungen, sie ist die Vertraute seiner kleinen Liebesschmerzen. Er widmet ihr das erste Exemplar seines Egmont, und sie zeichnet ein Titelkupfer dazu. Ob die gute Angelika den „großen Goethe" wirklich so ganz verstanden hat? Er hat sich später um vieles kühler über sie geäußert, und als sie ihn einmal portraitirt, da „verdrießt es sie, daß das Bild nicht gleichen will. „Es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von ihm."

Das künstlerische Schaffen Angelika's wendet sich während dieser Periode immer mehr antiken Stoffen zu, an denen sie immer wieder das Pseudo-Sentimentale anzieht. Adonis auf der Jagd, Psyche, Agrippina, Bacchus und Ariadne, der Tod der Alceste, Phryne, Egeria und Numa, Hero und Leander, das sind die Vorwürfe, die ihrer Eigenart am meisten entsprechen.

Nach dem Tode ihres Gatten im Jahre 1795 versucht sie es einmal wieder mit der religiösen Malerei. Sie stiftet für die Hauptkirche ihrer Vaterstadt eine Krönung Mariä durch die heil. Dreifaltigkeit. An dem Antlitze Gottvaters will ihre Hand erlahmen, aber sie bringt es doch schlecht und recht fertig und freut sich über die Berichte von der feierlichen Enthüllung ihrer Stiftung. Der Rest ihres Lebens verfließt bei langsam abnehmender Schaffenskraft in ruhigem Kunst- und Literaturgenuß. Am 5. November 1807 entschlief sie sanft, während man ihr eine geistliche Ode Gellert's vorlas. Sie wurde in S. Andrea delle Fratte beigesetzt und ihre Büste im Pantheon aufgestellt.

Angelika Kauffmann's Stellung in der Kunstgeschichte ist bereits oben genügend angedeutet. Ihre künstlerische Individualität ist keine scharf umrissene, aber was ihr an Kraft abgeht, ersetzt sie durch Anmuth und durch bewußtes Maßhalten mit dem bescheidenen Können. An ihren größeren, historischen Compositionen in Wien, München, London und Petersburg geht man vorüber, aber ihr Selbstportrait in den Uffizien, das mit Weinlaub bekränzte Mädchen in Berlin und vor Allem die Vestalin in Dresden zeugen von einer liebenswürdigen Künstlernatur, die sich anspruchslos äußert. Ihre Irrthümer sind die Irrthümer bedeutender Männer, an die sie sich vertrauensvoll anschließt. Ihre Hingebung an die antike Kunstauffassung ist keine besonders verständnißvolle, aber eine um so innigere, und ihre Gracchenmutter, als schönsten Schmuck ihre Söhne vorführend, mag dem Kritiker ein spöttisches Lächeln entlocken, ob der Bescheidenheit der angewandten Kunstmittel, das Herz einer Mutter rührt sie heute, wie vor hundert Jahren. Die Frau spricht zur Frau und findet stets den verständlichsten Ausdruck, wenn sie sich selbst empfindend an die Empfindung wendet.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Treue Kameraden. Von August von Heyden. Siehe die Abbildung, Seite 161. — Ein Dröhnen und Krachen, dann splitternde Geräusche, — ein vielfacher Schrei und leises Wimmern. Durch die Luft zieht ein dicker Qualm von losgelösten Kalk-Atomen und zerstäubendem Mörtel . . . Die Firste eines Pfeilerbaues hat die stützenden Zimmerungen im Steinkohlen-Flötz durchschlagen und im Herabstürzen einen der Arbeiter schwer verletzt. Noch bröckelt von allen Seiten das lockere Gestein hernieder, aber die Arbeiter achten der Gefahr nicht, — todesmuthig schleppen sie den verwundeten Kameraden vom Orte des Schreckens an einen sicheren Platz. Ein Steiger und ein höherer Grubenbeamter leiten die Fortschaffung; der Verwundete soll auf ein Soodengestell gelegt werden, auf dem man durch darüber geworfene Grubenkittel ein leidliches Lager zu bereiten sucht. Im Vordergrunde des mit großer anschaulicher Kraft dargestellten Gemäldes sind bereits einige Arbeiter in voller Thätigkeit begriffen, eine neue Schutzzimmerung herzustellen. Von besonderem Interesse ist der Gesichtsausdruck des jungen Schleppers zu den Füßen des Verunglückten, — vielleicht dessen Sohn; er mag zum ersten Male Zeuge eines derartigen tragischen Ereignisses sein, denn noch malt sich auf seinem Antlitz Schreck und Entsetzen wieder . . .

Professor August von Heyden ist ein Sohn des bekannten Dichters Friedrich von Heyden, dessen populär gewordenes Werk „Das Wort der Frau" wohl in keiner Familien-Bibliothek fehlt. Er wurde 1827 in Breslau geboren, studirte auf den Universitäten Breslau und Berlin Bergfach, wurde dann Obersteiger in Carpeno in Istrien und später Verwaltungs-Chef der Bergwerke des Herzogs von Ujest in Oberschlesien. Im Jahre 1859 wechselte er den Beruf und folgte seinem Wunsche, Maler zu werden. Er studirte in Berlin und Paris und erhielt schon 1863 für sein Bild „Die heilige Barbara, Schutzpatronin der Bergleute" in letztgenannter Stadt die goldene Medaille. Zehn Jahre später wurde ihm für sein Gemälde „Walkyren" und das später von der National-Gallerie angekaufte Bild „Festmorgen" auf der Wiener Weltausstellung die Kunst-Medaille zu Theil. 1880 wurde Herr von Heyden Lehrer der Kostümgeschichte an der Berliner Akademie und 1890 berief ihn der Kaiser in den reorganisirten Staatsrath. Von den Monumental-Malereien Heyden's, meist umfangreichen Compositionen, seien die Gemälde im Berliner Rathskeller, die „Geschichte der Schießwaffen" im Generalstabs-Gebäude und der Arion-Vorhang im Opernhause erwähnt. Auch als Illustrator und Radirer ist der treffliche Künstler vielfach thätig gewesen.

Eine Gewissensfrage. Von August Holmberg. Siehe die Abbildung, Seite 165. — Eine Gewissensfrage, vom ernst blickenden Vater gestellt, — eine Frage, bei der das Herz der Tochter ängstlich zu pochen beginnt! — Wie mag die Frage wohl lauten? — Ist es ein duftendes Briefchen, das der alte Herr im Lieblingsbuche seiner Tochter gefunden hat, und das ihn veranlaßt, ein mahnend fragendes Wort an sie zu richten? . . Vielleicht, — denn sicher kichert Amor, der Schalk, hinter der Gardine! —

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Das Papier auf der Tafel. — Es heißt, das Papier sei geduldig, und gewiß hat es sich seit grauer Vorzeit auf allerlei Weise in den Dienst der Menschheit gestellt. Denken wir an den Papyrus, der uns durch Jahrtausende die Geschichte längst entschwundener Völker erhalten hat, an jenen „Schein", den Mephisto's Schlauheit dem armen Kaiser zu schaffen anrieth, um seinen leeren Staatsschatz zu füllen (s. Faust II. Theil), und den wir nun, als ein kleines Kunstwerk der Staatsdruckereien, längst gewohnt sind, dem blinkenden Gold und Silber gleich zu achten. Ein Bogen Papier wurde oft entscheidend für die Geschicke der Völker, für das Wohl und Wehe des Einzelnen, entscheidend über Leben und Tod, und was ist im Laufe der Zeit nicht Alles einem solchen anvertraut worden? Getreulich, nichts ausplaudernd bewahrt er die Weisheit des Gelehrten, die Entdeckungen des Forschers, die Offenbarungen der Muse, große und kleine Herzensgeheimnisse, er dient den Menschen in Leid' und Freud', jedem gefällig, der es versteht, seine Gedanken in geschriebene Worte zu kleiden. Ueberdies hat sich das Papier den Zeiten accomodirt; es bestand nicht eigensinnig darauf, aus Pflanzenfasern und Lumpen bereitet zu werden, für Druckerschwärze begnügte es sich gar mit Holz und Stroh. Dafür aber lohnte ihm die Neuzeit und erschuf eine Industrie, die es zu unzähligen Dingen, „für Staat und Haus" verwendbar macht. Wir aber wollen von jenen kleinsten Erzeugnissen reden, die sich nutzbringend für Tafel und Küche erweisen. Beginnen wir mit jenen süßen Speisen, von denen es heißt, daß sie von den Frauen bevorzugt würden, — mit dem Kuchen. Welcher Conditor würde es wagen, uns einen solchen in's Haus zu schicken, ohne daß er auf einem spitzenumrandeten Papier ruhte, dessen reiches Muster in vollendetster Weise edlen Vorbildern nachgeahmt ist? Die gleichen Bogen verwenden wir selbst; rund, viereckig, oval, den verschiedensten Größen und Formen angemessen, benützen wir sie als Unterlage des Brodes, zum Schutz des silbernen Tellers, bei der Decoration der Frucht- und Confect-Schalen. Für Früchte insbesondere giebt es außerdem der Natur nachgebildete grüne Blätter, die, zwischen Birnen, Aepfel und Trauben gelegt, von hübscher, täuschender Wirkung sind. Kleine, fein gekniffte Papierhülsen umschließen einzelne Stücke des feinen Confectes, alle jene glasirten Früchte, deren rasch schmelzender Caramel-Ueberzug leicht die Finger befeuchtet, die Fondants, Chocoladen, petit fours, deren weiche Glasur sich namentlich in warmer Temperatur oft auflöst und von dem eleganten Aussehen einbüßen würde. Nur flüchtig erwähnen wir die Krebs- und Obst-Servietten von Papier, die, kaum mehr salonfähig, in vornehmen Häusern durch solche von farbigem Gewebe ersetzt werden.

Dafür aber wenden wir uns der Küche selbst zu; hier sind, — namentlich bei Gesellschaften, — die verschiedenen Papierkästchen für Ragout, Gemüse ꝛc. geradezu unentbehrlich. Es sollen kalte und warme Vorspeisen eigentlich dem Geschmacke nur einen anregenden Bissen bieten; diesen appetitlich, als ein kleines fertiges Ganze, dem Gaste darzubieten, ist die Sache der Köchin. Zwei bis drei Austern gebacken oder in Aspic, ein Stückchen Gänseleber-Pastete, Caviar, ein Löffel Hummer-Mayonnaise, ein feiner italienischer Salat, decorirt mit Sardellen, Anchovis, Kapern oder Ei, ein beliebiges warmes Ragout, — jede dieser Delicatessen in entsprechender Art in einem der erwähnten Kästchen angerichtet, verspeist sich bequem; abgesehen davon aber, wird eine Ersparniß der Quantität festzustellen sein, da einmal die geringste Menge verwendet werden kann, außerdem aber nicht das Mindeste verloren geht. Uebrigens soll hier eingeschaltet werden, daß ganz kleine Muscheln, für Caviar oder ein bis zwei Austern, eine hübsche Abwechselung beim Arrangement geben. Dasselbe gilt für Gemüse, die als Beilage großer Fleischstücke gegeben werden; es ist anderenfalls hier bisweilen geradezu unappetitlich zu sehen, daß zwei einander ganz entgegengesetzte Saucen sich mischen, und die Schüssel ein buntes Durcheinander bietet, aus dem der zuletzt bediente Gast Mühe hat, das Entsprechende heraus zu finden. Ist mit dem Gebrauch der bisher aufgezählten Papier-Erzeugnisse ein reeller, practischer Nutzen verbunden, so dient das ganze Heer der mannigfachsten „Papillotten" fast ausschließlich dem Aussehen, obgleich dieselben am Knochen der Cotelettes, an den Füßen des kleinen Geflügels, oder am Bein des Keulenbratens, ein mögliches Anfassen mit den Fingern erleichtern könnten. Nur Decoration sind die papiernen Halskrausen, mit denen oft die Vögel geschmückt werden und die Rosetten ꝛc. der silbernen Spieße; hier aber ist, — wie bei einer geschmückten Damen-Toilette, — Vorsicht zu empfehlen, ein „Zuviel" ist unfein. Das Gefrorene, wenn es in Fruchtform erscheint, liebt man ebenfalls auf kleinen, spitzenumrandeten Unterlagen von Seidenpapier zu serviren, was den Anschein erwecken soll, als sei das Dargebotene wirkliches Obst. Butter und Käseschüsseln erhalten die gleichen Papiere wie die Kuchen. Bei Familienfesten, oder in besonders intimen Kreisen giebt man den Gästen beim Dessert auch wohl noch eine aus feinem Carton gefertigte Düte, oder ein Kästchen in Pompadour-Form, oft mit dem Muster des Services, — namentlich dem beliebten Meißener Zwiebelmuster, — bedruckt, um den Kindern daheim kleine Leckerbissen mitzunehmen. — Für den Ankauf aller derartigen Erzeugnisse der Papier-Industrie empfehlen sich, auch für Privat-Personen, nicht Detailgeschäfte, sondern die betreffenden Fabriken direct; man thut gut, stets verschiedene Dutzende der kleinen Gegenstände zu erflehen, die dadurch wesentlich billiger werden. Auch wird der Besucher bei einer solchen Gelegenheit sehen, wie außerordentlich groß die Auswahl ist, und wie Vieles vielleicht noch erwähnenswerth gewesen wäre.

Elisabeth Kaselowsky.

Kleine Rathschläge. — Fleisch-Curry. Ein gutes Pulver — Cooke, Crosse and Blackwell wären am meisten zu empfehlen, — und aufmerksame Bereitung sind die ersten Bedingungen zum Gelingen dieses, namentlich in Indien ungemein beliebten, aber auch hier von Herren, besonders Seereisenden hochgeschätzten Essens. Aus den verschiedenartigsten Dingen, gekochtem oder rohem Fleisch, Hühnern, Kaninchen und Fischen hergestellt, wird Curry immer mit Reis serwirt und meist in zwei Schüsseln aufgetragen, wobei man den Reis zuerst anbietet. Kalbfleisch, Schweinefleisch oder Rind, — Hammelfleisch ist am wenigsten beliebt, — wird in nicht zu große Würfel geschnitten, in gleicher Weise die Fische, wenn diese verwendet werden sollen. Nun thut man 32 Gr. Butter in eine Pfanne, giebt 3—4 große, geschnittene Zwiebeln hinein und läßt diese sich goldgelb färben, gießt dann $^3/_4$ Liter kräftige Fleischbrühe und allmählich einen Eßlöffel Essig hinzu, verbindet das Ganze mit 2—3 Eßlöffel Curry und läßt es eine Stunde bei mäßigem Feuer ziehen. Nach Ablauf dieser Zeit thut man das Fleisch hinein, das unter häufigem — fast beständigem — Rühren mindestens 2 Stunden, je länger desto besser, allmälig in der Brühe weich dünsten muß. Die rechten Curry-Esser fügen noch eine Menge anderer Ingredienzien zu, die zuletzt hineingethan, den pikanten Geschmack erhöhen sollen, z. B. Cocosnuß, Tamarinde, Citrone, Piccadilly oder ein paar Löffel feines Salatöl. Kleine Butterstücke verbessern den Curry. Der Reis muß durchaus körnig sein und wird am besten nur in Wasser, und zwar auf folgende Weise gekocht: Man bringt 2 Liter Wasser, in das man einen Eßlöffel Salz schüttet, zum Kochen, giebt 250 Gr. gut gewaschenen Reis hinein, läßt ihn etwa 10 Minuten kochen, bis die Körner anfangen weich zu werden, schüttet ihn dann auf ein Sieb und läßt das Wasser ablaufen. Inzwischen reibt man den Topf mit Butter aus, thut den Reis wieder hinein und läßt ihn weitere 20 Minuten langsam quellen, was entweder auf der Platte oder in einem mäßig warmen Ofen geschieht. Auf diese Weise bereitet, lockern sich die einzelnen Körner und werden so, ziemlich trocken, fast ausschließlich in allen südlichen Ländern genossen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten.

Neuheiten in Photographie-Rahmen. Immer mehr macht sich in unseren Tagen das Streben nach Eleganz, nach schöner, geschmackvoller Einrichtung der Wohnräume geltend. Wie die modernen Häuser schon mit allem Comfort eingerichtet werden, so sucht man auch in der Ausstattung der Zimmer eine reiche, gefällige Wirkung zu erzielen. Unzählige Kleinigkeiten und Nebendinge tragen wesentlich dazu bei, den Eindruck der Behaglichkeit zu erhöhen und von dem Schönheitssinn und Geschmack der Bewohner, wohl auch von ihrem Reichthum, Zeugniß abzulegen. Die Industrie und das Kunstgewerbe haben infolge dessen einen ungeahnten Aufschwung genommen, um nach allen Richtungen hin die erhöhten Ansprüche, die an ihre Leistungen gestellt werden, zu befriedigen. Diese Fortschritte zeigen sich auch recht auffällig in der Fabrication der Bilderrahmen.

In der „guten alten Zeit“ bildete oft nur eine schmale Goldleiste den Abschluß der Portraits, die meist in Pastell oder Lithographie ausgeführt waren; wenn man sich mit einer Silhouette begnügte, war die Ausstattung noch bescheidener. Auch die Daguerreotypen und ersten Photographien stellten sich noch in ungemein anspruchsloser und einfacher Fassung dar. Aber mit der Vervollkommnung der photographischen Kunst widmete man auch der Umrahmung ein erhöhtes Interesse, und heutzutage erscheinen die Photographie-Rahmen in einer Vielgestaltigkeit, in einer Mannigfaltigkeit des Materials, der Formen und der Ausstattung, die Bewunderung verdient und den verschiedensten Wünschen und Verhältnissen Rechnung trägt. Die Photographie ist ja schon längst salonfähig geworden; sie findet nicht nur ihr bescheidenes Wandplätzchen in der Wohnstube, betritt den Salon auch nicht bloß in einem Album verborgen, sondern erscheint oft in reichem Gewande in den elegantesten Räumen, wo sie auf dem Schreibtische, dem Kamin, den Wandbrettern eine in die Augen fallende Stellung einnimmt. Da sehen wir die Bilder lieber Angehöriger, die Wiedergabe hervorragender Kunstwerke, die Portraits der Mitglieder des kaiserlichen Hauses oft in den kostbarsten, reichsten und geschmackvollsten Rahmen. Wahre Kunstwerke waren z. B. aus Schmiedeeisen, aus einem Stücke, in Form von Rosenranken mit Blättern, Knospen und Blüthen durch Handarbeit hergestellt. Das starre Material hat sich in bewundernswerther Weise dem Willen des Bildners gefügt und wirkt durch die feine Zeichnung und Ausarbeitung, wie durch den verschiedenen Schimmer des Metalls äußerst reizvoll, gediegen und vornehm. Freilich sind derartige Gegenstände durch ihren hohen Preis (50 Mark für einen Rahmen in Cabinetgröße) nur den Bemittelten zugänglich. Sehr wirkungsvoll nimmt sich ferner die Zusammenstellung von schwarzem Eisen und Kupfer durch den interessanten Contrast der Farben aus; viele geschmackvolle Muster zeigen die Vereinigung dieser Metalle. Eine hervorragende Neuheit auf dem Gebiete der Fassung von Photographien bildet der Onyx-Marmor mit Auflagen von echter Goldbronze oder Email, die sich von dem zarten, durchscheinenden, warm getönten Material, das oft leicht bewölkt oder von Adern durchzogen ist, wirkungsvoll abheben. Der schöne werthvolle Stein, der seit den ältesten Zeiten egyptischer Kunst wohl bekannt ist, hat erst neuerdings wieder zu kunstgewerblichen Zwecken Anwendung gefunden; oft dient er auch zur Füllung der Ornamente bei eleganten Rahmen aus Goldbronze, während bei dunkler Bronze ab und zu bemaltes Porzellan die Stelle des Onyx vertritt. Die Mannigfaltigkeit der Bronze- und Cuivre poli-Rahmen zu beschreiben, die bald mit figürlichen Darstellungen, bald mit Blumen oder Arabesken geschmückt sind, liegt außer dem Bereiche der Möglichkeit; die meisten Muster zeichnen sich durch hübsche, originelle Formen und geschmackvolle Eleganz aus; oft trägt auch eine glückliche Farben-Zusammenstellung wesentlich zur Erhöhung des Effects bei, ohne daß die harmonische Wirkung beeinträchtigt wird. Noch beliebter und moderner als Bronze ist aber oxydirtes Metall, das wegen seines feinen, grauen Tones mannigfache Verwendung auch zu Bilderrahmen findet. Die Unterlage, die aus einer Compositions-Masse oder aus echter Bronze bestehen kann, wird versilbert und dann oxydirt. Bei den Rahmen dieser Art findet man neben einfachen, gerieften und streifigen Mustern sehr viel schöne und eigenartige Formen, bald für eine, bald für zwei oder mehr Photographien bestimmt; auch fehlt es nicht an interessanten und gefälligen Umrahmungen für die beliebten Mignon- und Quadrat- oder Muschelkarten. Sehr originell nehmen sich die sogenannten Bilderfächer für eine bis drei Photographien aus, sowie die kleinen, dreitheiligen Windschirme; letztere sind oft aus vergoldetem Nickel und zeigen im oberen Theile eine schwarz contourirte Aetzung auf dem hellen Nickelgrunde, wodurch eine feine, decorative Wirkung hervorgebracht wird.

Unter den Holzrahmen gelten besonders elfenbeinfarbige oder zartgraue mit zierlichen Goldmustern für modern; bisweilen sind sie im Rococo-Geschmack gehalten und mit Auflagen von Rankenwerk und mattgetönten Blumen geschmückt. Das Rococo-Genre ist vielfach in Malerei auf Seidenstoff vertreten, namentlich zu Paravents, die zur Aufnahme von zwei, vier und sechs Bildern dienen. Da sieht man auf einer Vorderfläche ganz allerliebste, fein ausgeführte Figürchen im Kostüm jener Zeit, die auf hellblauem, erdbeerfarbenem oder resedagrünem Grunde, — letzterer ist die bevorzugte Neuheit der Saison, — zum wirkungsvollen Ausdruck gelangen; eine schmale, etwas dunkler getönte Plüsch-Einfassung bildet den Abschluß der Malerei und die Umrandung der Bilder, während die Rückwand glatt mit demselben Stoff bekleidet ist. Durch seine warmen, tiefen Farbentöne behauptet auch der Plüschstoff an sich noch immer seine bevorzugte Stellung als Umrahmungs-Material; er bringt namentlich im Verein mit Gold-Ornamenten einen schönen, malerischen Eindruck hervor.

Selbstverständlich findet die Damenwelt auch bei der Umrandung der Photographien ein weites Feld für die Bethätigung ihrer Kunstfertigkeit. Farbige Stickereien auf gelbem Seidenrips, ebenfalls mit Plüscheinfassung, gehören zu den Neuheiten auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeit. Wer den Pinsel zu führen vermag, kann auch durch Malerei auf Seidenstoff, Holz, Glas, Thon ꝛc., kleine Kunstwerke schaffen und sich dazu der Oel-, Aquarell- und Email-Farben bedienen. Von der rührigen Firma Horn u. Frank sind neue, sehr gefällige Muster auch in Photographie-Rahmen erschienen, deren Ausmalen keine Kenntniß, sondern nur Eigenheit und Sorgfalt, sowie richtige Farbenwahl erfordert. Ganz neu und originell sind ferner die zuerst in England aufgetauchten Rahmen aus Eisglas, die in verschiedenen Größen und Formen, auch in Hufeisengestalt, vorhanden sind. Die zierlichen Gebilde, die der Frost an das Fenster malt, sind hier auf dem Glase täuschend nachgeahmt; dadurch erhalten auch die von der Malerei nicht bedeckten Theile einen eigenartigen Reiz. Man malt mit Oelfarben auf der glatten Seite und überzieht die Blumen, wenn sie vollständig trocken geworden sind, mit französischem Retouchir-Firniß. Auch Aetz- und Gummi-Knetarbeit, Brandmalerei und Kerbschnitzerei, sowie Lederschnitt, können geschickte Hände zur Ausschmückung von Rahmen wählen. In Leder sind die vorhin erwähnten Bilderfächer eine sehr beliebte Form; die ernst und gediegen wirkende Arbeit kann bei discreter Uebermalung mit Bronze-Farben noch einen erhöhten Reiz erhalten.

Daß sich auch unter den billigen Rahmen, die jeder Kasse zugänglich sind, viel hübsche und geschmackvolle Muster befinden, bedarf bei dem massenhaften Verbrauch des Artikels kaum der Erwähnung. O. Altmann.

Bezugsquellen für die verschiedensten Rahmen: E. Kayser, W, Leipzigerstr. 124. Für Rahmen in Schmiedeeisen: S. J. Arnheim, W, Leipzigerstr. 126. Für Eisglas-Rahmen: H. Schlittermann, S, Stallschreiberstr. 46.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Spitzwegerich (120). — Gewiß wollen Sie den Saft der Spitzwegerich-Blätter, mit Zucker oder Honig vermischt, gegen Krankheiten der Luftröhre oder Lunge anwenden, dann wünsche ich Ihnen den besten Erfolg. In Betreff der Verfälschung seien Sie nur ohne Sorge; die Pflanze wächst auf Wiesen und Triften so häufig, daß eine beabsichtigte Fälschung kaum anzunehmen ist. Sollte aus Unkenntniß eine Verwechselung mit anderen Wegericharten stattfinden, so können Sie den echten Spitzwegerich, Plantago lanceolata, leicht durch seinen gefurchten Schaft und die schmalen, lanzettlichen Blätter, die schwach gezähnt und drei- bis fünfrippig sind, unterscheiden. Die anderen Arten haben einen stielrunden Schaft und große, eiförmige oder auch schmale, überall klebrig behaarte Blätter. Es sind übrigens sämmtlich unschädliche, gute Futterkräuter, die im Volke hier und dort als Heilmittel Benutzung finden und deren Samen von Vögeln gern gefressen wird.

Pastor K. in H.

Essig (120). — Zur Bereitung von Essig für den Haushalt lassen sich mit Wasser verdünnter Spiritus, Trauben- und Obstwein, Bier, aber auch Honig, Zucker, Obst, Mohrrüben ꝛc. verwenden, indem diese Stoffe durch Zusatz eines Essigbildners aus der Weingährung in die Essiggährung übergeführt werden; doch ist dazu reichlich Wasser und der freie Zutritt warmer Luft erforderlich. Als Gährungsmittel eignen sich alle leicht zersetzbaren sauren Stoffe, wie fertiger Essig, Essigmutter, Hefe, Sauerteig, frisches, wiederholt mit Essig angefeuchtetes Brod. Das zur Verwendung kommende Wasser muß weiches und reines Regen-, Fluß- oder Leitungswasser sein; hartes Brunnenwasser ist vorher zu kochen. An Gefäßen benutzt man entweder Steintöpfe, große Glasflaschen oder Fäßchen, die aber nicht aus Kiefern- oder Tannenholz bestehen dürfen, denn der Harzgehalt würde den Essig verderben; noch weniger sollte man sich glasirter oder metallener Töpfe bedienen, weil der Essig sonst leicht giftige Bestandtheile in sich aufnimmt. Die Gefäße, welche nur bis zu drei Viertheilen angefüllt werden, erhalten eine leichte Bedeckung und einen Platz an warmer Stelle in der Nähe des Stubenofens oder Herdes. Das Wasser muß 18—20 Grad warm sein; auch darf man den Essigerreger erst zusetzen, wenn die ganze Flüssigkeit diese Temperatur erreicht hat. Die sich obenauf bildende Haut ist dann und wann fortzunehmen; sonst hat man alles Rütteln der Gefäße sorgfältig zu vermeiden. Nach beendigter Gährung zieht man den Essig ab, der durch längeres Lagern an Güte gewinnt. Den Bodensatz kann man wieder als Gährungsmittel verwenden. Ein Recept zur Obstwein-Bereitung, die gerade in diesem Jahre, in welchem es viel Fallobst giebt, wohl angebracht ist, finden Sie in Heft 2 dieses Jahrganges auf Seite 16.

M. A. in Baden-Baden.

Cigarrenasche (144). — Die Asche von Cigarren liefert das beste und billigste Putzpulver für Gold, Silber, Messing, Kupfer, Zinn ꝛc.; auch zum Putzen von Fensterscheiben thut sie gute Dienste, — doch habe ich mir sagen lassen, daß sie um so wirksamer sein soll, je feiner das Kraut ist, von dem sie stammt. Mögen alle guten Ehemänner im wohlverstandenen Interesse ihrer Frauen also nur hochfeine Cigarren rauchen!

Pfiffikus in Leipzig.

Färben von Moos (144). — Das beste Färbemittel für Moos ist das Methyl-Grün, das Sie unter verschiedenen Namen, als Kaisergrün, Moosgrün, Victoriagrün ꝛc., in jeder größeren Droguen- oder Farbenhandlung erhalten. Doch möchte ich Ihnen beim Gebrauche Vorsicht anrathen, da die Farbe, wie fast jedes Grün, giftig ist. — Man löst das Mittel in einem irdenen Topfe mit siedendem Wasser auf, kocht eine entsprechende Menge weiches Wasser und gießt von der starken Lösung nach Bedarf hinzu, bis man den gewünschten Farbengrad erhält. Das gut gereinigte Moos wird nun in die heiße Mischung gethan und nimmt schon nach einigen Minuten deren Farbe an. Es bedarf nur geringer Uebung und Erfahrung, so wird man ohne Mühe jede beabsichtigte Nüance erzielen. B. K., Breslau.

Fragen.

Nußschalen-Extract. — Auf welche Weise bereitet man Nußschalen-Extract?

Hedwig B., Elbing.

Uebermalen von Photographien. — Kann mir eine kunstverständige Dame recht genau das Verfahren mittheilen, wie Photographien übermalt werden, daß sie wie Oelbilder aussehen?

Antonie v. S., bei Brünn.

Niedrig geschraubte Petroleumlampe. — Neulich wurde in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen und verschiedenartig beantwortet, ob es eine Ersparniß sei, wenn man die Flamme einer Petroleumlampe niedrig schraubt. Weiß Jemand aus dem Leserkreise hierüber zuverlässige Auskunft zu geben?

K. L., Detmold.

Haaröl. — Ich möchte höflichst um Angabe eines Receptes von feinem Haaröl bitten. B. G., Lüneburg.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 22. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 15. November 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Der Marktplatz zu Kassel. Von H. Giebel. — Siehe Seite 175.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

„Wer hat dich, du schöner Wald..?"

Eine Lieder-Erzählung
aus dem Leben Felix Mendelssohn-Bartholdy's
von Ernst Pasqué.

1.
Zwei Mendelssohn-Flügel.

Es waren zwei alte, doch gute Instrumente großen Formats, ein Wiener Flügel von Streicher und ein Flügel-Fortepiano von André in Frankfurt. Felix Mendelssohn hat beide oft und gern gespielt und seine musikalischen Gedanken mit Hülfe ihrer Tasten in's tönende Leben gerufen; unter Anderen auch das herrliche, weltbekannt gewordene Männer-Quartett: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" Der Wiener Flügel stand im Saale des Gasthauses „Zur Sonne" in Eppstein im Taunus, der André'sche in der „Krone" des Städtchens Hofheim am Taunus. Der dortige Wirth Fach wußte wohl, was er an dem Instrument hatte und hielt seinen „Mendelssohn-Flügel" hoch in Ehren: er war die Freude seines Alters, der Stolz seines Gasthauses, und jedem Fremden, der dort einkehrte, wurde er zur stillen Bewunderung vorgestellt. Dem Sohne und heutigen Besitzer der „Krone" stand das altgewordene Instrument im Wege; er verkaufte den „Mendelssohn-Flügel" seines Vaters unbarmherzig dem Kleinwirth Peter Schäfer in dem nahen Lorsbach — für zwanzig Mark! — Die Tochter des Eppsteiner Sonnenwirths heirathete nach Hofheim in die dortige Ziegelhütte, heute „Schützenhof"; den Eppsteiner „Mendelssohn-Flügel" nahm sie mit sich in ihre neue Heimath, wo ihn mit der Zeit ein noch schlimmeres Los ereilen sollte, als das seines Hofheimer Collegen. Auf der Suche nach ihm fand ihn der Schreiber dieser Zeilen bei seiner Wanderung durch das schöne Lorsbacher Thal in dem genannten Schützenhofe mit abgeschlagenen Beinen in der Ecke eines zur Rumpelkammel gewordenen Tanzsaales, wohl nur noch des Verbrennens werth! — Das war das Ende der beiden „Mendelssohn-Flügel" im Taunus, — das Los des Schönen auf der Erde!" —

2.
„Auf Flügeln des Gesanges", und des Meisters „altdeutsches Minnelied".

Es war im Sommer des Jahres 1836. Felix Mendelssohn hatte in Frankfurt Cécile Jeanrenaud, die Tochter eines französischen reformirten Predigers, kennen gelernt: „jene süße, weibliche Erscheinung, deren stiller und kindlicher Sinn, deren bloße Nähe auf jeden Mann beruhigend wirken mußte." Er glaubte in ihr das ersehnte Ideal einer Gattin gefunden zu haben; doch bevor er sich dem geliebten Mädchen gegenüber aussprach, wollte er sein Herz, seine Neigung einer Prüfung unterwerfen, und dazu bedurfte er der Einsamkeit und der Ruhe. Aus diesem Grunde (wie Devrient angiebt), doch auch, „um sich körperlich zu stärken" (nach Ferd. Hiller), fuhr er über Rotterdam nach dem Haag, um in Scheveningen die einundzwanzig, ihm von seinem Arzt verordneten Seebäder zu gebrauchen.

Mendelssohn stand schon damals, kaum 27 Jahre alt, auf der Höhe seines Ruhmes. Die Düsseldorfer Episode lag bereits hinter ihm, und seit dem October des vergangenen Jahres dirigirte er die berühmten Gewandhaus-Concerte in Leipzig; die „erste Walpurgisnacht" und die „Ouverture zum Sommernachts-Traum" waren aufgeführt worden, und seine bis dahin erschienenen Lieder wurden in ganz Deutschland mit Vorliebe gesungen. Wohin er auf seiner Reise kam, empfing den jungen Künstler begeisterter Jubel, — weit aufrichtiger und herzlicher, als dies später der musikalischen Gottheit des Tages, Wagner, gegenüber der Fall war. Besonders seine Lieder waren tief in des Volkes Herzen eingedrungen, und man bewunderte und feierte den Componisten nicht allein, man liebte ihn auch.

In Scheveningen sah es damals nicht zum besten mit der Bequemlichkeit der Badegäste aus; erst wenige Jahre früher war dort ein Bad- und Logirhaus „l'Auberge l'Entreprise" eingerichtet worden, wo die Badekarren bestellt werden mußten. So quartierten sich denn die meisten der Badegäste im Haag ein und legten jeden Morgen das kleine halbe Stündchen bis zum Strande entweder zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß zurück. Also that auch Mendelssohn. Im „Lion d'or", einem kleineren, doch freundlich gelegenen Hotel nahm er Quartier unter dem Namen Barthold, da er in keiner Weise belästigt sein wollte, und badete in Scheveningen seine „Strafarbeit" ab (wie er an Hiller schrieb). Im Uebrigen lebte er ein Leben der Langeweile; an nichts fand er Gefallen, weil er immer und immer nur an die ferne Geliebte, an Cécile Jeanrenaud und, wie er scherzhaft sagte: an das Fahrthor in Frankfurt dachte, in dessen Nähe die Ersehnte wohnte.

So saß er an einem lichten August-Abend wieder einsam in seinem Zimmer, mit seinen Gedanken in der fernen, schönen Stadt am Main und bei dem so innig geliebten Mädchen weilend. Das Guillotine-Fenster mit seinen kleinen Scheiben war hoch aufgezogen, doch die frische Nachtluft vermochte ebenso wenig die in der Stube herrschende Schwüle, wie die heiße Gluth zu dämpfen, welche den Sinnenden erfüllte. Da erhob sich Mendelssohn und trat in die nebenan liegende Schlafkammer, um auch hier das Fenster hinaufzuschieben, als er plötzlich aufhorchend innehielt. Das Fenster ging in einen langen Hof hinaus, der zu beiden Seiten mit verschiedenen Bauwerken eingefaßt war, und von dort her, ganz in der Ferne, klang es wie Guitarrespiel, und Gesang einer Männerstimme. Nach einer Weile überflog des jungen Meisters Antlitz ein stillfreudiges Lächeln, seine Augen strahlten, denn er hatte die kaum vernehmbaren Töne und Worte dennoch und damit auch das Lied erkannt, welches da in der Ferne zur Guitarre gesungen wurde. Es war seine eigene Composition des Heine'schen Gedichtes: „Auf Flügeln des Gesanges". Doch verzog er auch bald wieder das Gesicht zu einer leichten Grimasse, denn der Guitarrespieler hatte sich mit selbstgewähltem, doch schlecht klingendem Accord über eine Stelle der Begleitung hinweghelfen wollen, für die seine Fertigkeit auf dem einfachen Instrument wohl nicht ausreichen mochte. Langsam erhob sich Mendelssohn, verließ die Schlafkammer und trat in den nächtlich stillen Hof hinaus, um zu sehen, wer denn eigentlich sein Lied mit solcher fatalen Begleitung spiele und singe. Leise folgte er den Klängen, die ihn endlich vor das Fenster einer Stube zu ebener Erde führten, die durch eine Oellampe matt, doch genugsam erhellt wurde, um dem Ueberraschten ein Bild zu zeigen, würdig der alten niederländischen Meister, — wenn auch in's Moderne übertragen.

An dem Tische, auf dem die Oellampe brannte, saß ein junger Bursche in seiner Haus- und Arbeitsjacke, — es war der Hausknecht, der „Jan" des Hotels, wie Mendelssohn sofort erkannte; vor ihm lag ein gedrucktes Notenheft, und daneben stand ein großer, blauweißer Delfter Krug mit zinnernem Deckel, wohl nur mit dem leichten einheimischen Bier gefüllt. Im Arm hielt er die Guitarre, sang und schien dazu aus dem Notenheft zu spielen, das doch nur eine Klavierbegleitung enthalten konnte. Der Sänger war nicht allein. Neben ihm stand ein junges Mädchen, die Linke vertraulich auf die freie rechte Schulter des Künstlers aus dem Volke lehnend, und mit glänzenden Aeuglein schaute sie ihn an, während seine Blicke an der jungen Schönen hingen, sein Gesang sichtlich nur an sie gerichtet war. Es war eine echt holländische Schönheit in der kleidsamen und so originellen Tracht der Seeländerinnen. Das jugendfrische Antlitz mit dem blendendweißen Teint und den runden, rothen Wangen umrahmte in allerliebster Weise das schneeweiße, von einem goldenen Ohreisen gehaltene Spitzen-Kopftuch. Wie strahlte Mendelssohn's Auge, wie klopfte des angehenden Bräutigams Herz bei diesem lieblichen Bilde! Doch er konnte nicht länger dabei verweilen, denn der musikalische „Jan" des Hotels — der eigentlich Piet, oder gar Peter hieß, hatte ein Notenblatt umgeschlagen und ein neues Lied zu spielen und zu singen begonnen. Es war wahr und wahrhaftig das schwierige „altdeutsche Minnelied" Mendelssohns, doch diesmal wurde des Lauschers Freude arg vergällt, denn begleitende Accorde bekam er zu hören, die ihn zusammenfahren machten, als ob ein böses Insekt ihn gestochen hätte. Das war nicht mehr zum Aushalten, und schon wollte er davonlaufen, als der Sänger eine kleine Text-Variante anbrachte und anstatt: „Du zartes Jungfräulein" — „Du zart Marielein" sang. Zugleich umfaßte er mit Blitzesschnelle die Taille seiner Schönen, und ehe diese sich's versah, hatte er einen herzhaften Kuß auf ihre rothen Wangen gedrückt.

Da zuckte der Lauscher abermals zusammen, doch diesmal aus ganz anderer Ursache. Mit einem tiefen Seufzer rang es sich aus seinem Munde: „Ach Cécile!" Dann wandte er sich wieder nach seiner Schlafkammer, und leise die Melodie seines Minneliedes aufnehmend, summte er fast seufzend vor sich hin:

„Leuchtet heller als die Sonne,
Ihr lieben Aeugelein!
Bei Dir ist Freud' und Wonne,
Cécile, Du zartes Blümelein!" —

3.
Ein musikalischer Hausknecht und ein Mendelssohn-Autograph.

Am anderen Vormittag, von Scheveningen zurückgekehrt, ließ Mendelssohn den Jan des „Lion d'or" zu sich auf's Zimmer kommen, und bald darauf stand denn auch der junge Bursche vor dem fremden Herrn, die Mütze in der Hand, erwartungsvoll zu ihm aufschauend. Mendelssohn musterte einige Augenblicke wohlgefällig die jugendlich kräftige Gestalt mit den frischen Zügen und dem offenen, intelligenten Blick, dann fragte er:

„Ihr heißet hier im Hause gewohntermaßen ‚Jan', doch auch Piet-Jan, — richtiger wird wohl Peter sein, denn Ihr seid ein Deutscher."

„So ist's, Herr! Ich bin von Eppstein im Taunus daheim und heiße Peter Müller," entgegnete der Gefragte, merklich erstaunt. Mendelssohn fuhr fort:

„Es konnte auch nicht wohl anders sein, denn nur bei uns in Deutschland lernt man die Guitarre spielen und dazu singen."

Piet-Jan wurde jetzt sichtlich verlegen, endlich sprach er zögernd: „Wie Herr — Herr Barthold, Sie wissen davon?"

„Habe Euch gestern Abend mit rechtem Vergnügen zugehört, — auch glaube ich die Lieder zu kennen, welche Ihr dem allerliebsten Mädchen mit den rothen Wänglein vorsanget. Nur dürfte der Componist nicht zufrieden mit Euren Aenderungen in der Begleitung gewesen sein, hätte er Euch gehört, wie ich Euch hörte."

Der Bursche war bei dem ersten Theile der Rede roth bis hinter die Ohren geworden; doch rasch faßte er sich, und nur die letzten Worte beachtend, entgegnete er hastig: „Ich vermag es nicht besser, Herr! Die Klavierbegleitung vollständig auf meine Guitarre zu übertragen, dazu bin ich nicht musikalisch genug, und da muß ich mir zu helfen suchen, so gut es eben geht."

„Warum wählt Ihr denn nicht leichtere Lieder?"

„Ach, Herr," rief jetzt Jan mit heller Begeisterung, „die Lieder Mendelssohn's sind gar zu schön! Wo ich nur kann, kaufe ich mir welche, studire sie mir mit der Guitarre ein und singe sie meinem Marieken vor. Früher, da habe ich allerlei dummes Zeug, doch auch hübsche Volkslieder gesungen, und wenn die mir fehlten, machte ich mir frischweg selbst meine Lieder, die Reime waren rasch gefunden und die Töne dazu auch. Aber seit ich die Lieder Mendelssohn's kennen gelernt habe, schäme ich mich meines früheren Thuns und singe nur seine Lieder."

Mendelssohn war ebenso erstaunt, wie innerlich erfreut über das, was er von diesem Manne aus dem Volke hatte hören müssen, es war ihm ordentlich wohl zu Muthe, wie seit Tagen nicht, und lächelnd, recht aufgeräumt, sprach er: „Also nicht allein Sänger und Guitarrespieler, sondern auch Poet und Componist seid Ihr? Alle Wetter, der „Lion d'or" weiß wahrhaftig nicht, welchen seltenen Vogel er in seinem Hotel-Käfig bewahrt. Ihr habt mich übrigens recht neugierig auf Eure selbstgedichteten und componirten Lieder gemacht, die müßt Ihr mir vorsingen."

„Werde mich hüten, Herr!" entgegnete Peter hastig und abermals erröthend. „Ich habe sie vergessen und will nicht mehr daran denken. Aber Mendelssohn's Lieder will ich Ihnen spielen und singen die Menge, — wenn es Ihnen wirklich Freude machen sollte und Sie nicht im Scherz zu mir geredet haben."

„Es gilt!" entgegnete Mendelssohn fast ebenso rasch, „doch unter einer Bedingung. Ihr gebt mir das Heft, aus dem Ihr gestern verschiedene Lieder gesungen habt, und ich schreibe Euch eine ordentliche und richtige Guitarre-Begleitung hinein, die Ihr leicht werdet spielen können."

„Sind Sie denn so musikalisch?" klang es zögernd und erstaunt Mendelssohn entgegen.

Dieser mußte hell auflachen, dann entgegnete er: „Nur ein wenig musikalisch bin ich, — nur so viel, als man für das Haus und die Guitarre braucht. Gebt mir nur getrost das Liederheft. Ich werde das Kunststück schon zu Wege bringen. Doch dafür müßt Ihr mir nun auch einen Gefallen thun."

„Reden Sie, Herr Barthold," rief Peter mit heller Freude. „Verschaffen Sie mir eine richtige Guitarre-Begleitung zu meinen Liedern, dann dürfen Sie von mir verlangen, was Sie wollen, — nur nicht mein Marieken!"

„Das gönne ich Dir von ganzem Herzen, guter Peter," entgegnete Mendelssohn gerührt, „ich habe bereits mein Marieken gefunden, — wenn es auch einen anderen Namen trägt. Was ich von Dir verlange, ist weiter nichts, als daß Du mir erzählen sollst, wie Du aus dem Taunus an das Meer, aus Eppstein nach dem Gravenhage verschlagen worden bist."

„Das ist bald erzählt, Herr Barthold. Daheim in Eppstein diente ich in der ‚Sonne'. Da kam im vorigen Jahr ein reicher Engländer, Herr Melton hieß er, dem die Gegend gefiel und der sich bei uns einquartierte. Er war ein großer Musikfreund, oder richtiger, mit Respect zu sagen, ein wahrer Musiknarr, denn er fand an meinem simplen Guitarrespiel und Singen einen solchen Gefallen, daß ich ihm fast den ganzen Tag vorklimpern und singen mußte. Als ich ihm aber Mendelssohn'sche Lieder sang, da gerieth mein Engländer außer sich vor Entzücken; er geberdete sich wahrhaft wie närrisch und sagte, daß Mendelssohn, den er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in England gehört und gesehen habe, ein ‚Messiah of Music' sei. Er schlug mir vor, ihn mit meiner Guitarre auf seiner großen Reise durch Europa zu begleiten, um ihm Mendelssohn'sche Lieder zu singen. Das war mir schon recht, besonders da mein Engländer auch gut zu bezahlen versprach. Meine Mutter war todt, mein alter Vater redete mir zu, und fort ging es, mit meinem Klimperkasten auf dem Rücken und dabei auf dem Bock eines Reisewagens hinaus in die weite, schöne Gotteswelt, — denn auch auf der Landstraße mußte ich meinem neuen musiknärrischen Herrn vom Bock herab meine Lieder spielen und singen. Doch weit kamen wir nicht mit einander. Hier im Haag und im Lion d'or, wo wir abgestiegen waren, sah ich mein Marieken, und da mir die ewige Singerei im Fahren denn doch zu viel wurde, — ich hätte meine schöne Stimme dabei verlieren können, und das wäre schade gewesen, haha! — so kündigte ich meinem Herrn glattweg den Dienst. Mein Englishman wetterte und fluchte englisch und deutsch; aber es nützte ihm nichts, ich blieb mit meiner Guitarre bei meinem süßen Marieken, dessen Herzchen ich gewonnen hatte, und Herr Melton reiste ab, vorerst über Brüssel nach Paris. Doch vor dem Abschied drohte er mir, nach einem Jahre wieder nach dem Haag zu kommen, um mich zu holen und mitsammt meiner Guitarre nach seinem nebeligen England zu entführen, wenn es sein müsse, mit Gewalt. Ich aber fürchte sein Drohen und Kommen nicht; ich bleibe bei meinem herzallerliebsten holländischen Schatz, bis wir so viel verdient haben, daß wir uns heirathen können. Nun wissen Sie Alles, was ich Ihnen über mich und mein Hiersein, währenddessen man mich zum ‚Jan' umgetauft hat, sagen könnte."

Mendelssohn hatte bei diesem, nicht ohne Humor vorgebrachten Bericht herzlich gelacht, überhaupt seine ihm eigene Heiterkeit wiedergefunden, und er fragte den Piet-Jan noch mancherlei über seine Heimath im Taunus. Jetzt erging sich der musikalische Hausknecht des Lion d'or in begeisterten Schilderungen seines romantischen Geburtsortes Eppstein mit der malerischen, verfallenen Burg und der von mächtigen alten Bäumen umstandenen Oelmühle; er plauderte so verlockend von dem herrlichen Lorsbacher Thal, das man mit seiner Umgebung gewiß nicht mit Unrecht die „Nassauische Schweiz" nenne, von dem Stauffenberg mit seinen prächtigen Buchenwäldern, deren Gleichen sich wohl nicht in ganz Deutschland wiederfänden, — wie der ehrliche Bursche mit voller Ueberzeugung meinte, — daß Mendelssohn im Stillen beschloß, bei erster Gelegenheit all' diese Herrlichkeiten wandernd kennen zu lernen. Dann kam der Jan des „Keuken- en Keller-Departements" mit dem Frühstück, und der Jan des „Schoenen- und Laarsen-Reiches" mußte den Platz räumen. Doch am Nachmittag klopfte er schon wieder an und brachte dem vermeintlichen Herrn Barthold sein Heft Mendelssohn'scher Lieder, damit selbiger ihm, wie versprochen, eine ordentliche Guitarre-Begleitung hineinschreiben möge. Und der Meister setzte sich wirklich hin und schrieb zwischen die Notenlinien des Klavier-Parts mit seiner feinen, zierlichen Schrift eine einfache Guitarre-Begleitung. Als er nach einigen Tagen mit dieser recht mühsamen Arbeit fertig geworden war, setzte er noch unter die Schnörkel des Titelblattes ebenso klein und fein die Worte: „Für die Guitarre gesetzt von F. M. B." Dann erhielt Peter sein Heft zurück.

Schon am anderen Tage kam dieser freudestrahlend zu Mendelssohn auf's Zimmer, voll des Rühmens über die neue treffliche Begleitung, wodurch die Lieder noch einmal so schön klängen, und erbot sich in seinem Eifer, sie alle, der Reihe nach, dem Herrn vorzuspielen und zu singen, — wenn dieser es auch weit besser verstehen müsse, die Guitarre zu spielen, wie er, der Piet-Jan. Doch Mendelssohn lehnte lächelnd das Anerbieten für den Augenblick ab, — und später kam es nicht mehr dazu. Die „Strafarbeit" des Badens nahte ihrem Ende, und als das einundzwanzigste und letzte Bad in den Strandwellen Scheveningen's genommen worden war, da zähmte der Meister seine Sehnsucht nach der fernen Geliebten nicht länger. Er nahm Abschied von dem „Lion d'or" und dessen musikalischen Hausknecht, dem er von Herzen alles Gute für die Zukunft und eine baldige Vereinigung mit seinem Marieken wünschte, dies Alles in verstohlener Begleitung eines glänzenden Goldstückes, das den wackeren Piet-Jan erst recht glücklich machte. — Aber es sollte für ihn noch besser kommen!

Fast zur selben Zeit, als Mendelssohn in der Richtung nach Delft und Rotterdam 's Gravenhage verließ, fuhr eine Extrapost, von Leiden kommend, dort ein und direct auf das Hotel des „Lion d'or" zu. Ein hagerer Engländer saß darin, und kaum abgestiegen, ohne sich nach einem Zimmer umzusehen, fragte und rief er immer heftiger nach dem Bootcatcher Piet-Jan. Niemand antwortete ihm, denn der Gefragte bildete just den Mittelpunkt einer Gruppe, die aus dem Hotelier des „Lion d'or" und dessen sämmtlichen Jans und Kammermeisjes bestand und sich so eifrig mit dem gefragten Bootcatcher beschäftigte, daß sie alles Andere darüber vollständig vergaß. Dies war also gekommen.

Gleich nach der Abfahrt Mendelssohn's hatte der Hotelier sein ganzes Personal um sich versammelt und den Staunenden mit stolzer Miene erklärt, daß sein Haus seit drei Wochen die hohe Ehre gehabt habe, den berühmtesten Musiker und Componisten der Gegenwart zu beherbergen. Denn der Fremde, welcher unter dem Namen Mynheer Barthold hier logirt, sei kein Anderer gewesen, als der weltberühmte Componist — Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Da stieß unser Piet-Jan einen so furchtbaren Schrei aus, daß alle Anwesenden zusammenfuhren, zugleich rief er: „Ich Esel! hätte es mir denken können, — Barthold — Bartholdy, und meine Guitarre-Noten erst!" — Dann sprang er fort wie der Wind, um nach kleiner Weile mit seinem Notenheft zurückzukehren, und es aufschlagend, auf die geschriebenen Noten deutend, sprach er mit womöglich noch stolzerem Tone, wie der Herr des Hauses: „Schaut her, — dies Alles hat der große Mendelssohn mir in mein — in sein Liederheft geschrieben! Und hier — hier steht's bescheinigt." Er hatte dabei die Blätter umgeschlagen, und jetzt erst war sein Auge dem Zusatz auf dem Titelblatt begegnet. — „Hier leset: ‚Für die Guitarre gesetzt von F. M. B., — von Felix Mendelssohn-Bartholdy!' Hurrah!"

Während sich Alle in stummer Bewunderung über das Notenheft beugten, ertönte plötzlich die Stimme des Engländers, der näher getreten war und nun in seiner gebrochenen Weise langsam sagte: „For der Autograph von das Mendelssohn I will geben ein Pound Sterling."

„Herr Melton! Er hat wahrhaftig Wort gehalten!" rief Piet-Jan mit komischer Verwunderung, dann aber setzte er rasch hinzu: „Und wenn Sie mir zehn Pfund Sterling bieten würden, so erhielten Sie das Heft nicht. Es ist und bleibt mein größter Schatz."

„Well, dann uerden I geben twenty Pound Sterling," entgegnete gelassen der Engländer.

Da erhob sich ein Murmeln höchster Verwunderung unter den Anwesenden, und das hübsche Marieken, noch einmal so rothbäckig durch die ungewöhnliche Erregung, flüsterte ihrem Jan fast zitternd zu: „Gieb ihm das Heft, lieber Jan; bedenke, — zwanzig Pfund, — mehr als zweihundert Gulden!" Doch der liebe Jan gerieth ob solcher Zumuthung in eine gelinde Wuth, er riß sich von seinem Schätzchen, das sich an ihn geklammert hatte, los und das kostbare Heft an seine Brust drückend, schrie er mit einer wahren Heldentenor-Stimme: „Und wenn der verrückte Engländer mir hundert Pfund bieten würde, ich gäbe meinen Mendelssohn-Schatz nicht her, — nicht her, für keinen Preis der Welt!"

Eine wahre Todtenstille entstand, aus der mit monotonem Klang die Worte des langen Engländers hervortönten: „Well! I uerden uiderkommen and uenn I not kann kaufen der Mendelssohn, I uerde es mir — nehmen." Dann schritt er langsam der Thüre des Hotels zu, bestieg die dort harrende Postkutsche und gab dem Postillon den Befehl, zu wenden, wieder dorthin zu fahren, woher er gekommen sei.

4.

Ein improvisirtes Mendelssohn-Concert in der „Sonne" zu Eppstein.

Mendelssohn war vom Haag nach Frankfurt gereist, und bald nach seiner dortigen Ankunft feierte er die Verlobung mit Cécile Jeanrenaud, ein Ereigniß, das ganz Frankfurt in Bewegung setzte und auch in deutschen Landen allgemeine freudige Theilnahme weckte. Im folgenden Frühjahr fand die Hochzeit statt, und wir finden den Künstler, dem wir nicht auf allen Wegen folgen können, mit seiner angebeteten Gattin im Juli des Jahres 1839 in Horchheim am Rhein, in der Nähe von Koblenz wieder, wo ihm ein Oheim als Besitzer eines Landgutes lebte. Hier hatte er Begonnenes vollendet, Neues begonnen; so gelangte der großartige achtstimmige 114. Psalm, „Da Israel aus Egypten zog", zum Abschluß, nebst einigen Liedern für vier Männerstimmen. Gerade auf solche Compositionen stand des Meisters Sinn, weil es „doch die natürlichste Musik ist, wenn vier Leute zusammen spazieren gehen in den Wald, oder auf dem Kahn fahren, und dann gleich die Musik mit sich und in sich tragen." So schrieb er seinem Freunde Klingemann in London, den er zugleich um einige Texte bat: „ein Lied, oder ein paar, im Herbst zu singen, oder noch besser im Sommer, oder im Frühling, auf dem Wasser, oder der Wiese, oder der Brücke, oder im Wald, oder im Garten". Der Londoner Freund sandte ihm auch recht bald eine Anzahl solcher Lieder-Texte nach Horchheim. Als Mendelssohn Anfang August wieder nach Frankfurt zurückkehrte, vorerst jedoch mit seiner jungen Frau über Ems und Nassau nach Langen-Schwalbach fuhr, wo Cécile kurze Zeit bleiben sollte, führte er in seiner Brieftasche die verschiedenen Texte mit sich, die er eifrig studirte, jedoch ohne sich für den einen oder den anderen entscheiden zu können. Dafür erwachte mächtig die Sehnsucht in ihm, über Berge und Höhen zu wandern, und zugleich entsann er sich seines wackeren musikalischen Hausknechts im Haager „Lion d'or", und was dieser ihm von seiner schönen Heimath im Taunus erzählt hatte. Rasch entschlossen nahm er herzlichen Abschied von der geliebten Gattin und zog, den Wanderstab in der Hand, das leichte Reisetäschchen mit dem „Handwerkszeug" des Musikers über der Schulter, wohlgemuth in das sonnige Land hinaus, den Bergen und Wäldern des Taunus, die ihm verlockend winkten, entgegen. Ueber Bleidenstadt, den Kellersknopf und Naurod wanderte Mendelssohn in Eppstein ein, wo er einen Rasttag zu halten gedachte. Langsam durchschritt er die enge Hauptgasse, die malerische Schloßruine stets vor Augen, und bald war er bei der Kirche angelangt, der gegenüber sich das ihm bereits dem Namen nach bekannte Gasthaus „Zur Sonne" befand. Er hatte die Schwelle des Hauses noch nicht überschritten, als im Inneren desselben ein so greller Freudenschrei laut wurde, daß Mendelssohn erschrocken zurückfuhr. Doch schon stand ein Mann in Hemdärmeln, mit grauer Leinenschürze angethan, vor ihm, der ihm mit freudestrahlendem Gesicht die entblößten, nervigen Arme entgegenstreckte, als ob er ihn hätte umarmen wollen.

„Piet-Jan, — seid Ihr es denn wirklich?!" vermochte Mendelssohn endlich zu rufen.

„Freilich bin ich's, Herr — Herr Mendelssohn, denn Barthold allein gilt nicht mehr, ebenso wie Piet-Jan! Und nun danke ich meinem Schöpfer, daß ich zurück in die Heimath mußte."

„Das Warum müßt Ihr mir später erklären, Peter, vorerst verlangt es mich nach einem Zimmer mit ordentlichem Bett und einer, wenn möglich, gleich ordentlichen Mahlzeit, denn ich gedenke jetzt erst recht bis morgen hier zu bleiben."

„Das schönste Zimmer des Hauses, das beste Essen und den köstlichsten Wein des Kellers sollen Sie haben, folgen Sie mir nur! Denn der Peter ist hier in der „Sonne" Hausknecht, Kellner und Kellermeister in einer Person!" So rief der Peter in seiner Freude und schritt bereits die schmale Treppe hinauf, um den hohen Gast der „Sonne" in die Staats-Gaststube zu führen. Der Wirth und die Frau Wirthin waren über dem Lärmen ihres Factotums herbeigelaufen, und aus der unteren Wirthsstube schauten einige bäuerliche Gäste neugierig auf den fremden Herrn, den der Peter mit solchem Jubel empfangen hatte, der somit eine vornehme Persönlichkeit sein mußte, trotzdem er zu Fuß und bestaubt in den Ort eingezogen und nur einfach „Herr Mendelssohn" betitelt worden war.

Eine halbe Stunde später saß der neue Gast in dem Sälchen der „Sonne" vor einem reinlich gedeckten Tisch, und Peter, der eine schneeweiße Schürze vorgebunden hatte, bediente ihn mit dem Allerbesten, was nur in Eppstein hatte aufgetrieben werden können, und erst recht mit dem allerfeinsten Tröpfchen des Sonnenkellers. Doch plauderte er auch und erzählte: wie sein alter Vater zu Anfang dieses Jahres schwer krank geworden sei und nach ihm verlangt habe; wie er sich sofort auf den Weg gemacht und bis zur Genesung des Kranken wieder in der „Sonne" seinen alten Dienst angetreten habe, — und noch vieles Andere mehr. Mendelssohn brauchte nicht zu fragen und erfuhr doch Alles, was sich mit dem Peter und seinem Marieken ereignet hatte, sogar wie viel Geld ihm von dem musikalischen Engländer für die Guitarre-Begleitung in Mendelssohn's Handschrift geboten worden war.

„Da hättet Ihr zugreifen müssen, Peter!" schalt ihn Mendelssohn in bester Laune. „Euer Marieken war diesmal klüger als Ihr. Ich hätte Euch schon eine neue und noch bessere Handschrift von mir gegeben, — etwa die Composition, die ich hier zu fertigen gedenke, und Ihr wäret um ein paar hundert Gulden reicher, könntet Euer Marieken heirathen, — wie ich schon längst mein Bräutchen zu meinem Weibchen gemacht habe. Doch jetzt wird's wohl zu spät dazu sein. Schade, — für Euch!"

„O nein, Herr!" entgegnete Peter. „Der Engländer ist noch jedes Jahr nach dem Haag gekommen und hat nachgefragt, ‚ob ick uollen verkaufen der Autograph von das Mendelssohn', und er wird mich sicher auch bis hierher verfolgen, findet er mich nicht mehr im ‚Lion d'or'. Aber mehr geboten hat er nicht, auch ist er stets ganz ruhig wieder abgezogen. Denn ich gäbe meinen Musik-Schatz nicht her, und wenn mein Herzensschatz auch noch zehn Jahre länger auf die Hochzeit warten müßte. Aber Ihr Anerbieten, Herr Mendelssohn, nehme ich mit unterthänigstem Danke an," rief er jetzt mit aufrichtiger Begeisterung. „Eine ganze, und noch dazu eine funkelnagelneue Composition von Ihrer Hand, — Wetter! — was würde mir mein Engländer erst dafür bieten? Doch er bekäme sie nicht, und wenn ganz England für ihn bitten und bieten würde."

Das Sälchen war überaus freundlich; eine ganze

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Reihe Fenster, die nach der Straße hinausgingen, stand offen, und an einer der Schmalseiten befand sich ein Flügel großen Formats. Draußen schien die Sonne und überfluthete mit ihrem goldenen Schein die Mauern der alten Kirche, die kleinen Wohnstätten mit ihren hübschen Holzgliederungen, welche das Gotteshaus umgaben, und die grüne Bergwand, auf der sich die Burgruine erhob. Mendelssohn hatte mit rechtem Appetit und auch recht gut gespeist; der Wein war wirklich köstlich gewesen. Die Lust zur Musik regte sich in ihm und der Drang, das, was er empfand, in Tönen kundzugeben. Er trat an den Flügel, öffnete ihn und blickte überrascht auf. Es war, wenn auch ein altes Instrument, doch ein Wiener Flügel von Streicher. Schon fuhren die feinen weißen Finger über die Tasten hin, Ton und Stimmung waren noch immer gut, und im folgenden Augenblick saß der Meister vor dem Flügel und spielte — phantasirte, immer eifriger, hinreißender.

Und in der anderen Ecke des Sälchens kauerte Peter auf einem Schemel und horchte. Die Hände hatte er wie zum Gebet gefaltet, als ob er einem Gottesdienst beiwohne; er hatte sich dabei klein, — so klein gemacht, als ob er nicht würdig gewesen wäre, einem solchen Concerte beizuwohnen. Doch auch auf der Gasse horchte man dem Spiele Mendelssohn's, lautlos und mächtig ergriffen. Peter hatte in seinem Enthusiasmus schon dafür gesorgt, daß sich die Mär von der Ankunft eines berühmten Musikers, der Felix Mendelssohn heiße und der größte Meister seiner Kunst sei, in Eppstein verbreitete, und mittlerweile waren sie herangekommen, Groß und Klein, Alt und Jung, und harrten geduldig draußen auf der Gasse irgend einer Kundgebung des berühmten Mannes, der jedoch noch immer speiste und den Peter erzählen ließ. Nun kam auch der Herr Lehrer, welcher zugleich in der Kirche die Orgel spielte und ein Wissender war, heran und erklärte Allen, die es hören wollten, mit leiser, fast geheimnißvoller Stimme, welch' ein großer, weltbekannter Musikus besagter Herr Mendelssohn sei, was er Großes und Schönes schon componirt habe, sogar vor wenigen Jahren ein Oratorium, „Paulus" geheißen, das so herrlich sei, wie die „Schöpfung" des alten Vater Haydn. Da wurden oben die Töne des wohlbekannten Flügels laut, und auf der Gasse verstummte jeder Laut, jeder Hauch. Das war eine Musik, wie die guten Eppsteiner sie im Leben noch nie gehört hatten, und immer schöner, ergreifender und feierlicher wurde sie. Denn Mendelssohn, der eine ganze Weile phantasirt, dabei als echter Künstler in eine weihevolle Stimmung versetzt worden war, hatte als Schluß den mächtigen Chor des 114. Psalms angestimmt, den er just vor wenigen Tagen zu Ende gebracht hatte. Jetzt wurde das improvisirte Concert in der „Sonne" zu Eppstein zu einem wahren Gottesdienst, und als Mendelssohn endlich aufstand und an das offene Fenster trat, um frische Luft zu schöpfen, da fühlte er sich von dem Anblick, der ihm wurde, mächtig ergriffen und an die Stelle gebannt. Auf der Gasse stand eng an einander gedrängt die Menge: Frauen und Kinder die Hände gefaltet, die Männer mit entblößtem Haupte, wie im Gebete. Doch als der Meister sich zeigte, da brach ein Jubel los, der sich weithin bis an die Enden der Gasse fortpflanzte und nicht aufhören zu wollen schien.

Mendelssohn fühlte sein Herz heftig schlagen; der zwiefache Ausdruck der Ergriffenheit und der Begeisterung des Volkes, hervorgerufen durch sein Spiel und seine Person, wirkte übermächtig auf sein empfindsames Gemüth. Er fühlte seine Augen naß werden und vermochte nur, sich dankend zu verbeugen. Dann verließ er das Fenster und eilte in sein Zimmer, dessen Thüre er hinter sich abschloß.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Frau im Kriege.

Von Fedor von Köppen.

Auch der Krieg hat seine ideale Seite. Er ist nicht allein ein Act der rohen Gewalt und der Sieg nicht die Wirkung der materiellen Uebermacht, sondern es ist die Idee, welche die materielle Kraft sich dienstbar macht und mit ihrer Hülfe die Siege des Geistes auf den Boden der Thatsachen überträgt. Auf diesem idealen Gebiete kommt auch das weibliche Element im Kriege zu seiner Geltung.

Zuweilen nimmt schon die Idee selbst, welche die Thatkraft der Menschen zu ihren großartigsten Leistungen im Kriege anspornt, in der Vorstellung des Volkes weibliche Gestalt an. Die religiöse Begeisterung der Ritter in den Kreuzzügen fand ihren Ausdruck in dem Marien-Cultus. Auf einem Hügel im Thale der Nogat erhob sich die Burg der deutschen Ordensritter, von welcher, aus einer gewölbten Mauernische, das mächtige Bild der Jungfrau Maria, mit dem Jesuskinde auf dem Arme und dem friedlichen Lilien-Scepter in der Rechten, herabsah auf das Land unter sich. Wenn die Ritter zum Kampfe wider die Heiden auszogen, dann wandten sie ihre Blicke noch einmal nach dem verehrten Bilde zurück und gelobten im Aufblicke zu ihm voll christlicher Begeisterung, das Schwert zur Ehre Gottes zu führen; und wenn sie heimkehrend es leuchtend aus der Ferne wiedererblickten, dann zogen Demuth und Friede in ihre Herzen ein. Die aber im Kampfe den Keulen und Speeren der Feinde erlagen, glaubten sterbend zu sehen, wie der Himmel sich über ihnen aufthat und die Heilige Jungfrau ihnen am Himmelsthore winkte.

In den Befreiungskriegen von 1813—15 erscheint die Königin Luise von Preußen als die Verkörperung der Idee der Vaterlandsliebe, der Befreiung des Vaterlandes von dem Drucke der Fremdherrschaft durch die sittliche Erhebung des Volkes. Die Liebe und Verehrung für die edle, hohe Frau, ihre heimgegangene Königin, ist der ideale Zug, welcher durch die Zeit der Erhebung Preußens und der Befreiungskriege weht. Ihr Bild hat den Preußen vorgeleuchtet und sie zu Siegen begeistert in jenem heiligen Kriege „mit Gott für König und Vaterland."

Auch in dem Kriege von 1870/71 erschien uns die Macht und Herrlichkeit des geeinten deutschen Vaterlandes, für das unsere Krieger kämpften, unter dem Bilde eines stolzen, schönen Weibes, das kühn, mit vorgebeugtem Leibe, mit Schild und Speer, wie heute ihr Denkmal auf dem Niederwalde, die Wacht am Rheinstrome hielt.

Gestalten, wie die Jungfrau von Orleans, wie Thekla, die Tochter Wallenstein's, sind Schöpfungen des Dichters, aber auch sie zeigen uns, wie unser großer Dichter die höchsten und heiligsten Empfindungen, die der Krieg hervorruft, in reinen, edlen Frauen zur Erscheinung bringt. Dort wird das arme Hirtenmädchen von Domremy durch die Vaterlandsliebe, von der es begeistert, durch die Religion des Königthums, von der es erfüllt ist, zur gottgesandten Kriegerin und Retterin des rechtmäßigen Königs, und hier entscheidet die Jungfrau mit seinem weiblichen Gefühl den schweren Kampf zwischen Pflicht und Liebe in der Brust ihres Geliebten.

Auch in der Wirklichkeit fehlt es an Beispielen dafür nicht, wie die kriegerische Begeisterung, die ein Volk ergriffen hatte, zarte Jungfrauen zu Heldinnen wandelte. So jene Johanna Stegen, welche auf den Wällen von Lüneburg während des Gefechtes (1813) den Kriegern Patronen in ihrer Schürze zutrug, so Eleonore Prochaska, die unter dem Namen August Renz im Lützow'schen Freicorps diente und, in einem Gefechte (16. Sept. 1813) tödlich getroffen, mit dem Geständniß verschied, daß sie ein Mädchen sei, so Friederike Krüger (aus Friedland in Mecklenburg), die im Kolberg'schen Regiment den Befreiungskrieg mitmachte und das eiserne Kreuz erhielt, so aus neuerer Zeit (1870) Fräulein Hedwig Kühne aus Koblenz, welche sich zur Pflege der Verwundeten nach dem Kriegsschauplatze begab, muthig einem großen Theile der Schlachten beiwohnte und am 31. October vom Könige mit dem eisernen Kreuze geschmückt wurde, und viele Andere. Aber nicht als Muster sollen diese Heldinnen hier angeführt sein, sondern nur als Ausnahmen, wie sie eben der Krieg hervorbringt. Seinen schönsten Wirkungskreis findet das Weib auch während des Krieges in der ihm eigenthümlichen weiblichen Sphäre. Den Frauen fällt die schöne Aufgabe zu, die Wunden der grausamen Schlacht durch treue und liebreiche Pflege zu heilen und zu schließen, die blutige Schuld der Männer durch Werke der Liebe zu sühnen und während des Kampfes der rohen Gewalten die zarten Fäden des Gemüthes weiter zu spinnen. Die Leidenschaft des Kampfes trübt die Blicke der Männer, sodaß das eigentliche Ziel des Krieges ganz ihren Blicken entschwindet. Aber mit ruhiger Klarheit blicken die edlen Frauen, die „Friedeweberinnen", über das wirre Getriebe der Menschen hin und spinnen leichte, sonnige Fäden von einem Ideale zum anderen.

Ein leuchtendes Beispiel der opferfreudigen Hingebung an das Vaterland gaben Preußens Frauen beim Ausbruch des Befreiungskrieges 1813. Als damals der preußische Staat durch lange Jahre der Noth und des Druckes außer Stand gesetzt war, die Mittel zur Unterhaltung so großer Heere aufzubringen, wie sie die Lage des Landes erforderte, da brachten sie ihr Hab' und Gut auf dem Altare des Vaterlandes dar:

„Und was dem Herzen theuer,
was lieb dem Menschen war, —
Andenken geliebter Todten,
vererbt durch lange Jahr',
Woran in froher Unschuld das
Mädchenherz sonst hing:
Die reiche Zier des Hauses,
des Armes goldnen Ring,
Stolzseidene Gewänder, die oft
zum Staat gerauscht,
Glücklicher Ehen Trauring, die
Erz für Gold' getauscht,
Scharpie und Schuh' und Leinen,
— man bringt es freudig dar,
Man möchte Alles opfern auf
des Vaterland's Altar.
Wer hat, der giebt mit Freuden,
und wer nichts hat, der schafft
Im Schweiße seiner Stirne
und durch der Arme Kraft.
Und wer zu arm zum Geben und
auch zu schwach zum Schaffen,
Der hilft doch noch zu beten, um
Heil für Preußens Waffen" *).

Unvergessen soll das Beispiel jenes schlesischen Edelfräuleins, Ferdinande von Schmettau, bleiben, welche, — zu arm zu einem anderen Opfer, — ihr schönes langes Haar vom Haupte schnitt, um den Erlös dafür als Spende auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen.

Was die deutschen Frauen in den neueren Kriegen, 1864, 1866 und 1870/71, gethan, ist in vielen Blättern geschildert worden und lebt uns noch in dankbarer Erinnerung. Wir gedenken besonders jener überall thätigen und geschäftigen Soldatenmutter, Frau Marie Simon aus Dresden, von welcher berichtet wurde:

„Es ist eine Freude, Frau Simon bei der Arbeit zu sehen, wie die große, wohlbeleibte Dame in Schwarz, von Manchem vertraulich ‚Mütterchen' angeredet, mit ihrem mächtigen Schlüsselbunde den Speicher durchschreitet oder rührend vor einem der Riesenkessel steht. Die improvisirte Küche befindet sich nämlich im Freien .... Da lodert das Feuer den ganzen Tag, und Frau Simon hat stets drei bis vier Kochgehülfen um sich, die den Waffenrock mit der Schürze vertauscht haben. Die Frau muß einen Weltruf gewinnen, — heute speist sie Bayern mit kräftiger Bouillon, morgen Preußen und dann wieder, nach einem Krankentransport, der aus Soldaten der verschiedensten Regimenter Deutschlands besteht, sogar gefangene Franzosen. Und alle scheiden mit einem Dankesblicke für die ewig heitere, nie rastende Frau, — eine echte, brave Soldatenmutter!"

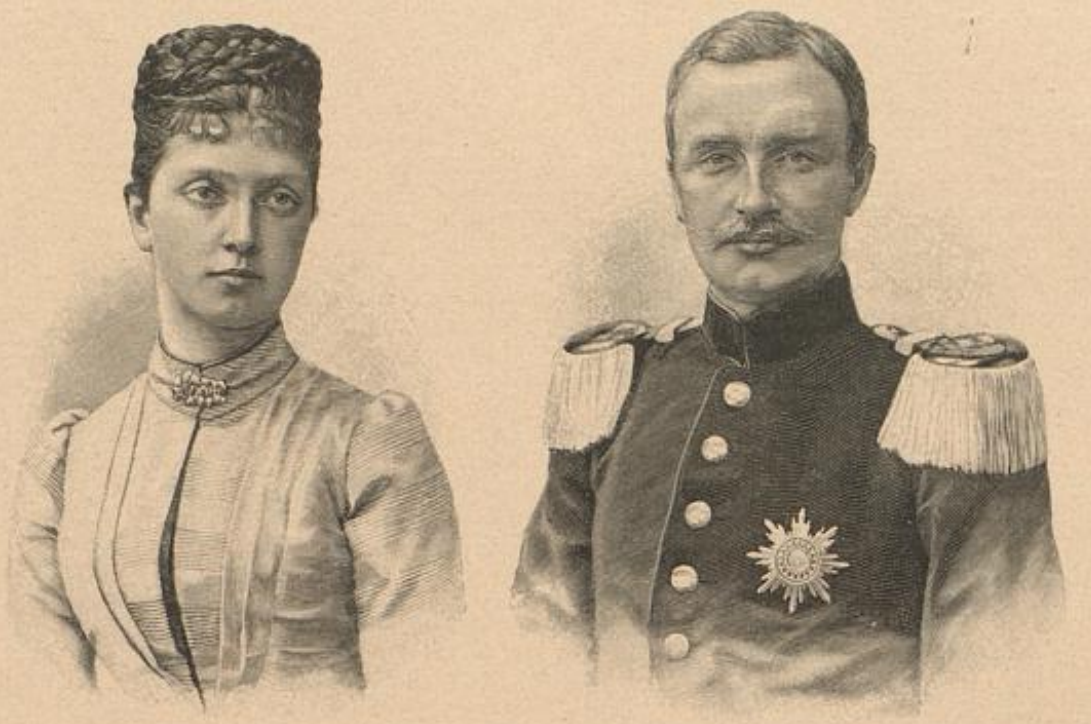
Bis in den Kreis der Kinder drang die im Jahre 1870 in Alldeutschland entfachte Begeisterung. Die kleinen Mädchen vernachlässigten ihre Puppen und nähten Verbandzeug oder zupften Scharpie für die verwundeten Krieger. Ein „Verein kleiner Mädchen" in Berlin übersandte dem Central-Comité daselbst mit einer Gabe folgende Verse:

„In unseren Herzen, obgleich sehr jung,
Da flammet doch helle Begeisterung
Für's Vaterland; wir möchten ihm nützen
Und denen, die es so tapfer beschützen.
Nun haben wir hin- und auch hergedacht
Und eine Ausspielung zu Stande gebracht
Von allerlei Sachen, unschätzbar an Werth,
Und darum großmüthig umsonst uns verehrt,
Drei Pfennige nahmen wir für das Los —
Die Einnahme war trotzdem sehr groß:
Acht richtige Thaler sind's, die wir
Dem Comité übersenden hier,
Acht Thaler, das sagt uns das Rechenbuch schon,
Sind weit mehr als ein Napoleon.
Und wenn wir Ihn, den ja nichts kann zügeln,
Mit unsern Dreiern schon überflügeln,
Wir kleinen Mädchen, — na guten Morgen!
Wie werden's Ihm erst die Soldaten besorgen." —

Die Werke christlicher Samariterpflege während der letzten Kriege knüpfen sich vor Allem an das Walten einer edlen hohen Frau: Königin Augusta von Preußen stiftete schon im dänischen Kriege 1864 das Central-Comité für freiwillige Krankenpflege, welches alle Vereine für im Kriege Verwundete und Erkrankte unter einheitliche Leitung stellte. Sie rief dann 1866 den vaterländischen Frauenverein in's Leben, dem sie noch weitere Ziele steckte, als nur die Kranken und Verwundeten des Krieges zu pflegen; er sollte Nothleidenden aller Art im Frieden Hülfe spenden und daneben sonderlich auf die bessere Erziehung der Kinder wirken und christliche Gesinnung im Volke zu fördern suchen. Ein weites Wirkungsfeld fanden diese Vereine 1870.

Auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin wurde mit einem Aufwande von 100,000 Thalern ein Baracken-Lazareth hergestellt,

*) Aus einer Jugenddichtung des Verfassers: „Preußens Erhebung". Berlin 1855 bei F. A. Herbig.



Prinz Friedrich August von Sachsen und seine Braut, Erzherzogin Louise Antoinette von Toscana.

Siehe Seite 175.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gaud aus Pierre Loti's „Islandfischern". Von Dora Hitz. — Siehe Seite 176.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dessen Einrichtungen bezüglich der Pflege und Bequemlichkeit für die Kranken musterhaft waren. Hier waren die Frauen unablässig bemüht, für die Bedürfnisse der Kranken zu sorgen, ihnen Trost und Labung zu bringen. Hier wirkten hochherzige Damen aus allen Kreisen und Ständen, — die Königin Augusta, die Frau Prinzessin Karl und andere Prinzessinnen des königlichen Hauses, die Gräfin Bismarck, Gräfin Roon, Frau Professor Virchow, Frau von Unruh, Frau Jachmann-Wagner u. A., — gemeinsam vom frühen Morgen bis zum späten Abend unter dem Zeichen des rothen Kreuzes; und hier wurde zuerst das Dichterwort (von R. von Gottschall) zur Wahrheit:

„Hoch über aller Völker Fahnen
Schwingt sein Panier der Menschheit Bund.
Es winkt in schön'rer Zukunft Bahnen
Das rothe Kreuz auf weißem Grund."

Schon während des Krieges hatte König Wilhelm an seine Gemahlin geschrieben: „Die deutsche Einheit war durch das Central-Comité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte". Aber nicht allein der nationale Gedanke der deutschen Einheit wurde durch das Walten unserer Frauen im Kriege gepflegt und gefördert, sondern auch der viel schönere Gedanke wahrer christlicher Humanität, auf welchem der Fortschritt der Menschheit beruht. Entsprechend dem Wesen der Frauen überhaupt, ist ihr Walten im Kriege still und geräuschlos, und es sind vielleicht ihre schönsten Liebeswerke, von denen wir nichts erfuhren, als nur den stillen Segen. Groß und rühmenswerth sind die Kriegsthaten der Männer, aber über Manneskraft und Heldenthum, — „was da kämpft mit Speeren und was sich deckt mit Schilden," — über Feuer und Eisen siegt das Weib, weil es Weib ist.

Nachdruck verboten.

Die Rosen von Sanct Märten.

Eine kleine Geschichte von Friedrich Nonnemann.

Ein leuchtender Spätfrühlingsmorgen war angebrochen und goß seinen Glanz in mein Zimmer über mein behagliches Bett, in welchem ich eben aus heiteren Traumbildern erwachte. Es war sehr früh, und in der Stadt pflegte ich um diese Zeit noch lange in tiefem Schlummer zu liegen. Hier aber ließ das Himmelslicht, dem keine dunklen Vorhänge den Eingang wehrten, meinen Lidern keine Ruhe mehr, bis sie sich öffneten, und meine Augen halb geblendet die hellgoldenen Strahlen einsogen. Zugleich drangen an mein Ohr Frühlingstöne: eine Drossel sang vor meinem Fenster ihr Liedchen, und ich wurde völlig wach. Ich streckte mich und ließ meine Blicke durch das Zimmer schweifen.

Als mich gestern Abend mein freundlicher Gastgeber, der Pfarrer von Sanct Märten, hineinführte, da war ich von meiner Fußwanderung so ermüdet, daß ich nicht mehr Lust empfunden hatte, die einzelnen Gegenstände zu mustern. Das holte ich jetzt nach, freute mich über den dunkelgebeizten, altmodischen Schrank, den grünglasirten, breiten Ofen und schaute dann das hölzerne Christusbild an, das in der Ecke hing. Es war mit vieler Liebe und Sorgfalt geschnitzt; der Ausdruck überwundenen Schmerzes, unter Qualen errungenen Friedens, war in dem Antlitz schön getroffen. Ich sah es lange an und mußte auf einmal an meine Kinderzeit denken. Wenn ich damals des Morgens erwachte, blickte ich auch auf ein Christusbild; dann kam die Mutter, faltete meine Hände und betete mit mir ein Morgengebet. Das ist lange her; die Mutter ist todt, und das Morgengebet . . .

Fast wollte sich ein schwerer Druck auf meine Seele legen; — doch wie freundlich lachte der Morgen zwischen den reinen, weißen Gardinen herein! Und außerhalb der Fenster: welch' eine liebliche Umrahmung! Dichte Rosenzweige voller Knospen, hie und da auch schon eine halberschlossene Blüthe, wiegten sich im leisen Morgenhauche.

„Was müssen das für Rosenbüsche sein, die hier im zweiten Stockwerk noch die Fenster umranken?" dachte ich. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Ich sprang auf, öffnete die Fenster, kleidete mich an und schaute hinaus in die schöne Gebirgswelt, die sich vor mir ausbreitete. Das Pfarrhaus lag nebst der Kirche und dem Friedhofe etwas höher, als das übrige Dorf, dessen weiße, vielfach bemalte Häuser mit den zierlichen, hölzernen Gallerien und den breiten, flachen, steinbedeckten Dächern einen höchst malerischen Eindruck machten. Hinter dem Dorfe dehnten sich, von einem grünlichen, brausenden Gebirgsflusse durchzogen, üppige Wiesen, dann erhoben sich in mannigfacher Gestaltung Waldberge, Felskegel und in weitester Entfernung Schnee- und Eisspitzen. Mein Herz jubelte, und meine Blicke tauchten mit Wonne in die verschwimmende Ferne. Da hörte ich unten eine Thür gehen und sah nach einigen Augenblicken den Pfarrer hervortreten und sich an den Rosen zu schaffen machen, welche die ganze Hauswand bedeckten. Ich rief ihm einen fröhlichen „Guten Morgen" zu, er blickte überrascht herauf, erwiderte freundlich den Gruß und fragte:

„So früh schon auf?"

„Ja, wer kann einen so wundervollen Morgen verschlafen, wenn alle Lenzboten sich vereinigen, um Einen zu wecken: Sonnenschein, Drosselied, Aussicht und die Rosen, die Einen nach dem Fenster winken. Was sind das für unvergleichlich schöne Büsche! Ich habe deren nie von ähnlicher Fülle und Größe gesehen."

„Ja," sagte er, indem er einige sich eben erschließende Knospen abschnitt, „damit hat es seine eigene Bewandniß. Es ist eine Geschichte von Liebe und Leid damit verbunden, und wenn Sie dieselbe hören wollen, so will ich sie Ihnen heute gelegentlich erzählen!"

„Eine Geschichte von Liebe und Leid? die muß ich hören!" gab ich zurück und lief hinunter zu dem alten Herrn, der mir mit liebenswürdigem Gruße die eine Hand und mit der anderen den duftenden, eben geschnittenen Strauß reichte.

„Jeder Pfarrer, der diese Stelle erhält," fuhr er fort, „betrachtet es als seine Pflicht, die Rosen zu behüten und zu pflegen, und sie haben, wie Sie sehen, die Pflege gelohnt. Es ist fast, als ob in ihnen ein Segen stecke. Denn man sagt, daß, seit sie die Wand beranken, äußerst selten Krankheit und Unheil diesem Hause genaht seien. Doch nun kommen Sie, mein lieber Gast! Ein Täßchen frisch bereiteten Kaffees wird Ihnen in der Morgenkühle nicht unangenehm sein, und ich wette, daß meine alte Kathi den Frühmahltisch bereits hergerichtet hat!"

Wir gingen hinein und fanden den Tisch sauber und höchst appetitlich gedeckt. Wir setzten uns, ich nicht blos mit einem gesunden Verlangen nach dem dampfenden Getränk, sondern auch voll der Erwartung der versprochenen Geschichte. Doch kam der Pfarrer nicht zum Erzählen, da er meinte, er würde darin wohl bald unterbrochen werden und wolle die Geschichte lieber bis zum Abend für die Zeit nach dem Nachtessen aufsparen. So mußte ich mich schon gedulden, was mir freilich bei der aufmerksamen Freundlichkeit meines Wirthes und der Schönheit der Gegend nicht schwer fiel. Der Pfarrer nahm mich am Vormittage nach einigen der Bauernhöfe mit, welche zerstreut zwischen grasreichen, von prächtigen Buchen und Ahornbäumen umhegten Weiden lagen, wobei ich genug Gelegenheit fand, sowohl die wunderbare Aussicht zu genießen, als auch das eigenartige Leben und Treiben dieses kräftigen Gebirgsvolkes zu beobachten. Am Nachmittag wurde ein Ausflug auf einen der mäßig hohen Vorberge der Alpen unternommen, sodaß ich unter hohen, dunklen Tannen, an rieselnden Quellen, auf Felsen und hochgelegenen Alpenweiden recht in Wald- und Bergfreude schwelgen konnte. So verging der Tag, und mit dem Abend kam wieder die Erwartung der versprochenen Geschichte.

Endlich hatten wir das Nachtessen hinter uns und saßen Beide in einer Fliederlaube beim Scheine einer Lampe, welche Kathi auf den weißgestrichenen Gartentisch gestellt hatte. Der Pfarrer hatte eine Flasche von seinem dreijährigen rothen Johannisbeerwein aus dem Keller geholt; wir stießen an und tranken von dem feurigen, Ungarwein ähnlichem Tranke. Dann begann der Alte, nachdem er noch einen kräftigen Zug aus seiner langen Pfeife gethan:

„Sie haben, als Sie heute Morgen aus dem Fenster schauten, gewiß das große Bauernhaus nicht übersehen, welches dem Pfarrhause am nächsten liegt; auf seiner Vorderwand ist Christophorus, wie er das Christkind durch's Wasser trägt, abgebildet."

„Ich sah es," antwortete ich.

„Das ist der Holzerbauer-Hof. Dort wohnte vor vielen Jahren, — es war lange vor der Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, — ein Bauern-Ehepaar, das, alt und gebrechlich, den Hof dem Sohne Hansel übergeben wollte, sobald er eine Hausfrau gefunden haben würde. Er war ein hübscher, stramner Bursche; keiner tanzte so kraftvoll und geschmeidig, wie er, den Schuhplattler-Tanz, und die anderen Burschen fürchteten seine Kraft im Raufen. Er hatte schon vielen Bauerntöchtern den Hof gemacht, keine aber bis dahin genommen und schließlich sein Auge auf Maria, die Tochter des Hahnbauern, — wir haben heute das Haus ja auch besucht, — geworfen. Maria war nun freilich eine ganz besondere Schönheit. Für eine Bauerntochter war sie nicht derb genug; sie hatte nicht nur feine Züge, sondern auch zierliche Hände und zarte Glieder. „Das thut nichts," hatte der Hahnbauer oft gesagt, „sie braucht nicht zu arbeiten, sie kann ohne Arbeit durch's Leben kommen, dafür will ich schon sorgen. Ihre Mutter, meine Frau selig, war auch so zart; aber die stammte auch aus dem Lande da jenseits der Berge."

Ja, die Mutter war eine Italienerin gewesen; von ihr hatte Maria die wundersamen dunklen Augen und die anmuthig beweglichen Glieder. Von ihr hatte sie aber auch die Sehnsucht nach dem fernen Lande geerbt; die Mutter ging an dieser Sehnsucht zu Grunde, und die Tochter fühlte sich niemals recht heimisch in diesem zwar schönen, aber manchmal doch recht rauhen Lande mit seinen derben Menschen. Es war ihr oft, als läge ihr Glück in weiter, weiter Ferne, dort hinter den eisgekrönten Bergen, als müsse von dort einst der Bote kommen, der es ihr brächte. Aber der Bote kam nicht, das Glück blieb aus. Viel umworben, wies sie alle Anträge zurück, da sie für keinen Burschen Liebe empfand, schuf sich dadurch viele Feinde und gerieth in den Ruf unerträglichen Hochmuths und anderer schlechten Eigenschaften. Es erging ihr, wie es dem Fremdartigen oft ergeht; es wird nicht verstanden, und das Unverstandene wird zum Schlechten gestempelt.

Einst besuchte sie eine Kirchweih. Da wurde ihr eine große Schmach angethan. Während sie sonst die gesuchteste Tänzerin gewesen war, tanzte dieses Mal kein Bursche mit ihr. Die Dirnen lächerten, die Burschen machten unzarte Bemerkungen, ja einer sang ein derbes Schnadahüpfl ihr zum Spott. Da kam plötzlich der Hansel vorgesprungen, riß die Maria von der Bank und tanzte mit ihr, während die Zither eine beliebte Dreivierteltact-Weise spielte, den Schuhplattler, daß es eine Lust war anzusehen. Nachher gab es zwischen den Burschen spitzige Reden und Gegenreden, zuletzt entstand eine Rauferei, und Hansel bekam einen Messerstich zwischen die Schultern, sodaß er acht Tage lang krank lag.

„Um meinetwillen hat er den Stich bekommen," sagte Maria, die von dem Tage an eine dankbare Theilnahme für den Hansel an den Tag legte, ohne jedoch für ihn jene heiße, gewaltige Regung zu empfinden, welche man Liebe nennt. Bald nachdem Hansel gesund geworden war, hielt er um sie an; sie mochte ihn nicht ungern, seine Eltern und ihr Vater waren's zufrieden, und Beide wurden einander verlobt.

Um diese Zeit, — es war gerade die der Rosen, — starb der damalige alte Pfarrer, und ein ziemlich junger wurde an seinen Platz gesetzt, weil man an maßgebender Stelle für nöthig hielt, gerade hierher eine recht frische Kraft zu bringen. Der junge Geistliche besuchte alsbald die verschiedenen Glieder seiner Gemeinde und kam eines Tages auch zum Hahnbauer, wo man von seinem Kommen wußte. Maria, die ihn noch nicht gesehen, da eine kleine Erkältung sie vom letzten Kirchgang fern gehalten hatte, kam ihm mit einer Hand voll weißer und rother Rosen entgegen, überreichte sie ihm und hätte dieselben in der Verwirrung beinahe fallen gelassen. Denn nie hatte sie ein solches Männerantlitz gesehen. Es war ihr, als sei der Bote aus dem Süden gekommen; die dunklen Augen mit dem weichen und doch so durchdringend scharfen Ausdruck, die schwarzen Haare, der Schnitt des Gesichtes, die ganze Gestalt, — Alles war anders, als sie es bei den hiesigen Männern kannte. Und doch kam ihr der Ankömmling so bekannt vor, als stünde ein geliebter Mensch vor ihr, den sie lange Jahre hätte schmerzlich entbehren müssen. Er dankte ihr mit bewegten Worten für ihren blühenden Willkommensgruß, sagte, daß die Rosen seine Lieblingsblumen seien, und daß sie ihn immer an seine ferne Heimath, Italien, erinnerten, aus welcher seine Eltern, als er noch Knabe war, ausgewandert wären. Er sei vollkommen Deutscher geworden; allein wundersam anmuthend sei ihm jeder Gegenstand und jedes Ereigniß, das ihn an das Land seiner Kindheit erinnere.

Von diesem Tage an war Maria's Herz erwacht. Der heimathliche Süden hatte ihr die schönste, aber auch schmerzvollste Gabe gesendet. Sie liebte alsbald den jungen Geistlichen mit der dämonisch-leidenschaftlichen Gluth, deren ihre Seele fähig war, und trotz der heißen Kämpfe, die sie im Innern dagegen kämpfte. Sie war die Braut eines Anderen, den sie achtete, dem sie um keinen Preis untreu werden wollte; sie wußte, daß, wenn dies auch nicht so wäre, doch ihre Liebe zu dem gottgeweihten Priester eine hoffnungslose sein müßte. Aber die Liebe ließ sich durch diese Gedanken nicht vertreiben, sondern wuchs und verzehrte ihr Inneres. Der Tag ihrer Hochzeit nahte, und immer trostloser empfand sie ihr Geschick. Eines Morgens lag sie neben dem Beichtstuhl auf ihren Knien, um zu beichten. Aber es waren zusammenhanglose Worte, die von ihren zitternden Lippen kamen, und als sie des Geistlichen leise Stimme, der sie ermahnte, in gläubiger Ergebenheit ihre Seele zu beruhigen, als sie diese Stimme hörte, da war es um ihre Besinnung geschehen, und in abgerissenen, in glühender Erregung gesprochenen, von heftigem, halbunterdrücktem Schluchzen unterbrochenen Worten floß ein Geständniß ihrer Liebe von ihren Lippen. Da machte seine von ihm bisher bewahrte Fassung einer wilden Erschütterung Platz; auch sein Herz hatte ja seit der ersten Begegnung mit Maria die seligen, heißen, verbotenen Gefühle empfunden, und, wie sehr er gerungen hatte, sie zu unterdrücken, es war ihm bisher nur gelungen, äußerlich mit keiner Miene, keinem Zuge zu verrathen, was in ihm vorging. Nun lag sie neben ihm, nur durch die Holzwand von ihm getrennt, auf den Knien und suchte bei ihm, dem Priester, in brennender Seelenqual Rettung vor ihrer namenlosen, vergeblichen Liebe. Wahnwitzige Gedanken, tolle, über des Weibes Liebe jauchzende und zugleich seine Seele folternde, schossen durch sein Gehirn. Er dachte das Weib dort in die Höhe zu reißen, an seine Brust zu ziehen und dann mit ihr fort zu stürmen in die weite Welt, vielleicht über's Meer, dahinten lassend den Priesterrock, das Amt, die Pflicht, — brechend sein Gelübde. — Er stöhnte tief auf. —

„Es ist zu spät," murmelte er endlich, „Du, Mensch, hast keinen Anspruch, kein Recht mehr auf dies Glück, — und, Priester, Dein Amt ruft!"

Er schwieg noch eine Weile; endlich hatte er seine Kraft und Selbstbeherrschung wieder gewonnen. In milden Worten sprach er zu der Lauschenden von jenem Meer der Liebe, in welches alle Liebesströme einmünden, in welchem alles Leid und alle Qualen der Liebe in Seligkeit gewendet werden, sprach von dem Lande, das in dunkler Ferne, aber dem gläubigen Herzen doch gewiß und klar, einst alle liebenden Seelen, die hier getrennt hätten wandeln müssen, in ewigem Zusammenleben vereinen würde. Diese Hoffnung sei keine nichtige, sondern ebenso wahrhaftig und sicher, wie sie herrlich sei, und verkläre mit ihrem Glanze alle Leiden dieser Zeit. Aber sie würde nur dem, der gläubig und fromm durch's Leben gehe, zu Theil, und fromm sei, wer in treuem Gehorsam gegen Gott seine Pflicht erfülle. So solle sie im Aufblick nach oben sich der, wenn auch schmerzvollen Erfüllung dessen, das ihr als Pflicht gegeben sei, widmen; dann würde auch der Trost der schönsten Hoffnung nicht ausbleiben.

Es drang ihr zu Herzen, denn es kam vom Herzen, was er sprach; sich selbst, nicht blos ihr, hatte er Trost zugesprochen.

Und als sie endlich die Kirche verließ, da trug sie wohl ein gebrochenes Herz mit hinaus, aber auch den festen Willen, ihre Pflicht zu thun und für diese Welt nichts, für die höhere Alles zu hoffen.

Nach einigen Monaten wurde ihre Hochzeit mit Hansel gefeiert. Als der junge Priester dem Paare mit zuckenden Lippen und bebender Hand den Segen der Kirche spendete, sank Maria ihrem Bräutigam ohnmächtig in die Arme, sah ihn aber, als sie zu sich gekommen war und sein besorgtes Antlitz wahrnahm, mit einem Blick voll Güte und Treue an und gelobte sich, er solle es nicht fühlen, daß ihre Seele zerrissen sei und ihm nicht so gehöre, wie es in der Ehe sein müßte.

Sie glaubte ihr Herz überwunden zu haben; allein der Kampf begann nun, da sie Gattin war, von Neuem um so heftiger. Nie aber kam auch nur die leiseste Andeutung davon über ihre Lippen; sie müsse ein verborgenes, körperliches Leiden haben, meinte man. Ihre Freude waren einzig ihre Rosen, die sie sehr pflegte, von denen einige Arten noch im Freien in dem kleinen zum Bauernhofe gehörigen Gärtchen, andere in Töpfen im Zimmer blühten.

Der Winter kam, und sie wurde immer elender. Der Arzt, den man zu Rathe zog, machte dem Hansel gegenüber kein Hehl daraus, daß er für ihren Verstand fürchte; äußerste Schonung und Zartheit sei geboten. Als das Frühjahr wieder herbeigekommen war, und Hansel, um seinem Weibe eine Freude zu bereiten, mehrere neue Rosenarten im Garten eingesetzt hatte, schien es, als würde es etwas besser mit ihr. Sie weilte gern und lange bei den neuen Stämmen und Büschen, betrachtete sie oft, ob sich noch nirgends eine Knospe zeige, und ließ sich dabei von der Frühjahrssonne bescheinen und von der lauen Luft umwehen, sodaß ihre Wangen sich bald ein wenig rötheten. Den Pfarrer, der ernst sein Amt verwaltete, sah sie selten, da Hansel sie wegen ihres leidenden Zustandes nicht gern in die Kirche gehen ließ.

Da war es an einem Samstag, Abends spät, etwa eine Stunde vor Mitternacht, daß der Priester, der sich noch in heiliger Sammlung zum morgenden Gottesdienste vorbereitete, vor dem Fenster seines Arbeitszimmers, das gerade unter dem Fenster sich befindet, aus welchem Sie heute morgen schauten, einen leisen Gesang hörte. Er horchte auf und erkannte mit Entsetzen Maria's Stimme. Er öffnete das Fenster, blickte hinaus und sah im dämmerigen Lichte der Mondsichel das Weib dicht an der Giebelwand am Boden knien und mit ihren Händen ein Loch wühlen. Dabei sang sie fortwährend leise Worte von Rosen und Grabgraben, doch zusammenhanglos, wirr. Er eilte hinab. Als er neben sie trat, hatte sie ihr Werk vollendet, einen kleinen Rosenschößling in die Erde eingesetzt und das Loch geschlossen. Er wollte etwas sagen, da bemerkte sie ihn, sprang wild auf und warf sich ihm mit einem jauchzenden Aufschrei an die Brust. Wieder schossen sinnbethörend jene Gedanken, mit ihr zu entfliehen, durch seinen Kopf; doch nur einen Augenblick, denn er merkte, daß er eine Wahnsinnige im Arme hielt. Er sprach ihr sanft zu und führte sie nach dem Bauernhof, zu ihrem Gatten, der geschlafen und nicht gemerkt hatte, daß sie das Haus verlassen. Die am anderen Tage herbeigerufenen Aerzte erklärten sie für unheilbar; sie wurde in eine Anstalt gebracht, in welcher sie nach einigen Monaten starb.

Der Rosenschößling aber, den sie am Pfarrhause eingesenkt hatte, und dessen Entfernung der Priester durchaus nicht duldete, gedieh unter der Pflege desselben üppig. Es war eine sehr widerstandsfähige und dankbare Kletterrose, und von Jahr zu Jahr bedeckte dieselbe höher und breiter die Giebelwand. Jetzt, — Sie haben es wohl gesehen, — umschlingen die Ranken schon einen Theil des Daches. Der junge Geistliche, den man auf sein und der ihn verehrenden Gemeinde Bitten auf dieser Stelle beließ, der hier alt wurde und schließlich starb, er kannte nichts Lieberes in seiner amtsfreien Zeit, als sich mit den Rosen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu beschäftigen. Er war freundlich gegen Jedermann und ein echter, treuer Seelsorger; nur wunderten sich die Leute, daß er nie lachte. Als er aber auf dem Sterbebette lag, — es war gerade um die Zeit, da die Wahnsinnige gestorben war, — und ihm seine Haushälterin zum letzten Male einen Strauß seiner Rosen brachte, da ging ein verklärendes Lächeln über sein müdes Antlitz, und mit dem Rufe: ‚Maria!' hauchte er seine Seele aus."

Der alte Pfarrer schwieg; auch mir war nicht zum Sprechen um's Herz. Endlich mahnte mein lieber Gastgeber zum Schlafengehen, da wir am nächsten frühen Morgen eine Bergpartie machen wollten. Wir tranken unsere Gläser aus, ich dankte ihm für seine Erzählung und wünschte ihm eine gute Nacht. Auf meinem Zimmer öffnete ich noch das Fenster und schaute nach der Stelle hinab, wo Maria gekniet hatte. Aber es war zu dunkel, ich konnte nichts mehr erkennen. Ich blickte zum klaren Sternenhimmel auf; eine Sternschnuppe ging gerade hernieder und zog einen feurigen Schweif nach sich. Ich wandte mich in's Zimmer zurück, während die Rosenranken am Fenster sich leise bewegten, und schloß das Fenster. Dann legte ich mich nieder und fand in der hehren, wunderbaren, mir, dem Städter, ungewohnten und doch so wohlthuenden Nachtstille bald die erwünschte Ruhe, während meine Gedanken sich verwirrten und mit dem Schlafe Traumbilder von Maria und ihren Rosen in meine Seele zogen.

Nachdruck verboten.

Die schleichenden Gifte im modernen Lebenshaushalt.

Allerhand Warnungen von Heinrich Theen.

In neuerer Zeit hat sich mehr und mehr wieder unter den denkenden Aerzten die schon von den Alten gehegte Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß weniger einmalige, plötzlich einwirkende Ursachen es sind, die den Körper krank machen, sondern in den meisten Fällen langsam und allmälig sich häufende ganz unmerkliche Schädlichkeiten in der Lebensweise, welche, wenn sie sich bis zu einer gewissen Stärke aufsummirt haben, als akute Fieberkrankheit losbrechen, oder in irgend einer chronischen Form den Körper heimsuchen. Vor Allem ist es eine Anzahl von schleichenden Giften, welche unbemerkt in den Organismus eindringen und gewisse Krankheiten erzeugen, deren Ursache oft selbst dem aufmerksamsten Arzte entgeht. So lange aber die Ursache nicht erkannt ist, kann selbstverständlich auch die Krankheit nicht gehoben werden.

Das Gift theilt sich dem Organismus entweder in flüssiger oder Gasform mit; die feste Form geht vor der Wirkung in die flüssige über. Durch Einführung des Giftes in den gesunden Organismus entsteht der Zustand, den man mit Vergiftung bezeichnet, womit gemeint ist eine aus der Wirkung des giftigen Stoffes entspringende Veränderung der Form- und Mischungsverhältnisse des Organismus, welche sich je nach Grad und Umfang derselben, bald nur durch vorübergehende Störung des Gesundheitszustandes, bald durch schwere Krankheit, bald durch Vernichtung des Lebens kundgiebt.

Leider sind nun aber unzählige der Stoffe, mit denen wir täglich in Haus, Gewerbe, Wohnung, Kleidung 2c. in Berührung kommen, sowie viele unserer Nahrungs- und Genußmittel giftig oder mit giftigen Bestandtheilen versetzt, und ihre schleichende Wirkung äußert sich bei der gesammten Culturmenschheit in einer allgemeinen Schädigung des Gesundheitszustandes, weshalb wir hier einmal diese „Schleichgifte" näher in's Auge fassen wollen.

Am häufigsten begegnet man den Gewohnheits-Vergiftungen, das heißt der Anwendung solcher Stoffe, deren specifisch giftiger Charakter nicht geleugnet werden kann, an deren Genuß man aber durch den fortgesetzten Gebrauch geringer, sich allmälig steigernder Mengen gewöhnt wird.

Neben dem Tabak und dem Alkohol spielt in dieser Hinsicht auch der Kaffee als Genußmittel durch seine eigenthümliche Wirkung auf das Nervenleben eine hervorragende Rolle. Auch hier ist es ein Gift, das die Verbreitung und Verwendung vermittelt hat, eine Substanz, die, in geringen Mengen genossen, die wohlthuendste Wirkung äußert, aber in größerer Menge den Körper zu zerstören geeignet ist. Ein Alkaloid, das „Coffein", ist der eigentliche Träger des Werthes und der Wirkungsfähigkeit des Kaffees, ihm verdankt dieses Genußmittel seine große Verbreitung und Beliebtheit. Schon eine verhältnißmäßig geringe Menge dieses Körpers ist aber im Stande, eine schädliche und sogar tödtliche Wirkung hervorzurufen. Unangenehme Empfindungen und Beschwerden, wie z. B. erhöhte Herzthätigkeit, Congestionen, Schlaflosigkeit, Zittern, Convulsionen u. s. w. nach dem Genusse sogenannten starken Kaffees sind die Folgen einer Coffein-Vergiftung. Schwächere Auszüge wirken nicht nur nicht schädlich auf den Organismus, sondern belebend und anregend.

Das wirksame Princip des Kaffees findet sich auch in den Blättern des Theestrauches. Nicht selten werden verdorbene Kaffeebohnen, welche ihre ursprünglich grüne Farbe verloren haben, ebenso verdorbene und mißfarbige Theesorten künstlich wieder hergestellt und nicht immer durch Anwendung unschuldiger Färbemittel. Giftige Kupferfarben müssen hierzu häufig herhalten. Es ist daher nothwendig, sich durch Abwaschen der Kaffeebohnen oder der Theeblätter von der Echtheit der Farbe und somit der Waare selbst zu überzeugen.

Von viel geringerer Bedeutung als diese Gewohnheits-Vergiftungen und solche, die beim Betriebe gewisser Gewerbe durch den Umgang mit Giften herbeigeführt werden, sind die, welche in Folge von Unerfahrenheit oder Unvorsichtigkeit durch Verwechslung von Nahrungsstoffen mit giftigen Stoffen entstehen. Daß an Stelle grüner Petersilie Schierling oder Hundspetersilie in der Küche verwendet wird, kommt immerhin selten vor. Eine wesentliche Rolle bei den im Haushalte vorkommenden Vergiftungen spielen die Pilze und Schwämme, deren jetzt schon über achttausend Arten bekannt sind, von denen jedoch nur wenige als eßbar gelten, die wiederum durch den Einfluß verschiedener äußerer Verhältnisse als Nahrungsmittel ungeeignet werden können. Ihre Benutzung wird auch noch durch die Gefahr der Verwechslung mit Giftschwämmen beeinträchtigt. Bei den Pilzen ist umsomehr Vorsicht nöthig, da auch viele unter ihnen sind, welche unter gewöhnlichen Umständen eine unschuldige Nahrung abgeben, an gewissen Orten, bei Ueberreife und infolge einer bereits eingetretenen Zersetzung oder Fäulniß ihrer Stoffe aber giftige Eigenschaften erlangen.

Am verbreitetsten, wenn auch nicht als Nahrungsmittel, so doch als Begleiter vieler derselben, sind gewisse Fadenpilze, die unter dem Namen „Schimmel" allgemein bekannt sind. Diese pflanzlichen Gebilde, die sich auf den meisten Nahrungsmitteln vegetabilischen und animalischen Ursprungs entwickeln, geben denselben einen unangenehmen, widerlichen Geschmack und Geruch, berauben sie ihres Nahrungswerthes und machen sie ungenießbar und schädlich.

Außer den bereits fertig gebildeten Giften giebt es in unseren Nahrungsmitteln eine Menge anderer, die irgend einem ihrer Entwickelung günstigen Umstande, einer chemischen Zersetzung 2c. ihre Existenz verdanken. Solche Gifte sind um so gefährlicher, als ihre Anwesenheit nicht immer durch Geruch oder Geschmack angezeigt wird. Eins der gefährlichsten derselben ist das sich besonders in Leber- und Blutwürsten erzeugende sogenannte „Wurstgift" (Wurstfettsäure); es bildet sich besonders gern in ungenügend gekochten und schlecht geräucherten, alten, gefrorenen und wieder aufgethauten Würsten. Diesem schließen sich, ebenfalls als Product einer chemischen Zersetzung, in den Fischen das nicht minder gefährliche „Fischgift" und im Käse das „Käsegift" an. Da die Entstehung und das Wesen dieser Gifte noch nicht genügend erforscht ist, so hat man sich namentlich zu hüten vor sehr feuchtem und hervorstechend sauer riechendem, vor schimmligem oder mit farbigen Flecken versehenem Käse, sowie vor Fischen, welche durch Kokkelskörner betäubt wurden und welche schlecht eingesalzen oder geräuchert sind; auch Fische, die in Gewässern sich aufhielten, in denen man Hanf und Flachs röstet, oder nach denen Blei-, Arsenik- und Quecksilbergruben einen Abfluß haben, können krankhafte Erscheinungen veranlassen. Das Brod kann besonders durch Gehalt an Mutterkorn, walzenförmiger, meist etwas gekrümmter und dreikantiger, bis 3 Centimeter langer, äußerlich bräunlicher oder schwarzvioletter, innerlich hellgrauer Körper, gefährlich werden. Mutterkorn-Vergiftungen sind schon manchmal als Volksseuchen aufgetreten und mit dem Namen Kriebelkrankheit, krummer Jammer, Ziehe, ziehende Seuche, Steifkrampf, Krampfsucht, Brandseuche 2c. belegt worden. Auch das Backen in einem Ofen, der mit gifthaltigem Feuerungs-Material (Holz mit arsenikgrüner Farbe, Eisenbahnschwellen, die mit Quecksilbersalz imprägnirt sind), geheizt wird, kann das Brod giftig machen. Ferner entwickelt sich in den Keimen der Kartoffeln ein giftiger, betäubender Stoff (Solanin), und deshalb müssen die Keime vor dem Kochen der Kartoffeln entfernt werden, da sonst leicht Vergiftungen stattfinden können.

Zu diesen mehr oder weniger zufälligen Giften gehören auch die, welche durch Verfälschungen von Nahrungsmitteln mit schädlichen Substanzen in's Haus gebracht werden, sowie ferner die, welche durch Unsauberkeit oder Sorglosigkeit im Hause selbst erzeugt werden. Es sind in der letzten Zeit mitunter Würste in den Handel gekommen, die betrügerischer Weise mit Anilin, welches in den meisten Fällen arsenikhaltig ist, roth gefärbt waren. Zuckerbäcker-Waaren, wenn sie angemalt oder in buntes Papier eingewickelt sind, auch gefärbte Oblaten, können durch giftige Farben (besonders gelbe, grüne und rothe) nachtheilig werden. Auch das graue Löschpapier muß fern von Eßwaaren bleiben, da es meistens Arsenik, Kupfer und Blei enthält.

Auf die Geräthschaften, welche beim Bereiten und Aufbewahren von Nahrungsmitteln gebraucht werden, ist ebenfalls große Aufmerksamkeit zu verwenden, weil dieselben nicht selten den Speisen und Getränken schädliche Eigenschaften mittheilen können. Am häufigsten bringt kupfernes oder kupferhaltiges Geschirr Nachtheil, weil sich in diesem leicht der giftige Grünspan bildet. Solche Gefäße sind zur Aufnahme eines jeden Körpers, namentlich zur Aufnahme einer jeden Flüssigkeit durchaus ungeeignet. Dasselbe gilt vom Messing (Kupfer und Zinn), Neusilber (eine Legirung aus Kupfer, Zink und Nickel) und Weißzinn (Zinn und Quecksilber); auch können verzinnte Kupfergeschirre, Glanzzinn, galvanisch versilbertes Neusilber oder Messing, sowie auch alle angestrichenen Gefäße (besonders Wassereimer), Vergiftungen hervorrufen, weshalb man beim Umgang mit solchen Sachen stets das Auge offen zu halten hat.

Noch mehr Vergiftungen als durch diese Gegenstände werden durch die Bleigeschirre hervorgerufen. Das Blei, als Metall verschluckt, übt keine besondere giftige Wirkung aus, indem es in metallischer Form ebenso wieder aus dem Körper ausgeschieden wird. Kommt es dagegen mit Luft, Wasser, Milch, Suppe, und namentlich mit bestimmten sauren Flüssigkeiten in Berührung, so verwandelt es sich in ein giftiges Salz, das kohlensaure Blei-Oxyd. Man glaubte früher, das einzige giftige Bleisalz sei das kohlensaure Blei, aber jetzt weiß man, daß es jede Bleiverbindung ist, und daß alle Bleisalze Gifte sind, sobald sie durch die Haut, durch Mund und Magen, oder durch Nase und Lunge dem Organismus zugeführt werden.

Eine der nichtsnutzigsten Arten von Blei-Unfug in der Haushaltung ist der Gebrauch sogenannter „zinnerner" Eßlöffel, die nicht von Zinn, sondern von Blei sind. Das Krankheitselend und Siechthum, welches durch den Gebrauch dieser Eßlöffel in den niederen Volksklassen und am Dienstbotentische der Herrschaften erzeugt wird, ist ein unberechenbar großes. Die gesundheitsschädlichen Löffel kennzeichnen sich schon oberflächlich dadurch, daß sie, an einander geschlagen, keinen richtigen Klang wie die echten zinnernen Löffel geben. Dann sind diese Löffel rauh und glanzlos, und stets mit einem Häutchen von kohlensaurem Blei-Oxyd bedeckt; sie biegen sich wie Wachs, und man kann mit ihnen schreiben und zeichnen, wie mit dicken Bleistiften. Wird dieser wichtige Haushaltungs-Artikel, wie das oft vorkommt, in sauren und heißen Speisen liegen gelassen und täglich abgeleckt, so entstehen fast immer die Symptome der Bleivergiftung, und der aufmerksamste Arzt kommt schwerlich auf die Grundursache des Leidens seiner Patienten. Küchenlöffel, auch verzinnte eiserne Löffel und Compositions-Metalle aller Art taugen nichts mehr, seitdem solche billiger fabricirt werden, um die guten Löffel aus rein klingendem Bankazinn zu verdrängen. Jene Löffel mit dem silberscheinigen Ueberzug sind überaus schädlich, da neben Blei auch Zink und Wismuth in der Legirung enthalten sind. Um Ungläubigen, deren es noch so viele giebt, und welchen die rationellen Nachweise von Krankheitsursachen als Hirngespinnste erscheinen, einen Beweis zu geben, daß die obenerwähnten Thatsachen auf experimentalen Nachweisen beruhen, möge man folgenden Versuch anstellen: Man esse einen Teller saurer Milch mit einem bleiernen Löffel, und man wird nachher einen metallischen Nachgeschmack am harten Gaumen spüren, ähnlich wie wenn man aus einer bleiverzinnten Kanne Wasser getrunken hat.

Außer den Löffeln und den bleihaltigen Metallgeschirren mit metallischem Aussehen enthalten noch viele andere Gegenstände der Haushaltung Bleisalz, welches durch allmäligen Gebrauch ausgelaugt werden kann. Die Preßglas-Geschirre, die zu Trink- und Speisegeräthen verwendet werden und allenthalben als gesuchte Waare im Handel sind, enthalten nicht weniger als 38 Procent Bleiglätte. Wenn auch das Auslaugen des Bleies aus diesen Geschirren weniger leicht von Statten geht, so sollten dieselben doch niemals zum längeren Aufheben von Essiggurken, Zwiebeln, eingemachten Früchten und Compoten, namentlich aber nicht als Salatschüsseln gebraucht werden. Weiter enthalten die meisten irdenen Geschirre, Töpfe und Thonwaaren Bleisalz. Irdene Glasuren, welche aus Kieselerde, Thonerde und Alkalien bestehen und am Porzellan und Steingut verwendet werden, sind durchaus nicht gesundheitsschädlich, dagegen können bleihaltige Glasuren, aus Bleiglanz und Lehm entstanden, und Email-Glasuren Veranlassung zu schleichender Vergiftung geben. Will man sich überzeugen, ob ein Geschirr nach den richtigen, gesundheitsgemäßen Gesetzen der Technik glasirt ist, so muß man es vor der erstmaligen Benutzung mit Essig füllen, letzteren acht bis zehn Stunden in den Töpfen stehen lassen, dann denselben herausnehmen und einige Tropfen Schwefel-Ammonium zugießen, welches man in jeder Apotheke zu billigem Preise haben kann. Wenn sich dann kein schwarzer Niederschlag oder keine hellbraune Färbung zeigt, so sind die Töpfe als der Gesundheit nicht gefährlich zu betrachten, da kein Bleisalz durch den Essig ausgelaugt worden ist.

Es ist für das Zustandekommen einer Vergiftung durchaus nicht Bedingung, daß das betreffende Gift durch Vermittelung des Magens sich dem Organismus mittheile; die Aufnahme giftiger Stoffe in die Luftwege ruft ebenfalls die giftige Wirkung hervor. Bei der Aufnahme in die Luftwege, also durch Einathmen, kommen die gas- und dampfförmigen Gifte, und unter diesen in der Haushaltung vorzugsweise „Kohlen-Oxyd" und „Leuchtgas" in Betracht. Bei vollständiger Verbrennung kohlenstoffhaltiger Körper nimmt der Kohlenstoff zwei Gewichtstheile Sauerstoff aus der Luft auf und wird zur Kohlensäure. Ist die Verbrennung aber nicht vollständig, das heißt wird nicht so viel Sauerstoff zugeführt, als zur Bildung der Kohlensäure nothwendig ist, so kann der Kohlenstoff nur einen Gewichtstheil Sauerstoff aufnehmen und das Product der Verbindung heißt alsdann „Kohlenoxyd". Dieses, ein farb-, geruch- und geschmackloses Gas, ist dem Leben noch feindlicher als die Kohlensäure an und für sich und hat schon sehr oft Schlafenden den Tod gebracht. Es entwickelt sich am leichtesten in Zimmern, sobald beim Glühen von Kohlen im Ofen die Ofenklappe zu früh geschlossen wird, was leider trotz der vielen Unglücksfälle nur zu oft noch geschieht. Ebenso lassen bis zur Gluth erhitzte eiserne Oefen oder Ofentheile, auch Ritzen in der Wand der Oefen dieses giftige Gas durch. Auch in anderen Fällen, wo eine vollkommene und langsame Verbrennung (mit erstickter Flamme) vor sich geht, wie beim Glimmen von Holz, Torf 2c., einfachen Feuern auf Kohlenpfannen, -Becken und -Töpfen, niedrig geschraubten Lampenflammen, Kohlenplätteisen u. dgl. bildet sich Kohlenoxydgas, dessen Gegenwart sich leider nur wenig bemerklich macht und mit Sicherheit meist nur schwer nachzuweisen ist.

Das Leuchtgas, welches oft Kohlenoxydgas enthält und deshalb ebenfalls sehr giftige Wirkung haben kann, ist in der neueren Zeit, in welcher man auch in Privat-Wohnungen Gasbeleuchtung hat, schon öfters die Ursache zur Erstickung gewesen. Denn nicht nur aus offengebliebenen Gasbrennern, sondern auch aus schadhaften Gasröhren (sogar aus solchen, die in der Nachbarschaft eines Hauses liegen), kann Gas in die Zimmer eintreten. Glücklicherweise verräth sich dies Gas durch seinen üblen Geruch.

Auch schädliche saure, scharfe und mineralische Dämpfe, z. B. von Chlor, salpetriger und schwefliger Säure, Brom, Ammoniak, Phosphor, Quecksilber, Blei, Arsenik u. dergl., mischen sich bei gewissen Beschäftigungen und Gewerben der einzuathmenden Luft bei und sind der Gesundheit äußerst nachtheilig.

Bei der durch die Luftwege stattfindenden Einführung von Giften spielen sodann die giftigen Farben, die in gasförmigem Zustande oder in Form feinen Staubes sich dem Organismus mittheilen, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Ihre Zahl ist Legion.

Vorzugsweise sind es die grünen Farben, die durch ihren Gehalt an arseniger Säure sich auszeichnen und leicht schädlich werden können. Die den Damen wohlbekannten grünen Ballkleider (Tarlatane) und Ballkränze sind großentheils mit Scheel'schem oder Schweinfurter Grün gefärbt; diese Farbstoffe sind nur lose aufgelegt und fliegen bei der geringsten Reibung in Staubwolken ab. In der letzten Zeit sind verschiedene Fälle bekannt geworden, in welchen mit arsenikhaltigen Anilinfarben gefärbte rothe, violette und braune wollene Stoffe und Garne (Unterjacken, Strümpfe) Vergiftungs-Erscheinungen hervorgebracht haben. Auch vor den grünen Spielwaaren, besonders den in neuerer Zeit so sehr beliebten gefärbten Gummi-Artikeln, welche vornehmlich Zink-Verbindungen enthalten, und vor dem gefärbten amerikanischen Ledertuche, welches als Verdeckung an Kinderwagen, sowie zu Bettunterlagen häufig benutzt wird, wollen wir an dieser Stelle warnen.

Gleich schädlichen Einfluß auf die Gesundheit haben der Anstrich der Zimmerwände, Fenstervorsätze und Fliegenfenster, und die Tapeten, zumal in noch neuen und feuchten Wohnungen, da sie oft arsenik- und kupferhaltig sind. Große Vorsicht ist auch bei dem Gebrauche grüner Lampenschirme, Rouleaux, grün gefärbter Lichter u. s. w. nöthig.

Außer diesen Farben kommen noch solche in Betracht, die als Schminke der Haut aufgetragen und so unter dieselbe und in das Blut getrieben werden. Auch die Anwendung des rothen, mit Zinnober gefärbten Siegellacks hat ihr Bedenken, weil beim Brennen desselben Quecksilberdämpfe entstehen, deren fortgesetzte Einathmung unmöglich wirkungslos bleiben kann.

Alle die hier angeführten Gifte in Wohnung und Nahrung sind meist in ihrer Wirkung schleichender Natur, und es ist deshalb um so größere Vorsicht nöthig, um sie rechtzeitig zu entdecken und unschädlich zu machen.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Der Marktplatz zu Kassel. Von H. Giebel. Siehe die Abbildung, Seite 169. — Kassel, die Hauptstadt von Hessen-Nassau, gehört seiner Lage und Bauart nach zweifellos zu den schönsten Städten Deutschlands. Besonders zeichnet sich die Oberstadt, die seiner Zeit von französisch-reformirten Emigranten angelegt wurde, durch ihre breiten und geraden Straßen, ihre schönen Plätze und architektonisch sehenswerthen Häuser aus. Das Giebel'sche Bild giebt einen Begriff von dem fast holländisch sauberen Anblick, den Kassel gewährt.

Prinz Friedrich August von Sachsen und seine Braut, Louise Antoinette, Erzherzogin von Toscana. Siehe die Portraits, Seite 172. — Prinz Friedrich August, Chef des 5. sächsischen Infanterie-Regiments Nr. 104, wurde am 25. Mai 1865 geboren und ist das zweite Kind, — seine Schwester Mathilde ist zwei Jahre älter, — des Prinzen Georg von Sachsen, Bruders des regierenden Königs, und seiner verstorbenen Gemahlin Maria Anna, Infantin von Portugal und Algarbien. Seine Verlobte, Luise Antoinette Maria, geboren am 2. September 1870 zu Salzburg, führt den Titel einer Erzherzogin von Toscana; ihr Vater, Ferdinand IV., erließ auf das vom 22. März 1860 datirte Decret Victor Emanuels, die Vereinigung Toscana's mit dem Königreiche Sardinien betreffend, von Dresden aus vier Tage später einen Protest. Die Erzherzogin gehört der Linie Habsburg-Lothringen des österreichischen Herrschergeschlechts an und stammt aus der zweiten Ehe ihres Vaters mit der Erzherzogin Alice, Tochter des Herzogs Carl III. von Parma.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gaud aus Pierre Loti's „Islandfischern". Von Dora Hitz. Siehe die Abbildung, Seite 173. — Wer kennt nicht Pierre Loti's wundersam poetische Dichtung „Der Islandfischer"? Ein Buch ohne den Reiz der Spannung, aber von einer so packenden Wahrheit und Anschaulichkeit, einer solchen Feinheit der Beobachtung und in so klassischem Stile geschrieben, daß man es mit Recht zu den Perlen der Weltliteratur zählen kann. Der in einem verlorenen Winkel Frankreichs hausende, seinem gefahrvollen Gewerbe muthvoll und wageluftig nachgehende Stamm der bretonischen Fischer, die alljährlich im Februar nach Island ziehen, um dort den Stockfischfang zu betreiben, hat in Pierre Loti einen Schilderer gefunden, dem es gelang, jenen sturmfesten Männern ein unvergängliches Denkmal zu setzen. In den kurzen Monaten, welche die Islandfischer daheim zubringen, pflegt sich der Roman ihrer Liebe und das Idyll ihres Familienglückes abzuspielen; später harren dann Frauen und Mädchen sehnsüchtig der Wiederkehr der Männer, — und wie viele harren vergebens! Auch Gaud Mével, die Gattin Jan Goas', den nach sechstägiger Ehe ein harter Beruf aus ihren Armen führte, schaut sehnsuchtsvoll auf das Meer hinaus; noch hofft sie, denn noch fehlen die letzten beiden Island-Fahrzeuge, — sie will und will nicht glauben, daß er, den sie liebt, „Hochzeit mit dem Meere" gehalten hat . . . Monde verfließen, und immer wieder kehrt Gaud zum Meeresstrande zurück, — hoffend und harrend . . . Es wirkt tief erschütternd, wie Loti das verzweiflungsvolle Wehren der jungen Frau gegen die furchtbare Ueberzeugung vom Tode ihres Jan zu schildern verstanden hat. Man lese es selbst; der Roman ist bei Calmann Lévy in Paris und in musterhafter Uebersetzung von Carmen Sylva, bei Strauß in Bonn erschienen. Die Lectüre des kleinen Werkes giebt auch das beste Verständniß für das rührende Bild unserer Malerin.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Unsere Gesellschaftsessen.

Einfaches Mittagessen für November.

Speisenfolge:

Bouillon mit Garbure von Wirsingkohl.
Gedämpfter Hecht mit Bratkartoffeln.
Sautirter Rosenkohl. Kalbsröllchen.
Gebratene Kalbskeule. Feiner Kartoffelsalat. Gedünstete Birnen.
Weingelée.
Butter und Käse. Nachtisch.

A. Recepte für das Mittagessen.

1. Garbure von Wirsingkohl. Mehrere kleine Köpfe Wirsingkohl theilt man in zwei Hälften, wäscht sie und läßt sie in siedendem Salzwasser unbedeckt einige Male überwallen. Dann kühlt man sie, drückt sie fest aus, entfernt die dicken Blattrippchen und dämpft den Kohl in Butter nebst etwas Fleischbrühe, mit Salz und Muskatnuß weich. Gleichzeitig schneidet man etwa drei Milchbrode in Scheiben und röstet sie im Ofen lichtgelb, schneidet auch kleine Scheiben von Kalbfleisch und dämpft sie in Butter gar und saftig. Dann streicht man eine Porzellanform, die Hitze vertragen kann, dick mit Butter aus und schichtet, mit Kohl beginnend und mit Brodscheiben endigend, abwechselnd Kohl, Fleisch- und Brodscheiben hinein. Man begießt das Ganze mit 3 Löffeln Bouillon, bestreut es mit Parmesankäse, belegt es mit kleinen Butterstückchen und bäckt die Garbure im mäßig warmen Ofen $^3/_4$ Stunden. Dann theilt man sie in der Schüssel in Streifen und giebt sie apart zu klarer Fleischbrühe.

2. Gedämpfter Hecht. Man muß zu diesem Gericht den Hecht mit scharfem Messer von den Schuppen und der oberen dunklen Haut befreien, sodaß nur die innere feine Haut über dem Fleische bleibt. Ist dies geschehen, so nimmt man den Fisch aus, wäscht ihn und steckt den Schwanz in's Maul. Nun wählt man eine Kasserole nach der Größe des Fisches, zerläßt in ihr 125 Gr. Butter, legt den Hecht, nachdem er gesalzen worden, hinein und fügt eine zerschnittene Zwiebel, einige Lorbeerblätter, sechs Löffel dicke saure Sahne, etwas Sardellenbutter und ein wenig Citronensaft hinzu, stellt alsdann das Gefäß auf eine heiße Platte, legt einen Deckel mit Kohlen darauf und dämpft den Fisch langsam eine halbe Stunde. Der Hecht wird auf runder Schüssel angerichtet, mit der durchgeseihten Sauce übergossen und mit einem Kranze von Bratkartoffeln umgeben.

3. Kalbsröllchen bilden eine ebenso hübsch aussehende, wie auch wohlschmeckende Beilage zu feinen Gemüsen. Man schneidet aus der Keule 4 Cent. breite und 20 Cent. lange, messerrückendicke Scheiben, legt sie etwa eine Stunde in eine Marinade von Weißwein, Citronensaft, Zwiebeln, Gewürz und Salz und bestreicht sie nach dem Abtrocknen mit einer Kalbfleisch-Farce, die man aus den feingewiegten Abfällen der Schnittchen mit etwas Speck, einigen Sardellen, zwei Eiern, Gewürz, saurer Sahne und geriebenem Brod bereitet hat. Die Scheiben werden fest aufgerollt, umwickelt und ringsum mit feinen Speckstreifen gespickt. Eine Kasserole wird mit Speckscheiben ausgelegt, einige Löffel Fleischextract-Bouillon werden zugegossen, die Röllchen hineingelegt und nun langsam gar gedämpft. Man befreit die Röllchen von den Fäden, schneidet sie der Länge nach durch, bestreut sie abwechselnd mit gewiegter Pökelzunge, geriebenem Eigelb, gehacktem Eiweiß, gewiegter Petersilie und gehackten Trüffeln und legt sie im Kranze um den in der Mitte der Schüssel angerichteten Rosenkohl.

4. Feiner Kartoffelsalat. Bei keinem Salat wird in der Bereitung öfter gefehlt, als beim Kartoffelsalat, für den ich nach zahlreichen verschiedenen Erprobungen die nachstehend angeführte Bereitungsweise als die bewährteste empfehlen möchte. Man kocht gute Salatkartoffeln in der Schale weich, schält sie, schneidet sie in gleichmäßige Scheiben, bestreut sie mit Pfeffer und Salz und übergießt sie mit einer Tasse Livorneser Salatöl, mit dem man sie einige Male schwenkt. Guten Weineffig vermischt man alsdann mit einigen Löffeln kochenden Wassers, einer großen Messerspitze feinem Zucker, einer zerriebenen Zwiebel und drei kleinwürfelig geschnittenen, pflaumenweich gekochten Eiern. Nun mischt man die Kartoffelscheiben darunter, füllt den Salat in Glasschalen, garnirt ihn abwechselnd mit Häufchen grüner Kresse und kleinen marinirten Ziestknöllchen, was vorzüglich zu dem Kartoffelsalat mundet, und läßt den Salat einige Stunden durchziehen, ehe man ihn servirt.

B. Restverwendungen.

1. In der übrig gebliebenen Bouillon, die man durch in siedendem Wasser aufgelösten Fleischextract vermehrt, kocht man drei bis vier große Eßlöffel von in Butter geröstetem Gries gar und sämig, fügt dann Muskatblüthe, reichlich gewiegte Petersilie und etwa fehlendes Salz, sowie den übrig gebliebenen Rosenkohl hinzu, zieht die Suppe mit drei mit Sahne verquirlten Eigelben ab und giebt in Butter geröstete Brodwürfel (von den Brodresten geschnitten) hinzu, die man vor dem Anrichten mit geriebenem Parmesankäse bestreut. Man nennt diese Suppe Klosterſuppe und kann auch verlorene Eier in sie einlegen, doch legirt man sie dann nicht mit Eigelb.

2. Romanische Schnittchen, die ein gutes Eingangsgericht nach der Suppe geben, stellt man aus dem Suppenfleische und dem Rest der Garbure her. Die Garbure schneidet man in Scheiben, wendet sie in Ei und Milchbrod und brät die Scheiben bräunlich. Inzwischen kocht man Reis in Fleischbrühe weich und schneidet aus Kastenbrod runde Scheiben, die man im Ofen wenig röstet. Dann wiegt man das saftigste Suppenfleisch nebst etwas Pökelzunge, Speck, einigen Edelpilzen und einer Chalotte fein, verrührt es mit einigen Eiern, einigen Löffeln dicker saurer Sahne, einem Guß Portwein, Salz und Pfeffer und erhitzt die Masse in heißer Butter. Auf die Brodscheiben setzt man erst einen Reisrand, füllt dann die Mitte mit der Fleischmasse, legt eine Scheibe der Garbure obenauf und bedeckt Alles wieder mit einer Schicht Reis. Man bestreicht die Schnittchen mit zerlassener Butter, in der man ein Ei verquirlt hat, bestreut sie mit geriebenem Brod und bäckt sie im Ofen lichtbraun.

3. Hechtstritzeln. Das Fleisch vom übrig gebliebenen Hecht wird behutsam abgelöst und fein gewiegt, mit 50—80 Gr. zu Schaum gerührter Butter (die Menge richtet sich nach der Quantität der Fischreste), 2—4 Eidottern, 1 ganzen Ei, etwas feinem Pfeffer und einem in Milch geweichten, ausgedrückten Weißbrod vermischt. Aus dieser Masse formt man daumendicke, fingerlange Stritzeln, wendet sie erst in zerlassener Butter, dann in einer Mischung von geriebener Semmel und geriebenem Parmesankäse um und bäckt sie in Backfett lichtbraun. Man reicht zu diesen Hechtstritzeln die folgende Meerrettigsauce und giebt noch Salzkartoffeln nebenher. Für die Sauce reibt man den Meerrettig sehr fein, reibt ein Stückchen Zucker an Citronenschale ab, stößt ihn, reibt auch einen säuerlichen Apfel auf dem Reibeisen und verrührt dies mit Essig und kalter Fleischbrühe über gelindem Feuer zu dicker Sauce, welche man vor dem Anrichten mit Salz und Pfeffer würzt und nach Gefallen mit einem Glase Kochwein versetzt.

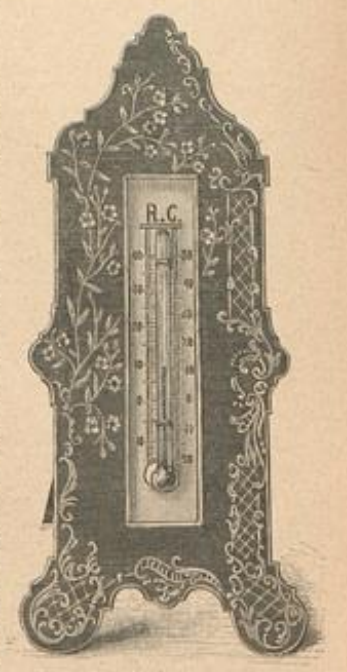
4. Kalte Kalbsröllchen. Man schneidet die halbierten Kalbsröllchen noch einmal durch, bereitet alsdann eine gute Mayonnaise, wendet jeden Theil in ihr um, schichtet sie zierlich auf, umgiebt sie mit einem Kranze von mit Oel, Essig und Salz angemengtem Endiviensalat und füllt über das Ganze von der Mayonnaise. Bei kleinen Abendessen giebt dies eine hübsche Schüssel, die noch gewinnt, wenn man die Röllchen auf einen Boden Aspic setzt und die Oberfläche ebenfalls mit Aspic übergießt. Man giebt die Mayonnaisen-Sauce dann nebenher und kann die Schüssel oben nach Geschmack und Gefallen mehr oder weniger reich garniren.

4. Fleischpudding. Die Reste des Kalbsbratens wiegt man fein und bereitet für 500 Gr. gewiegten Fleisches ein Rührei von 3 Eiern, vermischt dies sofort mit dem Braten und fügt dann nach und nach 4 Eigelb, 1 Löffel gehackte Sardellen, die vorher gut gewässert sein müssen, 1 geriebene Chalotte, Salz, Pfeffer, Muskatnuß, 6 Löffel süße Sahne, ein eingeweichtes, wieder ausgedrücktes Milchbrod und 100 Gr. gewiegten gekochten Schinken hinzu. Wenn Alles gut mit einander vermischt ist, zieht man den steifen Eierschaum der vier Eier hindurch, füllt die Masse in eine vorbereitete Form und kocht den Pudding im Wasserbade $1^1/_2$ Stunden. Man stürzt ihn und giebt eine braune Kraftsauce nebenher, zu der man die Reste der Bratensauce vortrefflich verwenden und der man durch einen Zusatz von etwas Liebig's Fleischextract bei etwaigem Mangel von Fleischbrühe die nöthige Kraft verleihen kann. — Den übrig bleibenden Fleischpudding kann man auch kalt sehr wohl benutzen; er mundet dann ebenfalls vortrefflich, zumal wenn man einen Tataren-Beiguß dazu giebt. So ist er eine gute Schüssel für den Theetisch.

5. Geschlagener Pudding. Man schlägt ein Viertel Liter süße Sahne zu steifem Schaum und würzt ihn mit Vanillezucker und einem Gläschen Maraschino-Liqueur. Dann füllt man das übrig gebliebene Weingelée in eine große, weite Schüssel und schlägt es mit der Schaumruthe so lange, bis es sich in eine gleichmäßige flockige Masse verwandelt hat, die sich gut mit dem steifen Sahneschaum vermischen läßt. Man füllt die Masse in Kristallschalen und verziert den Pudding mit verschiedenen eingemachten Früchten.

Luise Holle.

Zum Feste. — Das Weihnachtsfest wirft bereits seine wärmenden und erleuchtenden Strahlen voraus in die kalten, dunklen Wintertage. Wie viel wird nicht schon jetzt vorbereitet und zusammengetragen, wie emsig regen sich überall fleißige Hände um Nützliches und Schönes zu schaffen, wie ängstlich sind sie bemüht, Alles in den dichten Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses zu hüllen, der erst unter den strahlenden Kerzen des Christbaumes gelüftet wird, wenn die im Verborgenen vorbereiteten Geschenke auf dem hell beleuchteten Weihnachtstisch ausgebreitet liegen. Gerade in der jetzigen Zeit fleißiger Thätigkeit und des Sinnens und Grübelns, womit man liebe Angehörige erfreuen könnte, wird Vielen eine neue und schnell fördernde Arbeit, die, so einfach sie ist, doch in das Gebiet der Kunst hinüberspielt, willkommen sein, und ihnen Anregung zur eigenartigen Ausschmückung von vielen hübschen und brauchbaren Dingen geben. Es handelt sich um eine Art Radir- oder Gravirarbeit, ähnlich dem früher sehr beliebten Radiren des Porzellans, nur geschieht das Auskratzen auf Metall, das mit einem schon eingebrannten, schwarzen Ueberzug versehen ist; daher ist nach Vollendung der Arbeit kein weiteres Einbrennen oder Nacharbeiten mehr erforderlich. Alle beliebigen Metalle: Zink, Kupfer, Messing, Nickel 2c. können einen solchen dunklen Grund, der sich wie gemasertes Holz ausnimmt, erhalten, von dem sich dann die ausradirten Stellen in der betreffenden Metallfarbe wirkungsvoll abheben. Der Contrast des stumpfen, dunklen Fonds und der glänzend und blank hervortretenden Musterfiguren bringt einen eigenartigen Reiz hervor. Ueberwiegend wird Zink und Messing benutzt; letzteres Metall zeichnet sich durch seinen warmen, goldigen Schimmer aus, während die Zeichnung auf Zink noch effectvoller wirkt und fast wie eine Einlage von Perlmutter erscheint. Einen sehr feinen, reizvollen Eindruck kann man auch durch den röthlichen Ton des Kupfers erzielen, doch kommt dies schöne Metall seines höheren Preises wegen seltener zur Verwendung. Die Herstellung des schwarzen Ueberzuges ist das Geheimniß des Erfinders, des Optikers und Mechanikers Wolffschmidt, Berlin SW, Friedrichstr. 200. Derselbe führt ein reichhaltiges Lager aller erdenklichen, für diesen Zweck geeigneten Metallgegenstände, auch mit bereits vorgezeichneten und angefangenen Mustern. Wie wichtig die Wahl eines Musters ist, wissen unsere kunstsinnigen Leserinnen gar wohl; es wird ihnen nicht schwer fallen, aus der großen Fülle der in unserer Zeitschrift gegebenen schönen und geschmackvollen Vorlagen für jeden Zweck eine geeignete zu finden, zusammenzustellen oder auch selbständig zu entwerfen. Das Aufzeichnen bietet keine Schwierigkeit, da der Grund jeden Bleistiftstrich annimmt; es kann aus freier Hand oder auch mit Pauspapier geschehen. Zum Radiren bedient man sich eines kurzen, handlichen Federmessers mit guter Spitze. Zunächst werden die Contouren scharf und bestimmt eingeritzt; dann geht man an die weitere Ausführung der Arbeit, die leicht, mühelos und schnell von Statten geht; sie wird natürlich um so schöner und künstlerischer wirken, je mehr sie Formensinn und Zeichentalent bekundet. Die Strichlage richtet sich ganz nach der Vorlage, es dürfen durchaus nicht alle Musterfiguren — Blätter, Blüthen, Arabesken, — gleich hell gehalten werden, sondern der Grund muß überall als Schattenton mitsprechen, wenn eine feine Wirkung erzielt werden soll. Nach Vollendung der Arbeit reibt man sie mit einem Läppchen und einigen Tropfen Oel ab, um der dunklen Grundfläche einen stumpfen, matten Glanz zu verleihen.



O. A.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Glacé-Handschuhe. — Lassen sich Glacé-Handschuhe noch auf andere Weise als mit Benzin reinigen, dessen Geruch mir sehr unangenehm ist? Mathilde A., bei Luckenwalde.

Schrotbrod. — Kann mir eine freundliche Leserin Anweisung zur Herstellung von Schrotbrod geben? Pauline S., Liegnitz.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Reinigen von Oelbildern (152). — Ich habe in der „Illustr. Frauen-Zeitung" des öfteren über das Reinigen von Oelbildern gesprochen. Der Dilettant muß in dieser Beziehung sehr vorsichtig sein, da bei ungeschickter Anwendung schärferer Mittel das Bild zweifelsohne zu Grunde geht. Man reibe vorerst mit dem Finger in kreisförmiger Bewegung auf dem Gemälde so lange, bis sich ein feiner, etwas splittriger Staub ergiebt. Diesen Staub blase man nicht ab, sondern verwende denselben als weiteres Schleifmaterial; er besteht nämlich aus dem über das Bild aufgetragenen Firniß oder Lack und es kommt darauf an, diesen Lack, auf welchem bekanntlich alle Unreinlichkeiten liegen, abzunehmen. Schleifmittel, ossa sepia, gepulverter Bimsstein 2c. sind ganz unzulässig, da sie die pastosen Stellen der Bilder angreifen, in den Tiefen aber den Firniß liegen lassen. Ist das Gemälde nicht zu groß, so lasse man es sich nicht verdrießen, mit dem bloßen Finger zu schleifen, im anderen Falle kann man einen hirsch- oder rehledernen Handschuh anziehen, keinesfalls aber soll man etwa einen Schleifballen machen, da ein solcher seinen Zweck nie erfüllen kann. Man achte ferner darauf, nicht zu stark aufzudrücken, damit man den Blendrahmen, auf welchen das Oelbild aufgezogen ist, nicht etwa durchdrückt, was sehr störend wirkt.

Ist der Firniß entfernt, so nehme man eine gewöhnliche Küchenzwiebel, schneide sie in zwei Theile und reibe das Bild vorsichtig mit der weichen, nassen Seite der Zwiebel solange ab, bis diese selbst keine Unreinlichkeit mehr zeigt. Dann wird das Bild von den Unsauberkeiten, welche die Zwiebel etwa zurückgelassen hat, gesäubert, trocken abgewischt und von neuem gefirnißt. Der Firniß muß sehr dünn, mittelst eines breiten, langhaarigen Pinsels aufgetragen werden; vorher versäume man nicht, den Blendrahmen vorsichtig anzudrücken, damit sich die Leinwand spanne, etwaige Erhöhungen befeuchte man an der Rückseite mit Wasser, die Fläche der Bilder soll immer eine möglichst ebene sein.

Koller u. Comp. in Wien und Dr. Friedrich Schönfeld in Düsseldorf liefern vortrefflichen Mastix-Firniß, welcher dem Damar-Lack unbedingt vorzuziehen ist, da letzterer einen zu scharfen Glanz hat. K. C. in Innsbruck.

Flecke in Photographien (88). — Gestatten Sie mir auf die Antwort in Nr. 17 noch eine kurze Bemerkung. Die dort angegebenen Ursachen über Flecke in den Photographien mögen zutreffend sein; beim Chromo-Ausmalen aber liegt meist die Schuld nicht an der Photographie und dem Papier, sondern am Aufkleben. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die kleinen Flecke und Pünktchen, die sich ja leider nur zu leicht einstellen und die Wirkung beeinträchtigen, besonders frühzeitig und zahlreich auftreten, wenn das Klebemittel mit dem Holzspachtel nicht genügend ausgedrückt ist. Je sorgfältiger dies geschieht, um so weniger wird sich der bewußte Uebelstand bemerkbar machen. Ich habe übrigens auch statt der Pasta Weizenstärke versucht und damit gute und bisher fleckenlose Bilder erzielt. Bei der käuflichen Pasta ist stets auf guten Verschluß zu achten, weil sie sich sonst leicht verflüchtigt. J. H., Berlin.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung.

Heft 23. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. December 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Wer hat dich, du schöner Wald..?"

Eine Lieder-Erzählung
aus dem Leben Felix Mendelssohn-Bartholdy's
von Ernst Pasqué.

5.

(Schluß.)

Wie Mendelssohn den Text, und wo er die Melodie zu seinem „Abschied vom Walde" fand.

Am Nachmittage konnte Mendelssohn den Besuch des Herrn Pfarrers und des Schullehrers nicht abweisen; ihre Worte des Dankes und der Bewunderung mußte er entgegennehmen, und schließlich ging er sogar mit ihnen hinüber in die Kirche, um die Orgel zu spielen. Das Werk war ein altes und schadhaftes, aber dennoch wirkte Mendelssohn's Spiel auf die Beiden wie Sphärenmusik aus einer anderen Welt. Der Pfarrer theilte ihm mit, daß die Kirche eine neue Orgel erhalten würde, und Mendelssohn war freundlich genug, ihm zu versprechen, bei der Einweihung zugegen sein und das neue Werk in aller Form probiren und spielen zu wollen. Dann kehrte er wieder in sein Zimmer zurück und sah Niemand mehr als den Peter, der unabläßig zu seinem Dienste bereit stand.

Es war ein schöner Sommerabend, und da die Staatsstube der „Sonne", welche Mendelssohn bewohnte, nach Westen zu lag, auch einen Ausblick auf die bewaldeten Höhen des Thales bot, so konnte er das prächtige Schauspiel eines selten schönen Sonnenunterganges in aller Ruhe bewundern. An das offene Fenster hatte er sich gesetzt und blickte sinnend hinaus in das rothglühende Feuermeer, welches, sich immer mehr ausbreitend, den ganzen Horizont überfluthen zu wollen schien und so märchenhaft durch die oberen Baummassen funkelte, daß eine wahre Sehnsucht nach einem solchen Zauberwalde in dem Sinnenden auftauchte. In der Hand hielt er eine Anzahl mit Versen beschriebener Blättchen verschiedenen Formats: es waren die von seinem Freunde Klingemann aus London gesandten Liedertexte. Er hatte diejenigen von ihnen schon mehrfach durchgelesen, die vom Walde, vom Jägerleben sagten, doch keines wollte ihm so recht behagen: sie schienen ihm nicht kräftig und klar, mit einem Wort nicht volksthümlich genug zu sein. Denn gerade ein solches Gedicht suchte und brauchte er für seinen Zweck und deshalb wurde ihm das Wählen gar so schwer. Da brachte sein getreuer Peter ihm ein echt rheinisches Paßglas, gefüllt mit köstlich duftendem Wein, und plötzlich fuhr ein Gedanke durch des Meisters Hirn. „Für das Volk will ich singen," sagte er sich, „ein Mann aus dem Volke soll mir die Worte dazu wählen." Und dem Peter die Blättchen reichend, sprach er freundlich zu diesem: „Peter, ich will ein Lied vom Walde componiren, und da ich Dir die Handschrift meiner ersten Composition versprochen habe, sollst Du auch den Text dazu wählen. Nimm und lies, und sage mir, welches von den Gedichten Dir am besten gefällt."

Peter nahm mit einem Gemisch von Staunen und Zögern die Blättchen und begann, sie eins nach dem anderen durchzulesen. Doch nach und nach wurde sein Gesicht ernst, und als er immer noch nicht reden wollte, fragte ihn Mendelssohn: „Nun, Peter, es gefällt Dir wohl keines der Lieder?„

Da blickte Peter dem Meister recht treuherzig in das Antlitz und sprach: „Ach, Herr Mendelssohn, die Gedichte mögen sehr schön sein, doch ich verstehe das Meiste davon nicht, oder doch nur halb, — wird's von vielen Stimmen gesungen, werden die Zuhörer erst recht den Sinn nicht verstehen. Da wüßte ich Ihnen ein ganz anderes Lied," begann er jetzt wieder mit gewohnter, an Begeisterung streifender Lebhaftigkeit, „ein Lied, das mit seinen wenigen Worten klingt, als ob es für unseren Wald auf dem Stauffen und für unsere Jäger gedichtet worden wäre. Und wie schön würde es erst in Ihrer Composition klingen!"

Mendelssohn schaute auf: „Und wie heißt dies Lied, — wo ist's?" fragte er gespannt.

„Es heißt: ‚Der Jäger Abschied vom Walde'; ich fand es vor wenigen Tagen, als ich in Frankfurt war, in einem Zeitungsblatt und habe es mir abgeschrieben."

„Dann laß es mich lesen, hole es mir. — Lauf', Peter, lauf'!"

Der Peter war schon davon gelaufen, um wenige Augenblicke später mit einem beschriebenen Blatt Papier zurückzukehren, das er Mendelssohn reichte. Dieser ergriff es hastig und las leise die in recht hübschen Zügen darauf geschriebenen Verse:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben
So lang' noch mein' Stimm' erschallt."

Und schon setzte er summend, fast singend hinzu:

„Lebe wohl — lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!" —

Marci panis: Das Aussuchen der Mandeln. Von Ludwig Dettmann. — Siehe Seite 180.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Immer freudiger erregt las er nun die beiden anderen Strophen, und als er am Schlusse den Namen „Joseph von Eichendorff“ gefunden, da sprang er von seinem Sitz empor und rief mit dem freudigen Enthusiasmus des echten Künstlers: „Das ist's, was ich brauche und suchte. Dies Lied componire ich, Peter! Und morgen in der Früh' ziehen wir Beide hinaus nach dem Walde und dem Berge, den Du mir nanntest. Dort werde ich, so Gott — und meine Muse es wollen, die rechten Töne für die hübschen, volksthümlichen Verse finden!“

Und dabei blieb es. —

Am anderen frühen Morgen verließen Mendelssohn und sein getreuer Peter die „Sonne“ und das stille freundliche Eppstein und schritten dem Stauffen, dem hohen Wächter des Lorsbacher Thales zu. Peter trug eine mit Proviant wohlgefüllte Ledertasche und befand sich in einer so freudig erregten Stimmung, daß er laut auf hätte jauchzen mögen, mit den Vögeln um die Wette. Doch mußte er sich bezähmen, er hätte ja dadurch Herrn Mendelssohn in seinen Gedanken stören können. Dafür schwenkte er lustig seinen derben Stock, als ob er dadurch Alles hätte los werden wollen, was ihn so übermächtig erfüllte. Der junge Meister schritt still und sinnend dahin, wenn er auch mit strahlenden Blicken in den sonnigen Morgen und das liebliche, sich ihm öffnende Thal schaute. Bald lenkte Peter links von der Straße ab, und über eine Wiese schreitend, betraten Beide den Wald. Ein Weg öffnete sich ihnen, der sie langsam, doch unaufhaltsam die Höhe hinanführte. Es waren mächtige alte Buchen, in deren Schatten sie dem Gipfel des Berges, der „Stauffen“ genannt, entgegen wanderten. Der Weg war weit, und die Zeit verging, Mendelssohn merkte es nicht, er gab sich ganz dem Eindrucke hin, den der herrliche, von der Morgensonne durchfunkelte Wald in ihm erregt hatte. Endlich mußten sie dem Gipfel nahe sein, und hier gestaltete sich die Waldung zu einer wahrhaft selten schönen. In der fernen Höhe, der sie entgegenstrebten, lichteten sich die Baummassen, welche die Wanderer bis jetzt mit einer fast geheimnißvollen Dämmerung umfangen hatten. Durch die mächtigen Stämme der Buchen, hie und da von alten, knorrigen Eichen durchstanden, schimmerte, wenn auch immer noch gebrochen, das sonnige Tageslicht: das Hochplateau des Stauffen war erreicht. Da warf Mendelssohn sich mit einem Laut innigen Behagens auf den moosigen Waldboden nieder, und auch Peter that desgleichen, nur immer noch in scheuer, fast ehrfurchtsvoller Ferne von dem sinnenden Meister.

Es war eine auserlesen schöne Stelle des Waldes, welche Mendelssohn unabsichtlich, nur der Eingebung des Augenblickes folgend, gewählt hatte. Ein Kranz der herrlichsten Buchen umgab den Ruhenden; sie wölbten ihre mächtigen Kronen hoch über ihm, daß sie einem himmelanstrebenden gothischen Dome glichen. Durch die grünen Blätter funkelte die Sonne in Form von Tausenden von Sternlein auf ihn nieder, die durch das leichte Wogen der Aeste und Zweige jeden Augenblick ihre Stellung zu verändern schienen. Dabei rauschte und tönte es geheimnißvoll, leise, wie eine überirdische Musik über seinem Haupte, und gar bald empfand der empfängliche Meister den ganzen Zauber dieses Natur-Domes, in dem er einsam weilte. Schon lange hielt er das Blättchen mit dem Eichendorff'schen „Abschied vom Walde“ mechanisch in der Hand. Jetzt holte er mit raschem Griffe ein mit Notenlinien versehenes Notizbuch aus der Tasche und begann zu schreiben, anfangs langsam, — dann immer hastiger, und endlich begleitete er summend, was er da niederschrieb: „Lebe wohl — lebe wohl! — Lebe wohl, — lebe wohl, — du schöner Wald!“ tönte es, bald in tiefer, bald in hoher Stimmlage, — leise, — leise, — kaum hörbar. — Peter rührte sich nicht, unbeweglich lag er auf dem Waldboden, dafür mit allen Sinnen horchend. Es war dem guten Menschen, dem Musik-Enthusiasten aus dem Volke, als ob er einer geheimnißvoll heiligen Handlung beiwohne.

Plötzlich sprang Mendelssohn vom Boden empor und rief mit hellen Freudentönen: „Heureka! — Es ist gethan, und es wird gut sein. — Doch nun tische auf, Peter! Ein gutes Glas Wein und ein Imbiß werden uns wohl thun!“

Peter war schon bei der Arbeit, und bald prangte neben Mendelssohn auf dem Waldboden und auf weißer Serviette ein einladendes Frühstück, aus Brod, Butter und kaltem Fleisch bestehend. Eine große Flasche vom Allerbesten fehlte nicht, und Beide, der Meister und sein naiver Bewunderer, aßen und tranken gemeinsam mit größtem Appetit, als ob sie ihres Gleichen gewesen und zu einander gehört hätten. Dann fragte Mendelssohn:

„Durch welche Ortschaften kommen wir, bis wir auf die Straße nach Frankfurt gelangen?“

„In einer guten halben Stunde werden wir im Thal und in dem Dorfe Lorsbach sein, in einer weiteren Stunde in dem Städtchen Hofheim, wo die Landstraße nach Frankfurt abzweigt. Um die Mittagszeit können wir dort einziehen.“

„Giebt es in Hofheim einen passablen Gasthof, etwa mit einem Klavier? — sodann Post oder eine andere Fahrgelegenheit?“

„In der ‚Krone‘ beim Fach ist man ganz vortrefflich aufgehoben, auch steht im Sälchen ein Flügel, groß wie der in der ‚Sonne‘ zu Eppstein. Eine Post giebt es auch dort und andere Fahrgelegenheiten nach Frankfurt genug.“

„Auf denn, — nach Valencia! — das uns hier Hofheim ersetzen muß!“ rief Mendelssohn in fröhlichster Laune. Zugleich erhob er sich, Peter packte die Reste des Frühstücks in seine Tasche, und Beide begannen den Abstieg nach dem Lorsbacher Thale. Mendelssohn schwenkte lustig seinen Reisestock, und mit der einfach schönen Melodie, welche sein Genius ihm soeben eingegeben, gleichsam Abschied von dem herrlichen Stauffenwalde nehmend, sang er aus voller Brust, aus vollem Herzen:

„Wer hat dich du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl! — lebe wohl —
Du schöner Wald!“ —

Wie prächtig klang das mehrfach wiederholte „Lebewohl“ durch die Buchen! Ein echter, weihevoller Abschied von dem sonnig grünen Walde. Peters Herz tanzte vor Freude den Tact zu dem neuen, gar zu schönen Liede, und er hatte doppelte Ursache dazu, denn er war es ja gewesen, der dem verehrten Meister den Text geliefert hatte, dessen Composition er in der Handschrift Mendelssohn's erhalten sollte und für immer sein eigen nennen durfte!

Glücklicher Peter! — wenn nur sein fataler Engländer nicht gewesen wäre!

6.

Ein zweiter Mendelssohn-Flügel.

Das Schicksal zweier Autographen Mendelssohn's und seines „Abschiedes vom Walde“, als Schluß.

Es war eine wunderschöne, herzerquickende Wanderung gewesen, welche Mendelssohn und Peter in etwa zwei Stunden durch das malerische Lorsbacher Thal nach dem freundlichen Städtchen Hofheim gebracht hatte. Gegen Mittag waren sie dort angelangt und in der „Krone“ eingekehrt, wo Mendelssohn sofort ein gutes Mittagessen für zwei Personen und für eine Stunde später einen Wagen zur Fahrt nach Frankfurt bestellte. Doch das Essen und der Wagen mußten, eines nach dem anderen, noch eine gute Stunde länger warten, denn der Meister hatte nur zu bald in dem oberen kleinen Saale des Gasthauses den durch Peter in Aussicht gestellten Flügel entdeckt. Es war ein noch gutes Instrument von Andrés in Frankfurt, und schon saß Mendelssohn davor und präludirte. Dann aber spielte er leise, — wie für sich ganz allein, seine neue Wald-Composition. Dennoch hatte er die andächtigsten Zuhörer. In einem Zimmer neben dem Sälchen saßen ganz mäuschenstill Peter und der alte Herr Fach, der Wirth der Krone und horchten, — horchten, damit ihnen auch nicht der leiseste Ton von Mendelssohn's Spiel verloren gehe. Herr Fach war ein ähnlicher Musik-Enthusiast, wie der Peter, und nachdem dieser ihm gesagt, wer der Fremde eigentlich sei, da vergoß der gute Kronenwirth fast Thränen einer rührenden Freude über die Ehre, welche seinem geringen Hause durch die Einkehr eines so großen, weltberühmten Musikers widerfahren war. Als endlich nichts mehr zu hören, das Spiel zu Ende war, da sprang Herr Fach mit jugendlicher Lebendigkeit die Treppen hinab in die Küche, in den Keller, um das Allerbeste für einen solchen seltenen Gast zu beschaffen. Mendelssohn hatte aus seinem Reisetäschchen Notenpapier, Feder und Tinte herausgelangt und schrieb nun in seiner zierlichen Notenschrift das neue Männerquartett nieder, er setzte sogar seinen vollständigen Namen nebst Tag und Ort darunter, wann und wo er es componirt hatte. „Für den Peter,“ sagte er sich lächelnd, als er mit seiner Arbeit fertig war, und schob einstweilen das inhaltreiche Blatt in seine Brusttasche. Dann begann er wieder ungehindert mit aller Lust zu spielen, zu phantasiren. Das war ein Concert, fast so schön wie das improvisirte in Eppstein, doch dauerte es nicht so lange. Der Spieler empfand plötzlich, daß die Essenszeit vorüber sein müsse, und erhob sich von dem Flügel, — fast im selben Augenblick, als die Frau Gasthalterin eintrat, um dem fremden Herrn ohne viel Umstände zu melden, daß das Essen längst bereit sei und in Grund und Boden verderben würde, wenn der Herr nicht endlich mit dem Spielen aufhöre und zu Tisch käme. Mendelssohn dankte lachend für diese ungewohnt höfliche Einladung, doch folgte er ihr auch, und nach wenigen Augenblicken saß er mit seinem Peter vor einem einladend gedeckten Tische und speiste, von Herrn Fach bedient, mit größtem Appetit und auch ganz vortrefflich.

Der Wagen wartete bereits eine ganze Weile draußen auf der Gasse, und es mußte geschieden sein. Vor dem Einsteigen nahm Mendelssohn Peter bei Seite und händigte ihm die Abschrift seiner neuen Composition mit den Worten ein: „Für Dich, mein guter Peter, die Musik zu Deinem Gedicht. Halte das Blättchen werth, als ein Andenken an den heutigen schönen Tag und den Componisten. Und hier, — noch eine Kleinigkeit für Dein Marieken.“ Damit drückte er ihm ein schweres Goldstück in die Hand und sprang in den Wagen, dessen Kutscher schon im folgenden Augenblick kräftig auf die ungeduldig stampfenden Pferde einhieb und davonfuhr.

Als Peter endlich zu sich gekommen war und aufblickte, war der Wagen schon fern, und er vermochte nicht einmal nach der Mütze zu greifen, um das grüßende Winken Mendelssohns zu erwidern, denn er mußte sich mit der Hand die Augen wischen, in die Thränen getreten waren. Dann ging er langsam mit dem Wirth in das Haus zurück, und hier erst vermochte er die beiden Gaben seines Gönners zu betrachten. In der einen Hand hielt er einen doppelten Friedrichsd'or, den er fast gleichgültig in die Tasche schob, denn die andere hielt wahr und wahrhaftig in der Handschrift Mendelssohns die neue Composition des von ihm, dem Peter, entdeckten schönen Waldliedes. Das war eine Freude! Der Kronenwirth freilich schien dieselbe nicht zu theilen, wohl nur, weil er die Ursache nicht zu würdigen vermochte. „Du hast nur ein beschriebenes Blatt Papier von ihm erhalten,“ sagte er stolz zu dem Peter, „ich aber erhielt mehr — weit mehr von dem großen Manne. Meinen Flügel hat er durch sein Spiel für alle Zeiten geweiht!“ Beide Hände flach auf das Instrument legend, wie der Priester sie auf den Altar legt, küßte er — wie jener den Altar — den Deckel und setzte mit möglichster Feierlichkeit hinzu: „ — Und von Stunde an habe ich einen Mendelssohn-Flügel.“ — —

In einer wahrhaft glückseligen Stimmung, seinen Schatz in der Brusttasche, wanderte Peter am Nachmittag durch das Lorsbacher Thal Eppstein zu. Er hätte in seiner Freude Jeden, der ihm begegnete, besonders die hübschen Bauernmädchen, umarmen können, sah er doch in jedem von ihnen sein Marieken, zu dem es ihn urplötzlich mit einer ganz gewaltigen Sehnsucht hinzog.

„Herr Melton!“ rief er mit grellem Aufschrei, als er daheim in der Sonne angelangt, die Thür der Gaststube öffnete und wie gebannt auf der Schwelle stehen blieb. Da saß er wirklich, dem Eingange gegenüber an einem der Tische, der unglückselige, musiknärrische Engländer, der ihn also bis in den Taunus verfolgt hatte und sich jetzt in seiner ganzen Steifheit erhob und mit gewohnter Gelassenheit auf Peter zutrat. „Yes,“ sagte er, „Ich bin kommen vom the Haag nak der Sun in das Taunus, um su fragen, ob you uill verkaufen der Autograph von das Mendelssohn?“

„Es handelt sich hier nicht mehr um das Guitarre-Autograph des großen Meisters,“ rief Peter in seiner Herzensfreude und zog seinen papierenen Schatz aus der Brusttasche, den er dem Engländer aus der Ferne mit beiden Händen entgegenhielt. „Hier, Herr Melton, schauen Sie — bewundern Sie! Ein ganzes Männer-Quartett, durchaus von der Hand des Meisters geschrieben und mit dessen eigenhändiger Unterschrift versehen, ganz frisch gebacken — nein, componirt, heute früh. Und der Text ist von mir — das heißt: er hat ihn von mir. Was sagen Sie dazu?“

„Wonderfull! Nun — I uill geben for der swei Autograph von das Mendelssohn forty Pounds,“ sagte Melton mit seinem früheren Phlegma, wenn auch die Augen das kostbare Stück gierig anblinzelten und die Hand sich langsam darnach ausstreckte. Doch Peter hatte seinen Schatz schon wieder in der Brusttasche geborgen, nur stutzte er und murmelte vor sich hin:

„Vierzig Pfund Sterling, — über vierhundert Gulden! — Das ist ein Wort, das könnte uns helfen!“ — Doch schon im folgenden Augenblick schrie er auf: „Nein, nein! Wir werden auch ohne Ihre Pfunde Hochzeit machen können, und meine Mendelssohn-Schätze behalte ich, was auch kommen mag!“

„Well!“ entgegnete der Engländer kaltblütig wie immer, und setzte dann, auch wie immer, für sich hinzu: „Uill er mir not verkaufen der swei Autograph for forty pounds, so uerde I sie mir nehmen.“ Nun zog er langsam einen Brief hervor, den er Peter reichte. „Ein Brief for you. — In ein Stund I retourn nak das Haag. Wenn you wollen mitfahren — well!“ Damit drehte er sich herum und kehrte gelassen zu seinem Tische zurück.

Peter hatte erstaunt den Brief genommen und geöffnet, doch kaum einen Blick hineingeworfen, als er einen Schreckenslaut hören ließ und rief: „Ich muß fort, nach dem Haag — auf der Stelle.“

Der Brief war von einem ihm bekannten Bediensteten des Lion d'or und meldete Peter mit wenigen Worten, daß sein Marieken todtkrank sei und er eilen müsse, wenn er sie noch einmal sehen wolle. — Nun

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

erinnerte er sich auch der Worte seines Engländers und auf diesen zueilend, rief er ihm zu: „Ich fahre mit Ihnen, Herr Melton, — in einer Stunde bin ich reisefertig!“ Zum ersten Mal lächelte der Englishman, doch nur verstohlen, dann sagte er weiter nichts als: „All right!“ und über Hals und Kopf stürzte Peter zur Thüre und zur „Sonne“ hinaus.

In seiner furchtbaren Aufregung lief er zu seinem alten Vater, der wieder so weit hergestellt war und den Sohn nach einem rührenden Abschied gern zu seinem todtkranken Bräutchen ziehen ließ. Dann eilte der arme Peter in die „Sonne“ zurück, schnürte seine Siebensachen mitsammt seinen Papierschätzen zusammen, und noch bevor die Stunde verflossen war, stand er reisefertig vor Herrn Melton, der ihn freundlich grinsend als Reisegefährten „willkommen“ hieß. Bald darauf fuhren Beide ab, vorerst dem Rheine zu, dann mit dem Dampfboot nach Rotterdam. Dort trennte sich Melton von seinem Genossen, weil er von hier aus nach England, — dann nach Indien wollte. Er hatte einen Reisewagen bis zum Haag gemiethet und bezahlt, in welchen er den sich in peinlichster Ungeduld verzehrenden Peter mit seinen Siebensachen einpacken ließ, und Beide fuhren nach verschiedenen Richtungen davon.

Endlich! — endlich langte der arme Peter, halbtodt vor Aufregung und Angst im Haag und im Lion d'or an, und wer trat ihm hier mit einem Jubelruf entgegen? Sein Marieken, das ihm um den Hals fiel, ihren Peter mit heißen Küssen begrüßte! Sein Marieken, das nie sterbenskrank, nicht einmal krank, sondern stets gesund gewesen war, wie ein Fischlein im Wasser. Und der Freund — der Spitzbube, der ihn so schändlich belogen? Er war nach der letzten Anwesenheit Herrn Melton's aus dem „Lion d'or“ und dem Haag spurlos verschwunden.

„Herr Gott!“ schrie Peter, und sank wie auf's Neue vernichtet auf einen Stuhl. „Mein Engländer hat mich betrogen und gewiß auch bestohlen!“ Schon schnallte er seinen Lederbehälter auf und suchte nach seinen beiden Mendelssohn-Autographen; — sie waren fort! Herr Melton hatte seine Drohung wahr gemacht und das, was er nicht hatte kaufen können, sich — genommen. Doch auch Marieken suchte, — suchte, und wenn sie auch die Papierschätze nicht fand, so fand sie dafür doch einen anderen Schatz. Vom Boden des Lederkoffers holte sie ein kleines schweres Päckchen herauf, und, als sie es öffnete, kamen vierzig goldene Sovereigns zum Vorschein. Der musiknärrische Engländer hatte nicht allein die zwei Autographen sich „genommen“, sondern sie auch, als ehrlicher Britte, reichlich bezahlt.

Daß Peter anfangs tobte und sich noch musiknärrischer geberdete, wie sein Engländer, war ebenso natürlich, als daß er sich endlich wieder beruhigte und in sein Schicksal, das im Grunde gar kein so übles war, fügte. Er durfte dies auch getrost thun, denn sein Gewissen war rein: er hatte seinen Mendelssohn'schen Autographen-Schatz für keinen Preis der Welt verkaufen wollen, — er war ihm einfach entführt und ihm dafür, gegen seinen Willen, die gebotene große Summe zurückgelassen worden. Auch hätte er weder die geraubten Handschriften wiedererlangen, noch das Geld dem Eigenthümer zurückerstatten können, — denn wo weilte sein Engländer zur Zeit, wo war er zu finden? Er tröstete sich endlich vollständig, blieb ihm doch sein holländisches Schätzchen und seine Guitarre! — Und wurde nicht auch schließlich der Verlust die Ursache seines Glückes? Denn nun erfolgte in wenigen Wochen die Hochzeit des wackeren Peters von Eppstein und des „mojen Marieken van Kattwyk aan Zee.“

* * *

Im folgenden Jahre, 1840, erschien Mendelssohn's Männer-Quartett „Wer hat dich, du schöner Wald“ mit einem Wanderlied, als Opus 50, und rasch wurde es überall mit Vorliebe gesungen. Doch erst 1841 sollte es seine officielle Einführung in den Concert-Saal erleben. Es war ein Zufall. Im 17. Gewandhaus-Concert hatte die damals berühmte Altistin, Fräulein Sophie Schleß aus Köln, eine Arie zu singen; die Künstlerin wurde heiser, und als Ersatz fand unter enthusiastischem Beifall ein Vortrag des herrlichen Quartetts „Der Jäger Abschied vom Walde“ statt. Nun machte es die Runde durch die ganze Welt; wo nur gesungen wurde, erklang das: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Und heute, nach einem halben Jahrhundert, ist dies noch immer der Fall. Berichtet uns doch ein deutscher Offizier, Herr von Baumbach,*) der einen Ritt durch Persien nach der Küste des schwarzen Meeres gemacht, daß er in Erzerum zu seiner größten Ueberraschung eine armenische Schule gefunden, deren Lehrer in Deutschland ausgebildet worden waren; die Kinder sangen ihm deutsche Lieder vor, u. A. „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut . . .?“, in vortrefflicher Behandlung der Sprache und der Melodie. —

Mendelssohn besuchte im Laufe der wenigen Jahre, welche ihm noch im Leben beschieden waren, oftmals und gern die schönen Gegenden am Fuße des Taunus. Besonders machte er von Soden aus, wo er mehrere Jahre hinter einander, der Gesundheit seiner Gattin halber, Aufenthalt nahm, Ausflüge nach dem lieblichen Lorsbacher Thal, nach Hofheim und Eppstein, wobei ihn Franz Messer, ein geborener Hofheimer und Nachfolger Schelble's als Dirigent des Frankfurter Cäcilien-Vereins, begleitete. Dort kehrte er stets in der ‚Sonne‘, oder in der „Krone“ ein und spielte oft die beiden Flügel, welche nun mit Recht den stolzen Namen führen durften, den der musikfreundliche Gastwirth Fach in seiner Begeisterung für den Meister seinem Instrument gegeben hatte. — Was aus den beiden Mendelssohn-Flügeln geworden ist, haben wir bereits zu Anfang unserer Liedergeschichte erfahren.

Als die Eppsteiner Kirche eine neue Orgel erhalten hatte, und diese am 11. August 1844, am Tage der Kirmes eingeweiht werden sollte, kam Mendelssohn, wie schon früher zugesagt, dorthin, um in einem Kirchen-Concert zum Besten des Kirchen-Fonds die neue Orgel zu spielen. Sängervereine von Frankfurt, Mainz und Wiesbaden waren zu dieser Feier nach dem romantischen Städtchen im Taunus gezogen, doch zu dem Concert und den Orgelvorträgen Meister Mendelssohn's kam es leider nicht. Der hochwohlweise herzoglich nassauische Amtmann gestattete wohl den Festzug durch den Ort nach der Kirche, er stellte sich sogar in seiner Amtstracht und ganzen Würde an die Spitze des Zuges, aber das Kirchen-Concert verbot er, als eine — „unwürdige Bettelei!“ und Mendelssohn sowohl, wie die Sangesbrüder der drei verschiedenen Städte mußten unverrichteter Sache wieder heimziehen.

Im Mai des verhängnißvollen Jahres 1847, ein halbes Jahr vor seinem Tode, war Mendelssohn zum letzten Male in dem ihm so lieb gewordenen Soden, und von dort aus machte er die letzten Ausflüge nach Hofheim und durch das Lorsbacher Thal nach Eppstein. Zum letzten Male werden auch seine Finger die Tasten der beiden Flügel berührt haben, doch wohl nur in wehmüthigen Accorden, denn seine geliebte Schwester Fanny war todt und für den Meister des Lebens Freude vorüber. Er besuchte noch zu seiner Erholung Baden-Baden und die Schweiz, — aber ergebens! Im October kehrte er nach Leipzig zurück, und schon am 4. November berührte der Kuß des Todesengels sanft des müden Meisters Stirn; sein Geist schwebte hinauf in jene Sphären, deren Klänge er in seinem frommen Glauben so oft zu vernehmen gemeint und in seinen herrlichen Schöpfungen wiederzugeben versucht hatte. Für den echten Musiker, den empfänglichen Zuhörer werden sie fortleben, trotz der verneinenden Richtung der neueren Zeit, und wenn all seine Lieder-Compositionen vergessen sein sollten, unvergessen bleibt und mit gleicher Freude wird gewiß immerdar gesungen werden des Meisters schönstes Quartett:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?“

*) Kölnische Zeitung vom 9. Mai 1890.

Nachdruck verboten.

Wer Recht hat?

Von Marie Stona.

Ach Therese!“ —

„Weshalb seufzest Du denn so kläglich, Elly? Du machst ja ein Gesicht, als hätten Dir die Spatzen den Kuchen gestohlen! Ist das eine Art, wenn man jung und hübsch ist und einen Mann hat, der nicht liebenswürdiger und vortrefflicher sein könnte?“

„Das ist's ja eben! Du glaubst, ich bin glücklich, weil alle Welt es glaubt; ich bin's aber nicht!“

„Wie?“

„Diese ewigen Streitereien und Verdrießlichkeiten mit Hugo machen mich ganz elend. Gestern haben wir wieder eine große Scene gehabt, — wir haben jede Woche eine. Er zankt und zankt!“

„Aber weshalb denn?“

„Weil er launenhaft ist. Nichts mache ich ihm recht. Und er kann sich über jede Kleinigkeit ärgern. Stelle Dir vor, letzthin sollte er für einige Tage verreisen. Ehe er in's Bureau ging, bat er mich, den Koffer herabholen zu lassen und Alles zum Einpacken zusammen zu suchen. Ich hatte aber etwas Anderes zu thun, — als er eine halbe Stunde vor seiner Abreise zurückkam, war nichts vorbereitet. Du hättest sehen sollen, wie er darüber außer sich gerieth! „Natürlich, ich vertrödle die Zeit mit Dummheiten, für meine Pflichten fehle mir der Sinn ꝛc. ꝛc.“

„Er hatte Recht. In solchen Fällen geht eben der Auftrag des Mannes allen anderen vor.“

„Oft aber ärgert er sich fast grundlos, wenn ich z. B. bei Bekannten irgend etwas vergesse. —“

„Ja, mein Kind, das passirt Dir eben zu häufig. Wir Anderen finden es allerliebst und köstlich, wenn Du heute Schirm und Handschuhe, morgen Brosche und Armbänder bei uns vergißt, — uns geht es eben nichts an. Bei Hugo aber ist es etwas Anderes. Der Mann verlangt von seiner Frau Ordnungssinn und Pünktlichkeit; ohne sie würde aus seinem Hause ein wildes Chaos werden.“

„Es ist wahr, ich will mir Mühe geben, nicht so vergeßlich zu sein. Vielleicht spricht er dann wieder ein freundliches Wort mit mir, wenn wir allein sind, — jetzt thut er's nicht, er schweigt.“

„Und Du?“

„Ich schweige natürlich auch.“

„Also Du sprichst kein freundliches Wort mit ihm. Der arme Hugo! Im Bureau hat er Aerger und Sorgen, und zu Hause findet er die schweigende, schmollende Gattin. So erheiterst Du ihm das Leben?“

„Daß ich ihm das Leben erheitern soll, daran hab' ich gar nicht gedacht; wie gut, daß Du mich darauf führst. Wenn er nur nicht so heftig wäre, damit beweist er mir immer, wie lieblos er ist.“

„Er beweist Dir, daß er jähzornig ist, und mit diesem Fehler mußt Du rechnen. Vermeide Alles, was ihn zum Zorn hinreißen kann. Jede Frau kennt genau die Grenze, bis zu welcher die gute Laune ihres Mannes reicht.“

„Oft klagt er, daß ich verschwenderisch sei, daß ich uns Alle an den Bettelstab bringe.“

„Werde sparsamer.“

„Aber es ist mein Geld, das ich ausgebe; ich nehme nichts von dem seinen dazu.“

„Er fühlt sich eben verantwortlich für Alles, was Du thust. Sei glücklich darüber, denn es zeigt Dir, wie lieb er Dich hat.“

„Lieb hat er mich wohl, das weiß ich.“

„Das weißt Du, und kannst es über's Herz bringen, ihm auch nur einen Augenblick lang ernstlich zu grollen? Siehst Du, Elly, daß er Dich liebt, spricht ihn fast von jeder Schuld frei, und macht es Dir leicht, ihm Alles zu verzeihen. Er ist eben nicht blind für Deine Fehler; er möchte Dich besser haben, als Du bist, er will auf Dich stolz sein können, — und deshalb zürnst Du ihm?“

„Ja — aber es ist nicht die Liebe, von der ich träumte. Er hat mich so lieb, als er lieb haben kann, aber ich sehne mich nach jener glühenden, rasenden Leidenschaft —“

„Die Du aus Romanen kennst. Glaube mir, jeder Sturm, jede Ueberschwenglichkeit ist von Uebel. Du giebst zu, daß Hugo Dich liebt, so sehr er kann, — dann giebt er Dir sein Bestes, und Du hast nicht mehr zu verlangen, denn das wäre Wahnsinn und Unrecht.“

„Wenn ich wenigstens ihn so lieben könnte, wie ich es als Mädchen gethan. Ich möchte das wieder fühlen, was ich früher fühlte, wenn ich seine Stimme hörte, all den Jubel, all die jauchzende Seligkeit!“

„Alles in der Natur ist einer ewigen Veränderung unterworfen. Nichts geht verloren, auch kein Gefühl, es geht in ein anderes über. Eine Frau, die zwei Jahre lang verheirathet ist, kann nicht fühlen wie eine Braut; aber hat auch ihre Liebe Herzklopfen und Gluth verloren, so hat sie an Innigkeit, an Zärtlichkeit und an Vertrauen gewonnen. Und wahrlich, der Tausch ist kein übler!“

„Wie hübsch Du mir das Alles klar machst, Therese! Ich sehe schon, ich brauche Jemand, der mein Denken auf den richtigen Weg führt. Ich habe mir so Vieles ganz anders gedacht. Mir schwebte nichts als Friede, Liebe, Glückseligkeit vor.“

„Die Ehe wird zu dem, wozu man sie macht. Für den Einen ist sie der Himmel, für den Zweiten eine Wüste, für den Dritten gar die Hölle. Friede, Liebe, Glückseligkeit sind wunderschöne Dinge, die man erringen, erwerben muß, liebe Elly, — sie fallen uns nicht in den Schoß.“

„Ich habe mir gedacht, daß man nur den Mann zu heirathen braucht, den man liebt, um immer glücklich zu sein.“

„Dann hast Du Dich einer Täuschung hingegeben, die Du mit unzähligen Frauen theilst. Um Dir ein echtes Glück zu schaffen, mußt Du die Liebe Deines Mannes Dir zu erhalten trachten, und das ist eine große Aufgabe; denn es ist gar leicht, Liebe zu erringen, aber schwer, sie sich zu bewahren. Den schönen Walküren Jugend und Anmuth, die im Sturm das Herz des Mannes besiegen, müssen stille, edle Schwestern folgen: Freundlichkeit, Güte, Nachsicht, ohne die ein dauerndes Glück nicht denkbar ist. Doch, dort kommt eben Hugo, laß mich mit ihm allein, liebe Elly, ich habe ihm Manches zu sagen.“

„Sag' ihm, daß er von heute an mit mir zufrieden sein soll. Ich sehe ein, wie sehr ich ihm Unrecht that. Aber gar zu lange bleib' ich nicht fort, denn ich muß ihm erzählen, wie tüchtig Du mir den Kopf zurecht gesetzt hast!“ — —

„Warum eilte denn meine Frau soeben von Ihnen fort?“

„Weil ich mit Ihnen allein sein will. Aber weshalb machen Sie ein so verdrießliches Gesicht?“

„Ich dachte eben über Elly nach, liebe Freundin, und da pflege ich immer sorgenvoll auszusehen.“

„Daran thun Sie sehr Unrecht.“

„Das glauben Sie! Sie lassen sich eben, wie alle Anderen, durch Elly's glänzende Außenseite bestechen.“

„Durchaus nicht; — ich habe einen offenen Blick für Elly's Fehler, wie für die Ihren.“

„Für die meinen?“

„Gewiß. Glauben Sie vielleicht, daß Sie tadellos sind? Nicht im geringsten. Ihr größter Fehler ist: Sie wissen Ihre Frau nicht zu behandeln.“

„Wenn Sie sie nur kennen würden, dieses kleine, capriciöse Geschöpf! So entzückend sie in Gesellschaft ist, so unerträglich ist sie im Hause.“

„Sie ist entzückend, wenn sie sich wohl fühlt, und daß sie im Hause sich nicht wohl fühlt; daran tragen Sie die Schuld. Ihre Frau ist jung, sie will plaudern, lachen; sie will sich unterhalten. Sie aber zeigen ihr ein ernstes, verdrießliches Gesicht!“

„Das ist doch ganz natürlich, die Zeiten sind nicht danach, daß man besonders heiter gestimmt sein könnte.“

„Halt, — lieber Freund, — ich kenne Euch Männer und weiß, daß die schlechten Zeiten immer vorgeschoben werden, wenn es gilt, Eure grundlose schlechte Laune zu entschuldigen. Sie wissen doch in Gesellschaft Ihre trübe Stimmung sehr gut zu verbergen. Versuchen Sie es auch einmal Ihrer Frau gegenüber. Doch das hieße Ihrer Bequemlichkeit zu viel zumuthen.“

„Sie sind sehr aufrichtig, gnädige Frau.“

„Weil mich die Selbstsucht der Männer empört. Haben sie so ein junges, unerfahrenes Ding geheirathet, wie Ihre Elly es ist, dann suchen sie ganz einfach die Wege des Kindes ihren eigenen anzupassen, und damit glauben sie Alles gethan zu haben, was eine glückliche Ehe verbürgt. Wagt es die junge Frau, selbständig zu denken oder zu handeln, oder versteht sie es einfach nicht, sich zu fügen, dann wird ein Jammer erhoben

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Marci panis: Das Bemalen der Marzipan-Stücke. Von Ludwig Dettmann.

als sei sie es, die den Frieden der Häuslichkeit untergräbt. Es giebt einen gesunden Egoismus, der das Glück des Nächsten will, weil es sein eigenes mit begründet, von dem aber seid Ihr Männer himmelweit entfernt. Ihr erbaut Euer Glück mit Seelenruhe auf den Trümmern eines anderen."

„Sie gehen wirklich zu streng mit uns in's Gericht, gnädige Frau."

„Würden Sie sich je die Mühe genommen haben, einen Blick in Elly's Herz zu thun, dann müßten Sie wissen, daß es tausend Dinge giebt, über die zu sprechen sie sich sehnt, die unfertig in ihrem Geiste sind, weil ihr Denken darüber noch zu keiner Klarheit gelangt ist. Aber anstatt danach zu trachten, ihr Freund, ihr Gefährte, ihr Vertrauter zu werden, werfen Sie sich zu ihrem Schulmeister auf! Sie verzichten darauf, ihren jungen Geist zu bilden, der sich so gern bilden ließe, — Sie wollen eine perfecte Hausfrau haben, — das ist Alles."

„Ja aber —"

„Kein aber! Halten Sie Rundschau unter den Frauen Ihrer Freunde. Sie finden kein zweites Wesen, das annähernd so hingebend, so unberührt von Falschheit und Lüge, so ehrlich, so verständig wäre, wie Elly. Sie gleicht einer Blume, die noch kein vergiftender Hauch berührt hat. Aber natürlich, wenn Sie in Ihrer bisherigen Behandlung fortfahren, dann wird aus diesem holden Menschenkinde eine verdrießliche, unverstandene Frau. Sie werden sie nicht dahin bringen, von ihren Fehlern zu lassen, aber Sie werden sie ihrer Vorzüge berauben."

„Nach Ihrer Ansicht also sollte ich mir das Tadeln abgewöhnen und das Bewundern lernen?"

„Durchaus nicht. Sie sollen Ihre Frau so behandeln, wie es ihre Eigenart verlangt; dadurch würden Sie Elly, ohne daß sie es merkt, erziehen. Das Erziehen ist ja so leicht, wenn man geliebt wird! Aber Sie werden Ihrer Bequemlichkeit kein Opfer bringen. Es erscheint Ihnen nun einmal als ein unverzeihlicher Leichtsinn, wenn Elly die Schlüssel verlegt, oder ein Paar Handschuhe vergißt, oder eine Schleife schief gesteckt hat. Sie übersehen nur, daß Ihr Seelenheil weit mehr von der Klugheit und der Redlichkeit Ihrer Frau abhängt, als von solchen Kleinigkeiten."

„Ja, aber ich werde sie doch tadeln dürfen?"

„Sie dürfen tadeln, aber dem Tadel muß ein freundliches, liebevolles Wort folgen, kein mürrisches Gesicht. Mit kleinen, nicht enden wollenden Correcturen erbittern Sie Ihre Frau, die ganz gut versteht, daß Sie wohl für ihre Fehler ein scharfes Auge haben, aber ihre Ihnen zustrebenden Gedanken und Gefühle gar nicht beachten."

„Sie mögen Recht haben, gnädige Frau."

„Glauben Sie mir, zu einer glücklichen Ehe ist es vor Allem nothwendig, daß Mann und Frau, was ihre Charaktere anbelangt, sich gegenseitig als fertige Menschen betrachten, und daß Einer sich in die Eigenart des Anderen zu finden sucht. Wie leicht legt man da, fast ohne es selbst zu bemerken, dem Geliebten zu Liebe eine schlimme Gewohnheit ab, oder gewinnt eine gute Seite. Kommen sich zwei Menschen so entgegen, und mögen sie sich noch so fern gestanden haben, sie werden sich finden in jener ruhigen, treuen, innigen Liebe, die keine Stürme kennt und keine Gefahren, weil sie die Duldsamkeit selbst ist und beide ‚Ich' zu einem ‚Wir' unauflöslich verbindet."

„Ich bin Ihnen wirklich dankbar für Ihren Freimuth, gnädige Frau, und verhehle mir nicht, daß in Ihren Worten viel Wahrheit liegt. Von heute an soll Elly nie wieder über meine üble Laune zu klagen haben. Die arme Kleine! Ich war wahrhaftig zu streng mit ihr. Dort blickt sie eben verstohlen nach uns herüber, — entschuldigen Sie mich, ich muß zu ihr eilen!"

Schon weilt er an ihrer Seite. Sie beginnt ihm etwas zu erzählen, sie scheint sich anzuklagen; er widerspricht, das will sie nicht dulden. Nun haben sie Beide das Rechte gefunden, all das reizende Für und Wider beschließt ein Kuß.

Nachdruck verboten.

Marci panis.

Von Hasso Harden.

Siehe die Abbildungen, Seite 177 und 180.

Mit schauderndem Entsetzen gedenke ich heute noch des Stückleins Markusbrod, — oder war's kein Stücklein, sondern ein riesiges Stück, — das mich anno domini 1870/71, just um die Weihnachtszeit, beinahe das Leben gekostet hätte.

Wir lagen damals vor Paris, und es ging uns eigentlich fast über Gebühr gut. Eine reizende Villa nannten wir unser Eigen. Unter den Ersatzmannschaften, die uns im November nachgesandt worden waren, entdeckten wir einen ausgezeichneten Koch, der aus patriotischem Pflichteifer freiwillig-muthwillig das Szepter in der Hiller'schen Küche mit dem Zündnadelgewehr vertauscht hatte, und der den Gigot, unseren unvermeidlichen Hammelbraten, in mindestens fünfzigerlei Gestalten zuzubereiten verstand. Die Vorräthe unseres Kellers trotzten immer noch unserem Riesendurst, — und der Dienst . . . nun an das „Bischen Vorpostenschieben" mit den paar Zuckerhüten vom Mont-Valerien waren wir so gewöhnt, daß wir die Sache nachgerade als einen kleinen Sport zu betrachten anfingen.

Marci panis: Das Abbrühen der Mandeln. Von Ludwig Dettmann.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nicolo-Markt in Wien. Von W. Gause. — Siehe Seite 184.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unser guter, verheiratheter Capitano seufzte zwar bisweilen schmerzlichst nach dem heimathlichen Eden und, wie böse Zungen meinten, nach einem gewissen, allerliebsten Pantöffelchen, aber wir Lieutenants ließen Gott einen guten Mann sein und freuten uns des sorgenlosen Lebens, das durch keine Rüffel von höherer Stelle und — durch keine Rechnungen getrübt wurde.

Wir hatten es allerdings besonders gut bei der Königlichen Ersten, — wir zählten nämlich ein reservelieutenantliches Juwel zu uns, das einen Edelstein von Papa besaß: einen Großhändler vom Strande der Trave, der nicht nur seinen vortrefflichen Herrn filius, — nebenbei einen prächtigen Kameraden und außerordentlich tüchtigen Offizier, — sondern der uns Alle mit des Leibes Nahrung und Nothdurft, soweit das werthgeschätzte Feld-Proviantamt Lücken ließ, — in ausgiebigster Weise versorgte. Ich denke heute noch voll Bewunderung und zugleich mit wahrhaft dankbarem Herzen der Fürsorge des alten Herrn. Solange wir uns mit Briefen behelfen mußten, brachte uns an jedem Tage der Feldpost-Stephan mindestens fünf Episteln aus Lübeck, von denen die erste und zweite Cigarren, — und was für Cigarren, — die dritte Kaffee, die vierte Chocolade und die fünfte Zucker enthielt. Alles das fein säuberlich in Staniol eingeschlagen und in tadellosem Carton untergebracht. Als dann gar die goldene Zeit der Vierpfund-Packete begann, da wollte der Segen schier kein Ende nehmen, und wir konnten aus der Fülle unseres Ueberflusses oft genug das ganze Offiziercorps des Bataillons, einschließlich des hohen Stabes, unterstützen.

Es war also um die Weihnachtszeit, als für mich ein Wermuthstropfen in den Freudenbecher fiel. Ich stolperte nämlich auf einer nächtlichen Patrouille und verstauchte mir den rechten Fuß so empfindlich, daß ich auf mehrere Tage das Zimmer hüten mußte; als die Compagnie am 20. December auf Vorposten zog, blieb ich als Reconvalescent in unserer Villa allein mit meinem Burschen zurück. Wir waren die einzigen Bewohner des ganzen Dorfes, — von einigen anderen Revierkranken und der Bataillons-Musik vielleicht abgesehen.

Daß sich diese Tage nicht sonderlich amüsant gestalten würden, wußte ich, — was mir bevorstehen sollte, konnte ich freilich nicht ahnen.

Ich hatte am ersten Nachmittag alle sechs Zeitungen, über die wir verfügten, durchgeschmökert und empfand in der Dämmerung so etwas wie Durst. Fridolin, mein Bursche, sollte mir eine Flasche Rothwein aus dem Keller holen, aber Fridolin stellte sich trotz meines Rufens nicht ein; er war ausgeflogen, — wahrscheinlich in den nahen Weinberg, um Feuerung zu besorgen. Ich schleppte mich also mit meinem lahmen Beine, so gut oder so schlecht es ging, selbst nach dem Keller, der notabene ein prächtiges Felsverließ war, tappte, immer beim Scheine eines einzeln entzündeten Schwefelholzes, bis zum Regal und suchte mir in aller Gemüthsruhe die bestaubteste unter allen bestaubten Flaschen aus der untersten Reihe, — Vierundsechziger Chateau Latour, — aus. Als ich aber den Rückmarsch antreten wollte, bemerkte ich mit Schrecken, daß ich die Thür hinter mir in's Schloß hatte fallen lassen: ich war ein Gefangener.

Nun, — Fridolin mußte ja bald kommen! Er mußte mich vermissen, mußte nach mir suchen, mußte mich finden. Wer indessen nicht kam, war Fridolin. Ich wartete eine halbe Stunde, eine Stunde, — dann begann ich zu brüllen, wie ein angeschossener Eber, ich rüttelte an der eisenbeschlagenen Thür meines Gefängnisses: es half mir Alles nichts. Vor der Hand überwog noch die Komik der Situation in mir, allmälig aber stellte sich doch eine Art heller Verzweiflung ein. Es war wirklich zu dumm, hier in diesem Kellerloche sitzen zu müssen! Ich ließ die Uhr repetiren, — wahrhaftig, jetzt befand ich mich schon drei Stunden in meinem Arrestlocal. Was nur dem dummen Burschen einfiel, — wo der Schlingel sich herumtrieb?

Mitternacht, — noch immer kein Fridolin! Vier Uhr Morgens, — noch immer kein Erlöser! Die Sache wurde wahrhaftig ungemüthlich, — um so ungemüthlicher, als sich allmälig bei mir ein menschliches Rühren einstellte, ich empfand wirklichen, veritablen Hunger und Durst! Dem letzteren war ja leicht abgeholfen, aber die Aussichten auf Sättigung schienen trübe.

Halt! Ein rettender Gedanke. Gestern waren zwei Kisten aus Lübeck angekommen und von mir selbst in den Keller dirigirt worden, um hier die Rückkehr unseres hanseatischen Kameraden von den Vorposten abzuwarten. Noth bricht Eisen und kennt kein Gebot, — selbst nicht das Gebot, fremdes Eigenthum unberührt zu lassen. Gedanke und Ausführung waren eins; ich tastete mich zu den Kisten, machte mich mit Hülfe meines starken Taschenmessers an das Oeffnen derselben und leuchtete mit meinen letzten beiden Streichhölzern den Inhalt ab. Kaffee, — weg damit! Thee, — schrecklicher Gedanke! Wollene Strümpfe, — ungenießbar! Und da erlosch auch bereits das letzte Streichholz, gerade als ich aus einigen Unterbeinkleidern ein schweres Stück herauswickelte, — ein Brod! Wahrhaftig, es war ein Brod! Ich fühlte es deutlich an der Rundung, selbst die üblichen beiden Einkerbungen auf der Oberfläche, die ich liebevoll betastete, waren vorhanden. Welch ein sonderbarer, aber welch ein reizender Gedanke von dem guten, alten Herrn, seinem Sohne zum Weihnachtsfeste ein heimathliches Brod zu senden!

Mit vor Erregung zitternder Hand säbelte ich mir, — immer im Dunkeln, — ein Stück ab. Es schnitt sich weich, merkwürdig weich und krümelte ein wenig zwischen den Fingern...

Sie ahnen wohl bereits, was ich da gefunden hatte? Ein tüchtiges Lübecker Marzipanbrod war es, — ein köstlicher Leckerbissen, aber ein schreckliches Gericht für einen ausgehungerten Lieutenantsmagen! Und doch habe ich fast 24 Stunden von ihm gelebt und ihn mit entsetzlichen Quantitäten Rothspohn hinuntergespült, bis es endlich über mir lebendig wurde und auf mein verzweifeltes Rufen eine mitleidsvolle Seele, — mein Premier, — erschien, mich aus dem Kerker zu befreien.

Die ganze Sache war einfach genug zugegangen. Fridolin hatte mich am Abend allerdings vermißt, aber geglaubt, ich sei zu irgend einem Kameraden in dessen Quartier gegangen. Als ich um Mitternacht nicht heimkam, war er unruhig geworden, hatte mich vergebens im Garten, im ganzen Cantonnement gesucht, — an den Keller aber natürlich nicht gedacht. Er war dann voller Angst nach Montmorency, unserem Vorpostendorf, gelaufen; man hatte ihn dort zuerst arg ausgelacht, um schließlich doch auch besorgt zu werden. Es spukten allerlei Gerüchte von Francireurs im nahen Walde von Montmagnie... sollten die Hallunken die Frechheit so weit getrieben haben, einen Offizier im Cantonnement aufzuheben? Nach langem Rathschlagen war unser Premier mit einem Halbzuge auf die Suche geschickt worden; auch er hatte die ganze Umgebung des Dorfes durchstöbert, bis er endlich auf den vernünftigen Gedanken kam, doch noch einmal im Hause gründlich Umschau zu halten, — und mich fand!

Der Erfolg des kleinen Abenteuers für mich war heilloser Spott, ein fürchterlich verdorbener Magen, — und ein unüberwindlicher Abscheu vor Marzipan. Man wird gewiß im Stande sein, mir den letzteren nachzufühlen.

Zwanzig Jahre hindurch glaubte ich kein Stückchen Marzipan über die Lippen bringen zu können, bis ich neulich in der alten Travestadt fand, daß die süße Speise doch eine ganz außerordentliche Delicatesse sei, so man sie nämlich nicht gerade als Brod verzehrt.

Ich fand in Lübeck neulich aber noch mehr: ich fand, daß die Bereitung des Marzipans eine äußerst interessante Sache ist, — freilich muß man dazu einen so geschickten und erfahrenen Berather zur Seite haben, wie er mir dort in dem liebenswürdigen Director der Lübecker Conservenfabrik, vormals Carstens, die z. B. wohl weitaus den besten unter den zahlreichen Lübecker Marzipan-Geschäften liefert, wurde. Können Sie sich vorstellen, was etwa fünfundzwanzig Tausend Pfund Marzipan bedeuten? Nun wohl, — etwa diese Quantität wandert alljährlich um die Weihnachtszeit aus den umfangreichen Herstellungsräumen des großartigen Etablissements, welches in wenig Jahren das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens feiern kann, nach allen Richtungen der Windrose in die Welt hinaus.

Marzipan, — Marci panis, des heiligen Markus Brod, — besteht, — ich brauche es unseren Leserinnen kaum in's Gedächtniß zurückzurufen, — aus Mandeln und Zucker. Woher der Name kommt und wie gerade Lübeck und Königsberg zu den Hauptzubereitungsstätten des Marzipans geworden sind, habe ich trotz mannigfacher Bemühungen an der Trave nicht ermitteln können. Am wahrscheinlichsten ist es, daß das Geheimniß der Zubereitung bei der großen Invasion Deutschlands durch italienische Zuckerbäcker im vorigen Jahrhundert aus Venedig, der Markusstadt, nach Norddeutschland verpflanzt wurde. Dabei trennten sich voraussichtlich sehr bald die beiden großen Hauptrichtungen der Marzipankünstler: die Einen, die das Markusbrod mit einem Zusatz von Rosenwasser im Ofen buken und die fertigen Erzeugnisse mit Vorliebe durch candirte Früchte decorirten, schlugen in Königsberg ihr Hauptquartier auf, während in Lübeck hauptsächlich der weniger süße, nicht gebackene Marzipan bereitet wurde. Obwohl heute an der Trave auch Königsberger Marzipan fabricirt wird und umgekehrt, ist das doch die Ausnahme; im Großen und Ganzen gelten dieselben Unterschiede, wie ehedem, auch heute noch.

Unsere verehrten Hausfrauen, die sich ab und zu wohl auch mit der Marzipanbäckerei versuchen, würden bei dem Durchwandern einer Marzipanfabrik einigermaßen erstaunen: die Erzeugung der Masse im Großen weicht denn doch recht wesentlich von der Herstellung im Kleinen ab.

In gewaltigen Quantitäten werden die Mandeln zunächst in großen Kesseln abgebrüht und dann auf mechanischem Wege, indem sie einige gummibekleidete Walzenpaare passiren, entschält. Nicht alle Mandeln aber geben ein gleich gutes Marzipan; es muß daher schon jetzt eine sorgfältige Sonderung der besten von den nicht ganz tadellosen Mandeln eintreten, — eine Sonderung, aus welcher sich später ein bedeutsamer Qualitäts-Unterschied der beiden in den Handel gelangenden Marzipansorten ergiebt. Meister Dettmann, unser vortrefflicher Zeichner, hat uns mit geschicktem Stift ein Bildchen aus dem Sortirungsraum festgehalten, — die hier beschäftigten, prächtigen alten Frauen, die in langjähriger Uebung zu Mandel-Kennerinnen ersten Ranges geworden sind, würden für den Pinsel eines Liebermann oder Skarbina die trefflichsten Modelle abgeben. Im Vertrauen gesagt: die Schnelligkeit ihrer Hände wird nur noch von der Beweglichkeit ihrer Zungen übertroffen.

Nachdem die Mandeln sortirt sind, wird ihnen etwas Zucker beigemischt, sie wandern in die Quetschmaschine, in der sie grob zerkleinert werden, und gelangen aus dieser zwischen Granitwalzen, die sie völlig zerreiben. Dann erst kommt die Masse in die Küche, in der sie im Dampfbade in kurzer Zeit abgeröstet, „gar gemacht" wird.

Solche Küche in einer Conservenfabrik ist an sich ein sehenswerthes Ding. Es hat zwar mit dem Marzipan nichts zu thun, aber ich muß an dieser Stelle doch des, im besten Sinne erfreulichen Bildes gedenken, das ich hier empfing: der gewaltigen, langgestreckten Tische, auf denen ganze Scharen der allgemein beliebten Kapitolsvögel säuberlichst gerupft ihrer Bestimmung, in conservirten Gänsebraten und in Gänseleber-Pasteten umgewandelt zu werden, entgegensehen, der langen Reihen von Hasen und Enten, der mächtigen Schüsseln mit appetitlichen Würsten und Würstchen. Vor all den Herrlichkeiten die stattliche Frau Oberköchin mit ihrem Stabe dienstbarer Geister, im Hintergrunde die großen kupfernen Kochmaschinen, — und über dem Allen ein Hauch von Sauberkeit, mit dem unsere besten Privatküchen wirklich kaum wetteifern können.

Die Marzipanmasse wird also unter fleißigem Umrühren gar gemacht und gelangt dann, nachdem ihr eine zweite, stärkere Quantität Zucker zugesetzt ist, in die sinnreich construirte Misch- und Knetmaschine. Das Maß des Zuckerzusatzes ist neben der sorgfältigen Auswahl der Mandeln vielleicht das wichtigste Geheimniß der Fabrikation; indessen spricht doch gerade auch die äußerst innige Mischung der ganzen Masse, das exacte Durchkneten derselben, wesentlich mit, und gerade diese Operation kann mit der Hand niemals in gleicher Vollkommenheit ausgeführt werden, wie durch die mit Dampfkraft getriebene Maschine, welche alle Bestandtheile völlig durch einander wirbelt. Selbst der Conditor vermag daher mit einem auf die Fabrikation im großen Maßstab eingerichteten Etablissement nicht zu concurriren, und es war mir neu und interessant, daß die Herren Zuckerbäcker in der That auf die Herstellung der Masse selbst vielfach ganz verzichten. Sie beziehen dieselbe vielmehr in ganzen Kisten aus der Fabrik, die zu diesem Zwecke schon im October mit der Marzipan-Bereitung beginnt, und widmen ihre Kunst lediglich der Formengebung.

Immerhin ist es jedoch nur ein Bruchtheil des bei Carstens erzeugten Marzipans, welcher ungeformt die Fabrik verläßt. Der größere Theil erhält hier auch seine völlige Vollendung, indem er aus den metallbeschlagenen großen Aufbewahrungs-Kisten in der Formerei und Malerei kurz vor Weihnachten eine fröhliche Auferstehung feiert.

Ich kannte zwar das Marzipan in allerlei Gestalt, von jenem schlichten Brodlaib, mit dem ich einst im Cantonnement Groslay vor Paris unfreiwillige Freundschaft angeknüpft hatte, bis zu den kunstvollsten Prachtgebäuden, mit denen unsere ersten Berliner Confiseure gern ihre Auslagen schmücken. Von der Mannigfaltigkeit von Formen, die ich indessen bei Carstens im Laufe einer knappen halben Stunde sah, hatte ich mir doch keine Vorstellung gemacht; — diese Hunderte verschiedener Tortenformen in allen nur denkbaren Größen und Stücken zu allen nur möglichen Preisen, dieses bunte Durcheinander von Früchten und Blumen, von Fischen und Vierfüßlern, von Pantöffelchen, Kartöffelchen und Semmelchen, von Atrappen und von — ich weiß nicht mehr, was für Dingen noch — hat etwas geradezu Sinnverwirrendes: es war ein kleines Tohuwabohu, aus dem ich mich möglichst schnell an die Seite unseres Zeichners flüchtete, der sich mit dem Ober-Conditor in voller Amtsthätigkeit angefreundet hatte. Die beiden Herren konnten sich freilich als Collegen begrüßen, denn auch der Lübecker Meister malte gerade einige „Fruchtstücke" und seine Stillleben waren (der Wahrheit die Ehre, Herr Dettmann!) von einer Süßigkeit im Ton, deren Wirkung wir uns Beide nicht entziehen konnten. Uebrigens selbstverständlich: „giftfreie Farben!" wie er uns wiederholt versicherte, und wie wir an uns persönlich erprobten.

An die umfangreichen Räume der Formerei schließen sich in der Carsten'schen Fabrik die Säle für die Herstellung der Cartonnagen und für die Verpackung an. Da die Fabrik auch unmittelbar oder durch Vermittelung ihrer Berliner Filial-, sowie ihres Lübecker Detail-Geschäftes an Private versendet, so kommen um die Weihnachtszeit täglich Hunderte von Packeten zur Abfertigung, und die Arbeiter in der Kistenmacherei, der Buchbinderei, der Abtheilung zur Herstellung von Blechdosen und Blechkästen haben alle Hände voll zu thun, um den Anforderungen der schönen Festtage zu genügen. Aber man blickt überall nur in fröhliche, heitere Gesichter, — vielleicht empfinden die Leute es instinctiv, daß auch sie für ihr Theil dazu beitragen, Freude und Frohsinn dort zu verbreiten, wo wir ihn nimmer entbehren mögen: unter unserem lieben, lichterglänzenden Weihnachtsbaum.

Nachdruck verboten.

Mozart und die Frauen.

Eine Erinnerung an den 5. December 1791.

Von F. Benefeld.

Sie Frauen flechten bekanntlich himmlische Rosen in unser irdisches Leben, und es waren der Rosen gar viele, die unserem unvergeßlichen Mozart in sein leider allzukurzes Dasein hineingeflochten wurden. Sie warfen oft und hell ihren himmlischen Wiederschein auf die Thaten seines Geistes, zu denen wir heute, an seinem 100-jährigen Todestage, in andachtsvoller Bewunderung aufblicken.

Viele, die der Muse Kuß empfingen, sind inzwischen dahingegangen zum ewigen Schweigen, aber kaum Einem ist mit so verschwenderischer Fülle das Göttergeschenk genialer Gaben in die Wiege gelegt worden als Wolfgang Mozart. In Allem, dem er sich zuwandte, hätte er sicher Großes geleistet. Er wäre ebensogut ein großer Maler, ein bedeutender Schriftsteller geworden, er hätte vielleicht in der Politik eine Rolle spielen können, wenn es nach damaliger Sitte für ihn angängig gewesen wäre, aber er sah ein, daß der Mensch nur Eines voll und ganz erfassen soll, und so wurde er Musiker und ein „König in dem Reich der Töne". Das, was man Leben nennt, begann für Wolfgang Mozart weit früher, als bei anderen Sterblichen. Jedermann weiß, daß er schon als siebenjähriger Knabe an die Oeffentlichkeit trat und Staunen und Bewunderung erregte. Zunächst allerdings war dies das Resultat der vortrefflichen Erziehung seines Vaters, aber auch die Mutter darf dabei nicht außer Betracht gelassen werden. Anna Maria Pertlin (oder Bertlin) war eine Pflegetochter des Stiftes von St. Gilgen, wo Leopold Mozart sie kennen lernte und im Jahre 1747 heirathete. Beide galten nach damaligen Berichten als das schönste Ehepaar in Salzburg. Eine Bleistift-Zeichnung im Salzburger Mozarteum, Leopold darstellend, bestätigt das einigermaßen, während ein gleichfalls dort befindliches Oelgemälde die Mutter in etwas üppiger, kräftiger Statur mit regelmäßigen, wohlgeformten Zügen erscheinen läßt. Wolfgang soll dem Vater ähnlich gewesen sein, allein in den vorhandenen Portraits läßt sich nicht viel davon entdecken. Anna Maria wird als eine gutmüthige, geistig einfache Frau und liebevolle Mutter geschildert, von ihr also hat der Sohn wohl wenig Einfluß erfahren; aber ein Erbtheil hat er doch von ihr erhalten, das ist jene Empfänglichkeit für launigen Scherz, der sich gelegentlich bis in's derb Komische versteigt und in seiner herzigen Natürlichkeit so unmittelbar wirkt. Anna Maria war nämlich eine echte Salzburgerin, und wer eine solche kennt, wird um so besser verstehen, wie ich das meine. Figaro, Leporello, Osmin, Papageno, sie Alle sind aus dem Schatze des mütterlichen Erbes ausgerüstet worden. Den ersten entscheidenden Einfluß auf den kleinen Wolfgang übte seine um zwei Jahre ältere Schwester Anna, „das Nannerl", aus. Ihre auffallende musikalische Begabung veranlaßte den Vater, frühzeitig den Klavierunterricht mit ihr zu beginnen. Da war es aber um die kindliche Ruhe des kleinen Bruders geschehen. Wo er nur konnte, schlich er an's Instrument und suchte sich die Töne zusammen, um nach dem Gedächtniß zu spielen. Dadurch wurde der Vater auf das schier unbegreifliche Talent des Knaben aufmerksam, so daß er schon im vierten Lebensjahre ihn in der Musik zu unterrichten begann. Anna Mozart hat somit, wenn auch unbewußt, den ersten Anstoß zur Entwickelung des großen Tondichters gegeben. Ein Buch, in welches der Vater die frühesten kindlichen Phantasien Wolfgangs aufzeichnete, hat sie bis zu ihrem Tode zu Salzburg im Jahre 1829 als theures Kleinod aufbewahrt. Leider weiß kein Mensch, wohin es dann gekommen.

Die ungeheuren Erfolge, welche die Mozart'schen Kinder, in erster Reihe der kleine Wolfgang, errangen, sind ja allgemein bekannt. Daß ihm als siebenjährigem Wunderkinde die Gunst der Frauen von allen Seiten lächelte, ist sehr begreiflich. In der kaiserlichen Familie in Wien wurde damals die Musik gehegt und gepflegt. Karl VI. war ein theoretisch und practisch gebildeter Musiker, der nach damaliger Art auf dem Klavecimbel einen regelrechten Generalbaß zu leisten wußte. Er hatte auch die Erzherzoginnen sorgfältig unterrichten lassen. Die Kaiserin Maria Theresia sowie ihr Gemahl Franz I. waren ebenfalls musikalisch. Kein Wunder also, wenn der kleine Wolfgang der Gegenstand allgemeinster Bewunderung und Aufmerksamkeit des musikliebenden Hofes wurde. Sein Verkehr mit den fürstlichen Damen gestaltete sich denn auch ganz exceptionell, zumal wenn man die damalige, in Puder und Reifrock einherschreitende, Schranke neben Schranke thürmende Etikette in Betracht zieht. Mit der größten Harmlosigkeit sprang Wolfgang der Kaiserin auf den Schoß und küßte sie nach Herzenslust ab. Er fühlte sich ganz zu Hause und zur Familie gehörig, so daß er keinen Anstand nahm, der Erzherzogin Marie Antoinette einen förmlichen Hei-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

rathsantrag zu machen, und zwar aus Dankbarkeit, wie er allen Ernstes der Kaiserin versicherte, weil Marie Antoinette ihn aufgehoben habe, als er auf dem glatten Parkett ausgerutscht und hingefallen sei. „Sie ist brav," meinte er, „ihre Schwester dagegen hat mich ruhig liegen lassen."

Man amüsirte sich weidlich bei Hofe über diesen Vorfall, und die Kaiserin schenkte dem interessanten Knaben einen lilaseidenen Anzug mit breiten Goldborten, auf welchen der kleine Virtuose sehr stolz gewesen ist.

Auch auf den bald nachher durch die Wiener Erfolge angeregten Kunstreisen im Jahre 1773 hat sich Wolfgang Mozart vieler Frauengunst zu erfreuen gehabt. In Aachen hörte ihn die Prinzessin Amalie, die Schwester Friedrichs des Großen, die sich gerade dort zur Kur aufhielt. Die hohe Dame ist wegen ihrer warmen Liebe zur Musik, die sie auch selber ausübte, bekannt. Sie suchte Alles aufzubieten, Leopold Mozart mit seinen Kindern nach Berlin zu bringen, und wer weiß, wie sich die ferneren Lebensschicksale und die künstlerische Entwickelung Wolfgangs gestaltet hätten, wenn der große König ihn kennen gelernt hätte. An dem practischen Sinne des Vaters Leopold scheiterte indeß der Plan. Er schreibt darüber: „Sie hat kein Geld; wenn die Küsse, die sie meinen Kindern, zumal dem Meister Wolfgang, gegeben hat, Louisd'ors wären, so hätten wir froh sein können; aber weder der Wirth noch die Postmeister lassen sich mit Küssen abfertigen." Anstatt nach Berlin, reiste die Familie Mozart nach Paris, und hier wiederholten sich alle die Erfolge und zärtlichen Aufmerksamkeiten der Damen der königlichen Familie. Die Pompadour aber erregte des kleinen Mozart Unwillen, weil sie seine Küsse abwehrte. „Wer ist denn Die da, daß sie mich nicht küssen will. Hat mich doch die Kaiserin geküßt," meinte er.

In diese Zeit, April 1774, fällt nun auch die allererste Veröffentlichung von Compositionen Wolfgang Mozart's. Es waren das vier Sonaten für Klavier und Violine, und es mag an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß die ersten zwei derselben einer Frau, und zwar der Prinzessin Victoire, der zweiten Tochter König Ludwigs XV. von Frankreich gewidmet sind. Wir finden dieselben in den Oeuvres complètes Cah. XII, 3. und 4. Titel und Dedication lauten:

II Sonates pour le clavecin qui peuvent se jouer avec l'accompagnement du violon, dediées à Mme. Victoire de France, par J. G. Wolfgang Mozart de Salzbourg, agé de sept ans. Oeuvre premier.

Das anliegende Widmungsschreiben ist unterzeichnet: Votre très-humble, très-obéissant et très-petit serviteur J. G. Wolfgang Mozart.

Die Signatur J. G. vor dem Namen Wolfgang mag manche meiner liebenswürdigen Leserinnen befremden. Zur Erklärung diene, daß unser Tondichter selbst sich in späteren Jahren Wolfgang Amade nannte. In einem Auszuge des Salzburger Kirchenbuches, sowie in einem Original-Zeugnisse des Dompfarrers Schlitter,*) werden Mozart's Taufnamen folgendermaßen angeführt: „Joannes, Chrysostomus, Wolfgangus, Theophilus." Wie nun Mozart dazu kam, sich andere Vornamen beizulegen, ist nicht aufzuklären. Wahrscheinlich gefielen ihm die Taufnamen nicht.

Auch die folgenden zwei Sonaten sind einer Dame dedicirt, der Gräfin de Tessé, der Ehrendame der Dauphine. Leopold Mozart ließ die Sonaten stechen; weil er sie „gut" fand. Ein Andante war seiner Meinung nach von „ganz besonderem goût." Als man ihn auf einige Quinten aufmerksam machte, welche der kleine Tondichter in der Violinstimme gemacht habe, meinte er: „die können als Beweis gelten, daß der Wolfgangerl die Sonaten selbst gemacht hat, welches wie billig nicht jeder glauben wird, obwohl es doch so ist."

Ein einziges Mal nur ist Mozart nach seinem ersten Wiener Aufenthalt wieder mit der Kaiserin Maria Theresia zusammen getroffen. Das geschah sechs Jahre später, am 7. December 1768, als er bei der Einweihung der neuen Waisenhauskirche auf dem Rennweg, in Gegenwart der Kaiserin, ein von ihm componirtes Hochamt unter seiner persönlichen Leitung zur Aufführung brachte.

Diese Messe nebst dem Offertorium und einem Trompeten-Concert überzeugten, wie Leopold Mozart schreibt, den Hof und das Publicum, daß Wolfgang mit Ehren bestehen könne, und Maria Theresia hat ihren Mozart seit der Zeit treu im Gedächtnisse behalten. Als im October 1771 die Vermählung des Erzherzogs Ferdinand mit der Erbprinzessin Beatrix von Modena stattfinden sollte, ertheilte ihm die Kaiserin den Auftrag, zu dieser Festlichkeit ein passendes Musikstück zu componiren. Er schrieb die dramatische Serenade „Accanio in Alba", die großen Beifall und mehrfache Wiederholungen erlebte, trotzdem die damalige Etikette gebot, solche Fest-Serenaden nur einmal am bestimmten Tage aufzuführen. Dem jungen Tondichter übersandte Maria Theresia dafür eine kostbare, mit Brillanten besetzte Uhr, und Erzherzog Ferdinand schrieb an die Kaiserin, er wünsche sehr, den jungen Mozart in seine Dienste zu nehmen. Das war aber gegen Maria Theresia's practischen Sinn. Bei aller Hochschätzung Mozart's, sie hatte ihn ja selbst empfohlen und mit der Festmusik beauftragt, — konnte sie nicht umhin, dem Erzherzoge zu antworten, sie wisse nicht, in welcher Eigenschaft er den „jeune Salzburger" eigentlich anstellen wolle und sie glaube nicht, daß ihr Sohn eines Compositeurs und überhaupt überflüssiger Leute (gens inutiles) bedürfe. Wenn es ihm jedoch Vergnügen mache, so wolle sie ihn nicht daran hindern.**) Unbedingte Schwärmerin für Mozart's Musik ist übrigens die Kaiserin nie gewesen, obwohl Hasse, also ein Deutscher, ihr Lehrer war, den sie bis an sein Lebensende schätzte und verehrte. Auch der seinerzeit als Kirchen-Componist tonangebende Reutter, derselbe, der Haydn nach Wien brachte und ihn dort später so schlecht behandelte, stand bei ihr in hohen Ehren. Gluck, Haydn, sowie Salieri, den sie zu den Deutschen zählte, rangen ihr Bewunderung ab; aber sie meint doch, daß ihr in der Opernmusik der kleinste Italiener lieber sei als alle Deutschen. Sie war eben in der weltbeherrschenden italienischen Tradition aufgewachsen und alt geworden. Mozart aber, der meist italienisch schrieb und so ganz durch und durch deutsch dachte, berührte sie fremdartig. Jene mit Erfolg besonders von Hiller und Haydn unternommenen Versuche, deutsche Singspiele zu schreiben, zu denen damals auch Mozart's „Bastien und Bastienne" hinzutrat, mit ihrer liedartigen Melodiebildung, die des Coloraturen- und Fiorituren-Aufputzes entbehrte, gehörten in eine neue Zeitepoche, in die Maria Theresia sich nicht mehr hineinzufinden vermochte.

Daß auch Mozart mit der Zeit in seinem Verkehr mit Frauen bestimmend in deren Schicksal eingreifen mußte, kann nicht Wunder nehmen. Nanette Streicher, die spätere treffliche Klavierspielerin und treue Freundin Beethoven's, traf in Augsburg, — sie war die Tochter des dortigen Klavier-Fabrikanten Stein, — als achtjähriges Mädchen mit Mozart zusammen. Man präsentirte sie ihm als ein Wunderkind. Mozart's Kritik lautete aber sehr abfällig: „Wer sie spielen sieht und hört und nicht lachen muß, der muß ein Stein wie ihr Vater sein," schrieb er an Leopold Mozart. Die vielgenannte, hochgeschätzte Nanette Streicher ist doch eine vorzügliche Klavierspielerin geworden. Mozart sprach sich offen und ehrlich über die verkehrte musikalische Erziehung der Tochter aus, und es darf wohl ihm angerechnet werden, wenn das Talent Nanettens in die rechte Bahn gelenkt wurde.

In Augsburg war Mozart bei einem Bruder seines Vaters, Franz Aloys, einem biederen Buchbindermeister, abgestiegen. Zwischen ihm und seiner munteren Cousine Marianne knüpfte sich hier ein inniges Verhältniß an, welches indeß sicher sehr kindlicher und harmloser Natur gewesen ist. Wolfgang schreibt ganz entzückt über sie an seinen Vater: „Unser Bäsle ist schön, vernünftig, lieb, geschickt und lustig. Wir zwey taugen so recht zusammen, denn sie ist auch ein bischen schlimm; wir foppen die Leute mit einander," und weiter „Gestern hat sie sich mir zu Liebe französisch angezogen." Er schenkte ihr sein Portrait; sie mußte versprechen, sich für ihn zeichnen zu lassen, und seinen Vater bat er, ihr etwas von den vielen Bijouterien zu senden, die er auf seinen früheren Reisen zum Geschenk erhalten hatte. Schließlich gab es einen sehr traurigen Abschied. Vater Mozart, der, wie wir später sehen werden, in solchen Dingen keinen Spaß verstand, nahm diesmal die Sache von der heiteren Seite. Er verfertigte zum nächsten „Polzenschießen" eine Scheibe, auf der beim Centrumschuß zwei, in Thränen zerfließende Figuren erschienen, den Wolfgang und das Bäsle darstellend, und darüber stand geschrieben:

Adieu, mein Jungfer Baas — Adieu mein lieber Vetter,
Ich wünsch' zur Reise Glück, Gesundheit, gutes Wetter,
Wir haben vierzehn Tag recht fröhlich hingebracht,
Das ist's, was beyderseits den Abschied traurig macht.
Verhaßtes Schicksal! ach! ich sah sie kaum erscheinen,
So sind sie wieder weg! Wer sollte da nicht weinen?

Eine Reihe von Briefen Mozart's an das Bäsle ist auf uns überkommen, die alle in jenem ausgelassenen Tone geschrieben sind, den er näher befreundeten Personen gegenüber anschlug. Ernster soll das Bäsle die Sache genommen haben. Von ihren ferneren Lebensschicksalen ist nur bekannt, daß sie unvermählt blieb und im hohen Alter im Jahre 1841 in Bayreuth starb. Sie soll später mitunter von getäuschten Hoffnungen gesprochen haben. Aber auch bei Wolfgang Mozart wurde aus dem tändelnden Scherz mit liebenswürdigen Frauen heiliger Ernst. In Mannheim lernte er Aloysia Weber kennen und — lieben, wie nur ein Mozart lieben konnte. Er unterrichtete sie im Gesange und bald war ein inniger Herzensbund geschlossen. Pläne über Pläne wurden geschmiedet, um Wolfgang eine gesicherte Stellung zu schaffen und die Vereinigung mit Aloysia zu ermöglichen, aber alle Hoffnungen erwiesen sich als Luftschlösser. Mozart mußte sich von der Geliebten trennen. Seine Briefe aus jener Zeit möchte ich meinen Leserinnen gar gern vortragen an dieser Stelle, wenn es der leidige Raum gestatten würde, so aber bin ich zu der Bitte gezwungen, bei Ludwig Nohl nachlesen zu wollen. Sie werden einen tiefen Einblick in ein reines Menschenherz thun, in dem die künstlerische Begeisterung mit dem menschlich edlen und warmen Empfinden des Liebenden sich in wunderbarer Harmonie einigt. Dem Vater gegenüber hat sich Wolfgang freilich nicht ausgesprochen, und jener war klug genug, was er wußte, für sich zu behalten. Den practischen und ernsten Hinweisen Leopolds auf die Unmöglichkeit, in Mannheim eine Existenz zu finden, mußte sich der Sohn fügen, weil er einsah, daß Ersterer nur zu wahr sprach. Dem „Fort nach Paris" des Vaters gab er endlich Folge. Diesmal malte der alte Mozart aber keine scherzhaften Bilder auf den Abschied.

Wir wissen, daß Mozart's Aufenthalt in Paris vom März 1778 bis zum Januar 1779 reich an künstlerischen, aber recht gering an materiellen Erfolgen war, sodaß er sich entschließen mußte, heimzukehren in das Dienstjoch des Erzbischofs von Salzburg. Zugleich traf ihn in Paris die erste herbe Schicksalsprüfung. Die Mutter, welche ihn auf der Reise begleitet hatte, erkrankte und starb nach wenigen Leidenstagen. Trost und Stütze fand er in seiner Kunst und in seiner Liebe zu Aloysia. Dank der sorgfältigen Lehren Mozart's, war inzwischen aus ihr eine tüchtige Sängerin geworden. Die Familie Weber war nach München übergesiedelt. Kaum konnte Wolfgang den Augenblick des Wiedersehens erwarten. Er schmiedete Pläne auf Pläne, um sich eine Existenz dort oder in Mannheim zu schaffen. Das „Bäsle" lud er ein, nach München zur Zeit seiner dortigen Anwesenheit zu kommen, — sie sollte eine „große Rolle" bei der Sache spielen. In seiner Harmlosigkeit war ihm der Herzenszustand des „Bäsle" durchaus unbekannt, sonst hätte er ihr die „große Rolle", die sie als dame d'honneur bei den gelegentlichen Ausflügen des liebenden Paares spielen sollte, sicher nicht zugemuthet. Es kam indeß Alles anders. Aloysia hatte Freunde und Gönner gefunden. Sie dachte nicht mehr an Wolfgang. Das erste Zusammentreffen endete damit, daß Mozart sich an's Klavier setzte und sang: „Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will". Er ging und hat lange mit der Bitterkeit der Enttäuschung gerungen. Aloysia, gestützt auf ihre Protectionen, wurde bei der k. k. Hofoper in Wien engagirt, — man sieht, es ging damals bei dem Theater ganz ähnlich zu wie heutigen Tages, — und heirathete später den Schauspieler Lang. Der Vater Weber war inzwischen gestorben, und die Mutter ging mit den Töchtern nach Wien. Hier führte das Schicksal Mozart abermals mit den „Weberischen" zusammen, als er sich mit dem Erzbischof überworfen hatte und ein Obdach suchte, welches ihm im Hause der Frau Weber zu Theil wurde. Mit Aloysia traf er indeß nicht zusammen, da das Ehepaar Lang mit der Familie auf gespanntem Fuße stand. Daß sich nun Mozart's Herz der zweiten Tochter Weber's, der vielgenannten Constanze zuwendete, und diese nach manchen Hindernissen seine Gattin wurde, wissen meine verehrten Leserinnen längst. Ich brauche mich daher nur zu bemühen, aus dem zu allerlei Legenden Gewordenen das zu erzählen, was thatsächlich geschah und in das Leben und Sein Wolfgang Mozart's gestaltend eingriff. Mozart selbst schildert seinem Vater, als er ihn um seine Einwilligung zu der Verbindung mit Constanze bittet, die Familie Weber also: „Die Aelteste ist eine faule, grobe, falsche Person, die es dick hinter den Ohren hat; die Langin (Aloysia) ist eine falsche, schlechtdenkende Person, eine Kokette. Bei der war ich ein Narr. Die Jüngste ist noch zu jung, um etwas zu sein. Sie ist ein gutes, leichtfertiges Geschöpf, Gott bewahre sie!! . . . . „Constanze nennt er „eine Marterin" unter diesen Allen; auch die Frau Weber erhält das Zeugniß einer „dummen Frau". Seine auserwählte Constanze schildert Mozart folgendermaßen: „Sie ist nicht häßlich. Ihre ganze Schönheit besteht in zwei kleinen schwarzen Augen und in einem schönen Wachsthum. Sie hat keinen Witz, aber gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als Frau und Mutter erfüllen zu können." Schwer hat Mozart gekämpft und gerungen, bevor er seine Constanze heimführen konnte. Neben der Schwierigkeit eine sichere Existenz zu finden, war es vor Allem der Widerspruch des Vaters, der ihm viel zu schaffen machte. Der Vormund der noch minderjährigen Constanze ließ sich durch ein schriftliches Eheversprechen, bei dem im Falle eines Rücktrittes Mozart's 300 Gulden zu zahlen waren, beschwichtigen, Constanze aber hat dies Actenstück sofort zerrissen, als man es ihr übergab, und dadurch ihren Wolfgang um so fester an sich gefesselt. In der Noth seines Herzens ist in dieser Zeit des Bangens und Bangens Anna Mozart die treue Trösterin ihres Bruders gewesen. Rührende geschwisterliche Zärtlichkeit hat Beide bis über das Grab hinaus verbunden. Sicher ist es dem Einflusse des „Nannerl" nicht zum wenigsten zuzuschreiben, daß der gestrenge Herr Vater endlich einwilligte. Anna führt dem Vater nach der Mutter Tode die Wirthschaft und gab Unterricht im Klavierspiel, trat auch mit vielem Erfolge öffentlich auf. Mozart gab sein Lebelang sehr viel auf das Urtheil der Schwester; alle seine Klavier-Compositionen sandte er ihr zuerst. Die herzinnige Vertraulichkeit, die beide Geschwister verband, bewog auch Anna, dem Bruder ihre Herzens-Angelegenheiten getreulich mitzutheilen. Es ist in den gegenseitigen Briefen viel von einem Herrn d'Yppold die Rede, und Wolfgang ist unermüdlich, der Schwester Vorschläge zu unterbreiten, dem „Freunde" in Wien eine Existenz zu schaffen, damit Beide sich eine Häuslichkeit gründen können. Es ist nichts daraus geworden. Anna heirathete 1784 einen Reichsfreiherrn Bechthold von Sonnenburg, einen Witwer mit mehreren Kindern. Wie weit hier Verstand oder innere Neigung im Spiele war, müssen wir dahingestellt sein lassen. Sie soll ganz zufrieden mit dem Gatten gelebt haben und starb als Witwe, wie bereits erwähnt, in hohem Alter 1829 in Salzburg.

Den romantischen Schleier, den die Sage über die Vereinigung Mozart's mit seiner Constanze ausbreitet, wollen wir aber doch am heutigen ernsten Gedenktage herabziehen. Er hat die Geliebte nicht heimlich entführt. Constanze hatte infolge von Zerwürfnissen das Haus der Mutter verlassen und war von der Baronin Waldstätten, der treuen Verehrerin Mozart's und der Beschützerin seines Liebesbundes, in deren Haus aufgenommen. Der geradezu fabelhafte Erfolg der Oper „Die Entführung aus dem Serail" hatte wohl bei Leopold Mozart endlich den Ausschlag gegeben, und seine Einwilligung traf Anfang August 1782 ein, allerdings zwei Tage nach der Trauung. „Ich wußte, daß ich, ohne mein Gewissen zu verletzen, nicht anders handeln konnte," schreibt Wolfgang dem Vater, und deshalb setzt er auch dessen Einwilligung als sicher voraus. Zugegen bei der Trauung waren die Mutter Weber und deren jüngste Tochter, Herr von Thorwart, Inspector des kaiserlichen Theaters, als Vormund, Landrath von Zetto als „Beistand" der Braut und ein Herr Gilofski aus Salzburg, als derjenige des Bräutigams. An die Feier schloß sich ein von der Baronin Waldstätten gegebenes Mahl, welches, wie Mozart versichert, mehr „fürstlich als baronisch" war.

Mozart hat sich in seiner Constanze nicht getäuscht. Sie ist ihm in ihrem kurzen, sorgendurchwebten Eheleben eine treue, hingebende Gattin gewesen. Als sie später die ihr in ihrer hülflosen Lage dargebotene Hand des dänischen Etatsrathes Nissen annahm zum zweiten Ehebunde, hat sie demselben mit pietätvoller Treue bei der Herstellung von Mozart's Biographie zur Seite gestanden. Höher noch muß ihr angerechnet werden, daß sie trotz ihrer Armuth, nach Mozart's Tode einen Artikel „Mozart's Leben", der bei Huber in Grätz erschien, 1794 aufkaufte. Derselbe war auf allgemeine Klatschereien hin geschrieben und von Neidern böswilliger Weise verbreitet, um Mozart als leichtfertigen, den Genüssen des Lebens übermäßig ergebenen Menschen darzustellen. Sehr schwer ist es der ernsten Forschung geworden, die Wahrheit des Gegentheils an's Licht des Tages zu ziehen. Frau Constanze hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen dieser Forschung die Hand zu reichen, und somit hat Frauenhand nicht nur in das Leben, sondern auch auf das Grab des großen Königs im Reich der Töne himmlisch duftende Rosen geflochten.

*) Otto Jahn. W. A. Mozart.
**) A. v. Arneth. Briefe Maria Theresia's an ihre Kinder.

Nachdruck verboten.

Der Schlaf.

Eine Plauderei von Ernst Koppel.

Ihn, den unschuld'gen Schlaf; Schlaf, der des Grams verworr'n Gespinnst entwirrt, den Tod von jedem Lebenstag, das Bad der wunden Müh'; den Balsam kranker Seelen, den zweiten Gang im Gastmahl der Natur, das nährendste Gericht beim Fest des Lebens. Shakespeare.

Es ist etwas Wundersames um jene Erscheinung, die wir Schlaf nennen, so alltäglich sie ist. Von jeher hat der Schlaf und sein Trabant, der Traum, die Dichter angezogen und beschäftigt, wie jedes Geheimniß. Wollte man eine Blumenlese derjenigen Dichtungen zusammenstellen, die sich mit diesem Bruder des Todes befassen, so würde ein stattlicher Band zusammenkommen.

Aber wohl jedem Denkenden ist der Schlaf ein Gegenstand wiederholter Betrachtung, denn er ist ein wichtiger Bestandtheil des Menschenlebens, ein Urelement des Daseins, das wenigstens den dritten Theil desselben in Wahn, Nebel und Vergessenheit taucht. Aber er ist auch gleichzeitig der größte Wohlthäter, der treueste Freund der Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Er ist mächtiger als selbst die Hoffnung, die den Zweifel nicht ausschließt, denn er bedeutet Vergessen und noch seine Nachwirkung ist wohlthuend. Der aus einem gesunden Schlaf Erwachende fühlt sich gestärkt und gekräftigt, wie nach einem Bade, und besonders für den nervösen Menschen ist er eine Heil- und Linderungscur wie kaum eine andere, wenn er sich ihm barmherzig nähert und ihn lind umfängt.

Die Alten verklärten ihn, wie den Tod, den sie als seinen Zwillingsbruder betrachteten, durch künstlerische Auffassung zu hoher Schönheit. Sie schilderten ihn, ähnlich dem Tode, der ihnen nichts Schreckliches war, als einen im Schooße der Nacht ruhenden Knaben, nur war letzterer schwarz, ersterer dagegen weiß dargestellt. Er zeigte über einander geschlagene Füße, wie sie oft bei Schlafenden zu beobachten sind. Wenigstens giebt Lessing in einer Anmerkung zum „Laokoon", den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

betreffenden Worten des Pausanias diese durchaus einleuchtende Deutung, während frühere Forscher von „krummen Füßen" geredet hatten, was gar keinen Sinn ergiebt. Wie so mancher Anschauung der antiken bildenden Kunst die Poesie Homer's zu Grunde lag, so auch hier; denn von diesem ist der Gedanke in der Ilias ausgedrückt, Tod und Schlaf als Zwillinge anzusehen. Auch wurden bekanntlich beide häufig mit umgestürzter Fackel dargestellt. Andere Dichter schildern gleichfalls den Schlaf als einen jugendlichen Genius, wie überhaupt die harmonische Uebereinstimmung antiker Dichtung und Kunst, die festgefügte Einheit der von der Phantasie eingegebenen Schöpfungen, einen wunderbar beruhigenden und wohlthuenden Eindruck macht, welcher nicht zum geringsten Theil den Zauber hervorruft, der von antiker Kunstcultur noch heute auf den, von den mannigfachsten und grundverschiedenen Interessen bewegten Menschen ausströmt. Die antiken Poeten erzählen, daß der Schlaf eine der Grazien liebte, und Juno gab ihm als Lohn für einen wichtigen Dienst diese zur Ehe. Auch dies ist ein ungemein feiner, künstlerischer Zug, denn im Allgemeinen adelt der Schlaf den Menschen, harte Züge werden gemildert, starre Linien runden sich ab, die Glieder lösen sich und etwas vom Frieden eines kampflosen Daseins umschwebt den Ruhenden, eine Erscheinung, die sich meist nur dem Künstlerauge in ihrem vollen Umfange enthüllt.

Man hat sich so sehr gewöhnt, den Schlaf als liebgewordenen täglichen Gefährten anzusehen, daß man seine Gegenwart kaum noch als besondere Wohlthat empfindet. Seine Unentbehrlichkeit wird in ihrer ganzen Bedeutung erst bemerkt, wenn er den Menschen flieht. Dann überkommt den Sterblichen eine Sehnsucht nach ihm, die sich bis zur Krankhaftigkeit steigert. Für seine Wiederkehr ist der Mächtige bereit, die Fülle seiner Macht, der Reiche, Schätze zu opfern, selbst der Arme giebt willig von seiner Armuth, um den sanften Genius zurückzurufen. Er ist die Gottheit des Vergessens, er löscht alles Gewesene und Seiende im Menschenleben gleichsam aus, so lange er weilt. Die neue Zeit, welche, im Gegensatz zur Antike, die umgebende Natur zur Gottheit erhoben, hat ihm als Symbol eine Blume gegeben, den Mohn, weil diesem Säfte und Kräfte innewohnen, die den Schlaf herbeizurufen vermögen. Leider giebt es im Dasein unzählige Veranlassungen, da der Freund und Gefährte, der Schlaf, den seiner so bedürftigen Menschen, den er zeitweilig vom Sclaventhum des Lebens erlöst, meidet. Krankheit, Noth, Sorge in hundertfältiger Gestalt, Schuld, Reue, Gram, Trauer und wie die Erinnyen des Menschengeschlechts heißen mögen, scheuchen ihn fort oder er, der Sanfte, Wohlwollende schreckt vor den bleichen, grinsenden Larven zurück, die das Antlitz des Menschen nicht selten verzerren und entstellen.

Aber nicht nur die dunklen Gewalten scheuchen und bannen ihn, auch die Lichtgötter Freude, Lust, Liebe, Ruhm und andere sind ihm nicht geneigt. Sie fliehen Alles, was Ruhe heißt und daher zumeist ihn, den Hohenpriester im Tempel der Ruhe. Das freudevoll klopfende Herz, die liebeerfüllte und liebebeglückte Brust erwehren sich seiner, so lange es angeht. Freilich bleibt er zuletzt dennoch Sieger, aber nicht willig wird er empfangen, denn jeden Augenblick der Freude und des Genusses möchte der Mensch auskosten in der kurzen Dauer des Daseins. Aber auch als Ueberwinder ist er mild und edel. Nicht gewaltsam ist sein Sieg, sondern er beschleicht den Ueberwundenen sanft und allmählich, er haucht ihm Augen und Wangen an und legt eine Binde um seine Schläfe. Die äußere Welt verschwimmt mehr und mehr, ein Nebel legt sich über den andern, eine Wolkenwand erhebt sich, alles Licht verdunkelt sich, — es wird Nacht. —

Schlaf und Dunkel stehen in geheimnißvoller Wechselwirkung. Der Schlaf ist vor Allem der Genius der Nacht; das grelle Licht des Tages verscheucht ihn fast stets, aber er ist auch das zweite Gewissen des Menschen, das eine dämonische Macht über ihn ausübt. Der Traum ist sein Diener; durch ihn kann er entzücken und peinigen, beruhigen und quälen, belohnen und strafen. Manche Schuld, die in der Tiefe der Seele schlummerte, hat er an den Tag gebracht, indem er einen Traum sandte, der mit so lebendigem Schein furchtbarer Wirklichkeit das Gewissen marterte, daß die gequälte Seele sich in Worten Luft machte.

Der Schlaf, wie er von den Alten als jugendlicher Genius gebildet wurde, liebt besonders die Jugend. Ihr nähert er sich am häufigsten, und in der ersten Lebenszeit des Menschen ist er von ihm fast unzertrennlich. Noch im Alter von fünf bis sechs Jahren umfängt der Schlaf neun oder zehn Stunden täglich den jungen Erdenbürger, den gereiften Menschen dagegen nur ungefähr sieben Stunden. Das Alter aber meidet er, so viel als möglich; es ist, als wolle er es nicht um den Lebensrest, der ihm noch bleibt, betrügen oder als stoße schwindende Kraft, Verfall der Fähigkeiten, ihn, den Jugendlichen ab, während ihn Fülle der Gesundheit und Lebenskraft anzieht; denn er ist eine schöpferische Macht, so sehr er dem äußern Anschein nach dem Tode, dem Ende aller Dinge gleichen mag. Unter allen Lebewesen ist er dem Menschen am meisten geneigt; er umfängt ihn enger und regelmäßiger wiederkehrend als das Thier. So sind zum Beispiel alle Thiere, welche stehend schlafen, dem wachen Zustande ungleich näher, als der Mensch, welcher in ausgestreckter Lage den Schlummer sucht; viele Vogelarten haben zudem einen unendlich leisen Schlaf, die geringste Licht- oder Schallwirkung genügt, sie zu wecken. Niedere Wirbelthiere kennen überhaupt keine regelmäßig abwechselnde Periode des wachen und schlafenden Zustandes, bei ihnen hängen diese Erscheinungen lediglich vom Zufall ab. Eine wunderbare Thatsache ist auch der Winterschlaf, dem kleine Säugethiere, Reptilien, Fische und andere Arten unterworfen sind. Diese Thiere sind dann im tiefsten Grade des Schlafes befangen, die Körperverrichtungen hören fast gänzlich auf, und ihr Erwachen ist in der That eine Art Neugeburt.

Die Schlaflosigkeit ist eins der größten Leiden, mit welchem die gegen ihre Geschöpfe oft mitleidslose und grausame Natur dieselben bedroht, allen beschönigenden und verhüllenden Schleiern der Dichtung zum Trotz. Dauert dieser Zustand fort, so ruft er nicht selten die Sehnsucht nach der ewigen Ruhe hervor; Lebensüberdruß macht oft früher oder später dem so gequälten Dasein ein Ende.

Viele, denen der Schlaf nicht nahen will, mögen sie ihm noch so sehnsüchtig die Arme entgegenstrecken, greifen zu den stärksten Mitteln, sich zu betäuben, wie Opium, Morphium, Chloral. Daß der also erzwungene Schlummer nicht die rechte Erholung und Erfrischung bietet, ist selbstverständlich, und die verhängnißvolle Wirkung des Morphiums, das sich dämonisch fort und fort demjenigen aufdrängt, der sich seiner zauberhaften Kraft hingegeben, ist bekannt und fordert namentlich in unserer hypernervösen Zeit immer zahlreichere Opfer. Der Schlaf rächt sich so gleichsam für den ihm angethanen Zwang.

Man ersieht daraus, wie im Menschenleben auch die gütigsten Gewalten ihre dämonischen Seiten haben, kein glücklicher Zustand ist ungetrübt, nirgends ist dem Menschen die volle Freiheit des Genusses gegönnt. Er erkennt überall die Grenzen seiner Natur, und schon dieses Bewußtsein sollte ihn mit Demuth erfüllen. Immerhin aber ist der Schlaf wohl der ungetrübteste, am meisten unbewußte Genuß. Er erzeugt eine Art Rausch, wie man schon aus der Bezeichnung: „schlaftrunken" erkennt, aber einen solchen, der noch so häufig wiederkehrend, keine übeln Folgen hat, wie die Mehrzahl der übrigen Genüsse und Freuden des Daseins bei steter Wiederholung. Mag daher das antike Bild des schönen, freundlichen Jünglings auch in unserer götterlosen Zeit für den Schlaf geltend bleiben, und möge sein Diener Morpheus, der Genius der Träume, der schönen Leserin, die sich zu dieser Anschauung bekennt, aus seinem unerschöpflichen Füllhorn reiche und erfreuliche Gaben bieten, Spiegelbilder aus dem mystischen und doch wahrhaften Reich der Dichtung, die das Leben, wie es ist, nun einmal verneint.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Nicolo-Markt in Wien. — Von W. Gause. Siehe die Abbildung, Seite 181. — Nicolaus, Anfang des vierten Jahrhunderts Bischof von Myra, geboren zu Patera in Lycien, wurde schon im neunten Säculum zu den Kalender-Heiligen gerechnet. Sein Tag ist der 6. December, der in den meisten katholischen Ländern als ein Vorgänger der am Weihnachtsabend üblichen Christbescherung gefeiert wird. In Oberschwaben bringt der heilige Nicolaus den artigen Kindern Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen und droht den unartigen mit der Ruthe. Die Kleinen kommen mit Gegengeschenken, da der Heilige aber selbst nichts annimmt, so erhält sie sein Pferd, für das die Kinder Hafer in ihre Schuhe schütten. Das kindliche Opfer erinnert an die Haferweihe, welche die heidnischen Deutschen dem Rosse Odin's darzubringen pflegten. In den protestantischen Ländern spielt der heilige Nicolaus am Weihnachtsabend eine ähnliche Rolle; in Thüringen bäckt man als Bescherung dieses Heiligen sogenannte Nicolaus-Zöpfe. Der Legende nach ist Nicolaus aber nicht nur ein Kinderfreund, sondern auch der Repräsentant des Teufels, und auf dem Nicolo-Markte werden daher in Massen kleine schwarze Teufelchen mit einer Ruthe in der Hand und einer Ofengabel über der Schulter, mit blitzenden Augen und herausgestreckter rother Zunge verkauft. Der „old Nick" ist auch in England das Schreckgespenst der unartigen Kinder. In der klassischen Mythologie führte Pluto, der Gott der Unterwelt, den Beinamen Nicolaos, d. h. der Volksbesieger, weil der Tod alle Völker bezwingt, und vielleicht sind die Honigkuchen mit dem Bildnisse der christlichen Heiligen, die man am Nicolo-Tage kauft, noch eine letzte Erinnerung an die Honigopfer, die zu heidnischer Zeit den Todtengöttern dargebracht wurden.

Fürs Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der Ton im Hause. — Wir Menschen sind doch die räthselhaftesten Geschöpfe auf Gottes Erde! Ein verlegtes Buch, eine zerbrochene Tasse, ein fehlender Knopf, oder gar ein verschüttetes Tintenfaß genügen, um uns aus Rand und Band zu bringen. — Begegnet uns aber einmal etwas recht Großes, steht z. B. das Vermögen auf dem Spiele, bricht in der Nacht Feuer aus, oder ist ein geliebtes Wesen in Gefahr, da tragen wir das „Unvermeidliche mit so viel Würde", daß man ganz gewaltigen Respect vor uns bekommen muß. Ebenso ist es mit der Gefälligkeit im Kleinen und mit der Opferwilligkeit im Großen. Gegen die Menschen, die wir am liebsten haben, sind wir oft am wenigsten höflich, während wir gegen Fernstehende die bezaubernste Liebenswürdigkeit entfalten.

Nirgends treibt wohl die bequeme Rücksichtslosigkeit üppigere Blüthen, als unter Geschwistern. Kaum fangen die „süßen Kleinen" an, aufrecht zu stehen, so reißen sie sich gegenseitig die Spielsachen aus den Händen, und kaum können sie „Papa und Mama" lallen, so fangen sie an, sich zu zanken. Wird da die rechtzeitige Verträglichkeits-Dressur versäumt, so läßt später der „gemüthliche Familienton" nichts zu wünschen übrig. Setzt sich die Schwester aus Versehen auf den Platz des Bruders, dann heißt es ohne alle Umstände: „Steh' mal auf; das ist mein Platz." Thut sie es nicht, so ist der Krieg erklärt. Einem Gast gegenüber hätte er sich selbstverständlich stillschweigend einen anderen Stuhl geholt.

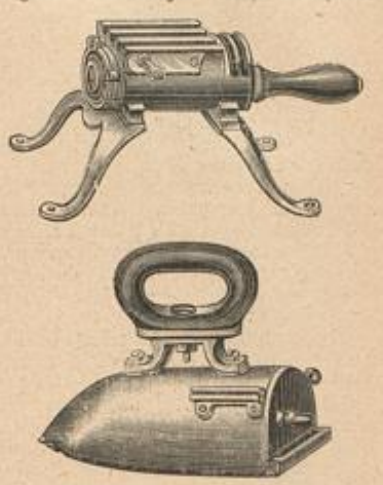
Kommt er müde nach Hause, so commandirt er ohne Weiteres: „Du, ich bin hungrig, mach' mir schnell ein Butterbrod!" worauf sie in entsprechendem Ton erwidert: „Mach Dir's gefälligst selbst." Möglicher- —, doch nicht wahrscheinlicherweise hätte sie auf sein angemessenes Ersuchen, seinen Wunsch erfüllt. Ohne Zweifel aber würde sie einem willkommenen Gast, aus eigenem Antriebe, mit vollendeter Anmuth eine Erfrischung bereiten.

Auch unter Eheleuten und selbst unter solchen, die sich von Herzen lieb haben, läßt sich zuvorkommende Liebenswürdigkeit sehr häufig vermissen. Hat Papa ausnahmsweise nach dem Abendbrod noch Lust zu einem Spaziergange, so ist Mama entweder zu müde, oder sie hat schnell eine Arbeit fertig zu machen, oder sie hat einfach keine Lust mitzugehen. Erinnert sie ihn dann: „Stecke doch lieber den Hausschlüssel ein, Du kannst nicht wissen, wie spät es wird," so heißt es verdrießlich: „Wozu den schweren Schlüssel mitschleppen, ich bin ja gleich wieder da." Zufällig begegnet ihm aber an der nächsten Ecke ein guter Freund, und er verplaudert sich mit ihm beim Glase Bier bis zwei Uhr Nachts. Unterdessen steht die liebe Frau am offenen Fenster, den „schweren Hausschlüssel" wurfbereit in der Hand, damit der theure, stark zum Rheumatismus geneigte Gatte nicht erst lange nach dem Wächter zu rufen braucht. Der selbstverständliche Lohn ihrer Treue ist ein fürchterlicher Schnupfen mit Influenza-Anwartschaft. — Wie ist es nun möglich, daß dieselben rücksichtslosen Menschen sich in ernsten Fällen der größten Opfer fähig zeigen! Der unliebenswürdige Bruder würde ohne Besinnen die Schwester aus jeder Lebensgefahr retten, und sie gäbe freudig ihren letzten Pfennig für ihn hin, wenn sie ihn in Noth wüßte. Ebenso würde die Frau, der ein kurzer Spaziergang beschwerlich fiel, Tag und Nacht nicht von dem Krankenlager ihres geliebten Mannes weichen, und er, dem der Hausschlüssel zu lästig war, würde sich jede Arbeitslast aufbürden, um sie vor Sorge und Entbehrung zu schützen.

Was hilft all diese Opferfähigkeit, die man doch nur in Ausnahmsfällen bethätigen kann, wenn wir Tag für Tag unter den tausend kleinen Nadelstichen des häuslichen Zusammenlebens zu leiden haben!" Will man sich wahrhaft wohl im Kreise seiner Lieben fühlen, so muß Jeder redlich das Seine beitragen, um den guten Ton, die liebenswürdigen Umgangsformen auch in der eigenen Häuslichkeit aufrecht zu erhalten. Finden wir liebevolle Theilnahme, anregende Unterhaltung, ungezwungene Geselligkeit innerhalb der eigenen vier Wände, so braucht man erheiternde Zerstreuung nicht so häufig außer dem Hause zu suchen.

Gerade heut zu Tage, wo soziale Kämpfe aller Art die Gemüther erregen, sollte uns der Frieden des Hauses doppelt heilig sein, damit wir uns von der aufreibenden Jagd nach dem Glück, am eigenen Herd, im Schooße der Familie ausruhen und erholen können. B. Marbeck.

Eine neue Plättvorrichtung. Sehr oft stellt sich beim Bügeln von Kragen und Manschetten der Uebelstand heraus, daß die Kanten nur unvollkommen geglättet und gerundet erscheinen. Dadurch wird das gute Ansehen beeinträchtigt und die Haltbarkeit vermindert; auch verursacht solche Wäsche, besonders am Halse, leicht ein unangenehmes Jucken und Kratzen. Diese Uebelstände werden durch eine, von der Firma Karl Kaltschmid in Oberriexingen (Württemberg), hergestellte, in einer Glättrinne bestehende, patentirte Vorrichtung beseitigt. Nachdem die Kragen 2c. gestärkt und gebügelt sind, werden sie mit einem Schwamm am Rande angefeuchtet und dann durch die Rinnen gezogen, worauf sie vollständig glatt und gerundet erscheinen. Diese wichtige Vorrichtung, die sich auch an älteren Plätteisen ohne große Kosten anbringen läßt, wird bei unseren Hausfrauen bald viele Freundinnen finden. — Für größere Bügelanstalten und Wäschefabriken empfiehlt sich ein ebenfalls patentirter selbständiger Glättapparat, der mit Bolzen geheizt wird. Derselbe enthält eine Anzahl verschieden breiter Rinnen, von denen eine mit einem federnden Stift versehen ist, durch welchen die Herstellung der Kniffkanten an Kragen und Manschetten bewirkt wird. O. A.



Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Bindfaden. — Wie wird Bindfaden präparirt, daß er den Einwirkungen von Luft und Feuchtigkeit widersteht?

Treue Abonnentin in Roslau.

Aquarium. — Kann mir eine freundliche Leserin aus eigener Erfahrung gute Rathschläge über die Anlage und Instandhaltung eines Aquariums geben?

Eugenie v. K. in Schwaben.

Schwedische Handschuhe. — Auf welche Weise kann man schwedische Handschuhe selbst reinigen?

Sparsame Hausfrau in Zittau.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Seidene Handschuhe. (136) — Die Armlängen solcher Handschuhe verwerthen Sie am leichtesten und besten, wenn Sie sich passende dänische oder Glacé-Handschuhe mit zwei oder drei Knöpfen kaufen, den Schlitz 5 Cent. lang in der seidenen Armlänge säumen und beide Theile durch eine etwas lang gereckte, überwendliche Naht fein vereinigen. Anweben ist schon bei Strümpfen sehr theuer und paßt meist nicht ganz in Farbe und Stärke der Seide. A. Z. in Stralsund.

Ferner erbietet sich die Strumpfwaren-Fabrik von M. Ch. Kreissig und Sohn, Berlin, Leipzigerstr. 105, derartige Handschuhe anzuweben, doch müssen ihr zu diesem Zwecke mindestens sechs Paar gleichzeitig übergeben werden.

Die Redaction.

Junge Hühner (151). — Es ist eine bekannte Thatsache, daß hauptsächlich die eintretende Kälte im Winter die Hühner vom Eierlegen abhält. Dies kann aber leicht dadurch vermieden werden, daß man die Thiere in warme Ställe bringt, namentlich in solche, die durch einen eigens dazu angebrachten Ofen etwas geheizt werden können. Man wird dann den sehr bedeutenden Vortheil haben, von allen seinen Hühnern auch im Winter frische Eier zu erhalten. Hühner, die bei den Bauern häufig im Winter in der Stube bleiben, legen fortwährend. Will man sie indeß noch besonders dazu veranlassen, so muß man ihnen auch angemessenes Futter reichen, wozu am tauglichsten warm gemachte, braun geröstete Gerste ist. Auch kann man diese Gerste aufsieden und den Hühnern zu fressen, das Wasser aber, worin sie gesotten ist, ihnen zu saufen geben. Der Nesselsame, sowie auch die Leinsamenhülsen sind ebenfalls ein sehr wirksames Mittel zur Erreichung obigen Zweckes. Letztere werden in einem warmen Ofen getrocknet, zu einem gröblichen Pulver gestoßen und mit einer gleich großen Mischung von Weizenkleie und Eichelmehl vermengt. Aus dieser Substanz bereitet man mit Zusatz von etwas Wasser einen Teig, der den Hühnern zu fressen gegeben wird, und der ebenfalls große Fruchtbarkeit erzeugt. Th. in L.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung.

Heft 24. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 13. December 1891. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein sprechendes Armband.

Weihnachtsgeschichte von Hermine Villinger.

Mit drei Abbildungen von P. Bauer.

Endlich, es war im November, sah sich der Genremaler Ferdinand Schönherz durch den glücklichen Verkauf eines Bildes in den Stand gesetzt, einen Winter in der deutschen Weltstadt zuzubringen. Wer war glücklicher, als seine junge Frau! Sie wußte freilich nicht, was für gefährliche Anlagen sie in ihrer Seele trug, — sie war ein Streberchen, — und daß Berlin gerade der Boden war, wo solche Keime im Umsehen zu üppigen Wäldern emporschießen, in deren Schatten sich nicht gut ruhen läßt. Er, Schönherz, eine stille, in sich geschlossene Natur, liebte dieses immer bewegliche, lebensfrische Weibchen unendlich, und daß sie so ungeduldig war und immer an ihm schob und drängte, war ihm recht gesund, denn es fehlte ihm alle Energie für den geschäftlichen Theil seines Berufes; er hätte am Liebsten so hingemalt, Bild auf Bild, und den lieben Herrgott für das Uebrige sorgen lassen.

Aber dann kam die kleine Frau:

„Fidi, geliebter Fidi, was bist Du für ein langweiliger Mensch, wie kannst Du Dein Licht so unter den Scheffel stellen! Andere mit Deinem Talent wären Berühmtheiten, Du aber bleibst ewig vergessen in Deinem stillen Winkel, mit Deinen alten Bauern und Holzmachern. Glaubst Du denn, herzliebes Männle, ich kann das Kleingeld aus den Aermeln schütteln! Wenn Du nicht auf der Stelle ein Bild zum Verkauf schickst, können wir uns vor Ende dieses Monats als am Hungertod Verschiedene im Tageblättchen lesen."

Außer diesen vierteljährlichen Erpressungs-Scenen lebten sie in ihrem kleinen Häuschen, dicht vor der Stadt, gar glücklich in den Tag hinein. Und wenn sie dann des Abends so jung und lebensfroh nach dem Walde schlenderten, Arm in Arm, lustig plaudernd und lachend, so hieß es in der Nachbarschaft allenthalben: „da kommt das Päarle"; gerade als ob es auf der ganzen weiten Welt nur ein so fröhliches, ganz und gar zusammen gehörendes Paar gegeben hätte.

Aber, aber, die kleine Frau! Das Streberchen in ihr kam nie zur Ruhe; sie träumte in ihren einsamen Stunden, wenn der Mann auf die Modelljagd ging, von einem berühmten Gatten und saß und richtete in ihren Gedanken wundervolle Villen ein, — bis in die kleinsten Details. — Dann lag sie auf ihrem Divan ausgestreckt und wartete ihrer Gäste, lauter Leute aus der vornehmsten Gesellschaft; der Diener brachte ihre Karten auf dem silbernen Teller, während sie in der Zeitung einen höchst interessanten Artikel über das Schönherz'sche Atelier las. Er, Schönherz, sah in seiner hellgrauen Sammetbluse geradezu hinreißend aus; die Farbe paßte so gut zu dem sanften, freundlichen Blick seiner braunen Augen. Aber die junge Künstlersgattin war auch nicht zu verachten; sie trug —

„Frau Schönherz", fragte Lisi, — das Mädchen für Alles, — unter der Thüre, „soll ich heut' Rüben, oder Sauerkraut, oder Bohnen zum Braten kochen?"

Und die kleine Frau fuhr aus ihren Träumen auf, sagte mit einer ganz unverhältnißmäßigen Heftigkeit: „Bohnen!" und rang dann hinter dem sich eiligst zurückziehenden Mädchen die Hände mit dem Ausruf:

„Kommen wir denn nie aus diesen miserablen Verhältnissen heraus!"

Da verkaufte Schönherz sein großes Bild, und seine Frau erklärte:

„Jetzt ist der Moment gekommen, wir gehen nach Berlin; Du wirst in den Künstlerkreisen heimisch, stellst Deine Bilder aus, und unser Glück ist gemacht."

Sie schrieb sofort an ihre in Berlin lebende Tante Commerzienräthin. Diese war nie mit der Künstlerheirath der Nichte einverstanden gewesen, und die kleine, stolze Frau hatte denn auch, so lange sie in bescheidenen Verhältnissen lebte, nicht das Geringste von sich hören lassen. Jetzt trat sie ganz sicher auf, denn sie speculirte weder auf eine Unterstützung, noch auf ein gnädiges Entgegenkommen der reichen Verwandten; sie meldete einfach ihre Ankunft in Berlin: sie wollten sich etwas Anregung holen in der Hauptstadt; den Gatten zogen die Künstler dort an, und sie hoffe dann und wann auch ihre Bewandten zu sehen.

Sie kamen an. Die Tante Commerzienräthin hatte ihren Groll vergessen und zeigte sich voll Aufmerksamkeit. Eine hübsch möblirte Wohnung in der Königgrätzerstraße erwartete das junge Paar; die Mahlzeiten mußten sie selbstverständlich im Hause der Tante einnehmen, die ihnen auch ihre Equipage jederzeit zur Verfügung gestellt hatte.

Schönherz blieb angesichts des Glanzes, der sich

Ein sprechendes Armband. Zeichnung von P. Bauer.

vor ihm entfaltete, gelassen, wie immer, — aber die kleine Frau! Im Handumdrehen, förmlich hinterrücks, war der Gatte in eine großstädtische Erscheinung umgewandelt worden. Er mochte brummen, wie er wollte, und nach seinem alten Zeuge suchen; es war nicht mehr zu finden. Und nun erst sie! — Es war ihr größter Triumph, als ihr lieber Ferdinand eines Tages unter den Linden einfach an ihr vorbei rannte, und erst auf ihr helles Lachen hin umkehrte und sie anstarrte mit dem Ausruf:

„Mein Gott, diese schöne, elegante Dame ist meine Frau!"

Ja, sie war eine schöne, elegante Dame geworden, die überall, wo sie hinkam, Eindruck machte; sie wurde sogar in kurzer Zeit durch die unbefangene Frische ihres Wesens zum Mittelpunkt der Kreise, in denen sie verkehrte, und die Triumphe, die sie genoß, stiegen ihr zu Kopfe wie Champagner.

Es traf sie daher wie ein Schlag in's Gesicht, als die Gattin eines Portraitmalers eines Tages mit beispielloser Unverfrorenheit die Frage an sie stellte:

„Nicht wahr, Ihres Mannes Gebiet ist das niedere Genre?"

Und Ferdinand stand hinter ihr, wie immer an die Wand gelehnt, und sagte kein Wort, vertheidigte sich nicht, sondern lächelte.

„Hör', lieber Mann," begann sie auf der Heimfahrt, „das ist doch zu arg, einfach nicht zum Aushalten!"

„Was denn?"

„Mein Gott, daß das ‚niedere Genre' Dein Gebiet sein soll, und ich mir das sagen lassen muß, ohne daß Du auch nur die leiseste Miene machst, derartige Bosheiten gebührend zurückzuweisen."

„Es ist ja aber doch wahr, so nennt man diese Richtung."

„Dann, Fidi, geliebter Fidi, mußt Du sie aufgeben; Du mußt zum höheren Genre übergehen; ich höre Dein Talent, den Ton, die Stimmung in Deinen Bildern hier von allen Künstlern loben; es handelt sich also nur um den Stoff; Deine unglückselige Neigung für die niederen Schichten der Menschheit ist das einzige Hemmniß an Deinem Weiterkommen. O, ich habe es lange auf dem Herzen, und jetzt muß es einmal herunter; ich will ja nur Dein Glück, Deinen Ruhm, und mit Deinen Bauern und ungewaschenen Leuten wirst Du es nie zu etwas bringen. Wer interessirt sich denn für solche? Male ein Bild, wie das, worauf zwei elegante Menschen in's Wasser springen, und Du bist ein gemachter Mann; vor einer Verlassenen im Boudoir bleibt Alles stehen, an einer Verlassenen auf freiem Felde geht Jeder vorbei. Das ist nun einmal so, das Empfinden der gewöhnlichen Leute vermag uns nicht zu interessiren, weil sie roh sind, brutal, ja gemein. Liest Du denn keine Zeitung? Da steht's geschrieben, da sieht man in Abgründe, daß es einen schaudert! Und diese Sorte von Menschen verherrlichst Du, verherrlicht mein Mann und macht ihnen Mienen, so bieder und treuherzig, als seien sie nicht Alle mit einander auf's Stehlen aus; o ja, schon drei Taschentücher sind mir hier abhanden gekommen, und das sind immer Deine Leute, Deine lieben Leute."

„Nun," meinte er lächelnd, „die haute finance wird Dir freilich nicht Deine Taschentücher stehlen, liebes Kind."

„Und da findest Du am Ende das Treiben jener Leute ganz am Platze?"

„Weit davon entfernt; ich würde Jeden bei den Ohren packen, den ich bei einer solchen Beschäftigung ertappte; aber, mein liebes Kind, Du wirst Dir doch nicht einbilden, daß alle ärmlich gekleideten und kümmerlich genährten Menschen Taschendiebe sind; ich könnte Dir tausend rührende Beweise von Ehrlichkeit, feinem Empfinden —"

„Und ich würde sie Dir alle miteinander nicht glauben," unterbrach sie ihn, „Du bist ehrlich, Du bist voll feiner Empfindung, da legst Du dies Alles in die Menschen hinein. Die feine Empfindung ist überhaupt nicht Sache der großen Menge."

„Sie beschränkt sich am Ende ganz allein auf den ersten Stock," unterbrach sie der Gatte. „Übrigens weißt Du auch, daß wir heute zum ersten Mal aus einander, beinah ernstlich auseinander sind? . . . Aber, aber, Füchsle!"

Nicht einmal der Kosename, den er ihr, ihres röthlichen Haares wegen gab, machte heute Eindruck.

„Kurzum, wir sind in Berlin, damit Du Deinen Weg machst," erklärte sie, „und da Du ein Träumer bist, so ist es die Pflicht Deiner Frau, die Augen offen zu halten."

„Aber, liebes Kind, ich sehe schon; es ist mir nur eine traurige Entdeckung, daß wir nicht dasselbe Genre cultiviren —"

„In Gesellschaft bist Du ein Stock," fiel sie ihm in die Rede, „Kopf an Kopf stehen die bedeutenden Leute herum, und Du thust nicht das Geringste, ihre Bekanntschaft zu machen, aber vor irgend einem Köter auf der Gasse bleibst Du stehen."

„Ja, siehst Du, so ein Köter! Da liegt er, todtmüde, zusammengeringelt vor dem Karren seines Herrn; welch ein Pflichtgefühl in diesem Herzen, in diesem Blick, der sich so gerne schließen möchte, aber nein, die Verantwortung, das Hab und Gut seines Herrn zu hüten, erlaubt ihm nur, mit offenen Augen der Ruhe zu pflegen."

„Großer Gott," rief die junge Frau aus, „was unterlegst Du da wieder einer gedankenlosen Creatur, und so ist's mit Allem, und Du bist weiter nichts, als ein sentimentaler Mensch, und passest nicht in das Leben von heutzutage; wir werden es nie, nie zu etwas bringen."

Da schwieg er, und sie kamen verstimmt in ihrer Wohnung an.

Nein, sie waren nicht länger „'s Päarle", „'s Päarle par excellence" vor allen andern Pärchen. Sie stritten jetzt den ganzen Tag, sie waren in allen Dingen verschiedener Ansicht. Im Anfang nahm er den Kampf humoristisch, aber als sie immer reizbarer, immer eifriger wurde in ihren Behauptungen, es sogar mit Spott versuchte, um ihm seine Richtung zu verleiden, da wurde er eines Tages zornig und sagte es ihr in dürren Worten, daß sie nichts verstehe, weder von der Kunst, noch vom Leben, daß die erstere mit all den Eigenschaften, die sie Hoch und Niedrig unterstelle, nicht das Geringste zu thun habe, und er ihr rathe, doch ja um Gotteswillen nicht vor anderen Leuten solche kindischen Dinge zu äußern.

Kindische Dinge, — sie, die alle möglichen Zeitungen las, — und mit den bedeutendsten Menschen der Gegenwart verkehrte! O, es war klar, nur der Gatte verschloß sich ihrer Einsicht, ihrem plötzlich erwachten tieferen Verständniß für die Dinge dieser Welt und blieb seinem Wahne treu.

An diesem Wahne aber war nach ihrer Ansicht nur das Volk schuld; es trat trennend zwischen ihr Glück, und sie nahm sich vor, nicht zu ruhen, bis sie diesen, ihren verhaßten Nebenbuhler, aus dem Herzen des Gatten verdrängt hatte.

Alle Tage schnitt sie lange Artikel aus den Zeitungen, die sie las, und legte sie dem Gatten hin; sie floß über von Missethaten aus jenen Kreisen, entpuppte sich zu einer wahren Sammlerin kleiner Scandal-Geschichten, die sie dem Gatten zu jeder Tageszeit auftischte, immer mit dem Zusatz: „Dein Volk, lieber Mann, Dein Genre!"

Er hatte längst aufgehört, ihr zu widersprechen, denn er sah, es war umsonst; der kleinen Frau war Berlin zu Kopf gestiegen; ihr wahres Wesen erlag unter der Fluth von Eindrücken, deren sie nicht Herr zu werden vermochte; das Streberchen in ihr hatte Flügel bekommen. Jeden Morgen lagen ein halbes Dutzend Einladungen auf dem Bronzeteller im Salon, und die junge Frau sah beim Frühstück die gedruckten Karten durch und fühlte mehr und mehr das Talent in sich, ihre Rolle als Gattin eines berühmten Künstlers durchführen zu können. Ja, sie war dazu geboren; es fehlte nur am Gatten.

Der hatte sich ein Atelier gemiethet, in dem er die meisten Stunden des Tages zubrachte, und wo es ihm schon einige Mal passirt war, das Sechsuhr-Diner ganz zu vergessen, zu dem sie geladen waren.

Die kleine erregte Frau ergriff daher das Mittel, beim Atelier vorzufahren, um ihren Mann mitzunehmen. Da fand sie dann immer irgend einen verwitterten Menschen vor, der den ganzen Raum mit einer Atmosphäre von schmutzigen Kleidern und schrecklichem Tabak anfüllte; und der Aufruhr ging von Neuem los, und die thörichte Frau that Alles, um sich und ihrem Mann das Leben zu verbittern.

„Hör'," sagte er eines Tages, „Berlin bekömmt Dir furchtbar schlecht, wir wollen nach Hause."

Da bat sie und beschwor ihn und hatte wieder ihre liebenswürdige Stimme und den alten schalkhaft zärtlichen Ausdruck der Augen. Sie hatten ja noch gar nichts erreicht, und sie wollte ja nichts, als ein einziges Mal, bloß ein einziges Mal das Dasein in vollen Zügen kosten. Jetzt schon zurückzukehren in das geisttödtende Kleinstadtleben, ohne jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft, sei ihr geradezu unmöglich, ja, sie schaudere vor dem Gedanken zurück, und ob er's denn verantworten könne, sein „Füchsle" grenzenlos unglücklich zu machen.

Sie blieben, und die junge Frau gab sich Mühe, liebenswürdig zu sein, aber sie hatten vollständig aufgehört, innerlich miteinander zu gehen. Ihre Freuden waren nicht die seinen, und was ihn fesselte, war für sie nicht vorhanden.

Dies zeigte sich so recht, als sie beim Empfang irgend einer fürstlichen Person am Potsdamer Bahnhof standen, um die Wagen und den ganzen Aufwand von Pracht an sich vorüber ziehen zu lassen. Die kleine Frau liebte dieses Treiben, es war ihr neu; der Gatte begleitete sie gutmüthig und ließ sich von ihrem Händchen, das in seinem Arm lag, bald da-, bald dorthin dirigiren, wo sie der Herrlichkeit am nächsten waren.

Aber einmal, gerade im entscheidendsten Moment, als Frau Schönherz rasch auf die andere Seite wollte, stand der Gatte plötzlich wie eine Mauer, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, als entdeckte er den besten Freund seines Lebens. Es war aber nichts weiter, als ein Bäuerlein, das aus dem Bahnhof kam und sich abmühte, über den Schlag der nächsten Droschke zu klettern.

„Ussmachen," schrie der Kutscher den Mann an.

„Ick weeß schon," sagte das Bäuerlein, stieg über den Wagensitz und kletterte von hier zum Kutscher hinauf. Der begegnete dem höchlich belustigten Blick Schönherzens, und die Beiden lachten, daß ihnen die Thränen in die Augen traten.

„Nein, wie mich das freut, daß ich zu diesem Stückchen gekommen bin," rief der Maler ein über das andere Mal.

Die Frau war außer sich, denn sie war um den Anblick von Persönlichkeiten gekommen, von denen sie stets hörte, und die sie nie gesehen, — Alles um eines Bauern willen!

Ein anderes Mal stand sie in einer neuen, hellgrauen Sammet-Toilette, mit vor Aufregung hochrothen Wangen, am Fenster und trommelte ungeduldig gegen die Scheiben, weil der Gatte nicht kam.

Endlich, es waren noch zehn Minuten bis neun Uhr, läutete es, und er schritt ganz vergnügt herein.

„Donnerwetter," rief er aus, „ist das die Fürstin X. oder die Frau Marie Schönherz, genannt „Füchsle", was hast Du denn vor?"

„Aber, Fidi, wir sind ja zum Gesandten geladen, Punkt neun, und jetzt sind noch zehn Minuten!"

„Ach, richtig, zum Gesandten, potz tausend, zum Gesandten! Wie sieht denn der Mensch aus? Ich hab' nicht die leiseste Ahnung."

„Er hat ja gestern mindestens eine Viertelstunde mit mir gesprochen."

„Wo denn?"

„Aber, Mann, ich glaube, ich könnte mir von aller Welt die Cour machen lassen, es würde Dich nicht im Geringsten interessiren."

„Soll ich den Gesandten fordern, und willst Du so gut sein und mir die Cravatte fest machen? Ach Kind, ich habe eine reizende Geschichte erlebt."

„Hast Du denn kein Wort für die wundervollen Falten, die dieser graue Sammet wirft?"

„In der That, denke nicht, daß ich das nicht sehe; aber ich bin so erfüllt —"

Unten riß der Kutscher den Wagenschlag auf:

„Wohin?"

„Keine Ahnung," sagte Schönherz, „Frauchen, wo fahren wir hin?"

Sie nannte Straße und Nummer; drinnen seufzte sie: „Daß Du auch kein bischen großstädtisches Wesen annimmst!"

„Ja, denke Dir," sprach er, ohne auf ihren Vorwurf zu achten, „ich war im Grunewald, um mir den winterlichen Wald und die Ortschaften ein bischen anzusehen. Da finde ich eine ärmlich gekleidete Frau und einen kleinen Jungen, gleich zu Anfang des Forstes, und sie trippeln im Schnee herum, immer ein Stückchen hin und ein Stückchen her, bleiben stehen, um die Straße nach Berlin entlang zu schauen, und ihr ganzes Wesen und Gebahren drückt Aufregung, Erwartung und höchste Freude aus. Da höre ich Pferdegetrappel, und der kleine Bursche schreit laut auf: „Jetzt, jetzt ist er's!" Und daher galoppirt ein Soldat, ein Infanterist, offenbar ein Offizierbursche, auf dem Pferde seines Herrn. Natürlich nahm er gleich den kleinen Bruder vor sich auf's Pferd, und nun galoppirten sie um die Mutter herum. Nein, diese Lust, diese Freude auf den jugendlichen, von der Kälte roth angehauchten Gesichtern, die reizvollen Bewegungen des Pferdes, und die Mutter, — eine schöne Frau, sag' ich Dir, — Züge voll Stolz; dazu die Bäume unter ihrer Schneelast, das Gold der untergehenden Sonne; — ich blieb und blieb und —"

„Der Wagen hält, Fidi," unterbrach ihn die Frau.

„Richtig, er hält!"

Sie stiegen aus. Droben beim Gesandten garnirte er wieder die Wand; lächelnd sah er in das Gewühl der eleganten Welt, ohne etwas zu sehen, in Gedanken immerfort an seinen Eindrücken weiter spinnend.

Wie aus weiter Ferne hörte er die Stimme seiner Frau, die sich mit einer Excellenz unterhielt; dann standen diese Excellenz und sein Frauchen plötzlich vor ihm, und er sah sie, wie aus einem Traume erwachend, groß und verwundert an, um sich im nächsten Augenblick murmelnd zu verneigen.

Der Herr vor ihm tippte ihm auf den Arm: „Ich habe ein Bild von Ihnen gesehen, — ‚Feierabend', — diese Ruhe, diese Stimmung, und wie Sie diese

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Leute treffen, Herr Schönherz! Wo Sie das nur her haben?"

Der junge Maler lächelte: „Da brauchte ich nicht weit zu suchen: ich selbst bin in solch einem Dörfchen geboren; mein Vater war ein armer Schreiner, der sich tüchtig plagen mußte; wenn er dann die Werkstätte schloß und bei seinem Kruge Bier im Freien saß, da haben wir's oft recht miteinander genossen, das Glück des Feierabends."

Der Herr mit dem Stern auf der Brust nickte und that noch allerlei Fragen an den jungen Künstler, dann ging er weiter, und „s'Päarle" von ehedem stand sich gegenüber.

„Kind, Du bist so roth, was ist Dir denn über's Leberchen gekrochen?" fragte Ferdinand.

„Ich find' es geschmacklos, daß Du herum gehst und es für nöthig hältst, Jedermann zu sagen, daß Du ein — ein Schreinerssohn bist," stieß die junge Frau unmuthig heraus.

„O — o, das war vom Uebel," murmelte Schönherz, „ich soll nicht von meinem ehrlichen Vater sprechen dürfen!"

„So war es ja nicht gemeint, aber hier, wo Einer den Anderen zu überbieten sucht, begreifst Du denn nicht."

„Nein!"

Schönherz war ein Mensch, der sich über leichte Verstimmungen schnell hinwegsetzte; traf ihn aber einmal etwas tiefer, so wurde er zum stillen, erbitterten Nachtrager.

Der Schnee wirbelte jetzt durch die Gassen Berlins, und die Alles elektrisirende, Alles beseligende Weihnachts-Aufregung jagte die Leute an den prächtigen Auslagen der Läden vorüber, die sich mit ihrem Glanz zu überbieten suchten.

Auch Schönherzens befanden sich viel auf der Straße, nur um nicht allein zu sein, um sich nicht mit dem beengenden Gefühl gegenüber zu sitzen, daß sie sich nichts zu sagen hatten. Die junge Frau machte wohl einige Versuche, den Gatten umzustimmen, sie war aber nicht glücklich darin, und nun schwieg auch sie, tief gekränkt über seinen Trotz.

Eines Tages erklärte er: „Ich muß eine fröhliche Stimme um mich haben", und lud den nachgeborenen Sohn der Tante seiner Frau ein, sie auf ihren Gängen durch die Stadt zu begleiten. Er hatte sich gar nicht erst erkundigt, ob es der Gattin angenehm war, und sie übte einen kleinen Racheact aus und nahm das Hündchen der Tante mit auf den Weg. Es war das unbequemste Thierchen, das man sich denken konnte und mußte fortwährend gesucht, gehütet und vertheidigt werden. So kam man langsam vorwärts, denn sie standen mit dem zehnjährigen Jungen ganze Viertelstunden vor den Schaufenstern der Spielwaaren-Läden, und indem sie dem fröhlichen Ausrufen des Knaben lauschten, blickten sie, innerlich höchst unzufrieden, mit den traurigsten Augen von der Welt auf all die lustigen Gegenstände hin.

Näherte sich ihnen irgend ein kleines, dürftig gekleidetes Wesen, so griff Schönherz schnell in die Tasche und drückte ihm etwas in's Händchen.

Seine Frau dachte bei sich selbst: „Das thut er nur um mich zu kränken," und sie zog alsbald über den Bettel los, und daß Geldgeben die Lasterhaftigkeit dieser kleinen Wesen nur unterstütze, die doch Alles zum Conditor trügen.

„Und wo trägst denn Du deine Zehnerchen hin, mein Junge?" erkundigte sich Schönherz bei seinem kleinen Schutzbefohlenen.

„Natürlich zu Hilbrich, Leipzigerstraße; er hat die besten Kuchen," lautete die prompte Antwort.

Es waren wenige Stunden vor dem heiligen Abend, als das junge Paar durch die Stadt fuhr, um seine letzten Einkäufe zu besorgen. Die Tante war mit ihren erwachsenen Söhnen und dem Jüngstgeborenen zu einer verheiratheten Tochter gereist; Schönherzens waren also zur Feier des heiligen Abends auf sich allein angewiesen. Sie saßen still neben einander im Wagen; jedes dachte der schönen, glückseligen Weihnachten, die sie im vorigen Jahre zusammen verlebt hatten, und das Herz war ihnen zum Zerspringen voll. Ferdinand wartete nur auf ein herzliches Wort seiner Frau, um seine ganze Seele dafür auszutauschen. Sie aber, fürchtend, ihre Annäherung könnte kühl aufgenommen werden, schwieg und seufzte nur dann und wann leise in ihr Müffchen hinein. Zum ersten Male schaute sie mit kühlen, nüchternen Blicken in das sie sonst ganz hinnehmende, berauschende Treiben der Großstadt. Und es war doch das echteste Weihnachtswetter, das man sich wünschen konnte; harter knirschender Schnee lag über die Erde hingebreitet, darüber wölbte sich ein blauer, lachender Himmel, so recht weihnachtlich froh, als freue er sich um die Wette mit all dem hastenden, rennenden Volk da unten, das schwer beladen, oft keuchend unter seiner Last, durcheinander wogte, ohne Murren all die Stöße von rechts und links hinnehmend und wieder weiter gehend. Ach, und der gute Duft von Tannen, Lebkuchen, gebratenen Kastanien und Aepfeln, der vom Weihnachtsmarkt aufstieg! Hier mußten die Wagen, Droschken, Pferdebahnen und Omnibusse, kurz Alles, was sich auf Rädern fortbewegte, Schritt fahren, langsam hinter einander herkriechend, festgehalten von dem mächtigen Gedränge des Verkehrs.

Das junge Paar athmete auf, als auf dem Potsdamer Platz die Pferde wieder flott anzogen und die Insassen des Wagens nicht länger gezwungen waren, dem Getriebe der freudig erregten Menge, — ohne eigene Freudigkeit, — zuzusehen.

Sie hielten Unter den Linden vor einem Delicatessen-Geschäft; neben diesem befand sich ein Juwelierladen, und die junge Frau, welche rasch vorüber wollte, blieb plötzlich stehen, indem sie voll Entzücken ausrief:

„Mein Gott, Fidi, schau Dir doch das herrliche Armband an; etwas Geschmackvolleres habe ich nie in meinem Leben gesehen, ah, ah!" Hierauf übersprang sie die paar Stufen in den Delicatessen-Laden. „Nicht wahr, Fidi," wandte sie sich zurück, „Du bleibst draußen und siehst Dir nicht schon vorher die paar Leckerbissen an, die ich Dir heute Abend vorsetzen möchte?"

Sie verschwand im Laden, und der Gatte fand sich Angesichts des Armbandes.

Eins, zwei, drei, und er war im Goldwaaren-Geschäft und kam nach wenig Minuten wieder heraus, aber mit einem ganz ausgesprochen heiteren, geheimnißvollen und nicht zu verkennenden Weihnachtsgesicht.

Einige Augenblicke später erschien die junge Frau, für's Erste mit vier Päckchen, drei lagen noch im Laden. Ferdinand half ihr beim Einsteigen und holte alsdann die übrigen Sachen, die er in das Wagenfenster reichte. Er hatte das letzte Päckchen noch in der Hand, da näherte sich ihm ein kleines Mädchen mit einem Korb voll Ruthen und bot ihm die Waare an. Schönherz, sofort ergriffen von dem großen, bittenden Blick in dem mageren Gesichtchen, griff in die Tasche, fand nicht gleich seine Börse, riß das Taschentuch heraus, suchte und suchte, bis er endlich hatte, was er wollte, und schenkte der Kleinen ein Markstückchen. Hierauf rief er dem Kutscher zu: „Königgrätzerstraße 50", und der Wagen fuhr davon.

Das Kind blieb stehen und sah den Wegfahrenden nach; da, im nächsten Augenblick, erblickte es plötzlich ein Päckchen vor sich auf der Erde liegen. Rasch bückte sich die Kleine, um es aufzuheben, und dann eilte sie so schnell sie ihre Beinchen tragen wollten, dem Wagen nach. Bald jedoch merkte sie, es war unmöglich, die rasch davonfliegenden Pferde zu erreichen, aber sie erinnerte sich der Straße und Hausnummer, die der Herr dem Kutscher zugerufen, und so bog sie in die Friedrichstraße ein, das Päckchen fest an sich pressend, und unterwegs diesem oder jenem Vorübergehenden ihre Waare anbietend.

Inzwischen baute Frau Schönherz ihren Weihnachtstisch auf; das Bäumchen hatte sie vorher schon geputzt, nun wurde es angezündet, und ein silberhelles Glöckchen benachrichtigte den Gatten im Nebenzimmer, daß ihm der Eintritt gestattet sei.

Er kam, — aber ganz langsam, mit einem Gesicht, weiß wie die Wand.

„Um Gotteswillen, Fidi," rief die junge Frau aus, „was hast Du, Dir fehlt etwas?"

„Allerdings," sagte er, sich in den nächsten Sessel werfend, „und außerdem könnt' ich mich hauen, daß ich mich nicht besser verstellen kann."

„Sag' mir nur eins, ob Du nicht wohl bist, ob Du Schmerzen hast?" drang sie voll Angst in ihn.

„Ach, Schmerzen," fuhr er auf, „mit Wonne hätte ich Schmerzen! Verloren habe ich etwas; das, womit ich Dich erfreuen wollte, was Dir so besonders gut gefiel, und wenn ich Dir nun sage, was es war, so ist uns der ganze Weihnachtsabend verdorben."

Es klingelte draußen, erst leise, dann kräftiger.

„Wer kann das sein?" fragte die junge Frau.

Im nächsten Augenblick pochte es an die Thür, und die Jungfer steckte den Kopf herein, mit dem Bericht, draußen sei ein kleines Mädchen, das wolle durchaus die Herrschaft sprechen; es habe etwas gefunden.

Schönherz war mit einem Satz zur Thür hinaus, und es verging keine Minute, da kam er wieder herein, eine kleine, ganz in weiße Flocken gehüllte Gestalt nach sich ziehend.

„Was hast Du gefunden?" fragte er.

„Das," sagte das Mädchen und streckte ihm ein kleines, in Seidenpapier gewickeltes Päckchen hin, „es ist Ihnen weggefallen, als Sie das Taschentuch herauszogen, aber die Pferde liefen zu schnell; ich konnte Sie nicht mehr einholen."

Schönherz hatte die Schnur aufgerissen, das Papier entfernt und streckte nun seiner Frau das offene Etui entgegen. „Das ist's," sagte er, „wir haben's wieder."

„Um Gotteswillen, Fidi," schrie sie auf, „Fidi, was hast Du denn gedacht, — ich bin ja doch keine Commerzienräthin, — ich ein solches Armband, — Du bist ein Verschwender! — ich bin selig! — nein, es ist zu schön, — ich darf's nicht nehmen, — Tage der Mühe und Arbeit kleben daran, — o, Du guter, herzensguter Mann!" Und sie sank schluchzend und weinend an die Brust ihres Gatten.

„Ruhe, Ruhe, mein Füchsle," flüsterte er ihr in's Ohr, „vergiß nicht, da steht ja unser Christkindchen."

„Ja, ja, unser Christkindchen," wiederholte sie, „und wie naß es ist, armes Kind!"

Schnell nahm sie der Kleinen Hut und Jäckchen ab und wickelte sie in ein warmes Tuch. Schönherz streichelte das blasse, verfrorene Gesichtchen.

„Hast Du das Päckchen nicht geöffnet?" fragte er.

„Nein," sagte das Mädchen, „es war mir einerlei, was drin war, ich wollt's Ihnen blos bringen, weil Sie mir eine ganze Mark geschenkt haben."

Die junge Frau setzte das Kind in einen Lehnstuhl nahe beim Ofen; sie kniete auf der Erde und zog dem erstaunten Mädchen mit eigener Hand Schuhe und Strümpfe aus.

„Was machst Du denn da?" wunderte sich der Gatte.

„O, laß mich gewähren," sprach die kleine Frau, „ich habe viel abzubitten; ich will's an dem Kinde gut machen, was ich gegen seines Gleichen gesündigt habe."

Und Ferdinand sagte mit seinem alten, liebevollen Lächeln:

„Entweder ein ganzes Teufelchen oder ein ganzes Engelchen, anders thut's mein Weible nicht."

Nun saß die Kleine schön warm eingepackt, in frischen Strümpfen und Schuhen, vor einem Tischchen mit lecker duftenden Speisen und langte fröhlich zu. Sie antwortete unbefangen auf alle Fragen, die man an sie richtete. Der Vater war schon lange todt, die Mutter saß auf dem Markt und verkaufte Lichthalter, der Bruder hielt Hampelmännchen feil; es war ausgemacht, um zehn Uhr wollten sie zu Hause ihr Bäumchen anzünden. Sie zeigte die Geschenke vor, die sie eingekauft, — eine kleine billige Brosche für die Mutter, für den Bruder ein Taschenmesser.

Das junge Paar hatte auf einmal gar wichtig durch die Stuben zu rennen; Schiebladen wurden aufgerissen, Packete zusammen geschnürt, ein Korb mit Eßwaaren angefüllt; es wollte kein Ende nehmen. Ferdinand begleitete die glückstrahlende Kleine hinunter und setzte sie in eine Droschke, die sie ihrer ärmlichen Wohnung zuführen sollte.

Die junge Frau, die allein unter dem Christbaum zurückgeblieben war, schaute nachdenklich das angelegte neue Armband an. Aber es war nicht nur Freude an dessen Schönheit, was ihr Antlitz ausdrückte; es war noch etwas ganz Anderes.

„Fidi," sagte sie, als der Gatte in's Bescherungs-Zimmer zurückkehrte, „ich bin ja eine ganz außergewöhnlich unangenehme Frau gewesen."

„Der Tausend, wer sagt Dir denn das?" meinte er.

„Dieses Armband. Ach, Fidi, es hat in einer ganz wunderbar lauten und vernehmlichen Sprache zu mir geredet, — ja, ja, lache nicht, ich werde es nie tragen können, ohne daß es zu mir sagt: ‚was für eine unvernünftige, kurzsichtige, thörichte Frau bist du gewesen?'"

„Das hätte ich in meinem Leben nicht geglaubt," sagte er, „daß ein Armband so indiscret sein könnte; weißt Du was, tauschen wir's um." „Nicht um die Welt," fiel sie ihm in's Wort, „bis an mein Ende will ich dieses Armband tragen und es lieb haben und in Ehren halten; es hat mir ja den Weg gezeigt, den Weg, lieber Mann, zu Deinem braven, ehrlichen ‚niederen Genre'." Und sie riß die Thür zum Speisezimmer auf. „Komm, komm, genießen wir heute noch einmal den ganzen Luxus der Großstadt, setzen wir uns an diesen reich gedeckten Tisch und stoßen wir mit Champagner an; aber nur Eines lassen wir leben, Fidi, das mach' ich zur Bedingung, das ‚niedere Genre'. Dann, nach den Feiertagen packen wir auf und fahren heim; Du malst Deine alten Bauern und Holzhacker, und ich, nun, wenn mir's ein wenig eng werden sollte in dem gemächlichen Stillleben unseres kleinen Winkels, dann lasse ich mein Armband sprechen, und husch, bin ich wieder bei der Hand, nehme Deinen Arm, und wir wandern selbander zum alten Thor hinaus und nicken den Nachbarn zu und sind wieder, was wir waren — ‚s Päarle!'"

„Amen!" flüsterte er und schloß sein Weibchen in die Arme.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Gesicht und Toilette.

Von Ernst Schulz.*)

Ein Weib, das sich nicht kleiden kann,
Mag schön auch die Gestalt sein,
Ist, was kein Dichter leiden kann,
Und stellt er noch so alt sein!
Vorgesetzt:
Lieder des Mirza Schaffy.

Der größte Fehler, den sich die Frauen in Sachen ihrer Toilette zu Schulden kommen lassen, besteht zumeist in der mangelnden Berücksichtigung der besonderen Eigenart ihrer Persönlichkeit. Das künstlerische Princip in der individuellen Beherrschung der jeweiligen Mode, das heißt: die Anpassung des Anzuges an die Person, im Schnitt, in der Ausschmückung, in der Farbe, nach der Figur, nach dem Teint und der Haarfarbe, ist eines der wichtigsten Geheimnisse der Toilettenkunst. Selbst eine weniger schöne Frau kann durch geschickte Anordnung ihrer Gewandung durch Farbenwahl und passenden Schmuck das Auge des Beschauers derart gefangen nehmen, daß es von Einzelnem gefesselt und gewissermaßen gehindert wird, das unschöne Ganze zu prüfen.

Nach Professor Emanuel Herrmann („Naturgeschichte der Kleidung") stellt die Kunst drei Gebote an die Bekleidung: „Entferne Alles, was der Gliederung und dem Aufbau des Körpers widerspricht; bringe Alles, was am Körper schön ist, oder schön sein sollte, durch die Kleidung zum Ausdruck; baue die Kleidung selbst nach den Gesetzen der Formsprache, des Stiles auf."

Den Maßstab aber für diese „Gebote" liefert der Körper selbst und, im engeren Sinne, das Gesicht des Menschen. Ja, der geistvolle Charles Blanc versucht in seinen pikanten Essays über die Aesthetik, in der weiblichen Bekleidungskunst, die Frauen sogar zu überzeugen, daß das ganze Geheimniß einer guten und passenden Toilette von der richtigen Erkenntniß abhänge, welche die Frau von ihrer — Nase besitzt. Die meisten Mißgriffe, welche im Anzuge vorkommen, schiebt er auf die bedauerliche Thatsache, daß die Frau es oft nicht vermöge, das Genre ihrer Nase richtig zu classificiren. Der Kunstlehrer, der es sich zur Aufgabe macht, das junge, nach Schönheit dürstende Mädchenherz auf die Zauber Rubens'scher Lichter und Rembrandt'scher Schatten hinzuführen, sollte artig genug sein, jeder jungen Dame einen kleinen Cursus über Schönheitsregeln im Verhältniß zu ihrer persönlichen Architektonik zu halten. Es ist keineswegs die Coiffüre allein, welche von der Form der Nase bestimmt werden soll, wenn auch sie vor allem Anderen davon abhängt. Selbst die Farben der Toilette sind zu ihr in Beziehung zu setzen. Zu der reinen Linie der Antike, zu dem vornehmen Air der sogenannten Rassen-Nase gehören einfache Farben, möglichst wenig unterbrochene Linien, gemessene Einheitlichkeit der Garnitur, eine schlichte Pracht der Stoffe, ein Charakter von Ruhe und Würde, der sich bis auf das Detail der Toilette erstreckt. Das pikante, bewegliche Genre-Näschen, das kleine, kokette, zu heiterem Genuß sanft aufgeblähte Ding, welches wir an klassischen Schönheiten vergebens suchen, das uns aber an gewissen reizenden Nippesfrauen mehr entzücken kann, als alle, unter der dorischen, jonischen und korinthischen Ordnung tadellosen Musterköpfe, darf dagegen die buntesten Farben, die bewegtesten Linien, die phantastischsten Einfälle, die pikantesten Contraste wagen, wenn anders die auf Teint und Haar noch zu nehmende Rücksicht das gestattet. Die kleine, kurze, aufwärts geschwungene Nase verträgt tausend Spielereien in der Toilette, welche an dem Ernst eines gerade hervorspringenden oder unverhältnißmäßig langen Organs zu einem taktischen Mißgriff werden würden. Eine Frau mit der stolzen, schönen Nasenlinie Roxanens darf keinen Geschmack an tändelndem Flitterkram finden, denn sie trägt den Stempel einer Königin.

Diese Ausführungen des französischen Schriftstellers mögen ein wenig burlesk erscheinen, enthalten aber trotzdem, namentlich, wenn man aus Lavater weiß, welches charakteristische Merkzeichen die Nase im Angesicht des Menschen in der That vorstellt, manche beherzigenswerthe Wahrheit.

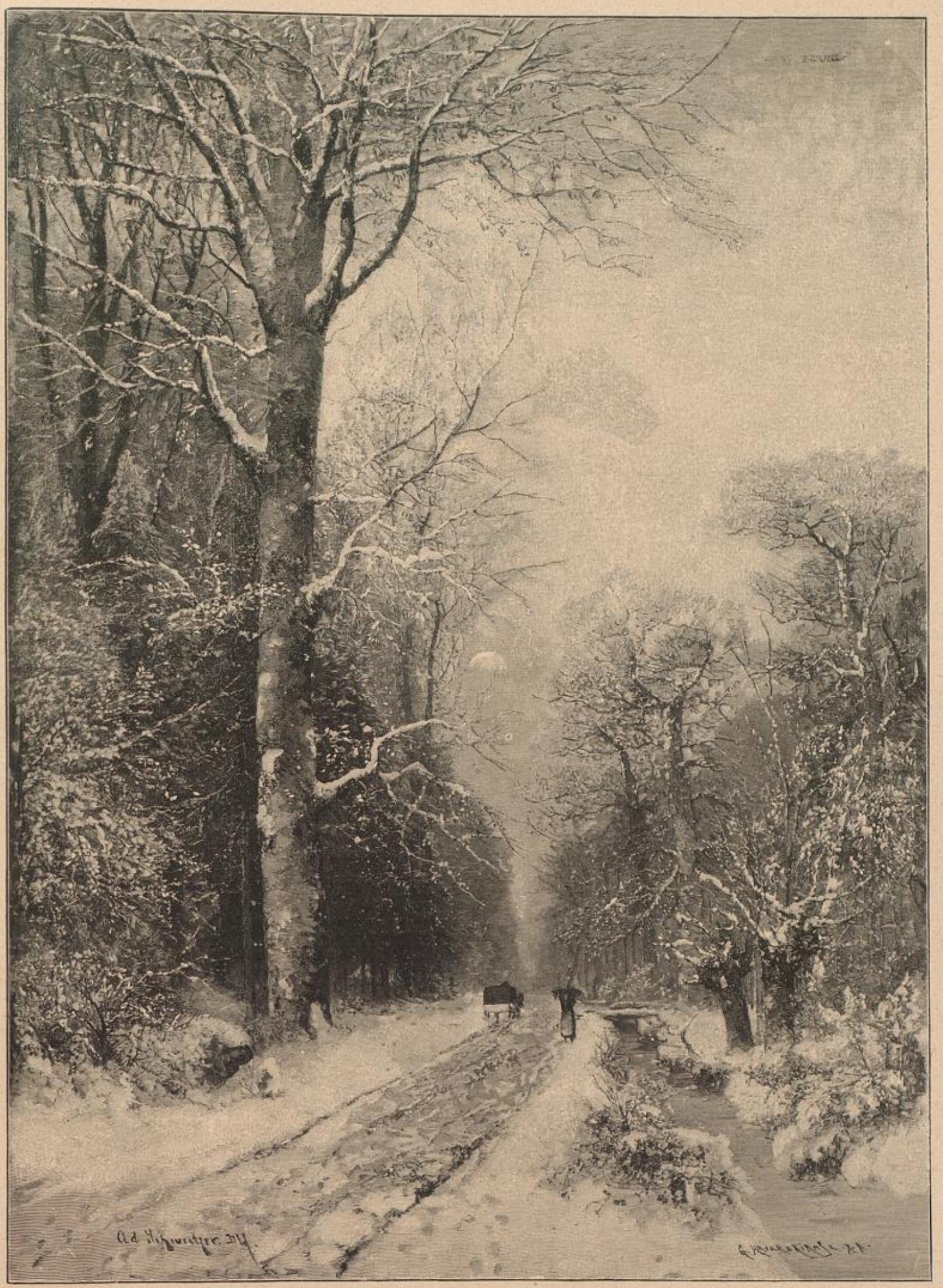
Natürlich wird es stets zunächst darauf ankommen, die Haartracht nach dem Gesicht, dessen Zügen, Form und Farbe zu ordnen. Im Grunde genommen kann es eine kleidsame Modefrisur immer nur für einen bestimmten Kopf geben. Anmuth und Ernst der Züge verlangen ihres Ausdrucks wegen einen ganz anderen Haarputz, als Schelmerei und jugendlicher Uebermuth. Es möchte nicht leicht sein, für jedes Genre von Frauenschönheit, also für die classische Kopfform, für die Naiven, für die pikant Unregelmäßigen, für die Romantischen ꝛc. — sofort die passende und richtige Frisur aufzustellen; grundsätzlich aber sollte stets danach gestrebt werden, in jedem einzelnen Falle möglichst einfach zu bleiben und die gestellte Aufgabe nur durch schlichte Befolgung entsprechender architektonischer Kunstregeln zu lösen. Der Frauenkopf bedarf ja auch keineswegs immer babylonischer Bauten, um schön zu sein: das Geschmacklose und Stilwidrige tritt meist nur in dem „Zuviel", in der Uebertreibung zu Tage. Selbst die Farbe des Haares erheischt bei der Frisur ihre Be-

*) Verfasser des Buches: „Ueber verschönernde Gesichtsbildung." Physiognomische Plaudereien und Rathschläge. Berlin, Freund u. Jeckel. II. Auflage.

Ein sprechendes Armband. Zeichnung von P. Bauer. Siehe Seite 185.

Ein sprechendes Armband. Zeichnung von P. Bauer. — Siehe Seite 185.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Winterzauber. Von Ad. Schweitzer. Siehe Seite 191.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rücksichtigung, und es würde eine Blondine gewiß nicht kleiden, wenn sie ihr helles Haar nach Art der Japanerinnen, die in der Herstellung von Frisuren nicht nur eine außerordentliche Fertigkeit, sondern auch Geschmack besitzen, tragen wollte.

Wie sehr die Haartracht den Gesichtsausdruck beeinflußt, war schon Ovid, dem galanten Sänger der augustäischen Mode-Damen bekannt; in seiner „Kunst zu lieben" rieth er darum den Frauen, ihre Frisuren niemals unter das Gesetz einer allgemeinen Mode zu stellen. Die Regeln, welche er ihnen für die Harmonie der Haartracht mit dem Ausdruck ihres Kopfes und ihren verschiedenen Gesichtszügen gab, und die vielleicht heute noch, zum Theil wenigstens, maßgebend sein dürften, waren folgende:

„Glatt gescheitelt den Kopf verlangt ein längliches Antlitz;
Also geordnet trug Laodamia das Haar.
Daß auf der Höhe der Stirn ihm ein kleines Schleifchen verbleibe,
Und frei stehe das Ohr, heischet ein rundes Gesicht.
Nieder walle das Haar auf beide Schultern bei dieser;
So bist, Sänger Apoll' Du, wenn die Lyra Du nimmst.
Auf bind's jene, nach Art der aufgeschürzten Diana,
Wie sie es pflegt, wenn sie Jagd macht auf das ängstliche Wild.
Eine ziert es, umher die fliegenden Haare zu werfen,
Dicht anliegend den Kopf halte die Andre das Haar.
Diese gefällt, wenn sie's trägt in der Form der Cyllenischen Laute,
Jene gestalt' es zum Bausch, ähnlich den Wellen des Meer's.
Vielen auch steht nachlässiges Haar gut, daß es von gestern
Liege, vermuth'st Du, es ist aber soeben gekämmt.
Zufall scheine die Kunst. Als Jolen so der Alcide
Sah nach eroberter Schlacht, sprach er:
‚ich liebe die Maid'.

Nächst der Haartracht ist es, wie schon angedeutet, die Kopfbedeckung, die nach dem Gesicht und dessen Ausdruck zu wählen ist. Kein anderer Toiletten-Gegenstand vermag den Charakter und die Schönheit des Kopfes so zu beeinflussen, als die Kopfbedeckung. Selbst ein nichts weniger als morgenländisches Gesicht bekommt unter einem Turban oder einem Fez sofort einen orientalischen Ausdruck. Schon durch den bloßen Sitz eines Hutes oder einer Mütze kann man eine Reihe der verschiedensten Charaktere zum Ausdruck bringen. Man versuche nur einmal vor dem Spiegel den gewöhnlichen schwarzen Cylinder-Hut in verschiedenen Stellungen und Richtungen, bald lose oder fest auf den Kopf zu setzen, und man wird erstaunt sein, welche Charakteristik allein schon dieses prosaische, nichts weniger als ausdrucksvolle Bekleidungsstück, ohne daß wir auch nur entfernt das Gesicht dabei verändern, zuwege bringt. Es giebt wohl keine Nüance des männlichen Charakters, vom Trunkenbold bis zum idealen Schwärmer, vom Prahler bis zum Geizhalse, vom eleganten Lebemann bis zum demüthigen Mucker, die durch diese einfache Hutmimik nicht ausgedrückt werden könnte. Selbst die vorübergehenden Stimmungen des Gemüths sind davon nicht ausgeschlossen.

Wenn nun schon der streng conservative Männerhut, von dem hier die Rede war, so verschiedene Ausdrucksweisen hervorbringen kann, wie viel mehr dann erst die tausenderlei Varianten der weiblichen Kopfbedeckung! Hier ist den Frauen für die Entwickelung von Geschmack und Phantasie ein unbegrenzter Spielraum geboten. Aber vielleicht liegt gerade darin auch der Grund zu den ungeheuren Ausschreitungen und Verstößen gegen die gewöhnlichsten Schönheitsregeln, die sich das schöne Geschlecht nach dieser Richtung hin zu Schulden kommen läßt. Was versteht man nicht Alles unter einem Frauenhut?! Von dem kleinen, auf dem Gipfel oder an der Seite der Frisur klebenden winzigen „Vogelnest" bis zu der mit Federn, Blumen, Bändern und einer eigenthümlichen Art von Fuchsschwänzen ausstaffirten „Schneeschaufel", wird Alles Hut genannt. — Es soll jedoch nicht unsere Aufgabe sein, uns in Details über diese Spielarten der Mode, die heute so und morgen schon wieder anders beschaffen sein können, einzulassen, nur mit den zwei bereits angedeuteten Hauptpunkten, die in der Toilettenfrage in Bezug auf die Individualität, unabhängig von der Mode, stets zu berücksichtigen sind, wollen wir uns ein wenig beschäftigen: mit Form und Farbe der Bekleidung.

Nichts ist so geeignet, die Erscheinung einer Frau gefällig und einnehmend zu machen, als eine, ihrer Eigenart entsprechende, in Form und Farbe geschmackvoll zusammengestellte Toilette. Und es giebt in der That Frauen, die diese Kunst verstehen und in der Art sich zu kleiden, so zu sagen schon instinktmäßig das Richtige treffen. Diese Frauen, die sich in ihrem Anzug meist zugleich einer gewissen Einfachheit befleißigen, gerathen auch selten oder nie mit der Mode und ihren Extravaganzen in Conflict, sondern wissen deren unvermeidliche Forderungen stets mit den Ansprüchen des guten Geschmackes in harmonischen Einklang zu bringen. Der größte Theil der Frauen aber hat von dieser Kunst keine Ahnung, sie unterwerfen sich blindlings der jeweiligen Mode mit ihren Uebertreibungen und halten sich in der That für um so schöner, je auffälliger sie dieselben mitmachen.

Hauptsächlich ist bei der Toilette des Kopfes, sowohl in Bezug auf die Haartracht als die übrige Kopfbekleidung darauf Rücksicht zu nehmen, daß etwaige Anomalien des Gesichts nicht noch verstärkt werden; daß also eine zu längliches, schmales Gesicht nicht noch länger und schmäler, und ein breites und volles nicht noch breiter und voller wird. Das erstere würde nämlich der Fall sein, wenn das Haar auf der Stirn à la chinoise in die Höhe gekämmt und der Kopf gar vielleicht noch mit einem schmalen, hohen Hute bedeckt wäre, wohingegen das letztere durch eine breit gehaltene Frisur, womöglich mit den sogenannten „Simpelfranzen" auf der Stirn und einer breiten, niedrigen Kopfbedeckung erzielt werden würde. Es mag hier zugleich erwähnt sein, daß kleiner, zierlicher Kopfputz das Gesicht stets vergrößert, während umgekehrt ein in riesigen Dimensionen gehaltene Hutform, namentlich der seiner Zeit moderne Schaufelhut, dasselbe kleiner erscheinen läßt. Der in Dingen der Mode ein wenig scharf vorgehende, in seinen Deductionen aber wohl zu beachtende Aesthetiker Prof. Fr. Th. Vischer hat diese Thatsachen in folgenden Sätzen zu begründen gesucht:

„Linien, Profile unorganischer Formen, am organisch Lebendigen angebracht, setzen unter gewissen Combinationen die Phantasie des Betrachters in Bewegung, so daß sie die Linie unwillkürlich über ihr Ende hinaus noch weiter fortführt. Die Täuschung ist eine vollständige, wir meinen, die Form so zu sehen. Nun denke man sich einen breiten Kopf, und solcher ist im deutschen Volke der weitaus vorherrschende, auch im weiblichen Geschlecht, bei welchem überhaupt starke Backenknochen zu Hause sind. Auf diesem Kopfe sitzt ein Hut von konischer (nach oben verjüngter) Form; zwei schräge Linien laufen also über den Kopf herunter und brechen in Kurzem ab. Das Auge des Anblickenden setzt diese Linien parallel dem Gesichte um Einiges fort. Nun ist aber dieser Hut nicht ein leerer Körper, sondern ein Menschenkopf steckt in seiner Höhle, daraus folgt, daß es dem Auge vorkommt, die weiter geführten schrägen, in der Schräge sich erweiternden Linien seien noch immer vom Gesicht ausgefüllt, die Backen wachsen in diese Linien hinein. Also macht ein zugespitzter Hut, daß das Gesicht viel breiter erscheint, als es ist. Es ergiebt sich daraus, daß verjüngte Form der Kopfbedeckung nur in einem Volke angeht, wo schmales Gesicht, länglicher Kopf vorherrscht. Man hat es gesehen, als unsere Soldaten noch das konische (etwa auch vorgestürzte) Käppi trugen. Was den Franzosen ganz hübsch steht, sah bei unseren Breitköpfen aus wie ein Fingerhut auf einem Simrischaff. Dem italienischen Bauern, dem Tiroler von räthischem Stamme steht der Spitzhut, deutscher Bauernschädel erscheint unter ihm, wie ein grobdicker Rübenkopf auf die breite Basis gestellt, so daß der Schwanz nach oben steht. Umgekehrt wirkt ein Hut mit etwas nach oben ausgelassener Kopfform, der Augenschein führt die gegebene Linie hier in einwärtslaufender Richtung über ihre Grenzen nach unten fort, und so wird vom breiten Gesicht auf beiden Seiten ein Stück abgeschnitten: die richtige Tracht also für tête carrée."

Nicht minder ist, wie schon erwähnt, bei einer geschmackvollen Toilette die Wahl der Farben zu berücksichtigen. Die Lehre von der Harmonie der Farben sollte von jeder feineren Dame als ein ästhetisches Gesetz betrachtet und studirt werden, denn nichts kann ein auch nur einigermaßen farbengebildetes Auge mehr verletzen, als eine mit Teint und Haarfarbe nicht übereinstimmende oder hinsichtlich der Farbenwahl in sich selbst unharmonische Toilette. Die Gesichtshaut der sogenannten weißen Menschenrasse ist nämlich selbst eines der größten Farbenwunder der Welt. Das Fleisch-Colorit, weiß und bunt zugleich, enthält in unendlicher Mischung und harmonischer Zusammenwirkung die ganze Pracht der Farbenwelt. Nun herrscht aber selbst in dem hellsten Teint irgend ein farbiger, mit Augen- und Haarfarbe meist übereinstimmender Grundton vor, und diesen richtig zu erkennen und die Farben der Bekleidung damit in Einklang zu bringen, ist das Geheimniß, an welchem leider so viele Versuche, sich geschmackvoll zu kleiden, zu scheitern pflegen. Wie nämlich in der Musik nur die Vereinigung bestimmter Töne eine harmonische Wirkung ergiebt, so ist es auch bei der Zusammenstellung der Farben der Fall. Von Natur giebt es nur drei Grundfarben: Roth, Gelb und Blau. Mit diesen drei Farben allein würde man niemals eine harmonische Zusammenstellung fertig bekommen. Nun giebt aber ein Gemisch von Roth und Gelb: Orange, von Gelb und Blau: Grün und von Blau und Roth: Violett. Diese Mischfarben sind jedesmal die Complementär- oder Ergänzungsfarbe zu der darin nicht enthaltenen Grundfarbe, — also: Orange zu Blau, Grün zu Roth, und Violett zu Gelb. Sie harmoniren stets miteinander und bringen, zusammengestellt, eine angenehme, dem Auge wohlgefällige Wirkung hervor. Die prismatische Reihenfolge der Farben, wie wir sie im Regenbogen sehen, ist nicht harmonisch; die Farben wirken da nur vereinzelt durch ihren Glanz. Man denke sich einmal eine Dame in regenbogenfarbigem Kleide.

Diese Farbenmischungen können sich nun in hellerer oder dunklerer Abtönung bis in's Unendliche erstrecken; ein gebildetes Malerauge wird aber auch zu dem unbestimmtesten Farbentone sofort den damit harmonirenden Ergänzungston herausfinden. Uebrigens giebt es ein kleines, überall leicht vorzunehmendes Experiment, durch welches man von jeder selbst weniger bestimmten Farbe im Nu die damit harmonirende Ergänzungsfarbe kennen lernen kann. Man nehme farbige Oblaten, lege davon nach einander eine auf ein weißes Blatt Papier und fixire dieselbe unverwandt mit beiden Augen ungefähr eine Minute lang. Schiebt man nach dieser Zeit, ohne die Augen zu erheben, die Oblate mit dem Finger schnell hinweg, so wird man jedes Mal an der Stelle, wo dieselbe gelegen, die entsprechende Complementär-Farbe deutlich erscheinen sehen. In Ermangelung von Oblaten kann das interessante Experiment selbstverständlich auch mit kleinen, farbigen Zeug- oder Papierstückchen ausgeführt werden.

Das Verdienst, die Farbenlehre um ein bestimmtes Gesetz harmonischer Farbenwirkungen bereichert und namentlich auch für die Toilette der Frauen beherzigenswerthe Winke gegeben zu haben, gebührt zum großen Theil dem am 9. April 1889 zu Paris im 103. Lebensjahre verstorbenen ausgezeichneten Chemiker Chevreul. Als Chef der berühmten Gobelin-Manufactur des französischen Staates erkannte dieser Gelehrte vor nunmehr 50 Jahren, daß die häufigen Klagen über die Leistungen der mit der Fabrik verbundenen Färberei in Wirklichkeit nicht dieser zur Last fielen, sondern ihre Erklärung in der scheinbaren Veränderung fanden, welche die Farben durch die Nachbarschaft anderer erleiden. Beobachtet man nämlich mit Aufmerksamkeit zwei benachbarte farbige Gegenstände, so erscheint keiner derselben in der ihm eigenthümlichen Farbe, das heißt, so wie er erscheinen würde, falls blos er allein vorhanden wäre. Jeder der beiden Stoffe zeigt vielmehr einen Farbenton, der gleichsam aus der Mischung der demselben eigenthümlichen Farbe und der Ergänzungsfarbe des anderen Stoffes besteht.

Was nun der ausgezeichnete Gelehrte in seiner „Farbenharmonie", in welcher er die Schönheitsgesetze behandelt, nach denen die Damen die Farben ihrer Bekleidung mit Rücksicht auf ihre besondere äußere Erscheinung zu wählen und zu combiniren haben, angiebt, ist in der Hauptsache Folgendes:

„Rothe Draperie kann niemals mit rosigen Gesichtern in Verbindung gebracht werden, ohne diese zu bleichen. Dunkelroth ist nur zulässig, wenn die Haut dadurch einen weißeren Schein gewinnt, der durch den Contrast bedingt wird. Zartes, delicates Grün ist günstig für die meisten Blondinen mit weißer, frischer Haut, ungünstig für mehr rothe, als rosige Gesichter, noch ungünstiger für Gesichter, in denen sich Orange und Braun vorfinden, weil es diesen Gesichtern eine ziegelrothe Schattirung giebt. Ein dunkles Grün mag in solchem Falle eher passiren. Gelbe Draperie giebt einer schönen Haut einen bläulichen, violetten Hauch und ist deshalb ungünstiger als mattes Grün; gelblicher Haut giebt es einen weißen Teint, doch paßt die Zusammenstellung schlecht zu blondem Haar. Mehr in Orange spielende Haut wird durch Gelb gemäßigt, da es Orange neutralisirt. Gelb paßt daher am besten für schwarzhaarige Köpfe, Violett für weiße Blondinen, die zu hell und nüchtern aussehen, ist aber im Allgemeinen die ungünstigste Farbe für alle Gesichter. Blau reflectirt in Orange und kann deshalb dienlich werden, weiße und lichte Fleischfarbe zu heben. Blau ist denn auch sprichwörtlich Blondinen am günstigsten. Doch ist auch hier Geschmack und Farbensinn nöthig, da zu grelle blaue Draperien leicht ein gewöhnliches Ansehen geben. Brünetten müssen sich vor Blau hüten, da sie schon zu viel Orange in ihrem Teint haben. Orange-Draperie ist zu brillant, um elegant zu sein; sie verleiht Blondinen einen bläulichen Schimmer, macht Orange-Haut weißlich und giebt einem gelben Teint einen grünlichen Anstrich. Mattes Weiß harmonirt gut mit frischen Gestalten und Farben, die dadurch an Prosa und Strenge verlieren; doch alle übrigen starken Hautfarben müssen sich davor hüten, weil sie daneben nur greller werden, so daß eine derbe Magd mit weißem Putz in der Regel sehr einfältig und grob aussieht. Leichte, luftige, weiße Draperien sind dagegen von besonders günstiger Wirkung; sie versöhnen Contraste und geben jungen Damen ein harmonisches, ätherisches Etwas, das man mehr fühlen als beschreiben kann. Schwarze Draperie schwächt die Töne der Hautfarbe und versöhnt sie durch Hervorbringung eines weißen Tones, doch wenn sehr rosige Wangen vorhanden sind, tritt das Rothe aus dem weißen Gesicht desto greller hervor, so daß also ein schwarzes Kleid sehr hoch heraufgetragen und nicht durch Weiß vom Gesicht getrennt werden darf, wenn die Wangen nicht blos erröthen, sondern die Rosen darauf ohne Unterbrechung blühen sollen."

So ließe sich wohl noch mancher naheliegende Wink ertheilen, besonders auch in Bezug auf die Kunst, sich dem Alter entsprechend zu kleiden; da aber die Frauen gerade über diesen Punkt im Allgemeinen selbst am besten unterrichtet sind, so sei ihnen schließlich nur noch der Rath gegeben, darauf zu halten, daß ihre Toilette dem Gesicht — stets „zu Gesichte steht".

Nachdruck verboten.

Die verlorene Seele.

Ein Christnacht-Märchen von Max Hochberg.

Schnee lag auf den Dorfhäusern, Schnee lag auf dem Kirchendache, Schnee deckte Baum und Strauch, Weg und Steg. Es flimmerte Alles im Mondenscheine.

„Kommt, kommt," riefen die Glocken mit ihrer vollen, weittönenden Stimme durch die Nacht, „kommt, kommt!"

Und die Dorfleute folgten dem frommen Rufe und gingen zur Christmette. Da war kein Haus im Orte, dessen Thür sich nicht erschloß, um seine Bewohner herauszulassen. Auch die elendeste Hütte am Ende des Dorfes wurde geöffnet, und ein Mütterchen trat, sich auf einen Stock stützend, schwankenden Schrittes daraus hervor. Paarweise und in Gruppen strömten die Leute zur Kirche; nur das Mütterchen suchte sich einsam seinen Weg durch den Schnee. Niemand bot ihr hülfreich den Arm oder gesellte sich ihr zu: die Armuth hat keine Freunde. Mutter Trude aber war bettelarm. Doch die Leute hatten weder Mitleid mit ihrer Armuth, noch mit ihrem Alter; sie sagten, Mutter Trude sei selber schuld an ihrem Unglück. Die alte Frau seufzte, wenn sie das hörte, allein sie konnte nichts darauf antworten, weil es die Wahrheit war. Sie hatte einst Haus und Hof gehabt, aber auch einen Sohn, und den hatte sie so über die Maßen geliebt, daß sie ihm nie ein hartes Wort gegeben, ihn nie um einen Fehler gestraft hatte. Da wurde ein Tagedieb und Verschwender aus ihm, der sie um Haus und Hof brachte und dann als Dieb aus der Heimath entweichen mußte. Lange, lange Jahre waren darüber hingegangen. Mutter Trude wußte nicht, ob ihr Sohn unter den Lebenden sei oder unter den Todten.

Kümmerlich nährte sie sich durch Spinnen, von früh bis spät schaffend, oft darbend und frierend. Aber die größte und stärkste Wachskerze, wie sie der Schulze, der reichste Mann im Dorfe, nicht gab, brachte sie trotz ihrer Armuth zu allen Kirchenfesten, damit sie für eine verlorene Seele brennen sollte.

Liebreich sprach ihr der Priester des Ortes oft zu. Sie brauche keine so große Kerze zu bringen, sagte er, eine geringe thue es auch; denn ihr Leid sei ein großes und frommer Eifer gelte vor dem Herrn mehr als alle Gaben der Welt. Er allein hatte ein Herz für das arme alte Mütterchen und vertröstete sie auf ein Wunder, das der Herr an ihrem Sohne vollbringen könne. Und sie hoffte und glaubte!

— — — — — — — — — — — — — —

Hell glänzten die Kirchenfenster und strahlend fiel der Schein der Kerzen aus dem offenen Portale. Im Schatten der Tannen, welche seitwärts am Eingange standen, lag auf den Stufen, die zur Kirche führten, ein Mann auf den Knieen. Seine Gestalt verdeckte ein großer Mantel, sein Gesicht konnte man nicht sehen, denn er hatte sich vornüber gebeugt. Seine Stirn berührte fast die obere Stufe, so tief hielt er den Kopf gesenkt; aber seine Augen waren nicht gesenkt, und er merkte auf alle Kirchgänger, die an ihm vorüberschritten.

„Es wird ein Büßender sein", dachten sie, „der gelobt hat, vor der Kirchenthür zu liegen und dort zu beten, während die Anderen drinnen ihre Andacht verrichten."

Doch der Mann draußen auf den Stufen war nicht gekommen, um zu beten. Er sann auf Böses. Nach langen Jahren war er in die Heimath, wo ihn kein Mensch mehr kannte, zurückgekehrt, um einen Einbruch zu verüben, während die Leute die Christmette hörten. Auf den Kirchenstufen lag er und wartete, bis Alle in der Kirche sein würden und die Häuser unbewacht ständen.

Wie er nun so wartete mit zum Scheine gefalteten Händen, kam auch das Mütterchen am Stabe dahergewankt. An die Brust gedrückt hielt sie ein Gebetbuch und eine große, starke Wachskerze. Da schrak der Fremde plötzlich zusammen und hob scheu den Kopf ein wenig, und der Mond sah in ein Antlitz, vor dem man sich fürchten konnte, so wild und wüst waren seine Züge. Ungeordnet und wirr fiel das Haar über die Stirn bis in die Augen, struppig war der Bart des Fremden und sein Blick flößte Schrecken ein; aber ein Zittern ging durch seine Glieder und bebte aus seiner Stimme, als er jetzt fragte: „Sagt mir, Mütterchen, für wen bringt Ihr die Kerze zum Altare?"

„Für eine verlorene Seele," lautete die Antwort.

„Für wessen Seele?" fragte der Fremde weiter.

Da seufzte das Mütterchen tief auf und sagte: „Ihr seid nicht aus dem Orte, sonst wüßtet Ihr das und würdet mich nicht fragen. Ich hatte einst Haus und Hof, und einen Sohn, den ich liebte. Doch ich liebte ihn nicht so, wie ich gesollt hätte, denn ich strafte ihn nicht um seine Fehler. So ward ein böser Mensch aus ihm, ein Verlorener."

„Der Euch um Haus und Hof gebracht," fiel der Fremde hastig ein, „daß Ihr nun in Armuth und Elend leben müßt, und ihm flucht!?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Alte schüttelte den Kopf. „Wie wenig kennt Ihr ein Mutterherz: ich bete für ihn alle Tage! Für ihn auch bringe ich die Kerze, und so lange sie brennt, liege ich auf den Knieen und bete zu Gott, daß ihm seine Missethaten vergeben werden." Damit stieg das Mütterchen die Stufen zur Kirche empor.

Der Fremde aber faltete wiederum die Hände und sank in seine vorige Stellung zurück, nur daß er den Kopf jetzt noch tiefer neigte, denn zuvor: „Daß ihm seine Missethaten vergeben werden?" wiederholte er flüsternd und lehnte die heiße Stirn gegen den kalten Stein.

„Ja, daß ihm seine Missethaten vergeben werden," sprach es darauf hell und deutlich aus dem Steine; denn damals hatten in der Christnacht auch die leblosen Dinge ihre Sprache.

Der Herzschlag des Knieenden stockte und er vermochte kaum zu athmen. „Aber seine Missethaten sind groß," kam es endlich zweifelnd und in abgebrochenen Lauten über seine Lippen.

„Gottes Liebe ist größer," riefen ehernen Tones die Glocken.

„Ist viel größer!" klang es von der Tanne zu seiner Linken.

„Viel, viel größer!" bestätigte der Stein.

Wie der Fremde das hörte, begann er zu weinen, so heftig und heiß, daß der Schnee vor seinen Thränen wich, und siehe — wo die Thränen des Sünders mit dem reinen Schnee der Christnacht verschmolzen, wuchsen weiße Blumen auf, — rings um ihn her lauter weiße Blumen.

Da schlang er die Hände inbrünstig in einander, nicht wie vordem zum Scheine, und da konnte er mit einem Male wieder beten, wie er als Kind gebetet, und als er nun die Augen hob, wurden die Sterne am Himmel zu lauter Kerzen, und er wußte, daß es die Kerzen waren, die eine Mutter für eine verlorene Seele dargebracht hatte, — für seine Seele; denn es war seine Mutter gewesen, die zu ihm gesprochen hatte, seine Mutter, die er längst todt gewähnt.

„O, daß meiner Missethaten nicht so viele wären," stöhnte er und rang die Hände in bitterer Reue, „aber sie sind zahllos, zahllos!"

„Kannst Du die Kerzen zählen, die im Himmelssaale für Dich brennen?" sprachen die Glocken dagegen.

„Kannst Du die Thränen zählen, die eine Mutter um ihren Sohn geweint?" fragte die Tanne.

„Kannst Du die Gebete zählen, die für eine verlorene Seele gesprochen wurden?" tönte es aus dem Steine.

„Nein, nein, nein!" antwortete der Knieende, und seine Thränen flossen noch reichlicher.

„Und Gottes Liebe ist größer," riefen wieder die Glocken mit mächtiger, eindringlicher Stimme.

„Ist viel größer," fiel die Tanne ein.

„Viel größer noch als Mutterliebe," sprach es aus dem Steine.

Da verstummten die Zweifel des Reuigen, und er wiederholte leise: „Ja, Gottes Liebe ist größer, ist viel größer, viel größer noch als Mutterliebe!" und Ruhe und himmlischer Frieden zogen in sein Herz ein.

Und die Christglocken läuteten weiter, nur sprachen sie jetzt nicht mehr laut und mächtig und eindringlich stark, sondern mild und weich; sie klangen jetzt wie seiner Mutter Stimme, und sie summten leise das fromme Lied, mit dem seine Mutter ihn als Kind in den Schlaf gesungen; er wähnte wieder ein Kind zu sein, rein und schuldlos, — und so schlief er unter den frommen Klängen ein. —

Drinnen in der Kirche aber erlosch plötzlich die Kerze, die das arme alte Mütterchen für eine verlorene Seele dargebracht, und im selben Augenblick mußte sie des Fremden an der Kirchenthür gedenken und wußte, daß es ihr Sohn gewesen sei.

Und Rosmarinduft erfüllte mit einem Male die Kirche; der strömte zum offenen Portale herein und kam von den Tannen draußen.

Und als die Leute hinaustraten, fanden sie, von Christrosen umgeben, einen Todten an den Kirchenstufen, seitwärts bei den Tannen.

„Es ist mein Sohn, mein Sohn!" klagte das alte Mütterchen und drängte sich herzu.

„Eine verlorene Seele! Er war ein Räuber und vielleicht gar Schlimmeres," riefen die Dorfleute zurückweichend und bekreuzten sich.

Der fromme Geistliche aber sprach: „Seht Ihr denn nicht die weißen Blumen, die rings um ihn erstanden sind in der Christnacht, den Himmelsfrieden, der auf seinem Antlitze liegt, und daß seine Hände gefaltet sind? — Weint nicht, Mutter Trude," wandte er sich dann zu dem schluchzenden Mütterchen, „sondern freuet Euch, weil Eure Bitten um den Sohn schon Erhörung fanden! Ihr braucht keine Kerze mehr zu bringen und für eine verlorene Seele zu beten. Seine Seele ist im Gebete entflohen! Sie hat den rechten Weg schon gefunden."

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Winterzauber. — Es ist der Morgen vor dem heiligen Abend. Trotz des Podagra's, das ihn plagt, hat der Herr Baron doch anspannen lassen, um selbst nach der Stadt zu fahren und noch einige nothwendige Einkäufe zu besorgen. Tiefe Stille herrscht im Walde, nur die Räder knirschen leise in dem weichen Schnee, und aus dem Dickicht tönen die gleichmäßigen, kräftigen Schläge eines Spechtes. In der Ferne liegt der Winternebel wie ein duftiger Schleier über der Straße, aber hier im Walde ist die Luft rein und klar; frisch und belebend dringt sie zu dem geöffneten Wagenfenster herein. Unwillkürlich hebt sich die Brust des alten Herrn, und etwas wie warmes Behagen strömt trotz der Kälte durch seine Glieder. Da begegnet ihm Lene, die Tagelöhnersfrau, die sich eine Last Holz geholt hat, um ihren Kindern zum heiligen Abend eine warme Stube zu machen. Viel mehr kann sie ihnen leider nicht bieten: ein Teller mit Aepfeln und Nüssen und ein Körbchen mit Kuchen, welches sie von der gnädigen Frau bekommen hat, das ist Alles. Aber sie ist dennoch vergnügt, und rüstig schreitet sie trotz ihrer schweren Last daher. „Guten Morgen, gnädiger Herr, wünsch' die Gesundheit!" ruft sie mit heller Stimme, als sie dem Wagen begegnet. Der Baron, welcher bei solchen Grüßen gewöhnlich nur mürrisch mit dem Kopfe nickt, freut sich des treuherzigen Wunsches und antwortet mit einem lauten, freundlichen „Guten Tag, Lene!", bei dem die brave Frau vor Schreck beinahe ihre Last fallen läßt. „Das arme Weib muß sich auch redlich plagen", denkt der Baron im Weiterfahren, „ich werde ihrem Christian eine warme Jacke aus der Stadt mitbringen." — Die Lene aber murmelt still für sich hin: „Der arme gnädige Herr; hat Geld und Gut, und Weib und Kind daheim, und kann sich doch nicht seines Lebens freuen, weil ihm das Beste fehlt, die Gesundheit. Gott sei Dank, daß bei mir zu Haus Keinem ein Finger weh thut." — Und noch straffer reckt sie sich empor, heller noch und freier schweifen ihre Blicke durch den winterlichen Wald. — Was mag es nur sein, das diesen beiden Menschen die Augen und die Herzen öffnet? .... Es ist das frohe Fest der Verheißung, welches ihnen die Brust weitet. Sie ahnen Beide unbewußt, daß unter Eis und Schnee bereits die hoffnungsfrohen Keime des Frühlings schlummern. Sie wissen, daß dieser winterliche Wald dereinst im Schmucke grüner Blätter prangen, daß das im Tode erstarrte Bächlein munter dahinrauschen wird, und daß tausend schimmernde Blumenkelche ihn mit Duft und Farbenglanz erfüllen werden, während schmetternde Vogelkehlen das Lob der Auferstehung feiern. Ja, das Bewußtsein, daß der Tod nicht Sieger bleibt, und daß auch dem Menschenherzen einst ein neuer, ewiger Frühling blühen wird, das ist der rechte, echte — Winterzauber. —e.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Das Gebiet der Email-Malerei hat neuerdings eine wesentliche Bereicherung erfahren, denn es giebt jetzt nicht nur für diesen Zweck alle erdenklichen Thonsachen zur Zimmer-Decoration wie zum häuslichen Gebrauche, sondern auch zahlreiche Holzgegenstände, die auf der Oberseite eine Bekleidung von Holzstoff oder Papiermaché mit eingeprägten Mustern erhalten haben. Bei ganz aus Hirnholz hergestellten kleinen Gegenständen sind die vertieften Zeichnungen in die Holzmasse selbst eingelassen. Die Freundinnen der leichten und wirkungsvollen Technik, welche schnell die weiteste Verbreitung gefunden hat, werden gerade in der Weihnachtszeit erfreut sein, eine größere Auswahl von hübschen und brauchbaren Artikeln zu haben, die sich trefflich zu Geschenken eignen. Da giebt es Kasten in verschiedenen Größen zur Aufbewahrung von Schmuck, Handschuhen, Taschentüchern, Näh-Geräthschaften, Briefmarken 2c. Tintenlöscher, Briefbeschwerer und noch viele andere Gebrauchsgegenstände, die durch Ausmalen mit Email-Farben einen gefälligen und dauerhaften Schmuck erhalten. Und für ängstliche Gemüther besitzen sie den Thongefäßen gegenüber den Vorzug der Unzerbrechlichkeit, was bei Versendungen in der Festzeit gewiß von Bedeutung ist und manche Sorge erspart. Die dankbare und einfache Arbeit, die keinerlei Vorkenntnisse im Zeichnen oder Malen erfordert, bringt bei geschmackvoller Farbenzusammenstellung und sorgfältiger Ausführung, — und welche Dame ließe es daran fehlen, — stets eine brillante Wirkung hervor. Durch die glänzenden Farben kommen die gefälligen Muster wirksam zur Geltung und können durch Anwendung von farbigen Bronzen noch an Reiz und Schönheit gewinnen.

Feine moderne Briefpapiere in eleganter Verpackung bilden stets ein willkommenes Geschenk, das auf freundliche Aufnahme rechnen kann; deshalb mag gerade jetzt der Hinweis auf einige hervorragende Neuheiten angebracht sein. Zunächst verdienen die neuen Formen der Couverts Erwähnung; dieselben haben, entsprechend der Form der Billet-Papiere, welche in der Mitte, der Höhe nach, gefaltet werden, nicht mehr eine gleichseitige Gestalt, sondern erscheinen schmal und lang, mit breitem eigenartigen Ueberschlage. Hochfein und in der eleganten Damenwelt besonders beliebt sind die zartgetönten Atlaspapiere mit Goldschnitt in sehr schönen, matten Nüancen; namentlich zählt Bronze (grünlich), Gloire de Dijon (rosenfarben) und Flieder zu den Neuheiten der Saison. Die Verpackung besteht meist aus einem eleganten farbigen Carton mit einem Blumenstrauße in Buntdruck und zierlichen Schleifen geschmückt; doch kann auch noch eine viel reichere und vornehmere Ausstattung gewählt werden. Die wunderhübschen, dauerhaft gearbeiteten Kasten, welche auf der Oberseite in breiter farbiger Plüsch-Umrahmung eine anmutige Landschaft aufweisen, werden gewiß jeder Dame Freude bereiten; denn da die Brücke im Innern, welche Bogen und Couverts trennt, zum Herausnehmen eingerichtet ist, können die zierlichen Behälter nach Verbrauch des Inhaltes auch zu anderen Zwecken dienen. Sehr beachtens- und empfehlenswerth sind die undurchsichtigen Brief-Couverts „Ideal", bei welchen ein Papierstoff, der sich durch milde und klare Weiße auszeichnet, zur Verwendung kommt und die bisher übliche Färbung der Innenseite unnöthig macht. Zweckmäßige und elegante Papier-Ausstattungen, die einen größeren Vorrath an Schreibmaterial bieten, sind in reichhaltiger Auswahl und geschmackvollen Mustern vorhanden. Darunter nimmt sich ein Carton mit Moosrosen-Zeichnung sowohl geöffnet wie geschlossen ganz reizend aus. Die Füllung, je 25 Bogen und Couverts, besteht aus weißem Elfenbein- und rosa Atlaspapier und ist nach den Farben abwechselnd geordnet, was eine sehr gefällige Wirkung hervorbringt.

Allerlei Weihnachtsgebäck. Weiße Nürnberger Lebkuchen. — Man rechnet auf ½ Kilo feinsten Weizenmehls ebenso viel fein gesiebten Zucker, zehn Eier, 375 Gr. Mandeln, 100 Gr. Citronat, ebenso viel Orangenschale, 10 Gr. Nelken, 10 Gr. Zimmet, 3 bis 5 Gr. Cardamom, 5 Gr. Muskatblume, die Schale einer Citrone und 15 Gr. gereinigte, in etwas Rosenwasser oder Milch aufgelöste Potasche. Das Mehl muß trocken, warm und fein gesiebt sein; die Citronenschale, Citronat und Orangeat, wie die abgezogenen und im Ofen gerösteten Mandeln werden zu kleinen Würfeln geschnitten und die Gewürze gestoßen. Nachdem man acht Eigelb und zwei ganze Eier stark geschlagen hat, fügt man den Zucker unter tüchtigem, anhaltendem Rühren darunter, hierauf die Gewürze, dann das Mehl mit der Potasche und zuletzt den Schnee von acht Eiern. Die Masse wird fingerdick auf länglich viereckig geschnittene Oblaten gestrichen und mit einem breiten Messer gut vertheilt; doch muß man rings herum einen schmalen Rand stehen lassen, damit der Teig nicht herunter läuft. Es ist rathsam, die Lebkuchen nicht sogleich zu backen, sondern die mit Papier belegten Bleche, auf welche die Oblaten gesetzt sind, über Nacht stehen zu lassen; die Kuchen werden dadurch glatt und bekommen eine Haut. Vor dem Backen, das in einem nicht zu heißen Ofen geschehen muß, verziert man sie mit abgezogenen und gespaltenen Mandeln.

Basler Leckerli. — In der Schweiz fehlen auf den Weihnachtsschüsseln selten die Basler Leckerli, und die meisten Hausfrauen suchen ihren Stolz darin, die schmackhaften und gewürzigen Pfefferkuchen tadellos selbst zu bereiten. Trotz kleiner Abweichungen in der Menge der Gewürze kommt im Allgemeinen das folgende, oft erprobte Recept zur Anwendung: ¾ Kilo Honig (womöglich mehrjähriger) wird aufgelocht. ½ Kilo gestoßener Zucker dazu gethan und die Masse nochmals zum Steigen gebracht. Wenn sie ein wenig abgekühlt ist, fügt man die übrigen Zuthaten hinzu, nämlich ½ Kilo Mandeln, 125 Gr. Citronat, 125 Gr. Orangenschale, Alles klein zerschnitten, und zwar die Mandeln mit der Schale, ferner 15 Gr. gestoßenen Zimmet, 8 Gr. gestoßene Nelken, eine geriebene Muskatnuß, die fein gewiegte Schale von zwei Citronen und ein Kilo gewärmtes, feines Weizenmehl. Nachdem man noch ein Gläschen Kirschwasser (in Ermangelung dessen Arrac oder Cognac) dazu gegossen hat, wird die Masse gut durchgearbeitet und zuletzt mit den Händen zu einem festen Teig geknetet. Derselbe bleibt einige Tage an einem warmen Orte stehen, dann wird er auf einem Brett in einzelnen Theilen durchgearbeitet und bis zur Stärke von zwei Messerrücken aufgerollt. Man sticht nun Stücke von der Größe eines Kartenblattes aus und legt dieselben dicht neben einander auf ein mit Mehl bestäubtes Blech. Die Leckerlis müssen in einem heißen Ofen hübsch bräunlich gebacken werden. Nach dem Herausnehmen wendet man sie und bürstet das Mehl ab; dann versieht man sie mit gekochter Zuckerglasur, welche man mit einer Bürste schnell auf das Backwerk reibt. Die Leckerlis müssen später nicht gleichmäßig glasirt, sondern weiß gefleckt aussehen, brauchen auch nicht noch einmal in den Ofen geschoben zu werden, da die Glasur bald trocknet.

Französische Pfefferkuchen. — Seit Jahrhunderten werden die französischen Pfefferkuchen in derselben Weise gebacken und erfreuen sich noch immer der gleichen Beliebtheit. Das folgende Recept kam schon vor mehr als 200 Jahren durch französische Flüchtlinge, die es aber lange als Geheimniß hüteten, nach Deutschland. 400 Gr. süße und 100 Gr. bittere Mandeln werden abgezogen und fein gerieben, 12 Gr. Zimmet, 6 Gr. Gewürznelken und 3 Gr. Cardamom gestoßen. Diese Gewürze mischt man mit 1¼ Kilo feinstem Wiener Weizenmehl und fügt noch die Schale einer Citrone und eine Stange Vanille (beides einzeln fein gewiegt) darunter. In einer Casserole bringt man nun 625 Gr. Honig mit 850 Gr. fein geriebenem Zucker zum Kochen, gießt die gut vereinigte Masse noch kochend über Mehl und Gewürze und verrührt Alles tüchtig. Jetzt werden noch 25 Gr. in Wasser aufgelöste Potasche dazu gethan und so viel Mehl hineingeknetet, bis der Teig nicht mehr klebt und sich ausrollen läßt. Nachdem er fein, nur in der Stärke eines Messerrückens ausgewalzt ist, sticht man mit einem Weinglase runde Kuchen aus. Dieselben werden auf ein mit Mehl bestreutes Backblech gelegt und in fünf bis sieben Minuten matt hellbraun gebacken. Auf die richtige Hitze und das schnelle Backen kommt es wesentlich an, denn wenn sie länger im Ofen bleiben, werden sie zähe und trocken. — Bei genauer Befolgung dieser Angaben erhält man etwa 100 vorzügliche Gewürzkuchen.

Italienische Mandelspäne („Mandorlatti".) — 100 Gr. süße und einige Gramm bittere Mandeln werden abgezogen, fein gerieben, mit dem steifen Schnee von zwei Eiweiß, der auf Zucker abgeriebenen Schale einer Citrone und 100 Gr. gesiebtem Zucker vermischt. Nach Belieben kann man etwas Zimmet, einige gestoßene Nelken und Orangenblüthen-Wasser dazu thun. Häufig kommen auch statt der geriebenen in Streifen geschnittene Mandeln zur Verwendung. Die Masse wird einen Cent. hoch auf Oblaten gestrichen und mit Oblaten gedeckt; zu diesem Zwecke schneidet man 12 Cent. lange und 2½ Cent. breite Streifen. Die Mandelspäne, welche auf ein mit Wachs bestrichenes Blech gelegt werden, bedürfen nur einer gelinden Wärme beim Backen, denn sie müssen weiß und weich bleiben.

Schwäbische Busserln. — Fünf ganze Eier werden eine Stunde mit 500 Gr. Puderzucker geschlagen, dann mischt man 500 Gr. bestes Auszugsmehl hinzu, arbeitet den Teig tüchtig durch, mangelt ihn aus und sticht ihn mit kleinen beliebigen Formen aus. Zu gutem Gelingen ist ein zwölfstündiges Rasten des Teiges nöthig, man bereitet ihn daher am besten des Abends und bäckt ihn am nächsten Morgen auf einem fein bestäubten Blech, bei mäßiger Ofenhitze, hellgelb.

Frankfurter Brende. — 500 Gr. Mandeln stoße man mit Rosenwasser ganz fein, und rühre sie mit eben so viel feinem Zucker auf dem Feuer, bis sie, — geröstet, — sich trocken anfühlen. In einen mit Zucker ausgestreutem Napf gethan, bleibt die Masse, mit einem Tuche bedeckt, bis zum folgenden Tage an einem kühlen Platze stehen; dann schüttet man sie auf ein Backbrett, giebt 65 Gr. feines Mehl und ein Eiweiß hinzu, arbeitet sie gut durch und mangelt sie etwa ½ Cent. dick aus. In kleine, mit Mehl bestäubte Formen gedrückt, bleiben diese abermals 24 Stunden stehen, um zu trocknen, dann werden sie auf ein mit Wachs bestrichenes Ofenblech gestürzt und bei mäßiger Hitze gebacken.

Schweizer Haselnuß-Leckerli. — 375 G. abgeschälte Haselnüsse und 200 Gr. gehäutete Mandeln werden zusammen im Mörser gestoßen, wobei man sie ein wenig mit Eiweiß oder Rosenwasser anfeuchtet. Dann vermischt man sie mit ½ Kilo gestoßenem Zucker, der feingewiegten Schale einer Citrone, zwei Eßlöffel Kirschwasser, 80 Gr. Mehl und dem zu festem Schnee geschlagenem Weißen von acht Eiern, wirkt alles gut durcheinander, rollt den Teig in Stärke eines Messerrückens auf, schneidet ihn in kleine längliche Vierecke und bäckt ihn auf einem mit Butter bestrichenen Blech. Sobald die Leckerli gar geworden, werden sie mit einem aus Wasser und Puderzucker gekochten dünnen Syrup bestrichen, dann läßt man die Glasur im Ofen trocknen.

Haselnuß-Makronen sind gleichfalls vorzüglich; sie bestehen aus 125 Gr. geschälten Haselnuß-Kernen, die mit ebenso viel gebrühten und abgezogenen Mandeln gestoßen, mit sieben Eiweißen gerieben, mit 375 Gr. feinem Zucker und der zuvor auf diesem abgeriebenen Schale einer Citrone, vermischt in beliebig großen Häufchen auf Papier oder Blase gesetzt, länglich oder rund geformt im Ofen mehr getrocknet als gebacken werden. Erkaltet befeuchtet man, — wenn man sich des Papieres bediente, — die Rückseite derselben und löst so die Makronen auf leichte Weise los.

Zwei Weihnachtsgetränke. — John Collins (amerikanisch). Ein großes Weinglas Whisky wird mit dem Saft einer Citrone, einem Dessertlöffel reinen Syrups und einem halben Wasserglas ganz fein geschlagenen Eises vermengt und so lange geschüttelt, bis das Ganze eine leicht gefrorene Masse bildet. In ein größeres Gefäß geschüttet, setzt man der Mischung einen Löffel Curaçao und eine halbe Flasche Brause-Limonade oder Sodawasser zu.

Wassail-Bowle ist eine altenglische Weihnachtsbowle, die am Christabend bereitet, mit einem Kranz von Epheu oder Stechpalmen geschmückt, auf den Tisch gebracht wurde, und noch jetzt in vielen Gegenden Englands gebraut wird. Auf eine Bowle von vier Flaschen Weißwein nimmt man eine kleine geriebene Muskatnuß, zwei Gewürznelken, 1½ Gr. gestoßenen Ingwer, ein Blatt Macis, ein fingerlanges Stück feinen Zimmet, vier bis sechs Coriander- und Cardamomkörner, thut Alles dies in eine kleine, sehr saubere Casserole, gießt ¼ Liter Wasser über, läßt das Ganze einmal aufkochen und gießt es durch ein feines Tuch in ein passendes großes Gefäß. Nun giebt man den Weißwein, dem man nach Belieben Portwein, Sherry oder Madeira zusetzen kann, hinzu, läßt ihn auf mäßigem Feuer heiß werden und süßt ihn mit ungefähr 600 Gr. feinem Zucker. In die für den Punsch bestimmte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bowle thut man zwölf recht frische, schaumig geschlagene Eigelb und das zu Schnee gequirlte Weiße derselben. Sobald nun der Wein heiß zu werden beginnt, schöpft man nach und nach einige Kellen desselben zu den Eiern, verrührt diese gut, und giebt unter beständigem Schlagen allmälig den übrigen kochenden Wein hinzu. Sobald das Getränk gehörig schaumig geworden, legt man zwölf gute, in der Schale gebratene Aepfel hinein, und füllt die Bowle ein.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten.

Gemalte Gobelins.

Seit im frühen Mittelalter die Ritterfrauen und Edelfräulein mit kunstgeübter Nadel ihre Rücklaken schufen, seit im fünfzehnten Jahrhundert zu Arras die ersten Wandbehänge gewirkt wurden, deren figürliche Darstellungen in den Arazzi Rafaels zu höchster künstlerischer Vollendung gelangten, seit die Manufacturen von Beauvais und Aubusson, Brüssel und Paris alle Prunkgemächer mit kunstvollen, in Bildern gewirkten Tapeten füllten und die von Jean Gobelin gegründete Manufactur der Gobelins allen diesen Tapisserien den einheitlichen Namen gab, so lange schon ist solcher Wandschmuck stets die vornehmste Zierde des Hauses gewesen. Die große Kostbarkeit der Gobelins ließ sie freilich auf einen kleinen Kreis Bevorzugter beschränkt bleiben. Die immer wieder erneuten Versuche, durch Malerei mit dem Pinsel, auf Stoff das Gewebe nachzuahmen, schlugen lange Zeit hindurch fehl; stets verdeckten die Farben die Textur des Gewebes, sodaß letzterem der Charakter der Gobelins genommen wurde, und die Malerei für sich bestehend hervortrat. Erst unserer erfindungsreichen Zeit war es vorbehalten, das Geeignete zu schaffen.

Auf extra hierzu gewebter Leinewand, mit besonders für die Malerei auf Stoff präparirten Farben, treten die tadellos gemalten Gobelins den echten so nahe, als dies überhaupt zu erreichen ist. Die äußerst transparenten Farben saugen sich in den Stoff ein, lassen jedoch den Faden des geripptен Gewebes klar hervortreten, sodaß durch die Malerei, trotzdem sie den Grundstoff deckt, die Textur desselben nicht verloren geht, sondern die Gobelin-Wirkung erhöht wird.

Die Ausführung dieser Gobelins bietet eine interessante, selbst den Laien in der Malerei nicht unzugängliche Arbeit. Die sogenannte Gobelin-Leinewand ist in verschiedenen grauen oder gelblichen Leinentönen, wie in verschiedenen Stärken und Breiten im Handel vorräthig. Die Gobelin-Farben sind flüssig und werden in kleinen Glasflaschen verkauft; sie bestehen aus einer Skala von dreißig Farben, vermittelst deren man durch Mischung jede beliebige Nüance erzielen kann; die Farbenflaschen müssen jedoch gut verschlossen gehalten werden. Zum Malen bedient man sich der Marder- und kurzen Borstenpinsel in verschiedenen Stärken; jede Farbe verlangt ihren besonderen Pinsel, welcher stets sofort zu reinigen ist. In den echten Gobelins sind die Farben begrenzt, was durch die Art ihrer Herstellung bedingt wird; deshalb sollte bei der Imitation diese Eigenthümlichkeit möglichst beibehalten und die Farbe in abgesetzten Tönen aufgetragen werden.

Gobelin-Malerei. Kleine Uebersicht eines Gobelins mit Spruchbänder tragenden Figuren. Original-Tapisserie des XV.—XVI. Jahrhunderts. Sammlung des Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins zu Frankfurt a. M.

Gobelin-Malerei. Einzelne Bildfläche nach einem Gobelin des XIV.—XV. Jahrhunderts. 95 Cent. hoch, darstellend das Leben der Madonna in einzelnen Bildern. Deutsche Original-Tapisserie. Eigene Sammlung.

Die Vorzeichnung, — Veränderungen der Größe erreicht man bekanntlich am besten mittelst des Quadratnetzes, — ist nur in Contouren auf den Stoff zu bringen. Am besten geschieht dies, indem man, die Umrißlinien der Zeichnung mit einer Nadel durchlöchernd, eine Schablone herstellt und diese mittelst eines Puderbeutels mit Kohlenpulver auf die zuvor in einen festen Holzrahmen gespannte Leinwand überträgt. Mit dunkler Farbe, doch in sehr feinen Strichen, zieht man hierauf die Contouren nach und kann nunmehr mit dem Malen beginnen, sobald die sämmtlichen wünschenswerthen Farbentöne in ausreichender Menge vorbereitet wurden. Das Auftragen der Farben muß sehr verdünnt geschehen; je zarter sie aufgesetzt werden, um so echter wirkt die Malerei, für welche ein wirkliches Bildgewebe immer die beste Vorlage sein wird.

Alle Musterungen schöner alter Gobelins, die Ornamente, wie ihre Blumenstücke, und selbst reiche figürliche Darstellungen lassen sich auf diese Weise nachbilden.

Die kleine Wiedergabe ist eine einzelne Bildfläche aus einem interessanten Gobelin — 95 Cent. Höhe — der in einer Reihe von Bildern das Leben der Madonna behandelt. Solche kleine Darstellungen eignen sich ganz besonders gut zum Copieren, und alte Werke, wie die originellen Bilder Hans Burgkmeier's, Wenzel Hollar's ꝛc., auch der Theuerdank und ähnliche Bibliothek-Kleinodien geben so gute Vorlagen, wie Kupferstiche und Photographien nach wirklichen Gobelins, gleich dem, welcher unserer Wiedergabe zu Grunde liegt: ein Chorstuhl-Dorsale aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die wohlgelungene gemalte Copie nach einem köstlichen kleinen Gobelin — 68 Cent. hoch — welcher im Jahre 1882 auf der Ausstellung von Kirchenschätzen in Frankfurt a. M. allgemeines Aufsehen erregte, geben wir in zwei Abbildungen, die dem Reiz des Originales völlig gerecht werden. Sie zeigen in gleichmäßiger Wiederkehr eine Frauengestalt in reichem schleppenden Gewande und kleine Zwischenfiguren, welche aus Zweigen hervorwachsen und gleich den Hauptgestalten Spruchbänder tragen. Derselbe Spruch: „der welt ere liebt nur sere falß sie ist" wiederholt sich wie die Figuren; nur die Farben der Gewandung wechseln.

Gobelin-Malerei. Spruchbänder tragende Figuren aus einem Gobelin des XV.—XVI. Jahrhunderts. Original-Tapisserie: Mitteldeutscher Kunstgewerbe-Verein zu Frankfurt a. M.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Obstflecke. — Wie beseitigt man Obstflecke aus Wäschestücken?
Frau H. in Budapest.

Wasserflecke in Möbeln. — Wie kann man Wasserflecke aus matten Nußbaum-Möbeln entfernen? E. A. in D.

Ausgestopfte Vögel. — Wie schützt man ausgestopfte Vögel gegen Mottenfraß? Mathilde K. in Hamburg.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Sechsgespann (112). — Ich hatte als großer Pferdefreund im vergangenen Jahre Gelegenheit, die Pferde, welche in der betreffenden Anfrage offenbar gemeint sind, in Herrenhausen zu sehen, und erlaube mir daher, hiermit die gewünschte Auskunft, soweit ich es vermag, zu ertheilen:

Unbenutzt schon seit 1870, nur täglich in Gang gehalten, aber um keinen Preis feil, stehen in Herrenhausen zehn Pferde des ehemals Königlich hannoverschen Marstalles, und zwar ein Sechs-Gespann, Rosenschimmel (weiß geboren), und ein Vier-Gespann, Isabellen (Mähne und Schweif braun). Der Schweif reicht bei allen zehn Pferden bis zum Boden.

Zu den Schimmeln, die, wenn sie warm werden, rosig anlaufen und deren Mäuler fleischfarben aussehen, giebt es ein hochrothes, zu den Isabellen ein lichtblaues Gala-Geschirr.

Wann die aus dem Königlichen Gestüt stammenden Thiere aufgestellt worden sind, habe ich leider zu fragen unterlassen. Woher sie sollten ergänzt werden, wenn eins in Abgang käme, ist wohl noch schwerer zu sagen, da es derartige Seltenheiten, zumal so groß und stark, kaum mehr geben dürfte.
Dr. phil. G. in D.

Tabaksqualm. (128). — Die Wissenschaft bestätigt, was durch die Erfahrung längst bekannt ist, daß die Speisen mehr oder minder empfindlich sind, leicht durch fremde starke Gerüche leiden und dadurch im Geschmack beeinträchtigt werden. Wie vorsichtig schützt deshalb die sorgsame Hausfrau Butter, Fleisch, Kaffee und andere Eßwaaren vor allen schädlichen Einflüssen und insbesondere auch vor Tabaksrauch, trotz des gelegentlichen Spottes des Herrn Gemahls, der die nachtheilige Wirkung des Qualms meist nicht zugestehen mag. Die Wissenschaft aber hat den Damen recht gegeben und mannigfache Experimente, namentlich des Forschers Bourrier beweisen, daß Speisen, die längere Zeit starkem Tabaksrauch ausgesetzt sind, die giftigen Eigenschaften des Nicotins annehmen und beim Genuß gesundheitsschädigend wirken. Namentlich leiden weiche Speisen, frischgeschlachtetes Fleisch, Fett ꝛc. durch die Rauchniederschläge, während harte und trockene Nahrungsmittel weniger den verderblichen Einflüssen des Nicotins ausgesetzt sind. Vielleicht geht Bourrier zu weit, wenn er viele Krankheitserscheinungen, deren Ursache unbekannt ist, auf den Genuß nicotinhaltiger Speisen zurückführen will; jedenfalls aber ist Vorsicht anzurathen und die ängstliche Sorge der Damen, die Eßwaren vor längerer Einwirkung des Cigarrenrauchs zu schützen, voll berechtigt.
Ernst K. in Greifswald.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf